Heimgarten

Peter Rosegger

Digitized by Google

)902
.444
v.25

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

25. Jahrg. October 1900. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

Peter Rosegger.

Druck und Verlag von „Leykam" in Graz.

bonnementspreis jährlich (12 Hefte) 7 K 20 h = 7 M. 20 Pf., mit Franco-Postzusendung
8 K 40 h = 8 M. 40 Pf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXV. Jahrgang.

Romane, Erzählungen und Dramatisches.

Seite

Pariser Mode. Erinnerung aus der Handwerkerzeit von Peter Rosegger 2
Den Zug versäumt. Eine Geschichte aus unseren Tagen 10
Thu' mir den einzigen Gefallen — kauf' Papiere! Eins aus dem Leben von R. . . 47
Der Einhandel und sein Sohn. Skizze aus dem Volksleben von Hans Fraungruber 81
Weltgift. Ein Roman von Peter Rosegger 161, 241, 321, 401, 481, 561, 641, 721, 801, 881
Das erste Duell. Eine Novelle von Guy de Maupassant 176
Die Zenoburger Hexe. Von Karl Wolf in Meran 184
Als die Großmutter sterben wollte. Von Heinrich Sohnrey 265
Der Besuch. Eine Familiengeschichte von Josef Wichner 337
's Hoamat. Eine Geschichte von Hans Grasberger 342
Der Keuchen-Ferdl. Eine Gestalt aus dem Volke von Peter Rosegger 348
Die Wirtin von Vornau. Von Heinrich Seidel 418
Der schlaue Bürgermeister. Eine Dorfgeschichte von Peter Rosegger 425
Rentier Himmelstoß auf der Alm. Eine Erzählung aus dem Kärntner Oberlande von Karl Krobath 503
Der Prandtner Franz und seine Kameraden. Eins aus dem Waldleben von Peter Rosegger 510
Die Geschichte von den zwei — — 514
Sein besseres Ich. Eine Geschichte von Josef Willomitzer 579
Leben. Novelle von Paul Robran 583
Das Ehehindernis. Eine überflüssige Geschichte von Peter Rosegger 594
Huzel und Pochel. Ein Nachtstück von Berthold Auerbach 611
Der Schloßgärtner von Schönbrunn. Von Hans Grasberger 662
Die Heimfahrt. Ein Aufzug aus dem Drama des Lebens von Peter Rosegger . . 669
Wie der Ochsenhannes zu seinem Namen und seinem Weib gekommen ist. Eine Dorfgeschichte von J. Palmer 679
Unterwegs. Eine wahre Geschichte von Louise Seidl-Derschmidt 741
Die Männerwahl. Von Peter Rosegger 748
Dieweilen der Obrist in Wien war. Von Peter Rosegger 756
Der verrückte Locomotivführer. Von W. L. Alden 786
Für d' Katz. Eine Geschichte von Ludwig Anzengruber 824
Johanniskäferchen. Eine Sage aus den österreichischen Alpenländern von Andrea Maria Birnbacher 896
Seel-Weck. Ein Geschichtlein aus dem obern Mühlkreis von Louise Seidl-Derschmidt 903
Nach Gelde strebt doch Alles. Von einem armen Poeten 927

ANNEX A

Digitized by Google

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Seite
Da Student und die Seinigi. In da steirischn Gmoansproch von Peter Rosegger . 52
Auf der Wildwiese. Von Peter Rosegger 57
Edler Bauernstolz. Von R. 74
Der Hausdost. Eine Gestalt aus dem steirischen Volke von Rosa Fischer 91
Ein Bergstieg in den Tauern. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 135
Der Tod in den Alpen 141
Vier Tiroler Tage. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 222
Religionsfrevel im Volke 231
Was mich die Berge lehrten. Tagebuchblätter von Andrea Maria Biernbacher . 282
Beim alten Egger. Eine Skizze aus unserem Bergvolk von Victor Zack 293
Bauern-Geschmack 308
Der Sohn des Hauses. Ein Bild aus der guten alten Zeit 391
Der Kastelbauer auf Freiersfüßen. Nach Freudenthals „Dat Upgebot" 474
Die zwei Brüder. Volkslied aus Obersteier. Vermittelt durch Thomas Ortner . . 477
Kinderplaudern. Von Rosa Fischer 540
Die Schapper in Uggowitz. Von Josef Steiner-Wischenbart 552
Kunstsinn im alten Bauernhaus. Von Rosa Fischer 607
Owa na ka Wossa nit! A Gschichtl in da steirischn Gmoansproch 708
Der Moar-Diepl. Von Adolf Frankl 814
Von einem verschollenen Berg. Von P. G. 854
Unsere Gebirgsbauern 858
Über den Volkshumor in den Alpen. Aus Roseggers Schriften 912
Wanderbilder aus der Jugendzeit 937
Der Haberknüpfer 937
Heut' g'freut's mich 943
Im Thal bei Seewiesen 947
Warum es in den Bergen so viel regnet. Von Friedrich Bierlein 956

Land und Leute. Charakterbilder.

Wie man in Amerika zu betteln versteht 73
Wie man in Amerika Trunkenbolde behandelt 149
„Strizzi." Ein Bildchen aus dem Wiener Leben von Vincenz Chiavacci 373
Ein Staat am Rhein — klein aber fein. Von Hans Malser 452
Ohm Paul und seine Sanna. Skizze aus dem Burenlande von Frederik Rompel 769
Die Honoratioren 777
Die Scholle ist hart, die Welle ist weich. Eine Plauderei von R. 781
Was die Vogteyer bei ihren Taufen und Trauungen treiben. Von Th. Just 931

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Naturempfindung vor hundert Jahren. Von Michael Haberland 68
Die Vertreibung der Evangelischen aus dem Salzburgerlande. Von Leopold Reimayer 100
Die Veredlung der menschlichen Rassen. Von Prof. Dr. Max Haushofer 211
Bismarck wirbt um seine Frau 306
Die Bedeutung der kleineren Nationen. Von Rudolf Eucken 629
Vom großen Menschenfeind 632

Digitized by Google

Seite

Zeitgeschichtliches. Plaudersames.

Wie verhält sich unser Volk zur religiösen Bewegung? Von Peter Rosegger . . . 19
Verhängnisvoller Curs 25
Zur Versöhnung der Kirchen. Von R. 110
Wie kann die Dorfschule der zunehmenden Entvölkerung der Scholle entgegenarbeiten? Von Rudolf Hebler 114
An die Studenten. Freier Brief an die in Paris versammelten Studenten von Professor E. Larisse. Deutsch von E. Hermann 130
Der Clerus in Frankreich 147
Thut das Sterben weh? 150
Ein Reichsdeutscher über das katholische Leben in Österreich 195
Das Oberammergauer Passionsspiel und ein Gegensatz. Von Friedrich Paulsen . 208
Im Cabinet. Von R. 217
Die Heilandskirche in der Waldheimat — vollendet. Von R. 271
Nur ein kleines Stüberl. Von R. 275
Die Antrittsbesuche. Ein Bild aus der heutigen Zeit von Franz Heiter 297
Das traute Heim. Von Ruskin 303
Eine Strafpredigt. Von John Ruskin 356
Von der Ausstattung des Kirchen-Cultus. Von R. 362
Was die Frauen thun sollen. Von R. v. Lücken 381
Die neue Zeit. Von R. 386
Der Tappnachi 387
Hausmittel. Von Dr. Ernst Schneider 455
Vom Danken. Von Max von Weißenthurn 468
Die Leuchter der Baukunst. Von John Ruskin 531
Nach meinem Tode. Von Ferdinand Groß 535
Gleiches Recht an geistigen Gütern. Von R. 545
Warum und wie soll man die Trunksucht bekämpfen? Von Prof. Dr. Vidmar 600, 691
Die Mürzquellen sind nicht feil! 622
Von künstlerischer Gestaltung Gottes. Von R. 625
Ein Ärgernis. Von R. 626
Touristen als Pionniere des Deutschthums 635
Der Staat confessionslos. Von Josef Freiherrn von Kalchberg 700
Ein Bekenntnis. Von Tolstoj 714
Die Welt als unveräußerliches Privateigenthum. Von M. 760
Ein katholischer Priester über die kirchlichen Zustände in Österreich. Von R. 762
Gesinnungslos. Von M. 792
Das Bekenntnis. Von Th. Vernaleken 793
Die Cultur der Neuzeit und der Protestantismus. Von Dr. Hermann Schell . . 830
Wahrheit und Phrase. Von Max von Weißenthurn 836
Wirklichkeitsunterricht. Von Wilhelm Bölsche 840
Verbrecherprocesse und die Tagespresse 861
Einspannen 866
Bauernfängerei. Von R. 872
Zum Kirchenstreite. Von R. 874
Die Familie ohne Autorität. Von R. 951

Digitized by Google

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Stilproben aus der Lehrwerkstätte angehender Schriftsteller. Von Josef Wichner . 30
Zur Charakteristik Robert Hamerlings. Von *** 38
Aufgewärmte Altschrift und moderne Diebszeichen. Von Hans Malser 43
Eine neue Hamerling-Ausgabe 75
Bücher 77, 156, 236, 312, 394, 478, 556, 638, 716, 797, 877, 959
Hamerling-Briefe. Von A. W. 120
Von unserer größten Dichterin. Von R. 145
Ein Urtheil über Nietzsche 148
Noch einmal die modernen Diebszeichen. Von Hans Malser 234
Stelzhamer und die Gusti. Aus Hermann Bahrs Lebensbild „Der Franzl" (Wiener Verlag) 260
Eine Erinnerung an Adolf Pichler. Von Peter Rosegger 278
Die Hamerling-Ausgabe vollendet. Von R. 389
Anzengruber-Briefe an den Herausgeber 435
Was die Leute über das Buch „Mein Himmelreich" sagen. Von Peter Rosegger . 443
Karl Gottfried Ritter von Leitner. Von Karl W. Gawalowski 520
Über unsere Kraft. Von Rosegger 547
Maschinelle Theatereffecte. Von K. 714
Aufruf zur Errichtung eines Adolf Pichler-Denkmals in Innsbruck 720
Alte Schriften. Noch einmal etwas Autobiographisches von Rosegger 844
Ein Buch der Hochtouristik. Von R. 869
Nietzsches Werk. Von Dr. Alois Riehl 906

Gedichte, Sprüche.

Zum fünfundzwanzigsten Jahre! Von Peter Rosegger. 1
Gedichte. Von Friedrich Marx 17
Dorfluft. Gedichte in Bauernmundart von Louise Derschmidt 63
Neue Gedichte. Von Mathilde Gräfin Stubenberg 67
„Verlust gering!" 73
Der verlorene Sohn. Gedicht von Franz Karl Ginzkey 99
Lieder des Mädchens aus dem Volke. Von Grete Baldauf 154
Fund im Hause. Von B. L. Armstrong 292
Die Erdbeerfrau. Von Marie Ebner-Eschenbach 304
Sprüche. Von Otto Promber 309
In ein Stammbuch. Von R. 311
Neujahr. Von Wilhelm Nord 312
Bei uns dahoam. Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber . . . 378
Merks. Von M. 385
Die Scholle. Gedicht von Heinrich Vierordt 434
Gedichte. Von Jenny von Reuß 518
Der Schofhalter. Von J. G. Frimberger 554
Kimmung. Lieder von Gottfried Nickl 598
Sinngedichte. Von Otto Promber 624, 699
Der letzte Ritt. Gedicht von Karl Krobath 690
Gedichte. Von Dor. Waldau 707

Digitized by Google

Seite

Waldsang. Gedichte von K. E. Knodt 713
Ich bereue nichts. Von R. 792
Aus stillen Tiefen. Sprüche von Otto Promber 794
Aus jungen Jahren 796
Blumenlicht. (An die Bergaurikel.) Von Hermann Hango 868
Wie der Bau'r auf'n Kaiser wart'. Nach einer Thatsache in Obersteiermark im Sommer 1856 von K. A. Kaltenbrunner 875
Heinzelmänner. Von Anna Besser 950
Allerlei Denkzetteln. Von Josef Wichner 953
Steirisches vom alten Zither- und Hackbrettmann 958

Poetenwinkel.

Der Erlöser. Von Herm. Wenkebach 152
Die Heide blüht. Von Joh. Alboth 152
Wohlthun. Von Joh. Alboth 152
Alpenrosen. Von Gebell-Ennsburg 153
Wie es kam. Von Franz Karl Ginzkey 153
Bergwanderung. Von Anton Renk 233
Allerseelen. Von Anton Renk 233
Als Atra starb. Von Hermann Gschwendl 233
Lied. Von Theodor von Krastil 233
An der Bahre eines Kindes. Von Theodor von Krastil 234
Zwiesprache. Von Franz Reddi 234
An Lebemänner 234
Besuche. Von Hans Fürnschuß 390
Letzter Wunsch. Von Hans Fürnschuß 390
Ich frug dich doch ... Von Anna Besser 390
Das Bildstöcklein. Von Luise Hitz 550
Frage. Von Franz Reddi 550
Sünde. Von Hermann Hango 551
Mein Weh. Von Franz Floth 551
Spinnt langsam! Von Jakob Sommer 551
Der Selbstmörder. Von Weißenegg 551
Als Bua und Greis beim Edelweis. Von Walter Gregoritsch 552
Alpe und Kloster. Von Gebell-Ennsburg 636
Frage. Von Anton Renk 637
Vorfrühling. Von Anton Renk 637
Letzte Gabe. Von Anton Renk 637
Ostern. Von Fritz Lemmermayer 637
Sehnsucht. Von Franz S. Langer 638
Unbewusstes Thun. Von F. Gschmeidler 955
Zwei Seelen ... Von Hans von der Schwarzau 955
Ohne Liebe. Von Hans Mittendorfer 955
Und weiter braust der Zug. Von Franz Floth 956

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Ein Kaiserwort 72
Drei großmüthige Herren und ein kleinmüthiger Diener 153

Digitized by Google

	Seite
Ein Mann, der täglich seinen Knecht verkauft	153
Eine Räubergeschichte	154
Große Herren haben große Füße	155
Kratze mich, Fremdling!	310
Was mir als Knaben begegnet ist im Park von Miramar. Von Prof. Dr. Vidmar	365
Ein sonderbarer Schwärmer	389
Zwei alte Scherzgeschichten. Von einem, den wir nicht vergessen können	475
Unwahrheit bringt Rosen	627
Die Sonntagspuppe. Von Paul Remer	712
Neue Kunde von Münchhausen. Zur lustigen Zeitung	795

Verschiedene Sachen.

Graz im Freilicht. Von M.	65
Moderne Kunst. Von Stephan Milow	71
Postkarten des „Heimgarten" 79, 160, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880,	960
Leitgedanken von Marie von Ebner-Eschenbach	145
Ein Traum. Von R.	312
Der Mann mit dem gesunden Menschenverstande	387
Unter der glorreichen Regierung des Grafen Wutsch. Ein Dorfbild. Von K.	471
Eine Zuschrift. Von Franz Goldhann	478
Heim zu ihm! Von P. E.	548
Kleine Einfälle. Von Franz Goldhann	555
Zur Hebung des Fremdenverkehres in den österreichischen Alpenländern. Von Hofrath Arthur Achleitner	555
Alkohols Sündenregister	628
Warum ich die Blumen hasse. Von R.	711
Eine Abreise. Von S. Elbing	827
Ich habe mich kläglich gegirret	877

Heimgarten

1. Heft. | October 1900. | 25. Jahrg.

Zum fünfundzwanzigsten Jahre!

Seit sich der Gärtner müht,
Und dieser Garten blüht,
Nie Gold und Silber das Leitmotiv war.
Doch als die Zeit verstrich,
Sachte das Hauptshaar blich,
Nahte dem Werke das silberne Jahr.

Silberne Hochzeit hält
Mit seiner Lesewelt
Heimgarten jetzt, zum Jahrhundertbeginn.
Altern nicht wehe thut;
War nur die Ehe gut,
Wird selbst dem Silberhaar gold'ner Gewinn.

Seit einst im Steirerland
Schlicht dieses Blatt entstand,
Liegen,. wie immer, die Geister in Streit.
Und dieser Garten hier
War theils ein Kampfrevier,
Theils ein Idyll auch in stürmischer Zeit.

Oft fiel das Samenkorn
Freilich auf Sand und Dorn,
Oft hat gesä'ter Wind Sturm auch gebracht.
Ist es auf Bergeshöh'n
Nicht der befreite Föhn,
Der aus dem Eise den Frühling entfacht?

Doch nicht der Lenz allein
Soll ewig Herrscher sein.
Fruchtbarer Herbst, wie erwart' ich dich gern!
Was wir im Lenz gesä't,
Ahnend schon aufersteht:
Freude den Menschen und Ehre dem Herrn!

Dann — wird im Abendfried'
Einst auch der Gärtner müd,
Reichend den Spaten dem andern zur Hand,
Wird das Vermächtnis sein:
Treuet den Garten mein,
Heimgarten ewig dem steirischen Land!

Peter Rosegger.

(RECAP)
169529
Digitized by Google

Pariser Mode.

Erinnerung aus der Handwerkerzeit von **Peter Rosegger.**

Wir trabelten mehr in der Luft, als auf dem Erdboden. Jener wunderliche Heilige soll Flügel an den Fersen gehabt haben, wir hatten die Federn an den Zehen, so schnellten sie uns dahin auf der Waldstraße, trotz des gewichtigen Bügeleisens. Der ungarische Schneider war überflügelt. Der ungarische Schneider, der jahrelang die Ster gehabt hatte beim Werksverweser, er war ausgestochen von unseren fleißigeren Nadeln oder — treu gesagt, wir wussten es selber nicht, weshalb wir auf einmal geladen worden beim Werksverweser in Brückelbach.

In der großen Stube mit den weißen Fenstervorhängen und den braunpolierten Kästen, ein fermes Herrenzimmer, durften wir unsere Werkstatt aufschlagen. Da gedachten wir uns zu behaupten. Zu behaupten durch gediegene Arbeit und solides Benehmen. Wir wollten in diesem fürnehmen Hause auch einmal rechtschaffen gebildet sein, anstatt „jo" ja sagen, zu Beginn der Mahlzeit stets „Guten Appetit" wünschen und mit der linken Hand die Gabel führen. Auch mit Du wollten wir niemand anreden, wie sonst in der Bauernschaft, sondern den Herrn Verweser mit „Er" und die Frau Verweserin mit „Sie" und die Mädels mit „Fräuln". Beim Anmessen aber, wenn er wissen wollte, welche Kleidungsstücke sie bekämen, fragte mein Meister: „Was kriegen wir?"

Das Tuch lag schon auf dem Tisch, grobes und feines, schwarzes, graues und Unterzeug, in Stückeln und in Resteln, weich und glatt. Also, der Werksverweser, ein stattlicher Herr mit viereckigen Achseln und dreieckigem Kopf, der kriegt einen lodenen Gebirgsrock, ein Beinkleid und eine Hose. Sein Kopf war deshalb dreieckig, weil er oben mit einem breiten Schädel anhub und unten in einem grauen Spitzbart auslief. Was jedoch zwischen Beinkleid und Hose für ein Unterschied sein sollte, das fragte ich den Meister und er mich. Es war aber einfach: die Hose für Feiertags heißt Beinkleid, und das Beinkleid für Werktags heißt Hose. — Die Frau Werksverweserin „kriegt nichts". Sie konnte vielleicht darum kein Gewand bekommen, weil sie eigentlich keinen rechten Leib hatte. Es war hinter ihrem dunkelblauen Hausrock wohl etwas da, aber mehr ein Gestell, als ein Leib, eigentlich nur so ein Apparat, der immer bewegsam, in allen Theilen des Hauses umherwirtschaftete, mit scharfem Stimmlein Befehle gab und alles im Gang hielt. Sie war der Schemen, der Geist,

und bedurfte nur eines dunkelblauen schlaff niederhängenden Rockes und einer weißen Haube, die über die Ohren herabgebunden war, um gesehen zu werden. Also die Frau kriegt nichts.

Das „Fräuln". Aber nein, es war ja das Stubenmädel, das wir einen halben Tag lang als „Fräuln" verehrten, ein blasses Rundgesichtel, das immer lachte und trällerte und mich, den Schneiderlehrling mit neunzehn Frühlingen, lustig einen „Haspel" hieß. Sie hatte freilich recht. Während der Meister mit quirender Scheere einen Rock zuschnitt, hockte ich auf niederem Schemmel, spitzte die Knie auseinander, über die ein schwarzer Zwirnsträhn gespannt war, und wickelte mit emsiger Hand den unendlichen Faden auf's Knäul. Ob solcher Thätigkeit hätte mich jeder Holzhaspel der Gewerbsstörung klagen können. Das rundgesichtige „Fräuln" hatte also völlig recht. Unrecht hatten eben wir mit unserer Menschenkenntnis und die Augen giengen uns erst auf, als gegen Mittag das wirkliche Fräuln zur Thür hereinrauschte. Der Meister wollte vor Ehrerbietung sofort aufstehen, merkte aber noch rechtzeitig, daß er ohnehin stand. Wir glaubten, die kleine runde Person käme von der Kirche, so schön war sie angezogen. Auf und auf weiß und mit rothen Seidenmaschen an unterschiedlichen Stellen. Beim Kaufmann in Mürzzuschlag war im selben Jahre zu Weihnachten eine Puppe ausgestellt gewesen, diese Werkstochter sah ihr ähnlich, so roth waren die Wangen und so schwarz die Augenbrauen und Wimpern. Zart und hold wie ein gemalter Engel war sie anzusehen, als sie jedoch den Mund aufthat, schauten wir ringsherum, ob nicht ein Drescherweib zu wege sei, das da in breiter, quatschiger Weise ausrief: „Hau! Die Schneider san kumen! Dos isch gschaid!"

„Unsere Tochter!" hatte die Mutter diesen Engel vorgestellt. „Kriegt ein Mantill!"

Ist nicht so leicht, bei hohen Herrschaften zu arbeiten. Jetzt weiß man wieder einmal nicht, was das ist, ein Mantill. Ich rieth auf einen Wettermantel und erst mit vorsichtigem Näherfragen kam der Meister drauf, daſs es sich um ein kurzes Oberjäckchen handelte, zu dem die Frau schwarzen Sammtstoff und rothseidenes Unterfutter gebracht hatte. Die Tochter — wir nannten sie nur mehr Tochter, weil das Fräuln schon an dem Stubenmädel abgebraucht war — ließ sich mit dem Faden richtig messen. Nicht einmal unter dem Achseln war sie kitzelig, was eine Seltenheit ist, wie der Meister versicherte. Lehrlinge dürfen noch nicht messen und so muſs man dem Meister glauben. Das „Mantill" sollte an den Rändern verschnürt und mit Taffentbändern doppelt „paspoliert" werden. Der Schnitt muſste „neuwienerisch" sein. Zu allem Glück hatte der Meister das Blatt schon dem schweizerischen Gesellen nachgeschnitten, der seine Mustersammlung unvorsichtigerweise zurück-

gelassen, als er fremd ward. „Sonst wären wir petschiert!“ flüsterte mir der Meister zu.

„I hans gern recht neumoderisch,“ gestand die Tochter, „wie's die Baronischen ham im Gschloss ent.“ Das „Gschloss“ stand drüben im Freschnitzthal und der weiße Engel sollte der erste sein in Brückelbach, der ein neuwienerisches Mantill bekam. „Da wern sie sich giften, die Schulmeisterin und die Kramerluisl!“ Mich hatte die Tochter schon während des Anmessens auf dem Korn und plötzlich rief sie fast schreiend: „Is dos der Schneiderbua, der a so Gedichter dichten thuat?“

Da gehörte rasch ein Riegel vor. „Jetzt heißt's nähen und nicht dichten!“ sagte der Meister. Ich setzte mich zur Arbeit, am Rock des Verwesers konnte schon die Rücknaht gemacht werden.

Aus der weiteren Bewohnerschaft des Hauses erzähle ich noch von einer Art Hauswaschel, einem Manne für alles, was es so in dem Alltag der Wirtschaft an Kleinigkeiten zu thun gab. Ein Bursche mit kurzen Beinen, breitem Hintertheil und einem hübschen Kopf, der immer freundlich dreinschaute, wenig sprach und zu allem „ja“ nickte.

„Der Siedel kriegt nichts,“ erklärte die Hausfrau. Denn er hatte eigentlich schon alles. Er hatte Militär und Civil, alte und neue Mode an sich geknöpft: Eine blaue Soldatenhose, einen grünausgeschlagenen Jägerrock, einen schwarzen Strohhut, der sehr fein geflochten war, aber schon Fransen hatte. Und trug um den dicken Hals die Reste eines Seidentuches geschlungen, deren bunte Farben noch loderten wie Feuer. Der Siedel trug alle Ableger der Familie und ihrer Verwandtschaften, und so oft andere was Neues kriegten, kriegte er was Altes. Und an an manchen Stücken besserte er oder das Stubenmädel so lange herum, bis es wieder wie neu war. Der Siedel stand am Kehrichthaufen oft frischer gewaschen, geflickt und gebügelt, als andere in der schönen Stube.

Endlich muss ich den grauen Pintscher noch vorstellen, an dem viel Wolle aber wenig Hund war. Wenn er auf unserem Tische saß und mit dem Zwirnknäuel spielte, so schien es ein mächtiges Ungethüm zu sein, und wenn man ihn anpackte, war eine handvoll Miestvieh da — alles andere Pelz. Dieser Hund war der Liebling des Hauses und jedes gab ihm einen anderen Kosenamen oder einen anderen Fußtritt, so dass wir nicht herausbekamen, wie der Köter eigentlich heißt oder welche Schuhspitze ihm die liebste war. Er ließ sich alles gefallen, nur wenn man „Prrr“ sagte, that er einen Schnapper nach der Nase. Denn das schien er für eine Fliege zu halten.

Das waren nun die wesentlichen Hausgenossen beim Werksverweser, noch etwa die Kochfrau zu erwähnen, deren verborgenes und wohlthätiges Wirken wir täglich dreimal inne wurden. Es war jeder Tag Christtag vom rahmigen Morgenkaffee über den wohl geschmorten Mittagsbraten bis

zu den Schmalzkrapfen am Abend. Dazu noch der Wein am Vor- und Nachmittage, in den Gläsern funkelnd wie ein Goldring, am Gaumen prickelnd wie süßes Feuer und in der Seele alle Geister rund herumjagend, dass sie sich manchmal purzelten und vor Lachen kugelten.

War der Werksverweser da, so trank er mit und erzählte lustige Sachen. Seine Stimme kählte, wie in einen Topf gesprochen. Hohe Rockkrägen trug er und den Bart so, dass von seinen fünf Kröpfen selten mehr als einer zu sehen war. Obwohl seit Jahren Eigenthümer des Eisenwerkes ließ er sich bescheiden immer nur den Verweser nennen. Beim Wein gestand er treuherzig, dass er derart den Arbeitern leichter die Löhne schmälern könne, ohne mit seiner Person dafür einstehen zu müssen. Er beschäftigte in seinem Sensenhammer ein Dutzend Schmiede, die er bei guter Laune „Kampel“, bei schlechter „Lumpen“ nannte. Außer Erzeugung von Sensen war seine Lebensaufgabe Kegeln. In der gedeckten Kegelbahn längs des Fluders war eine eiserne Tafel aufgestellt, in welcher mit eherner Schrift verzeichnet stand, wann und wie oft schon Erasmus Holtensteiner, Werksverweser allhier, alle Neun geschoben hatte. Die Tochter, wenn sie dem Vater eine besondere Freude machen wollte, bekränzte dieses Denkmal der Gefallenen mit Eichenlaub, das sie von den Ahornbäumen riss.

„Schneider! Willst mir helfen auf ein Bot?“ Mit solchen Worten lud der Werksverweser meinen Meister manchmal zur Kegelpartie.

„Ist mir nit zuwider,“ antwortete stets der Meister, denn für’s erste that er auch mit Leidenschaft Kegelschieben, für’s zweite gewann er dabei dem Gegner zumeist das Geld ab und für’s dritte wurde er noch extra dafür bezahlt, denn die Ster wurde nach dem Tagewerk gerechnet.

In solchen Stunden, wenn die beiden draußen kegelten, dass die Kegel klangen, wurde drinnen die dunkelblaue Stange mit dem weißen Köpfel noch schlanker, und sie gab mir’s zu verstehen, dass man die Handwerker nicht eigentlich ins Haus lüde, damit sie dem Hausherrn das Geld aus dem Säckel spielten, als vielmehr, dass sie gute Arbeit machen sollten. Nun, das letztere geschah ja, dieweilen ich des Tages vierzehn bis sechzehn Stunden nadelte und bügelte. Der Fleiß des Lehrlings ließ sich nicht lumpen, doch war bisweilen unter Variation das Bibelwort anwendbar. Was der Lehrling zusammengefügt, das muss der Meister trennen. Denn während dieses Lehrlings magere Finger aufsichtslos die Nadel führten, brannte er sein Lichtlein vor fremden Altären. Er dichtete einen Roman, der im Monde spielte, und in welchem er das Leben des Waldbauernbuben so beschrieb, wie er es sich für die Erde vergeblich wünschte. Dort war er König, der sehr gerecht regierte, eine gelbseidene Hose trug, und eine junge Frau hatte, die — nebenbei gesagt — dem Stubenmädel beim Werksverweser auf Erden ähnlich sah.

Zwar stand die weiße Tochter mit den rothen Seidenmaschen und den bemalten Wangen einmal stramm vor dem Schneidertisch und sagte: „Ischts wohr, Schneiderbub, dass du Gedichter dichten thuast? Geh — dicht' eins her auf mich. Bitt dich gor schön, dicht' mich a bissel an. Aft schenk ich dir was!"

Senkte ich mein Gesicht auf die Nadelarbeit nieder und antwortete gedrückt: „Kann nicht dichten." Und stach scharf in den Loden.

Am selbigen Abend zur Lichtfeier stand ich draußen hinter dem Flieder und schrieb in mein Büchel solches:

„Bin dem Verweser sein' Tochter.
Heiliger Sanct Kulian,
Bitt dich auf allen vier Knien!
Sei so gut, gib mir einen Mann.
Blind sind die Burschen, ach leider,
Nicht einmal windige Schneider
Gucken mich an."

Während ich diese sinnreichen Verse schrieb, wurden sie auch schon gelesen, und zwar von Augen, die mir über die Achseln lugten und dem Hauswaschel gehörten. Ich merkte es erst, als der Mensch ein Gelächter anschlug: „Nicht einmal windige Schneider! Ha, ha!"

„Wos host mit'm Schneider?" quatschte der weiße Engel vom Kammerfenster her.

„'s Fenster zumachen!" spottete der Waschl, „dass ihn dir der Wind nit einitragt!"

Für diesen Spott hatte ich am nächsten Tag schon eine Genugthuung. Das Stubenmädel mit dem blassen Rundgesicht. Als sie in unserem Zimmer von Möbeln den Staub abfächelte, machte sich der Pintscher den Scherz, auf den Kasten zu springen und nach ihrem Wedel zu schnappen. Da packte sie das Hündlein her, und dieweilen sie lachend auf mich schaute, rieb sie sich das Pelzthier in ihre Wange und sagte ein um's anderemal: „Was willst denn? Was willst denn von mir? Mund ablecken, wie? Na, da hast eins. Schmeckt's? Da hast noch eins, Kerl, du lieber!"

Dieweilen das feine Mädel den Pintscher also kosete, schaute es auf mich her; da muss es doch der dümmste merken. Wenn andere ihre Liebeserklärungen „durch die Blume" machen, das Stubenmädel machte sie mir durch den Hund. — Sonst, wie ich mich in jenen glücklichen Zeiten des Abends ins Bett warf, so und just so lag ich noch am Morgen, wenn mir der Meister mit der Hand die Achsel schüttelte. In dieser seligen Nacht aber habe ich mich oft hin- und hergewälzt. Herzkrank war ich geworden. Lag ich auf der rechten, oder auf der linken Seite, es stieß wie ein Böcklein an den Brustkorb, und zwar wie ein ungestümes Böcklein!

„Schlecht ausschaust heut! Peterl!" sagte der Meister am Morgen.

„Weil ich Herzklopfen han!"

„Das macht's Wohlleben in diesem Haus." —

Wenn ich vom Küchenherd das Bügeleisen holte, so huschte das Auge unterwegs manchmal durch die halboffene Thür in eine Kammer hinein, in der das Stubenmädel mit der Wäsche umthat. Sie flickte, sie glättete, sie schichtete und sang dabei Vierzeiler von der Liebe, die gewiss wieder nicht auf den Pintscher, sondern auf wen andern gerichtet waren. Und einmal — das Bügeleisen war ohnehin viel zu heiß, es eilte nicht — trat ich auf den Stiefelspitzen rasch und leise in die Kammer. Aber das Mädel war nicht da. Über der Lehne des Rohrstuhles, auf dem sie sonst zu sitzen pflegte, lag zusammengelegt ein schneeweißes Wäschestück. Ich nahm den Augenblick beim Schopf, den Stift aus der Tasche und schrieb auf das Linnen: „Ich liebe dich!" — Nachher trat der Spitzbub mit dem heißen Eisen harmlos in die große Stube und bügelte den befeuchteten Loden, dass die Dämpfe nur so aufstiegen und den Kopf noch mehr benebelten.

Als die Joppennaht platt und der grüne Kragen dran flach gebügelt war, kamen die Knöpfe an die Reihe. Groschengroße Messingknöpfe, funkelten wie die Kriegsmedaille, die der Feldwebel Donnersberger ein paar Jahre vorher aus Italien mit heimgebracht hatte. Auf jedem der Knöpfe war ein Husar, das Ross mit sträubender Mähne, der Reiter mit sträubendem Schnurrbart, der fast so lang war wie der Säbel, den er schwang. Diese Knöpfe nun sollten an die Lodenjoppe des Verwesers kommen, auf beiden Seiten ihrer sechs in Reih und Glied. Da wurde der Meister auf die Kegelbahn gerufen. Es waren aus der Nachbarschaft Hammerherren gekommen, die eine große Partie thun wollten. Er hatte auf dem Knie das Mantill gehabt, an dem nur noch weniges zu vollenden war.

„Mach' es fertig," sagte er, „da sind die Sachen," und schob mir alles über den Tisch her. Und trippelte munter hinaus zur Kegelbahn, um den Hammerherren das Geld abzugewinnen. Ich legte die Lodenjoppe bei Seite, begann am Mantill der Tochter zu arbeiten und dabei wieder an das weiße Rundgesichtel zu denken. Und während die Nadel mit dem schwarzen Seidenfaden am Sammtmantill die Knopflöcher einrandete, begannen im Köpfel gewisse Gedanken im Tact zu tanzen.

Die Liab is a Vögerl,
Im Mai fliagts daher;
Thuas fangen, schau später,
Da kommts nimmermehr.

Der Knopflöcher waren mit der Kreide acht oder neun angemerkt, sie mussten mit dem Stemmeislein zuerst durchgestemmt und dann „paspoliert" werden.

Die Liab is a Flammerl,
Entzündt sich gar gern,
Und wer damit spielt,
Kann ein Abbrandler wern.

Klipp und klapp den Knopflöchern gegenüber nun die Knöpfe. Acht geben, dass das rothe Seidenfutter inwendig nicht mitgeheftet wird, sonst faltet's —

Die Liab is a Bleamerl,
Wohl gut musst es pflegn,
Die Liab braucht a Busserl,
Wia s Bleamerl an Regn. —

„Was thust denn da?" fragte der Meister, der plötzlich an der Tischecke stand. Seine Stimme war heiser. Seine Augensterne waren kleiner als sonst und zuckten im Weißen hin und her, wie Irrlichter; die Nase war blaß und spitzig geworden wie bei einem Todten, aber auf dem glattrasierten Gesicht zitterten alle Fältchen. Verspielt hatte er beim Kegelschieben, den ganzen Wochenlohn verspielt. Das sind Toifel, diese Hammerherrn!" — Aber nicht deswegen war's, dass er die verwunderliche Frage gethan, was ich thäte?

„Was thust denn da?" Und zog mir das Mantill vom Knie weg. — Und jetzt hab' ich's gesehen, was da angestellt worden war, während meiner Versunkenheit in den Gluten der Liebespoesie. Für's erste schloss ich die Augen und mein Denken und Wünschen war kein anderes als: Erde, thu' ein tiefes Loch auf und verbirg mich! — Was geschehen war? Anstatt der niedlichen Glasknöpflein die auf dem Tisch in der Papierdüte lagen, hatte ich an's Sammtmantill die Husaren genäht, das ganze Bataillon, und die entsprechenden Knopflöcher dazu. — Mit unbegrenzter Rathlosigkeit starrte der Meister auf diese That, dann warf er mir das Zeug an den Kopf: „Jetzt schau, wie du's recht machst!"

Schau, wie du's recht machst! Das war leicht gesagt. Aber unmöglich zu thun. Die groschengroßen Messingscheiben konnten losgetrennt werden, aber die Knopflöcher! Wie fletschende Schnauzen lechzten sie nach meiner armen Seele, diese ungeheueren Öffnungen, ihrer neun in der Reihe, mit nichts auszufüllen, als mit den schrecklichen Husarenscheiben!

Kurz und gut, es war alles aus. In einem s o l c h e n Abgrund hatte mich der Meister noch nie gesehen. Übrigens. Man konnte just einmal fragen: War das Mantill für den Meister gemacht? Nein, es war für die Haustochter. Vielleicht ist's ihr recht. Meiern wir ein bissel an. Wir stehen jetzt auf dem Punkt, wo man die größte Dummheit machen kann. Es ist nichts mehr zu verlieren. — Wem mein Lied vom Vögerl ursprünglich zugeeignet war, das ist leicht zu errathen. Und nun, im Drange grauser Noth geschah der Hochverrath.

Schon am nächsten Tage war der weiße Engel verankert. Er hatte draußen am Kirschbaum, unter welchem seine Bank war, ganz zufällig das Liedel gefunden, das ich ganz zufällig dort an die Baumrinde gesteckt. „Die Liab is a Vögerl," also gehört sie auf den Baum.

„Isch dos auf mich?" fragte sie unter dem Hausthor, dieweilen sie das Papier mit zwei Fingern in der Luft mir entgegen hielt. „Host du's gemocht?"

„Ich will Ihnen mit noch was Mehreres überraschen!" war meine Antwort. Wenn der weiße Engel so schön bäuerisch sprach, so konnte der Schneiderbub ja wohl einmal herrisch reden. Und also erklärte ich ihr in kühnstem Hochdeutsch: Das Neuwienerische wäre Pfui Teufel. Längst veraltet. Für solche Kuhmentschertracht wäre die Fräulein Tochter viel zu schön! Für die Fräulein Tochter müsst' wohl was Neues sein, was sich könnte sehen lassen. Und so wäre gesorgt worden, dass ihr Mantill nach der Pariser Mode ausfiele, wie wir sie erst 'kriegt hätten, mit Doppelpaspulatur und vergoldeten Kaiserknöpfen „voran awer". Da würden die Leute einmal ihre Augen aufspreizen! Und der Neid von den Mentschern!

Nach solchen Vorbereitungen hielt ich's denn an der Zeit, mit dem Äußersten hervorzurücken. Wie ein dressierter Bär, halb Zärtlichkeit und halb Blutdurst, ist sie mir an den Hals gesprungen, als sie die großen Scheiben sah, mit den Husaren. — Gewonnen war's. Schon an demselben Nachmittage hatte die Tochter im Kirchdorf zu thun und war sie mit dem Husarenbataillon davongestatzt.

Das stubenmagdliche Rundgesicht aber gieng und that im Hause umher, und zwar so alltagsgelassen, als ob seit Erschaffung der Welt kein Mensch auf weißes Linnen geschrieben hätte: Ich liebe dich! — Ich wartete auf eine Rückwirkung.

Und sie kam.

Nach regnerischer Zeit war ein wunderschöner Heutag. Der Verweser hatte eine Wiese voll gebleichten Heues. So bot er seinen ganzen Heerbann auf, die Hausleute, die Schmiede und die Schneider, dass sie mit langen Gabeln, Haken und Rechen auszogen. Froh, der dunklen Stube entkommen zu sein, hüpfte ich lind hin über den kurzgemähten Rasen, barfuß und in Hemdärmeln, wie alle andern, in deren Reihe ich an's knisternde Heu gieng. Da flogen die Mahden, und ein rußiger Schmied sprach laut die Mahnung aus, auf die Schneider acht zu geben. Wenn sie unters Heu kämen, wären sie nicht mehr zu finden und das Kalb, das sie etwa erwischte, könne daran ersticken. Weil der rußige Schmied ein starker Bengel war, so lachten wir zum Spaß, wäre er kleber gewesen, so hätten wir den Schimpf gerächt. Ich hatte schon gemeint, mit meinem Rechen an die grüne Seite des blassen Rund-

gesichtes gerathen zu sein, da schob sich Siedel, der Hauswaschel, mit seiner Gabel dazwischen. Dieser Mensch war heute weiß wie eine Schneesäule, nur dass er in der Sonnenhitze nicht abschmolz, dieser Hitze wegen sich vielmehr auf Hemd und Unterhose beschränkt hatte. Schweigend gabelte er neben dem Stubenmädel dahin, dass die Heuwogen nur so kräuselten, und hatte er bei dieser fleißigen Arbeit häufig eine Stellung, in der mir sein breitrundlicher Hintertheil zugekehrt war. Mich ließ diese Erscheinung natürlich gleichgiltig, bis ich urplötzlich auf der weißen Rundung geschriebene Worte sah: „Ich liebe dich!" —

Das weitere Ausspinnen dieser Begebenheiten ist überflüssig. Kein Jüngling hat seine Liebeserklärung je an solcher Stelle wiedergefunden.

Nach solchen Erfahrungen war uns die Ster beim Werksverweser verleidet. Mir nahm es der Meister noch lange übel, dass ich das Mantill mit den Husaren aus der Hand gegeben hatte. Eine solche Arbeit könne er mit seinem Namen nicht verantworten. Sein Erstaunen ist deshalb durchaus nicht gering gewesen, als er sah, wie das Fräulein Haustochter mit dem Jöpplein Staat machte, wie die Pariser Mode überall bewundert wurde. Jede, die auf feines Gewand was hielt, wollte ein Sammtmantill mit großen Messingknöpfen haben und ein Jahr später mussten wir überall „Pariser Mantills" machen. Der Schneiderlehrling hat sich für die Erfindung weiter kein Privilegium genommen; wer's machen will: Ein Sammtjöppel mit doppelter Paspulatur, fletschenden Knopflöchern und neun Mann Husaren auf Messingknöpfen. Inwendig rothes Seidenfutter und ein dummes Weibsbild.

Den Zug versäumt.

Eine Geschichte aus unseren Tagen.

„Bitte! Es ist fünf Uhr, Herr Vicar!"

„Ja — danke!" antwortete der Gerufene aus dem Halbschlummer und — schlief weiter. Der jugendliche, von Strapazen der vorhergegangenen Tage ermüdete Körper vermochte sich noch nicht recht zu trennen vom Ruhelager, und die Seele spazierte im fernen Pfarrhause zu Württemberg umher bei den Seinen, die er erst vor wenigen Monaten verließ, um in die Diaspora zu gehen. Aber mitten aus frohem Traume schreckte er plötzlich auf. Hat nicht jemand gerufen: „Fünf Uhr?" Und als es sich bei blassem Tagesschein zeigte, es wäre schon beinahe halb sechs, sprang der Vicar aus dem Bett. In drei Minuten war er angekleidet, in weiteren fünf Minuten war er auf dem Bahnhofe, wo der Zug eben vor seiner Nase abfuhr.

Es half nichts, dass er mit dem Tuch winkte und laut rief, er müsse mitfahren, er müsse um sieben Uhr in Leinstetten sein. Er müsse! Es sei ganz unmöglich, dass er um sieben Uhr nicht in Leinstetten wäre.

Der Stationsvorstand klopfte ihm auf die Achsel: „Im Gegentheil, Herr Vicar, es ist ganz unmöglich, dass Sie dort sind. Nicht einmal einen Extrazug könnte ich Ihnen zur Verfügung stellen.“ Der arme Vicar, er hatte im Augenblick wirklich an einen Extrazug gedacht — und koste er gleich sein halbes Vermögen. Es war ihm unfassbar, dass er zur bestimmten Stunde nicht sollte in Leinstetten sein. Er vermochte es nicht auszudenken, was das bedeute, was das für Folgen haben konnte.

Mitten auf dem Bahnhofe stand er da allein. Die Reisenden waren ja alle schon fort. Rathlos starrte er die Eisenschienen an und den einzigen maschinlosen Lastwagen, der darauf stand. Dass auf Bahnhöfen eine so unausstehliche Ruhe sein kann, das hatte er nie gewusst. Der nächste Zug geht zehn Uhr vormittags.

„Kann man depeschieren?“

„Gewiss, Herr Vicar. Doch in Leinstetten dürften vor acht Uhr keine Depeschen ausgetragen werden.“

„Kann man nicht Sondertelegramme befördern?“

„Aber natürlich, man kann ja alles. Doch auf dem Leinstetter Bahnhof bleiben sie liegen bis acht Uhr.“

Der Vicar stampfte mit dem Fuß auf das Steinpflaster.

Der muntere Stationsvorstand plauderte weiter: „Vor einigen Wochen hatte ein Officier den Anschluss nach Hulbach versäumt.“

„Na, was weiter, der wurde eben wegen Ordonnanzwidrigkeit bestraft.“

„Der wurde nicht bestraft, Herr Pastor. Es war viel schlimmer. Er stand nicht im Dienste, er stand auf Freiersfüßen und stampfte damit unser armes Bahnhofpflaster noch viel zorniger, als Sie, Herr Vicar. Er wollte sich am selben Tage in Hulbach trauen lassen. Und wissen Sie, was geschah? Als der Zug dort ohne Bräutigam ankam, schluchzte das Bräutchen ein wenig. Und als der nächste Zug den Heißersehnten brachte, da fiel sie ihm lachend um den Hals. Sie werden die Verkürzung des ehelichen Glückes gewissenhaft ausgeglichen haben.“

„Meine Braut“, sagte der Vicar mit einer dumpfen Gelassenheit, „die wird nicht auf mich warten.“

„Dann lassen Sie sie bloß ziehen, Herr Pastor.“ —

Eine Viertelstunde später war es dem Vicar geglückt, einen Wagen aufzutreiben.

„Wie lang fahren Sie bis Leinstetten?“

„Drei Stunden.“

— Jagen Sie, was das Zeug hält, es gibt ein gutes Trinkgeld! wollte er schon sagen, da dachte er an die armen Pferde, die es entgelten müssten, dass er in seinem weichen Bette träge gewesen, die es entgelten müssten, dass der Kutscher sich bestechen ließe. Er setzte sich in den offenen Wagen und sagte nichts als: „Nun fahren Sie in Gottesnamen!"

Das Thal mit den thauigen Wiesen, dem rauschenden Flusse, den hohen Waldbergen, auf deren Scheitel die Morgensonne lag — wie schön hätte das sein können für den naturfreudigen Mann, der noch Neuling war in den Alpen, und der sich mit jedem Herzschlage tiefer einzuleben sucht in dieses schöne Land und sein wackeres Volk. Heute aber! Erst an einem vorhergehenden Sonntage hatte er gepredigt: Alles Erdenglück ist nichts, wenn im Herzen die Schuld liegt! — Nun trug er Schuld in seinem eigenen. Er war ins Land gekommen, um das Evangelium zu predigen. Vom Morgen bis zum Abend war er im Gebirge umhergestiegen, um die wenigen Übriggebliebenen aus der evangelischen Zeit, die seiner verlangten, aufzusuchen und zu einer Gemeinde zu sammeln. Anderen war in der religiösen Verrottung oder in ihrer seelischen Stumpfheit langweilig geworden, sie wollten auch wieder einmal in der Gemeinsame ein Wort Gottes hören. Wieder andere, die sich in eine moderne Ungläubigkeit verbohrt hatten, fanden in derselben nichts Rechtes zu nagen und erinnerten sich, was Vater und Mutter einst gesagt. So nahten sie dem umherwandernden Manne, der so froh von Gott und Seelenglück zu sprechen wusste, oder wichen ihm wenigstens nicht aus, wenn er des Weges kam und freundlich mit ihnen sprach. Also war es dem Vicar allmählich gelungen, die Leute zu wecken, und an diesem Tage sollte die erste Zusammenkunft der Gemeinde in Leinstetten sein. Es hatte sich mancher angesagt aus dem hintersten Graben hervor, vom Gebirge herab, sie hatten sich ja eingelesen im Neuen Testamente, sie hatten eigens noch ihre Übungen gehalten. Sie hungerten und dürsteten ordentlich nach dem Abendmahle. Nun waren sie versammelt in Erwartung, und nun kam der Geistliche nicht! — Es waren ja ohnehin schon Stimmen laut geworden bei den Misstrauischen und bei offenen Gegnern: Habt ihr euch den Mann auch gut angesehen darauf hin, ob's einer mit redlichem Ernste ist, ob er euch nicht am Ende sitzen lässt? Es gibt allerhand Leute heutzutage, auch solche, die die Religionsbewegung zu eigenen Vortheilen ausbeuten. Solche Gedanken werden lebendig sein, wenn der Zug einfährt, die Ältesten den Vicar erwarten und er nicht aussteigt. Dann stehen sie da zum Gespötte der Menge, stehen da wie Schafe, die der Hirte im Stich gelassen hat. Mindestens eine unverantwortliche Schlamperei! werden die Arglosen sagen, und andere werden beisetzen: Wenn ihm nicht einmal so viel an

uns gelegen ist, die wir ihm doch so vertrauend gefolgt sind, dass er rechtzeitig vom Bette aufsteht, dann werden wir's auch ohne seiner richten. Etliche werden in den Wirtshäusern herumsitzen, werden sich betrinken und ihre Glossen machen über den Pastor, der sein Wort nicht hält. Dann werden sie sich verlaufen und man kann hundert Jahre warten, bis sie wieder so zusammenkommen. —

Bei solchen Vorstellungen hieb der Vicar sich zornig die Faust auf die Stirn, fluchend der Trägheit, die ihn zwanzig Minuten zu lang im Bette gefangen gehalten. Er hatte es mit dieser Todsünde nie so besonders ernst genommen, „sie wäre mehr Schwäche als Sünde". Nun sah er, dass die Trägheit eine der allerärgsten ist. Sie hatte jetzt etwas angestellt, das vielleicht nie wieder gut zu machen ist. — Wozu fährt er denn eigentlich noch dahin? Was hat er denn in Leinstetten zu thun um Mittag, da sie alle fort sein werden, bis auf seine eigene Schmach, die ihn auf dem Bahnhof feierlich empfangen wird.

Wie hatte er sich diesen ersten Gottesdienst der jungen Gemeinde so schön ausgedacht! Ein Hammerbesitzer hatte den Saal seines stattlichen Gartenhauses zur Verfügung gestellt, hatte ihn festlich geschmückt, hatte junge Leute zusammengesucht, um ihnen deutsche Weihelieder einüben zu lassen. Ferner hatte der Hammerherr — das alles war dem Vicar schon hinterbracht worden — die Kirchengeräthe beschafft, hatte ein Harmonium in den Saal stellen lassen und alles vorbereitet zu einer würdigen Begehung. Dann würde er, der Geistliche, im Talare vor den Tisch des Herrn treten, würde mit feierlicher Stimme das Evangelium lesen und die Predigt halten von der Kindschaft Gottes. Dann würde er die „feste Burg" singen lassen, das Gelöbnis abnehmen, den Segen spenden, die Hostien weihen und den Wein im Kelche, und würde unter erhebenden Ceremonien der in der Reihe stehenden Gemeinde das Abendmahl reichen.

Nur war er sich darin nicht im Reinen, ob er die Hostie den Empfangenden priesterlich auf die Zunge legen oder brüderlich in die Hand geben solle. Das erstere erschien ihm nicht evangelisch, das letztere war so außer aller Herkömmlichkeit, dass er damit Anstoß zu erregen fürchtete. Dann, ob er nur das Brot allein reichen sollte, oder auch den Kelch? Er hatte in diesen Dingen keine andere Vorschrift, als die sein evangelischer Geist ihm machte; es handelte sich aber auch darum, den Herzen der Gemeinde gerecht zu werden, die von dem Gottesdienst in dem Maße erbaut werden, als er ihrer Natur und religiösen Empfindung am nächsten kommt. Nun, er hoffte, das Richtige schon zu finden und zu thun. Und also hätte es sein sollen. Statt dessen fuhr er nun auf weiten Wegen durch das Thal, das heute so langweilig war und kein Ende nehmen wollte. Er sah die prangenden Obstgärten nicht; er fasste

es nicht, wie man froh sein könne der fruchtbaren Felder, der munteren Herden. Er begriff nicht, wie ein Mensch an diesen Bergkuppen sich freuen könne, wie die von den Hängen stürzenden Wasserfälle je einem Herzen zur Lust sein können! So ganz zerschlagen war sein Gemüth.

Endlich als der Weg um die Böschung bog, lag vor ihm auf dem Hügel das freundliche Leinstetten. Er hatte von seiner Wohnstätte aus diesen Ort immer gern besucht; es gab so verständige, schlichte Leute da, und selbst die Andersgesinnten bereiteten der evangelischen Bestrebung keine Widerwärtigkeiten. Das soll halt jeder mit seinem Gewissen abmachen, meinten sie, in Gottes Himmel gibt es viele Wohnungen und viele Wege dahin. — Heute jedoch lag der Flecken recht ernst da. Die Sensenhämmer unten am Wasser schwiegen, nur ihre Fluder rauschten. Die wenigen Leute auf der Gasse grüßten zurückhaltend. Der Küster, der am Eingang der Pfarrkirche stand, grinste ihn eigenthümlich an. Es konnte wohl Schadenfrohheit sein, Herzensfreundlichkeit war es kaum. Am Marktplatze entlohnte der Vicar den Wagenlenker; der war gut gefahren; auf dem Thurm der katholischen Kirche schlug es eben die neunte Stunde. Als er in den Garten einbog, begegnete ihm der Gärtner, eines der neuen Gemeindemitglieder.

„Also doch noch, Hochwürden, doch noch!" rief dieser ihm entgegen.

„Ich bin kein Hochwürden. Bin ein armseliger Mensch!" antwortete der Vicar fast unwirsch. „Sie haben sich wohl alle verlaufen?"

„Zuerst haben sie eine Weile gewartet, nachher sind sie in den Gottesdienst gegangen — weil sie schon einmal da wären."

„In den Gottesdienst? In welchen? In die katholische Kirche?"

„Ah, das nit, Herr Pfarrer. Im Gartenhaus sitzen sie und der Pfründner-Friedel thut lesen."

— Sie sind noch beisammen?! — Welch ein Freudenstrahl! Sofort wollte der Vicar in den Gartensaal treten, an der halb offenen Thüre blieb er stehen. — Da drinnen, an einer langen Tafel, die weiß gedeckt war, saßen sie beisammen, ihrer etwa dreißig Personen, Männer und Weiber, Kinder und Greise. Neben dem Großbauer saß der Häusler, neben dem Hammerherrn der Sensenschmied. An der Mitte des Tisches saß ein altes Männlein mit glattrasiertem Gesicht und schneeweißem Haar. Es war ärmlich angethan und seine rauhen Hände, schien es, zitterten ein wenig, dieweilen sie das Buch hielten. Recht unbehilflich legten die steifen Finger das Blatt um. Seine Stimme war heiser und etwas stockend, ungefüg, aber deutlich las er Worte der heiligen Schrift, und alle Anwesenden hörten ihm zu. Der arme Pfründner vertrat als der Älteste das Priesteramt, und sie lauschten mit gefalteten Händen. Der Greis las leise:

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht, wende dich wieder zu uns. Du bist Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ehe denn die Berge wurden und die Meere und die Himmel, warest du. Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag. Du lässest sie hinfahren, wie einen Sturm, und sie sind wie ein Schlaf. Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen, so ist's Mühe und Arbeit gewesen. Unsere Zuversicht und unsere Burg bist du, o Gott, auf den wir hoffen."

Dann schwieg er, und sie saßen schweigend um den weißgedeckten Tisch und hielten die Häupter geneigt.

Der Vicar war wie gebannt an der Schwelle, sie bemerkten ihn nicht. Es war kein Bild vorhanden und kein Wachslicht, und doch lag ein feierlicher Ernst in dem geräumigen, mit Blumen geschmückten Saal.

Nach der Pause hob der alte Weißkopf wieder seine heisere Stimme empor und nahm das Buch. Schwerfällig und in leicht fibrierendem Tone las er:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz. Wenn ich weissagen könnte und wüsste alle Geheimnisse und hätte alle Erkenntnis und hätte allen Glauben und hätte alle Kraft, so dass ich könnte Berge versetzen, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich all mein Hab den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen, und hätte die Liebe nicht, so wäre es nichts. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht und ist nicht ungeberdig, sie suchet nicht nach Vortheil, sie ist nicht erbittert, sie trägt nichts nach, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, aber sie freuet sich der Wahrheit. Sie verträgt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. Alles ist unvollkommen, nur bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen —"

Wieder Schweigen.

In der Mitte des Tisches lag ein Laib Brot, gerade so, wie man sie im Haushalte hat, und ein breites Messer. Daneben stand ein irdener Krug. Der alte Friedel stand auf, so wie in der Familie der Hausvater thut, langte nach dem Brote, nach dem Messer und machte mit der Spitze desselben auf dem Laibe das Kreuzzeichen. Dann sprach er langsam und leise die Worte:

„In der Nacht, da der Herr Jesus verrathen ward, nahm er das Brot, dankte und sprach: Nehmet und esset. Mein Leib, der für euch gebrochen wird. Das thuet zu meinem Andenken! Desgleichen nahm

er den Kelch und sprach: Nehmet und trinket. Mein Blut, das für euch vergossen wird. Das thuet zu meinem Andenken."

Als der Greis so gesprochen hatte, schnitt er sich vom Brote ein Stück herab und aß es. Dann gab er den Laib weiter von Nachbar zu Nachbar um den ganzen Tisch. Jeder und jede schnitt sich ein Stück Brot und aß. Hernach fasste der Alte den irdenen Krug, in welchem Wein war, trank daraus und reichte ihn ebenso hin, dass Nachbar um Nachbar daraus trinken konnte.

Das alles war ruhig und in tiefem Ernste vor sich gegangen. Dann sprach der Greis laut: „Brüder und Schwestern! Wir werden selig durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Die Andacht war vorüber. Sie erhoben sich ungelenk und einer schaute den andern freundlich an. Als sie nun an der Thür den Vicar stehen sahen, gieng der Hammerherr zu ihm: „Herr Pfarrer, Sie haben wohl den Zug versäumt. Wir haben es uns gedacht. Da wir aber doch nicht wussten, ob Sie noch würden kommen können, so haben wir die Andacht gehalten, wie wir es gewohnt sind aus der Zeit, da wir keinen Geistlichen hatten."

Der Vicar war so sehr betroffen, dass er kaum Antwort zu geben vermochte. Er hatte hier etwas gesehen, erlebt, das ihm seit jeher im Geiste vorgeschwebt war. Er hatte den Gottesdienst der ersten Christen gesehen. — Er reichte den Nächststehenden schweigend die Hand. Besonders den Pfründner Friedel wollte er grüßen, dieser aber war nicht mehr zu sehen. Vielleicht aus Befangenheit und weil er befürchtete, der Pfarrer könne an seiner zwar nicht selbst angemaßten, wohl aber von anderen ihm für diese Stunde übertragenen Priesterwürde Anstoß nehmen. Er humpelte wieder in sein Armenhaus, das draußen am Rande des Ortes stand. Der Vicar sagte noch zu den Anwesenden: „Also ist Gottesdienst jeden Sonntag. Komme ich nicht, so thut, wie ihr heute gethan habt. Und komme ich, so wollen wir's auch nicht anders machen."

Am Abende nachher ist der Vicar mit der Eisenbahn zurückgefahren in sein Standquartier. Wie war er jetzt froh, am Morgen den Zug verschlafen zu haben. Also hatte er eine Offenbarung erfahren, in der sein Zweifel an die Gemeinde und seine Bedenken behoben worden. Nun nicht mehr die Frage, ob die Hostie auf die Zunge oder in die Hand zu legen sei. Alle Formfrage war gelöst. Von einer armen Berggemeinde, die seit einem Jahrhundert keinen kirchlichen Cultus mehr gehabt, hatte er nun gesehen, wie evangelische Christen Gottesdienst halten.

Gedichte.

Von Friedrich Marx.

Unsterblichkeit.

Sterblich in Raum und Zeit,
Zwischen Wachen und Traum,
In meiner Schöpfung Wunder hingestellt —
Was klagst du, mein Sohn?
War Liebe nicht der erste Blick
Aus glückseligem Mutteraug',
Mit dem die Welt dich begrüßte,
Und Schönheit deine Amme?

Hast du meiner Unendlichkeit
Nicht vollgemessen dein irdisch Theil,
Wie sich im Tröpflein Thau,
Das den Kelch der Rose schmückt,
Mit Myriaden meiner Welten
Der Himmel spiegelt?
Gab ich den Geist dir nicht,
Vor- und rückschauend,
Was war, was ist und sein wird,
Mit umfassendem Blick zu begreifen —
Wie aus dem Urnebel
Die Sonnen sich ballten,
Kinder gebärend,
Die sie umringen im leuchtenden Reigen,
Auf jedem Planeten
Ein anderes Alter
Der unendlichen Schöpfung,
Das du ahnend erschaust,
Die Mitgeschöpfe begrüßend,
Lichtgeborne, vernunftbegabte gleich dir,
Ihres Erdentages sich freuend,
Liebend und hassend, kämpfend und duldend,
Dem Tod auch erschaudernd wie du?

Und dämmert dir nicht das Ende der Zeiten
Im Geiste herauf —
Wenn der Schöpfung Riesenorgel verklungen,
Kein Atom mehr schwingt,
Der Kräfte holdes Wechselspiel
Zu ewigem Stillstand gekommen,
Und statt der Sonnen und Monde,
Die längst im Weltenbrande verglommen,
Den unendlichen Raum
Urnebel wieder erfüllt,
Lichtlos, leblos,
Götterdämmerung, Urnacht,
Aus deren Schoße vielleicht
Ein neuer Schöpfungstag
In strahlender Schönheit emporsteigt ...

Was klagst du, mein Sohn,
Dass du sterblich bist —
Ist nicht Vergänglichkeit
Deines irdischen Loses bester Theil,
Die euch Leben und Lieben,
Unterliegenden Heldenmuth
Und still ertragenes Leid
Mit rührendem Zauber verklärt?
Und bebst du nicht zurück
Vor Ahasvers drohendem Grau'ngespenst,
Das nach dem Erlöser Tod
Umirrt in der Zeiten Schoß,
Zu ewigem Leben verdammt
Und unendlicher Qual?
Was wäre das Leben dir
Ohne des Tages flüchtigen Reiz,
Wenn jeder Genuss erschöpft, jedes Leid,
Ein zwecklos Spiel —
Die Welt, die nun verlockend, gewährend,
Ein prangendes Weib, glutäugig,
Von deinen Armen umstrickt,
Mit schwellendem Busen ans Herz dir sinkt,
Wie bald in Überdruss und Abscheu,
Nur mehr eine geschminkte Leiche!
Vergänglichkeit allein
Lehrt dich das Leben ertragen,
Und macht es dir schön und begehrenswert.
Der liebenden Mutter Kuss,
Des Vaters segnendes Abschiedswort,
Des Kindes süßes Stammeln,
Des Weibes Jubel bei deiner Heimkehr
Aus Kampf und Sieg:
Was wäre des Lebens holdester Reiz
Und jedes höchste Erdenglück,
Wenn es nicht einzig, vergänglich —
Und ohne Wiederkehr! ...

So preise dein Schicksal, mein Sohn,
Das dir als sanfte Tröster
Den kummerlösenden Schlummer gesellt,
Und seinen stilleren Bruder,
Den Allbefreier und Allerlöser,
Meinen Friedensboten: den Tod!

Du ahnst es nicht.

Du ahnst in deiner Demuth nicht,
Was dir in Blick und Wort und Lied,
In deiner Seele Himmelslicht
Für Reichthum doch der Herr beschied.

O denke meiner dann noch gern,
Wenn einst die Welt dir Kränze flicht,
Ein süßer Ton, ein holder Stern,
In Gottes großem Weltgedicht!

Frieden.

Wo jeder Wunsch uns abgethan,
Da hebt das Reich des Friedens an,
Ein frommes Schauen und Genießen,
Ein In-Natur-und-Gott-Zerfließen.
Wie Wölkchen hoch im Blauen schweben,
Die Quellen all zu Thale streben,
Die Wipfel sich im Weste wiegen,
Zum Felsenhorst die Adler fliegen,
Ins Abendgold die Alpen tauchen,
Die Rosen ihren Duft verhauchen,
Und der Geschöpfe bunte Reigen
Anbetend vor dem Herrn sich neigen.
Dem Strom der Dinge hingegeben,
Entschwebt dir fast das eig'ne Leben,
Weil du in allem, dir verwandt,
Dein eig'nes Wesen still erkannt.

Schwalbenflug.

Seid ihr heute fortgezogen,
Und in nächtlich stiller Stunde
Aufgebrochen nach dem Süden, —
Schwälblein, nimmermüde Segler,
Frühlingsseelen ihr der Welt!
Sah euch gestern noch in Lüften
Zu dem großen Flug euch scharen,
Zierlich hin und wieder schwenken,
Um den Thurm, die trauten Stätten
Eurer Lieb' und Elternsorgen,
Um die Giebel, um die Dächer
Rastlos eure Kreise zieh'n.
Und so scharen die Gedanken,
Meiner Lieder trunkne Seelen,
Bald sich zu dem Flug nach Süden,
Wo an blauen Meereswogen
Dem Gesang der Chiozzoten
Gern ein deutsches Mädchen lauscht,
Wenn die rothe Wintersonne
Dort den Segler auf dem Meere,
Golf und Berge rings vergoldend,
Sich zum Untergange neigt
Und ein Engel Träume spinnt:
Von dem gold'nen Meer des Lebens,
Das durch alle Herzen flutet,
Und durch alle Seelen schauert,
Dass in heißer Qual sie stöhnen,
Dass sie jauchzen vor Entzücken,
Von der einen flammendrothen
G n a d e n s o n n e dieser Welt,
Von der allgewalt'gen Liebe!

Wie verhält sich unser Volk zur religiösen Bewegung?

Von Peter Rosegger.

Es ist begreiflich, dass die religiöse Bewegung, die seit ein paar Jahren in unseren Ländern herrscht, im Auslande, besonders im protestantischen Norden, mit großem Interesse beobachtet wird. Mancher Fremde, der zu uns kommt in die Alpen, schaut und horcht eigens aus, was denn da möchte vorgehen, und mancher fühlt sich enttäuscht: Bei diesem „Los von Rom“ sei eigentlich nichts los. Auf Gassen und Straßen sieht er die bekränzten Heiligenbilder, Wallfahrerscharen ziehen singend und betend den Gnadenorten zu, in den Bauernhäusern summen die Mariengebete, und bei dem Avemarialäuten entblößt alles sein Haupt. Es ist, wie es in katholischen Ländern immer gewesen. Die Kirchen sind gut besucht, die Messe geht unter feierlicher Andacht vor sich — aber nun kommt die Predigt. Diese geräth häufig in einen nervös erregten Ton und spricht immer wieder mit größtem Nachdruck davon, dass die katholische Kirche die einzig wahre ist und warnt vor falschen Propheten. — Das erste Symptom, das dem Fremden auffällt. Wenn dann hie und da das Gespräch auf die Übertrittsbewegung kommt, so merkt er, wie die Mienen der Leute sich beleben, aber die Bemerkungen, die fallen, sind allgemeiner Natur — bloß nachsprechend, was man über die Sache so liest und hört; mancher Satz wird angefangen, der eine persönliche Meinung, ein eigenes Farbebekennen erwarten lassen möchte — aber der Sprecher bleibt stecken und der Satz wird nicht vollendet. Kurz, der Fremde wird nicht recht klug. Dann aber sieht er, dass sich an vielen Orten evangelische Gemeinden bilden, daß Vicare berufen werden, die in öffentlichen Sälen, in Privathäusern vor ihrer kleinen Gemeinde und vor katholischen Zuhörern predigen. Aber die Vicare können es nicht sagen, wie sich das entwickeln wird. Wir alle wissen es nicht. Man möchte die Volksseele fragen können, was sie zu dieser Bewegung meint, aber sie scheint darüber keine Meinung zu haben, sie scheint mit mehr oder weniger Interesse einstweilen den Zuschauer abgeben zu wollen.

Wenn man mich also frägt, wie das steirische Volk sich zur religiösen Bewegung verhalte? so weiß ich keine bestimmte Antwort. Die größten Dinge vollziehen sich ja im Dunkeln, und man kann nur nach äußeren Anzeichen vorsichtig Vermuthungen aufstellen. Die folgenden Zeilen sollen einiges berichten nach dem, was in dieser Sache mir persönlich zugeht und was im täglichen Leben so beiläufig auffällt.

Die Bewegung ist einmal da. Selbst in Gegenden, wo alles ruhig zu sein scheint, fibriert sie in den Kirchenglocken. Und die Jesuitenmissionäre, die überall auftauchen, sind auch ein Zeichen der Zeit. Aber in größeren Orten, wie in Graz, Marburg, Fürstenfeld, Leibnitz, Fehring, Radkersburg, Cilli, Mahrenberg, Stainz, Deutschlandsberg, Köflach, Leoben, Trofaiach, Rottenmann, Knittelfeld, Bruck, Kapfenberg, Kindberg, Veitsch, Mürzzuschlag u. s. w. zeigt sie sich schon auch anders. Da werden evangelische Gemeinden gegründet aus alten Resten und neuen Zukömmlingen, da werden evangelische und altkatholische Gottesdienste gehalten, da beginnt man Kirchen zu bauen. Eine kleine, anfangs rein politische Anregung genügte, um den Berg ins Rollen zu bringen — er muss also schon locker gewesen sein. Seit etwa zwei Jahren sind in Steiermark mehrere tausend Personen aus der römisch-katholischen Kirche zum Evangelismus (ich rechne auch den Altkatholicismus dazu) übergetreten. Das ist eine Thatsache, die seit der Reformationszeit nicht mehr so vorgekommen war.

Nun aber — das Verhalten der Regierung, der Behörden zu dieser Bewegung? Naturgemäß sind diese vorwiegend für die Erhaltung des Bestehenden bestimmten Factoren gegen die Veränderung. Das bekannte Bestehende wird dem unbekannten Kommenden vorgezogen, und das Misstrauen gegen neue Bewegungen ist nicht bloß natürlich, es ist sogar bis zu einem gewissen Grade Pflicht der staatsleitenden Mächte. Trotzdem verhalten unsere Behörden, mit wenigen Ausnahmen, sich nicht voreingenommen und ablehnend gegen das Wachsen des Evangelismus. Es mag der Regierung manchmal wohl ein wenig bange werden vor dem Ultramontanismus, der ihr überall mitregieren helfen will; sie denkt vielleicht, es wäre nicht uneben, den Ultramontanismus mit dem Protestantismus ein bischen in Schach zu halten. Thatsächlich halten in unserer Frage die Behörden sich nach dem Gesetze, das Gleichberechtigung der Confessionen verbürgt. Aus den Alpenländern ist meines Wissens bisher kein Pastor ausgewiesen worden. Allerdings liegt bei Entscheidungen die rasche Erledigung oder die Verzögerung auch in der Macht des einzelnen Beamten, je nach seiner persönlichen Stellung zur Sache. Soweit bei unseren Beamten das Persönliche zum Ausdruck kommen darf, wird man merken, dass ihre Antipathie gegen den Evangelismus im allgemeinen keine besonders große ist.

Unsere Presse, unsere politischen Parteien, mit Ausnahme der ultramontanen, sind der Bewegung nicht abhold. Die nationale Partei hat ja den ersten Anstoß dazu gegeben, ihre Presse fördert die Sache mit großem Nachdruck, wenn auch zumeist nur aus politischen Gründen. Einer politischen Partei kann man ja schließlich auch nicht zumuthen, dass sie vorwiegend religiöse Anwandlungen habe. Solche kommen dann

bei den einzelnen Menschen, wenn ihnen die confessionelle Frage nur erst einmal nahe gerückt worden ist, von selbst. — Die deutsche Volkspartei ist in dieser Sache schon gemäßigter, sie verbucht in ihren Blättern die evangelische Bewegung mit Sympathie, ohne besonders weiter einzugreifen. — Die liberale Partei, die nach meinem Empfinden wieder im Wachsen ist, hat für religiöse Fragen sonst keinen Sinn, schlägt sich aber hier fröhlich zur evangelischen Kirche, weil diese ihr für den Fortschritt doch weitaus günstiger zu sein scheint, als die römisch-katholische Kirche. — Und die conservative Partei? Nicht einmal diese hat gegen den Evangelismus als solchen viel einzuwenden, sie will nur um Gotteswillen keine Änderung erleben. Sehr vieles von dem Hergebrachten ist ihr zuwider, sie fühlt, dass es nicht mehr zeitgemäß ist, sie merkt, dass man damit vor anderen Völkern bedenklich zurückbleibt, aber sie kann sich nicht entschließen, Gewohntes aufzugeben, um damit etwa auch gesellschaftliche und geschäftliche Vortheile aufgeben zu müssen. — Die socialdemokratische Partei hat bei uns das Schlagwort ausgegeben: Religion Privatsache. Sie scheint also die Entscheidung über kirchliche und religiöse Fragen jedem Einzelnen überlassen zu wollen. Thatsache aber ist, dass diese Partei mit der römischen Kirche im unversöhnlichsten Kampfe liegt, während sie sich zum Evangelismus mehr neutral verhält. — Die Christlichsocialen, die „Backhendlchristen", sind zu gemüthliche Leute, als dass sie den Protestanten Krieg erklären wollten. — So bleibt noch die clericale, die ultramontane Partei, die mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen die evangelische Bewegung Stellung nimmt. Das wird man ihr wohl nicht verdenken können, wunder nimmt nur die so häufig zutage tretende Unklugheit, mit der sie den Kampf führt, und womit sie sich in den Augen der Vernünftigen und Gemäßigten mehr schadet als nützt.

Welche Mittel nun hat die ultramontane Partei im Kampf gegen den Evangelismus? Unzählige und übermächtige. Ich erwähne nur jene einflussreichen Stände und Gesellschaftsclassen, die an die Erhaltung des Alten, Landläufigen ihren Vortheil, wenn nicht gar ihre Existenzbedingung geknüpft sehen. Solche brauchen durchaus nicht religiös, ja nicht einmal Freunde der römischen Kirche zu sein, und sie werden doch für diese eintreten. Und damit ist der Kirche ein gewaltiger Bundesgenosse sicher.

Dann beruft der Ultramontanismus sich auf eine andere Macht und Burg, die unüberwindbar wäre, die von der römisch-katholischen Kirche nie und nimmer lassen, die im äußersten Nothfalle die Feinde dieser Kirche mit Gewalt aus dem Lande treiben würde. Diese Macht sei — das Volk. Vor allem die ungeheure Masse des Landvolkes und des Kleinbürgerthums. In diesem Bereiche fühlt die ultramontane Partei sich völlig sicher.

Wenn es sich um ein ruhiges Stehenbleiben handelt, wird auf dieses Bereich schon ein Verlass sein. Wenn aber von außen lebhafte und anhaltende Beweggründe kommen, dann ist unser armes, gutes Volk zu schwach standzuhalten. Wir wissen ja, wie es seit Jahrzehnten von allerhand Culturagenten Rathschläge und Mittel annimmt, die ihm oft nichts weniger als nützlich sind; wir sehen, wie es der Mode, dem Genuss anheimfällt, wie es sich sachte loslöst vom Boden der Väter, wie die Knechte und Burschen, die Söhne der Bauern in die Fabriken gehen, Socialdemokraten und Atheisten werden ohne weiteres. Und dasselbe Volk sollte nicht auch zu haben sein für Dinge, deren Größe und Bedeutung nicht geleugnet werden kann, und von denen man hört, dass sie schon manches Volk stark gemacht haben? Zum mindesten wird es dem einziehenden Evangelismus nicht mit der Waffe entgegentreten. So viel echte Frömmigkeit einerseits und so viel Bigotterie andererseits in unserem Volke vorkommt, im ganzen steht es der religiösen Bewegung mehr gleichgiltig als feindselig gegenüber. Wenn so manchmal von Jesuiten oder kampflustigen Kaplänen die leidenschaftlichsten Predigten gegen andersgläubige Nachbarn in die Gemeinde geschleudert werden, so meint man, die Leute müssten fanatisiert sein, aus der Kirche tretend ihre Krampen, Sensen und Dreschflegel nehmen und gegen den „Antichristen" zu Felde ziehen. Nein, sie rühren sich nicht, sie bleiben ganz ruhig und verkehren mit den Lutherischen und Altkatholiken nach der Predigt genau so, wie vor derselben. Eher geschieht es, dass durch eifernde Prediger dieser oder jener neugierig gemacht wird, die verdonnerte Confession näher ansieht und sich mit ihr vertraut macht.

Offen gesagt, ich war selber überrascht, dass unser „gut katholisches" Alpenvolk die protestantische Propaganda in seinem Lande, in seinen Ortschaften, die Errichtung evangelischer Gemeinden, die Herbeiziehung evangelischer Pastoren, die Erbauung evangelischer Kirchen, die Abhaltung evangelischen Gottesdienstes so ruhig sich gefallen lässt. Es gibt ja natürlich immer einzelne Fälle, wo dagegen aufgetreten wird, die Conflicte spielen sich zumeist nur innerhalb der Familien ab. Im ganzen ist von einer Abwehr nichts zu spüren. Das katholische Volk nimmt sogar vielfach Antheil an evangelischen Gottesdiensten und beträgt sich dabei anständig und ehrerbietig. Es räumt Rathhaussäle und andere öffentliche Gebäude für evangelischen Gottesdienst ein. Es tritt (gegen Entgelt natürlich) Grundstücke ab zum Baue evangelischer Kirchen. Katholische Bauern bringen das Baumaterial herbei, katholische Maurer führen das Gebäude auf, katholische Dachdecker decken es ein, katholische Künstler statten es aus.

Als ich bei den Protestanten eine öffentliche Sammlung veranstaltete für eine evangelische Kirche in Obersteier, hatte ich fast ein wenig er-

wartet, dass meine katholischen Landesgenossen, wenigstens meine Verwandten, mir deswegen Vorwürfe machen würden. Bis heute ist das nicht geschehen. Clericale Blätter haben gelegentlich allerdings ihren Unmuth darüber ausgedrückt, was ich ihnen nicht verüble, ein paar anonyme Zuschriften beschimpfenden Inhalts hat's natürlich auch gesetzt; aus dem Volke aber ist mir keine einzige offene Klage zugegangen. Im Gegentheil, bei den meisten Leuten war eine gewisse Befriedigung darüber zu bemerken, dass nun auch die Evangelischen ihre Kirche haben sollten. Ein Bauer bei Mürzzuschlag that allerdings die Bemerkung: „dass du mir aber just vor meiner Nase einen lutherischen Tempel hinbauen musst!" Als er aber das schöne Kirchlein entstehen sah, mit dem schlanken Thurme und dem Kreuze darauf, da sagte er schmunzelnd: „Das ist erst schön geworden. Es ist halt doch auch eine christliche Kirche." — Und vollends, wenn sie in diesem Gotteshause das Bild der Heilandsmutter sehen werden, und wenn sie hören werden, wie in dieser Kirche das reine Evangelium Jesu Christi gepredigt wird, und die Sittenlehre schlicht für das tägliche Leben, dann dürfte sich bei einigen die Gleichgiltigkeit oder die eitle Neugierde in Wohlgefallen auflösen.

Unsere Katholiken sind durchaus nicht blind für gewisse Vorkommnisse in ihrer Kirche. Selbst in der Bauernschaft, von ruhigdenkenden, frommen Leuten kann man es hundertmal hören, wie sie Kritik üben, und oft eine weit schärfere als der Schriftsteller, der an eine kirchliche Reform denkt, es thun mag. An das, was die beiden Kirchen am schärfsten trennt, den politischen Organismus derselben, denkt das Volk gar nicht. Nur das, was ihm unmittelbar gegenübersteht, bestimmt sein Urtheil. Die Messe ist den Katholiken hoch heilig; aber dass der Priester dafür Geld nimmt, erscheint vielen anstößig. Mancher arme Priester müsste ohne solche Einnahme freilich verhungern, aber das sei eben die schlechte Einrichtung, die geändert werden müsste. Andererseits ist es gerade die Geldgier mancher Priester, die im Volke oft empfunden und gerügt wird. Die Marienverehrung ist jedem Katholiken eine Herzensfreude; aber gegen die Ausartung derselben in heidnischen Fetischdienst, wie sie neuerlich wieder auffallend zutage tritt, habe ich nicht bloß Laien aller Stände, sondern sogar auch katholische Priester protestieren gehört. Die priesterliche Ehelosigkeit wird im Volke meist nur dann gegeißelt, wenn aus ihr Unsittlichkeit und für die Gemeinde Ärgernis erwächst. — So finden die Leute an der römisch-katholischen Kirche wohl vieles auszusetzen, aber endlich, wenn es soweit kommt, sagen sie, übertreten wollten sie doch nicht.

Ich weiß Katholiken, arme Leute, die ganz aus eigenem Antrieb ihr blutiges Scherflein zur evangelischen Heilandskirche beigetragen haben,

aber selbst übertreten, so fügten einige unbefragt bei, wollten sie doch nicht. Sie möchten schon in ihrem alten Glauben sterben. Wieder andere sind, die dem evangelischen Gottesdienste beiwohnen, sich der schönen, altdeutschen Lieder freuen, bei der Predigt häufig mit dem Kopfe Beifall nicken — als: so gefiele es ihnen schon. — Schließlich meinen sie, in Gedanken könne man wohl damit einverstanden sein, aber förmlich übertreten, das zahle sich bei ihnen nicht mehr aus. Die Kinder könnten dann machen, was sie wollten. — Vielfach fällt mir auf, dass man, wenn auch selbst beim Alten bleibend, die Kinder nicht mehr bindet. Das ist ein wichtiges Zeichen. — Die meisten Übertritte kommen denn auch bei jungen Leuten vor.

Vor blutigen Religionsbewegungen ist unsere Zeit einstweilen sicher, davor schützt sie die religiöse Gleichgiltigkeit der Menge, obschon es immer noch Leute gibt, die eher ihr Leben als ihr Bekenntnis lassen würden. Die katholische Kirche aber weiß ihre Kinder festzuhalten nicht bloß durch das religiöse Bedürfnis, sie hat auch andere fesselnde Eigenschaften und Vorzüge. Der Protestantismus hat voreilig vieles weggeworfen, was er — besonders in den Alpenländern — wieder wird aufnehmen müssen, was sogar viele Evangelische im „Reich" nicht gerne entbehren. Stimmungsvoller, künstlerisch ausgestatteter Cultus, soweit er mit dem Evangelium vereinbar ist! Und wenn ausgelegt wird, dass das Evangelium nichts Sinnliches und Förmliches dulde, dass Gott *nur* im Geiste angebetet werden müsse — dann gehen ja selbst die Protestanten zu weit mit ihren Kirchen und Glocken und Gesängen und kirchlichen Gewändern u. s. w. Dann sei nichts als Geist — dann aber wird das Volk, das sinnliche, schönheitsdurstige, fernbleiben. — Das deutsche Volk, das durch Religionskriege nachgerade genug gelitten hat, träumt manchmal von einer Annäherung der beiden Kirchen in dem Sinne, wie mir vor kurzem ein katholischer Pfarrer schrieb: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. — Ob jedoch die kirchlichen Behörden beiderseits eine solche Annäherung fördern oder auch nur wünschen würden? — Wenn die Hirten Freundschaft hielten, die Herden würden sich kaum bekriegen. —

Was die große religiöse Gleichgiltigkeit anbelangt, diese ist nur vorhanden, solange man das Wichtigste nicht in Gefahr sieht. Würde es sich um Vertheidigung des Christenthums handeln, würden die Juden ihren Glauben oder die Türken ihren Mohammedanismus bei uns einführen wollen, dann dürfte der Älpler bald zu seinen Sensen und Gabeln und Kugelstutzen greifen, während jetzt die Leute von den Evangelischen sagen: Sie sind ja ebenfalls Christen. Sie glauben ja an Jesus Christus, den Gottessohn. Sie haben nur nicht so viel Aberglauben. Sie halten sich mehr ans Wort Gottes." Derlei Bemerkungen hört man in unserem katholischen Volke an allen Ecken und Enden. Ja selbst

katholische Priester kann man finden, besonders auf dem Lande und in entlegenen Pfarreien, deren Predigten näher dem Evangelismus als dem Katholicismus stehen. Man darf ja nicht glauben, dass alle katholischen Priester mit allen Forderungen der römischen Kirche einverstanden sind. Nur auftreten dürfen und können sie nicht dagegen. Mancher von ihnen ist gar nicht unglücklich darüber, dass die gegenwärtige religiöse Bewegung das christliche Bewusstsein aufrüttelt und zum alten Christenthume zurückdrängt.

Zum Schlusse die Frage, ob man auch den Altkatholicismus, der besonders in Steiermark Anhänger gefunden, zum Evangelismus rechnen darf? Es kann darüber gestritten werden, was ich aber für überflüssig halte, maßen über Confessionen schon genug gestritten worden ist, und maßen bei aller Achtung für die Form am Ende doch nur der Geist entscheidend sein muss. Ich halte den Altkatholicismus für eine christliche Kirche, die dem Evangelismus sehr nahe steht und die in unserem formenfrohen Volke eine Zukunft haben kann. —

Somit wäre ungefähr der Boden angedeutet, auf dem die religiöse Bewegung sich erhob. Ob sie sich sachte wieder verflüchtigt, ob sie sich weiter entwickeln wird zu großer Zukunft, das steht auf des Messers Schneide. Heiß zu wünschen ist nur das eine, dass die Gegensätze sich endlich mildern möchten. Auf dieser Welt, wo es so grenzenlos viel Streit gibt, möchte doch auf dem Gebiete der Religion Gottesfriede werden! Möchte es aus der Gährung endlich zur Klärung kommen, also etwa, wie es mein alter katholischer Pfarrer meint:

In der Hauptsach' Einheit,
In der Nebensach' Freiheit,
In allem — Liebe!

Verhängnisvoller Curs.

Heil! ruft man einander zu, weiß aber nicht recht, wo es ist oder was man darunter versteht. Nur das zeigt sich, dass das Heil dort nicht ist, wo es in unserer Zeit gesucht wird. Der „Heimgarten" will seine bekannte Meinung nicht allzuoft wiederholen. Hingegen gibt es andere Stimmen, die nicht minder nachdrücklich die Hand erheben, zur Weisung oder zur Warnung. „Die Grenzboten" sind gewiss kein reactionäres Blatt. In denselben bietet unter dem Titel: „Wohin gehen wir?" Ernst von der Brüggen eine Betrachtung über die wirtschaftlichen Ideale unserer Zeit. In diesem bedeutsamen Aufsatz sagt der Verfasser unter anderem:

Wir sind zum Industrievolk geworden.

Es ist eine sehr verbreitete Meinung, dass wir nun auf dem zu Größe und Glanz, auch zu Glück und Zufriedenheit führenden Wege

sind. Wir haben aus England die Lehren einer liberalen Staatskunst geholt und sind eifrig dabei, von dort auch die Kunst zu lernen, wie man reich wird. Aber lassen wir uns nicht zu sehr durch diese Erfolge blenden. So berechtigt die Befriedigung ist, mit der wir rund umher den Wohlstand wachsen, die Städte sich dehnen und verschönen sehen, mit so viel Stolz wir die Rechnungen von Gelehrten und Regierungen über die Früchte unserer Arbeit lesen, so sollten wir nicht vergessen, dass der materielle Erwerb nur einen Theil der Volksbedürfnisse befriedigen kann. Wie beim Individuum so beim Volk können überwiegend materielle Neigungen, überwiegend dem materiellen Erwerb gewidmete Arbeit den Volkscharakter ungünstig beeinflussen.

Jeder Beruf übt auf den Charakter des Menschen einen umgestaltenden Einfluss in dem Maße aus, als er dessen geistiges und leibliches Handeln bestimmt. Bei civilisierten Völkern ist Geldgewinn mit jeglichem Beruf verbunden, jedoch in sehr verschiedenem Maße ist Geldgewinn sein Zweck. Es gibt Berufe, die den Geldgewinn als nebensächlich, andere, die ihn als vorwiegenden Zweck der Arbeit zeigen. Von allen Revolutionen, die ein Volk durchmachen kann, ist keine gewaltiger, als der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Um mit so tiefer Verachtung unsere heutige Nationalökonomie auch auf die Naturalwirtschaft als eine rohe und uncivilisierte Form des wirtschaftlichen Lebens herabsieht, so wird man, wenn man sich nicht vom äußeren Scheine blenden lässt, anerkennen müssen, dass keine Revolution für das Glück des Einzelnen, das in Zufriedenheit besteht, unheilvoller ist, als diese wirtschaftliche. Es kommt nur darauf an, welchen Nutzen man von der fortschreitenden Cultur erwartet, ob den, die Zufriedenheit der Einzelnen und der Menge zu fördern, zu sichern, oder den, zu immer feineren, complicierteren, über die Natur sich höher erhebenden Formen des Lebens zu gelangen. Die Rousseau, Tolstoi und ähnliche Denker haben im Grunde nichts anderes gethan, als gegen diese Revolution zu protestieren, als die Rückkehr von der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft zu fordern, und alle Poeten, die die auri sacra fames beklagten, haben das Gold für das Verderben bringende Element erklärt, das alle bösen Begierden weckt und alle Zufriedenheit zerstört. Und ist es nicht ein Dogma unserer heutigen Volkswirtschaftslehre, dass die fehlende Mutter Erde, der Mangel an nährendem Boden, die „Landenge“ die segensreich treibende Kraft sei, die den Menschen zu industriellem Fortschritt, städtischem Wesen, zur Lohnarbeit führe? Was aber heißt das anderes, als dass die sogenannte höhere Cultur, in der das Geld regiert, da anfängt, wo die Zufriedenheit aufhört, und da endigen würde, wo die Unzufriedenheit endigt? Ist dieses Dogma nicht von demselben Geiste, der den Neger zwingt, Kleider zu tragen, deren er nicht bedarf, nur

damit er arbeiten müsse, um sie bezahlen zu können, und unglücklich werde, um die weißen Träger der Cultur zu bereichern? Die Naturalwirtschaft ist die einzig gesunde Form des Erwerbes, die Form, die den Menschen mit der Natur in Verbindung erhält, ihn harmonisch entwickelt, die den Capitalismus in Schranken hält, den Menschen nicht einseitig specialisiert, ihn nicht dem seelenlosen, herzlosen Mammon unterjocht. Aber die Cultur hat leider nicht das Glück des Einzelnen zum Richtung weisenden Polarstern, sondern einen geheimnisvollen Lenker, dem wir folgen müssen, ob wir wollen oder nicht. Und dieser Lenker hat noch alle Völker in ihrer Entwicklung zu Culturvölkern einmal von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft hinübergedrängt. Wir konnten dem nicht entgehen, und einmal beim Gelde angelangt, kommen wir bald auch zum Papiergelde und zum Capitalismus und müssen uns nun damit zurechtfinden, so gut wir können. Je unmittelbarer auf der Stufenleiter des Erwerbslebens der Mensch mit dem Gelde als Lohn der Arbeit in Verbindung gesetzt wird, je weniger er in seinem Beruf mit etwas anderem als nur dem Gelde zu thun hat, um so geringer wird der sittliche Inhalt seiner Arbeit sein. Das Geld ist gewissermaßen nur eine Abstraction, ein idealer Wert, und je ausschließlicher man sich mit ihm beschäftigt, um so weiter entfernt man sich von den realen Dingen und Vorgängen, die ihren Zweck in sich selbst haben und hiervon ihre sittliche Berechtigung und ihren Wert herleiten. Die Anfertigung eines Stiefels ist moralisch wertvoller als die geistvollste Speculation an der Börse, denn der Stiefel kann gut oder schlecht, schön oder häßlich gemacht, das Gefühl der Pflicht, der Ehre, der Schönheit kann in dem Schuster geweckt, genährt werden durch seine Arbeit; der Börsenmann rechnet mit finanziellen oder politischen Abstractionen, oder mit menschlichen Schwächen, was vielleicht seinem Scharfsinn, aber keiner edleren sittlichen Kraft in ihm zugute kommen mag. Im allgemeinen wird der sittliche Wert des vorwiegend auf Erwerb gerichteten Berufes umsomehr sinken, je näher dieser den Menschen dem reinen Geldgeschäft bringt, und umsomehr steigen, je näher der Mensch durch seine Arbeit dem Menschen und der Natur tritt. Es bedarf für den Landmann oder den Dorfhandwerker eines geringeren Maßes angeborener sittlicher Kraft als für den städtischen Fabriksarbeiter oder den Börsenmann, dass er in dem Daseinskampf keine moralische Einbuße erleidet, nicht weil jene weniger der Versuchung ausgesetzt sind, sondern weil ihre Arbeit sie andauernd in sittlichem Zusammenhang mit bestimmten, nahestehenden Personen, Thieren, Pflanzen, ja unorganischen Dingen hält, in Beziehungen, die den anderen meist abgehen. Denn der Fabriksarbeiter kann in keinen sittlichen Beziehungen zu einem Herrn stehen, den er kaum jemals zu Gesicht bekommt, und ebensowenig zu der Maschine oder dem Nagel,

den herzustellen ihm die Maschine, ja man könnte sagen, er der Maschine hilft.

Am höchsten auf der Stufenleiter der Abstraction von der realen schaffenden Arbeitswelt, und am niedrigsten auf der Stufenleiter der sittlich erziehenden Berufe steht das reine Geldgeschäft, die Börse. Hier ist Natur, Mensch, selbst die materielle Arbeit beseitigt, kurz das, was die Welt des Menschlich-Sittlichen im Erwerbsleben in sich schließt, und man hat die Abstraction der Zahl und des Geldes neben den Abstractionen der Finanz und der Politik und Industrie vor sich — Gebiete der praktischen Intelligenz, die an sich keinen sittlichen Boden darstellen. Dem Börsenmann erwächst aus seiner Arbeit keine schöpferische Befriedigung, wie sie die Arbeit dem geringsten Handwerker gewährt. Die Arbeit des Geldwechslers, des Börsenmannes schafft nicht, sondern verschafft; sie sucht nach einem Antheil an dem Gewinn der Arbeit anderer, und sie leistet nur dies, denn sie bringt unmittelbar keine neuen Werte hervor. So nothwendig die Börse, die Großindustrie im heutigen Wirtschaftsleben sind, so beweist ihre Nützlichkeit noch keineswegs ihren sittlichen Nutzen. Solange die Welt steht, hat man die Goldesbegierde immer als eine unheimliche, dämonische Macht angesehen, die dem sittlichen Charakter des Menschen gefährlich sei, hat man von dem Fluch des Goldes geredet. Der Fluch wird gesühnt durch die Arbeit, die ihres Lohnes wert ist. Je geringer diese schaffende Arbeit ist, je unmittelbarer das Geld sowohl Zweck als auch Werkzeug der Arbeit ist, umsomehr verliert sie ihre sühnende Kraft. Das Menschliche, Persönliche tritt zurück, die todte Zahl verdeckt alles. Dem Egoismus, der Habsucht, der Grausamkeit stellt sich nichts in den Weg, denn man kennt ihre Opfer nicht. Der Gewinn, der Erfolg heiligt alles. Daher verwaltet keine Regierung so hart, als Compagnien oder Actiengesellschaften. Der Actionär einer Chartered Company erscheint in der Generalversammlung mit dem einzigen Ziel, seine Dividende zu steigern, und ist sehr gleichgiltig gegen Tausende, die verhungern um dieses Zieles willen. Der Actionär übt die Gewalt eines Beamten aus ohne dessen Verantwortung oder mit sehr geringer Verantwortung. Es ist verhängnisvoll, dass Börse und Tagespresse, diese beiden stärksten öffentlichen Kräfte unserer Zeit, von den zweifelhaftesten Existenzen beherrscht werden. Diese beiden Gewalten, die sich gegenseitig unterstützen, sind fließend und wechselnd; sie gleiten beide leicht in die Hand des beweglichen Volkes, das von jeher das Handelsgeschäft sowohl mit den materiellen als mit den immateriellen Gütern anderer Völker am besten verstanden hat.

Die Arbeit des Börsianers ist, besonders solange er die gesicherte Höhe noch nicht erreicht hat, zum guten Theil ein Spiel mit fremdem Gut, mit dem Lohn fremder Arbeit. Ihr am nächsten steht hierin die

Thätigkeit des Großhändlers und weiter die des Großindustriellen. Dieser letzte ist ein Erzeugnis der Neuzeit, der Maschinenarbeit mit ihrer Massenproduction, die weder für den Handarbeiter, noch für den Fabriksherrn den sittlichen Wert des Handwerks hat. Der Großindustrielle steht der schaffenden Arbeit, dem Menschen und der Ware zu fern, er hat zu dem Arbeiter kaum sittlich lebendigere Beziehungen als zu der Maschine, er arbeitet vorwiegend mit Zahlen und Preislisten, er handelt mit Werten, an deren Entstehen er einen nur sehr entfernten Antheil hat. Die Großindustrie entwickelt das Talent für Organisation, für Beherrschung complicierter und großer Verhältnisse und Einrichtungen; aber indem sie nicht einzelne Menschen, sondern Massen zu Kunden, nicht Lehrlinge, sondern Arbeitseinheiten in ihrem Dienst hat, wird sie leicht gewaltthätig in der Organisation, hart gegenüber dem Arbeiter und herrisch gegenüber dem Kunden.

Robertson in seinen „Religiösen Reden" sagt: Bei gewissen Nationen ist der Erwerbstrieb unmäßig, ja krankhaft zu nennen, so bei uns Engländern. Dieses Trachten nach Besitz ist die Quelle unserer Größe und unserer Erniedrigung, unseres Ruhmes und unserer großen Schmach; es ist die Ursache unseres Handels, unserer Seemacht, unseres ungeheueren Reichthums, unserer Erfindungen, zugleich auch die Quelle unserer Streitigkeiten und Parteiungen, unseres schmachvollen Pauperismus, und der schlimmer als heidnischen Verwilderung und Entartung der großen Massen unserer Bevölkerung. Was aber noch besonders merkwürdig ist, ist die Thatsache, dass es unter allen Völkern der Erde keines gibt, das so wenig imstande ist, sich zu freuen, wie wir. Die feinere Organisation, die andere Völker auszeichnet, ist uns versagt; unser Sinn für Musik ist wenig entwickelt, unser Schönheitssinn nicht lebendig und scharf; unsere Feste sind laut und lärmend und enden mit Langeweile und Verstimmung. Wir verstehen uns nicht zu freuen, zu genießen; wir bedürfen vor allem der Arbeit, dieser Grundbedingung der menschlichen Natur. Und so fahren wir immer weiter fort im Sammeln und Anhäufen, als wenn wir dadurch genussfähiger werden könnten, wenn wir noch mehr besitzen. Sich aus der Gesellschaftsclasse, in der man geboren und erzogen ist, hinaus und sich in eine höhere hinein zu schwingen, ist die jährliche, tägliche, ja stündliche Beschäftigung von Millionen unter uns. Dieses Bestreben „hinauf" könnte von Wert sein, wenn es in Wahrheit ein „hinauf" bedeutete, wenn man ein geistiges, moralisches, ja nur ein physisches Steigen darunter verstünde, und nicht nur ein eingebildetes. Unsere Mittelclassen haben schon vollen Antheil an den Genüssen der Reichen, und das Einzige, was ihnen fehlt, ist derselbe Prunk bei der Befriedigung. Das „Mehr", nach dem sie streben, bedeutet aber nur ein Mehr an Equipagen, Häusern, Geld und Luxus, ohne doch dadurch

die Fähigkeit des Genießens steigern zu können. Und so ist denn die Wurzel all unseres Strebens Geiz und Begehrlichkeit, nicht der Wunsch, mehr zu genießen, sondern immer mehr zu haben. Darum sollen auch wir uns das Wort Christi gesagt sein lassen: „Hütet euch vor dem Geiz", und er fügt hinzu: „Niemand lebt davon, dass er viele Güter hat."

Mit welchem Triumph ist der „Übergang zur reinen Geldwirtschaft" von der herrschenden Theorie überall begrüßt worden! Jetzt sind wir soweit: Actie und Courszettel regieren die Arbeit und den Besitz des Volkes. Je reicher wir werden, umso weitere Schichten des Volkes drängen sich heran, an dem Reichthum ihr Theil zu haben. Wer es nicht hat, sucht den Schein zu erwecken, als hätte er es. Man setzt nicht mehr seinen Stolz darein, seinem Stande anzugehören, sondern darein, Geld zu haben; man sagt nicht mehr: „Ich bin das", sondern „ich habe das", ein Wertmesser, der bei den Juden längst in Gebrauch ist; nicht die Person hat den Wert in sich, sondern der Besitz, und zwar ist der Besitz, der der fungibeln Natur des Geldes am nächsten kommt, der papierene, der verbreitetste Wertmesser für die Beurtheilung von Menschen. Welcher ethische Niedergang! Der Grundbesitz machte ehedem den Adel; aber welcher gewaltige Unterschied an sittlicher Kraft und Berechtigung liegt in der Stellung eines Edelmannes, dessen Gut eine Million wert ist, verglichen mit der Stellung eines Mannes mit einer Million in Papieren! Und nach Papier, nicht nach Erde, nach dem Coupon, nicht nach mühseliger, aber gesunder Landarbeit drängt alles. Jeder sucht in Arbeit und Besitz die Entfernung bis zum Gelde möglichst abzukürzen, dem Gewinn möglichst nahe zu sein, der schaffenden Arbeit möglichst fern zu bleiben.

Stilproben aus der Lehrwerkstätte angehender Schriftsteller.

Von Josef Wichner.

Manche Leute stellen sich das Schriftstellern überaus leicht vor, und wenn man das zu diesem Geschäfte nöthige Material, Papier und Blei oder irgend eine andere Schwärze, betrachtet, so kann es in der That kaum etwas Simpleres geben.

Auch eine fertige, wahrhaft volksthümliche Dichtung von der Art, dass jeder Mensch seine Freude daran hat, dass jeder seine Welt darin findet und seines Herzens Saiten mitklingen, ist zumeist ein so einfach Ding, dass man vermeint, der Dichter habe einem nur's Wort vom Munde weggenommen, sonst hätte man's ja auch gesagt und wär' auch ein berühmter Dichter geworden.

Hätte, so sagen wenigstens die Kunstrichter, der große Goethe kein anderes Gedicht geschaffen als das kleine Nachtlied des Wanderers „Unter allen Wipfeln ist Ruh'“, so wäre er doch einer der größten Lyriker aller Zeiten und Völker; manch ein Leser aber beutelt den Kopf und sagt: „Was machen die Herren doch für Geschichten! Dass am Abend unter allen Wipfeln Ruhe ist und die Vögel im Walde schweigen, und dass ich mich auch nach Ruhe sehne, das ist doch gar nichts Besonderes, und ich hätt's auch herausgebracht, wär' mir der Frankfurter nicht zuvorgekommen!“

Oder nehmt eine recht anschaulich geschriebene Erzählung oder eine naturalistische Scene aus dem Volksleben!

„Accurat so ist's“, sagt der Leser und schnalzt vergnügt mit der Zunge. „Rein photographiert hat er d' Frau Mahm und phonographiert ihr Gebelfer! Ist aber weiter keine Kunst daran, braucht sich einer nur in einen Winkel zu setzen und fix zu schreiben, wenn die Alte ihren Keppeltag hat!“

Und der Leibpolitiker vom Tagblatt? „Auf den Kopf hat er den Nagel getroffen“, meint der Kritiker aus dem Volke; „justament so hab' ich's mir auch gedacht .... nur aufg'schrieben hab' ich mir's nicht!“

In der That ... das ist das ganze Geheimnis der Schriftstellerei; man braucht nur erstlich einmal Gedanken zu haben, und zweitens und letztens, man braucht nur diese Gedanken oder diese Gefühle oder diese Traumgebilde der Seele in Worte zu kleiden, die im Leser die nämlichen Gedanken, Gefühle oder Traumgebilde wecken oder ausschalten.

Schon in der Sprachlehre heißt es: „Ein Satz ist ein in Worten ausgedrückter Gedanke.“

Wenn nur vom Gedanken, immer vorausgesetzt, dass er überhaupt da ist, zum Worte, schon zum gesprochenen, noch mehr aber zum geschriebenen Worte, nicht gar so ein weiter Weg wäre! Ein Weg, auf dem beinahe immer ein guter Theil des Gedankens zurückbleibt, so dass man das Gewollte im Vollbrachten oft kaum mehr wieder erkennt!

Wahrlich, dem Gedanken das ihn völlig deckende Wort zu verleihen, das ist eine große Kunst, wie's ja der Seppl gleich merkt, sobald er der Liesl seine Liebe schriftlich gestehen will, oder der Dorfvorsteher, wenn er sich anschickt, an die Behörde einen ausführlichen Bericht zu verfassen!

Diese Kunst will, selbst die natürliche Begabung vorausgesetzt, geübt sein ... so gut wie etwa das Clavierspiel.

Und ebenso wie der Clavierschüler viele tausendmal die unrichtigen Tasten anschlägt und die gräslichsten Misstöne erzeugt, bis er endlich

sein Instrument beherrscht, so ergeht's dem, der seine Gedanken aussprechen oder gar niederschreiben will.

Gemeint hat's der Schriftstellerlehrling immer recht, so behauptet er wenigstens, aber gesagt und geschrieben hat er oft den vollendetsten „Stumpfsinn", eben weil er sein Instrument noch nicht beherrscht.

Ich bin seit vielen Jahren Lehrer der deutschen Sprache an Mittelschulen, aus denen ja die künftigen Schriftsteller hervorgehen, und ich habe das sehr zweifelhafte Vergnügen, jährlich gegen achttausend deutsche Aufsätze zu corrigieren und die Nasen der Schüler an jene Stellen zu drücken, wo sie für ihren richtigen (?) Gedanken das passende, deckende Wort nicht gefunden haben. Ich gestehe auch offen, dass diese Stellen für mein Zwerchfell, dem hie und da eine heilsame Erschütterung noth thut, so ziemlich die einzigen Oasen in der Wüste einer ermüdenden und den Nerven nicht gerade heilsamen Thätigkeit sind.

Ich will den Lesern einige Proben aus dieser „Stiefelfabrik" mittheilen; ein herzliches Auflachen kann ja auch ihnen nicht schaden, und wenn sie gefälligst nachdenken, was etwa der angehende Schriftsteller hat sagen wollen und worin der Schnitzer besteht, nun ... so lernt er dabei auch etwas und dankt mir's, wenn er einmal im Federkriege Lorbeeren erntet.

Ich verzeichne hier, von jedem Zusammenhange losgerissen, nur einige „in Worten ausgedrückte Gedanken", wie ich sie mir bei der Durchsicht der Arbeiten angemerkt habe.

Möge mir der heilige „Confucius" mein boshaft Unterfangen gnädigst nachsehen!

* * *

Als es dunkelte, schwiegen die singenden Vögel.

Es lohnt sich, darüber nachzudenken, warum eine menschliche Ansiedlung gerade dort, wo sie sich befindet, und nirgends anderswo entstanden ist.

Den einen Tag fraß der Drache einen Hirten sammt der Herde, den anderen einen Pilgerzug.

Es hatten bereits mehrere Ritter den Versuch gemacht, den Drachen auf Rhodus zu tödten; sie wiederholten aber diesen Versuch nicht mehr, weil sie dabei ihr Leben verloren hatten.

Der Großmeister hatte strengstens verboten, den Drachen zu erlegen.

Der Ritter begab sich in Begleitung einiger Doggen und Knappen auf den Rücken seines Pferdes.

Als der Drache giftigen Wind von sich ließ, kehrt sich die Dogge schnell ab.

In den Gärten arbeiten die Leute, und die Bauern düngen ihre Felder.

Hüon (der Held in Wielands „Oberon") begab sich auf die Reise nach des Sultans Tochter, Bart und Zähnen.

Scherasmin bewährte seine Tapferkeit, indem er wie rasend ins Horn stieß.

Die meisten Dinge weisen eine doppelte Seite auf.

Alexander der Große verrichtete in den Ruinen von Troja seine Andacht.

Es gibt auch Kühe, welche keine Milch geben; diese heißen Ochsen.

Als Cyrus noch nicht auf der Erde war, da hatte er einen Großvater namens Astyages.

Cyrus weidete als junger Knabe unter den Herden.

Harpagus steckte den Brief an Cyrus in einen Hasen, weil es damals noch keine Couverts gab.

Der Perser Zopyrus schnitt sich den Kopf ab und gieng nach Babylon.[1])

Die Hauptnahrung der Chinesen sind Insecten.

Im Winter sind die Leute an warme Mäntel und Pelzhandschuhe gebunden.

Das Schlittschuhfahren ist gar ein gesundes Vergnügen, bei dem man sich leicht verletzen, einen Fuß verstauchen oder auch eine lebensgefährliche Erkältung zuziehen kann.

Der Strom stürzt tosend von einer Höhe zur anderen.

Leonidas gelobte, den Posten bei den Thermopylen nur sterbend zu verlassen, und er that es auch.

Als Tirol an Baiern abgetreten und eine höhere Besteuerung eingeführt worden war, da wurden die religiösen Gefühle des Volkes sehr verletzt.

Die höchste Strafe in Athen war der einfache Tod.

Welch traurige Folgen würde die Niederlage der Griechen in den Perserkriegen gehabt haben, wenn die Griechen nicht gesiegt hätten!

Das Holz kommt meist in den Wäldern vor.

Das Eichhörnchen trägt im Herbste Nüsse zusammen und verstopft dann sein Loch.

Mit einer gestickten Hauskappe auf dem Kopfe, die Füße mit Pantoffeln bedeckt, macht uns Goethe in seinem Epos „Hermann und Dorothea" mit dem Wirte zum goldenen Löwen bekannt.

[1]) Eine Analogie ist die Predigt eines naiven Priesters: „Heidnische Bauern schlugen dem heiligen Eusebius das Haupt ab. Der Heilige aber, (welch Wunder!) bückte sich, nahm das Haupt in beide Hände, trug es in die nächste Kirche, stellte es auf den Altar und küsste es."

Der goldene Löwenwirt ist im Besitze eines Gasthofes, für welchen der Weinberg das Getränke, seine Gattin den nöthigen Imbiss liefert.

Hermanns Vater benützte die günstige Gelegenheit, da sein Haus brannte, der Nachbarin eine Liebeserklärung zu machen und sie zu küssen.

Hermanns Vater hatte schon längst den Wunsch, von einer Schwiegertochter umgeben zu sein.

Der Apotheker ist ein äußerst gelungener Mensch; er ist eine alte, spassige Figur in der Dichtung.

In Heines Gedicht „Belsazar" befinden wir uns um Mitternacht.

Als Belsazar in Babylon betrunken war, befahl er einem Knechte, die heiligen Gefäße aus Jerusalem zu rauben und ihm zu bringen.

Der junge Lord von Edenhall bemerkte in seiner Trunkenheit nicht, wie die Feinde in seine Burg eindrangen und ihn erschlugen.

Frau Hitt strotzte vor Schönheit.

Niobe wurde in Stein verwandelt und auf einen Berg versetzt, wo sie heute noch träufelt.

Der Besitzende kann wohl ohne Reichthum, nicht aber ohne Gesundheit völlig glücklich sein.

Das Silber beglückt den Menschen nur auf Erden.

Geßler ließ zu Arnsdorf einen Hut hängen und brachte den Tell nach der Festung Kufstein.

Die Ameise erträgt alles geduldig, und nie hat einer eine murren gehört.

Der Bau der Ameisen erreicht eine Größe, dass er uns ganz gut als Lagerstätte dienen könnte.

Stirbt eine Ameise, so bereiten ihr die anderen ein ehrenvolles Grab.

Die Ameisen treten überall mit bewunderungswürdiger Emsigkeit auf.

Die Ameisen bespritzen ihre Feinde unbarmherzig mit ihrem tödlichen Gift; dagegen pflegen sie die Blattläuse, welche ihnen Schleckereien geben, mit der größten Sorgfalt: dies soll sich der Mensch zum Beispiel nehmen.

Der Tod des Götz entspricht seinem Leben: er stirbt an den Wunden, die er in offener Schlacht erhielt, weil sein ganzes Wesen durchaus offen und gerade war.

Die Haut der meisten Hausthiere benützen wir erst dann, wenn wir sie getödtet haben.

Tellheim war Major in preußischen Diensten und nebenbei auch ein großmüthiger Mensch.

Schwach und hilflos kommt das Kind auf die Welt. Wie könnte sich der Wurm wohl allein durch alle Gefahren zu seinem Ziele, dem Staate und der Kirche zu dienen, und zur ewigen Seligkeit hindurchwinden, wenn er keine Führer hätte?!

Auf dem Scheitel des Greises ruhten schon siebzig Lenze aus.

Endlich vernahm man das Blasen einer herannahenden Feuerspritze, die als rettender Engel erschien.

Ich will mich nun bemühen, dir alle Einwendungen, welche du in deinem letzten Briefe erhoben hast, aus dem Kopf zu schlagen.

Die Sagen von den Nibelungen waren zuerst aus einzelnen Liedern zusammengesetzt; das Nibelungenlied zerfällt in drei größere und mehrere kleinere Handschriften.

Murmelthier und Dachs und der dickbauchige Maulwurf entwinden sich erst im Frühling den Armen des Morpheus.

Der König war sehr grausam, sowohl gegen seine Unterthanen, als auch gegen seine Mitmenschen.

Dumpfe Schritte näherten sich dem Hochaltare und sprengten das Tabernakel auf.

Phidias schuf die aus Gold und Elfenbein verfertigten Statuen.

Übermäßiger Alkoholgenuss ist ein gewaltiger Nagel zum menschlichen Sarge.

Manche Familiennamen werden vom Besitze abgeleitet, z. B. Friedrich mit der leeren Tasche.

Die gefällten Bäume fallen zu Boden.

Die Bevölkerungszahl verdankt ihre Größe hauptsächlich dem Militär. [1])

Das Mädchen suchte den Jüngling mit Liebestränken zu umgarnen.

Im Hintergrunde erblickte man das schrecklich zugerichtete Bett der Stalldirne; hier wurde das Vieh noch rechtzeitig gerettet. [2])

Durch eine Öffnung des Kerkers fiel ein schmaler Sonnenstrahl.

Am Morgen ist der Geist sowie alle anderen Körpertheile zur Arbeit am geeignetsten.

Schauspieler gab's in Griechenland nie mehr als drei.

„Von der Stirne heiß
Rinnen muss der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben."

Wie wahr, o wie wahr! Oder muss nicht die Henne, wenn sie die Eier ausbrütet, große Sorgfalt darauf verwenden und mit Ausdauer sitzen bleiben, damit sie die Vermehrung ihres Geschlechtes zum Lohne habe?!

Diana versagte den Griechen aus Zorn über Agamemnon ihren guten Wind.

In Aulis warteten die Griechen vergebens auf einen guten Wind, da ihn Diana zurückhielt.

---

[1]) Du ahnungsvoller Engel, du!
[2]) Aus der Schilderung eines Brandes.

Hannibal sagte: „Meines todten Bruders Haupt zerschmetterte meine letzte Hoffnung; am Misslingen meiner Pläne ist die Engbrüstigkeit meiner Mitbürger schuld."

Unter den Aposteln trug Judas die Casse, und wohlthätige Leute warfen ihr Geld hinein.

Jetzt fahren bereits Pferdebahnen ohne Pferde, nämlich die elektrischen Bahnen.

Ein alter Postwagen wälzt sich mühsam daher, und er entlockt seinem Horne lieblich klingende Weisen.

Die Nibelungen zogen auf der Donau nach Ofen, die Hunnen segelten auf ihr nach Rom.

Auf der Landstraße stolpert die Postkutsche daher.

Der Elefant hielt seinen Rüssel über den seines Herrn.

Im Frühlinge schlagen die Bäume Blätter aus.

Menschen und Thiere freuten sich im Frühling und riefen ihm ein donnerndes „Heil!" zu.

Beim Orakel von Delphi wurden zweideutige Reden geführt.

Die Götter des Himmels aßen Ambrosia und tranken aus dem Neckar.

Die Cyklopen waren ungeschlachtete Riesen.

Der Jagdhund des Odysseus lag sterbend auf dem Misthaufen, welcher mit dem Schweife wedelte.

Die Römer führten den Pflug über Carthago mit der Hauptstadt Utika.

Klopstock heiratete die Meta Moller; allein es war ihm kein langer Friede bestimmt.

Karl Moor war von Natur aus mit Geist und Körper reichlich versehen.

„Demetrius" ist das letzte Bruchstück des großen Dichters Schiller.

Wir können von den Thieren vieles lernen; als Beispiel hiefür mag der Todtengräber dienen, ein Käfer, der kleine todte Thiere zu verscharren pflegt.

Erzherzog Franz Josef wollte der Schildwache ein Goldstück in die Tasche stecken; allein er war zu klein, um in die Tasche gelangen zu können.

Im Herbste büßen die Blumen infolge der Kälte ihr schmuckes Haupt ein.

Wenn der Herbst kommt, bringt der Fuchs wohl eine fette Gans oder ein Hühnchen für den Winter[1]) in seinen Bau.

Lenore[2]) fluchte einmal einen ganzen Tag lang bis tief in die Nacht hinein ohne Unterlass.

[1]) Er räuchert das Fleisch wahrscheinlich!
[2]) In Bürgers bekannter Ballade.

Gott ist gütig und gerecht: Leonore soll ihren Wilhelm haben, so will es der gütige Gott; sie soll den todten Wilhelm haben und durch ihn zugrunde gehen, so will es der gerechte Gott.

Der Fisch hat die Eingeweide im Leibe unten, damit er nicht auf den Rücken falle.

Die Buchdruckerkunst ermöglicht es, die Gedanken eines einzelnen in tausenden von Exemplaren der Welt mitzutheilen.

Die Grube hat die Gestalt eines Würfels, der höher als breit ist.

Ein Pferd erzählt: „Mein Herr behandelte mich sehr schlecht und bekam kaum genug zu fressen.“

Dem Unglücklichen quoll eine Thräne nach der anderen aus den getrockneten Augen.

Der Mann erzählte seine erfahrungsreiche Lebensgeschichte.

Das Eisen ist ein steter Begleiter des Menschen von der Geburt bis zu seinem Tode; denn als Kind begrüßt es ihn mit einem eisernen Bettgestelle, und nach dem Tode ist es der letzte Sargnagel, der ihm ein stilles Lebewohl in die Ewigkeit nachruft.

Wenn ich meine Arbeiten vollendet habe, so ruhe ich auf einem Divan, mit schwarzem Leder überzogen und mit silbernen Nägeln beschlagen, aus.

In einer Ecke meines Zimmers steht der eiserne Koffer, in dem ich nach der Arbeit so gerne sitze und lese.

Auf dem Tische liegt ein Kalender, welcher mehrere Schubladen hat.

Der Diamant ist nicht so hell und klar wie der lichte Tag, wenn er, aus der Erde dunkelm Schoß emporsteigend, sich dem blinden Zufalle ergibt.

„Undank ist der Welt Lohn“, das ist ein bedauernswertes Sprichwort.

Reineke Fuchs sollte wegen Mordes hingerichtet werden, und zwar in seiner Abwesenheit.

Der Mensch ist ein Strohhalm, der vom Schicksale hin- und hergeworfen wird.

Da wir hungrig waren, setzten wir uns über alles, auch über alte Würste und schimmeligen Käse, hinweg.

Hamerling war unser Mitschüler; daher verdienen wir es wohl, dass er als Büste auf uns herabblickt.

Ich würde dich gerne besuchen, wenn es die Möglichkeit gestatten würde.

Der Thron von Schottland war dem Leicester zu klein; darum wollte er sich auf den von England setzen.

Es ist schauderhaft, wenn man bedenkt, dass das Nibelungenlied so lange unbekannt war.

Der liebste Aufenthaltsort der Jungfrau von Orleans war ein alter Eichbaum.

Die Großmutter saß gewöhnlich beim Ofen; denn sie fror beständig und suchte die Ofenwärme auch im Sommer.

Der Mensch kann ohne die anderen Menschen nicht leben, wie auch die anderen nicht ohne ihn leben können.

Heimlich schleichend naht der Zahn der Zeit heran. —

Doch genug des grausamen Spieles! Manch einer dieser „Geistesblitze" wirkt geradezu verblüffend, und man weiß nicht, hat die liebe Unschuld oder der Schalk die Feder geführt.

„In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit."

Diese Worte Goethes charakterisieren wohl auch die Stilübungen dieser angehenden Schriftsteller; aber . . .

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst."

Und so spitzt wohl die Muse ihr Mündchen schon, um den einen oder anderen dieser jugendlichen Confusionshofräthe mit ihrem Weihekusse zu beglücken.

Und . . . völlig zu verzagen braucht keiner; denn unsere Tagesschriftsteller producieren auch solche Stiefel!

Zur Charakteristik Robert Hamerlings.

Von ***

Nicht umsonst bezeichnete der gefeierte Dichter seine Selbstbiographie als „Stationen meiner Lebenspilgerschaft". Ihm war es nicht gegönnt, in der Vollkraft körperlicher Rüstigkeit, im ungestörten Seelengleichgewichte des behäbigen Genussmenschen auf der breiten Heerstraße des Lebens dahinzuschlendern; ein unerbittliches Geschick zwang ihn zu ermüdender Pilgerfahrt auf dornenübersäetem Pfade. . . .

Die Entbehrungen der Jugend, das physische Übelbefinden der späteren Jahre, und nicht zuletzt die keinem Sterblichen ersparten, einer zartbesaiteten Dichterseele, die stets von glühendem Drange nach Schönheit und Vollkommenheit erfüllt war, doppelt schmerzlichen Bitterkeiten des Lebens umdüsterten das ursprünglich zu sonnigem Humor veranlagte Gemüth des Dichters immer mehr und mehr und erfüllten dasselbe zuletzt mit schrankenlosem Pessimismus, sosehr er sich selbst dagegen wehrte.

Nachstehende, vorzugsweise aphoristische Stellen, welche — größtentheils während des Triester Aufenthaltes — den an eine Grazer Dame gerichteten Briefen Hamerlings entstammen, gewähren einen wertvollen Einblick in das Seelenleben des „Sängers der Schönheit".

19. October 1862. ... Sie drücken den Wunsch aus, in den kleinen Kreis einzutreten, der sich aus meinen ältesten Grazer Freundinnen und Freunden gebildet hat und den wir uns die stille Gemeinde zu nennen gewöhnt haben. Dieser enge Kreis erhält leider durch den Umstand eine gewisse Geschlossenheit, dass eines der Mitglieder, eine Dame, etwas menschenscheu und eigen geartet ist. Ich möchte nun dieser Dame keinen Zwang anthun, ja ich möchte nicht einmal, dass sie sich selbst welchen anthue — denn ein solcher Zwang würde sich zum Nachtheil der geselligen Unbefangenheit fühlbar machen — aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, zwischen Ihnen und denjenigen meiner Grazer Freunde und Freundinnen, die ich am meisten schätze, eine förderliche geistige Beziehung und Berührung herzustellen. Übrigens denke ich ohnehin einen eigentlichen Verein unter dem Namen des Sonnenblumenordens zu stiften, der auf breiterer Grundlage angelegt sein wird. In diesem weiteren Kreise denke ich dann alle, die mir lieb und wert sind und die sich zu geistigem Verkehr mir anschließen wollen, zu vereinigen. . . .

25. October 1862. ... Gerne gebe ich Ihnen über das 42. Ghasel Platens die gewünschte Aufklärung. Die vier Sonettendichter, von welchen Platen in der erwähnten Sonette spricht, sind, wenn ich mich recht erinnere, Petrarca, Camoens, Shakespeare und Rückert. Sie gestehen, an der Ghaselenform und an Platens Dichtungen überhaupt noch nicht recht Geschmack finden zu können, so will ich Sie nur auffordern, sich durch den fremdartigen, vielleicht sogar antipathischen Eindruck, den Ihnen einzelne große Dichter und Schriftsteller anfangs machen, von ihrer Lectüre, ihrem Studium nicht abschrecken zu lassen. Wollen Sie die Grenzen Ihrer geistigen Wesenheit erweitern, so müssen Sie nicht immer nur das vornehmen, was Ihnen verwandt und sympathisch ist; Sie müssen heranziehen, was Ihnen fremd ist und es sich zu assimilieren suchen. Sie müssen sich ein wenig umsehen, was in anderen Zeiten, bei anderen Völkern gedichtet und gesungen worden. Dadurch werden sich Ihnen neue Welten aufthun und mehr und mehr wird sich Ihnen der Sinn ausbilden, der in unseren Tagen so selten ist, der Sinn fürs Edle, für den höheren Stil des Schönen. . . . Lassen Sie sich nicht irre machen, wenn andere Leute oder selbst Literaturgeschichtenschreiber Platen herabsetzen und nur von „Seite der Form" gelten lassen wollen. Geben Sie auch auf mein Urtheil etwas. Ich wäre ein gesünderer, vielleicht ein glücklicherer

Mensch geworden, wenn der Cult des Ideals und der Schönheit nicht so ausschließlich mein ganzes Sein, mein Dichten und Trachten absorbiert hätte. So viel meine ich jedoch bei dieser beständigen Richtung auf das Höhere gewonnen zu haben, dass ich in Sachen der Kunst und Dichtung so gut und vielleicht etwas mehr als mancher andere ein Urtheil habe. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Was den „Ausdruck des Enthusiasmus“ betrifft, so mögen Sie mir erlauben, dass ich die neulich schuldig gebliebene Erklärung, warum ein solcher auf mich (soferne er meine Person betrifft) einen peinlichen Eindruck macht, hier nachzuholen versuche. Es ist nicht der Zweifel an menschlicher Wahrhaftigkeit überhaupt, auch halte ich nicht etwa mich selbst für so erbärmlich, dass ich nicht jemand einen gewissen Grad von Achtung oder Zuneigung einflößen könnte; es sind Betrachtungen allgemeiner, ich möchte sagen, philosophischer Natur, die bewirken, dass ein allzu warmes Wort mich gewissermaßen schmerzlich berührt, mich wehmüthig stimmt. Ich denke nämlich in solchen Fällen immer: „Was wird von diesem schönen Enthusiasmus, selbst wenn er echt ist, bei der bekannten Wandelbarkeit der menschlichen Natur nach längerer oder kürzerer Zeit noch übrig sein?“ Der Strom der Sympathien und Antipathien wogt immerdar in unserer Brust, flutend und ebbend, hebt und verschlingt Menschen und Dinge. Wird diese Glut für den Dichter nicht das erste Wort eines missgünstigen Beurtheilers, das erste Tadelsvotum eines weisen oder unweisen Recensenten ausblasen wie ein schwaches Kerzenlicht? Oder wird nicht vielleicht dieselbe Hand, die dich jetzt streichelt, dir nächstens einmal, bewusst oder unbewusst, einen Dolchstoß in die Brust versetzen? Vielleicht bezieht dieser Enthusiasmus sich auf Eigenschaften, die ich gar nicht besitze; wie bald vielleicht findet der Lobpreisende andere Eigenschaften in mir, die nicht nach seinem Geschmacke sind? Erst dann, wenn ich die Überzeugung habe, dass mich jemand ganz kennt, dass er mein Wesen nach allen Seiten hin erfasst hat und gelten lässt, erst dann beunruhigt mich der warme Ausdruck des Enthusiasmus nicht mehr, denn erst dann glaube ich eine gewisse Garantie für seine Echtheit sowohl als für seine Dauer zu haben. . . .

3. November 1862. . . . Glauben Sie mir, ich halte das Gute so hoch wie das Schöne; verschmelzen doch auch diese beiden in einer höheren Einheit. Dieselbe Begeisterung, der ich im „Schwanenlied der Romantik“ Ausdruck geliehen für das Schöne — dieselbe Begeisterung bringe ich aus der Tiefe meines Herzens allem entgegen, was edel, rein und gut ist unter der Sonne. Weder mein eigener Lebensjammer noch der rührendste Roman macht je mein Auge feucht, aber über Gutes und Schönes kann ich vor Rührung weinen. . . .

21. November 1862.... In der Kunst, mit Menschen zu verkehren, ist das Capitel über den Umgang mit Freunden und Freundinnen das schwierigste. Sein Hauptthema wäre vielleicht folgendes: Fordere nichts — lass dich auch durch die glühendsten Versicherungen zu keiner Erwartung, zu keinem Anspruche verleiten — warte geduldig ab, was man dir, der Eingebung des Augenblickes folgend, in Liebe bescheren will! Thut man dies, so merkt man erst, welche Fülle von Liebe und Freundschaft auf uns einströmt. Gestatten wir nur den Leuten, uns ganz nach ihrer Façon lieb zu haben, oder auch — nicht lieb zu haben. Diesen Grundsatz müssen wir Zartfühlende adoptieren, wenn wir nicht täglich hundertmal gekränkt und immerfort von lieben Händen mit freiwilligen Nadelstichen und unfreiwilligen Keulenschlägen tractiert sein wollen....

11. Jänner 1863.... Betreffs meines „Nero"-Planes kann ich Ihnen mittheilen, dass mein Nero nicht der Nero der Geschichte sein wird. Der Nero der Geschichte war ein Narr, mir schwebt aber ein Genie vor, das aber zu seiner Zeit nichts anderes werden konnte als ein Ungeheuer. Das römische Cäsarenzeitalter — eines der merkwürdigsten und lehrreichsten der Geschichte — hat mit dem unseren, trotz großer äußerer Verschiedenheit, so manche Berührungspunkte. Den höchsten Geist und Sinn dieser beiden Zeitalter möchte ich in meinem Nero zu einem großen, einheitlichen Charakterbilde verschmelzen....

— — — — — — — — — — — — —

Meinen Grundsatz: „Sage mir, woran du körperlich leidest, und ich sage dir, was du bist" finden Sie parador und verlangen nähere Erklärung. Die Sache ist aber sehr einfach. Wenn jemand an Säuferwahnsinn leidet, so wissen Sie doch, dass er ein Säufer ist? Gesunde Verdauung deutet auf Unwissenheit, starke Nerven auf Mangel an Poesie. Wenn jemand an fortwährenden Gastricismen leidet, so dürfen Sie überzeugt sein, dass er feige und kleinmüthig ist. Was nun im großen gilt, gilt auch im kleinen: aus feineren Nuancen des Krankseins lässt sich auf feinere Nuancen des Charakters schließen....

2. Februar 1863.... O, ich bin ein schrecklicher Wütherich und besonders seit ich mir einen Kinnbart wachsen lasse und mit dem Plane umgehe, einen „Nero" zu schreiben, weiß ich vor Grausamkeit nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber ich fürchte, ich bin noch immer nicht so fürchterlich als ich sein möchte und als es zuweilen vonnöthen wäre. Einer von meinen hiesigen Collegen, ein heißes Italienerblut, sagte kürzlich fast mit Thränen des Ärgers in den Augen: „Kein Mensch auf Erden besitzt eine so raffinierte Geschicklichkeit mich zu quälen und mir Bitterkeiten zu sagen, wie der Hamerling; aber, weiß Gott, seine Bosheiten sind bei mir alle wie in den Sand am Ufer geschrieben:

das Meer kommt darüber her und führt sie fort, und ich kann dem Schelm nun einmal in alle Ewigkeit nicht böse sein!“ Im Vertrauen auf diese Schwachheit meiner Freunde sündige ich, denn ich meine, sie sind alle so geartet. . . . Ich kann mir nicht versagen, in gewissen Augenblicken Mephisto zu sein, nur mit dem Unterschiede, dass ich nicht das Heilige antaste, sondern im Gegentheil nur dort mit Spott und Ironie darauf losteufele, wo ich Unheiliges zu verspüren meine. Echtes Gefühl verehr' ich im Staube; aber ebendarum kann es geschehen, dass ich conventionelle Phrasen zuweilen mit einer Mephistophelesmiene beantworte. Übrigens, warum sollte man denn nicht liebevoll, weich und doch wieder scharf und bitter sein können. Betrachten Sie doch eine Harfe: da finden Sie dünne, zarte Saiten und dicke Stränge: in jenen schläft der Zephyr, in diesen der Orkan. Was sollte nicht auch das Menschenherz für das Starke wie für das Zarte besaitet sein. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Erinnerungen sind eine schöne Sache, besonders wenn wir sie nur als Immortellenkranz aus todten Blumen der Vergangenheit um unser Haupt schlingen. Bedenklicher sind sie freilich, wenn sie, lebendig fortwachsend, wie Schlingpflanzen unser Inneres überwuchern. . . .

5. Juli 1863. . . . Dass in meinem Gehirne die Verbindungsfäden zwischen Zeit und Welt seit acht Tagen nicht vollständig gerissen sind, ist ein Wunder. Ich bin in diesem Augenblicke wieder eine kranke, grenzenlos elende Creatur, heimgesucht von jämmerlichstem, das Dichtergemüth auf ein Stalljungenbewusstsein herabdrückendem Schicksal. Gut ist es freilich, dass durch solches Elend meiner verzehrenden Sehnsucht nach Glück, meinem in alle Ferne schweifenden Lebensdurst zuweilen ein Dämpfer aufgesetzt wird. Es kann nicht schaden, wenn man nicht immer bloß mit Schwänen Abendroth schlürft, sondern zuweilen auch auf der Streu mit kranken Hunden winselt. . . .

25. August 1863. . . . Die Beweise von Verehrung und Sympathie, welche mir von so vielen Seiten zutheil werden, stimmen mich nur unendlich traurig. In einem persönlichen Zustande, wie der meine ist, erscheint jede freundliche Lebenslockung nur wie ein bitterer Hohn des Schicksals. In einer Lage, wie die meinige, bildet die Verehrung und Liebe der Begeisterten nur einen unerträglich schwülen Äther um uns her, der uns die Brust zusammenschnürt. Sie verlangen, der Dichter solle sich über alle Entbehrungen des Lebens mit seinem poetischen Bewusstsein trösten. Ich mache aber kein Hehl daraus, dass ich das Leben mit glühender Seele genießen möchte, und wenn es vielleicht dem unschuldig Verurtheilten geziemen mag, sich unter dem Beile des Henkers für glücklich zu halten, so weiß ich doch nicht, ob es seinen Freunden wohl ansteht, seine Lage ganz natürlich, angenehm und glücklich zu finden. . . .

31. October 1864. . . . Was kommen könnte — daran muss man nicht denken. Was kann denn überhaupt nicht kommen über ein sterbliches Haupt? Kann nicht einen jeden jedes mögliches Übel in jedem Augenblicke treffen? Hängt der Himmel anstatt voll „Geigen“ nicht vielmehr immer voll von Damoklesschwertern, die in jedem Momente auf unser armes gebrechliches Ich herniederfahren können?. . .

8. Juni 1869. . . . Ich habe gestern erst begriffen, wie wohl ich gethan, mir eine Einsiedelei zu erwerben, in welcher eine Dichterseele, angewidert von der Gemüthlosigkeit und Herzenstaktlosigkeit der Menschen, sich selbst genügen lernen mag. Ich ergreife heute Besitz vom neuen Eigenthum, schaffe dorthin die nothwendigsten Einrichtungsgegenstände eines provisorischen Dichterasyles. Ich will meinen Einzug anders halten, als ich beabsichtigt, den Ort anders einweihen, als ich geträumt. Ich werde einsame Stunden dort zubringen und Thränen der Wehmuth, der schmerzlichen Rührung, wie sie dem melancholischen Ort geziemen, werden nicht fehlen. Ich bin elend, obgleich ich viel Freudiges erlebe. Ich bin verlassen und einsam, obgleich sich manche zuweilen bemühen, mich vom Gegentheil zu überzeugen. . . .

Aufgewärmte Altschrift und moderne Diebszeichen.

Die Leute können ohne Thorheit nicht leben. Ja, sie brauchen davon sogar ein sehr großes Quantum. Ist die eine Thorheit aufgezehrt, hat sie sich überlebt, ist sie aus der Mode gekommen und allmählich etwas Vernünftiges an ihre Stelle getreten, so beeilt man sich, die Dummheit auf einem anderen Gebiete zu machen, und zwar so ausgiebig als möglich.

Heute habe ich einmal unsere Druckbuchstaben im Auge, die sind ja fürs Auge berechnet. Man hat einst, bei Erfindung der Buchdruckerkunst, sehr kümmerlich angefangen, Buchstaben zu schneiden, die ersten Drucke sollen verdammt schwer zu lesen gewesen sein. Allmählich haben sich aber die Charaktereigenschaften der Buchstaben scharf herausgebildet und es kam so weit, dass man nicht bloß die Buchstaben, sondern auch die ganzen Worte mit dem allerflüchtigsten Blick las. Die Schriftkunst hatte den Zweck und setzte ihre Ehre darein, Buchstaben und Schriften zu schaffen, die möglichst leicht unterschieden, schnell aufgefasst und überflogen werden konnten, und unsere Lesefertigkeit war wirklich zu einer fabelhaften Vollendung gediehen. Da ward es nun höchste Zeit, die Dummheit zu machen. Und sie wird gemacht.

Die Zeit ist günstig. Wenn Geist, Gehalt und Zweckmäßigkeit nichts mehr gilt, wenn alles nur auf Form, auf Decorum, verblüffende Außenseite sieht, da kann man den Leuten leicht beibringen, dass Buchstabe und Schrift nicht dazu da sei, um einen geistigen Inhalt zu übermitteln, sondern dass Buchstabe und Schrift für sich die Hauptsache wäre. Man macht den Leuten weis, dass gerade jene Buchstaben die schönsten und die nobelsten sind, die man nicht sofort oder am besten gar nicht lesen kann. Solche sollen Selbstzweck sein, um das Papier zu verdecken, und Bücher macht man nur noch, um sie mit Buchstaben zu zieren. Auf dem Titelblatt durchaus gleichgroße Fracturschrift, so ungeschickt und unbeholfen als möglich angebracht, damit das Auge des Lesers ja recht große Mühe hat, die Schrift zu lesen, Titel, Autorname, Verlegername u. s. w. zu unterscheiden. Dann auf den einzelnen Seiten hin wird geschwabachert. Kaum war erst noch eine Bewegung gewesen für die Lateinschrift, weil die deutsche Schrift zu wenig einfach sei, und schon sind tausend Hände und hundert Buchdruckereien beschäftigt, diese deutsche Schrift, die ohnehin zu wenig einfach war, zu complicieren, zu entstellen und zu verrenken bis zur völligen Unleserlichkeit. Dann vor jedem Absatz eine störende Initialvignette, und dort, wo in der Seitenmitte eine Druckzeile abbricht, die Reihe von Gänseblümerln, damit ja dem Auge jeder Ruhepunkt genommen ist.

Ich will die Thorheiten nicht alle beschreiben, wer solche moderne Bücher gesehen hat, der kennt sie ja. „Buchschmuck“ nennt man das verrückte Zeug. Ich will die Buchdruckereien gerade nicht nennen. Zumeist in Deutschland mehren sie sich, die ihre Bücher am liebsten auch mit dem Mottenstaub und dem mürfelnden Schimmel herausgeben möchten, damit sie ja recht alterthümeln. Nur in dem einen Guten machen sie es den Alten nicht nach, in dem soliden Papier.

Freilich haben die Alten diese Sachen vielfach so gemacht, aber nicht aus Effecthascherei, sondern weil sie es nicht besser konnten, weil ihr Geschmack mit den primitiven Mitteln gleichen Schritt hielt. Ist die neue Zeit schon so rührend pietätvoll für die Werke unserer Vorfahren, so gibt es ganz andere Dinge, die Nachahmung verdienen. Die alte Form ohne den alten Geist, ohne die alte Solidität und Tüchtigkeit, ist lumpiges Komödiantenthum. Man sieht es an unseren Bauten, Wohnungseinrichtungen, Gewandungen u. s. w. Die dünnen Wände aus schlechtgebrannten Backsteinen stellen Quadermauern vor, und die Bücher, die aussehen sollen, als hätte sie der mittelalterliche Mönch mit dem Fleiße eines ganzen Lebens eigenhändig auf Pergament geschrieben und geschmückt, sind mit ihrer frevelhaft verständnislosen Nachahmung aus schlechtem Holzpapier hergestellt. Ja, dessen können wir sicher sein, unsere Werke genannter Art werden im nächsten Jahr-

tausend nicht die Bewunderung und Nachahmung erfahren, wie wir sie den Alten so windig zollen, denn unsere Werke werden — bloß nicht mehr vorhanden sei.

Und nun das Komische. So wie die einen sich in das Alterthum verbohren, so wollen die anderen aus unserem Boden plötzlich eine neue Welt hervorstampfen. Da gibt's eine Schule, die nennt sich „Secession“. Die fängt überall hinten an, meint, Bäume wachsen von oben herab, anstatt von unten hinauf; sie läßt keine Entwickelung gelten, macht nur Sprünge und stellt sich und alles auf den Kopf. Dieser Schule nun ist es vorbehalten gewesen, das Ideal der Schrift zu erfinden, nämlich der Schrift, die niemand lesen kann. Diese Schrift — man sieht sie heute auf Buchtiteln, Placaten, Ansichtskarten, Firmaschildern u. s. w. — muthet insoferne uralt an, als man sie für nothdürftige Verständigungszeichen wilder Völker halten könnte, die noch keine Ahnung von der Zeichen- und Schreibekunst hatten, die Holzsplitter, Baumzweige, Rinden und allerlei Abfälle irgendwie zusammenstellten zu einer verabredeten Form, die dann von anderen verstanden werden sollte. Auch erinnern diese neumodischen Buchstaben an die Gaunerzeichen, mit denen Diebe, Einbrecher und Brandleger sich zu verständigen pflegen, dieweilen sie sicher sind, dass derlei Zeichen von harmlosen Leuten nicht entziffert werden können. Harmloser aufgefasst sind es besoffene Dinger, die ihre Glieder tollwitzig verrenken, sich krümmen wie ein Wurm und dann untereinander tanzen, wie Hexen auf dem Blocksberg, ohne Rhythmus und Eleganz. So springen und bocken sie, aber das ist noch eine der zahmsten Formen:

SECESSION

Schickt sich das, wenn man vor anständigen Leuten Aufwartung machen will? Muss man nicht meinen, der Schreiber solcher Zeichen sei ein Tollhäusler, der bei dem übermäßigen Bestreben, für das Volapük die richtigen Buchstaben zu erfinden, irrsinnig geworden ist? Der Arme!

Bei einiger Übung, heißt es, könne man die Schrift wohl entziffern. Nur ein bisschen Geduld. Nun, ich habe für diese Übung keine Zeit und keine Geduld. Was mir so unartig entgegen kommt, das lasse ich abseits stehen und wende mich guten Bekannten zu. Bei der grenzenlosen Sündflut (nicht Sintflut) gedruckten Papieres, wo jedes Blatt danach plangen muss, überhaupt nur angesehen zu werden, hat es wohl Ursache, möglichst bescheiden, gefällig und zuvorkommend zu sein, dass es sich sofort in das Auge schmeichle, anstatt mit rüpelhafter Arroganz aufzutreten: Schau mich an! Ich bin was Besonderes, lerne mich du erst verstehen! — Und dann wenn man aufsitzt und den Sinn mühsam entziffert zu haben glaubt, ist gehaltlich nicht soviel dahinter, dass man

auf die Kosten kommt. Wenn ein neues Buch mit solchen verrückten Buchstaben zum „Heimgarten" kommt und bettelt um Beachtung und Besprechung, so bettelt es vergebens. Wer zu mir bitten kommt, muss in meiner Sprache reden und mit Buchstaben, wie man sie hierzuland in der Schule lernt. Die Schrift ist da, um auf einfachstem und kürzestem Wege uns einen geistigen Inhalt zu übermitteln, nicht aber dazu, dass die Buchstaben uns auf eigene Faust allerhand Mätzchen vormachen sollen. Die beste, zweckmäßigste Buchausstattung ist die, die unsere Aufmerksamkeit am wenigsten von dem Inhalte des Buches ablenkt. Auch die sogenannten Illustrationen sind zumeist von Übel, außer sie vervollständigen den Text, oder bieten mit einem Bilde das klar und deutlich, wozu man sonst eine seitenlange Beschreibung benöthigen würde. Bei unserer kurzen Daseinsdauer und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, die gekostet und ausgekostet sein möchte, ist die Zeit ein wertvolles Ding geworden, und Buchstaben, die uns Zeit stehlen, sind wirkliche Diebszeichen.

Die secessionistischen Bilder eignen sich am besten für Reclambogen und Placatblätter, wozu sie heute auch weidlich ausgenützt werden. Die secessionistische Schrift hingegen ist nicht einmal für Placate praktisch. Für diesen Zweck des raschen Hinausschreiens sind gerade wieder jene Buchstaben am besten, die im Augenblick gekannt sind und in unserer Seele haften bleiben. Placate und Firmenschilder, die das Publicum erst mit Mühe entziffern muss, sind gerade das Unpraktischeste, was ein Geschäftsmann aufstellen kann. Am meisten kann man das bei Landleuten oder sonst des Lesens ungewohnten Passanten bemerken, solche würdigen schon Namen keines Blickes, die mit lauter großen Lateinbuchstaben geschrieben sind. Mit den verrenkten Krüppelbuchstaben, die oft gar nicht einmal wie Buchstaben aussehen, machen sie gar keinen Versuch. Wenn in einer Stadtstraße der Zahnarzt Dr. Guido Bergleitner nicht übersehen, wohl aber sehr leicht gefunden werden will, welche von den drei Schriften wird er wählen müssen?

D^R GUID^O B^ERGL^EITN^ER ZAHNARZT	DR. GUIDO BERGLEITNER ZAHNARZT.

Doctor Guido Bergleitner

Zahnarzt.

Nur die letztere Schrift liest das Auge mühelos, und wenn ein Arzt lateinisch, der andere secessionistisch, der dritte deutsch sich ankündigt, so findet aus der Menge letzterer den meisten Zuspruch.

Die Schrift gehört zu den Mitteln, nicht zu den Zwecken. Sie gehört zu jenen Mitteln, die nur schön sind, wenn sie zweckmäßig sind, d. h. einem gewissen Zwecke möglichst gut dienen. In den Fällen bei

Denkmälern, Urkunden, Hausinschriften, Münzinschriften, Buchtiteln u. s. w. soll die Kunst die Schrift aus dem Banalen emporheben, aber auch da nicht auf Kosten der Deutlichkeit. Für den praktischen Gebrauch im täglichen Leben sind gerade die gewöhnlichsten, bekanntesten Zeichen die besten, und ein Buchdrucker, der Geschmack hat, kann ihn auf diesem schlichten Felde sehr wohl anbringen.

Wir wissen ja, dass die abscheuliche Secessionsschrift sich sehr bald überlebt haben wird, aber wir warten darauf mit Ungeduld. Und wir wollen uns vor denen nach uns, die darüber sehr lachen werden, nicht in den Verdacht stellen, als ob wir die freche Thorheit auch mitgemacht oder gut geheißen hätten, darum ist dieser Steckbrief gegen die modernen Diebszeichen geschrieben worden. Hans Malser.

Thu' mir den einzigen Gefallen — kauf' Papiere!

Eins aus dem Leben.

Ich hatt' einen Kameraden. Zu diesem gieng ich eines Tages, es war im Herbste 1872, und sprach, zur Thüre hineinstolpernd: „Weißt du was Neues, Philipp? Heiraten werde ich!"

„Wa — ? Was wirst du?"

„Heiraten!"

Der Philipp war auf dem Leder gelegen. Jetzt richtete er sich sachte auf in seiner ganzen Länge, er war ziemlich lang, und sprach: „Heiraten? du? — Ja, hast du denn ein Mädel?"

„Nein, eine Braut."

„Na, hörst du, das interessiert mich", sagte er. „Hat sie Geld?" Denn er war einer von denen.

„Das weiß ich nicht."

„So hast wohl du Geld, wenn du heiraten willst."

„Aber natürlich."

„Na, setze dich zu mir und erzähle."

Er machte mir neben sich Platz auf dem Leder.

Ich dachte, jetzt wird er alles wissen wollen, wann wir uns kennen gelernt, ob sie blond ist oder schwarz, und wie alt und wie groß? Und ob ich denn keine Photographie von ihr mit hätte? Auf solche Fragen wäre ich wohl gerüstet gewesen. Er aber legte mir seinen Arm um den Nacken, lachte mir mit seinem breiten Gesicht in die Augen und sagte: „Aber Junge! davon wusste ich ja kein Wort, dass du Geld hast. Wo hast du es denn?"

„In der Sparcasse."

„Viel?"

„An zweitausend Gulden!"

Er that einen lustigen Pfiff und rief: „Ah, da schau man her! — Und damit willst du jetzt heiraten."

„Im nächsten Frühjahr."

„Nun nun. Das Schlafzimmer kann man sich schon einrichten mit zweitausend Gulden. Bleibt vielleicht sogar noch übrig für eine Wiege." Dann klöpfelte er mit der Stiefelspitze auf der Diele und setzte bei: „Weißt, Freund, ich an deiner Stelle möchte meine Braut überraschen. Und ihr am Hochzeitstage statt zweitausend Gulden das Dreifache vorlegen. Junge Weiber sind gar nicht böse, wenn der junge Mann Geld hat. Das Dreifache, versteht du? Und spielend, ohne dass du einen Finger weiter zu rühren brauchst."

„Was meinst du? Heraus damit."

Philipp schob seine Hände in die Hosentaschen und lehnte sich aufs Sofa zurück.

„Junger Mann", sagte er, „ich will dir was erzählen. Aber es ist ja ganz einfach. Ich habe gestern mein Landgut verkauft. Es ist schändlich, was so ein Landgut trägt. Nicht drei Procente, sage ich dir. Schlug's noch leidlich los. Um fünfunddreißigtausend. Nicht gerade glänzend, aber das macht nichts, um so vortheilhafter legt sich jetzt das Bargeld an. Ich komme soeben von der Bank. Siehst du?!"

Er zog aus seiner Brusttasche ein Paket Papiere. Wertpapiere.

„Nach ein paar Monaten können sie das Doppelte wert sein, das Drei-, Vierfache. Du — man hat keine Ahnung, was da heutzutage zu machen ist! — Ich kenn' zwar deine Braut noch nicht, du bist ja so geizig mit ihr, stellst sie mir nicht vor, zeigst mir kein Bild von ihr, erzählst mir nicht einmal — und doch liebe ich sie, weil sie die Künftige meines liebsten Freundes ist. Gefällt sie mir auch sonst gut, so werde ich mir schon die Stelle als Hausfreund warm halten. Na, Spass beiseite. Jetzt ist das Nothwendigste, dass du zu Geld kommst." Er blickte auf seine Taschenuhr, es war eine goldene. „Jetzt ist es zehn Uhr. Um zwölf Uhr wird die Sparcasse gesperrt."

„Nein, um ein Uhr", wusste ich.

„Gut, also um ein Uhr. So hast du noch drei Stunden Zeit, deine zweitausend Gulden heraus zu nehmen. Thue mir — das heißt, dir, deiner Braut, den einzigen Gefallen und kaufe Wertpapiere. Siehst du, die da, die besten und sichersten, die es geben kann. Nicht einen Tag sollst du säumen, denn das Papier steigt ganz rapid; jeder Tag, den du deinen Schmarrn in der Sparcasse noch länger liegen lassest, ist ein Verlust, ein Verbrechen an deiner künftigen Familie. Peter, ich habe dich immer lieb gehabt, ich werde dich verlieren, das weiß ich ja so,

dass der Freund nichts mehr ist, sobald er die Seinige unter Dach hat. Aber ein bisschen zu Dank verpflichten möchte ich dich gerne vorher und deinen Kindern sollst es einstmals sagen: Wenn der Philipp nicht gewesen wäre! Dem Philipp habt ihr den Wohlstand zu verdanken. So geh' doch, jetzt. Die Bank ist bis drei Uhr offen. Bei Löwe und Stern, Ecke der Herrenstraße. Soll ich dir's aufschreiben? Nein, ich will dich lieber an der Ecke erwarten. Können dann auf die Abendbörse gehen. Servus."

Ich gieng fort. Wie kommt mir heute der Philipp vor? Er ist doch sonst nüchtern. Und gewissenhaft. Sollte ihn auch das Gewinnfieber erfasst haben? Man hört, dass es jetzt so arg grassiert. Nein, mir thut's nichts. Ansteckende Krankheiten fürchte ich nicht viel.

Zur Sparcasse gieng ich natürlich nicht. Das Bissel, was drin liegt, soll liegen bleiben. Weiß nicht einmal, wie man dazu kommt, dass es fünf Procente trägt, ohne dass man einen Finger zu rühren braucht. Irgendwo muss sich doch was rühren, dass es so wächst. — Dachte nicht weiter dran und gieng zur Braut.

Natürlich, die Liebesgeschichte soll ich euch jetzt ausmalen, meine Damen! Um Entschuldigung, diesmal nicht, heute bin ich ganz Geschäftsmann. —

Als im nächsten Frühjahre der Hochzeitstag in die Nähe kam, als alles in der Stadt florierte, nobel lebte, während ich das neue Heim nur ganz einfach einrichten konnte, da fiel mir wohl ein paarmal ein: Wenn du dem Philipp gefolgt hättest! Die Papiere stehen schwindelnd hoch, ohne jede besondere Speculation hätte sich das kleine Vermögen verzweifacht. Bei anderen hat es sich verfünffacht seit einem Jahre. Wenn man einigermaßen Misstrauen hat, so kann man die Scheine ja rechtzeitig verkaufen. Es soll ja überhaupt keine Gefahr sein. Der politische Horizont völlig klar, alle Geschäfte glänzen um die Wette. Wenn man halt keinen Muth hat, bleibt man ein armer Teufel. —

Die Vorbereitungen zur Hochzeit ließen weitere Skrupel nicht aufkommen. Am dreizehnten Mai endlich sollte die langersehnte Stunde sein, die uns einander gab.

Da war es vier Tage vorher, gegen Abend, dass mein alter Kamerad Philipp ganz verstört durch die Gasse lief, mich anstieß und ohne „Pardon" zu sagen davonhastete. Er hatte mich gar nicht erkannt. Auch andere hatten es heute besonders eilig und an den Ecken standen Menschengruppen, die heftig miteinander sprachen und mit den Armen hin- und herfuhren.

War etwas geschehen?

„Es kann nur vorübergehend sein!" hörte ich sagen. „Es erholt sich wieder."

„Nein, das erholt sich nicht. Das ist eine Katastrophe!“

Ein Börsensturz. —

Und dann, am Vorabende der Hochzeit. Ich gieng etwas spät von der Braut heim. Die Straßen waren menschenleer. Auf der Brücke sah ich im Dunkeln einen Mann, der sich ans Geländer schmiegte und in die Tiefe blickte, wo das dumpfe Rauschen des Stromes war. Ich erkannte meinen Philipp. Ich beobachtete ihn, das Ding war nicht ganz geheuer. Als er mit dem einen Fuß aufs Geländer sprang, packte ich ihn am Arm: „Was ist das?“

„Lassen Sie mich, wen geht's was an?“ stöhnte er, dann als er mir beim Schein der nächsten Laterne ins Gesicht schaute: „Du?! Freund, du kommst mir jetzt ungelegen.“

„Aber zu rechter Zeit, wie ich glaube.“

„Lass mich fahren. Bettler gibt's noch genug.“

„Du hast verloren?“

„Alles.“

„Und darum willst du da hinab? Ja, Philipp, weshalb ladest denn du mich nicht ein, mit dir zu kommen?“

„Hast du auch — verloren?“ fragte er, sein Ton erstarrte fast. „Nein, du wirst doch nicht auch speculiert haben?“

„Du hast mir's doch so angelegentlich gerathen.“

„Du weißt —! Um Gotteswillen, du wirst mir doch nicht gefolgt haben?“

„Warum denn nicht? Du hast mir's ja so gut gemeint.“

Er forschte mir ins Gesicht: „So sieht einer aus, der sein Vermögen verloren hat?“

Und ich entgegnete: „Ja. Sein ganzes, kleines Vermögen, das er durch die Jahre mit Fleiß erworben, mit Fleiß erspart hat! Und wenn er nun zu dem lieben Mädchen gehen muss und sagen: Kind, mit unserer Heirat ist es nichts. Ich bin ganz und gar vermögenslos, ich bin muthlos, ich bin leichtsinnig gewesen — mein Leben ist verspielt! Und das deine auch. Dann fluchen, weinen, verzweifeln! — Und das, Philipp hast *du* auf dem Gewissen!“

Da er solches von mir hörte, wollte er mit Gewalt ausreißen und hinab. Ich riss ihn zurück, dass er mit dem Rücken auf die Brücke fiel. Dort blieb er liegen und hub an zu schluchzen.

„O armer Mensch“, stöhnte er. „Also auch dich, auch euch habe ich unglücklich gemacht.“

„Hättest unglücklich machen *können*! sollst du sagen. Wisse nur, dass ich deinen Rath *nicht* befolgt habe. Mein bisschen Geld liegt noch in der Sparcasse und ist wieder um hundert Gulden mehr geworden. — Und du packe dich jetzt zusammen!“

Mit Mühe habe ich ihn in seine Wohnung gebracht. Dort tranken wir noch Bier und rauchten Cigaretten. Und dann sagte ich, auf den Strom anspielend: „Es geht uns ja eigentlich recht gut, wir sitzen beide im Trockenen."

„Aber sage, Freund, was soll ich denn jetzt machen?" fragte er. „Denn hin ist alles, mein Geld und mein Landgut. Nur noch beim Käsehändler sind sie zu verwerten, diese Wertpapiere."

„Haben sie nicht eine leere Rückseite? Die meisten ja? Siehst du, am Ende ist's doch noch ein gutes Papier. Du warst einmal schriftstellerisch thätig, wie mich dünkt."

„Lass die Thorheiten ruhen. Ich war den Verlegern immer zu idealistisch."

„Aha, bis du auf die Wucherzinsen verfielest! Höre einmal, Philipp. Idealistisch sind die Herren immer nur, solange sie keine Erfahrung und kein Geld haben. Schreibe einen Roman: Wie ich arm wurde! Vielleicht wirst du damit wieder reich. Schreibe deine Erlebnisse, deine ganze Dummheit hinein. Auch meine Liebesgeschichte schenke ich dir dazu. Du kannst den Bräutigam spielen lassen und das Brautpaar unglücklich machen, wenn es dir Vergnügen macht, nur müssen sie später wieder glücklich werden und sich kriegen, natürlich. Im Roman kannst du meinetwegen auch ins Wasser gehen, wenn es unumgänglich nothwendig ist, ich rette dich sehr gerne mit dem größten Heldenmuthe und nach der Trauung kann mir der Bezirkshauptmann die Rettungsmedaille an den Rock heften, das wirkt großartig und kann der Verleger daraufhin um tausend Exemplare mehr drucken lassen."

„Nun bist du wohl fertig mit deinem Spott! Mit deinem schlechten Spott!" rief er zornig aus. „Mein Lieber, die Federfuchsereien will ich schon solchen überlassen, die zu sonst nichts zu brauchen sind — verstehst du? Ich will mein Brot redlich erwerben, mit Arbeit!"

Stand er groß da! Und ich klein. Doch war ich zufrieden, ihn so weit zu haben.

Am nächsten Tage bei der Hochzeit war er leidlich vergnügt. — Und heute — nach siebenundzwanzig Jahren? Ob der Philipp mehr oder weniger Geld hat, auf das kommt's ihm nicht an. Seine Rede ist so: „Hätt's nicht gekracht, dazumal, so wäre ich ein Geldlump." — Statt dessen ist er ein arbeitsamer, fleißiger Mensch geworden.

Also eine moralische Geschichte!

Na, na, man braucht ihm's nicht nachzumachen, wer lieber ein windiger Geldlump ist, der bei dem ersten Malheur auf die Brücke läuft — ganz nach Belieben.

R.

Da Student und die Seinigi.

In da steirischn Gmoansproch.[1])

Na gelt, Lex, die Vacanzn, de warn scha recht, ober nochher in Hirbst ban Einruckn ins Gymnasium, de Frogerei: „Nau, Lexl, und du? Und du?"

Die Collegn wissn an gonzn Buglkorb vul Obnteuer zan dazähln, des dahoam afn Lond dalebt hobn. Kortnspieln, Keglscheibn, Biertrinkn, Weiberleutgschichtn, ih bitt dih gor schön, a Student af Vacanzn! Hoamlih duschlns as oanonda zua — und just sölchti Sochn sein die bestn.

Nau, und du, Lexl, und du?

Hell schoma muaß er sih, da Lex — er woaß nix rechts fürzbringa. Schon in der Ochtn is er. Nit schlecht gstellt, wan an a Professer ausfrogg, do setzts guati Classn — ober wan an die Kameradn um Weiberleutgschichtn frogn — do kriagg er an Fünfer! Freilih woaß er s noh nit, da guati Lexerl, dass sogor a lustiger Student die schönstn Liabsgschichtn dichtn muaß, weils nit bloß a Gymnasiastenlatein und a Jägerlatein gibb — oagns ah noh an Amantulatein. Däs hot er nit glernt, da Lex, und hiaz woaß er nix.

Weil er ober a saubers Bürschl war, so hobns eahms nit glaubn wölln, dass er nix woaß. Na na, da Lexl, dos is a Feiner! Daweil ondri eahna Maul zan Plauschn brauchn, braucht er seins zan Busselgebn.

A sölchti Auffossung hot natürler in jungn Studentn sein Ehrgeiz hochmächti aufgwiedlt, und wieder amol, wiar er af Vacanzn hoamkimbb in sein Dorf, do nimbb er eahms für: Däsmol will er wos dalebn!

Dahoam is s gor kloanhäuslerisch hergonga. Sei Muader, a Witwe, is a ormi Nohterin (Näherin) gwen, de in Baurnhöfn af da Ster umanonda gorbat't hot — de Wochn do, de Wochn durt. Wos war däs ollamol für a Freud, wans Studentl hoamkemen is! Sei Gwandl hots eahm ausgflickt, dass s wia noglneug is gwen. A Kaffeesüppel und an Oarschöberl (Eierkuchen) und wos er holt in liabast gessn hot, hots eahm kocht, wans sein hot kina, und af d Nocht olli woachn Pölsta zsomtrogn, dass er guat schlofn hot mögn in Muadastübl dahoam. — Da Lexl hot faweit nit viel gsogg, ober liaber wars n ollsmol (anderswo) gwen, unter Leutn, wo's an Zeitvertreib ah hätt gebn. Ba da Muada dahoam is s jo schön worm, oba — lonkweili.

---

[1]) Nach älterem Vorwurf von Peter Rosegger.

Nau, und a so hot er schon in drittn Tog an Unterredung ghobb mit da Muada: „Woaßt Müaderl, hör amol, ih will da wos sogn. Du sullst af d Ster gehn und willst da wos vadean. Und muaßt wegn meiner dahoambleibn. Na, Muaderl, däs kon ih nit onnehma. Woaßt, mei Vetter, da Hengsberger, hot eh scha gsogg, wan ih ban eahm wult sein überd Vacanzn; er hot a Dochstübel, er nimbb mih gern, fahlt mar ah nix und du bist unscheniert.“ — Du bist unscheniert! hot er gsogg, da Spitzbua; ih war unscheniert! hätt er sogn kina.

D Muada, wias in Buabn sein Vorschlog ghört hot, dass er furtgehn will von ihr, wo sie sih scha sa long gfreut hot af d Vacanzn, dass ihrn liabn Buabn dahoam hobn kunt — is zerst a wenk still gwen. Aftn hots onghebb zan roatn: Wohr is s eh, ban Hengsberger Vettern wurdst as nit schlecht hobn. Besser wul, wia ba mir. An Unterhaltung häst ah, weil er a lustiger Kampel is, da Vetter. Mit sein Rössl kunntst immeramol ausfohrn, thuast eh gern kutschiern. Wan st gern zan Vettern gehst — af mih brauchst nit zschaun . . .“

Wan ma d Wort hät sechn kina, de d Muada hot gsogg — af an iadn is a Bluatströpfl ghenkt. Sa weh hots ihr thon, dass ihr Büabl nit bleibn will ban ihr, dass s furt will va hoam, ah noh die por Wochn, wo d Muader ihr Kind s leßtimol hobn kunnt. Kimbb eh bold die Zeit, dass er furt muaß, wer woaß lauter, wohin. — Ober besser gehts n ban Hengsberger Vettern, und wans eahm liaber is selm —. Niederdruckt hots ihr Load, hot eahm sei Bingerl zsamgmocht und hotn trauri nochgschaut, wiar er is davonmarschiert durchs Thörl außi, über die Bruggn, nochn Weg hin mit flinggn Füaßlan, as wia wan a zan a lustign Musi nochn Takt gang.

Da Hengsberger Vetter locht eahm schon entgegn, er hot die frischn Buabn gern und is zan an iadn Gspoaß aufglegg. Und da Lexl denkt: Hiaz gehn ma s on, s Farl ban Fuaß. (Sprichwörtlich.) Wia s drauf ollzwen ban Mostkruag sitzn und daußt vorn Fenster s Nochbarn Woaddirn vabei geht, mocht da Student an Schnolzer mit da Zung und sogg: „Herrschoft! Däs war oani zan Holsn!“

„Wer woaß, ob s n Hulzknecht Simerl recht war!“ moant da Vetter.

Und hobns über dos nit weitergredt. Ih bin holt oanmal z spot af d Welt kema, denkt eahm da Lexl, die Bessern sein schon olli vagebn. Ober an etla Tog nochher hebb er wieder on va den Sochn und sogg: „Vetter, jungi Leut sulln von ältern Leutn guatn Roth onnehma.“

„Wirst nit schlecht fohrn af den Weg“, sogg da Hengsberger.

„Vetter, du kennst dih gwiss aus. Geh sog, wia muaß ma's dan ongehn, dass oaner oani kriagg?“

Af a so a Red mocht da Vetter amol Augn, so groß wiar a Pfluagradl.

„Oani kriagn? A Weibadi? Du bist mar a sauberer Student", sogg er. „Wanst mih frogast, wia ma's ongehn muaß, dass oaner oani wekbringg — däs kunnt i begreifn."

„Amol muaß oana doh onfonga!"

„Dass d nit vasamst. Wiar olt bist dan?"

„Neunzehn wiar ih."

„Sa viel ih woaß, bist noh nit amol ochtzehn."

„Derawegn sog ih: neunzehn wiar ih!"

„Und host noh koani?! Hörst, Lex, du bist mar a nochlassiger Strick." Sa finster sogg er's, dass ma moant, as wa sein Ernst.

„Oba, wan ma's nit onzgehn woaß. Wia mocht ma's dan, wan ma will onbandln?"

Sogg da Vetter schön stad: „Ma geht und nimbb oani."

„Hiaz, wan s oan oba nit mog!" moant da Student vazogg.

„Ober Tschoppel, du wirst doh koani nehma wölln, de dih nit mog!"

„Kon ih s schmeckn?"

„Lexl, du dabormst ma", sogg da Vetter. „Host dih so topfer va da Muader ohgspent und wüssast noh ka Dirndl? Und suachst oans, däs dih möcht? Mih zimbb, as war nit hort zan dakenna. Hot noh koani ihr Buasntüachl hin- und herzupft, wanst nebn ihr gstondn bist? Hot noh koani s Köpfel hänga lossn und noch da Seitn af dih hergschiaglt? Hot da dan noh koani mit n Ellbogn an leichtn Stesser gebn und gmoant, du warst a Schlimer?"

„Däs wul!" sogg da Student. „Vorigs Johr hot mih sogar amol oani ban Hor zupft und kudert: Däs war a Flachsl zan spina."

„Du schau, dass' dih nit gach amol für an Rockn holt'n, zwischn die Knia nehmen und ohspinen — do hätts an Fodn (Faden)!"

Ah däsmol is weiter nix außakema ban Redn und da Vetter hot gsogg: „Olls kon a Mensch von an ondern lerna. Grod s Weiberleutgernhobn muaß an jada für sih selber probiern, nit onderst, as wia wan er der ersti af da Welt wa."

Guat is s, denkt eahm da Lex und aftn wiar er mit n Rösßl is umanond gfohrn und intaschussn an saubern Dirndl is begeggg, hot er's a pormol probiert. Geht ober holt doh nit sa leicht ba die Bauerndirndln, wia ma moant. Oanmol soggns n a — und is gfopp, oanmal sogns j o — und is gfopp, und daweil ma moant, sie lochn aus lauta Verliabbheit — lochn s oan aus.

Da Vetter Hengsberger is nit meh jung, ober d Augn holt' er noh offn, und wos s gschlogn hot, däs hört er ah. Nau, und wia's wieder amol banond sitzn ban Mostkruag, da Vetter racht sei Pfeifn, da Student a Cigarettl, do schmunzelt er, da Vetter — und er wissad oani!

Da Student streicht n Aschn oh und gugg keck drein — a Schneid hätt er.

„De ih woaß, de passt für dih!“ sogg da Vetter.

„Is wul doh ka Gfohr dabei?“

„Oba scha gor koani.“

„Wo stehts dan?“ will da Student wissn.

„Stehn thuats ban Thorhofer, hiaz. Obn in da Wiesau s leßti Haus, wo da Wold onhebb. Is ah ka Hund ban Haus, der dih verrothn kunt.“

„Ah, ih woaß scha. s sebi Haus, wo af da Wond s Muadagoutes-Taferl henkt!“

„Stimbb scha! s nämlichi“, sogg da Vetter. „Und grod untern Muadagoutes-Taferl rechts s erst Fenster. Hot nit amol a Gater, so viel ih woaß. Selm is s drina! Noh um zehni af d Nocht hots Liacht. — Za der steigst eini!“

„Glaubst, dass' koan Lärm schlogg?“

„Ih glaub nit. Gibst dih holt gleih z kena. Dass dih de gern hot, däs woaß ih. Scha long. A hoamlichi Liab. Ober sogn mogs da s nit. Und treu bleibb da de ah.“

Afs Treubleibn, moant da Lexl, legad er nit extra viel Wert.

„Wul wul“, sogg da Hengsberger, „gonz sul da Mensch die Treu ah nit verschmahn, imeramol is s guat hernehma.“

„Ober“, frogg da Student, „wia woaßt dan du däs olls, Vetter?“

„Nau, do müaßat ma blind sei. Die gonz Gmoan siachts, wia s in da Kirchn von ihrer Bonk af dih übri guggt, wanst do bist und af da Mauerseitn stehst. Wul wul, Lexl!“

Da Lexl wird gonz roth in Gsicht, dass n af oanmol a so a Glück sul bevorstehn. Und dena frogg er kloanlaut: „Woaßt, Vetter, däs is olles recht schön. Ban Thorhofer. Ban Fenster untern Taferl. Um zehni af d Nocht. Ober — aufsißn möcht ih nit!“

„Hörst, Lexl, wanst dein Vettern um Roth frogst, sa muaßt ah Vertraun zan eahm hobn. Verloss dih drauf — ih weis dih zu der Rechtn!“

„Guat is s, ih probiers. Und won glaubst, dass ih sul?“

„Ih an deiner Stell versamad koan Tog. Nit an Tog versamad ih — ba der.“

Duschlt da Student: „Heint wans finster wird!“ —

Und richti, wia s finster wird, schleicht da Lexl davon. Gstulpert is er afn stoanign Weg — mocht nix. Kolt is s, dass n d Nosn gfruist — mocht nix. Däs wird amol wos für die Collegn, zan dazähln! — Schrecklich monbor kimbb er sih für. Ober wiar er hiaz 'n Thorhof in d Nahad kimbb, do zimbb n: wan da Weg noh a wenk

weiter war — mochn thats ma nix. 's Fensterl scheintn scha roth entgegn, sa roth, wiar a brinends Herz. Da Lex bsint sih af an passendn Gaßlspruch, gibb ara ollahond. Wia war s dan eppa mit den do? Und völli ondächti hebb er on zan zischln:

„Schau, Dirndl, sei nit stulz,
Dei Bett is nur aus Hulz,
Und nit aus Buxbam!
Därfst da koan Esl aufzahm'.
Dirndl, host ghört?
Heur is nit fert (voriges Jahr),
Wan heuer fert war,
's Dirndl koan frischn Buabn wert war.
Dirndl, host ghört?"

Völli in Othn verhobbs n, er woaß nit, aus Liab oder aus Ongst. Drinen is olls still, ober s Kiaznliacht wirft an Schotn af d Wond — a schwarzes Köpfl und an Orm, der sih ollaweil hebb und senkt, as wia wan er holfn wult. Da Lexl ziacht seini Stiefl aus und steigg mäuserlstill afn Hulzstoß, der untern Fenster is, und gugg eini ins Kamerl. s Dirndl selber kon er ollaweil no nit sechn, ober s Tischl siacht er, die Kirzn, 'd Liachtputzn, s Nahkörberl und a Fotagrafie, de danebn steht. Jessas, de Fotagrafie, däs is jo da Lexl — er selber! Sa is s doh wohr, wos da Vetter hot gsogg, dafs' de n long schon ollaweil gern hot, hoamla, wan s sagor sei liabs Bildl muaß ban ihr hobn in da Komer. Wan sa sih nar a kloans wenk vorneigad von Winkel, dafs er s sechn kunt, sei herzliabs Dirndl — amol!

„Dirndl, host ghört?" lispelt er und klopft ban Fensterl.

„'sas und Josef, wer is dan daußt!" schreit s in Stübel und springg auf, dafs ihr s Liacht hell ins Gsicht scheint. Und hiaz hot er's gsechn, da jungi Student — die Seinigi! — —

Af oanmal is n hiaz a Liacht aufgongen, in Lexl und wia s da Vetter gmoant hot mit da Sebign und ihrer Liab und Treu. — Daweil er nar ollaweil af sei Vergnügn denkt, sitzt sei Muader af da Bauernster bis in die spot Nocht eini ba der Orbat, dafs' as kon daschwinga, wos er braucht, der Herr Suhn. —

Ban Fenster is er einigschloffn (hineingekrochen): Muaderl, ih bleib ba dir!" — A worms Bettl hots eahm gmocht und sie selber hot sih hinglegg af die hort Bonk und hot sih gfreut die gonz Nocht, dafs ihr liaber Lex wieder ban ihr is. —

Und aftn in spotn Hirbst, wia da Student in da Stodt wieder mit sein Kameradn is zsomkema, hot er sih freilih a wenk prohlt mit da Seinign dahoam, und wia er gfensterlt hät ban ihr — ober, dafs' sei liabi, herztreui Muader is gwen, däs hot da Schlanggl nit über die Zung brocht.

Auf der Wildwiese.

Von **Peter Rosegger.**

Es war wieder einmal alles zurückgeblieben, das zuerst so lebhaft Gesuchte und dann so Lästige. An den drei Mühlen war ich vorübergegangen, an der Brettersäge, langen Rainwiesen dahin bis zur vierten Mühle. Dann an der Köhlerei, dem hüpfenden Bächlein entgegen durch Kernwald hinan, über den Schlag mit den Erlsträuchern und weißen Steinen, hernach durch Jungwald — und hier war die blaurothe Markierung nicht mehr. Auf gut ausgefahrenem Wege war sie stets neben meiner gewesen, an jedem fünften Baumstamm, an jeder Mühlecke, an jedem Thörlblock, so als ob sonst Gefahr wäre, dass der Fremde plötzlich den steilen struppigen Hang emporklettern, oder über den Rain in den Bach springen könnte. Und hier im Jungwald, wo mehrere Steige auseinander zweigen, war der blaurothe Farbenklex nirgends zu sehen.

Das sollte mir aber nicht bange machen. Auf zwecklosen Bergwanderungen ist d e r Weg, den man am liebsten geht, immer der rechte. Vor mir begann junger Lärchenwald. Wenn ich sage, dass über diesem Lärchenwald grünes Gold war, so weiß der Leser damit nichts anzufangen, außer er hätte schon selber junge Lärchen im Vormittagssonnenschein gesehen. Und das hat er auch. Der Tannen-, Fichten- und Kiefernwald ist fast schwarz dagegen und der Laubwald hat sein bläuliches Grün; das grüne Gold gehört dem Lärchenwald allein. Wandelt man aber unter demselben dahin, so ist ein brauner Schatten, und die dürren Ästlein hacken an die Kleider, kratzen ins Gesicht. Auf keinem einzigen Stamm war der blaurothe Klex, also gieng ich in eine unermessliche Irre hinein. Als der Lärchenwachs zu Rande war, giengen die Erlstauden an. Das ist ein abscheuliches Gezücht. Das schmale Steiglein, das anfangs noch hineinführt, wird bald erstickt von den Strüppen, die Beine verstricken sich und werden unsicher, weil es immer ist, als ob man auf eine Natter getreten wäre; kann auch eine Wurzel gewesen sein, es glitt nur so verdächtig glatt dahin und irgendwo da im lange Grase pfiff etwas. Auf einmal patschte neben mir ein Fladen zu Boden, es war aber keiner, es war eine breite Kröte, die sich aber so sehr über die Häslichkeit des Menschen entsetzte, dass sie gleich unters Gras eilte.

Die Erlstrauchwildnis ist endlich durchbrochen, ein Stangenzaun mahnt artig, nicht auf die Wiese hinauszutreten. Ich thue es doch, und

der kleine Schaden, den das Beinkleid gelitten, wird reichlich wettgemacht von dieser weltabgeschlossenen, stillen Hochwiese. Ringsum Wald und Strauch, dort ein Steinhaufen und daran ein Wildkirschbaum. Tief unten ein steiler Graben, der sich weit hinauszieht gegen das Thal, von dem man zwischen den Hängen nur so eine Art Dreieck im Sonnenäther sieht. Gegenüber steiler, dunkler Wald. Unter dem Kirschbaume mache ich mir einen Stein zurecht zum Sitzen; wie ich ihn aus seiner Erde hebe, enthüllt sich eine Welt von Käfern, Würmern und Asseln, und kleine rothe Ameisen machen sich bald an den Gliedern bemerkbar durch ein scharfes Prickeln und Brennen. Da wäre man also gut aufgehoben.

Hast du je einmal eine blühende Bergwiese gesehen, im Frühsommersonnenschein? Nicht wahr, so etwas ist nicht zu sagen! Man kann's nicht vergleichen mit dem herrlichsten Strauß, nicht mit dem kostbarsten Teppich, auch nicht mit dem üppigsten Kunstgarten. Man kann die blühende Wildwiese mit nichts und gar nichts vergleichen, als mit der — blühenden Wildwiese. Gelbe Schlüsselblumen, weiße Schafgarben, rother Wildklee, blaue Glockenblumen, Vergissmeinnichte, Löwenzahnstämme, hohe Germenrispen, vielarmige Hahnenfüße, Muttergottesschleier — nein, man soll nicht anfangen aufzuzählen, an dem Einzelnen liegt es ja auch nicht, das Ganze ist es. Doppelt und dreifach sind die Blütenschleier, die hochstengeligen Blumen, die in der Luft wiegenden, dann die niedrigstengeligen Blüten, und endlich die in ihren grünen Nestern gleichsam eingebetteten Blümlein — alle, alle haben ihre Kelche und Mäulchen offen, dass der hohe Himmel seinen belebenden Sonnenschein hineingieße.

Die hochstehenden Rispen und das unendliche Halm- und Blättergespinne, Gras genannt, als grüner Untergrund zu der wilden, mächtigen Farbensymphonie, die da ins staunende, berauschte Menschenauge klingt. Man meint, kein von Gott erschaffenes Wesen sei stumpfsinnig genug, diese unbeschreibliche Herrlichkeit zu vertilgen. Morgen kommt der Mähder, fährt mit der Sense drein, und seine Spur ist eine fahle Schichte von Blumenleichen. Die Sonne, die diese Blumen entfaltet, soll nun Heu daraus machen, sie thut eins so gleichgiltig wie das andere, aber der Kuh ist das Heu lieber als die Blumen, und dem Menschen ist Milch und Butter lieber, als Heu und Blumen. Außer er sitzt am Steinhaufen unter dem Wildkirschbaum und hat ein erkleckliches Frühstück im Magen. In diesem Falle schwärmt er für die Blumen. Die Wiese hat aber außer dem dreifachen Blumenschleier noch einen vierten, lebendigen, wirbelnden, kreisenden, summenden. Die Legion von Hummeln, Bienen, Fliegen, Mücken und Faltern, die nimmer und nimmer müde in einer ätherischen Flut über der blühenden Matte schweben.

In dieser Wildnis war ein solches Behagen über mich gekommen, dass ich mich sachte hinlegte auf den kühlduftigen Rasen. Rings um mich wiegten auf hohen Stengeln die weißblätterigen Margariten, und gerade über meinem Angesicht schwebte das scharlachrothe Häubchen einer Mohnblume. Würziger Blumenhonigduft wehte gelinde heran, und manch fleißiges Bienlein läutete über meinem Haupte hin und her, umkreiste die sonnengebräunte Nase, um endlich aber doch eine nahe Wildkleeblüte zur Ernte zu wählen. Vom Walde her klang manchmal das Stimmlein eines Finken, und vom Bergforste nieder meldete sich ein Kuckuck. Je höher die Sonne stieg, je stiller wurde es in der Runde. Alle Wipfel standen bewegungslos in den hohen blauen Himmel hinein, auch über der Wildwiese war die milde Ruh', aber die Rispen und Blüten wiegten sich lautlos fort und fort. Manchmal kam aus den Schluchten herauf ein leichter kühler Hauch und brachte ein Wasserrauschen mit — aber nur für den Augenblick, dann wieder Stille.

Nur die Fliegen und Mücken stellen ihr dünnes Summen nimmer ein. Die schwarzen Fliegen sind die redlichsten, sie sitzen ohne weiteres auf die Hand und thun nicht viel. Oder sie tanzen und kreuzen um Kopf und Hände und sitzen gar nicht auf, lassen sich's genügen an dem Dunsthauche, der vom Menschen ausgeht. Hingegen jene mistgrauen ungefügen Dinger — eine leise Berührung macht sie todt, aber man hat das Gift schon im Fleische. Am schlimmsten noch sind jene Gelsen mit den dünnen langen Beinen und den kaum sichtbaren Flügeln; unvermerkt sitzen sie überall an, saugen das Blut aus, legen ihr Serum hinein, und die Geschwülste mit den wachsweißen Scheibchen wuchern und zucken noch, wenn das Thier schon längst aus Altersschwäche, oder durch einen Unglücksfall sein Leben eingebüßt hat. Da wird der Rockkragen zusammengezogen, um die Hand das Sacktuch gewunden, und auch diese Feinde sind ohnmächtig und ergötzen nur noch durch ihr zartes Singen und Schwirren.

In solcher Stunde fühlt man sich eins mit aller Creatur. Das Bienlein hatte auch so gemeint und meine Nase für eine üppige Wildkleeblüte gehalten. An ihr plötzlich ein heftiger Schmerz. Über den Stich bin ich aufgesprungen und sah nun, dass die Feindin kein rundliches Bienlein war, sondern eine Wespe mit schrecklich dünngeschnürtem Leibe, und dass es viele Wespen waren, die mit ihrem surrenden und schnellenden Zickzackfluge mich umgaukelten, und dass ich auf einem Wespenkruge gelegen war, der mit seiner grauen schuppigen Schale sich tief im Grase angebaut fand.

Es schien an der Zeit, weiterzugehen. Man sagt, dass die Wespe mit ihrem Stachel ihr Leben lassen müsse. Das hinderte aber nicht, dass ihre That fortwirkte noch weit über ihren Tod hinaus. Sie hatte

nicht umsonst gelebt, war nicht für nichts gestorben — mitten in meinem Gesichte stand stattlich ihr Denkmal. Wasser suchend, um kalte Umschläge zu machen, strich ich hin durch den hohen, blühenden Graswuchs. Da war unter meinen Füßen plötzlich ein winziges Menschlein. Es war so klein, dass die Halme und Blumen um das Blondköpfel zusammenschlugen, es war ein Mädchen in ein ärmliches blaues Röcklein gehüllt, nicht älter, als etwa vier Jahre. Es war darauf aus, alle Blumen der weiten Wiese in sein kleines Fäustlein zu sammeln, und als es den Strauß nicht mehr umspannen konnte, warf es ihn weg, um neuerdings mit dem Pflücken zu beginnen. Wie dieses Kind, sammelt der Mensch so lange er lebt. Er pflückt die blühenden Wiesen ab und wähnt, die todte Blume in seiner Hand sei schöner, als die lebendige auf der Matte. Er pflückt die Früchte der Wälder und Gärten, mit krampfhaften Fingern umklammert er die Güter, sie sind ihm unbequem, sie belasten ihn, aber er kann sich nicht entschließen, sich ihrer zu entledigen, und erleichtert ihn ein Zufall, so beginnt er neuerdings zu sammeln. Es ist ihm nicht genug, dass die Dinge sind, ihm sollen sie gehören. Nicht an gemeinsamer Schönheit will er sein Auge weiden, nicht an gemeinsamem Tische zehren — nein, für sich besonders will er's haben, und mehr als er fassen kann. Das ist ja ein wahres Ungeheuer im Vergleiche zu den Mücken und Wespen, die nicht mehr nehmen, als was sie für den Augenblick brauchen.

Mit dem kleinen Menschenwesen hub ich ein Gespräch an, das etwas schiefkantig ausfiel.

„Kind, wem gehörst du zu?"

Die zwei Rundäuglein leuchteten ruhig zu mir auf und die Antwort war: „Blümel brocken thu' ich."

„Wie kommst du allein auf diesen Berg her?"

„Ich thu' mich nit fürchten. Klein' Mädeln thut der Mann-Mann nix, hat die Zadel g'sagt."

„Wer ist die Zadel?"

„Ein weißes Zickerl haben wir kriagt, heut bei der Nacht."

„Wem gehörst du zu?"

„Ich hab' schöne Schucherln", zirpte das Kind mit seinem dünnen Stimmlein, dabei hob es ein wenig den Fuß, und wahrnehmend, dass es barfuß war, erschrak es, und huschte im langen Grase davon.

Noch ein Weilchen sah ich darüber die Halme schaukeln, dann nichts mehr. Wie ein Gespenstlein war es gekommen und vergangen. Ich habe im Weiterschreiten meine Beine unsicher und befangen auf den Boden gesetzt, in der Angst, unter der wuchernden, blühenden Wildnis auf eine Schlange oder eine Kröte, oder ein Menschenkindlein zu treten.

Über dem Waldrande nieder schimmerten weiße Felswände, ich stieg zwischen dem finsteren Gestämm bergwärts, aber die Wände waren höher oben, als sie sich gezeigt, es war immer noch Wald.

Auf dem kahlen Boden, zwischen Baumwurzeln und grauen Schwämmchen, die wie Wachs glänzten, war ein braun und gelb gefleckter Molch. Mit seinen fleischigen Armen und Beinen holte er langsam aber weit aus, manchmal hob er seinen dreieckigen Kopf und schaute mit hervorquellenden Augen nach dem Ziele aus, dem er so mühsam zustrebte. Wenn ich wüsste, mein liebes Waldkrokodil, wohin du willst, mir wäre es ein Leichtes, dich ein paar hundert Schritte zu tragen. Einen alten Teichgräber kenne ich, der ist der Meinung, dass man alle Salamander todtschlagen soll, denn wer sie angreift, der bekommt Warzen an den Fingern, und wen sie anglotzen, dessen Kinder bekommen einen schielenden Blick. Was denkst du darüber, du schöner scheckiger Waldwurm? — Ich habe es nicht erfahren, habe das schweigsame Thier nicht angefasst und auch nicht todtgeschlagen. Wer weiß, ob's ihm recht gewesen wäre.

Allmählich wurden die Bäume schütterer und sie wurden verknorrter und verkrüppelter, und dazwischen standen bleiche Baumgerippe. Über eine Schuttlehne noch hinan, und als die Felswand erreicht war, gieng es da nicht weiter. An den Steinen klebten graue Schneckenhäuschen, an deren Rande hie und da etwas vom Hausherrn hervorstand. Als ich eines berührte, zogen sich die weichen Läppchen schnell in die zierliche Kalkhütte zurück. — Ich kletterte am Hange dahin und kam in eine Mulde. Ein modernder Brunnentrog war in den Moorboden gewachsen, das Wasser sickerte daneben planlos dahin, und in den Tümpelchen zappelten erbsenrunde Thierchen mit langen Schweifen. Zwischen den ruppigen Steinbergen, die stellenweise mit bläulich-grünem Knieholz bewachsen waren, that sich ein Thal auf, schwarze zerrissene Erde mit kurzem Grasfilz und langen Binsenschöpfen, und wenn man auftrat, sank der Fuß tief in den Sumpf. Aber es lagen Steine da, die eigens hergelegt schienen, um von einem zum andern springen zu können. Daraus schloss ich, dass hier der Weg war. Ich befand mich in der verrufenen Gegend, genannt das „Nasse Gschwend". Es war das Thor in die Felswüsten hinauf. Aber querüber lagen fahle Baumstämme, die der Sturm gestürzt hatte, und es lagen Steinblöcke, die von den Wänden niedergestürzt waren. Und es lagen Gerippe von Rehen und Hirschen und anderen Thieren da, die im strengen Winter umgekommen sein mochten. Und es tauchte hinter Schuttwällen ein schwarzes Menschenwesen auf, das sich überaus mühesam auf dem unwirtlichen Grund vorwärts arbeitete, bis es endlich in meiner Nähe war. Ein Weib, dessen Gewand auf dieser Wanderschaft Schaden genommen hatte, das

erschöpft und vergrämt war, vor mir stehen blieb, sich auf seinen Aststummel stützte, den es als Stock trug, und mich fragte, wohin ich denn wolle?

„Wohin ich will, fragt ihr? Wohin ich komme."

„Aber da kommt ihr ja in die Steinkare hinauf. Da hat wohl niemand was zu suchen!" sagte sie herb, verbittert.

„Wie kommt aber ihr herauf?"

„Ich hab' freilich was zu suchen", antwortete sie. „Habt ihr denn kein Unband gesehen unterwegs?"

„Was ist das, ein Unband?"

„Der Fratz ist mir davon. Seit aller Morgenhuid lauf ich umeinand. Ist gar nit mein. Meiner Schwester Fratz. Zum Aufheben hat sie mir ihr Kind gebracht, dieweil sie auf Arbeitsuchen aus ist. Wie soll ich's denn aufheben, wenn's davonlauft, das UngezIefer! Wenn's mein wär', dem wollt' ich's schon austreiben, das trutzige Davonlaufen! Ein helles Kreuz mit den Kindern! Weiß Gott, wo's der Teuxel hingetragen hat!"

Dieweilen sie also greinen that, wackelte sie mit dem Kopf, um welchen die schwarzen üppigen Haare nachlässig gewunden waren. Schon arg musste sie hängen geblieben sein an Strauch und Stein mit diesen Haaren, so waren sie zerfetzt. In ihren großen runden Augen zuckten Zorn und Angst.

„Frau", sage ich. „Wenn ihr das Kind nicht strafet fürs Davonlaufen, so will ich sagen wo es ist. Unten auf der wilden Wiese thut es Blumen brocken."

Sie warf auf solchen Bescheid vor Überraschung die Arme auseinander und schlug die Hände zusammen. „Auf der wilden Wiesen? Blumen brocken? Wenns Kind Blumen brocken thut, so ist's nit aus Trutz davon."

„Will lieber mitgehen und suchen helfen", hab' ich gesagt. Und bin mit dem Weibe thalwärts gestiegen. Eines Kohlenbrenners Weib war sie, und hatte sich's schon ausgedacht, was geschehen würde, wenn das Kind verloren, zugrunde gegangen sein sollte. „Dann geht sie durch. Ganz durch, dass sie kein Mensch mehr findet. Denn die Schwester, wenn sie so um ihr Kind kommt, geht ins Wasser."

„Einstweilen", sagte ich, „gehen wir in die Blumen."

Als wir durch steilen Wald endlich hinabkamen auf die Wildwiese, war es hoher Mittag, und manches der unzähligen Blumenhäupter senkte sich müde und welk erdwärts. Selbst das Gezücht der Insekten war müde geworden. Kein Halm regte sich über die weite Wiese hin und kein verlaufenes Kind war zu sehen. Da gieng ich an jene Stelle, wo es am Vormittage gewesen war und verfolgte die Spur. Die gieng

in kreuz und krumm, verlor sich und fand sich wieder, und verwirrte sich endlich ganz mit den zerfahrenen Pfaden, die der Hirsch und der Bock durch das hohe Gras gezogen hatten.

„Die Kleine wird einstweilen schon heimgekommen sein", rief ich zum Weibe hinüber, das am Waldrand im Schatten saß, auf den Schoß die Finger aneinanderklammernd, als ob es betete. In demselben Augenblick stieß meine Fußspitze an den Körper. Da — tief unter Schlüsselblumen und hochstämmigen Vergißmeinnichten lag das Kind, ein Ärmchen unter dem Kopf, eines über der Brust, den Blumenstrauß noch umklammernd. Es schlummerte.

Wie mein halber Leib noch über dem Hochwuchs emporragte, so habe ich mit der Hand hinübergewinkt zu den Bäumen — sie möge kommen. Da sei es! —

Das ist alles, was ich von jenem Ausflug ins Gebirge zu erzählen weiß. Keine Felsenkletterung, keine Gletscherwanderung, keine Fernsicht über hundert Hochgipfel der Alpen — nichts als Bäume und Strüppe, Mücken, Wespen und Blumen — und darunter verborgen ein Menschenblümlein, dem fürder die himmlische Sonne ein frohes Reifen bescheren möge.

Dorflust.

Gedichte in Bauernmundart von Louise Derschmidt.

Die Besserung.

Da Bischof woaß an geistlin Herrn,
Der war scho lang a Pfarra gern.
Und weil er guat thuat, der Kaplan,
So kimmt er ending amal dran.

Er kriagt a Pfarrl im Gebirg,
Koan zwidas Örtl, wia i siag.
Nur oans, dös stöllt der Bischof aus:
Dö Baurn und Bürga bleibn nöt z'Haus,
Sö spieln die halbe Nacht beim Wirt,
Drum sollt er, als a Seelenhirt
Dö Manner bessern und bekehrn,
Damits do amol braver wern.

Da Pfarra kimmt und gwehnt sie ein,
Er hat in Dorf das schönste Sein,
D' Leut san ja voller Gmüathlichkeit,
Drum hat da Pfarra d' größte Freud.
Er braucht nöt z' greina, braucht nöt z'menten,
Nöt s Kanzelbankerl z'haun mit 'n Händen.

So geht oan Jahrl ums ander uma,
Da Pfarra, der richts ohne Brumma.
Hiatzt kimmt da Bischof gach daher,
Im Dörfl thoans eahm alle Ehr;
Da Pfarra lobts, er hat koan Klag,
Da Bischof aber hätt a Frag.
„Herr Pfarrer", sagt er, „sind gelungen
Im Dorfe auch die Besserungen,
Die ich für äußerst wichtig hielt?
Wie steht es? Wird im Dorf gespielt?"

Da Pfarra lacht a weng verschmitzt,
Weil eahm im Gnack der Spitzbua sitzt;
Drauf sagt er: „Hau, vor ötla Jahr,
Wia i bin kemma in dö Pfarr,
Hams nix als — abighackt und zwickt,
Mei Röd is gwön, ob sie dös schickt.
Do is a Bössrung schon zan gspürn,
Hiatzt than ma — tarokiern."

Bleameln.

I han a Glashaus gseha,
Dös nachst drin in da Stadt.
Dort hams vo andere Lända
Dö schönsten Pflanzen g'hat.
Da drin sand Palma gewachsen
So hoch als wia die Wand,
I kann engs gar nöt nenna,
Wias ghoaßen ham allsand.
Und um dö schönen Buschen
Da hätt mi so viel b'langt;
Hätt i an oanzigs Stöckl,
I hätt mi schön bedankt.
Do, s Geld, dös wurd' ma z'weni,
So viel därf i nöt wagn.
Sonst hätt i oans dahandlt
Und gschwindi homzua tragn.
Dort han i in mein' Fensta
Viel Blumenstöckl stehn,
I bin mit dö a zfrieden,
Sö blüahn ja a recht schen.
Ma muaſs's nur recht betrachten,
Dös Kloan hat a sein Wert,
Muaſs nöt alls glei sündtheuer
Und rar sein, was oan ghert.

Dö Nagerl, d' Monatrosen,
Da greane Rosmari,
Dö Veigelstöck und Glocken
Dö thoans recht guat für mi.
Und wanns a dö nöt tragat,
So blüahn in Feld und Wald
Vergiſsmeinnicht und Veigerl
Und häufti, was mar gfallt.

Da gibts no tausend Bleameln,
Wias wachsen aus da Erd,
Wias spieln in alle Farben,
Dö sön wohl s Anschaun wert.

Gar auf da z'fallna Maua
Blüahn Staudna gelb und blau,
Und Mias und feine Schmelan,
So daſs i s gern anschau.

Im Glashaus, wia am Wegroom,
Wo ma dös Ding betracht,
Ma siacht beim Kloan und Großen
Ön Herrgott drobn sei Macht.

Die Henn als Stiafmuada.

Da draußt bei da Lacka
Rennt d' Henn umadum,
Sie hat so viel Schrecka,
Ihr G'vickat kimmt um.
Ös san junge Anten,
Dö schwimmand hidan
Und d' Henn muaſs sie ranten,
Weils nachi nöt kann.
Sie gagerzt und plödat
Mit 'n Flügeln und schreit,
Ös is, als wanns rödat:
„Hets Kinda, seids gscheit!
Ös müaſsts ja datrinka,
Ös gehts mar ja z' Grund!"

Sie moant, sie muaſs 's zwinga,
Daſs 's anders wern kunnt.
Da d' Anterln, do brauchan
Koan Lehr, koan Gebot,
Sö schwimman, sö tauchan,
Sö leiden koan Noth.
Sö lassen d' Henn greina
Und losen nöt auf;

Sö schnadern: „Schau eina,
Hau, wo i dasauf?"

Geh Henderl, laſs s Flenna,
Ös wird di nix zahln,
So viel sollst do kenna,
Dö san nöt zan Hal(t)n.

Was nützt di dein Grimma,
(Du moanst es ja guat),
Laſs s' taucha, laſs s' schwimma,
Sö san nöt dein Bluat.

Sö wern nöt vagrathn,
Wanns di a nöt hörn,
So laſst ös halt baden,
Du kannst eahns nöt wehrn.

Und harbast di z' schanden,
Sö lachan di aus,
Denn 's wird aus ar Anten
Koan Henderl nia draus.

Kleine Laube.

Graz im Freilicht.

Im Eisenbahn-Coupé sitze ich am liebsten allein. In solcher ambulanten Lebensführung halte ich meine Ruhestunden. Einmal aber hatte ich doch eine Reisegesellschaft, die mir sehr behagte. Das war zwischen Nürnberg und Würzburg. An der Fensterseite saßen zwei Herren und unterhielten sich lebhaft über das Reisen und ihre Reiseerfahrungen. Der eine, ein rothbärtiger Recke, seiner Mundart nach aus Westphalen, der andere ein graublonder Herr in einem grauen Reisekittel, mit englischen Manieren, aber gesprächig. Er war, wie es sich später ergab, ein Deutscher aus Amerika, der zu seinem Gefallen Europa bereiste.

Der Westphale hatte eben seiner Begeisterung für Nürnberg freien Lauf gelassen, er nannte diese Stadt bloß unvergleichlich.

Der Amerikaner drehte sich eine Cigarette und sagte einigemale: „Nun ja. – Nun ja. Nürnberg ist eine alte Stadt und eine moderne Stadt. Also keines von beiden.“

„Deshalb einzig, unvergleichlich.“

„Nun ja. – Übrigens“, der Deutschamerikaner legte seine Beine auf den Sitz gegenüber, „ich geniere Sie doch nicht!“, reckte sich, sprühte Rauch aus und fuhr fort: „Ich habe vor kurzem eine Stadt kennen gelernt – die erste, die mir, will gerade nicht sagen, imponiert, wohl aber einige Achtung eingeflößt hat. Eine österreichische Stadt.

„Eine österreichische –?“

„Man nennt sie ja nicht. Ich kam fast zufällig dahin, sie liegt auf der Strecke Budapest–Innsbruck. Ich meine Graz.“

„Ah, Graz an der Mur. Soll ein sehr hübsches Städtchen sein.“

„Städtchen – wenn Sie wollen. Es zählt, sagte man mir, kaum über hundertdreißigtausend Einwohner. Nun ich wollte sagen: das ist ein Wohnort. Die meisten Städte sind ja so, dass es eine Qual ist, in ihnen zu leben. Gerade die mit Riesenschritten wachsenden Städte, die Industriestädte, die Handelsstädte. Ich glaube, auch Sie am Rhein wissen ein Lied davon zu singen. Ich habe manche Stadt gesehen. Die eine ist eine Backsteinwüste, die andere ein Nest, die eine voll Unrath, die andere voll Langeweile, die eine malerisch, die andere – na nu. Graz – weder Wüste noch Nest, weder Hast noch Stagnation – bloß wohnlich. Es ist eine Stadt, in der man weder jagt noch vegetiert – in der man l e b t. Ich spreche ja gar nicht von dem Grazer Schlossberg, nicht von den Gärten, obschon Graz die Stadt

der Gärten par excellence ist. Ich sage nur einmal vom Wachsthum dieser Stadt. Es ist kein sprungweises Aufquellen, es ist ein mähliches Wachsthum. Ich wüsste weder hüben noch drüben eine Stadt, die ihresgleichen hat. Entlegen vom großen Verkehr, da unten hinter den Ostalpen, an der äußersten Spitze deutschen Bodens. Kein großer Handel, keine große Industrie, und doch eine wohlhabende Stadt. Wenigstens dem Anschein nach. Geschmackvolle Gebäude, worunter ein neues Theater mit allen modernen Einrichtungen, wie Sie eins suchen können. Und die Truppe. Habe noch selten so gut Komödie spielen gesehen. Große Reinlichkeit auf Gassen und Plätzen, musterhafte Pflege öffentlicher Anlagen, lebhafter elektrischer Straßenverkehr, elektrisches Licht, elegante Kaffeehäuser selbstverständlich. Überall belebt, nirgends ein Gedränge; alles bewegt sich, aber niemand läuft. Auf der Gasse ruhige Conversation, aber kein Geschrei. Wenig Wagenlärm, aber auch kein Bettelvolk, das an den Straßenecken seine Gebresten zeigt. Alles anständig gekleidet und anständig sich benehmend. Dem regen Straßenverkehr nach zu schließen, könnte die weit ausgedehnte Stadt eine halbe Million Einwohner haben. Größere Ordnung als im Grazer öffentlichen Leben habe ich nirgends gefunden. Man freut sich bloß. Man glaubt unter Menschen zu sein, wahrhaftig! Ich sage vom geistigen Leben: zwar wenige literarische Cirkel, aber viele Leseanstalten. Eine Menge Schulanstalten, Universität, Technik. Die Professoren, berühmte darunter, halten öffentliche Vorlesung über Geschichte, Kunst, Völkerkunde, Nationalwirtschaft, Krankenpflege. Die Leute laufen nur so hinein, interessieren sich dafür. Museum, Malerschulen, Kunstgewerbeschulen, Kunstausstellungen, sogar Secession, sage ich Ihnen! – Ferner Politik. Überaus lebhaft. Mehrere große Blätter, die sich natürlich immer zanken, übrigens, soviel ich merkte, anständig sind. Zahllose Vereine mit vielen Gegnerschaften, die stets miteinander im Kampfe liegen und in wichtigen Dingen doch gemeinsam vorgehen, wenigstens einander in gemeinnütziger Arbeit nicht hindern. Gemeinsinn! es ist ein Vergnügen! So erklärt sich das Aufblühen, erklären sich die zahllosen Wohlthätigkeitsanstalten, die öffentlichen Anlagen, die Denkmäler, Brunnen und dergleichen. Es ist reizend. Ich wollte zwei Tage in Graz bleiben und blieb fünf Wochen. Keine großen, modernen Hotels, aber heimliche, gemüthliche Gasthöfe mit ausgezeichneter Verpflegung zu mäßigen Preisen. Man lebt vorzüglich, wer die süddeutsche Küche mag. Man muss nicht den Beutel zubinden, nicht immer die Taschen zuhalten, wie in Budapest und Wien. Die Grazer erinnern in mancher Beziehung beinahe noch an unsere biederen Altvorderen. Es ist die Stadt, wo alte Leute des Reiches zusammenkommen und ihr Ruhegehalt genießen. Wenn ich es soweit bringe, gehe ich auch nach Graz. –

Ich hatte bei diesen Darlegungen die Gesichtsmienen des Amerikaners beobachtet, sie zeigten kein ironisches Zucken, blieben durchaus ernst. Ich hätte diesem dreisten Freilichtmaler so ein bisschen um den Hals fallen mögen, blieb aber in meinem Winkel lässig lehnen, als ob mich die Sache nichts anginge. – Übrigens – hatte der Mann im ganzen nicht recht? Die Lichtpunkte waren ja alle richtig, die Schattenstriche geriethen vielleicht etwas zu dünn. So habe ich's erfahren, wie groß das Vergnügen ist, wenn auf Reisen der Heimatsort gelobt wird, wenn man diesen einmal durch die Augen eines Fremden betrachtet.

Hoffentlich bringt's der Mann so weit (er schien mir einstweilen bloß Millionär zu sein), seine Renten in Graz zu verzehren. Dann wollen wir selbander täglich durch den Stadtpark schlendern, die Vögel füttern und vielleicht ein wenig über die Stadtvertretung raisonnieren – letzteres gehört auch dazu, um als Grazer sich recht behaglich des Lebens zu freuen. M.

Neue Gedichte.

Von Mathilde Gräfin Stubenberg.

Glücksklee.

Wo die Felder grünend stehen,
Hab' ich manchen schon gesehen
Rasch sich bücken,
Klee zu pflücken.
Sah er deutlich doch vier Blätter!
Meint, was wunder er erhascht; —
Da, betrachtend ihn — potz Wetter!
Steht er jählings überrascht:
An dem Glücksklee grün und glatt —
Fehlt ein Blatt!

Hab' auch manchen schon gesehen
Auf dem Lebenswege stehen,
Rasch sich bücken,
Glück zu pflücken.
Sah er's deutlich doch ihm nicken!
Meint, was wunder er erhascht; —
Da, kaum traut er seinen Blicken,
Steht enttäuscht und überrascht:
An dem Glücke glitzernd, glatt —
Fehlt ein Blatt!

Vom Alta.

Für d' Wölt taug'n halt nimma
Klag's Gott d' alt'n Leit,
San jedem im Weg scho,
Mach'n niamd mehr fül Freid.
Mir mecht'n gern mitthuan,
War'n üb'rall dabei, —
Aba d' Jüngarn wull'n Platz hab'n,
Da druck'n mir uns glei.
Mir kunnten no tanz'n,
Aba d' Übung feilt halt,
Mir mach'n a paar Hupfa,
Do g'spürn mir's dann bald.
A zwoagspanigs Liadl,
Dös singat'n mir gern,
Do d' Stimm'n san zidrat,
Koa Katz mag uns hör'n.

Wia mir amol jung war'n —
Du heilige Zeit!
Hab'n mir daz'mal gspott
Üba and're alt' Leit.
Hab'n selba net denkt
Wia dö Jahrln vagehn,
Hab'n gmoant, mir nur bleib'n
Halt alleweil schön.
Hiatzt lach'n halt d' Jung'n
Wul leicht üba uns aa,
Mir san scho hübsch kraupat
Und hatschat mir zwaa.
Mei Alta hat 's Reiß'n,
Und i weche Fiass' —
Do glaubt's derantweg'n net,
Dass d' Wölt uns vadriaß'.

Mir liab'n uns no imma,
Mei Alta und i,
Und than ma aft greina,
Goar harb san ma nia.
Mir red'n no gar aft'n
Van frühere Joahr,
Wia i no a mudlsaub're
Almarin woar.
Und wia er mir amol
Beim Anfenstarln stad,
A Busserl, a schnalzates,
Geb'n hat akrat.
's is net, dass er heunt mi
Net busseln mehr thät,
I woaß net, wia's kimmt —
Aba schnalz'n thuat's net.

Naturempfindung vor hundert Jahren.

Von Michael Haberland.[1])

Jedes Zeitalter schafft sich nicht nur seine Kunst als den Ausdruck seiner Kräfte, seiner Kenntnis, seiner Lust, sondern es schafft sich auch seine Natur, die Natur, von der es spricht, mit der es lebt und die mit seinem Geschlechte zu Staub wird. In diesem Sinne ist auch die Natur unser Werk, unser Ausdruck. Wir beschenken die objective Welt, welche allein die Naturwissenschaft kennt, mit unserem Geiste, mit unserem Herzen und bewundern sie dann, lieben sie oder verleumden sie — je nachdem. Wie die Kunst mit ihren wechselnden Epochen, wechselt und ändert sich auch die Natur, und es sind nur ihre einfachsten Züge, die wir dunkel im Sinn haben, wenn wir von ihrer Ewigkeit und Unabänderlichkeit reden. In Wahrheit ist sie — eine psychologische Schöpfung — in Farbe und Stimmung, in Größe und Qualitäten abhängig von unserem Geiste, dem wandelbaren, und damit dem Wandel unterworfen wie Sprache, Kunst oder Sittlichkeit. Also: jedes Zeitalter hat die Natur, die es sieht, das heißt, die es schafft. Glaube niemand, dass Sehen und Schauen nur optische Processe seien: an dem Bilde der Welt mit uns hat unser ganzer Mensch seinen Antheil. Das weiß die Psychologie schon lange, und wo sie es nicht weiß, wird sie es lernen. Es wird ihre Aufgabe sein, wie eine Geschichte der Kunst geschrieben wird, um eine Geschichte der menschlichen Seele daran zu haben, auch eine Geschichte der Natur zu fordern, um sie als Spiegel der geistigen Bewegungen des Menschengeschlechtes zu gebrauchen. Gewiss ist dieselbe Distanz, welche die primitive Armutskunst des Wildmenschen von der süßen Kunstreife von heute trennt, auch von dem kahlen Naturbild der Urzeit bis zur „Natur" der Gegenwart zurückgelegt worden. Wenn es sicher ist — und es steht fest — dass die Natur, wie sie etwa dem Pferde oder dem Hunde sich darstellt — etwas toto genere von dem Verschiedenes ist, was wir Menschen die „Natur" nennen, so muss auch der Barbar, der Grieche, der Römer, jeder in seiner eigenen Natur gelebt haben, die wir in ihrem eigentlichen Wesen uns niemals vorstellen können, die wir — mit wissenschaftlichen Mitteln — uns höchstens mit lauter Negationen begrenzen können. Einen verwehten Hauch davon mögen wir vielleicht in ihrer Lebensweise, ihrer Kunst und Dichtung, allen Spuren ihres Geistes, die sie zurückgelassen haben, verspüren; aber wir müssen wissen, dass wir daran nur den Schatten eines Schattens haben . . .

Es ist indessen nicht nöthig, ja es ist nicht nützlich, so weit zu greifen, um den vorgebrachten Gedanken zu verstehen und zuzugeben. Blicken wir nur ganz in die Nähe; wenden wir uns an unsere Großväter und Urgroßmütter, die uns vielleicht noch den Kinderschopf gestreichelt haben, um zu sehen, ob nicht bloß ihr müdes Auge zu Staub geworden ist, sondern auch, was dies Auge füllte und entzückte, das Weltbild, das in ihm sich spiegelte, die Natur, die aus ihm sich entfaltete. In der That, wie die Kunst als Zeitausdruck so rasch altert, um uns freilich damit nicht verloren zu gehen, sondern in unserer Ahnengallerie mit weißen Haaren gar freundlich

---

[1]) Aus „Cultur im Alltag". Gesammelte Aufsätze von Michael Haberland, Wiener Verlag 1900. Dieses Buch in seinen heiteren wie ernsten Partien wird vielen zur Anregung sein. Sowie dieser vorstehende Aufsatz tiefer gründet, als er sich in seiner schlichten Art den Anschein gibt, so sind auch die anderen Artikel, die es enthält, nach irgendeiner Seite hin von besonderem Werte. Die Redaction.

zu lächeln, so wechselt auch eine Natur die andere, wenn ich so sagen darf, flüchtig wie die Geschlechter der Menschen ab, und es sind nur die ganz Großen, die, wie sie eine Kunst für viele Generationen erzeugen, auch in einer Natur stehen, welche Dauer hat. Ein solcher Großer war Goethe. Seine „Natur" ist noch die unsere, ja sie wird es noch immer mehr. Aber wo ist die „Natur" seiner Zeitgenossen geblieben? Wo ist jene eigenthümliche Mischung der Farben, jenes Zerrbild der Größen, jene altmodische Beseelung ihrer Formen geblieben, welche man im Anfange unseres Jahrhunderts als „Natur" gesehen und empfunden hat? Sie ist Geschichte geworden, wie alles, alles — Vergangenheit, und kann als solche genossen werden. Doppelt ergreift uns die Wahrnehmung davon, wenn es derselbe Schauplatz ist, dieselbe Bühne, auf welcher die „Natur" verschiedener Zeiten mit so geändertem Aussehen auftritt. Da ist mir ein altes Büchlein in die Hände gefallen: „Mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien", 1806 zu Wien gedruckt. Ich gestehe, nichts hat mir bisher eine so starke Überzeugung davon verschafft, dass die Natur — Kunst sei, so gut wie die Kunst selbst, Menschenwerk, Zeitgeist, als die Naturempfindung dieses verstaubten Taschenalmanachs, das mir meine „Natur" dort, wo ich sie am besten zu kennen meine, als Neuerung, als junge Errungenschaft deutlich macht; indessen die seine wie ein Gespenst in den lichten Tag schaut, das beim leisesten Hauch in Asche fällt.

Auf solchem ernsthaften Gedankenhintergrunde wächst nun aber aus den „Mahlerischen Streifzügen" jenes alten Wieners zunächst eine gar spassige Wirkung hervor. Diese Natur, die den alten ehrsamen Knaben so fremdartig bewegte, die wir nur mehr von der heiteren Seite nehmen können, wo sie ihm doch gewiss Ernst oder doch wenigstens vorgeblicher Ernst war, der seine Wirkung machen sollte — sie ist, wenn sie auch noch so sehr nur ein verzerrtes Phantom scheint, doch einmal die Wirklichkeit selbst gewesen. Wenigstens für die vielen, die solche Bücher lasen oder schrieben, wenigstens für die guten Seelen, die den Geist einer Zeit repräsentieren. Das sind allemal nicht die Großen, die über sie hinwegschauen und in eine neue Epoche hineinreden. Wir dürfen es glauben: wie sie in diesen altmodischen Streifzügen geschildert wird, so war die Natur hier anno 1806.

Es sind die jedem Wiener vertrauten Ortschaften, die im grünen Kranze der Hügelgelände um die Stadt gereiht sind und sich bis in die Vorberge der Alpen hinausschwingen, über welche die „Mahlerischen Streifzüge" des unbekannten Naturschwärmers sich erstreckten. Bei Hietzing und Penzing fängt die „melancholisch-liebliche" Natur des Verfassers an, um „mit Bildern von Größe und Erhabenheit", mit „wilden, kühnen Formen" bis zu dem „düsteren" Perchtoldsdorf vorzudringen und sich sogar „zum süßen Nomadenleben der Unschuld" von Kaltenleutgeben vorzuwagen. Was für eine seltsame Natur malt sich da in den Blicken des altmodischen Wanderers! Die Berge vor allem — wie sind sie hoch und wild und schroff; die Thäler, wie sind sie dunkel, finster, „voll schweigender Nacht"; die Wälder, wie schwermuthsvoll, leblos! Alle früheren Jahrhunderte haben in der That die Höhe der Berge ungeheuer überschätzt und ihre Gefahren maßlos übertrieben. Aber was soll man sagen, wenn im Anblick von — Mauer unser Naturfreund von 1806 ausruft: „und gigantisch dräuen hinter mir die Wolken versammelnden Berge!" Oder wenn ihm das kleine, den Wiener Ausflüglern wohlbekannte Örtchen Steinbach „zwischen himmelanstrebenden Bergen, an einem wildströmenden Bache, eingepresst" liegt? Es sei gestattet, um die in jeder Art, in ihrer Zagheit und Weichlichkeit, ihrem Überschwang und ihrer Beschränktheit uns unverständlich gewordene Naturempfindung dieser Zeit unmittelbar zu erfassen, einige Beispiele von Schilderungen anzuführen, welche uns knapp vor die Thore Wiens, nach Hietzing, Dornbach oder Hadersdorf

führen. Man wird uns zugeben, daſs dieſe Menſchen nicht nur ihre Kunſt verzärtelt und verſchnörkelt, ſondern auch ihre Natur mit gleicher Gefühlständelei und Sinnestäuſchung wie mit einem kindiſchen Trödel vollgeſtopft haben, ſo daſs wir uns in unſerer eigenen wohlvertrauten Umgebung kaum zurechtfinden können.

Unſer Wanderer in grünem Frack und Wertherſtiefeln kommt aus St. Veit und ſtrebt nach Hietzing. Folgendes iſt nun der bezügliche Naturerguſs in ſeinem Tagebüchlein:

„Hinter mir hat ein gewaltiger Regen den Brand des Himmels gelöſcht. Der Mond war aufgegangen, der ſtille Frieden des Thales von Kaltenleutgeben war über mein Inneres ausgegoſſen. Jene einfachen Seelen, die aufgewachſen an der Bruſt der Natur offen und frey ſind wie ſie; jene hohen Geſtalten der Berge, Gräber der Titanen, welche noch jetzt dem Vater der Götter drohen, jene dunklen Wälder, welche ſorglos und kühn ſich über die Landſchaft verbreiten, ach! all die Gegenden, die mein Herz ſo leidenſchaftlich in ſich aufnahm, in welchem bezaubernden Strahlennimbus erblickt' ich ſie jetzt! . . . Froh und heiter klettert ein dankbares Volk in dieſen ſchönen Gebirgen auf der nährenden Erde! Es ſchwindelt die Felſenbrücke in unermeſslicher Höhe, Gewäſſer rauſchen, wie auf der Alpe tönt das Horn! . . . Ich fliege die Höhen hinan; eine ſchwindet vor der andern, ſtolzer ſieht die Nächſte auf die Nahen hin. Aber dürrer ſpaltet ſich der Fels, das Auge verwirrt ſich in der neblichten Ferne, die Steine praſſeln hinab von dem ewig geſpannten Bogen des Gebirges. Sieh da! Eine Kluft, mich packen Schauer, ich zittere —

Aber horch, es wogen entzückende Töne wie aus dem nahen Äther zu mir. Sie athmen Verſöhnung und Liebe. Tauſend Silberbanden umflechten den Taumelnden, daſs er nicht falle. Und entſchwunden iſt das Echo der Berge, das reizende Idyll des Thales, in welches hinab, gleich einer Vaſe, der Mond hängt! Ein neckendes Allegro ſtreift von der Seele die noch tönenden Banden ab und bereitet ſich vor auf die wechſelnden Gruppen der Stadtekloge. Welch ein gewaltiger Contraſt! Aus dem dunkeln, oft erhabenen Stilleben der einſamen Natur tret' ich zu dem reichen Frescogemähld' einer Aſſemblée. Innerhalb bemalter Schranken ſind unter Lindenbäumen Stühle geordnet; eine himmliſche Harmonienmuſik hat den Mittelpunkt eingenommen. In luſtigſter Halbkleidung ſitzen die lieblichſten Blumen der Schöpfung, als hätte Zephyr ſie Lunen zum Opfer hiehergehaucht, im großen Cirkel herum. Jede Attitüde ein Kunſtwerk, jeder Fächerſchlag ein ſcherzendes Triolet, das Köpfchen gewiegt von der Freude, voll Ahnungen die Lippen, ſelbſt der kleinſte Finger ein Cicero — pro domo sua. Und wie um jeden Planeten, je nachdem ſein Rang es vorſchreibt, ſich vier, fünf, ſechs oder mehrere Trabanten drehen, ſo flattern Ritter und Nichtritter um die Schönen, die es gleich den Planeten nicht müde werden, den nämlichen Weg in einemfort zu wiederholen.“

Unſer Reiſender — er nennt ſich ſelbſt ſo auf ſeinem Gange von Hütteldorf nach Dornbach — gelangt nach Hadersdorf. „Fremdartig ergriff mich dieſe Landſchaft. Irgend ein Genius ſcheint ſie aus einem ſüdlichen Erdſtrich herausgeriſſen und unter dieſen Himmel gebreitet zu haben. Näher und näher kommen ſich die Berge mit ihren dunklen Waldkronen, Ernſt und Ruhe ſtehen gebietend unter rauſchenden Bäumen. Die Pappel ſieht mit weiſsen Augen zum Himmel; ungeſtüm rollt der Strom (die Wien!) ſeine klaren Fluten dahin.“

Im „claſſiſchen“ Dornbach, wohin er auf dem Wege durch bezaubernde Waldgegenden, „oft glitſchte, oft fiel“ („mein Gefährte hob mich gleich wieder auf und trug mich ſelbſt zuweilen, wenn der lehmige Boden mich nicht fortkommen ließ“), erreicht die Naturſchwärmerei des Guten ihren Höhepunkt. Eine ſo unerhört falſche und künſtliche Natur thut ſich hier vor uns auf, als wenn wir durch gelbe oder

rothe Gläser in die Landschaft blickten, als wenn wir den hübschen Park mit seinen freundlichen Hügeln in einem Hohlspiegel sähen, als wenn wir in schwerer Gemüthskrankheit in seinen Alleen wandelten. Wir dürfen vermuthen, dass unser Gewährsmann aber gerade hier der Anschauung und dem Geschmacke seiner Zeit genuggethan hat. Denn diese Tempelchen, diese Statuen, diese empfindsamen Gruppen an den Brünnchen, diese geschornen Baumkronen und künstlichen Labyrinthe athmen ganz denselben aus süßlicher Werther-Stimmung, fader Sentimentalität und spasshaftem Classicismus zusammengebrauten Geist, dessen Natur die reine Unnatur gewesen. Dieses achtzehnte Jahrhundert in seinen Niederungen des Geistes ist doch unausstehlich! Es sieht einfach nicht die ruhige, grüne, einfältige Landschaft, es gaukelt sich ewig eine heroische oder romantische, idyllische oder melancholische Natur vor und bevölkert sie unaufhörlich mit Symbolen. Der berühmte Park de Lacys, der sich heute fast wieder zur Schönheit eines Waldes zurückgebildet hat, spiegelt sich denn auch im Auge unseres Schwärmers wie eine unendliche Ekloge des Dichters Denis, der genau so weit von wahrer Natur entfernt war, als er inbrünstig an ihrem Busen zu schmachten meinte . . .

Wenn wir so glücklich sein dürfen, was uns gerade ein solches Büchlein wie die „Mahlerischen Streifzüge“ deutlich macht, eine reinere Natur zu begreifen, die Umrisse der Dinge, ihr wahres Wesen deutlicher zu sehen, mit einem Worte, eine wahrere Natur zu besitzen als die Zeitalter vor uns, insbesondere als dasjenige, dessen Erben in geistigen und politischen Dingen wir so vielfach sind: so können wir doch sicher sein, dass auch wir mit unserer Unbefangenheit, mit aller unserer Objectivität, mit allem Naturalismus unserer Sinnlichkeit und Empfindung nur eine künstliche, zurechtgemachte, mit allem Geist und Urgeist unserer Zeit schwanger gehende „Natur“ haben und kennen. Wer weiß, ob nicht die naturalistischesten Naturschilderungen der Gegenwart von einem künftigen Zeitalter gerade so zu einem Documente wider uns vernutzt werden können, als jener alte Taschenbuchschreiber sich selbst auf den heiteren Pranger vollendeter Unnatur gestellt hat.

Moderne Kunst.

Was schlicht und g'rad,
Das nennt ihr fad;
Ihr braucht die Ekstase,
Ihr braucht die Phrase;
Euch fehlt die Klarheit,
Die höh're Wahrheit;
Nichts ist bestimmt,
Nein, alles schwimmt;
Nur Schnörkel und Dunst —
O neue Kunst!

* * *

Längst hat nicht Namen mehr die neue Weise,
Das mischt sich wirr, das dreht sich toll im Kreise;
Als sich'res Merkmal ist nur eines klar:
Es darf nicht sein, so wie es früher war.

* * *

Wer irrt nicht, hat nicht seine Grillen?
Wem ist sein Steckenpferd nicht lieb?
Nur eines lass't, um Gottes willen:
Macht nicht den Wahnwitz zum Princip!

Muss dem Neuen, damit es entstehe, das Chaos vorangeh'n,
Dann — wir haben es jetzt; aber, beim Himmel, sonst nichts.

* * *

Wolltet ihr uns die Gottheit malen, sie fiele gemein aus;
Also thut ihr ganz recht, dass nur Gemeines ihr malt.

* * *

Auch die alternde Schönheit umleuchtet noch immer ein Schimmer;
Aber wie jung sie sei, sicher, die Fratze missfällt.

* * *

Fort mit dem grübelnden Haupt, und fort mit dem schwatzenden Posa!
Geistigen Schmerz und Kampf brauchen wir nicht in der Kunst.

* * *

Wahrlich, in unseren Tagen vereinte sich alles gar trefflich:
Nietzsche, als Zeitphilosoph, kam zur entarteten Kunst.

Stephan Milow.

Ein Kaiserwort.

In den Zeitungen war zu lesen, dass Kaiser Wilhelm bei seiner Abschiedsrede an die nach China abgehenden deutschen Truppen auch folgende Worte gesagt haben soll:

„So sende ich euch hinaus, damit ihr die alte deutsche Tüchtigkeit, Hingebung und Tapferkeit bewähren sollt. Ihr sollt fechten gegen einen gut bewaffneten, gut ausgerüsteten Feind. Aber ihr sollt auch rächen nicht nur den Tod unseres Gesandten, sondern auch den vieler Deutschen und Europäer. Kommt ihr an den Feind, so wisset, Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, so möge der Name der Deutschen in China nach tausend Jahren in solcher Weise bekannt sein, dass niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen."

Der Kaiser schloss folgendermaßen: „Der Segen des Herrn sei mit euch! Die Gebete des ganzen Volkes begleiten euch auf allen euren Wegen. Meine besten Wünsche für euch und für das Glück eurer Waffen werden euch folgen. Gebt, wo es auch sei, Beweise eures Muthes! Möge sich der Segen Gottes an eure Fahnen heften und euch geben, dass das Christenthum im fernen Lande Eingang finde! Dafür steht ihr mir mit eurem Fahneneide ein. Glückliche Reise! Adieu, Kameraden!"

Also unter Berufung auf die Hunnen soll das Christenthum nach China getragen werden! Alles wird niedergemacht, die Unschuldigen wie die Schuldigen.

Diese in der Stimmung eines erklärlichen Zornes gesprochenen Worte hat der deutsche Kaiser soviel als widerrufen bei einer späteren Rede, in der er betont, in China auch den hinterlistigen Feind gut zu behandeln. Der Chinese habe ein starkes Gerechtigkeitsgefühl und ertrage keine ungerechte Behandlung.

So stimmt's. Und Ehre dem Fürsten, der ein übereiltes Wort freimüthig gut macht.

„Verlust gering!“

„Verlust gering!“ Nur einer ist gefallen!
Nur einer aus den tausend Kriegern allen!
Heiß war der Kampf! Indes, wir hatten Glück:
Wir ließen ja den einen nur zurück!

„Verlust gering!“ wird in die Welt geschrieben.
Es ist ja einer — einer nur — geblieben!
Ob einer weniger, ob einer mehr,
Was ist ein Halm im großen Halmenmeer? —

„Verlust gering!“ O Wort voll bitt'rer Schmerzen,
Wie Schwertesschneide dringst du mir zu Herzen!
Fiel einer nur, der eine fiel zu viel!
„Verlust gering?“ Ein grausam Wörterspiel!

Verlassen weint in ihrer düstern Kammer
Ein Mütterlein, gebeugt von Noth und Jammer;
Sie seufzt und spricht — mir geht ans Herz der Ton:
„Ach, dieser eine war mein einz'ger Sohn!“

Wie man in Amerika zu betteln versteht.

In der Damenkajüte eines Dampfbotes der Fulton-Fähre in New-York bat ein ärmlich gekleideter Knabe bei den Passagieren um Almosen; ein stämmiger Deckarbeiter, der dies bemerkte, war eben im Begriff, den kleinen Bettler in etwas roher Weise an die Luft zu setzen, als eine elegante Dame in knisternder Seidenrobe zu Gunsten des zitternden Bürschchens intervenierte. „Lassen Sie ihn hier bleiben, es ist draußen so kalt. Er ist barfuß und auch noch so jung, er kann kaum älter sein, als fünf bis sechs Jahre.“ — „Wenn er sich gut beträgt, so kann er hier bleiben. Aber er darf nicht betteln, es ist das hier nicht erlaubt“, und der große Mann ließ des Kleinen Ohr los und blieb, ihn beobachtend, stehen. — „Armer, kleiner Bursche“, murmelte die Dame, indem sie des Kindes bleiches und mageres Gesicht beobachtete. „Du siehst müde und hungrig aus, ich möchte Dir wohl etwas geben.“ — „Geben Sie ihm einen Cent zu Rum, Madame“, bemerkte der Deckarbeiter, seine Angehörigen nehmen ihm alles ab, sobald er nur seinen Fuß ans Land gesetzt hat.“ Die freundliche Dame reichte dem Kinde einen von Oncle Sam zerknitterten 50-Centschein, indem sie sagte: „Er muss Schuhe und etwas zu essen haben.“ — „Falsch angebrachtes Wohlthun“, brummte der Angestellte, „wir kennen sie alle, er hat keinen Nutzen von dem Gelde.“ — „Ich gebe ihm die Kleinigkeit gern“, sagte die Dame, und da sie bemerkte, dass die meisten Passagiere sie mit Theilnahme beobachteten, fuhr sie fort: „Ich glaube, jeder hier in der Kajüte wird mir beipflichten und vermuthlich die meisten dem Kinde 1 oder 2 Cent geben.“ Die Passagiere stimmten ihr bei und warfen Geld in des Kleinen Hut, bis derselbe gefüllt war. Bald nachher berührte das Boot die Planke von Wharf; der Junge sprang ans Land und über die Straße nach dem Fulton-Markt; an einer der nächsten Straßenecken blieb er wartend stehen. Zwei Minuten später traf auch die vorerwähnte elegante Dame, von der anderen Seite des Marktes herkommend, ein, und indem das Kind das Geld in ihre Hände schüttet, flüstert sie erfreut: „Gut, Dick, nun denke ich, wollen wir's einmal gleich auf dem nächsten Fährboot versuchen.“

Edler Bauernstolz.

Lieber Heimgärtner!

Seit Wochen trage ich die Absicht, Ihnen zu schreiben, und that es bisher nicht. Meine Schreibekunst ist mangelhaft und wird am Ende nicht angenommen. Aber weil ich eifrig Ihre Schriften lese und dass Sie gerne von braven Steirern erzählen, so kann ich Ihnen auch was mittheilen. Mein Mann ist seit 34 Jahren Förster beim Fürsten W. in Neuhof und hat jährlich die Ehre, die Durchlaucht auf Pürschgängen zu begleiten. Da war es vor zwei Jahren, dass der Diener des Fürsten von der Steringalm, wo Durchlaucht zwei prächtige Hirsche auf die Strecke gebracht, den Rückweg machte. Begegnete ihm ein alter Köhler und der hätte halt was zu reden. Er hätte gehört, die Frau Fürstin sei eine gute Frau und er hätte sie mögen bitten lassen, dass sie ihm seine Köhlerhütte abkaufe, er brauche sie nicht, weil sein Herr das Holz verkaufe und er keine Arbeit mehr habe. Und vier Gulden thät' sie halt kosten, die Hütte. Der Kammerdiener vergaß der Sache einstweilen und hat erst im folgenden Winter zu München, wo die Herrschaft wohnt, der Fürstin gelegentlich Erwähnung gethan von der käuflichen Hütte. Die Frau Fürstin sandte sofort vier Gulden, welche mein Mann dem alten Köhler zu überbringen hatte. Der war damals Hauswächter auf der Gleinalp, wo ein Haus und eine Kirche ist. Stern, so hieß der Köhler, nahm aber das Geld nicht, da er seine Hütte unterdessen schon dem Holzhändler verkauft hatte. Das wurde der Durchlaucht berichtet und kam von ihr der Bescheid, die vier Gulden seien dem alten Stern geschenkt. Der sagte nicht viel, kaufte sich damit eine Geiß, und die hatte ein Jahr darauf ein paar herzige Kitzen. Hat er's meinem Manne, dem Förster gesteckt, er wolle das eine weiße Kitzel der Frau Fürstin verehren, wegen der vier Gulden. Ist schön von Ihnen, Stern, sagt mein Mann, gehn thut's nit. Nach München kann man 's Thier nit schicken, und bis die Herrschaften im Sommer wieder kommen, wär 's Fleisch nimmer gut. Aber schreiben will ich den guten Willen der Durchlaucht. Denn uns hat die Dankbarkeit von diesem Alten so viel gefallen. Gut, die Frau Fürstin schreibt zurück, sie nimmt das Geschenk an, der Förster soll das Kitz großziehen, die Prinzess würde eine rechte Freude dran haben, und nachher, wenn es Milch gibt, kommts ins Waldsteiner Kloster (das die Fürstin gestiftet hat). Dafür soll der Förster dem alten Stern Kleider machen lassen, dass er schön warm hätt'. Und ist's auch so geschehen. Wie im Sommer die Fürstin wieder kommt, erkundigt sie sich nach dem Alten: Der hätt sein halbes Vermögen mit ihr getheilt, so wollt' sie ihm auch was schenken, und hat ihm zehn Gulden, Wäsche und Bettgewand gegeben. Der Stern, trotz seiner 72 Jahre damals Knecht bei einem Bauern, schlug die Hände zusammen über so viel Sachen. Da müsste er wohl auch was dafür thun, den Weg herrichten auf die Alm und oben das Kirchendach mit Schindeln decken. Dafür wollt' er aber nichts gezahlt nehmen. Und ist mit seinen Schätzen voller Glück heimgegangen. Aber zur Frau Fürstin ist er nicht gegangen, sich zu bedanken, damit's nicht den Anschein hätt', als möcht' er noch mehr haben. Hat überhaupt auch sonst nichts geschenkt genommen, gleichwohl er schon arm und schwach gewesen ist, hat immer alles erstatten wollen.

Im nächsten März wird der alte Stern krank und vom Pfarrer versehen. Da hab' ich ihn besucht. Er zeigte mir die weiche Wollendecke, „wie kein Graf eine bessere hätt', und wenn er sterben sollt, so möcht ich so gut sein und die Frau Fürstin schön grüßen und sie sollt' nit harb sein, wenn er sein Wort wegen Weg und Kirchenbach nit hätt' halten können. Im Himmel, wo sein Weibel seit zwölf Jahren schon sitzt hinten beim Ofen, wolle er wohl trachten, dass der Durchlaucht ein gutes Platzel hergerichtet werde, ganz vorn bei unserm Herrgott. — In den Armen seiner beiden Söhne, die brave Holzknechte sind, ist der alte Stern bald darauf gestorben.

So. Das hab ich dem Heimgärtner schreiben müssen, damit es wieder einmal aufkommt, wie dankbar solche Leut sein können. Wird das vom guten alten Stern gedruckt, so wäre es eine große Freude für die einfache Förstersfrau.

Neuhof (Steiermark). M. V.

Ei freilich wird's gedruckt. Aber eigentlich Dankbarkeit ist es nicht, wie die liebe Frau Försterin meint, es ist vielmehr ein Beispiel jenes schönen und vornehmen Bauernstolzes, der in Steiermark einmal selbstverständlich gewesen und immer noch nicht ganz ausgerottet ist. Nicht einmal der Kohlenbrenner will sich von einem Fürsten was schenken lassen. Und nimmt er was, so stattet er's auf irgend eine Weise zurück. — Umgekehrt kommt's öfter vor. Wenn es überhaupt messbar und wägbar wäre, was die hohen Herren sich vom armen Volke haben schenken lassen seit altersher — Gut und Blut, ganze Königreiche!

Will hiermit aber nichts gesagt haben. Die Durchlaucht hat dem alten Stern das Kitzel ja redlich bezahlt. R.

Eine neue Hamerling-Ausgabe.

Der „Heimgarten" hat in seinem Märzheft 1900 an den Verlag der Werke Robert Hamerlings in Hamburg eine offene Aufforderung gerichtet, die längst geplante Volksausgabe der Hauptwerke des Dichters endlich zu bewerkstelligen. Hierauf sendete die Verlagshandlung im Mai d. J. an den Heimgärtner ein Schreiben, dessen Veröffentlichung nachträglich gewünscht wird. Wir kommen diesem Wunsche mit der allergrößten Freude nach. Es gereicht gerade auch dem „Heimgarten" zur wahren Genugthuung, dass die Volksausgabe nunmehr gesichert ist und in kürzester Zeit schon die ersten Hefte derselben erscheinen werden.

Die Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft in Hamburg schreibt:

Antwort auf das offene Schreiben in Heft 6, 24. Jahrgang des „Heimgarten" in Sachen der Volksausgabe von Robert Hamerlings Werken.

Sehr geehrter Herr Rosegger!

Wir sind heute in der glücklichen Lage, den Briefwechsel zwischen Ihnen und unserer Firma, der Ihnen bei aller gegenseitigen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit als ein recht unfruchtbarer erschien, zu einem erfreulichen Ende zu bringen durch die Mittheilung, dass die Volksausgabe nun beschlossene Sache ist und schon die nächsten Wochen die ersten Lieferungen der neuen Ausgabe bringen werden.

Wenn es, wie Sie sagen, eilf Jahre gedauert hat, bis wir diese Gesammtausgabe unternehmen konnten, so dürfen Sie sich versichert halten, dass es sowohl unseren Vorgängern in der Direction als auch uns nicht leicht geworden ist, dem Drängen der Freunde Hamerlings zu widerstehen und die Herausgabe immer wieder zu verschieben. Glauben Sie uns, es fällt dem Verleger wohl schwer, sich gerade solchen Anregungen gegenüber ablehnend zu verhalten, die ihn veranlassen wollen, an eine neue Ausgabe seines größten und bedeutendsten Autors heranzutreten. Auch wir gehören zu den aufrichtigsten Verehrern und begeisterten Bewunderern von Robert Hamerling, und wir haben keinen sehnlicheren Wunsch als den, ihn und seine Werke breitesten Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen, ihm immer neue Freunde und Anhänger zu erwerben. Und wir glauben auch, dass die geplante Volksausgabe wohl geeignet ist, uns diesem Ziele näher zu bringen. Aber es waren triftige Gründe innerer wie äußerer Natur, die die Herausgabe verzögerten, und auch heute noch geschieht es nicht leichten Herzens, dass wir das große und recht kostspielige Unternehmen beginnen.

Auf einen Passus Ihres sehr geschätzten Schreibens möchten wir bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, etwas näher einzugehen. Sie sagen, dass wir das Verlagsrecht der Hamerling'schen Werke „zu überaus günstigen Bedingungen erworben haben". Das ist richtig und auch nicht richtig. Es ist wahr, dass Hamerling für diejenigen seiner Werke, die er zuerst J. F. Richter in Verlag gab, Honorare erhielt, die als niedrige bezeichnet werden müssen, wenn man sie vergleicht mit den Summen, die neuerdings in England und Frankreich und zuweilen auch bei uns einzelnen Autoren bezahlt werden. Und gerade diese ersten größeren Werke, „Ahasver in Rom" und „König von Sion" waren es, die am meisten den Namen des Dichters bekannt und populär gemacht, und die meisten Auflagen erlebt haben. Spätere Werke dagegen brachten dem Dichter schon ganz ansehnliche Honorare. Wir glauben, keine Indiscretion zu begehen, wenn wir hier mittheilen, dass z. B. das Manuscript von „Homunculus" mit 10.000 Mark bezahlt wurde. Und wie wenig entsprach der Absatz diesem Honorar. Habent sua fata libelli. —

Des ferneren schreiben Sie: „Von den illustrierten Ausgaben reden wir nicht, das sind Ungethüme." Ein hartes Urtheil. Es war vielleicht kein glücklicher Gedanke, Prachtausgaben von diesen Werken herauszugeben, da in denjenigen Kreisen, in denen Hamerling seine treuesten Freunde und Anhänger hat, unter den Beamten, Lehrern, Geistlichen &c., die reich Begüterten doch recht selten sind, die für ein Prachtwerk größere Summen auszugeben in der Lage sind. Trotzdem, die Thatsache, dass diese Prachtausgaben hergestellt wurden, spricht für die Verlagsfirma und ihren guten Willen. Es ist für diese Ausgaben ein Vermögen verausgabt worden, es wurde in jeder Beziehung, künstlerisch und typographisch das Beste angestrebt, die Kosten in keiner Weise gescheut, und wie war das Resultat? Vor einigen Jahren haben wir diese Auflagen en bloc zu einem Preise abgegeben, der kaum den zehnten Theil der Herstellungskosten deckte.

Alles in allem genommen, unserer Firma hat die Ehre, die Werke Hamerlings in Verlag zu haben, recht viel Geld gekostet. Und wenn wir uns heute an die neue Ausgabe wagen, so geschieht auch dies nicht in der Erwartung, ein großes Geschäft zu machen, sondern in erster Linie im Interesse des Dichters und in Anerkennung unserer Verpflichtung ihm gegenüber.

Was wir dazu thun können, dass die neue Ausgabe eine des Dichters würdige werde, das soll geschehen, in jeder Beziehung, typographisch und buchhändlerisch. Wir hoffen, dass dieselbe wesentlich dazu beitragen wird, dass diesem

leider noch so wenig bekannten Classiker im Herzen des deutschen Volkes der Platz eingeräumt wird, der diesem genialen Dichter und hochherzigen, edlen Menschen gebürt.

Wir empfehlen uns Ihnen in aufrichtiger Verehrung

Hochachtungsvoll und ergebenst

Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Bücher.

Aus meinem Leben. Jugend- und Amtserinnerungen von C. W. Eichenberg, weil. kgl. Schulrath und Bezirksschulinspector in Dresden. Verlag von Alexander Köhler, Dresden. — Weil der Mensch — nach Goethe — dem Menschen immer das Interessanteste ist, so finden auch die Lebensbeschreibungen bedeutender Persönlichkeiten immer ihren Leserkreis, wenn sie vollends so lebendig und fesselnd geschrieben sind, wie das vorliegende Buch, das den Werdegang eines Mannes schildert, der aus den engsten Verhältnissen sich zu einer der ersten Stellungen im sächsischen Volksschulwesen emporgearbeitet hatte. Im Vogtlande, jenem Theile des Sachsenlandes, dessen Bewohner durch ihre Biederkeit und Urwüchsigkeit unter den Sachsen fast dieselbe Stelle einnehmen, wie die Steirer unter den Österreichern, stand die Wiege Eichenbergs, und wie in seinem Leben, so zeigt er sich auch in diesem Buche, das von seinem Sohne aus dem väterlichen Nachlass herausgegeben ward, als der echte, rechte Vogtländer, nämlich ehrlich, treuherzig, fromm, kernig und voller Humor, ja, er geht auch einer Derbheit nicht aus dem Wege. Das Leben in der Kleinstadt zur Zeit der Revolutionsjahre, die Freuden und Leiden als Gymnasiast und Student, und endlich die ersten Erfahrungen als Bezirksschulinspector, alles schildert der Heimgegangene so anschaulich und interessant, dass der Leser keinen Augenblick Langeweile empfindet. Das Buch, das in Leserkreisen naturgemäß besonderen Anklang finden wird, ist als Familienlectüre und als Bereicherung der Volksbibliotheken angelegentlich zu empfehlen. M.

Ehre, Zweikampf und Gesetzgebung. Unter diesem etwas stattlichen Titel erläst Dr. R. v. Höchskamp (bei Siegebert Schnurpfeil in Leipzig) einen „Mahnruf an das deutsche Volk". In demselben bespricht er die Thorheiten und Verbohrtheiten des heutigen Duells, und mit entsprechender Schärfe die Lausbübereien desselben. Aber nicht etwa in der Absicht, das Duell abzuschaffen, sondern vielmehr, um es zu — regenerieren und womöglich allgemein einzuführen. Denn zur Wahrung der Ehre sei das Duell unentbehrlich. — In welchem Staate lebt denn der Mann, dass er kein Gesetz und kein Gericht findet zum Schutze der Ehre? Vom Gesetz verlangt er nichts weiter, als dass es das Duellwesen regle und controliere. Er verlangt auch ein Staatsehrengericht, doch nicht etwa, um der beleidigten Ehre Genugthuung zu verschaffen, sondern um zu entscheiden, wer duellieren darf und unter welchen Formen. Die Frauen werden wohl auch duellieren dürfen, besonders wenn sie den satisfactionsfähigen Ständen angehören, oder wäre Frauenehre nicht der Wehr wert? Oder hat jedes arme, beschimpfte Weib einen „Ritter" zur Hand, der ihre Ehre heraushaut? — Es ist eine recht verunglückte Arbeit. Gegen diese althergebrachte Sitte kann das Wort überhaupt nicht wirken, außer es sei das eines mächtigen und weisen Herrschers. In diesem Fall könnte das Duell über Nacht abgeschafft sein. — Der Schreiber dieser Zeilen gehört zu jenen Millionen gesitteter Menschen, die das Duellwesen so gründlich verachten, dass ein bisschen von dem Bedauern sogar auf jene Stände übergeht, die ihre Ehre nicht anders rein zu erhalten vermögen, als durch diese unsittlichste aller Sitten. R.

Der Tod in den Alpen. Anton Renk ist Dichter; er gehört zu den besten „Modernen" in Tirol. Als wir daher sein Büchlein in die Hand nahmen, erwarteten wir allerlei schwermüthige Reime eigenen Gebäckes, er gibt aber zumeist nur, was er in unseren Alpen auf den grausen Sensenmann Bezügliches gesammelt. Den Schluss widmet er einem frühverstorbenen blonden Mädchen; schöne, ernste Worte spricht er an den Thoren der Ewigkeit. Das Büchlein, durch welches ein Hauch innigen Gefühles weht, ist ein reicher Beitrag

zur Volkskunde und sei insbesonders den Jochkraxlern empfohlen, von denen jedes Jahr etliche abstürzen. Eine kleine Correctur: statt „Gestrüpp" soll es heißen „Stupp".

Wenn du miar nit warst entrunnen,
Hätt i di zerrissen zu ar Stupp (Staub) in der Sunnen.

P.

Schriftsteller- und Journalistenkalender für das Jahr 1901. Herausgegeben von Emil Thomas. (Leipzig. Walther Fiedler.) Insbesondere widmet der vorliegende Jahrgang, der Tabellen und Schemate in reicher Fülle bringt, der kaufmännischen, beziehungsweise der rein praktischen Seite der Schriftstellerei eine Reihe von Aufsätzen, die für jeden, der sich schriftstellerisch und journalistisch beschäftigt, von großem Interesse sind. Der Herausgeber geht von der Ansicht aus, dass den Schriftstellern ein klein wenig Kenntnis von den Dingen dieser Erde, so da lehrreich und nützlich für sie, nichts schaden könne. Und weil er als langjähriger Leiter eines großen Journals gefunden hat, dass der Schriftsteller am wenigsten von dem weiß, was ihm das Allernothwendigste sein müsste, nämlich von der technischen Herstellung und dem kaufmännischen Vertrieb seiner Geistesproducte, so belehrt er ihn über den Verkehr mit Drucker und Buchhändler am eindringlichsten — nicht durch theoretische Abhandlungen, sondern zum größten Theile durch praktische Formulare, die beim Bedarfsfalle sofort verwendbar sind. V.

Renaissance. Zeitschrift für Culturgeschichte, Religion und Belletristik. Herausgeber Dr. Josef Müller. I. Jahrgang 1900. Jährlich sechs Hefte zu 60 Pfennigen. (Lampart & Comp. Augsburg.) Die Hefte 3, 4 und 5 dieser merkwürdigen Zeitschrift enthalten: Reformkatholicismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung. — Das sexuelle Leben der Naturvölker. — Noch einmal die alleinseligmachende Kirche. — Vortrag über kirchliche Reform. — Mein Verhältnis zu Rosegger. — Johannes Schrott. Müllers Anhängerschaft ist heute schon groß, aber einstweilen noch — ein Glosen unter der Asche. Es wird bald jeder Priester genöthigt sein, sich zur Reformbewegung in ein bestimmtes Verhältnis zu stellen, es steigert sich von Tag zu Tag die Spannung. M.

Büchereinlauf:

Glückliche Augen. Novellen von Eva Treu. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

Die Verfolgten und andere ungarische Erzählungen. Von Ernst Kohlmünzer. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Der Stuhlrichter. Ungarischer Volksroman. Von Ernst Kohlmünzer. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Sylva. Eine Dorfgeschichte. In freier Übertragung nach dem Böhmischen von Dr. Guido Alexis durch Karoline Světlá. (Stuttgart. J. Roth. 1900.)

Wetterleuchten. Ein Lebensbild aus Deutsch-Böhmens Bergen in vier Abtheilungen von A. J. Rondorfer. (Wien. Bruno Thiel. 1900.)

Die Lüge ums Glück. Volksstück mit Gesang in vier Acten von Julius Röwen. (Graz. Hans Wagner. 1900.)

Hosianna. Bühnendichtung in drei Scenen von St. Gonschorowski. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Die Tragödie der Liebe. Eine Bühnendichtung von Alfred Möller. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Fremdlinge. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Petzold. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Reise der Gräfin Potocka-Wonsowicz nach Italien 1826-1827. Mit noch bisher unveröffentlichten Briefen der Königin Karoline von Neapel, der Königin Katharina von Westphalen u. a. Herausgegeben von Casimir Stryienski. Übertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Mit Anhang: Tagebuch von Francisca Krasinska. Übertragen von Konrad Fischer. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Wohin sollen wir gehen? Betrachtungen über das eine, was noth noth. Von Gustav Benz. Zweite Auflage. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Predigten über die evangelischen Lectionen des Hannover'schen Lectionars auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Von J. Freytag. (Hannover. Heinrich Fersche. 1899.)

Theater-Plauderei von Gerhard Ramberg. (Wien. S. Bende. 1900.)

Muschel-Rauschen. Aus dem Skizzenbuche des Lebens von Hermann Kosel.

Erlebtes und Erlauschtes. Für einsame und gemeinsame Stunden. Von B. Mercator. (Berlin. Buchhandlung der Berliner Stadtmission.)

Bilder aus Geschichte und Leben in Gedichten von Th. Köstlin. (Gießen. J. Ricker. 1899.)

John Bull und die Buren. Ein hochbegeistertes Heldengedicht von E. Friedrich. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse. Von Prof. Dr. G. Warneck. (Verlag von Martin Warneck. Berlin. WG.)

Festrede zur fünfhundertjährigen Geburtsfeier Johannes Gutenbergs. Von Albert Köster. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Deutschvölkische Wohlfahrtspflege und Schutzarbeit in Stadt und Land. Ein Handbüchlein für die Mitglieder der deutschen Schutzvereine und alle arbeitswilligen Volksgenossen. Von Franz Otto Nowotny. (Olmütz. 1900. Selbstverlag des Verfassers.)

Aus der Vergangenheit und Gegenwart des königl. freien Marktes Agnetheln. (Hermannstadt. W. Krafft. 1900.)

Entstehungsgeschichte der evangelischen Filialkirche Pöstyén. Mitgetheilt von Edinhard Koehler. (Budapest. K. u. k. Hofbuchdruckerei Victor Hornyánszky. 1900.)

Christlicher Volkskalender für Österreich-Ungarn auf das 1901. (Stähelin & Lauenthein. Wien.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

Evangelischer Bund. Hochgeehrte Herren! Obschon bei Annahme Ihrer Einladung, an der Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Halberstadt theilzunehmen, die Möglichkeit einer nachträglichen Absage betont worden ist, fällt mir diese Absage doch herzlich schwer.

Ich zögerte mit ihr, bis sich nun recht deutlich herausgestellt, dass die Reise und was drum und dran, in den nächsten Monaten für mich unmöglich ist. Dieser Sommer war nicht gut. Laufende Berufsarbeiten unter fortwährenden Kämpfen mit meinem Brustleiden, das wieder recht rücksichtslos auftritt, Anforderungen aller Art, die von vielen Seiten immer an mich gestellt werden, nicht zum mindesten auch häufige Besuche, die — so angenehm sie an sich sein mögen — doch jene lässige Sommerruhe verhindern, welche zur Erholung mir wohl so nöthig gewesen wäre — das alles wirkte zusammen. So ist meine Erschöpfung nun, gegen Ende des Sommers, größer, als zu Beginn desselben. Ich glaube gerade nicht, dass die Reise an sich unmöglich wäre; aber die damit verbundenen Obliegenheiten, die Erregungen, der Verkehr mit vielen, wenn auch noch so lieben Menschen, die ganz unvermeidlichen Geselligkeiten, vor allem aber die schlaflosen Nächte, denen ich auf Reisen ausgesetzt zu sein pflege — wären Dinge, auf die ich bei der Neigung, noch ein paar Jährchen zu leben, es nicht ankommen lassen kann.

So willkommen wäre mir diese Gelegenheit gewesen, an wichtiger Stelle über meine Erfahrungen in der religiösen Angelegenheit zu sprechen, und auch meinen persönlichen Standpunkt hierin klar zu legen — gleichwohl es fraglich ist, ob dieser Standpunkt in Ihren Kreisen auch allgemein getheilt werden könnte. Nach meiner Absicht wären wir weder katholisch, noch protestantisch, sondern bloß einmal gut christlich beisammen gewesen, und in den Fragen der Kirchen hätten wir mehr die einigenden, als die trennenden Elemente betont. Das wäre vielleicht nicht im Sinne predigender Zeloten und zeitungschreibender Pharisäer beider Lager gewesen, wohl gewiss aber im Sinne vieler katholischer Priester und evangelischer Geistlicher, vor allem aber im Sinne des Evangeliums. Das deutsche Volk hat in diesem Religionsstreite schon genug gelitten, an Ausrottung einer der streitenden Kirchen ist auch nicht zu denken und so muss die Annäherung und Aussöhnung doch einmal angebahnt werden. Dieselbe könnte nur nach dem Grundsatze geschehen: In der Hauptsache Einheit, in Nebensachen Freiheit, in allem Liebe. — Diese Punkte sind auch mein Leitstern, soweit ich in Wort und Leben mitzuarbeiten vermag an der großen Mission, die Menschen wieder zur Religion, und die Religion zum Christenthum zu führen.

Ihre Publication meiner Reise nach Halberstadt hat aus allen Gegenden Deutschlands so viele Einladungen zur Folge gehabt, dass ich sie nicht alle beantworten kann. Deshalb wäre es mir angenehm, wenn Sie dieses Schreiben, oder wenigstens den Grund meiner nothgedrungenen Absage veröffentlichen wollten.

Ich drücke nur mein aufrichtiges Bedauern aus, dass es mir nicht möglich ist, der Generalversammlung des Evangelischen Bundes beizuwohnen und bin, hochgeehrter Herr, in besonderer Ergebenheit Ihr Peter Rosegger. Krieglach, 1. September 1900.

An Schriftsteller, die dem „Heimgarten" ihre neuen Werke einschicken. Wir können uns nicht verpflichten, die Bücher zu besprechen, doch sind uns Selbstanzeigen angenehm, wenn dieselben kurz und möglichst objectiv die Werke, oder deren Absicht und Tendenz kennzeichnen.

Dr. P. M., Wien. Machen Sie aufmerksam auf den glanzvollen Artikel: „Die Ganzen und die Halben." Zwei Menschentypen. Von Erich Adickes in der „Deutschen Rundschau". August. 1900. Darin werden Sie sich ganz erschreckend deutlich charakterisiert finden.

P. L., Hamburg. Rührend schön; wird erscheinen.

M. M., Cassel. Ihre Neugierde kann recht leicht gestillt werden. Das Mitte October erscheinende Buch: „Mein Himmelreich“ enthält mein religiöses Bekenntnis erschöpfend. „Zu welcher“ Kirche ich gehöre, das sollen danach andere entscheiden. R.

* Ganz und gar bin ich außerstande, im einzelnen zu danken für die noch immer zahlreicher werdenden Zeichen treuer Gesinnung aus nah und fern. Diese Beweise erfrischen mich, aber sie erdrücken mich auch, weil ich Schuldner bleiben muss und nicht jedem für sich den Händedruck erwidern kann. Ich danke nach allen Seiten. P. Rosegger.

Eine „Berichtigung“. Ein J. Zawodny schickt uns durch einen Wiener Advocaten eine „Berichtigung“, dass er nicht der J. Zawodny sei, von dem der „Heimgarten“ (Aprilheft) im Aufsatz „Literarisches Gaunerthum“ erzählt hat. Jener Zawodny sei theils ein anderer Zawodny gewesen, theils sei sein Name von einer rachsüchtigen Dame missbraucht worden. Abgesehen von anderem, auf das wir uns hier nicht einlassen mögen, ist die „rachsüchtige Dame“ eine Erfindung, die mit früheren Angaben und Eingeständnissen in offenem Widerspruche steht. Die merkwürdige Berichtigung, der die Angabe des Datums, des Wohnortes, des Charakters, ja sogar die Unterschrift des Berichtigers mangelt, sei hier zur Kennzeichnung abgedruckt:

„Löbliche Redaction des ‚Heimgarten‘, Graz (zu Handen des Herrn Peter Rosegger). In Gemäßheit der Bestimmungen des § 19 Pressgesetzes stelle ich im Vollmachtsnamen des Herrn J. Zawodny die in der periodischen Zeitschrift ‚Heimgarten‘ unter der Aufschrift ‚Literarisches Gaunerthum‘ publicierten Thatsachen richtig wie folgt: Es ist unwahr, dass Herr Dr. J. Zawodny oder richtiger Herr J. Zawodny an die Redaction des ‚Heimgarten‘ Briefe geschrieben und gebeten hat, ihm das Versehen zu verzeihen, es ist unwahr, dass ein älterer Verwandter von ihm eine Anzahl Depeschen und Briefe an den ‚Heimgarten‘ gesendet und denselben, respective Herrn Rosegger beschworen hat, dem jungen Menschen die Zukunft nicht zu verderben. Es ist unwahr, dass ein Jahr nachher bei einer gerichtlichen Angelegenheit in Znaim Zweifel wegen Zawodnys persönlicher Ehrenhaftigkeit laut wurden. Richtig ist es allerdings, dass Herr J. Zawodny gelegentlich einer Procesaffaire erklärte, es sei erlogen, dass er ein Plagiat verübt habe. Unwahr ist, dass Zawodny damals erklärte, nicht er habe von Rosegger, sondern Rosegger habe von Dr. Zawodny jenen Artikel ‚Sonntagsgedanken‘ abgeschrieben. Unwahr ist es, dass sich Zawodny, grollend über die Bosheit der Leute, in einen dunklen Winkel zurückgezogen hat. Wahr ist es vielmehr, dass nur im berichtigten Artikel des ‚Heimgarten‘ eine Personenverwechslung enthalten ist. Jener J. Zawodny, respective Dr. Zawodny, von welchem Sie berichten, dass durch die Blätter eine Notiz gegangen sei, dass er vor Jahren das Werk ‚Bosnien und die Herzegowina‘ nach Fälschung auf dem Titelblatt als sein Werk der Universität in Leipzig schickte, ist nicht identisch mit jener Person, welche den Aufsatz ‚Sonntagsgedanken über Religion‘ veröffentlicht hat, wohl aber identisch mit jener Person, welche damals in Tirol lebte und welche Sie als den älteren Verwandten Ihres Plagiators bezeichneten. Wahr ist es, dass sich mein Mandant nach seinen Angaben damals dafür verwendete, dass Sie aus dem Nachdruck Ihres Aufsatzes ‚Allerlei Menschliches‘ keine Consequenzen gegen den Plagiator ziehen sollen, wahr ist es, dass der Artikel ‚Sonntagsgedanken über Religion‘ unter Missbrauch des Namens des Herrn J. Zawodny von einer Dame, welche sich derzeit in Moldauthein befindet, an die Zeitschrift ‚Schule und Haus‘ gesendet wurde, und wahr ist es, dass diese Dame nach dem mir vorliegenden schriftlichen Geständnis dies zum Zwecke der Schädigung des J. Zawodny that, um ein Rachegefühl gegen denselben zu befriedigen. Wahr ist es, dass mich diese Dame in dem erwähnten Schreiben bittet, mich bei Ihnen zu verwenden, dass Sie dieses ihr Vorgehen entschuldigen und die Angelegenheit vergessen. Wahr ist es endlich, dass Herr J. Zawodny unter genauer Darlegung des Sachverhaltes die in Ihrem Aufsatz erwähnten Notizen der Blätter über sein Plagiat an den Sectionsrath Asboth berichtete. — Ich ersuche um Aufnahme dieser Berichtigung im ‚Heimgarten‘ und zeichne hochachtungsvoll

Das Schriftstück stammt aus der Kanzlei Dr. Herzberg-Fränkels in Wien, aber eine Unterschrift fehlt.

Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. September 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google

Der Linhandel und sein Sohn.

Skizze aus dem Volksleben von **Hans Fraungruber.**

Ein heller Juchschrei hallt durch das Thal der Enns. Wie der Hornruf eines Herolds prallt der schmetternde Ansatz von den Weißenbacher Wänden zurück und löst sich auf in ein breit hinschwebendes Tonband.

Und nun wieder ein Ruf — scharf wie ein klingender Pfeil, wie eine emporzischende Rakete, die sich in kalter Höhe zum blendenden Stern entfaltet und dann in leuchtendem Bogen zur Erde gleitet. So tönt nur der Triumphschrei eines jugendfrohen Herzens, das noch nichts weiß, als dass es lebt, und dass ihm die Welt gehört . . . .

Die jauchzende Bergfanfare ist einem alten Männlein, das einsam auf der Landstraße durch die Dämmerung torkelt, in alle Glieder gefahren. „Sitra, sakra, der kanns!“ nickt es beifällig und späht scharfäugig in das Dunkel zurück. Ein Schritt hallt durch die Stille und kommt näher und näher.

Das Männlein hat sich auf einen Meilenstein gesetzt, den Sack, den es in Händen trug, über die rechte Schulter geschwungen, und da kauert es nun, den kleinen Kopf mit dem Gemsbarthütel auf die Seite geneigt, und wartet. Der Abend ist schwül, aber der Himmel ist klar und von jener Helle, die das Nahen des Mondes verkündigt, und in welcher

Digitized by Google

die Sterne so weltfern auf dem blaugrünen Grunde glitzern. Es ist, als sei die Dämmerung nur der zusammenfließende Schatten der Bergriesen, die den Waldsaum ihres Rauhmantels tief in das Thal breiten. Die weiße Straße verschwimmt vor und hinter dem Harrenden in die Dunkelheit; weiter unten graut der Nebel, der vom Flusse aufschwelt und langsam über die Wiesen kriecht. Ein müder Frieden erfüllt die Landschaft; nur die Grillen zirpen, und fernher tönen die Glockenschläge der Kirche zu Sanct Veit.

Endlich kommt der Tritt des Erwarteten heran; eine schlanke, schmiegsame Gestalt taucht inmitten der Straße auf und will vorüber.

„Ausg'halten, Vetter!" ruft das Männlein vom Meilensteine her, „hast koa Feuerzeug nit bei dir? Das meinige muss ih verstraat haben, und just heut will das Teuxelspfeiferl nit brennen. Geh, sei so gut!"

Der Angehaltene tritt herzu, nestelt im Lodenrock und reicht jenem das Blechbüchsel. Der klappt es auf, reibt das Holz an der Lederhose in Brand, und während er sein Pfeiflein anpafft, leuchtet er dem Gefälligen ins Antlitz und lugt ihm neugierig unter den Hut. Ein frisches Burschengesicht mit keckem Schnurrbärtchen schaut ihm entgegen, über der kühngebogenen Nase aber leuchtet ein Augenpaar von seltsamer Ruhe. Der Alte ist zufrieden. Er steht auf und sagt mit verschmitztem Lachen: „Hiaz bedank ih mih schön. Dass so a alter Rauchfang koa Feuer nit hätt, is a schandbare Lug; mich hat nur g'lust, den Kunden anz'gucken, der so höllmentisch juchezen kann. So han ih's mein Lebtag nur von ein oanzigen g'hört, und däs war ih selber, hihi!"

Unmuthig wendet sich der Bursche ab. „Gack!" [1]) sagt er wegwerfend und will weiter. Da fasst ihn jedoch des Männleins freie Linke mit so eisernem Griff am Arme, dass er stutzend wieder anhält.

„Ausg'halten!" grollt der Kleine, „ih han dih wohl g'sehen, aber mih ziemt, du hast's nit g'wahrt, dass ein alter Mensch vor deiner steht, den so ein junger Grasteufel koan ‚Gacken' ins Gsicht schmeißt! So — hiaz woaßt es, und hiaz gehn wir miteinand."

Schweigend hat der junge Wanderer den Vorwurf entgegengenommen und läßt sich willig den ungebetenen Gesellschafter gefallen, der mit dem ausgiebigen Schritt des Berglers neben ihm weitertrachtet. Nach einer Weile nimmt dieser wieder das Wort: „Woher kimmst denn gar?" — „Von Hinterberg bin ih her übers Gebirg und vom Wörschach-Wald oha ins Thal."

„Däs is a ordentlichs Trum, wirst müd sein? Und hiaz hebt gar der obere Wind an zun blasen; der Sakra beißt — frei g'spürt mr d'Haut über die Wadelstrümpf."

[1]) Schwätzer.

Da lacht der Junge kurz auf.

„Oho", verweist ihn wieder der andere, „hiaz lacht so a Gamskitz! Wart nur, wirst schon ah alt werdn, so gut als ih jung gwen bin. Und dass ih jung gwen bin, sikra, sakra, däs wissen heut noh etlane, dö's g'spürt haben! Jungerweis' is mr lüfti wie a Falkl; däs hat ah koan Ort und fliagt über Thal, so weit's halt kimt. So bin ih ah nit landfremd gwen bis entern Dachstoan und schattseitig außi übers Todte Gebirg. Ha — mein Mensch — die versuchte[1]) Jagerei, dö treibt van d' Füß umeinand bei Tag und Nacht. Woaß nit, ob du's eppa ah kennst?" Mit den letzten Worten legt er die Hand einen Augenblick auf den Arm des Nebenherschreitenden, den ein leichtes Beben durchzuckt.

„Aha", lauert das Männlein, „han ih dih? Mih ziemt, dih hat's g'schauert. Ja, so is's mir mein Lebtag gangen — Gamsböck und Weiberleut, dö zwoa haben mr all Stund 's junge Blut aufg'riegelt. Grimming und Labenstoan, Tragl und Traweng, und wie die Kampeln alle hoaßen — kennt han ih's wie mein Leibltaschel. Beim Tag die Gams in Kar, auf d' Nacht die Brentlerinnen auf der Alm, dö haben g'wisst, wer ih bin, hihi! Siachst, Büabl, dort droben —" und raunend duckt sich der Erzähler gegen den Weggefährten, — „am Tausing und so umanand, da gibts noh was — wie die Flöh hupfen s' um auf der Plan, die Böck, die Sikra Sakra dö! Ehnta amol soll's gar in Schachen drein Bären geben haben. Gern hätt ih so ein zotteden Wuzel die Kripp eindruckt, aber zu meiner Zeit war nix mehr; glei verzählt haben die Ähnln davon. Mein du, bracht[2]) wird allerhand umeinand. In Girtenfeld, sagen d' Leut, wär amol a Kirchen in Erdboden einiteufelt, daselm wo hiaz die schwarz Lacken steht. Der Kienschweiger auf'n Hübel hat noch'n Schlüssel vom Thor. G'schichten, sag ih dr, G'schichten san überall vergraben, und nit glei G'schichten, na! vor a Weil haben s' gar Schwerter aus'n Boden außakrampelt, was woaß ih, mih ziemt — von Abrahams Zeiten her. . . . . So, und hiaz, Bursch, bald du eppa auf Liezen willst, muist gradaus fort; ih bin z' Weißenbach dahoam." Damit biegt der Gesprächige in das Seitensträßchen zur Linken.

Der schweigsame Kamerad lenkt gleichfalls ein und meint gelassen: „Ih geh ah auf Weißenbach."

„Ah auf Weißenbach! Gut so, nacher könn mr noh a Weil trefeln.[3]) Dass ih dir weiter sag — ober's Ort steht a Sengseng'werk und noh weiter oben, in der Wand, da hat vor Urähnlzeiten gar a schiacher Drachen Pech und Schwefel g'spien. Mein Nachbar lasst sich's nit ausreden, dässelbich Viech hätt hoamlicherweis' Junge hinterlassen,

[1]) verwünschte. [2]) geschwätzt. [3]) plaudern.

dö mr noh heutigentags in die Bauernhöf rebellen hört, — hihi, ih verrath's nit, wen der selg Zottel moant."

Unterdes haben die Wanderer den Bach entlang die freundliche Ortschaft erreicht und steigen gegen den letzten Hof hinan; da klingt ihnen eine frische Mädchenstimme entgegen, die ein altes Volkslied singt:

„Ja, wenn ih hoamkim in mein Steiraland,
Ja, wo die Alma san, da blüaht a jeder Bam,
Und ba der Schwoagahütten, da steht a Steirerbua,
Der geht in aller Fruah und jodelt zua."

Und nun geht das Lied in einen lustigen Jodler über.

„Dö singt auf d' Nacht wie a Lercherl z' Mittag!" sagt plötzlich der Bursche.

„Und dir lernt s' auf amol 's Reden!" wundert sich der Alte.

„Das Dirndel liabt an Buam, der Soldat is wurn,
Sie hat ihr größte Freud, wann s' halt'n Hiasl schreit;
Sie sagt, mein liaba Bua, geh melch mir ah a Kuah
Und lass an Jodler hörn auf mein Begehrn!"

Diesmal summt der Junge den Jodler mit und das Männlein schnippt mit den Fingern, dann sagt es: „Da hoaß ih's allweil den „schreiaden Hof"; 'bald die Tochter, die Cenzi, nit kirrt, sempert die Muata. Eppa meldt sie sih bald?"

Wie sie um die Ecke des Gehöftes biegen, gewahren sie ein dralles Dirndl, das im Brunntroge die Füße badet und zu dem verschwiegenen Geschäfte aus Leibeskräften singt:

„Der Bua, der wart nit lang, stimmt glei a Gsangl an,
Sie melcht ihr graue Kuah und jodelt ah dazua;
Das Melchen is dabei, die Schwoagerin macht ihr d' Streu,
Ja, weil s' hiaz ferti san und halsen thoan — —"

Doch diesmal bleibt ihr der Jodler in der Kehle stecken, denn der herzuschleichende Alte hat ihr den Arm um den Hals geschlungen und reibt seine Bartstoppeln an der weichen Wange. Auffahrend reißt sich das Mädel los und wendet sich um. „Denkt han ih mr's glei, dass es du bist", lacht sie, „dih treibt der Ganggerl auf alle Weg um, wie a arme Seel!"

Ehe der Schelm zur Antwort kommt, fasst sein Genosse die muntere Sängerin an den nassen Händen, die er kräftig schüttelt, und neckt sie mit ruhigem Scherze: „Grüß dih Gott, Cenzi, freut mih, dass ih dih siach; g'hört han ih dih schon lang."

Verwundert sucht sie in der Dunkelheit die Züge des Ankömmlings zu erspähen. „Wann ih dih aber nit kenn! Und die Stimm' is mr ah ganz fremd —"

„Kennt dih schon er", kichert im Weiterschreiten der Kleine, „'bald mr oan Weiberleut kenna g'lernt hat, woaß mr s' allesand aus- und einwendi." Da tönt hinter ihm ein flüchtiges Schnalzen und ein leiser

Schrei, der mehr Überraschung als Schreck oder Unwillen verräth, und mit verhaltenem Lachen holt der Bursche den Vorangehenden ein. Der empfängt ihn mit verständnisvollem Nicken des Kopfes: „War ah nit anders mein Brauch, wie ih jung war."

„Was hat's denn meh schon wieder für a Galsterei draußt beim Brunn?" belfert ihnen plötzlich eine kreischende Weiberstimme nach; „streicht gewiss wieder so a Lotter um, der auf die Dirndeln geht wie der Fuchs auf d' Henna!"

„Hörst es", raunt der Alte, „hiaz schlagt die ander Nachtigall. Wart, der müss mr doh a Heidlgsangl singa!" Und er kräht gegen das Gehöft hin:

„Auf der Alma gibts Kalma,
Gibts weizelbraune Küah,
Und in Hof haben s' an Drachen,
Der brüllt wie a Stier!"

„Is der alt Spitzbua, der verdankt, ah noh unterwegs? Dass den noh nit der Teuxl gholt hat!" gellt es den Lachenden nach, und wuchtig kracht eine Hausthüre zu.

„Is dena a gute Haut, mein Nachbarin", betheuert das Männlein, „heut beißt s' und morgen san mr wieder die besten Freund. — Aber hiaz, Vetter, muss ih da gegen's Breinstaller zu."

„Ih muss ah gegen's Breinstaller zu", entgegnet der Junge. Bedächtig äugt der Alte seinen Weggenossen an, der ihm nicht von der Seite weicht. So steigen sie durch Waldbestände und schmale Wiesen fort, bis sie auf halber Berghöhe ein einsames Häuschen erreichen. Das Männlein hastet der Thüre zu, schließt auf, und während es eine bereitstehende Kerze entflammt, wirft es über die Achsel zurück: „Gute Nacht, beim Schnitzer-Seppen kehr ih zu!"

„Wann's da beim Schnitzer-Seppen is, aft kehr ih ah zu", entgegnet gelassen der Bursche und tritt ohneweiters mit seinem Handbündel durch den Flur in die Stube.

„A so? Wegen was kimst nacher du zun Schnitzer-Seppen?"

„Weil er halt mein Vota is." — —

Der Alte läßt den Sack auf einen Stuhl gleiten, und nun wird ein Armstumpf sichtbar, der bisher verdeckt gewesen. Betroffen starrt der kleine Mann mit seinen stechenden Falkenaugen auf den späten Gast. „Aft wärst du gar a meiniger Suhn? Dummer Bua, meh[1]) sagst denn däs nit ehnta — gehn mr so lang miteinand!" — „Weil ih nit g'fragt worden bin und weil ih Enk nit kennt han", erwidert der Bursche, der sein Bündel zu dem Sack gelegt hat und mit warmem Blicke nach der Hand des Vaters greift. „Hiaz siach ih wohl, dass Ös mein Vota seids,

[1]) weshalb.

weil mr d' Leut in Wörschach, wo ih Enk nachg'fragt han, gsagt habn, dass — dass Ös — "

„Nur außa damit — dass ih der Oanhandel bin? Mein Gad, däs g'wöhnt mr. No, schau dih um, da bin ih dahoam; da steht mein Schnitzbank, da hängt mein Zeug, und dort drein is mein Schlafstüberl. Wie bei ein Grafen schaut's nit aus, aber 's Hungerleiden is bei mir ah nit der Brauch, wann ah die Leut hiaz schon Meerschaumene und Porzlanköpf liaber rauchen als meine g'schnitzten. Nimm dir oha die zwoa Pfeifen von der Stell, auf dass d' siachst, was dein Vota kann!"

Der Sohn folgt dem Geheiß und betrachtet mit Wohlgefallen die kunstvolle Arbeit. „Schau, däs is gar a Indianer, der ein Bären hetzt? Und dö erst! Däs is a Fuchsjagd — wie natürli! Moan thut mr frei, die Hund springen davon! Und däs hat der Vota alls mit der linken Hand g'macht?"

„Freili wohl", bekräftigt der Erfreute, „in den Fäustl steckt, seitdem ih die ander einbüßt han, die doppelte Kraft — "

„Halt ja", fällt der Bursche lachend ein, „däs han ih schon drunt auf der Straßen gspürt. An solchen Griff is mr bei ein Menschen in Enkern Jahren nit g'wöhnt. Aber wie schön — wie schön!"

Indes er sich in Betrachtung der kleinen Kunstwerke vertieft, rumort der Alte verwirrt im Schlafstübel um und brummt in sich hinein: „Sikra, sakra, hiaz is däs gar a meiniger Suhn — und ih woaß nit, der welche! Is 's der Franzl, der Sepp oder der Florl — oder gar eppa der Hiasl von der Ramsau drent? He du" — schreit er durch die offene Thüre — „wie geht's der Muata allweil?"

„Der Muata?" Der Angerufene legt die Pfeife hin. „D' Muata is ja schon vor etla Jahren g'storben. Ös moants 'leicht mein' Bäurin?"

„Freili, freili", beeilt sich der Einhandel zu bestätigen, „wegen was bist denn fort von dein Platz?"

„Ja mein, däs war halt so a Sach. Die Bäurin hat a Tochter, und dö is a saubers Dirndl; und da hätten s' mr halt 's Fensterln verwiehrt. Han ih mr denkt: 'bald ih enk z'leicht[1]) bin, geh ih fort — wird sih schon in Ennsthal ah wo ein Ort für mih finden, möcht eh mein Votern amol aufsuchen — und hiaz bin ih da."

„Recht hast ghabt, dass d' fort bist", nickt der Alte, „die schönsten Bräuch möchten s' abschaffen! Wär's Fensterln nit, aft wärst du gar nit auf der Welt." — Und wieder schüttelt der bedrängte Vater den Kopf. „Hiaz kenn ih mih erst nit aus! Die Seff, han ih ghört, is g'storben, und die Vevi soll ah neama am Leben sein — is 's hiaz der Franzl oder der Sepp? So geht's, wann mr a armseliger Häuter is

[1]) zu gering.

und die Kinder sein Lebtag nit siacht.“ Unsicher lugt er auf den Burschen und rafft sich zu einem Versuche auf, die Zweifel unbemerkt zu entscheiden. „Hörst, Franzl“, sagt er mit nachdrücklicher Betonung des Namens, „warst du Knecht oder Moar bei deiner Bäurin? Han — Franzl?“

„Moar war ih — aber Franzl hoaß ih nit.“

„Han ih Franzl gsagt? Sepp han ih sagen wöllen. Alsdann — Moar bist g'wen, däs g'freut mih, Sepp!“

„Ja, Moar bin ih gwen — aber Sepp hoaß ih ah nit!“

„Sikra, sakra“, pfaucht der Einhandel, „hiaz keman mr frei meine Buabn durcheinand! Bist denn nit der Vevi z' Lassing ein ihriges Kind?“

„Däs nit, Vota“, wehrt der Verkannte betroffen ab, „ih bin der Hansl, und mein Muata war die Hagenbauern Mirz, die vor etla zwoanzg Jahren auf d' Steirerseealm g'fahren is — wann sih der Vota noh drauf b'sinna kunt.“

„Was sagst?“ — Mit einem Satze rumpelt der Einhandel in die Stube. „Von der Mirz bist — von der Mirz? Und da gibst dih du für mein Suhn aus?“ — Es muss eine stürmische Erinnerung sein, die das Männlein so gewaltig erregt, dass die Lippen unter dem borstigen Schnurrbarte zucken und die starke Linke nach einem Halt suchend auf der Schnitzbank hintastet. Dem Jungen hat die Frage das Blut in die Stirne getrieben, allein er bezwingt sich und antwortet nachdrücklich: „Mir hat's die Muata nit anders g'sagt, und däs war nit lang vor ihrn Versterben. 'bald ih Enk aber nit ansteh —“

„Na na, bleib nur!“ stößt der Einhandel hervor, der keinen Blick von dem frischen Gesichte wendet. „Wann ih dih anschau — die Augen und 's ganze Wesen hast von ihr. Stundst mr nit schlecht an, Bursch, aber —“ Er fällt müde auf einen Stuhl. „Sie hat dir's nit anders g'sagt? Aft muss ih's eppa doh wohl glauben ... gleiwohl's a Zeit geben hat, wo ih's nit glaubt hätt — die Zeit, solang du auf der Welt bist. — Heut siachts ihm neama gleich, was ih für a Bursch bin gwen! Ih hätt 'n Teufel 's Federl von Huat ohag'rissen, und die Dirndln haben mein g'hört, soweit ih s' kennt han. Dein' Muata war die Schönste von allen, und die Jager haben mehr die Mirz auf's Korn g'nommen als 's Wildbrat. Von den han ih die schönsten Stückl weg- pfeffert; war ja ah 's Gamsgebirg so lusti glei neben der Alm! Und so bin ih halt ah amol in der Nacht mit ein starken Bock bei der Mirz zukehrt. Gach klopft's bei der Thür — d' Jager stehn draußt. Heraßa, hiaz geht's los! Mirz, wispel ih, 'bald die Luft wieder rein is untertags, aft schreist mr zwoamal — und hiaz auf die Thür! — Mein Büchsen in der Faust rumpl ih außi, brich durch und fahr wie der

Blitz gegen die Löckern[1]) zu. Gflucht und nachpulvert haben s' freili, hihi, aber alle Kugeln treffen nit, und wie ih droben bei der Traglwand verschnauf, da han ih s' ausg'lacht, die Hascher! — Tags drauf in der Fruh pirsch ih mih umi zun Steirerthor — gach dudelt's unt bei der Hütten — aft noh amol — und hiaz han ih mih sicher verhofft. Ih stell mih aufs Thörl, stolz schwenk ih mein Hütel übri ins Todte Gebirg und schick ein Juchezer ohi in d' Röll, so oan, wie ih'n erst heut wieder ghört han — ja, dein Juchezer, Bursch, den hättst von mir! — Auf amol, sikra, sakra — pitsch — pfeift was neben meiner — aft krachts! — da bin ih schon drunt g'legen auf der Schütt. Haben mih dö Hund dena dapasst! G'spürt han ih's noh, wie mein Arm scharrezt und 's hoaße Blut außafahrt, aft is mr würfli wordn. — — — Wie ih mih wieder kennt han, stehen ihrer drei bei mir, stößen mih auf und treiben mih gethal wie a Stückl Viech. D' Finger han ih mr blutig bissen vor Schmerz und Wuth; da sagt gach so a rothbarteter Judas: Schau amol, wie dein Schatz froh is, dass s' amol a Ruh hat vor dir! Der san d' Jager schon lang lieber als so a lumpiger Wildbratler... Mir gibt's ein Riss, ih lug zruck zur Hütten — höllteufel, was sehen meine Augen? Steht die Mirz unter der Thür und halst ein Jager voller Lust, und der Lump lacht und juchezt, und meine drei Schinderknecht lachen mit. Bursch, da hat mih ziemt, ih muss die ganze Welt in Erdboden stampfen — ah! falsch is däs Dirndl? Mit dö Augen falsch?" — — —

In leidenschaftlicher Erregung hat der Erzähler die Hand vor das Gesicht geschlagen. Nach einer Weile streift er über die Augen, als wolle er ein quälendes Bild verscheuchen und fährt fort: „In Spital haben s' mir mein Arm wegg'schnitten, nacher han ih mein Straf abbüßt, und aft haben s'n halt auslassen — 'n Oanhandel... Etla Jahrl bin ih in der Fremd umg'walgen, bis mih's Hoamweh zruckzogen hat. In Liezen han ih's Schnitzen ang'hebt und vor a zehn Jahren däs Häusl kauft. Mein lustige Weis' is nach und nach wiederkema, aber dass ih die alten Täg verbringen soll wie a oanschichtiger Bock, däs han ih nit vermoant."

Mit wachsender Theilnahme hat der Bursche zugehört. Mehrmals wollte er den Eifernden unterbrechen, nun tritt er vor ihn. „Mir hat d' Muata die Gschicht anders verzählt. Wohl hat sie g'schrien, wie d' Jager über die Tauplitzalm dahin san; das hat sie nit wissen können, dass däs oan Theil durch die Löckern z'ruckpirscht, und das ander Theil — dö haben d' Muata überfallen und in d' Milchkammer g'sperrt. Der oan hat aft ihr Kittelwerch von der Stang ohag'rissen, hat's anzogen und mit sein Kameraden die Komödi g'spielt, auf dass der Vota glauben soll, es wär die Mirz."

[1]) Krummholz.

Mit zweifelnder Miene schaut der Einhandel auf. „So wär's gwen? A so? Und für dö boshafte Lumperei hätt ih Jahr und Tag dieselb verflucht, dö mir die liebste war?"

„Nit anders hat mir d' Muata g'sagt. Ihr haben s' ja ah verzählt, der Vota wär in Spital drein verstorben. Nach etla Jahren is sie aft 'n Thalbauern sein Weib worden, der mih aufzogen hat. Sie hat's nit am besten troffen und ah nit lang dermacht. Vor'n Sterben is d' Muata inna[1]) worden, dass alles Lug und Trug is gwen, und dass der Vota lebt. Aft hat sie mir von Enk verzählt. Aber wie's halt schon geht — ih han Enk ah nit ehnta aufsuchen können." — —

Mit schweren Schritten hat der alte Mann die Stube durchmessen, dann hält er an und starrt vor sich hin, stumm und regungslos. Endlich bezwingt er den Sturm seines Gemüthes. Er legt die Hand auf die Schulter des Sohnes und seine Miene klärt sich auf.

„Hansl", beginnt er mit bitterem Lachen, „ih sag dir, 's Leben is a Narrenthurm. Wie wir Lust und Load verwinden, drum kümmert sih koa Seel. Deswegen sag ih dir, nimm dir nix hart in Leben und verlern mr 's Juchezen nit, verlern's nit! — Und hiaz wöllen wir drüber schlafen; ih bin so abg'schlagen, als wär mir a Lahn[2]) übern Buckel gfahren."

Es ist nicht mehr viel geredet worden, bis die beiden das Lager aufsuchten und der Einhandel seine aufgescheuchten Erinnerungen und Zweifel in Schlaf wiegen konnte.

Plötzlich erwachte er wieder. Der Mond sah durchs Fenster und goss die breite Flut seiner Strahlen über die Diele. Der Schlaftrunkene richtet sich auf. Ein banger Traum hat ihn gequält, seine Augen sind feucht. „Ja mein Mirz", flüstert er, „ih glaub dir's wohl, und hiaz is alles recht — der Bua is mein und er steht mr gut an —" Da blendet ihn der helle Schein, er blickt um sich — der Platz an seiner Seite ist leer. — „Hansl!" Es regt sich nichts. Mit beiden Beinen springt der Alte aus dem Bett. „Er is nit da? Is er eppa gar davon? Sein Binkerl is weg — fort is er, fort!"

Rasch fährt der Bestürzte in sein Gewand, schlüpft in ein Paar Holzschuhe und eilt vor die Thüre. Er umkreist das Haus und späht über die Matte hin. Keine Spur von dem Vermissten. Da überfällt den Einsamen ein Gefühl banger Wehmuth. „Ih war hart mit ihm, hart! Nit a oanzigs guts Wörtel han ih ghabt, und drum — frali wohl, ih wär ja ah nit blieben."

Anfangs zögernd, dann immer schleuniger verfolgt er den Weg gegen das Dorf hinab.

---

[1]) sie hat erfahren. [2]) Lawine.

Die Waldbestände werfen ihre dunklen Schatten weit über die thauglänzenden Wiesen, die Luft ist klar wie Krystall, scharf heben sich die kühnen Formen der Ennsthaler Berge vom fernen Himmel ab, und in kalter Ruhe bestrahlt das Gestirn der Nacht die weite Thalniederung mit dem glitzernden Flusse.

„Auf der Landstraßen siach ih noh nix“, flüstert der Alte, „eppa is er doh noh nit weit! Mir davongeh'n! Du stolzer Bua du!“ — Nun hat er das erste Anwesen erreicht, dasselbe, das er wenige Stunden zuvor den „schreiaden Hof“ benannt hat. Behutsam forschend tappt er um den Stall — da horch — klingt es nicht unweit wie heißes Gelispel? Sein Schritt stockt, er lauert und lauscht — „Sikra, sakra, wann er's gen wär? Eppa hat's 'n doh zuwig'rissen — a orntlicher Bua laßt koa G'legenheit nit aus — “

Ein Holzstoß klimmt zu einem Fenster des Hauses hinan, und auf den Scheitern, wahrhaftig, da kniet zusammengekauert der Flüchtling und wispert inbrünstig durch die Scheiben:

„Dirbuschen, Darbuschen,
Hörst mih nit dahertuschen
Mit mein sakrischen Federbuschen?
Hm, Dirndl, sei nit so stolz,
Dein Bett is eh grad von Holz,
Aber meins is aus Sammet und Seiden,
Mag doh koa Nachtl dahoambleiben.“

Vergnügt hat der Einhandel die letzten Worte mitgeflüstert, dann kichert er in sich hinein: „Han ih dih wieder, du Vogel Fliegaus, hiaz lass ih dih neama davon!“ Er legt die starke Faust an die Stützen des Holzstoßes, ein mächtiger Ruck, und — hui, krachen und kollern die Scheite in jähem Sturz durcheinander.

Mit einem kecken Satz springt der Überraschte aus dem Wirrsal, wirft sich blindlings auf den Störenfried — ein stummes Ringen und Stampfen, ein heißes Athmen —

„Haltaus! Was is däs für a Griff? — Jessas, Vota — Ös seids es!“ Erschrocken hat der Blindwüthige losgelassen und starrt verdutzt den unerwarteten Gegner an. „Sei stad“, flüstert der, „und schau, dass wir weiterkeman, ehwenn das ganze Drachennest z'wurln anhebt!“ Eilig zieht er den Zögernden fort, bis die erste Waldgruppe hinter ihnen liegt.

„Sag mir, Hansl“, beginnt nun der Alte beklommen und hält an, „wegen was hast fort wöllen von mir?“

Der Verlegene schaut über die Wiesen hin.

„Nehmts mir nix für übel, Vota! Ih han's g'wahrt, dass Enk nit ih alloan hoamg'sucht han. Mit mir san schwarе Gedanken kema, in Schlaf habt's g'redt davon — da hat's mih neama g'litten. Auf bin ih und dahin. Is mr nit leicht ankema; ih han ja ah neamd auf der Welt. Trüabseli bin ih obi auf Weißenbach zu und wär wohl schon

längst auf der Landstraßen, hätts mih beim Brunn nit noh amol z'ruckgriffen, weil's Fensterl von der Cenzi gar so schön glanzt hat. Lasstz mih fort, Vota, Ös habts koa Freud nit an mir —"

„Koa Freud nit an dir?" schluchzt der Einhandel auf, „zehn Stund rennt der Sakra daher und mih ziemt, hundsmüad kunt er sein — steht er nit auf und geht durch, weil er mr koa Last sein will? Aft derwisch ih 'n beim Fensterln, und zletzt prügelt er gar noh sein Votern — und da sollt ih koa Freud nit haben? Dummer Bua, du Sikra, Sakra du —" damit schlingt er den Arm um den Hals des Burschen und die Thränen schießen ihm über das Gesicht — „hiaz kenn ih's ja dena und mag's neama leugna — von Kopf bis zun Fuß bist es, bist mein trutziger, lebfrischer Bua!"

Und wieder hallt ein Juchschrei nachts hin über das Thal der Enns — —.

Der Hausdost.

Eine Gestalt aus dem steirischen Volke von **Rosa Fischer.**

Wie er so an dem regnerischen Septembertag unter den triefenden Bäumen im langen, waschnassen Gras dahin buckelt, das Gesicht mit den kurzen braunen Bartstoppeln und dem kurzen braunen Pfeifenstummel zu Boden gewendet, einen alten, niedergekrämpten Filzhut auf dem Kopf, — mit einer der knorrigen, groben Hände die Enden des blauen, hausleinwandenen „Fürtuches" zusammenhaltend, mit der anderen die abgefallenen Äpfel aus dem Gras und in die Schürze klaubend, und mit den Füßen in den groben, plumpen Stiefeln dahinwischend, so mit Händen und Füßen suchend und mit den Augen, von denen eines braun und klar, das andere aber weiß überzogen und trübe ist, dazu guckend, — so ist er in seinem alten dämmigen Lodenrocke halt der alte Seppl, — der alte Seppl, der im „Haus auf d' Welt 'kommen und aufg'wachsen ist", und halt sein Tag beim Haus sein „Bleibens" haben wird.

Dieser alte Seppl, — wer kennt ihn nicht, und doch, wem g'hört er zu?! — Hat er Anverwandte, die ihn lieben, hat er noch Vater und Mutter? Nein. — Die Mutter, die beim Haus „Küahdirn" gewesen ist und die „alte Sefferl" hieß, die ist auch schon lange todt. Vater aber hat er keinen gehabt, denn seine Mutter hat nie verrathen, wer ihr den kleinen Buben „angehängt" hatte.

Sie wird ja ihrerseits ihr Kind lieb gehabt und betreut haben, so gut es eine arme, beschränkte Dirne halt vermag im Dienst, und

dass der Bub im Haus nach altem Brauch sein Brot und sein Bleibens und einstiges Ableben haben würde, das war auch zu erwarten, und so hat die alte Sefferl wohl auch um seine Zukunft keine weitere Sorge getragen, und hat ihm auch nicht die paar hundert Gulden zuschreiben lassen, die sie auf dem Hause ihres „befreundeten“ (verwandten) Dienstherrn liegen gehabt.

Sie mochte ja wohl einsehen, dass das Geld ihrem Buben, der als uneheliches Kind keinen Anspruch darauf hatte, nicht viel helfen würde, wenn sie es ihm auch „vermachte“, und ihm selber wird's wohl auch so vorgekommen sein, oder haben sie alle zwei geglaubt, es gilt so auch, — geschrieben und geändert ist nichts worden an der Sache.

Übrigens, was hätten sie auch viel thun können, — ein paar ungelehrte Leut'[1]) die nicht aus und nicht ein wussten.

So hat halt die alte Sefferl ein paar Jahrl „herumgeserbelt“, (gesiecht) — ist grantig gewesen und hat nichts recht's mehr thun mögen, und ist schließlich zwei Tage im Kuhstall liegen geblieben. Und wie die Leut wissen und schau'n haben wollen, wie es ihr geht, da haben sie freilich gleich geschwind droben im Haus, im „hintern Stübl“ das Bett „hergerichtet“ und haben die Sefferl hinaufgetragen und in die neugewaschenen Leintücher gebettet. Denn es hat der Arzt und der Geistliche kommen müssen, und es war schon höchste Zeit, — und richtig, wie ihr der Doctor was verschrieben hatte für den Leib, — und für das Leben, und wie der Priester sie „versehen“ hatte mit seinem Himmelsbrote für die Reise in die Ewigkeit, da hat auch baldigst die Seele der armen, alten Magd diesen unbekannten Weg angetreten, — so recht einsam, — und einsam ist ihr Bub zurückgeblieben auf der Welt. —

Wie lang das her ist, — der Seppl weiß es nicht; er weiß auch nicht, wie alt er ist, und meint nur, wenn er sich an das rebellische Achtundvierzigerjahr erinnert: „Wie die Krowot'n durchmaschiert san, das is g'wiss schon a zwoahundert Jahr. I bin durt just an nutzer Halterbua g'wen!“

Also kann der Seppl nicht einmal zählen, ist gewiss nie in die Schule gegangen? —

Doch, sein Dienstherr hat ihn in die Schule geschickt, und vielleicht zuweilen recht nachdrücklich, denn der damalige Hausvater hat nach gutem altem Brauch, wenn's noth that, auch handgreiflich über sein Gesinde regiert, aber der gute kleine Seppel hat halt nichts gelernt. Vielleicht darum, weil halt gar nichts unter den dunklen Schopf hineinwollte, oder vielleicht auch, weil er sich nach gutem alten Sinn gedacht hat: „Was braucht denn ein Bauersmensch lesen und schreiben können. Von so was

[1]) Ohne Schulunterricht aufgewachsen.

beißt man nix owa,[1]) und 's Brot anbau'n kann man so auch, — da braucht man nit g'studiert sein dazu."

Und so hat der Seppl halt das „Brotanbauen" und alle andere Bauernarbeit gelernt. Und wie's einem etwas „schweren" (schwerfälligen) Menschen schon geht, ist wohl immer und immer die z'widerste und schmutzigste Arbeit dem Seppl gewiss gewesen, wohl schon von Kindheit auf.

Er hat das mit dem Gleichmuth eines abgehärteten Menschen ertragen, der, aufgewachsen „am Busen der Natur", schon von Kindheit auf Sonnenbrand und Frostesschauer kennen lernt, und so manches andere Übel auch. Und, als zum Haus gehörig, hat er gethan und als selbstverständlich hingenommen so manches, wogegen sich ein anderes gesträubt hätte. Aber der Seppl ist halt der Seppl, dessen Heimstatt eben auch sein Geburtshaus war und bleiben sollte, und dessen Wohlfahrt sich auch naturgemäß mit dieser Heimstatt verband.

Freilich ist er auch nicht immer gefügig und nachgiebig gewesen, — o nein. — Wie oft hat er im Hinblick auf eine unliebsame Arbeit oder sonstige Zwidrigkeit geschaut, so sauer, „wie 's saure Äpfelkoch", — oder „als ob er den Essig allen aus'trunken hätt'", — und wie oft hat er seinem Unmuth Luft gemacht mit dem zornigen Ausruf: „Das is mei' Gall", oder: „Das is a G'frett zan (bei) uns", oder wenn's schon gar arg ist, mit dem Fluch: „Der Teufel soll schon all's hol'n!" Wie oft hat er sich auch mit seinen Dienstkameraden „zerkriegt",[2]) oder sich heftig gegen die „Herrenleute" aufgelehnt, aber immer wieder ist er der Versöhnende gewesen, und nach einem „Putzer"[3]) von Seite des Hausvaters war der Seppl wieder der beste Mensch für lange Zeit.

Übrigens hat er ja etwas, das ihn tröstet und beglückt in so mancher Widerwärtigkeit — sein Pfeiferl. Was ist ihm diese braunröhrliche und braunsaftige Kameradin für ein Herzenstrost in allen Tagen, und doch, — was hat er um sie für Ängsten schon ausgestanden und bittere Entsagung. Wie oft, wenn ihm, dem „ung'fahren"[4]) Menschen wegen Feuersgefahr das Rauchen im Stall verboten wurde, oder auch wenn er es sich um des Hustens oder der schmerzenden Augen willen „abthun" wollte, aber da ist dann der gute, alte Seppl so traurig und krank geworden, bis er wieder zu seinem „Suzzerl" griff.

Wie oft hat er nun auch Leid getragen, wenn er zum Beispiel die Pfeife verlegte oder Tabakbeutel und Zündholzbüchserl verlor im Stallmist oder irgend wo auf der Weid, und wie manchmal ist ihm ein liebes Stück gebrochen, oder hat der Hund die „Tabakblader" (Blase) zerrissen; wie hat er da mit Ängsten gesucht oder sich über das „Hunds-

[1]) herunter. [2]) gestritten. [3]) Verweis. [4]) unachtsamen.

vieh" abgeärgert. Aber doch, was ist es auch wieder für eine Freude, wenn er sich eine neue Pfeife kauft oder ertauscht, oder wenn er ein neues Zündholzbüchserl zu „spendieren" kriegt, und schon gar, wenn ihm eine gute Hand die Tabakblader mit einem schönen Banderl „einbandelt". Und soviel hat er halt doch rechnen und das Geld kennen gelernt, dass er die fünf Kreuzer für ein Packl „Tawag" und „a Packl Strafhölzl" zusammen bringt.

Im übrigen ist der Seppl kein Verschwender, — nein; er hat sich vielmehr von seinem bescheidenen Trinkgeld — Lohn hat er keinen, er dient „um's G'wand", — gar manches Stück Wäsche oder sonst etwas Nützliches eingeschafft, und geht Sonntags höchstens auf ein Viertel Wein und „a Gschnoatl" (Gehacktes) ins Wirtshaus, ausgenommen am Josefitag, wo nebst dem Fest des Landespatrones auch dem Seppl sein „Tag" ist, sein Namenstag. Dem zu Ehren hat er wohl schon manchmal einen „Fahn" heimgetragen, sonst aber nicht. Nur fürs Tabakrauchen hat er sein Lebtag so ein kleines Vermögen geopfert.

Und selbst über das Alltagsleben hinaus begleitet ihn dieses Herzensglück, das heißt, wenn er Sonntags in die Kirchen geht, — und er geht fleißig, — da „krallt" [1]) er in den Thurm hinauf und betreibt mit verschiedenen Gleichgesinnten ein Kauf- und Tauschgeschäft, und es fällt ihm gewiss nicht ein, dass dies eine Sonntagsentheiligung könnte sein.

Nein, gewiss nicht. Der Seppl ist ja taub und halbblind auch. Er sieht nicht hin zum Altar auf die heilige Handlung, und seitdem der gemeinschaftliche Kirchengesang abgekommen ist, hört er nichts.

Sonst ist er ja kein „Kalter", das nicht! Er hat in früheren Jahren gar manchmal, wenn der Hausvater nicht daheim war, beim Essen vorgebetet, so gut, wie er es halt gelernt hatte, aber das war so ein „Dallerwatsch'n [2]) dass die zuhörenden Kinder immer zum Lachen kamen, bis schließlich der Seppl nicht mehr laut beten durfte.

Seitdem hört er halt zu, hält die Hände gefaltet und schaut geduldig drein, bis die anderen die gewohnten Vaterunser und den „Engel des Herrn" gesprochen haben und das „Kreuz" machen. Dann macht er's auch.

Nur ein Ding ist dem Seppl beim „Glauben" von Herzen zuwider, — das Beichtengeh'n.

Wenn da die österliche Zeit kommt oder der Advent, da schaut er wohl schon jeden Tag sauerer drein, bis endlich wirklich der Hausvater mit der Mahnung kommt: „Na, was ist's denn mit dir? Gehst nicht beicht'n?" —

[1]) steigt, klettert. [2]) Kauderwälsch.

Himmel, da möchte der Seppl wohl aus der Haut fahren vor Grimm, und es sind nicht immer freundliche und andächtige Worte, die da auskommen.

Es ist ja eigentlich begreiflich; ein tauber, beschränkter Mensch, der nicht aus weiß. Übrigens geht er doch immer wieder und wenn er heimkommt, seiner Sorgen los und ein Frühstück vor Augen, da ist er wohl ein glücklicher Mensch.

Bei so einer Gelegenheit, es war zur Missionszeit, da hat er vor lauter „Harbsein“ [1]) über das Beichtengeh'n sich mit dem jungen Mitknecht gestritten und schließlich gerauft, so dass sie ein Küchenfenster einschlugen. Der nächste Tag aber sah den Seppl schon wieder als reuigen Abbitter vor seinem Kameraden und bereit, beichten zu gehen.

Er ist auch gegangen und hat stundenlang gewartet, bis er in den Reihen der letzten seiner Sünden losgesprochen wurde. Und als letzter ist er zum Speisgitter getorkelt, einen „Rosenkranz“ mit haselnussgroßen „Groll'n“ [2]) in Händen, — ein beschränkter, armer Mensch, von dem man kaum glaubt, dass er auch ein Seelenleben hat.

Nun, der Himmelvater wird ihn wohl gekannt haben. —

Das größte Ereignis in seinem Leben hat den Seppl in seinen alten Tagen betroffen; da war es ihm noch vorbehalten, ein wenig die Welt zu sehen und auf der Eisenbahn zu fahren, weil er nach Graz musste, um sich das Auge, den „Star“, operieren zu lassen.

Er hat freilich müssen begleitet werden, und es war so ein kleines Kreuz mit ihm, aber er hat auch, als er wieder kam, Thränen vergossen beim Überschreiten der heimatlichen Schwelle und beim Begrüßen seiner Hausleute, die ihm wohl gerade damals als seine Angehörigen erscheinen mochten, wo er soviel Sehnsucht nach daheim getragen hatte.

Und was da der alte Seppl zu erzählen wusste. Wie er sich gefürchtet hatte, als die Doctoren kamen und er herhalten musste zur Operation; wie es anfangs weh gethan hätte, bis er plötzlich nichts mehr fühlte, — wie er es in der einen Abtheilung gut hatte, und in der anderen Hunger leiden musste. Und wie er ein so weißes Bett hatte und weiße Wäsche, und wie ihn die „Klosterfrauen“ gepflegt hätten.

Er konnte gar nicht aufhören zu erzählen, und so oft er mit jemand Bekanntem oder Fremdem zum „Dischkurieren“ kam, so fieng er halt immer wieder an: „Wie ih z' Graz bin g'wen im Spital“, — oder sonst: „Du wurd'st schau'n, wennst so auf Graz kamest“, — oder wenn er was auszustellen hatte an jemand: „Du passerst eini auf Graz!“

---

[1]) Bösesein. [2]) Korallen.

Das hat lange Zeit gedauert, und wenn ihm die jungen Leute mit irgend etwas neckten, rief er wohl fast weinend: „Wenn's dir so gangnet mit deine Aug'n, du wurdest nit lachen."

So sind seitdem ein paar Jahre vergangen. Das operierte Auge ist gut geblieben, das andere hat sich mit einem weißen Häutchen überzogen und weil der Seppl doch nicht dazu kam, auch dieses operieren zu lassen, so ist es ihm nach längerem Leiden erblindet. Und so ist er auf diese Weise der „halbblinde Seppl" geworden.

Der „tärrische Seppl" war er schon längst, denn sein Taubsein hat schon in jungen Jahren begonnen und sich immer mehr verschlimmert; der „alte Seppl" aber ist er so allgemach geworden, ohne dass er's spürte. Wie sollte er auch nicht, wo der alte Hausvater, unter dem er Kind gewesen, schon lang unter der Erde liegt und sein Sohn, der mit dem Seppl jung gewesen und die Wirtschaft übernommen hatte, nun auch schon als weißhaariger Vater „übergeben" und bereits auf einen kleinen Enkelbuben zu „schauen" [1]) hat.

Und so muss es der Seppl wohl glauben. Er hat die alten Herrenleut zu Grab geleiten helfen, wie seine eigene Mutter. Er hat die junge Frau seines zweiten Hausvaters einzieh'n gesehen ins Haus und nach wenigen Wochen im hölzernen Kämmerlein wieder scheiden für immer, und er ist nach dreißig Jahren still, mit großen Augen an der lichterumschimmerten Bahre ihrer Nachfolgerin gestanden. Er hat die Kinder heranwachsen gesehen und hat Hochzeitskrapfen gegessen, und er hat dann manchmal schüchtern, mit ungelenkem Tasten nach einem kindlichen Patschhändchen gegriffen.

Und so ist er allgemach der halbblinde, tärrische, alte Seppl geworden.

Ob darum auch ein „Hascher"? — Nein, noch ist er's nicht. Nicht einmal weiß ist sein Haar, und nicht hinfällig sein Körper, — er hat noch Kraft in den Gliedern. Er arbeitet fleißig, verlässlicher als junge Leute, soweit sein Augenlicht es erlaubt.

Freilich, wo das nicht ausreicht, darf er nicht angestellt werden, nicht im Haus und nicht im Feld, — zu einer heiklichen Arbeit nicht. Aber wo würde nicht die grobe Arbeit ausreichen im Bauernhaus, und zumal für so einen alten Seppl?!

Er steht noch eichentreu auf seinem Posten, wie in jungen Jahren, — sei es im Frühjahr, wo es im sanften Lüfteweh'n hinausgeht auf die Weid zu Reisigduft und Erdgeruch, — sei es im Sommer bei Sonnenbrand und Erntefreud, — sei es im Herbst im milden Sonnenschein und rauhen Frostesschauer, und sei es im Winter mit seinem vielen Schnee, mit seinem Holzhacken und den traulichen, langen Nächten.

---

[1]) hüten.

Ein Händeregen am Tag und ein Rasten zur Feierstunde, — ein Werktagsleben voll Müh und ein Ruhen am Sonntag, wo dann der Seppl in der warmen Küche oder in seinem Bett im Stall sein Pfeiferl raucht und die Zeit verdämmert, indes er im Frühjahr sich in der Sonne „baht" (bäht, wärmt) und im Hochsommer im grünen Gras unterm Baume liegt und schlaft. Und kommt ihm dann, wenn er munter wird, eine Katze oder ein Hund in die Nähe, dann streichelt er wohl mit der braunen, knorrigen Hand über das weiche Fell und sagt schmeichelnd dazu: „Muzzerl", „Maunga", oder: „Katur", „Dachserl", und zuweilen leiht er sich wohl auch von den jüngeren Buben ein „Mundhammerl" (Mundharmonika) und versucht es, darauf eine Weise zu spielen. Er kann nichts, — es ist nur wie das Tändeln eines Kindes, aber der Seppl schaut glückselig dabei, und wenn andere Leute lächelnd sagen, es sei schön, so kriegt er wässerige Augen. Und wässerige Augen hat er wohl auch schon manchmal gekriegt, wenn zum Beispiel beim „Woazobschälen" [1]) die jungen Leute in seiner unmittelbaren Nähe jubelten und sangen; da hat er wohl, wenn sie aufhörten, leise und schüchtern einen Bekannten gebeten, sie möchten wieder singen. — Und wenn auch ein Mensch der rauhen niederen Arbeit, — ein Blümlein hat er doch zuweilen am Hut oder ein grünes Blatt. [2])

Im übrigen ist er mit seinem Los zufrieden. Er geht mit dem Rechte eines Familienmitgliedes zum Laib Brot und Krug Most, und hat es auch in anderen Dingen manchmal nicht genau gerechnet. Doch sagt er gelegentlich wohl bittend: „Bitt gar schön Frau, um a dicki Mühli", [3]) oder wohl auch mit sinndelnder, halbweinerlicher Stimme: „Bitt' gar schön Herr, kafens mir a Hos'n", worauf er nach Empfang des Erbetenen „Gelt's Gott" sagt, bei einem Kleidungsstücke aber nach altem Brauch gar niederkniet und, das Kleidungsstück schon in Händen, noch einmal spricht: „Bitt' gar schön Herr um a Hos'n", und sodann mit zufriedenem „Gelt's Gott" die Hand des Gebers küßt.

Im ganzen ein schlichter, alter Knecht, der trotz verschiedener Schwächen und sonstiger Unbildung noch festhält an der Sitte, die man ihn dereinst gelehrt, und an der Treue für seinen Herrn, — ein schlichter, alter Bauernknecht, dessen Leben arm war an Abwechslung und Glanz, aber auch verschont von Elend und Noth, — ein Mensch, dessen größtes Glück zeitlebens seine Gesundheit war.

---

[1]) Ausschälen der Kukuruzkolben, eine gesellige Nachtarbeit.

[2]) Liebschaft hat er wohl sein Lebtag keine gehabt. Das Nachbarsmädl, das ihm aus Gefälligkeit das Gewand flickte, nannte er scherzend sein „Mensch". Aber fürs Näh'n zahlen wollte er nicht, — „wenn ih eh Zwirn und Fleck hergib", meinte er. Doch sagte er, er habe noch eine andere „Dirn" gehabt, — „aber wie's g'heirat' hat, hab' ich s' steh'n lass'n."

[3]) Sauere Milch.

Wie aber, wenn sich dieses ändern sollte, wenn der halbblinde, tärrische alte Seppl auch noch ein kranker Seppl würde?! —

Er hat ja nie viel Pflege verlangt, wenn er manchmal ein paar Tage krank in seinem Stallbette liegen blieb; ein Schalerl Kaffee oder Thee, eine warme Hülle und später der Sonnenschein, das hat ihn immer wieder gesund gemacht. Selbst damals, als er den Stalldunst nicht mehr vertragen konnte und ins hintere Stübl hinauf gebettet werden muste, hat er noch keinen Doctor kommen lassen. Nur gewaschen und frische Wäsche angelegt hat er sich und einen kühlen Umschlag um den Kopf binden lassen. Und sein sorgsam gehütetes, mit einer Lederschnur zusammengezogenes Geldbeutelchen mit einer kleinen Hand voll Silbermünzen hat er hergegeben: „Wenn's eppa was brauchen sollt's für mich", — und auch den Schlüssel zu seinem Kasten auf den Boden droben, in dem er sein Sonntagsgewand bewahrt, sowie die grobe, neugewaschene Wäsche und das „feine Kirahemad" (Kirchen-, Sonntagshemd), und in dem Ladl die Beten, Bildeln und das lichtblaue, blumige Sonntagshalstüchel, indes an der Innenseite der Thür auch noch bunte Bildlein hängen, wie sie der Seppl in alter und neuerer Zeit als Wallfahrtsandenken erhalten hatte, — eine Muttergottes, — eine heilige Barbara mit dem Kelch, — einen heiligen Florian, wie er aus dem „Sechter" auf ein brennendes Haus Wasser gießt, — einen heiligen Josef, — Heiligenbilder, die der Seppl nach verschiedenen Zeichen kennen gelernt hat. Und damals, als er so krank war, hat der arme alte Mensch vielleicht wohl an den Tod gedacht.

Still, mit über der Brust gefalteten Händen ist er tagelang dahingelegen, als ob er ergeben einen erwarten wollte, der schattenhaft und unverhofft einmal herantritt an jedes Menschen Seite; als er aber diesmal doch nicht kam und in dem Stübel der blecherne Ofen so gar keine Hitze anhalten wollte, da ist der Seppl langsam wieder aufgestanden, hat seine Stiefel angezogen und ist hinabgeschlichen in den Stall zu seinem Bett, wo er dann noch eine Weile herum gesessen und herumgelegen ist und in schlaflosen Nächten über Schmerzen jammerte, und wenn's nur gleich einmal „aus" wäre.

Dann aber, als der warme Sonnenschein kam und so schön anschien bei der Stallmauer, bei der Holzhütten und beim „G'staudahaufen" (Reisighaufen), da ist der Seppl wieder immer eine Weile in der Sonne herumgelehnt, hat sodann ein Schnoatmesser genommen und zum Prügel- und Grasserhacken angefangen.

Und seitdem ist er wieder der alte Seppl, — der „Hausdost", wie manche Leute sagen, — der „Moasta",[1]) wie sie ihn scherzhaft

---

[1]) Meister.

nennen, — der alte Seppl, mit dem man sich oft so viel ärgern muss, weil er „nit siacht und das zehntemal nit recht versteht" und noch dazu immermal recht ein „stetiger" (störrischer) Mensch ist, mit dem nichts zu machen ist, — und doch wieder der alte Seppl, der treu, verlässlich und anspruchslos seine Pflicht thut und fast gar nicht zum „grath'n" (entbehren) wäre.

Wohl, er hat treu gedient, er hat das Brot „anbaut" und tagtäglich in seiner Weise gebetet: „Gib uns heute unser tägliches Brot"; er hat in seiner Jugend wohl den „Palmbesen" [1]) zur Weihe getragen, wie bislang noch am Johannitag den Wein, [2]) am Stefanitag Wasser [3]) und Salz [4]) und er hat am Ostersonntag wohl die geweihten Kreuzlein in die Ackerfurchen stecken geholfen und Weihwasser darüber gesprengt, indes er betend mit entblößtem Haupte seinem Herrn folgte. Er hat sich gefreut, wenn die Saaten grünten und er hat wohl geweihte Palmenzweige in's Feuer gegeben, wenn ein Wetter in den Lüften zog. [5]) Und er hat wohl dereinst als junger Christenmensch das Evangelium verkünden gehört: „Wer von euch bittet seinen Vater um ein Brot und erhält von ihm einen Stein?! — Bittet, und es wird euch gegeben werden."

Und nun er alt geworden ist und wenn er hilflos würde und krank, könnte da eines „Nullerls" Wort: „Wer andern Leuten 's Brot anbaut, den hungerns hint' nach aus" auch auf ihn Anwendung finden?! — Ja, wenn er nicht pflichtbewusste Herrenleute hätte. — Gesetzliche, menschenwürdige Altersversorgung gibt es für einen armen Bauersmenschen nicht. —

[1]) Zur Segnung der Felder. [2]) Zur Weihe des Trunkes im Keller. [3]) Zum Schutze des Hauses und seiner Bewohner. [4]) Für das Vieh, besonders für neugeborne Thiere. [5]) Er hat auch nach alter abergläubischer Sitte während des Gewitters im Hof draußen Sensen und Gabeln aufgesteckt, damit sich die etwa niederfallenden Wetterhexen daran spießen; und er hat am Christtag und am Ostertag Speisetheilchen in den Herd, in den Brunnen und auf den Gartenzaun geleg', als Opfergaben für die Elemente Feuer, Wasser und Wind.

Der verlorene Sohn.

Es saßen stumm in einem Kämmerlein
Zwei alte Leute bei der Lampe Schein.
Sie lachten nicht, sie freuten sich nicht mehr —
Der dritte Stuhl an ihrem Tisch war leer.
Dort saß vor kurzem noch ihr einz'ger Sohn,
Der plötzlich in die Fremde war entfloh'n.

Er war so jung! Ein übermüth'ges Blut!
That in der Schule nie, zu Haus nie gut.
Am liebsten strich er draußen vor dem Thor
Als echter Taugenichts durch Wald und Moor.
Und als er endlich in die Lehre kam
Zu einem Steinmetz, der es ernster nahm,
Da hielt er's länger nicht im Zwange aus.
Sein Dämon trieb ihn aus dem Vaterhaus.

Er schlich sich fort an einem Regentag.
Auf seiner Liegerstatt ein Zettel lag,
Drauf stand: „Da 's mir daheim nicht mehr gefällt,
Geh' ich, mein Glück zu suchen, in die Welt!" —

So saßen nun in ihrem Kämmerlein
Die beiden Alten bei der Lampe Schein.
Der Vater las. Wie zäh die Zeit verrinnt!
Die Mutter nähte. — Draußen pfiff der Wind.
Da hielt sie träumend in der Arbeit ein
Und seufzte plötzlich laut: „Wo mag er sein?"

Der Vater sagte finsteren Gesichts:
„Sprich mir nicht mehr von diesem Taugenichts!"

Die Mutter sprach: „Mir bleibt in meinem Schmerz
Ein einz'ger Trost: er hat ein gutes Herz!"

Da pocht' es an die Thür! Ein Bote rief:
„Hier bring' ich euch aus Wälschland einen Brief!"
Die Mutter that ihn auf. Er war aus Rom.

„Es grüßt uns", sprach sie, „unser alter Ohm!
Er ist, so schreibt er, rüstig und gesund
Und freut sich seiner stillen Tage und — —"

Da starrt' ihr Auge plötzlich wie gebannt,
Es zitterte das Blatt in ihrer Hand.
Sie las die Worte:
„Und nun rathet mal!
Wen traf ich neulich vor dem Quirinal?
Doch rathet nicht zu lang! Ich sag's euch schon!
Den Wildfang traf ich, euern tollen Sohn!

Ha, wie ihr staunt! Ihr glaubt es nicht? Nun ja,
Ich schwör's euch feierlich, dass ich ihn sah!
Hübsch groß gewachsen, und vom heißen Kuss
Der Sonn' Italias braun wie eine Nuss.
Ein Lederschürzchen trug er ums Gewand,
Und Steinmetzwerkzeug wog er in der Hand.

Als ich ihn sah, da hielt ich an und sprach
Zu mir im Stillen nun: Du schleichst ihm nach!

Ich schlich ihm nach. Er gieng den Pfad entlang
Erhob'nen Haupts und mit beschwingtem Gang.
In eine Seitengasse bog er ein —
Da saß ein Bettelmann auf einem Stein.
Er gieng zu ihm, und als er in der Näh',
(Bescheiden that er's, dass ihn niemand seh')
Zog er sein Beutelchen und gab dem Mann
Zwei Kupferstücke. Weiter schritt er dann.

In seine Werkstatt schritt er. Doch genug.
Ich wollt' euch melden nur mit Recht und Fug:

Was er gethan, war nur um Gotteslohn!
O nennt ihn nimmer den verlor'nen Sohn!
Er hat sich Eins bewahrt: sein gutes Herz!
Ist das das höchste Gut nicht allerwärts?

Er hat an euch gesündigt, schwer und viel!
Ich aber sage euch: er kommt ans Ziel!
Den Pfad beschreiten hab' ich ihn geseh'n,
Den nur die Guten und Gerechten geh'n.

Franz Carl Ginzkey.

Die Vertreibung der Evangelischen aus dem Salzburgerlande.

Von Leopold Ketmayer.

Bei der gegenwärtigen „Los von Rom"-Bewegung wird bisweilen auf unsere Vorfahren hingewiesen, wie vor dreihundert Jahren der größte Theil der Steiermärker, Kärtner und Salzburger aus Überzeugung evangelisch gewesen, wie nachher die Schwächeren mit Gewalt wieder katholisch gemacht wurden, während die Überzeugungsstarken aus dem Lande getrieben worden, ihre alte Heimat, ihre Scholle und ihren Besitz aus Liebe zum Evangelium im Stiche gelassen haben und in ferne unbekannte Länder gezogen sind.

Unter den Zurückgebliebenen hat aber trotz aller Maßregeln das reine Evangelium nie mehr ganz ausgerottet werden können. Äußerlich haben viele die römisch-katholischen Gebräuche mitgemacht, im Geheimen jedoch haben sie, so wie die ersten Christen, das Wort Gottes gepflegt, das Abendmahl gehalten. Das Evangelium musste sorgfältig verborgen gehalten werden; wo die kirchliche Obrigkeit ein solches Buch aufstöberte, da wurden die Eigenthümer oft um mehrere hundert Gulden bestraft oder gar ins Gefängnis geworfen. Trotzdem ist im achtzehnten Jahrhundert der Evangelismus neu und kräftig aufgewacht, besonders unter den Salzburger Bauern, im Lungau und Pongau. Die Mittel,

die man anwendete, um die neue Bewegung zu ersticken, misslangen. Das Entziehen aller Schulen, damit die Leute des Lesens unkundig blieben, hatte sich noch am besten bewährt, doch unterhielten viele Familien heimlich ihre Lehrer und bildeten sich aus in christlichen Religionswahrheiten. Die Haupteigenschaften dieser Gebirgsbauern waren Rechtlichkeit, Hochhalten des Manneswortes, Verläſslichkeit und Tüchtigkeit, starker Familiensinn, ein trockener Humor und Gelassenheit auch in schwerem Unglück.

Damals regierte in Salzburg der Erzbischof Firmian als geistlicher und weltlicher Herr zugleich. Er hatte die Macht sozusagen über Seele und Leib seiner Unterthanen. Obschon der Erzbischof persönlich ein ziemlich gutmüthiger Herr gewesen sein soll, der bei einem guten Glase Wein die wohlwollendsten Absichten für sein Volk hegte, so waren es — wie das häufig zu gehen pflegt — seine Prälaten, Dechanten und Pfleger, die gegen die neuerwachende evangelische Bewegung mit härtester Strenge aufgetreten sind. Die Bewohner, die sich zum Evangelium Jesu Christi freimüthig bekannten, oder auch nur im Verdachte standen, heimlich das Evangelium zu lesen, wurden als Ketzer bezeichnet und verfolgt. Die Evangelischen hatten geglaubt, sicher zu sein; denn der westphälische Friede hatte klar und deutlich festgesetzt, daſs Unterthanen, wes Standes sie auch seien, ihre Augsburger Confession, d. h. das protestantische Bekenntnis nach Luther, frei ausüben dürften.

Nun aber wurde am 31. October 1731, also just am Luthertage, für das Erzbisthum ein welterschütterndes Patent unterzeichnet. Dieses Patent befahl, daſs alle Protestanten aus ihrer Heimat im Salzburgerlande auswandern müſsten, die Unangesessenen binnen acht Tagen, die Angesessenen binnen längstens drei Monaten. Bitten um Verlängerung der Frist blieben unberücksichtigt. Gerade in der schärfsten Winterszeit sollten sie ins Ungewisse hinauswandern müssen. Als die Protestanten und die ihnen freundlichen Mächte sich auf den westphälischen Frieden beriefen, hieß es, dieser habe wohl den Anhängern der Augsburger Confession den Schutz zugesprochen, aber die Salzburger Bauern gehörten dieser Confession nicht an, sie seien eine besondere Secte; auch seien sie Empörer und Friedensbrecher, folglich wäre die Ausweisung noch eine Gnade für sie, eigentlich sollte man sie bei Leib und Leben strafen. Die Auslegung war ganz unrichtig. Wie es sich später durch strenge Religionsprüfungen von Seite lutherischer Geistlicher herausstellte, bekannten die Salzburger Protestanten sich klar nach der Augsburger Confession und wuſsten in der lutherischen Bibel, wie auch im lutherischen Katechismus überraschend guten Bescheid. Von Empörung war keine Spur. Sie wehrten sich allerdings um ihr Glaubensbekenntnis, insofern sie es trotz des Verbotes ausübten; in weltlichen Dingen

ließen sie sich alles gefallen, waren die geduldigsten und fleißigsten Unterthanen. Das Erzbisthum nun aber wollte die „Ketzerei" einmal draußen haben, damit dieselbe im Lande nicht um sich griffe, und so ist jener ungeheuerliche Rechtsbug geschehen, der das arme Alpenland seiner besten geistigen und materiellen Kräfte beraubt hat, der unserem Alpenvolke Wunden schlug, aus denen es heute noch blutet. Einst sind diese Alpenländer in der Cultur voran gewesen; die Vertreibung der evangelischen Bekenner aus ihrer uralt angestammten Heimat hat die kräftigsten Culturelemente ausgestoßen zum eigenen Verhängnisse, aber zum größten Vortheile der Länder, in denen die Vertriebenen Zuflucht fanden.

Anfangs hatten die Salzburger Protestanten die grausame Verordnung vom 31. October 1731 nicht fassen können. Sie glaubten nicht, dass es der Kirche mit einer solchen Lieblosigkeit ernst sein könne. Als aber in den Häusern die Soldaten erschienen, zuerst die armen Knechte, Mägde, Bergknappen, Handwerker davontrieben, so rasch, dass sie kaum ihr Gewand mitnehmen, von ihren Bekannten und Verwandten sich verabschieden konnten, da merkten es auch die Haus- und Hofbesitzer, dass es blutiger Ernst sei. Eines hätte nur geholfen, dass sie in ihrer Heimat bei ihrem Besitze hätten verbleiben können, aber das wollten sie nicht. Dem Evangelium wollten sie nicht abschwören, einer Kirche, von der sie innerlich nicht überzeugt waren, konnten sie nicht angehören. Die Besitzenden suchten ihr Habe zu Geld zu machen, aber das gelang nicht in so kurzer Zeit, die Monate verstrichen und so mussten auch sie fort, die meisten wenige Gulden nur im Beutel, aber an der nackten Brust ihr Theuerstes bergend, für das sie alle Verfolgung erduldeten — das Evangelium. Die heutige Zeit kann einen solchen Heroismus kaum begreifen. —

Also sind sie mit Gewalt losgetrennt worden von ihrem Boden, die schlichten, ganz weltunerfahrenen Leute, durch Reiter über die Grenze befördert, und dort hat man sie ihrem Schicksale überlassen. Im selbigen Jahre 1731 sind in 32 Transporten 20.694 Personen in die Fremde gestoßen worden.

Im unerschütterlichen Gottvertrauen zogen sie unter Schnee, Sturm und Kälte in die weite Welt, das Wenige, was sie hatten, unter sich theilend. Zur Erbauung sangen sie unterwegs Lieder, mit Vorliebe das „Exulantenlied", welches einer der Schicksalsgenossen gedichtet hatte:

I bin ein armer Exulant,
A so thu i mi schreiba,
Ma thuet mi aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Das waß i wol, Herr Jesu mein,
Es ist dir ah so ganga,
Jtzt will i dein Nachfolger sein,
Herr, mach's nach deim Verlanga.

Ei Pilgrim bin i holt numehr,
Mueß rasa fremde Strosa,
Das bitt i di, mein Gott und Herr,
Du wirst mi nit verlosa.

Den Globa hob i frey bekennt,
Des dorf i mi nit schäma,
Wenn mo mi glei ein Ketzer nennt,
Und thuet mirs Leba nehma.

Ketta un Banda wor mein Ehr,
Um Jesu willa z'dulda,
Un dises mocht die Glaubens-Lehr
Un nit mein bös Verschulda.

Gott, wie du wilt, i gib mi drein,
Bei dir will i verbleiba,
I will mi gern dem Willa dein
Geduldig unterschreiba.

Mueß i glei in das Elend fort,
Will i mi do nit wehra,
So hoff i do, Gott wird mi dort
Oh gute Fründ beschera.

Mueß i glei fort in Gottes Nom,
Und wird mir alls genoma,
So waß i wol, die Himmels-Cron
Wer i onmahl bekomma.

So mueß i heut von meinem Haus,
Die Kinderl mueß i losa,
Mein Gott! es treibt mi Zähreln aus
Zu wandern frembde Strosa.

Mein Gott, führ mi in eine Stodt,
Wo i dein Wort kan hoba,
Darin will i mi früh und spot
In meinem Herzel loba (= laben).

Soll i in diesem Jammerthol
Noch länger in Armuth leba,
So hoff i do, Gott wird mi dort
Ein beßre Wohnung geba.

Der dieses Liedel hot gemocht,
Der wird hie nit genennet,
Des Papstes Lehr hat er verocht
Un Christum frei bekennet.

Die ersten Züge bewegten sich durch Baiern, dem protestantischen Württemberg zu, wo viele in Arbeit einstanden und verblieben. Andere wendeten sich dem Frankenlande zu, dem Rheine, und Hannover. Andere zerstreuten sich. Große Züge wanderten nach Holland und sogar nach Amerika, woher nach Jahren manche gute Kunde in die alte Heimat drang.

Die Wanderschaft ins Ungewisse dieser tausend und tausend armer, oft kranker, unerfahrener Leute war in erster Zeit furchtbar schwer. Viele Städte schlossen ihre Thore, wenn so ein abenteuerlicher Zug von Fremden nahte. Die Wanderer, müde, hungrig und verfroren, musten in kalter Jahreszeit oft im Freien übernachten. Wie viele sind unterwegs zugrunde gegangen! In anderen Städten freilich wurden die evangelischen Märtyrer mit größter Liebe aufgenommen, verpflegt, beschenkt. Die Auswanderer blieben in guten Tagen bescheiden, in schlimmen geduldig, betrugen sich — wie alle Aufzeichnungen darthun — als echte Christen, die sogar über den Salzburger Erzbischof nur in versöhnlichem Tone redeten. Unter größten Beschwerden und planlos oft suchten sie mit Zuversicht und gelassenem Frohmuth eine neue Heimat.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte auch von diesen Massenauswanderungen in den Alpen gehört. Anfangs hatte er der Sache kein rechtes Vertrauen entgegengebracht, endlich, als er von der Tüchtigkeit der heimatlos Gewordenen und von ihrem Ernste im Christenthum vernahm, begann er sich für diese Leute warm zu interessieren. In Ostpreußen war weites, schwach bevölkertes oder ganz ödes Land, da konnte beiden Theilen geholfen werden. Als die „Exulanten" von des Preußenkönigs geneigtem Sinn erfuhren, sandten sie bäuerliche Abgeordnete nach Berlin, die vom König gnädigst aufgenommen und von den Berlinern sehr geehrt wurden. Die Abgeordneten musten sich dort auch einer Religionsprüfung unterziehen, die sie so gut bestanden, dass einer der prüfenden Pastoren bemerkte, zum geistlichen Berufe fehle ihnen

nichts als das Decret. (Von den Erlebnissen und Abenteuern, die diese Abgesandten aus dem Salzburgerland auf ihrer weiten Reise nach Berlin zu bestehen hatten, dürfte der „Heimgarten“ ein anderesmal erzählen.)

Am 2. Februar 1732 erließ der König von Preußen das folgende Patent:

„Wir Friederich Wilhelm, von Gottes Gnaden König in Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des heil. römischen Reichs Erzkämmerer und Kurfürst rc. rc. Thun kund und fügen hiemit zu wissen, dass Wir aus christ-königlichem Erbarmen und herzlichem Mitleiden gegen Unsere in dem Erzbischoftum Salzburg auf das heftigste bedrängte und verfolgte evangelische Glaubensverwandte, da dieselben bloß und allein um ihres Glaubens willen und weil sie demselben wider besseres Wissen und Gewissen abzusagen sich nicht entschließen können noch wollen, ihr Vaterland zu verlassen gezwungen werden, ihnen die hülfliche und mildreiche Hand zu bieten, und zu solchem Ende dieselben in Unsere Lande aufzunehmen und in gewissen Ämtern Unseres Königreichs Preußen unterzubringen und zu versorgen Uns resolviret haben.

Weshalb dann auch nicht nur an des Herrn Erzbischofs zu Salzburg Liebden durch die von Unserm zu Regensburg subsistirenden Gesandten Dero dortigen Comitial-Ministro gethane diensame Vorstellung, Unser freundliches Suchen ergangen, dass diesen Dero emigrirenden Unterthanen, welche Wir, so viel deren nach Unsern Landen sich zu begeben gewillet und vorhabens sind, als Unsere nächstkünftige Unterthanen consideriren und ansehen, zu einem sowohl ungehindert als ungedrungenen Abzug die Pässe frei geöffnet, auch ihrer Habseligkeiten wegen reichsconstitutionsmäßig verfahren werden möge, als welches Wir Unsern Unterthanen römisch-katholischer Religion hinwiderum ersprießlich angedeihen zu lassen geneigt sind;

sondern Wir ersuchen auch alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs, deren Lande durch besagte Emigranten werden berühret werden müssen, dieselben frei, sicher und unaufgehalten passiren, ihnen auch zur Fortsetzung ihrer mühseligen Reise dasjenige, was ein Christ dem andern schuldig, erweisen zu lassen geruhen; gestalt Wir solches bei allen sich dazu findenden Gelegenheiten dankbarlich zu erwidern willig und bereit sind; übrigens aber oft erwähnten nach Unsern Landen gehenden Salzburger Emigranten hiedurch die gnädigste Versicherung erteilen, daß denselben zu Regensburg, wie auch folgends in Unserer Stadt Halle und so weiter durch Unsern zu ihrer Führung abgeordneten Commissarium die ordinären Diäten gleich andern nach Unsern preußischen Landen vorhin abgegangenen Kolonisten, nämlich für einen Mann täglich hiesigen Geldes vier Groschen (oder funfzehn Kreuzer), für eine Frau oder Magd drei Groschen (oder elf Kreuzer einen Pfennig)

und für ein Kind zwei Groschen (oder sieben und einen halben Kreuzer) gereichet, ihnen auch bei ihrer Etablierung in Preußen alle diejenigen Freiheiten, Privilegia, Rechte und Gerechtigkeiten, welche andern Colonisten daselbst competiren und zustehen, ebenfalls zugute kommen sollen.

Daferne auch wider alles besseres Erwarten sie an dem Abzuge verhindert, oder auch, daß sie an ihrem hinterlassenen Vermögen verkürzet oder beeinträchtiget, und des vollständigen Genusses der friedensschlußmäßigen Beneficiorum widerrechtlich priviret werden wollten; so wollen Wir solches nicht anders, als wenn es Unsern angeborenen Unterthanen widerfahren wäre, achten und halten, und sie desfalls durch die dazu überflüssig in Händen habenden Mittel und Wege schad- und klaglosstellen, in der gesicherten Hoffnung, es werden alle Evangelischen Puissancen, wo nicht bereits ein gleiches darunter resolviret haben, dennoch Unserem Exempel folgen, und Uns allenfalls in dieser Sache mit allem behörigen Ernst und Nachdruck, wenn es dessen bedürfen sollte, assistiren und beistehen.

Des zur Urkund haben Wir diesen offenen Brief eigenhändig vollzogen und mit Unserm Königl. Insiegel bestärket, denselben auch zum Druck zu befördern und die gedruckten Exemplaria überall wo es nötig, insonderheit aber oft bemeldeten Emigranten, zu ihrem Schutz und Consolation, auch Versicherung, zu distribuiren und auszuteilen befohlen.

Berlin den 2. Febr. 1732.

Friederich Wilhelm

H. v. Podewils Thulemeier."

Der König sicherte ferner den Salzburgern in seinem Lande besondere Privilegien zu, schenkte denen, die da kamen, in Ostpreußen Land, Baumaterialien, Vieh, Geräthe u. s. w., so dass sie bald zu geordneten Wirtschaften kommen könnten.

Also ergossen sich von nun an die Hauptzüge der Auswanderer nach Preußen. Da geschah es wohl auch, dass an der salzburgischen Landesgrenze Kapuziner an die Emigranten Ansprachen hielten: „O ihr guten Leute, kehret um, bleibet bei der katholischen Religion, bei der ihr geboren und erzogen! Wollet ihr denn dem Teufel zu?" Einmal soll es, wie Fr. Arnold in seiner Geschichte dieser Auswanderer erzählt, gelungen sein, solche Seelsorger mit einem Glase Wein zu beschwichtigen. Die Scharen der Auswanderer, oft aus sieben- bis achthundert Personen bestehend, wurden jetzt zu wahren Triumphzügen. Alle Thore der Städte, durch die sie zogen, standen offen, die Honoratioren der Ortschaften kamen ihnen entgegen und führten sie unter Glockengeläute in ihre Stadt. Das Bürgerthum riss sich um die Ehre, solche Märtyrer des Evangeliums willen zu beherbergen, fürstliche Personen bewarben sich um Pathenstellen

neugeborner Salzburgerkinder. Nicht als Dienstbote mehr wurde manch junger Älpler aufgenommen in hohen Häusern, sondern als Kind adoptiert. Wo ein todter „Exulant“ zu bestatten war, geschah es unter großer Theilnahme des Volkes. Der Emigrantencultus wurde geradezu Mode, die Angelegenheit war eine gemeinsame Sache des deutschen Volkes geworden. Arbeiter kamen von den Feldern her, Soldaten traten aus den Reihen, um die Wanderer zu beschenken. Ein katholischer Soldat in Sachsen gab seinen letzten Groschen mit den Worten: „Ich will in meinem Glauben leben und sterben, aber eine solche Verjagung hilfloser Menschen kommt nicht von Gott!“

Viele Züge giengen über Augsburg, Plauen, Leipzig und Halle mit etwa dreißig Raststellen in zweihundertzwölf Marschstunden. Einen Empfang in Leipzig schildert Fr. Arnold in seinem lichtvollen Werke: „Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen“ [1]) wie folgt:

Am Einzugstage waren fast alle Läden in der Stadt geschlossen und die Gewölbe verriegelt. Lange vor der Ankunft war die ganze Landstraße bis Connewitz mit einer fahrenden, reitenden und gehenden Menschenmenge bedeckt. Die städtischen Controlschreiber saßen vor dem Thore in einem Zelt und hatten Quartierscheine vor sich liegen, die jeden Fremden an ein bestimmtes Gasthaus weisen sollten; aber sie konnten das Papier ungebraucht wieder mit nach Hause nehmen. Die Leipziger Bevölkerung hat sich damals buchstäblich um die Emigranten gerissen. Ein Kaufmann hatte sich auf fünfzig Salzburger Gäste eingerichtet, ritt nach Connewitz und suchte sie sich dort aus; aber mit Mühe brachte er zwanzig heim, die übrigen wurden ihm unterwegs entrissen, einem anderen angesehenen Bürger schmolz ebenso sein Haufe von vierzig auf eilf zusammen. Dem Hausknecht eines stadtbekannten Traiteurs gelang es zwar, wie ihm befohlen, sechsunddreißig Leute an sich zu ziehen; aber als er ans Thor kam, hatte er nur mehr zwei bei sich. Es kam vor, dass ein Leipziger dem andern Geld für die Fremden bot; aber gerade die kleinen Leute waren von einer eifersüchtigen Rührigkeit beseelt; ein armer Schuster nahm sechs Gäste mit sich, ebensoviel kettete ein Maurergeselle an sich. So blieb kein einziger übrig, der in einem Wirtshaus hätte einquartiert werden müssen. Am Thore ordneten sich die Emigranten aber doch und zogen, wie gewöhnlich, paarweise ein, voran die Männer, dann die Frauen. Ihre vierzig Wagen wurden, gut bewacht, auf dem Rossmarkt aufgestellt. Am Sonnabend nahmen die Gebirgsbauern die Großstadt in Augenschein. Wo sich einer sehen ließ, suchten ihm alle Gutes zu thun. Die zum Markt hereingekommenen Bauern drängten

---

[1]) Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. 1900.

ihnen Brot, Käse und Butter auf, eine Milchfrau gab einer leidend aussehenden jungen Salzburger Mutter ihren Tagesverdienst mit dem Wunsche, Gott möge diese Gabe einer armen Witwe, die auch kleine Kinder habe, reichlich segnen. Als eine Salzburgerin mit einem Söhnlein niederkam, erhielt sie soviel Kinds- und Bettzeug, dass davon ein großes Fass voll wurde, so reichlich Geld, dass sie sagte, sie hätte nie soviel Groschen beisammen gehabt, wie nun Ducaten.

Bei der Weiterreise ließen die Salzburger einen von Hans Hoyer aus Saalfelden verfassten Dankbrief zurück. In demselben hieß es nach Aufzählung empfangener Wohlthaten:

„So bedanke ich mich für alle meine Landsleute von Grund meines Herzens durch Gott, in Gott und mit Gott für das Almosen- und Liebes-Stück. Mithin bitten wir den großen Gott und himmlischen Vater durch Jesum Christum, unsern und unser aller Heiland, daß er die hochberühmte Stadt Leipzig und alle Einwohner und Herren Gutthäter, sie sind edel oder unedel, wes Standes oder Profession sie seien, behüten wolle vor Krieg und Aufruhr, vor Sterben und Pestilenz, vor Schwert und Feuer. Gott behüte die berühmte Stadt Leipzig und eines jedweden sein Haus, und alle die da gehen ein und aus.

Hannß Hoyer.

Anstatt der ganzen Familie."

Wie man überall, wohin die Auswanderer kamen, für ihr leibliches Wohl bedacht war, so interessierten sich manche Städte auch dafür, wie es mit ihrem Seelenleben, mit ihrer evangelischen Gesinnung bestellt wäre. Und da gieng den guten Älplern das Herz auf, sie erzählten von der fernen Heimat, wie und warum sie dieselbe verlassen hatten. So berichtete in Nordhausen der Bauer Rupert Ästeck:

Wenn es seine Kinder nicht gethan hätten, wäre er auf seiner Hefen liegen geblieben. Er hatte schon immer emigrieren wollen, als aber der Haufe vorbeizieht, stellt sein Weib ihm vor, es sei doch zu schwer mit den kleinen Kindern. Sie entschließen sich zu bleiben und „Jesu heimlich zu dienen". Dazu hätten sie freilich abschwören müssen. Sie schicken sich an zur Arbeit zu gehen, doch dem Vater ist weh zumuthe. Da werden die Kinder vermisst und endlich im Zuge gefunden; die zwei ältesten führen das jüngste; jedes hat sein Bündelchen mit und einen Laib Schwarzbrot. Von den Eltern gerufen, antworten sie, sie müssten mit den Glaubensbrüdern fort in die evangelischen Lande! Drauf redet der Vater die Mutter an: „Liebe Christine, wir wollen mit", und sie erwidert: „Ja, lieber Mann, wo du hingehst, da gehe ich mit."

Alle Emigranten in Wernigerode versicherten durchgängig, sie hätten nicht rebelliert gegen die Obrigkeit, sondern sich um des Wortes Gottes

willen nur gegen den falschen Glauben aufgelehnt. Essen und Trinken hätten sie im Salzburgischen genug gehabt, deswegen hätten sie nicht nöthig gehabt, auszuziehen; sondern um des Wortes Gottes willen kämen sie.

Ein Salzburger erzählte, sie hätten lange Zeit bei dem öffentlichen Gottesdienst der Katholiken mitgeheuchelt und sich mit Weihwasser besprengt; aber um Jacobi (25. Juli) des Jahres 1731 wären sie fest geworden. Ein anderer rühmte, wie Gott an diesem Jacobitage große Barmherzigkeit an seiner Seele gethan hätte, nachdem er sein Elend sehr fühlen und empfinden müsse. Ein dritter sagte auf Befragen, wie lange Gott an seiner Seele gearbeitet? „O, wohl schon zehn Jahr; aber ich bin ein Heuchler gewesen bis auf Philippi Jacobi, da habe ich was erfahren! Eine solche Freudigkeit, dass ich Kühe und alles konnte stehen und fahren lassen.“ Noch mehrere andere gaben diesen Tag als den an, da ihren Seelen besonderes Heil durch lebendige Erkenntnis Jesu Christi widerfahren sei. Einige beweinten, dass sie so lange vor Menschen geheuchelt und nicht eher das Wort öffentlich bekannt hätten. Ein alter Mann betheuerte, dass er dafür Gott sonderlich lobe, dass er diese Verfolgung geschickt, weil sonst die Wahrheit bei einigen wohl gar wäre zurückgegangen, bei anderen nicht recht durchgebrochen; diese Trübsal habe jedoch bei diesen alles wieder erweckt, und durch sie seien noch mehr herzugetreten. Ein anderer brach mit Thränen in diese Worte aus: „Heuchler, Heuchler wären wir geblieben, wenn uns der liebe Gott durch unsern Erzbischof nicht so aus Babel ausgetrieben.“

Viele der Emigranten bejahten die Frage, ob sie um des Evangeliums willen auch ihr Leben gelassen haben würden. Dabei wird ausdrücklich hervorgehoben, dass keine Selbstgerechtigkeit bei ihnen zu finden war: „Wir sind noch böse Leute, Gott hat uns nicht anders bringen können.“

Als im August 1732 der Rathsherr Stößer zu Quedlinburg Emigranten beherbergte, fand er, dass einer ein Buch in einem Futteral von Eisenblech mit sich führte. Auf Befragen erklärte jener, dies habe er aus Noth so verfertigen lassen müssen, denn da er das Buch aus Furcht vor Entdeckung und Strafe tief in die Erde vergrub, konnte er es nur so vor Nässe und Moder schützen.

Öfter wird berichtet, dass manche Salzburger die Gewohnheit hatten, nach dem Anhören von Predigten sich an keinem Gespräch zu betheiligen, sondern, wenn möglich, die Zurückgezogenheit aufzusuchen, damit sie alles noch einmal überdenken könnten. Da bildeten sich auch nach den Predigten Gruppen, in denen man zusammensaß, um das zu wiederholen, was von dem guten Samen des Wortes in das Herz gefallen war.

Sie waren sanftmüthig gegen ihre Verfolger, nannten Firmian ihren lieben Erzbischof und versicherten, dass sie, wie ihr Ausdruck lautete, „schrecklich“ für ihn beteten.

Von Berlin aus giengen einzelne Züge auf dem Landwege ihrem Endziel entgegen, andere reisten über Stettin zur See nach Königsberg und weiter nach Littauen. Viele hatten mit unbeschreiblichen Reisebeschwerden zu kämpfen, aber sie trugen alles geduldig, zumeist klaglos und gefasst. Bis sie endlich in der neuen Heimat anlangten, wo es so anders, so ganz anders war als in der lieben Alpenheimat, die sie nimmermehr sehen sollten.

Während sie sich in jenen fernen, sumpfigen, öden Himmelsstrichen, an der Grenze eines fremden Volkes unter Mithilfe des Staates allmählich einrichteten und einlebten, wurden im Salzburgerlande Gerüchte ausgestreut, wie schlecht es den Exulanten in Preußen gehe! Die wohlhabenden Emigranten hätten ihr Vermögen verloren, andere wären dort von Polen niedergemetzelt worden, den Rest mit Frauen und Kindern hätte der König ersäufen lassen. Etliche hätten sich wohl auch selber ums Leben gebracht, denn das ihnen angewiesene Land sei ganz unfruchtbar, ungesund, habe kein trinkbares Wasser und sei trostlos über die Maßen. Alle Briefe an die alte Heimat wären unterwegs aufgefangen worden. – Diese Gerüchte sollten weitere Auswanderungen verhindern. Sie wurden aber bald Lügen gestraft. Es gab ja in jenem entlegenen halbwilden Lande allerlei Beschwerden und ungeahnte Drangsale; wohl mancher ist jetzt ungeduldig geworden und wollte sich dem strammen Regimente nicht immer fügen. Vor allem war es das Misstrauen, mit dem die Behörden zu kämpfen hatten. Viele wollten der preußischen Regierung die Papiere nicht ausliefern, durch die diese in Salzburg den zurückgelassenen Besitz eintreiben wollte. Endlich gelang auch das zum größten Theil und die Leute erhielten für ihre Liegenschaften der alten Heimat das Geld. Mit dem wachsenden Wohlstand steigerte sich ihr Muth und Vertrauen und heute ist die Ansiedlung der Salzburger in Ostpreußen eine der kräftigsten und tüchtigsten Völkerschaften des Reiches. Das größte Glück der Älpler in der neuen Heimat bestand in der freien Ausübung des evangelischen Bekenntnisses. Es wurden ihnen zahlreiche, einfache Kirchen gebaut und Geistliche gegeben und das schlichte, starke Christenthum, welches ihnen die Kraft verliehen hatte, die gewaltige Prüfung, die über sie gekommen, zu bestehen — es hat sich segensvoll ausgestaltet für Land und Leute.

Zur Sommerszeit durchwandert heute mancher Ostpreuße das schöne Salzburgerland und besucht die alten Heimstätten seiner Vorfahren. Er findet ein gutes, liebenswürdiges Volk, in dem er hinsichtlich der Confession nur eins vermisst: den offenen Freimuth und die opferfrohe Thatkraft.

Zur Versöhnung der Kirchen.

Vor einiger Zeit hörte ich in Wien die Predigt eines evangelischen Geistlichen, aus der in diesem Blatte das Folgende mitgetheilt werden soll. Pfarrer Julius Antonius sprach von der Einigkeit im Geiste und sagte:

„Als der Heiland in der Vorahnung seines Todes sein Lebenswerk in die Hände Gottes seines himmlischen Vaters befahl, da fasste er die ganze Inbrunst seiner fürsorgenden Liebe in die Bitte zusammen, dass seine Jünger eins bleiben möchten, wie er selber mit Gott und seinen Jüngern eins sei. Und schon wenige Jahre nach seinem Scheiden, in den ersten Gemeinden, die nach ihm sich nennen, entbrennt der Hader über ihn und seine Lehre, so dass schon ein Paulus immer wieder zur Einigkeit im Geiste, zum Friedehalten, zur brüderlichen Liebe mahnen und gegen jenen Geist der Zwietracht und der Parteiungen ankämpfen muss. Aber trotz all dieser Mahnungen schweigt der Hader und Streit nicht. Er schreitet vielmehr durch die Geschichte der christlichen Kirche unaufhaltsam fort, wie ein anfänglich kleines Feuer, das, immer weiter und weiter um sich greifend, einen großen Brand der Zwietracht entzündet. Scheint es doch fast, als ob es gar keine einheitliche christliche Religion mehr gäbe, sondern nur eine Anzahl einander befehdender und ausschließender Kirchengemeinschaften, von denen jede das lautere und wahre Christenthum zu haben behauptet. Wie war es nur möglich, dass gerade im Christenthum, der Religion der Liebe und der Versöhnung, die Einigkeit im Geiste so sehr verloren gehen und so viel Hass und Zwietracht entstehen konnte? — Und wie wird es möglich sein, diesem Geist der Zwietracht und des confessionellen Haders zu steuern und zu jener Einigkeit im Geiste zu gelangen?

Worin mag nur die auffallende und nicht zu leugnende Thatsache, dass gerade dem Christenthum mehr als irgend einer anderen Religion die confessionelle Zerrissenheit anhaftet, ihren Grund haben? Ich meine, der Grund dieser Erscheinung liege vor allem im Wesen der christlichen Religion selbst, und zwar setze ich gleich hinzu, durchaus nicht in einem Fehler, sondern vielmehr in einem eigenthümlichen Vorzuge des Christenthums. Wäre Jesus bloß ein Religionsstifter gewesen wie alle übrigen, so hätte er vor allen Dingen bestimmte Regeln und Gesetze über die

äußere Ordnung seiner Religion gegeben; er hätte ein genau bestimmtes Bekenntnis über seine Lehre aufgestellt, sichere Grenzen gegen alle übrigen Religionen, gegen Heiden, Juden und Samariter, gezogen. In diesem Sinne ist aber Christus nicht Religionsstifter gewesen. Jesus hat nichts gethan, als dass er lebend, lehrend und sterbend der Welt gezeigt hat, wie das religiöse Leben in seiner geistigsten, innerlichsten Gestalt in ihm lebte. Er hat den Menschen den Weg gewiesen, wie auch sie selber zur Vollendung ihres religiösen Lebens gelangen können. Wo dieser allgemeine Grundcharakter christlicher Frömmigkeit gewahrt bleibt, da sind für Jesus die äußeren Einrichtungen des Religionswesens Dinge ganz untergeordneter Natur. So ist es möglich, dass auf dem Boden christlicher Frömmigkeit die verschiedenartigsten Auffassungen und Einrichtungen Platz haben.

In dieser, aber auch nur in dieser Weise hat das Christenthum confessionelle Unterschiede ermöglicht. Hätte Jesus bestimmte Regeln und Vorschriften der christlichen Religion festgestellt, so hätte man an äußeren Bekenntnissen und Einrichtungen einen Maßstab, nach dem man alles, was christlich ist oder nicht, entscheiden könnte. Wir hätten dann einen festgefügten, einheitlichen kirchlichen Organismus. Aber Christus hat kein Dogma, keine Glaubenssätze aufgestellt. Er verlegt vielmehr den Schwerpunkt christlicher Frömmigkeit lediglich in die Gesinnung und überlässt die äußere Gestaltung des Religionswesens völlig der individuellen Freiheit. Wenn nur Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird, so kommt's darauf nicht an, ob die Anbetung in Jerusalem oder auf dem Garizim stattfindet. So ist durch den rein geistigen Charakter des Christenthums allerdings die Möglichkeit gegeben, dass äußerlich ganz verschieden organisierte Kirchengemeinschaften sich bilden, die dennoch alle, sofern sie nur den Grundcharakter des Christenthums bewahren, wirklich christlich sein können. Auf christlichem Boden haben die verschiedenartigsten Charaktere nebeneinander Platz. Da steht beispielsweise ein Petrus, der Conservative, der mit allen Wurzelfasern seines Daseins noch mit dem jüdischen Boden verwachsen ist, neben einem Paulus, der sich in gewaltigem Seelenkampfe vom jüdischen Gesetz losgerissen hatte. Aber beide reichen einander die Hand in Jerusalem und wenn auch nachher zwischen ihnen ein Zerwürfnis eintritt, so hatte dasselbe keinen dogmatischen, sondern einen sittlichen Grund. Und neben dem Paulus, der die „thörichte" Predigt vom gekreuzigten Christus verkündigt, steht wieder der gelehrte Apollos, gebildet in den Schulen alexandrinischer Religions-Philosophie. Aber Paulus neidet den Apollos nicht, sondern er bittet ihn vielmehr aufs inständigste, er möchte wieder nach Korinth reisen, wiewohl Paulus gerade in dem Apollos einen gefährlichen Nebenbuhler hätte erblicken können. So stehen diese drei Männer nebeneinander,

ganz entgegengesetzte Auffassungen des Christenthums verkörpernd und doch in Frieden lebend. Petrus erkennt die Gaben des Paulus an und Paulus die des Apollos; keiner verlangt vom anderen, dass er sich nach ihm modele.

So würden auch die verschiedenen Auffassungen des Christenthums, wie sie im Laufe der Geschichte sich gezeigt haben und noch zeigen, in den einzelnen Kirchen friedlich nebeneinander bestehen können. Wer wollte es leugnen, dass die romanischen Volksstämme die Religion anders auffassten, als die germanischen, — dass ein mehr poetisch veranlagtes Gemüth die Religion anders gestaltet, als der nüchterne Denker, — dass es eine conservativere Auffassung der Religion geben kann, die aus innerer, pietätvoller Neigung oder auch aus persönlicher Unfähigkeit den Glauben der Väter in der überlieferten Form festhält, während gleichzeitig die freie, wissenschaftliche Forschung in ernstem Ringen den Glauben zu vertiefen, Glauben und Wissen zu versöhnen trachtet! — Kann nicht bei allen diesen verschiedenen Auffassungen der Religion die rechte Stellung des Herzens zu Gott und zu Christus, auf die ja im Christenthum alles ankommt, bestehen? Ermöglicht, ja ich möchte sagen, fordert dies nicht geradezu — unbeschadet seiner eigenen inneren Einheit — die Vielheit der kirchlichen Confessionen? — Dass aber nun diese Confessionen einander hassen und ausschließen, das kann nur geschehen, indem die Grundsätze des Christenthums geradezu auf den Kopf gestellt und indem ganz fremde Interessen den religiösen Interessen beigemischt werden.

Während Petrus, Paulus und Apollos selbst trotz der Verschiedenheit ihrer religiösen Denkweise durch die Einigkeit des Geistes verbunden bleiben, fangen diejenigen, welche durch Vermittlung eines dieser Apostel das Evangelium kennen gelernt haben, sofort an, sich in Parteiungen zu zerspalten, indem die einen sagen: „ich bin Kephisch“, das ist Petrisch, die anderen: „ich bin Paulisch“, die dritten: „ich bin Apollisch“. — Hier haben wir einen Hauptgrund alles confessionellen Haders, nämlich die Abhängigkeit von menschlichen Meinungen in Dingen der Religion. In der Religion soll der Mensch nur von Gott und seinem eigenen Gewissen abhängig sein, wie Paulus den Christen zuruft: „Ihr seid theuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte!“ Wer sich in Glaubensfragen unter menschliche Autorität beugt, wer sich dazu hergibt, auf irgend eines Menschen, irgend eines Meisters Worte zu schwören — ob dieser nun unfehlbarer Papst oder Luther oder Calvin oder wie immer heißen mag, — der hat schon die Grundlage christlicher Frömmigkeit verleugnet. Menschen sind Diener Gottes, gesandt zu unserem Heil. Aber wenn selbst Jesus zu seinen Jüngern sagt: „Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es jetzt nicht

ertragen; der Geist wird euch erst in alle Wahrheit leiten", dann meine ich, dürften wir bei denjenigen, die von diesem Jesus zeugen, am allerwenigsten vergessen, dass auch die großartigste, gelungenste Darstellung des Christenthums nie ganz frei sein kann von Einseitigkeiten und Beschränktheiten. Gerade dies aber vergisst ein jeder, der sich in seine Confession abschließt und mit Geringschätzung anderer spricht: „Ich bin katholisch oder lutherisch oder reformiert."

Wenn nun erst eine ganze Confession dem Wahne verfällt, als ob sie allein die volle und ganze christliche Wahrheit verkörpere, dann entsteht allerdings die berechtigte Frage, ob eine solche Confession überhaupt eine christliche genannt werden dürfe. Es ist ja nicht eine einzelne und darum leicht zu entschuldigende Verirrung, wenn die Menschen den christlichen Geist in eine äußere, kirchliche Form abschließen und sagen: „Wer das nicht glaubt, was wir glauben, wer Gott nicht so anbetet, wie wir ihn anbeten, der ist kein Christ;" sondern es ist vielmehr recht eigentlich eine Versündigung an dem Geiste des Christenthums, die auch sofort an ihren Früchten als solche erkannt wird. Denn während die Frucht des christlichen Geistes: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Sanftmuth und Demuth ist, hat der einseitige Confessionalismus nichts als Hochmuth, Hass, Unfriede und Bosheit erzeugt; er hat nie dem Christenthum, sondern stets nur sich selbst und seinen Zwecken gedient. Das Christenthum ist so weit, so groß, so reich, dass es keine äußere Form der Gottesverehrung ausschließt, sondern nur den engherzigen Sinn, der da meint, dass die Seligkeit und das Heil überhaupt von einer äußeren Confession abhänge. Das Christenthum ist duldsam gegen alles, was aus wahrem Streben, aus lauterer Liebe geboren ist; es verdammt nur die Unduldsamkeit, die Lieblosigkeit, die Heuchelei. Das, was die Confessionen wirklich von einander trennt, ist nicht der Unterschied der Lehre, des Bekenntnisses und des Cultus. Dieser Unterschied ist — wie sich aus unseren Ausführungen ergibt — ich möchte sagen eine Naturnothwendigkeit und widerstreitet in keiner Weise dem Geiste des Christenthums. Das Trennende liegt vielmehr in der hochmüthigen Gesinnung, die die eigene Confession für die allein richtige Darstellung des Christenthums ausgibt. Gelingt es einmal, diesen unseligen und unheiligen pharisäischen Eigendünkel aus den einzelnen Kirchengemeinschaften auszutreiben, dann wird die Verschiedenheit der äußeren Formen des kirchlichen Lebens die Einheit des christlichen Geistes nimmermehr stören.

Und nun die Frage, wodurch die rechte Einigkeit im Geiste gewonnen und erhalten wird? Die Antwort hierauf ergibt sich zum Theil schon aus unserer bisherigen Ausführung: wenn wir bei aller Anhänglichkeit an unsere Bekenntniskirchen nicht vergessen, dass dieselben nie

Selbstzweck, sondern lediglich Pflanz- und Pflegestätten, „Mehrerinnen" des Gottesreiches auf Erden sein sollen; dass bei aller innigen und aufrichtigen Verehrung, die wir unseren großen Gottesmännern und Glaubenshelden zollen, einem Luther, einem Zwingli, einem Calvin u. s. w., diese doch in Sachen unseres Glaubens nie das letzte Wort gesprochen haben dürfen, vielmehr dieses letzte Wort nur Jesus Christus haben kann, auf den jene Männer selbst als ausgewählte Rüstzeuge Gottes hingewiesen haben als den, der die Mühseligen und Beladenen erquickt, der allein auch unseren Herzen Trost und Frieden geben kann; als den, dem wir in voller und freier Hingabe unseres Herzens nachfolgen müssen, in einem richtigen und tüchtigen Leben, in Handel und Wandel, in Haus und Beruf, auf allen Lebenswegen, wenn wir seine Jünger sein wollen.

Wo wir dessen stets eingedenk bleiben, wo wir ohne jede Nebenabsicht es uns stets angelegen sein lassen, in solcher Weise unter den Menschen wahre christliche Gesinnung zu verbreiten, nach dem Vorbild Christi aufrichtige, selbstlose Liebe zu Gott und den Menschen, da werden wir damit immer das kräftigste und wirksamste Mittel handhaben, um die Menschen zu der wahren Einigkeit im Geiste zu führen. Aus dem Born wahrhaft christlicher Gesinnung, christlicher Liebe wird und muss ein neuer Lebensstrom fließen, der reich genug ist, dass alle Menschenherzen daraus trinken können. So müssen allmählich die Schranken fallen, so muss die Erbitterung aus den Gemüthern weichen, die heute noch so sehr die Herzen der Menschen beengt."

Wenn ich in ähnlichem Sinne einmal auch von einem unserer katholischen Priester sprechen höre, dann soll's ebenfalls mit Freuden berichtet sein. — Die europäische Cultur ist gegenwärtig auf einem gefährlichen Punkt angelangt und nichts braucht sie nothwendiger, als Gottesfrieden zwischen den Kirchen. Das und nur das allein soll der Zeitruf der wieder erwachten Religionsbewegung sein, wenn es uns mit der Liebe zu unserem Volke und zum Christenthume ernst ist. R.

Wie kann die Dorfschule der zunehmenden Entvölkerung der Scholle entgegenarbeiten?

Von **Rudolf Hedler.**[1]

Es kann in unserer Zeit nicht mehr geleugnet werden, dass die Bewohnerzahl der Großstädte in unheimlichem Wachsthum begriffen ist. Die natürliche Folge davon ist eine sich steigernde Abnahme der

[1] Diesen auch für unsere Verhältnisse passenden Aufsatz entnehmen wir der Zeitschrift „Land", Berlin. Die Red.

Bevölkerungsziffer auf dem Lande, eine Thatsache, welche einer gedeihlichen Entwickelung der gesammten ländlichen Verhältnisse nichts weniger als förderlich sein kann. Wenngleich es auch dem Charakter einer jeden Culturentwickelung entspricht, fortwährenden Schiebungen unterworfen zu sein, so gilt es doch, die Veränderungen im wirtschaftlichen Leben des Volkskörpers sammt ihren mehr oder weniger krankhaften Begleiterscheinungen in die rechten Bahnen zu leiten; eine Aufgabe, die wohl des Schweißes der Edlen wert ist.

Für heute soll uns die Frage beschäftigen, inwieferne die Dorfschule der zunehmenden Entvölkerung des platten Landes entgegenarbeiten kann. Hat wohl die Volksschule eine Berechtigung, in die Zeitströmungen einzugreifen? Sicherlich! Ihr, als einer Erzieherin des Volkes, können und sollen die Erscheinungen im öffentlichen Leben nicht ein Kräutlein „Rührmichnichtan" bleiben, womit jedoch nicht gesagt sein soll, dass die Schule als ein Allheilmittel für alle möglichen Schäden zu betrachten ist. Darum wird der Lehrer nur gelegentlich, wenn es der Unterrichtsstoff mit sich bringt, im Sinne des Themas wirken können. Allerdings kann die Schule zu Gunsten einer Sesshaftigkeit der Landbewohner nur in bescheidenem Umfange wirken, und wie durch des Lehrers Verfahren die Schule zur zielbewussten Streiterin im Kampfe werden kann, soll im Folgenden näher betrachtet werden.

Es kann hierbei nicht Aufgabe sein, die Gründe der zunehmenden Schollenflucht an dieser Stelle einer eingehenden Erörterung zu unterziehen. Eine Thatsache jedoch — und mit dieser hat die Schule besonders zu rechnen — wird wohl kaum bestritten werden können: Der Zug nach den Großstädten lässt einen mehr oder weniger ausgeprägten Mangel an Heimatsliebe, einen Mangel an Verständnis für „heimisches Volksthum", eine gewisse Gleichgiltigkeit für alles, was mit der Heimat zusammenhängt, erkennen. Darum soll es sich der Lehrer vor allem angelegen sein lassen, bei seinen Schülern die Heimatsliebe neu zu stärken und zu beleben. Wie heißt doch ein bekanntes Schlagwort der Neuzeit? „Wo mir's gut geht, da ist mein Vaterland!" Dieses Wort ist aber nur theilweise richtig. Innerlich entbehrt es des rechten sittlichen Gehaltes und birgt nur zu oft eine große Nichtachtung gegen die Heimat in sich. Diese Nichtachtung aber zu bekämpfen, ist entschieden eine Aufgabe der Schule.

Hiernach soll der Geschichtsunterricht „Volksgeschichte, gegründet auf und durchtränkt von Heimatsgeschichte" sein, um „Pflege der Heimatsliebe und Förderung des Verständnisses für heimisches Volksthum, Vergangenheit und Gegenwart" betreiben zu können. Die „wurzelechte" Vaterlandsliebe soll „allein aus einer warmen und treuen Liebe zur

Heimat hervorwachsen, daſs die Kraft und Stärke dieser Heimatsliebe wiederum durch Kenntnis und Verständnis der heimatlichen Erscheinungen und Verhältnisse wesentlich gefördert werde“. Darum ist es vor allem wünschenswert, daſs zum Zwecke einer Gewinnung des einschlägigen Stoffes „mit kundigem Blick und richtigem Verständnis die heimischen Geschichtsquellen erschlossen und in die Schule geleitet werden.“

Nächst dem Geschichtsunterrichte birgt auch der Unterricht in Geographie, vornehmlich in der Heimatskunde, Momente in sich, welche einer Pflege der Heimatsliebe dienlich sein können.

Da kann angeknüpft werden an verschiedene Sagen, an den Bau der Häuser, die Tracht, die Feldmark, eine sprichwörtliche Redensart u. s. w. Auch der Hinweis auf historische Ereignisse, die sich auf dem heimatlichen Boden abspielten, ist geeignet, die Heimat als ein schätzenswertes Gut, um welches heiß gerungen wurde, zu bezeichnen. Zu diesem Zwecke sind Schulspaziergänge, an historischen Tagen nach historischen Orten (Denkmal, Schlachtfeld rc.) unternommen, sehr anzuempfehlen. Ebenso ist es wohl selbstverständlich, daſs die geschichtlichen Ereignisse in den Schulen der Orte, wo sie geschahen, einer eingehenderen Würdigung unterzogen werden. Denn je genauer hierbei die Beschreibungen und Schilderungen gehalten sind und je mehr noch vorhandene stumme Zeugen (Hügel, Baum, Haus) zur Illustration dienen können, desto inniger umrankt das kindliche Gemüth die Heimat mit all ihren Erscheinungen. Im weiteren Verlaufe des Unterrichtes wird u. a. die Erinnerung an die Heimatsliebe der gefährdeten Halligbewohner willkommenen Anlaſs zu geeigneten Bemerkungen geben.

Es ist auch im geographischen Unterrichte Gelegenheit vorhanden, den Kindern die Gefahren der Großstadt vor Augen zu führen. Es kann hierbei nicht Aufgabe des Lehrers sein, die Kinder vor der Großstadt graulich zu machen. Auch wäre dies in unserer Zeit, welche bekanntlich „im Zeichen des Verkehrs“ steht, von vornherein ein vergebliches Beginnen. Doch ist eine Nichterwähnung der Großstadtgefahren als eine Unterlassungssünde zu bezeichnen. Ich habe stets, wenn von Berlin die Rede war, bei meinen Schulkindern darauf hingewiesen, daſs sie sich bei etwaigem Verlaufen in der Großstadt nie den „feinen Herren“, welche sich mit schönen Worten zum Führer erbieten, anvertrauen sollen, sondern daſs sie dann einzig und allein den Schutzmann zu fragen haben. Auch könnte dann geredet werden von der durch Dunst und Rauch verschlechterten Luft der Großstadt, gegenüber der reinen Landluft; von der oft mangelhaften Beschaffenheit des Leitungswassers, was eventuell zu Epidemien (Hamburger Cholera) führen kann; von den ungesunden, dunklen, feuchten und doch theueren Kellerwohnungen, die den besseren Verdienst illusorisch machen; von dem Arbeitsmangel infolge

Überfüllung, dem Elend und seinen Folgen, nämlich der Verführung zu lasterhaftem Leben; von den Bauernfängern, von der Hilfe der inneren Mission u. s. w.

Auch im Deutschunterricht bietet sich Gelegenheit, für Weckung und Belebung der Heimatsliebe praktisch zu wirken, indem geeignete Sprachstücke zweckentsprechend ausgenützt werden. So predigt das Freiligrath'sche Gedicht „Die Tanne", wie so mancher, der hoffnungsfreudig in die Ferne zog, sich nach der Heimat zurücksehnte, weil er die Vorzüge derselben zu spät erkannte. In dem Gedicht „Die Auswanderer" spricht Freiligrath von den Enttäuschungen, welche der Auswandernden warten, und schildert in beredten Worten die Schönheiten der Heimat: ein sehr brauchbares Sprachstück. Wie prächtig auch zeichnet „Traute Heimat meiner Lieben" das friedliche Heimatdörfchen. Ganz besonderen Wert erhalten derartige Gedichte, wenn sie sangbar sind. Wie gern singen z. B. unsere Schulkinder: „In der Heimat ist es schön", und die Wirkung dieses Liedchens wird gewiss noch erhöht werden, wenn es gelegentlich eines Schulspazierganges an einem Aussichtspunkte gesungen wird. Liebe zur Heimat spricht auch aus „Des Knaben Berglied" von Uhland; das Gedicht „Nachbar Helm und seine Linde" schildert in sinniger Weise, wie die Menschen mit der sie umgebenden Natur oft innig verwachsen sind. Die Gedichte „Heimweh" von Geibel und „Wenn du noch eine Heimat hast" von Träger, desgleichen das Volkslied „Zu Straßburg auf der Schanz" sollen hierbei als brauchbares Material nicht unerwähnt bleiben, zumal sie auch in Lesebüchern gefunden werden. Wünschenswert wäre es auch, wenn bei der Beschaffung von Jugendlectüre auf idyllische Dorfgeschichten Rücksicht genommen würde. In vielen Lehrbüchern finden sich auch Aufsätze über die Halligen, welche wie geschaffen sind zur Ertheilung von Hinweisen. Dass auch Naturschilderungen, wie sie unsere Schullesebücher enthalten, im Sinne des Themas zu verwenden sind, liegt auf der Hand. Wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, könnte vielleicht auch in den Aufsatzübungen ein einschlägiges Thema gestellt werden, z. B.: „Warum sollen wir unsere Heimat lieb haben", oder: „Warum ist das Landleben der Gesundheit förderlicher als das Leben in einer großen Stadt?"

Auch bietet der Deutschunterricht Gelegenheit, zur Wertschätzung der ländlichen Arbeit zu erziehen. Es ist entschieden zu beklagen, dass die Arbeit des Landmannes nicht allseitig so gewürdigt wird, wie sie es verdient. Hier hat jedenfalls das Wort vom „dummen Bauer" viel gesündigt. Und doch ist der Schweiß des Bauern Goldes wert. Wie heißt es doch in Chamissos „Riesenspielzeug?" „Wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot!" Möge darum dieser Gedanke, welcher der Achtung vor der Arbeit des Bauern entsprang, den Kindern bei geeig-

neter Gelegenheit gebürend ans Herz gelegt werden. Gellerts Fabel: „Kutschpferd und Ackergaul“, welche auch häufig in Lesebüchern vertreten ist, spricht den gleichen Gedanken mit den Worten aus:

„Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?“

Auch eine Gegenüberstellung von Feldarbeit und gesundheitsschädlicher Fabrikarbeit ist sicher geeignet, den Vortheil der ländlichen Arbeit vor der Fabrikarbeit erkennen zu lassen und die Landarbeit schätzen zu lernen. Anlaß hierzu könnten — im geographischen Unterricht sowohl als auch im naturkundlichen Unterricht — Erörterungen über Industriebezirke Deutschlands, über die gesundheitsschädliche Arbeit in Glasfabriken u. s. w. geben. Der naturkundliche Unterricht gibt auch Veranlassung, der Wechselwirtschaft auf dem Felde zu gedenken: ein Moment, welches die Arbeit des Bauern als eine Überlegung erfordernde Arbeit erkennen läßt und somit geeignet ist, der Feldarbeit Achtung zu verschaffen.

Doch zurück zu den Schulspaziergängen. Sie sind ganz besonders geeignet, die Kinder zur Freude an der heimatlichen Natur und zu einer sinnigen Betrachtung derselben zu erziehen. „Sie haben Augen und sehen nicht!“ Dieses Schriftwort paßt nur zu sehr auf unsere Schulkinder, und eben diese Gabe des Sehens soll bei Ausflügen nach Möglichkeit geweckt werden. Wie köstlich athmet sich's in der herrlichen Waldluft; wie fröhlich erklimmt die junge Schar die Anhöhe, um bald wieder in schnellerem Tempo den Abhang hinunterzueilen; wie schön schmeckt die mitgenommene Butterstulle während der Rast auf der Höhe, und wie prächtig ist die Aussicht, auf die der Lehrer besonders aufmerksam macht. Fröhliche Kinderstimmen schmettern mit den Vöglein Lieder um die Wette, in denen der deutsche, der heimatliche Wald gepriesen wird. Da glühen die runden Gesichter in lebhaftestem Roth: ein krasses Gegenstück zu den Großstadtblaßgesichtern, welche drunten im Försterhause für theures Geld nach guter Luft und Sonnenschein lechzen; alles Genüsse, die ihnen vielleicht erst nach längerer Reise zutheil werden. Gerade in solchen Fällen sind entsprechende Bemerkungen des Lehrers sehr geeignet, den Kindern die Vorzüge des heimatlichen Landaufenthaltes erkennen zu lassen, dagegen im anderen Falle die Großstadtkinder, welche oft den weißen, langgeschossenen und kraftlosen Kartoffelkeimen gleichen, zu bemitleiden. (Letzteren Vergleich habe ich regelmäßig bei den Erörterungen über Pflanzenernährung oder über Gesundheitspflege herangezogen, wobei immer das besondere Interesse der Schüler constatiert werden konnte.)

Bei Wiederholung von Ausflügen können auch Vergleiche zwischen früher beobachteten Erscheinungen in der Natur

und den neu sich bietenden Erscheinungen gezogen werden; eine Thätigkeit, die das Interesse an der heimatlichen Natur nur fördern kann. Da hat die Wiese ein anderes Gesicht erhalten, als zur Zeit des letzten Vorbeimarsches. Ehedem schmückten sie Veilchen, Anemonen und Himmelsschlüsselchen, jetzt ist sie mit gelben Hahnfußblüten, Wucherblumen, Knabenkraut, Wiesenschaumkraut u. s. w. übersäet. Da liegen ferner unter der Kastanie am Wege die Deckschuppen, welche beim letzten Vorübergehen die schwellenden Knospen noch schützend umgaben und nun überflüssig geworden sind, da sich bereits die Blätter voll entfaltet haben. Auch ist das Korn höher gewachsen und ein Schutzmittel für junge Häslein geworden, ein Beweis dafür, wie im Haushalt der Natur alles hübsch ineinandergreift. Ebenso ist hierbei das Erzählen von Pflanzensagen, welche den Natursinn unserer Vorfahren illustrieren, angebracht. Es sei z. B. hier an das Knabenkraut auf der Wiese mit seinen gefleckten Blättern (Marienthränen) und seinen handförmigen Wurzelbildungen (Marienhand, Christushändchen, Teufelskralle), desgleichen an das Johanniskraut mit seinen durchlöcherten Blättern (nach der Sage vom Teufel mit einer Nadel durchstochen) erinnert. Solche Belehrungen, welche gelegentlich einer Rast vorgenommen werden können, zeigen den Kindern, wie unsere Vorfahren die Natur nicht mit gleichgiltigen Augen ansahen, sondern in sinniger Weise betrachteten; eine Thatsache, die das Interesse an der Heimat nur zu fördern geeignet ist.

Selbstredend gilt es auch bei solchen Spaziergängen dem Thierleben sein Augenmerk zuzuwenden; denn auch die Beobachtungen am Thierleben sind geeignet, Interesse an den Erscheinungen in der heimatlichen Natur wachzurufen, zumal wenn die Belehrungen in sinniger Weise erfolgen. Da gibt die Rehfamilie, welche vom Felde sich dem Walde zuwendet, Gelegenheit zu Hinweisen, welche das Schützeramt des Rehbockes betreffen; das Krähen des Hähers lehrt praktisch, wie die Thiere sich gegenseitig vor Feinden schützen; der hämmernde Specht gibt Gelegenheit zu Bemerkungen über seine Zimmermannsarbeit, wie er stets auf seinem Stühlchen sitzt, wie der Schnabel die Axt, die lange Zunge mit der hornigen Spitze den Bohrer vertreten; das Pfeifen des Pirols oder Pfingstvogels gibt Anlass, darauf hinzuweisen, wie man den Vogel nicht nur an seinen Federn, sondern auch an seiner Stimme erkennen kann u. s. w. — Darum heißt es: Schulspaziergänge weise ausnützen, damit sie ein Mittel zur Förderung der Heimatsliebe werden.

Vor allem gilt es auch, die Landleute zur Freude am Werden und Gedeihen zu erziehen. Die ganze ländliche Arbeit ist ja größtentheils eine Beschäftigung, die ihre Freude in sich selbst hat. Der Landmann ist glücklich, wenn die junge Saat aufgeht, wenn Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit kommen und das Wachsthum fördern. Mit

freudiger Hoffnung durchschreitet er am Sonntag nachmittags seine Fluren, die ihm den Lohn für seine Arbeit verheißen. Schon die erwähnten Schulspaziergänge und das hierbei vorgenommene Vergleichen verschiedenzeitiger Erscheinungen in der Pflanzenwelt sind geeignet, bei den Kindern Freude am Werden und Gedeihen zu wecken. Auch die Betrachtung des Schulgartens, geleitet vom Lehrer und in gewissen Zeitzwischenräumen vorgenommen, kann hier Gutes wirken. Da zeigen z. B. die keimenden Bohnen, wie das junge Pflänzchen seine Nahrung der stärkehaltigen Mutterbohne entnimmt, um die erste Zeit seines Daseins gleich einem Säugling an der Mutter Brust zu fristen. Nach einigen Tagen kann darauf aufmerksam gemacht werden, wie der Keimling grüne Blätter erhalten und sein Hütchen, nämlich die schützende, ausgesogene Bohnenhülse, abgeworfen hat. Derartige Hinweise können gelegentlich während der großen Pause — also beim Verzehren der Frühstücksstulle — mit kurzen Worten geschehen. Mit noch größerem Interesse aber werden die Schüler beobachten, wenn sie nach Anleitung des Lehrers mit eigener Hand Veredelungen an Obstbäumchen vorgenommen haben. Kein Tag wird vergehen, an dem nicht Knabenaugen nach einem Lebenszeichen des gepfropften Reises erwartungsvoll ausspähen werden. Und welche Freude wird herrschen, wenn der erste Versuch gelang! Ja, die Erziehung zur Freude am Werden und Wachsen ist ein nicht zu unterschätzendes Moment, um bei der Jugend mehr Interesse am Landleben zu erwecken. Dass der Lehrer auf dem Lande auch für Bienenzucht, Weinbau, für Anbau von Beerensträuchern, für zweckmäßige Einrichtung eines Gemüsegartens ꝛc. bei passender Gelegenheit wirken kann, soll ebenfalls nicht unerwähnt bleiben. Vielleicht könnte auch der Lehrplan in diesem Sinne — unbeschadet des übrigen Lehrstoffes — eine Abänderung erfahren. Ein gewisses Maßhalten ist hierbei natürlich immer geboten, da sich der Lehrer stets der Hauptaufgabe der Schule (Entwickelung der inneren Kräfte) bewusst bleiben muss.

Hamerling-Briefe.

Die schweren Leiden, die das Schicksal über Robert Hamerling verhängt hatte, fast ununterbrochen durch sein ganzes Leben — mit bewunderungswürdiger Geduld hat sie der Dichter ertragen. Seine Klage darüber hatte eine milde Wehmuth, nie aber ein haderndes, trotziges Auflehnen. — Wesentlich anders ertrug er die kleinen Leiden, die Alltagsleiden, die Widerwärtigkeiten, Schiefheiten, Bosheiten und Missverständnisse im Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Den Keulenschlägen

stand er, die Nadelstiche entlockten ihm Schreie des Unmuthes. Und zu seinem Unstern gehörte auch, dass er trotz der Klarheit seiner Ausdrucksweise oft missverstanden wurde, dass er trotz der übergroßen Güte seines Wesens eine Menge boshafter Feinde hatte. Ja selbst seine Freunde und Bewunderer wurden für ihn eine Quelle der Leiden. Unter der Last seiner Krankheit, seiner seelischen Qualen, die kaum je ganz können aufgehellt werden, unter der geistigen Wucht seiner dichterischen Aufgaben führte Hamerling — ich möchte sagen — ein beständiges Gefecht mit den kleinen Misshelligkeiten des Lebens, nicht zum wenigsten mit seinen — Verehrern.

Dieses Gefecht, stets mit feinster Klinge geführt, ist es, was uns in seinen Briefen besonders berührt. Hamerlings Briefe haben eine ganz besondere Eigenthümlichkeit. Vor allem fällt, trotz des Freimuthes, der sich gewiss nicht ableugnen lässt, eine übergroße Rücksichtnahme und Höflichkeit gegen den Correspondenten auf. Die ist so überwuchernd, dass man manchmal stark zwischen den Zeilen lesen muss, dass vorwegs eine genauere Bekanntschaft mit den Charakter des Dichters nöthig ist, um den eigentlichen, den versteckteren Sinn des Briefschreibers genau zu verstehen. Viele verstanden ihn nicht, andere wollten ihn nicht verstehen und so brachte ihm dieser Zug der Güte manchen Ärger. Jedes, auch das harmloseste Missverständnis war für ihn herausfordernd, er hatte keine Ruhe, bis es geschlichtet. Das war ein Fehler seines Wortes, dass es immer vornehm, immer akademisch sein und doch dabei manchmal die trivialsten Dinge abhandeln wollte und musste. Mit solchen höflichen Umschreibungen lud er sich eine Menge von Quälereien und Quälgeistern auf. Er war nicht imstande, zudringlichen Scribiferen, die ihm ihre dichterischen Producte brachten, ins Gesicht zu sagen oder zu schreiben: Das ist Schund, mein Herr! Nein, er fand in den „Poesien immerhin ein gewisses Talent, obschon man den Gedanken nicht wird nachsagen können, dass sie gesucht seien und durch ihre Eigenart verblüfften, obschon die geäußerten Gefühle mehr anempfunden, als ursprünglich sind und obschon der Dichter fast noch weniger Gewicht auf eine schulmäßige Form als auf einen bedeutenden Inhalt gelegt hat." — Natürlich fand auf eine so „schmeichelhafte Kritik" der Skribifex wieder den Muth, dem großen Dichter die neuen Poesien zur Beurtheilung vorzulegen. Und Hamerling schreibt, um dem Schmierer ja nicht weh zu thun, dass „die neuen Gedichte im ganzen wieder recht leserlich seien, gleichwohl sie nicht ganz an die vorhergehenden hinanreichten". Mit einer solchen Methode, den Tadel mit wohlklingenden Worten zu verdecken, hatte Hamerling sich ein Dilettantenvolk gezüchtet, das ihn zudringlich mit Manuscripten überschüttete und theilweise nachgerade ungeduldig und grob wurde, wenn der kranke überlastete Mann die Sachen

nicht binnen wenigen Tagen erledigen konnte. Er mühte sich im Schweiße des Angesichtes mit den Erzeugnissen eitler Herrchen und hysterischer Dämchen aus aller Welt.

War es wirklich Interesse an den Sachen, oder war es Gutmüthigkeit, oder am Ende gar Besorgnis, sich durch Nichtbeachtung des Eingesandten Feinde zu machen[1]) — Thatsache ist, dass er ein wertvolles Stück seines Lebens für ein Nichts geopfert hat. Mit Ausnahme von ein paar Fällen sind die Poesiebeflissenen durch ein so ermunterndes Entgegenkommen nur in ihrer Eitelkeit bestärkt oder von ihren ursprünglichem Berufe abgelenkt worden, ohne dass sie in der Dichtkunst etwas leisteten. Noch in den letzten Wochen seines Lebens hat Hamerling bedauert, so viele unfruchtbare Arbeit gethan und mittlerweile die Vollendung seines großen philosophischen Werkes verabsäumt zu haben.

Die Stuben populärer Dichter werden gerne für Auskunftsbureaux, Vermittlungsbureaux, Versorgungsanstalten u. s. w. gehalten, die unglaublichsten Zumuthungen werden von ganz fremden Leuten an Poeten gestellt, nach deren Schriften man vermuthen will, dass sie ein gutes Herz haben. Unbefangenere kommen bald darauf, dass auf solche Zuschriften Schweigen die richtigste Antwort ist. Hamerling war befangen von der Anschauung, der Nothwendigkeit, jedem Bengel und jedem Backfisch, dem es gefiel, ihm in irgend einer, oder oft auch gar keiner Sache zuzuschreiben, höflichst zu antworten, oft recht ausführlich die Gründe anzuführen, weshalb er einen Wunsch unerfüllt lassen musste und sich aufs äußerste zu entschuldigen. Da ist dann sein ewiges Klagen über seine Unzulänglichkeit, die Correspondenz zu bewältigen, und vielen Briefen sieht man's an, unter welcher Anstrengung und wie wiederwillig sie geschrieben wurden.

Das Schlimmste waren ihm noch die Geschenke. Bücher ließ er sich noch zur Noth schenken, obschon er es natürlich nicht vermochte, sie alle zu lesen und darüber brieflich, oder gar, wie es oft verlangt wurde, öffentlich sein Urtheil abzugeben.[2]) Wenn jedoch die Albums kamen, in die er hineinschreiben musste, die Blumensträuße, die verwelkt waren, die Torten, die er nicht aß, die Frauenarbeiten, die er nicht brauchte, die Photographien und Bilder ganz Fremder, die für ihn keinen Wert hatten und die hunderterlei von Geschenken, die alle beantwortet, bedankt, womöglich durch Gegengaben wett gemacht werden sollten, da war der kranke Hamerling nicht selten in heller Verzweiflung. Er war kein Freund von all den kleinen Dingen, die anderen das Leben zieren. „Wir Poeten", sagte er einmal zu einem Collegen, „ver-

[1]) Letzteres kaum anzunehmen. Die Red.

[2]) Gesagt muss werden, dass Hamerling allen Zweigen der Literatur ein wirklich tiefgehendes Interesse entgegenbrachte. Die Red.

mögen uns in der Phantasie alles hundertmal schöner zu denken, als das ist, was uns je geschenkt werden kann, brauchen nicht erst darob anderer Schuldner zu werden, noch weniger die Schätze täglich abzustauben."

Was nun die Mehrzahl solcher Briefe Hamerlings anbelangt, so besagen sie, ob in oder zwischen den Zeilen immer wieder das: Ich bin krank, ich vermag nicht auf alles einzugehen, ich bin bedürfnislos und will Ruhe haben, so lasset mich in Ruhe. Ich bin ja dankbar für alles, aber noch am dankbarsten, wenn ihr mich nicht belästiget.

Einigermaßen von diesem Alltagskampfe Hamerlings gegen seine Verehrer abweichend sind die Briefe dieses Dichters, die vor kurzem, von Böck-Gnadenau sorgfältigst redigiert in der „Allgemeinen Nationalbibliothek" des C. Daberkow in Wien erschienen sind. Diese sehr zahlreichen noch ungedruckten Briefe Robert Hamerlings, die mit kurzen Biographien der betreffenden Correspondenten, anderen Notizen und mit Bildern aus dem Hamerlingkreise versehen sind, richteten sich (ich nenne nur wenige Namen) an Prof. Franz Raab, Josef Lewinsky, Eduard von Hartmann, Dr. Wilhelm Kienzl, Karl Debrois van Bruyck, Gustav Starcke, Felix Weingartner, Prof. Hans Brandstetter, Helene Stöckl, Josef Dobernig u. s. w. Diese Briefe, welche in glänzendstem Stile sich theilweise in Leben und Kunst beträchtlich vertiefen, zeigen einige Charakterzüge Hamerliygs auf. Wir wollen auszugsweise etliches aus ihnen mittheilen.

Hamerling, der stolze Dichter, war ein demüthiger Mensch; er gehörte zu jenen, die sich von ihren Mitmenschen lieber bedauern als beneiden lassen. Ersteres entspricht der Liebe, letzteres der Bosheit. — Seine Noth hatte er nicht bloß mit seiner schweren Krankheit als solcher, sondern auch damit, es den Leuten immer wieder begreiflich zu machen, wie sehr solche Krankheit ihn hindere, Besuche zu empfangen oder sonst wie den Anforderungen der Leute nachzukommen. So schrieb er an seinen alten Schulcollegen Dr. Schwingenschlögl:

[Correspondenz-Karte aus Graz, 23. März 1886.]

Also „nicht ganz wohl" bin ich, und habe eine „Aversion gegen Besuche"? Hochgeehrter Freund, welch ein beneidenswertes Ideal von mir stellst du vor mir auf! Wie glücklich wäre ich, wenn noch einmal eine Zeit käme, wo ich „nicht ganz wohl" bin! Ich nehme den reizenden Ausdruck als ein pium desiderium, als ein Glückwunsch zum Geburtstag mit „anticipierter" Erfüllung! Habe besten Dank dafür von deinem warm ergebenen — Robert Hamerling.

Ferner der Brief vom 16. Februar 1889, als der Dichter schon auf dem Sterbebette lag und die Anforderungen an ihn immer noch kein Ende nehmen wollten:

Hochgeehrter Freund! — Ihr lieben Wiener scheint nicht die allerentfernteste Ahnung davon zu haben, wie es mir geht und in welchem Maße ich der Schonung

bedürftig bin. Allerdings muss ich aus innern und äußern Antrieben noch arbeiten, dichten, drucken lassen und Geld verdienen. Aber die Augenblicke, wo ich arbeiten kann, sind selten, und deshalb für mich überaus kostbar. Ein paar Verse hinzuwerfen, wirst du sagen, könne mir doch nicht schwer fallen. Aber wenn ich etwas leiste, so verlangt man, und verlange ich selber, dass es was Gutes sei, und das schüttelt man nicht immer so aus dem Ärmel. Aber selbst wenn ich, um dir nichts abzuschlagen, mein Gehirn zermartern wollte, könnte ich es aus dem Grunde nicht thun, weil man, wenn ich außer dem was man gedruckt von mir liest, auch mit Gelegenheitsgedichte für Privatkreise, die mir persönlich ferne stehen, mich vernehmen ließe, die schwindelhaftesten Begriffe von meinem Kraft- und Zeitüberfluss Platz greifen, und die Anforderungen dutzendweise auf mein Krankenbett niederregnen würden. Habe also freundliche Nachsicht mit deinem — warm ergebenen aber invaliden — alten Collegen — Robert Hamerling.

An den Hofschauspieler Gustav Starcke schrieb Hamerling:

[Graz, 25. März 1884.]

Aber lieber, hochgeehrter Freund, was fällt Ihnen ein, dass Sie mir einen Strauß schicken, als wäre ich eine schöne Dame? Ich will schriftlich nicht so grob sein, als ich es mündlich werde sein müssen, wenn ich Sie wieder sehe, um Sie zu überzeugen, daß es nicht Ziererei ist, sondern bitterer Ernst, wenn ich sage, dass ich Geschenke dieser Art hasse. Wollen Sie mir einmal durchaus wieder etwas schenken, so schenken Sie mir tausend Gulden — oder eine Photographie — aber die Ihrige hab' ich schon — also vielleicht die des schönen Fräuleins Barkany. Für diesmal verzeihe ich Ihnen und danke Ihnen sogar, denn Sie meinten es ohne Zweifel gut. — Herzlich ergeben — Ihr — Rob. Hamerling.

Bezeichnend ist ein Schreiben an den Reichsrathsabgeordneten J. Dobernig, der dem kranken Dichter am 14. Februar 1885 einen Besuch abgestattet hatte:

Sehr geehrter Herr! — Als Sie heute mittags von mir fortgiengen, machte ich zu meinem nicht geringen Schrecken die Entdeckung, dass ich auf meinem Krankenlager eine ganze Stunde lang ohne mein Wissen und Wollen einen defecten Hemdärmel Ihrer Betrachtung dargeboten hatte. Ein vorher von mir nicht bemerkter kleiner Riss scheint sich im Eifer unseres Gesprächs unter den Bewegungen meines Elbogens zu einem großen und immer größeren erweitert zu haben. Ich wäre trostlos, sehr geehrter Herr, wenn Sie glaubten, dass ich Besuche für gewöhnlich in solcher Toilette zu empfangen pflege. Ich kann im Nothfalle durch Zeugen erhärten, dass, obgleich ich deutscher Dichter bin, dennoch das Loch im Ärmel, das Sie gesehen, nur als ein Ausnahmsfall betrachtet werden darf. — Bitte, bemühen Sie sich nicht etwa, kaum von der Reise zurückgekehrt, mit einer Erwiderung dieser Zeilen. Ich weiß, was ein höflicher und liebenswürdiger Mann wie Sie darauf sagen kann, und betrachte es als gesagt. — Es grüßt Sie mit aller Hochachtung — Ihr — ergebener — Robert Hamerling.

Dass die zeitgemäße Kritik unserem Dichter schwer und ungerecht mitgespielt hat, ist bekannt. Hamerling, durch die Krankheit und andere Missgeschicke herabgestimmt, litt mehr darunter, als die Sache an sich bedeutet. In seinen Briefen spielt er häufig auf seine Kritiker an. So äußerte er gegen Fritz Lemmermayer:

[Nachdem er über den verbitterten Kürnberger gesprochen hatte]: Zu jenen Verbitterten gehört auch Seligmann Heller. Auch er hat einen „Ahasver“ geschrieben, der nicht wie meiner auf eine bestimmte Epoche beschränkt bleibt, sondern durch die ganze Weltgeschichte spaziert, und er kann mir nicht verzeihen, dass meine Dichtung im Gegensatze zu der seinen einen ungewöhnlichen Erfolg davongetragen hat. Und so hat er denn meinem Roman „Aspasia“ übel mitgespielt; er sagte, in demselben befinde sich nicht ein guter Gedanke. Nun sehen Sie, einen guten Gedanken hat gewiss auch das schlechteste Buch aufzuweisen: zudem hätte er wenigstens diejenigen Gedanken anerkennen müssen, die ich aus dem Griechenthum entlehnt habe.

Weitaus die interessantesten Briefe dieser Sammlung sind die an den Componisten Karl Debrois van Bruyck. Dieser hatte eine Anzahl Lieder von Hamerling vertont, in einer meisterhaften Art, worüber der Dichter entzückt war. So hatte sich zwischen ihm und dem geistreichen van Bruyck eine Correspondenz entwickelt, die von 1877 bis 1889, also bis zum Tode des Dichters währte. Van Bruyck hatte es verstanden, durch allerhand Einwendungen, ausgespielte Missverständnisse und anreizende Bemerkungen intimere Dinge aus der Brust des Poeten hervorzulocken, oft recht persönliche Anliegen.

So hatte Hamerling am 27. April 1877 unter anderem zu schreiben:

Schmerzlich berührt haben mich die Andeutungen über Ihre persönliche Lage, um so schmerzlicher, da ich Ihnen nicht helfen kann. Was ein verfehltes Dasein bedeutet, weiß ich nur zu gut. Sie nennen sich einen Pechvogel; für mich wäre dieser Name noch ein bisschen zu harmlos. Die beiden ersten Decennien gehören der Noth, der bitteren Entbehrung jeder Art; das dritte der Krankheit, die mir kaum eine Stunde ruhigen Behagens ließ; mit dem vierten nahm ein anderer düstrer Dämon von mir Besitz, ein seelisches Ungemach, das meine Existenz schmählich verbitterte und vergiftete. So giengen meine besten, nie wiederkehrenden Blütenjahre hin! Glauben Sie mir, ich hätte hundertmal mehr als Dichter geleistet, wenn mein Leib gesund, meine Seele frei und entlastet gewesen wäre! Meine Subsistenz ist auch nur für den Moment zur Noth gesichert; die Zukunft ist ungewiss, der Erwerb, bei meiner Kränklichkeit, fraglich, die Begründung häuslichen und ehelichen Glückes unmöglich.

Dann am 1. Mai 1877:

Ihr Anerbieten, nach Graz zu kommen, und mir persönlich die Kenntnis Ihrer Schwanenlied-Composition zu vermitteln, würde ich mit Freuden acceptieren, wenn ich — ja wenn ich über ein Gastgemach und über ein Gastbett verfügte. Ihnen zuzumuthen, sich meinethalben in Auslagen zu stürzen, wäre doch eine Schande. Vielleicht ändern sich aber die Umstände und es wird später möglich, was für den Augenblick nicht angeht. Wenn Sie mich auf „seltenere Briefe“ vorbereiten zu müssen glauben, so thun Sie unrecht. Sie schreiben zu oft und zu viel; wie kann man das gebürend erwidern? Es ist mir recht angenehm, viele und ausführliche Briefe zu erhalten, aber auch die Post thut nichts umsonst. — Gelegentlich möchte ich auch einmal von Ihnen erfahren, was ich mir unter „dämonischem Nachtleiden“ denken soll. Der Ausdruck stachelt meine Neugier.

Am 4. Mai 1877:

Merci! — Bei dem „dämonischen Nachtleiden" dachte ich an Mondsucht, Gespensterseherei oder dgl. — Mein Ausdruck bezüglich des „zu viel und zu oft" Schreibens war ungeschickt; das „zu" hatte nur den Sinn wie in der Redensart: „Sie sind zu gütig!" Der Entschuldigung gegenüber, dass künftig die Briefe seltener sein würden, deprecierte ich: „Sie schreiben ohnedies öfter und mehr als ich verdiene und gebürend erwidern kann."

Am 27. December 1877:

Ihre Mittheilungen las ich, wie immer mit warmer Theilnahme. Aber was kann ich Ihnen zum Dank dafür von mir erzählen? Nichts, als dass ich vor Jahresschluss noch 10 Verfassern freundlich zugesendeter Büchlein sagen soll, dass ich sie mehr oder weniger bewundere, und 30 Gymnasiasten auf Grund übermittelter Manuscripte präcise Auskunft geben muß, ob sie ihre Studien noch ein wenig fortsetzen, oder sich sofort ausschließlich der Poesie widmen sollen. Glauben Sie mir, hochgeehrter Herr, es gibt Existenzen, die noch monotoner sind als die Ihrige. Mein Brief ist kurz, aber auch er ist ein Lebens-, und weiß Gott, ein Freundschaftszeichen — Ihres aufrichtig ergebenen — Rob. Hamerling.

Im Briefe Hamerlings vom 26. October 1878 findet sich Folgendes:

Sie bezeichnen sehr schön die Rolle, welche die Musik, nach Ihrem Wunsch und Rath, in meinem Leben spielen sollte. Nun, es wird Ihnen angenehm sein, zu vernehmen: eben diese Rolle spielt die Musik thatsächlich seit Decennien in meinem Leben. — Weniger erfreulich wird Ihnen die Antwort sein, die ich zu geben habe auf Ihren wohlmeinenden Rath, mich nicht mit philosophischen Speculationen zu befassen. Dieser Rath kommt um drei Decennien zu spät. Ich konnte seit meiner frühen Jugend nicht umhin, mich gerade um die höchsten speculativen Fragen sehr zu kümmern. Dagegen bekenne ich mich in dem sogenannt praktischen, ästhetisch-, culturhistorisch- und religiös-philosophischen Gesalbader sehr gerne als Neuling. Seit 20 Jahren lasse ich langsam ein Werk in mir ausreifen, das meine motivierten Ansichten über die ersten und letzten Dinge enthalten wird; vieles davon ist längst niedergeschrieben. Möglich, dass die philosophische Thätigkeit in mir der poetischen Eintrag thut. Das ist aber, wenn meinen Recensenten zu glauben ist, kein großer Schaden. Ich bin kein exclusiver Dichter, keine wandelnde Dichtmaschine, ich bin ebensogut Musiker, Maler, Bildhauer, Kunstreiter, Großindustrieller, Staatsmann, Heerführer. Nur dass mir für diese Künste und Berufszweige theils die bestimmte Ausbildung, theils ein Feld der Bethätigung fehlt, und so betreibe ich nur die zwei, zu welchen die wenigsten Vorbedingungen gehören: das Dichten und das Denken. — Lachen Sie so viel Sie wollen; dass ich nicht wenigstens Minister bin, ist Österreichs Untergang.

[Brief vom 2. November 1878.]

Hochgeehrter Herr! — Ihre Persiflage der scherzhaften Prahlerei meines letzten Schreibens ist sehr geistreich, aber nicht treffend. Denn sie beruht auf einem Missverständnis — einem Missverständnis, dem keiner entronnen wäre, der mich nicht persönlich kennt. Jener übermüthigen Scherze ernster Kern ist folgender: Ich besitze gar kein specielles Talent, auch nicht einmal für Poesie; denn die Art meiner Wirkungen als Dichter auf die Zeitgenossen belehrt mich über die Unzulänglichkeit meiner Kräfte und Ausdrucksmittel. Ich bin niemals auf meinen

Dichternamen stolz gewesen. Was ich dagegen unleugbar zu besitzen glaube, und worauf ich auch stolz bin, wenn ich es überhaupt bin, ist, dass ich eine gewisse Universalität des Geistes besitze, einen nach allen Richtungen gleichmäßig aufgeschlossenen Sinn, gesunden Verstand, eine ruhige, klare, unparteiische, nicht einseitige, nicht individuell beschränkte Anschauung der Menschen und Dinge. Dass eine solche Eigenschaft sich auf allen Gebieten vortheilhaft bethätigen könnte, ist meine Meinung, und dieser Meinung gab ich einen paradox-scherzhaften Ausdruck, wenn ich sagte, daß ich ebenso gut Industrieller, Heerführer, Minister u. s. w. sein könnte, als Poet. Sie irren, wenn Sie glauben, dass ich eine unpraktische Dichternatur sei. Was ich für das poetische Schaffen mitbrachte, eine unbefangene Anschauung des Geistes und Sinnes der Dinge, das hätte ich allen Ernstes vielleicht als Minister besser bethätigen können, als in der poetischen Schriftstellerei, denn auf diesem Gebiete ist mein Versuch, mich verständlich zu machen und zu wirken, offenbar wegen Unzulänglichkeit des specifischen Talents, — sehr unvollkommen gelungen. — Sie sehen, dass ich meine „Begabung" preisgebe, um meinen „gesunden Menschenverstand" zu retten, der, ich sage dies mit Stolz, viel seltener ist als hervorragende specifische Begabungen. Und wenn dies „Größenwahn" ist, so leide ich an Größenwahn, aber an keiner anderen Art desselben, als an dieser; belieben Sie dies wohl zu bemerken, und halten Sie mich mich nicht für so dumm, sondern bloß für ungeschickt. Sehr ungeschickt war es, mit einem Scherze brieflich vor Ihnen zu debutieren, der, schwarz auf weiß, Ihnen gestattete, sich einen Menschen dabei vorzustellen, dem bei seiner Gottähnlichkeit nächstens bange werden muss was nicht möglich gewesen wäre, wenn Sie mich dabei persönlich gegenüber gehabt hätten. — Nun seien Sie mir wieder gut, rehabilitieren Sie mich wieder in Ihrer Achtung, erholen Sie sich von dem Schrecken, den Ihnen mein letztes Schreiben einflößte, und erfreuen Sie späterhin wenn Sie Zeit haben, mit den neuesten Sträußchen von Liederblüten — Ihren — warmen Freund — Hamerling.

Im Schreiben vom 24. December 1878 schreibt Hamerling unter anderen an van Bruyck:

Sie beklagen sich über Schlaflosigkeit. Vielleicht sind Ihnen meine Erfahrungen in Betreff des Nachtschlafes nicht ohne Interesse. Ich glaube, dass eine zum größten Theile schlaflose Nacht doch nur dann erheblich schadet, wenn man sie außer dem Bette zubringt. Mir kommt zu statten, dass ich gewohnt bin, im Bette zu lesen und zu arbeiten. Fast alle meine Werke sind im Bette entstanden, hauptsächlich in den frühen Morgenstunden. Die vollkommene Ruhelage des Körpers macht Studium und geistige Arbeit leichter und weniger aufreibend. Da ich mir Theater- und Gesellschaftsbesuch aus mehr als Einem Grunde versagen muss, auch zum Arbeiten abends nicht aufgelegt bin, so gehe ich früh zu Bette und schlafe dann meist bis Mitternacht. Der Rest des Nachtschlafes geht von da an mehr oder weniger in die Brüche. Ich nehme aber in den wachen Stunden ein Buch zur Hand, lese und studiere, schlafe ermüdet wieder ein, erwache und lese wieder u. s. f. Das Bett verlasse ich aber keinesfalls vor 6—7 Uhr. Ich schreibe auch, concipiere Poesie und Prosa im Bette, mit dem Bleistift, und in stenographischer Schrift, an die ich von früher Jugend gewöhnt bin.

[Brief vom 17. November 1883.]

Sie thun mir unrecht, hochgeehrter Freund, wenn Sie meine Art, mich in Briefen kurz zu fassen, als ein „Manierchen" bezeichnen, wie deren jedes „Thierchen" an sich hat. Wer viele Briefe zu schreiben hat und dabei leidend ist,

der kann sich den Luxus langer brieflicher Herzensergießung nicht gönnen. Und so kurz mein letztes Schreiben war, Sie haben es doch nicht recht gelesen. Ich erwähnte — wie schon öfter — meines philosophischen Werks und des Epos „Homunculus“, dessen 1. Gesang Sie kennen. Nun fragen Sie, ob Homunculus der Titel des philosophischen Werkes? So schwer ist es, sich brieflich zu verständigen. Sie fürchten überdies, ich könne, wenn ich ein philosophisches Werk schreibe, als Dichter etwas versäumen. Ist das Ihr Ernst? Besteht im deutschen Publicum ein Bedürfnis nach neuen Versen, und insbesondere nach neuen Versen von mir? Glauben Sie das, oder glauben Sie, dass i ch es glaube? Ich erweise der Menschheit entschieden einen besseren Dienst, wenn ich zur Klärung der Begriffe auf dem Gebiete der Erkenntnis etwas beitrage, als wenn ich einen neuen Band Verse herausgebe.

Im Lauf der Jahre beschwert sich Hamerling mehrmals, dass van Bruyck seine Briefe nicht aufmerksam genug lese, von wichtigen und vertrauensvollen Mittheilungen kaum Notiz nehme und doch immer sehr lange Briefe haben wolle:

„Ihre Behauptung, wer 10 Zeilen schreiben kann, könne ebensogut 30 schreiben, wage ich nicht zuzugeben, da man ja dann auch sagen könnte: wer 30 Zeilen schreibt, kann sechzig, und wer 60 Zeilen schreibt, kann 90 Zeilen schreiben u. s. w., was namentlich für denjenigen nicht gleichgiltig sein könnte, der eben nicht bloß einen, sondern 2, 3, und mehr Briefe oder Briefkarten auf einmal vom Krankenlager aus zu expedieren hat. Leider mache ich im persönlichen Verkehr ebenso peinliche Erfahrungen, als im brieflichen. Kam da neulich eine Frau mit Tochter in meine Wohnung, ließ mir ihre Visitkarte übergeben und wünschte mit mir zu sprechen. Nun empfange ich zwar jeden männlichen Besuch im Bette; aber Frauen im Bette zu empfangen, hielt ich bisher (wenigstens Fremden gegenüber) für eine Unhöflichkeit gegen sie selbst. Ich ließ also mit Bedauern zurückmelden, dass ich die Damen, weil eben das Bett hütend, nicht empfangen könne. Darauf sie: w a n n sie wiederkommen dürften? — Seltsame Frage! Ich ließ erwidern, da mein Aufstehen von meinem Befinden abhänge und ich fast immer bettlägerig sei, könne ich mit Sicherheit Tag und Stunde nicht bestimmen, wann sie mich außer dem Bette treffen würden. Sie entfernten sich, aber nach einer Viertelstunde kam die Tochter wieder: Der Papa lasse bitten, wenn ich die Mama durchaus nicht empfangen könne, möge ich die Visitkarte zurückgeben. Man forderte mir also die abgegebene Visitkarte wieder ab! — Lieber Herr und Freund, wir Menschen sind alle geborene Egoisten und uns in die Lage eines andern zu versetzen, gelingt uns nun einmal nicht. Es sollte deshalb jeder, der den geselligen Anforderungen nicht entsprechen kann, sich in eine Wüste zurückziehen und den Verkehr mit den Menschen lieber ganz als zur Hälfte aufgeben. — Ihr warm ergebener — Robert Hamerling.“

Am 24. October hatte Hamerling an van Bruyck zu schreiben:

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie erwidern meine Äußerung, dass lyrische Gedichte von mir, wenn sie auch noch so großen Erfolg beim Publicum haben, doch n i e m a l s von der Kritik beachtet werden, mit der Bemerkung, Sie könnten auf den Umstand, dass die „D e u t s c h e Z e i t u n g“ in der Besprechung des 1. Heftes der „Deutschen Dichtung“ meinen „Abendstern“ nicht hervorhob, kein so großes Gewicht legen. Diese Erwiderung beweist mir zu meinem großen Schrecken, dass Sie mich für den eitelsten Gecken halten, den jemals der deutsche

Parnaſs getragen! Ihrer Anſicht nach gräme ich mich und jammere ich bloß deshalb, weil die „Deutſche Zeitung" und juſt die „Deutſche Zeitung" meinen „Abendſtern" und juſt den „Abendſtern" zu erwähnen unterlaſſen hat! — Sie gehen noch weiter und ſchließen hieraus, daſs ich mich für nicht genug von der Zeitungskritik „gewürdigt" halte, während doch „wenigſtens" die öſterreichiſche Kritik mich im ganzen jederzeit mit den „ausgezeichnetſten Ehren" überhäufte. Ich ſprach nicht von Würdigung; mein Ausdruck war, daſs ich den Journaliſten im Lyriſchen niemals etwas „zu Danke mache". Dieſer Ausdruck läſst es vollkommen dahingeſtellt, ob die Schuld auf meiner, oder auf Seite der Recenſenten ſei. — Daſs es mir trotzdem von einem gebildeten und mir befreundeten Manne widerfährt, für einen Gecken gehalten zu werden, der über Verkennung klagt, weil eines ſeiner Gedichte in dieſem oder jenem einzelnen Blatte nicht hervorgehoben worden iſt — das übertrumpft alle meine bisherigen Erfahrungen im brieflichen Verkehr. Miſsverſtehen konnten Sie mich nicht, denn ich ſprach aufs allerausdrücklichſte von einer allgemeinen Erfahrung und Regel — von einer Thatſache, die paradox klingt, aber zufällig in einem faſt unglaublichen Maße wahr iſt. Unrecht hatte ich jedoch, dies gebe ich zu, mir durch Ihr begeiſtertes Lob des „Abendſtern" eine Äußerung entlocken zu laſſen, die als Empfindlichkeit gedeutet werden konnte. Das kommt vom Schwatzen — und wenn man ſich in Briefen nicht auf das Nothwendigſte beſchränkt. Zur Strafe zwingen Sie mich nun, einen noch viel längeren Brief zu ſchreiben!

Brief vom 4. October 1887:

Sie verharren auf Ihrer Anſicht, „etwas empfindlich" ſei ich doch, und ein „Sonderling" müſſe ich mir wohl auch in dem Sinne zu ſein gefallen laſſen, wie es Dichter, Künſtler u. dgl. häufig ſind. Sie irren: man kennt mich im Kreiſe meiner Freunde durchaus nicht als empfindlichen Menſchen, und namentlich in Fällen, wenn man Streit mit mir ſucht, entwickle ich eine Gelaſſenheit und Ruhe, über welche mir wiederholt die Bewunderung der Zeugen ausgedrückt worden iſt. Auch von Sonderlingsmanieren dürfte in meinem einfachen Weſen wohl noch niemand etwas bemerkt haben. In dieſer Beziehung bin ich ganz Philiſter, ſowie z. B. auch in Beziehung auf Pünktlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Verläſslichkeit. In dieſen und ähnlichen Dingen nehme ich gar keine licentia poetica für mich in Anſpruch.

Geſchloſſen ſeien dieſe Auszüge mit dem Briefe vom 17. Jänner 1888 an Karl Debrois van Bruyk:

Hochgeehrter Freund! Ich danke Ihnen für Ihre wohlwollenden brieflichen Auslaſſungen über den Homunkel. Sie finden meine Satire ſcharf; aber Sie werden, wenn Sie näher zuſehen, wohl einräumen, daſs die ſtarken Hiebe immer nur aufs Allgemeine gehen, und je mehr ich mich aufs Beſondere einlaſſe, der Ton um ſo milder wird, wie namentlich in der literariſchen Walpurgisnacht, und daſs ich im ganzen Werke von allem Perſönlichen mich ſo viel als möglich fern gehalten. Wie man den achten Geſang trotz des auf den erſten Seiten desſelben Geſagten für „antiſemitiſch" im heutigen Parteiſinne ausſchreien konnte, iſt mir unbegreiflich. Eine rechte Freude, hochgeehrter Freund, würden Sie mir machen, wenn Sie mir die Stellen näher andeuten wollten, an welchen ich, wie Sie ſagen, mich ſelbſt „nicht geſchont zu haben" ſcheine. Glauben Sie ja nicht, daſs Sie mich damit irgendwie verletzen könnten; ich würde Ihnen im Gegentheil den heiterſten Dank dafür zollen.

Trotz solcher Anstachelungen, die der Dichter von dem Componisten erfuhr, und trotz der manchmal piquierten Vertheidigungen, athmen die Briefe des ersteren doch immer eine große Güte, Herzlichkeit und Verehrung für den Freund. Am häufigsten beklagt Hamerling sich darüber, dass der in kümmerlichen Verhältnisse lebende Componist ihm Geschenke macht, dieselben sogar allemal auf der Post frankiert, dieweilen der Dichter sich nicht anders als durch Gegengabe seiner Werke zu revanchieren weiß.

Während des Durchlesens Hamerling'scher Briefe, wie solche allerorts schon, und zwar vielfach ohne Auswahl, veröffentlicht worden sind, fragte ich mich, ob es wohl auch im Interesse des Dichters ist, wenn von den Kleinlichkeiten seiner Menschennatur allzuviel in die Öffentlichkeit dringt? Nun hat man aber gerade bei den Hamerling-Briefen den Eindruck, als seien sie mehr oder weniger mit Hinblick auf eine mögliche Veröffentlichung geschrieben worden und als habe der Dichter manches, was er scheinbar im Vertrauen dem Freunde mitgetheilt, gleichzeitig auch ein wenig zum Fenster hinausgesprochen. Er verfolgte damit wohl die Absicht, vielfach falsche Gerüchte über seine Person, sein Privatleben zu zerstreuen und zu corrigieren. Ist diese Annahme richtig, dann, aber auch nur dann, rechtfertigt sich die Herausgabe all dieser Briefe, Briefchen und Karten, die an und für sich mit einer groß angelegten Dichternatur nichts zu thun haben. A. W.

An die Studenten.

Freier Brief an die in Paris versammelten Studenten von Professor **E. Lavisse**, Ehrenpräsident des Pariser Studentenverbandes. Deutsch von **E. Hermann.**

Meine Freunde, während Ihr beisammen seid, betrachtet einander, studiert Euch gegenseitig recht. Unter der Verschiedenheit des Antlitzes und der Kleidung suchet und findet, worauf die Brüderlichkeit sich gründet, die Euren Herzen Bedürfnis ist.

Die Jugend, sie ist in allen Ländern die Kraft, das Vertrauen, die Hoffnung: alle miteinander liebt Ihr das Leben, Ihr seid eins in der Liebe und Freude zum Leben.

Eure Jugend, Studenten, sie ist auch die Einweihung in die große Arbeit des Geistes, seit den urfernen Anfängen. Ihr kennt das lange Ringen des Menschen mit seiner eigenen Barbarei, seinem Bändigungskampf mit der Natur, deren furchtsamer und feiger Sclave er zuerst war. Heute zählt er seine Siege nicht mehr, heute ist er Herr und König.

Am Aufrichten dieses Königthums haben alle Völker gearbeitet, die Ihr vertretet, jedes mit seiner Kraft und seinem Genius. Alle habt Ihr

Eure Dichter, die in göttlicher Sprache die Gluten der Seele besungen, — Eure Künstler, die das Schöne zum Ausdrucke gebracht, — Eure Gelehrten, die etwas vom Wahren entdeckt, — Eure Philosophen, die die ganze Arbeit des Geistes zusammengefaßt und von Jahrhundert zu Jahrhundert das wechselnde Denken der Menschheit über sich selbst und Gott wiedergegeben haben.

So viele Völker wir sind, wir helfen alle mit an einem Werk ohne Ende.

Das sind viele Gründe der Brüderlichkeit.

Haltet mich jedoch nicht für einen Prediger des Kosmopolitismus. Das Verschwinden des Begriffes vom Vaterland, wenn es möglich wäre, würde der Menschheit Verderben bringen, denn sie lebt von der Mannigfaltigkeit unserer Gaben, von unseren Verschiedenheiten und Wettstreiten. Unsere Contraste, in ihr harmonisiert, sind die höchste Schönheit der Erde.

Ein Vaterland ist das gemeinschaftliche, geheimnisvolle Werk der Natur und des Menschen. Das Band, das Euch an die heimatliche Erde kettet, Ihr fühlt es so stark in Euch, weil es natürlich ist; die Gewöhnung an den Himmel, der Euren ersten Blicken geleuchtet, sie ist so sanft, weil sie natürlich ist. Ihr habt in der Vergangenheit Eures Volkes Freude und Trauer, die Ihr liebt, Helden, die Ihr bewundert, Sagen, die Euch entzücken. Ihr habt eine Fahne, deren Ehre Euch theurer ist als Eurer Leben. Ihr steht auf und entblößt Eure Häupter, um eine Nationalhymne anzustimmen. Der Patriotismus ist eine herrliche Pflicht, die noch den Vorzug hat, sehr klar und bestimmt zu sein. Aus unseren Seelen genommen, welche Leere ließe er zurück!

Hütet ihn fromm; aber während Ihr jetzt beisammen seid, sagt Euch, Studenten jeder Nation: Auch diese, die eine andere Sprache reden und andere Farben tragen, sie fühlen das starke Band, das sie an die Heimat kettet, sie haben die Pietät ihrer Erinnerungen, sie verehren ihre Vorfahren. Und sie haben ihre Fahne und ihr Lied, das die Stirne ernst werden läßt. Was wir in uns selber ehren, ehren wir's in ihnen! Nie wollen wir anderen das zumuthen, was wir selber nicht leiden möchten. Jede Heimat ist jeder andern Heimat Achtung schuldig.

Seid Ihr von diesen Gefühlen beseelt, so bereitet Ihr Euch vor, eines der großen Probleme unserer Zeit zu lösen: zugleich Vaterland und Menschheit lieben und beiden dienen.

Dies Problem ist nicht nahe daran, gelöst zu werden. Zählt nicht auf die Ursachen, die man gewöhnlich angibt für den allgemeinen Frieden der Zukunft: Vervielfältigung, Leichtigkeit, Schnelligkeit der Verbindungen, gemeinschaftliche Interessen diesseits und jenseits der Grenzen, Solidarität im Streben nach dem Besitz des Reichthums. Dem Gelde ist die Macht versagt, eine erhabene Moral zu schaffen.

Überlasst nicht den Bankiers und Handelsherren die Aufgabe, den Frieden unter den Menschen zu stiften? Hat nicht zu allen Zeiten der Handel Krieg gestiftet? Haben nicht im Mittelalter die nordischen Völker auf dem Baltischen Meere um Häringe gekämpft? Und im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, haben nicht große Nationen in schrecklichen Kriegen um die Länder gestritten, wo die Gewürze wachsen? Die Bankherren, um ihre Dividenden zu vergrößern, die Kaufleute, um den Absatz ihrer Waren zu finden — die große Tagesfrage! — Seid Ihr sicher, dass sie nicht die Welt in Brand stecken würden?

Die Wahrheit ist, dass sittliche Umwälzungen, wenn auch durch Interessen veranlasst und unterstützt, nicht ohne Geist und noch weniger ohne Herz vollzogen werden können. Ein Grund zur Besorgnis ist — bei dem mächtigen Lärm der Geldwühler und den ungeheueren Unternehmungen, bei den wiederholten Triumphen der rohen Macht — eine Art Schweigen des Geistes und eine Ermattung des Herzens. Die großen Hoffnungen werden Illusionen genannt und in dem Augenblicke, wo die Grenzen zu zerbröckeln scheinen, überall durchschnitten von Eisenbahnen und Telegraphendrähten — wo Menschen, Gedanken, Interessen fortgerissen werden in schwindelnder Kreisfahrt — entflammt der Nationalgeist so übermächtig, dass er die Menschheit verleugnet.

Meine Freunde, wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Noch einmal, betrachtet einander aufmerksam, zählt die Gefühle, die Euch allen gemein sind, erkennt, dass Eure Seelen sich gleichen, und von den frohen, gemeinschaftlich verlebten Stunden nehmt mit den Begriff, die Leidenschaft, das feste Wollen der Brüderlichkeit.

Zwar dürft Ihr leider nicht glauben, dass Euer guter Wille, wie thätig er auch sei, in die ungeheure Masse der Nationen zerstreut, hinreichen kann, die Welt umzuwandeln. Aber Ihr habt Verbündete aller Art.

Viele lieben und preisen den Krieg noch, sie wähnen sich noch immer in der Zeit, wo er das Gewohnte war und als die naturgemäße Thätigkeit der Regierungen galt, als der einzige Weg zur Größe, die einzige Quelle des Ruhms. Mögen die größten Veränderungen in der Welt sich vollzogen haben, mögen andere Größen und anderer Ruhm allerseits anerkannt werden, mag selbst der Krieg von heute den Kriegen früherer Zeiten so wenig gleichen, als die Eisenbahnen den Waldpfaden unserer wilden Urahnen, sie wollen all das nicht sehen. Sie lieben den Krieg übrigens wegen der strengen Zucht, die er auferlegt, der Aufopferung, die er fordert und jener Tugenden, die er unstreitig fördert. Sie halten noch fest am alten Begriff eines schrecklichen Gottes — einem Begriff, der hinter dem jetzigen Erkennen unseres Gewissens weit zurückbleibt und religionsgefährlich ist — und sie lehren, dass der Krieg wohlthätig, von der

Vorsehung gewollt sei. Aber gebt diesen Anhängern des Krieges die Macht, ihn loszulassen, sie werden's nicht wagen, keiner würde es wagen. Diese Furcht ist der Anfang der internationalen Weisheit. Sie ist kein edles Gefühl, aber die edlen Gefühle sind nicht allein wirksam — bei weitem nicht.

Und ferner entrollen sich merkwürdige Begebenheiten vor Euren Augen, ich denke, Ihr merket darauf. Europa wird bedroht, nicht diese oder jene Nation: Europa. Zweimal, in kurzen Zwischenräumen, hat es sich einigen müssen, rathschlagen, den Versuch zur gemeinsamen That machen. Es hat einen europäischen Verein gegeben nach dem armenischen Blutbad und dem griechischen Kriege, es gibt jetzt wieder einen europäischen Verein nach dem Blutbad in China. Seltsame Vereine: damals wie jetzt, ein beunruhigender Conflict von Interessen, von Misstrauen und bösem Willen und altem Hasse!

Wie verfrüht der Gedanke an eine Föderation der europäischen Staaten noch ist, die Haager Conferenz hat es übrigens zur Genüge gezeigt: so groß die Absicht, so klein war der Erfolg. Aber jede große Sache hat ihre armseligen und ungeschickten Anfänge und eine so tiefgehende Umwandlung der menschlichen Sitten wird erst dann stattfinden, wenn die klare, langgefühlte Nothwendigkeit alles Widerstreben überwunden hat.

Diese Nothwendigkeit wird sich fühlbar machen. Man hat dem zwanzigsten Jahrhundert mancherlei prophezeit. Etliche meinen, es werde eine Rückkehr zu den Anschauungen und dem Geiste der Vergangenheit bringen, andere sagen den Triumph von Demokratie und Wissenschaft voraus. Fürchtet keinen Rückschritt, hoffet auf keinen zu raschen Sieg der Gerechtigkeit und Vernunft. Mir erscheint als eines der wahrscheinlichsten Ereignisse im zwanzigsten Jahrhundert die Abrechnung Europas mit dem Islam und der gelben Rasse. Islam und Gelbhäute haben mit uns abzurechnen, gesteh'n wir's ehrlich. Beide hassen unsere Cultur, unsere Macht, unsere Oberherrschaft. Dem Islam sind wir Ungläubige, den Himmelssöhnen Barbaren.

Das ungeheuerliche Bündnis dieser beiden gegen uns ist eine Möglichkeit der Zukunft. Doch Prophet sein, ist ein gewagtes Ding. Etwas ist sicher, nämlich, dass unsere Rivalitäten und Zwistigkeiten nicht mehr den einzigen Stoff der Politik bilden können. Freund und Feind haben gemeinschaftliche Gegner. Franzosen, Engländer, Deutsche, Russen, wir können alle von einander, im Gegensatz zu andern, w i r sagen. Hat nicht der deutsche Kaiser selbst, so stolz auf sein großes Deutschland, zu seinen Seeleuten vom europäischen Einvernehmen gesprochen? Hat er nicht gesagt: Nicht neben den anderen kämpfen, hieße das abscheuliche Kainswort wiederholen: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Diese kaiserliche Anerkennung der allgemeinen Brüderlichkeit kam unerwartet.

Hoffen wir, dass Europa nach und nach sich an gemeinsame Berathung gewöhnen und für gemeinsame Thaten organisieren wird, dass seine Diplomatie, seine Flotte, sein Heer europäisch sein werden, denn sollte es auf seinen Irrwegen bestehen und fortfahren, der gelben Welt zugleich Gründe und Waffen zum Kriege zu liefern, um dann, wenn der Krieg ausbricht, sich in rathloser Zerfahrenheit zu zeigen, es gienge der Schmach des Unterliegens entgegen, es würde seine Hegemonie einbüßen und mit Recht.

Dem zu einem Bunde vereinigten Europa wären alle Hoffnungen erlaubt. Nach und nach könnten die alten Händel vergessen werden, das alte Unrecht, unter denen unser ganzer Welttheil leidet, könnte der Vernunft und dem allgemeinen Interesse weichen. Höret mich recht: Das föderale Europa würde ein Föderalgebiet brauchen. Denkt Euch dies Gebiet allen geschenkt, ein gemeinschaftlich gebrachtes Opfer großer Nationen. Der europäische Staatenbund wäre fest gegründet an dem Tage, wo der europäische Bundesrath sich versammeln könnte dort auf dem Streitpunkt, wo Straßburgs Münster sich erhebt.

Es bliebe dann noch, dass Europa, nachdem es gelernt, gerecht und gut an sich selbst zu handeln, ebenso handelt gegen „die andern". Seine moralische Überlegenheit gebietet ihm Gerechtigkeit und Güte, verbietet ihm die Lüge gegen die Völker anderer Rasse und Farben. Und ist es denn wahr, dass wir nach China und anderen Ländern gehen, einzig und allein, um unsere Cultur dorthin zu tragen? Sind Opium und Alkohol Culturfactoren? Ist es wahr, dass eine Hauptsorge der Europäer ist, das Christenthum den Barbaren zu bringen? Und wenn diese Barbaren freche Lügner sind, ist das ein Grund, sie wieder zu belügen?

Wenn die europäische Menschheit zustande käme, würde sie die afrikanische und die asiatische Menschheit achten lernen. Sie würde den andern das Recht zuerkennen, nicht zu sein, wie sie selber. Und die Zeit des Friedens unter allen Menschen könnte näher kommen.

Nehmen wir an, dies alles sei nur ein Traum. Aber müssen wir nicht träumen? Und welch bessere Gelegenheit könnte ich finden, als diese Versammlung der Jugend aller Länder, in dem Arbeits- und Friedensfeste, das unser Frankreich der Welt bietet? Der Traum ist der praktischen That nicht unnütz. Er ist ihre Poesie, der ferne Horizont, das Jenseits. Und zeigt er nicht, dieser Traum, ganz zweifellos, was da gethan werden sollte? Und was gethan werden sollte, muss man's nicht sagen?

Meine Freunde! Alte Geschichtsprofessoren wie ich wissen, wie langsam die Dinge fortschreiten. Ihnen heißt morgen die Unbegrenztheit der Zukunft, ein Jahrhundert ist ein Tag im Leben der Menschheit. Der Blick, den sie in die fernste Vergangenheit werfen, ist kurz im Vergleich mit dem, den sie in die Tiefen der Zukunft wagen. Dies ent-

schuldige die Graubärte, wenn sie den jungen Köpfen eine Fernsicht öffnen möchten, auf die mögliche Menschheit der Zukunft. Wohl sehen sie das Lächeln und das schlimme Gerede der Skeptiker voraus, — es ficht sie nicht an.

Junge Männer Europas, Ihr seid auf Erden eine Auswahl. Euer ist alles, was das religiöse und philosophische Denken der Ahnen unserer Cultur erstrebt: Griechenland, die herrliche Schülerin des alten Orient, Jerusalem, das den Gott entdeckt, der der Menschen Vater heißt, Rom, die Gesetzgeberin. Und Ihr kennt auch Verdienste und Genius der Völker, die heute leben. Begreifet, dass sonderlicher Adel Sonderliches von Euch fordert! Kriecht nicht in der Alltäglichkeit dahin. Scharrt Euch nicht, wie in eine Zelle, in die kurzen Stunden der Gegenwart ein. Erhebt Euch zu hohem Denken. Stärkt Euch in Hoffnungen ohne bestimmte Erfüllungsfrist. Und wo Ihr auch lebt und was Ihr thun möget, haltet fest an Eurem Denken und Hoffen. Theilt es andern mit.

Das Beste, was Euch werden kann, ist zwar, aus der Ferne, aus sehr weiter Ferne das gelobte Land zu erblicken. Aber wenn Ihr das Menschheitsideal in Euch hegt und liebt, wird es Euch Labsal sein, zu denken, dass ein Tag kommt, wo das gelobte Land die ganze Erde sein wird.

Ein Bergstieg in den Tauern.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Soviel ich mein Lebtag auch im Gebirge umhergestiegen bin, zu einer Touristenausrüstung habe ich's nie gebracht. Mit demselben Spazierstock, der mir in meinem Hausgarten Gesellschaft leistet, klettere ich an den Wänden hinan, fahre ich über Schutthalden ab. Mit denselben Schuhen, die meine Füße auf dem Bürgersteige der Stadt umspannen, wandere ich über das schründige Eis, und an Lebensbedarf nehme ich nicht mehr mit, als was in den Taschen des Rockes und des Übermantels Platz hat. Meine Bergpartien werden eigentlich nie vorbereitet. Das Sommerhaus steht so nahe an der Eisenbahn, dass ich mich oft erst zur weiteren Ausfahrt entschließe, wenn das Signal des ankommenden Zuges schon ertönt. Was man in den wenigen Minuten an dem Nothwendigsten zusammenrafft — das Taschenmesser und eine gute Karte nicht vergessend — das habe ich bei mir auf der Fahrt ins Hochgebirgsland und auf den manchmal tagelangen Wanderungen daselbst. Zumeist fehlt sogar das Notizbuch und der Bleistift. Auch gut. Die merkwürdigeren Eindrücke haften ohnehin von selbst, um die anderen ist's kein Schade, wenn sie unangemerkt bleiben.

Eine solche gänzlich unvorbereitete Ausfahrt war jene am 1. August des laufenden Jahres. Ich war bloß so in den Zug gesprungen. In Bruck an der Mur wußste ich noch nicht, wohin. Blieb sitzen bis Leoben, dort wußste ich's auch noch nicht, nahm aber eine Fahrkarte bis Wald. — Wald liegt in den Tauern an der alten Salzstraße. Es ist der höchste Punkt der Bahnstrecke von St. Michael bis Selzthal. Das Liesingthal auf dieser Seite steigt, das Paltenthal auf der anderen Seite fällt so sachte, dass man die Höhe des Passes nicht merkt, die 849 Meter beträgt. Die gelben Kornfelder und prangenden Obstbäume bleiben mählich zurück, zwischen den Waldlehnen nur noch feuchtes Wiesengrün. Und auf dieser Alm stehen, eine halbe Stunde weit auseinander, die zwei Kirchen, die evangelische und die katholische. Nach außen unterscheiden sie sich durch die Thurmkreuze, die evangelische trägt das einfache Kreuz, die katholische das römische mit den zwei Querbalken. Die Bevölkerung der beiden Bekenntnisse hat ziemlich den gleichen Charakter und lebt untereinander in guter Verträglichkeit. Evangelischer Pfarrer zu Wald ist seit 1847 Senior Johann Kotschy, ein gott- und weltfroher Mann, der für Erhaltung des Evangelismus in Steiermark reiche Verdienste hat und deshalb von unserem Kaiser schon mehrfach ausgezeichnet worden ist.

Die evangelische Kirche in Wald kommt in ihrer Ausstattung der katholischen Art so nahe, als es die Sache erlaubt; über dem Altare ist ein Abendmahlbild von dem heimischen Naturkünstler Pacher. Das katholische Gotteshaus hat wenig überflüssiges Flitter- und Fahnenwerk, ist — mit Ausnahme einiger alter geschnitzter Heiligengruppen — ganz schlicht gehalten, so dass die beiden Nachbarkirchen dieses stillen Alpenthales ihrer nahen Verwandtschaft sich frei und friedlich bekennen.

Theils hinter waldigen Vorbergen, theils unmittelbar aus dem Thale aufsteigend erheben sich die hohen Berge der Tauern, deren Kuppen und Kegel kahl und braun sind und wenig Gestein haben. Bei der evangelischen Kirche zweigt gegen Westen sich ein tiefgefurchter Enggraben ab, aus dem die junge Liesing hervorkommt. Es ist der finstere Liesinggraben, der drinnen im abgeschlossenen Bergkessel sich von den Tauern niederfurcht. Am Eingang dieses Grabens sollen einst Bauern gegen die einbrechenden Türken gekämpft und diese zurückgeschlagen haben. Die Stelle wird noch heute „auf der Streit“ genannt. Nach dem Siege kamen die Leute wieder hervor, die sich in den Höhlen verborgen gehalten hatten. In eine der Höhlen aber waren Türken eingedrungen und hatten die Flüchtlinge qualvoll zu Tode gemartert. Derlei Türkensagen kommen in Steiermark häufig vor und das Gedächtnis an jene schrecklichen Zeiten wird vielerorts noch erhalten durch Türkenkreuze, Türkenläuten u. s. w.

Rechts vom Liesinggraben, hoch oben zieht sich von der Tauernkette ein Glied gegen Wald vor, wo es jäh abstürzt. Dieser Vorsprung

ist die Schobergruppe mit der Greimelhöhe, dem Kleinschober und dem Großschober. Die hohe Pyramide des letzteren fällt dem von Süden kommenden Reisenden schon bei Seiz und Kammern auf, sie steht ganz im Hintergrunde des Hochthales, und nach einer halben Stunde braust der Eisenbahnzug bei Wald an ihrem Fuße vorüber.

Diese östlichen Tauern nennt man die „Niederen Tauern“, ihre Spitzen stehen 1800 bis 2500 Meter hoch. Diese mäßige Höhe ist ein großer Vortheil für Bergsteiger, die eine weite Aussicht suchen. Während in den westlichen Hochgebirgen halbe Tage nöthig sind, um einen Gipfel zu erreichen, der die Nachbarn überragt, genügen bei uns in Steiermark zwei bis drei Stunden, um einen Fernblick zu gewinnen, der nicht minder hochalpin erscheint in der Mannigfaltigkeit seiner Urgebirge und Kalkalpen, über deren Runde die meerähnlichen Flächen der östlichen Länder und die Eisfelder der westlichen Gletschergebiete hereinleuchten.

Zwei Uhr mittags war's, als ich in Wald aus dem Zuge stieg. Was aber nun? Das Wetter heiß, die Luft klar. Eine Wegtafel nächst dem Bahnhof nennt einige Touren. Als nächster Berg westlich des Ortes steigt steil und spitz also der Großschober auf, die Tafel sagt: Bis zur Spitze vier Stunden. Einstweilen eine Tasse guten Kaffees in Pacherneggs Gasthaus, dann war der Entschluss gereift. Um zweieinviertel Uhr begann, in der Tasche ein Stück Rauchfleisch und ein Stück Brot, der Anstieg auf den Schober. Der gut markierte Weg steil und steinig, aber schattig. Kein Schritt umsonst, jeder findet festen Grund und bringt einen höher. Mit je sechs Schritten — rechnete ich — einen Meter zu gewinnen. Auf solche Berge kommt man am schnellsten, wenn man sehr langsam geht. Langsam, ohne zu rasten, ohne auch nur einmal stehen zu bleiben. Das Stehenbleiben und das Wiederangehen bedarf mehr Kraft, als das gleichmäßige Voranschreiten. Mein fast ängstliches Haushalten mit der Kraft schon in den ersten Minuten einer Partie wurde oft verlacht, aber später lachte oben auf hoher Bergspitze einer, während die „Eiligen“ noch tief unten waren und schon vor lauter Schnaufen nicht mehr lachen konnten. Allerdings, wenn bei diesem Gange auf den Schober die Waldlichtungen entzückende Bilder ins Thal und in die jenseits sich entwickelnden Berge boten, da war es schwer, nicht stehen zu bleiben. Und es ist eigentlich auch nicht gut, dass viele ihren ganzen Trumpf auf das Panorama der Bergspitzen setzen und die Einzelbilder unterwegs vernachlässigen. Diese Einzelbilder zeigen sich später lange nicht mehr so schön, als in der Umrahmung von dunklen Fichten, Felsen und Berghängen. Bergpartien haben nicht bloß ein Ziel, sondern auch ein Unterwegs, das nicht übersehen werden soll. Jedes Wässerlein, über das man setzt, jeder Zaunstiegel, über den man steigt, jede Ochsenheerde mit den gehörnten Häuptern, jede Schirmtanne, die uns mit ihrem Riesengeäste

beschattet, jedes Wildhuhn, das plötzlich aufflattert, jeder bemooste Felsblock, der vom Hochgewände niedergebrochen ist und nun zwischen Knieholz und Alpenrosenstrauch ruht, ist ein Ereignis für den Naturfreund. Wer Zeit und Mittel hat, der soll das Unterwegs genießen und nicht stets der Stunden gedenken, die das Reisebuch oder die Wegtafel bis zur Spitze vorschreibt. Auch in der Touristik schlägt dem Glücklichen keine Stunde. Nun, ich musste haushalten mit allerhand, die Sonne duckte sich stellenweise schon hinter der Greimelhöhe und den Kleinschober, die hoch und finster über mir in den Himmel hineinragten. Die Großschoberspitze selbst zeigte sich zwischen dem Gewipfel nieder nur ein paarmal und zwar in erschreckender Ätherbläue. Also langsam, nur immer langsam voran.

Noch mehr im Walde als auf der Almmatte fand ich eine Schwaig. Ein kleines Dorf von Hütten, wovon einige kein Dach mehr haben und verfallen. Von Huflattichen und Nesseln umwuchert. Etliche Schweine wühlen in der moorigen Erde und grunzen. Die Schwaigerin scheuert am Brunnen die „Schaffeln", ein junger Bursche dängelt vor der Hütte die Sense. Das sind die Schwarzbeerhütten. Ich kehrte zu auf ein Töpfel Milch, denn mir fiel ein, auf das Mittagessen vergessen zu haben.

„Wie weit noch auf die Spitze?"

„Auf n Hochschober?" Der Junge betrachtete mich vom Kopf bis zum Fuß. „A schlechter Mensch wird wohl noch a zwo Stund brauchen."

Ich belange den Almjodel wegen des Delictes nicht bei Gericht, der steirische Bauer versteht unter einem „schlechten" Menschen in diesem Falle nicht einen bösen, nur einen schwächlichen.

„Wenn es schon finster wird, bis ich zurückkomme, dürfte ich hier übernachten?" Solches Wort war an die Schwaigerin gerichtet.

„Halt auf dem Heu liegen, wenn Er mag. Aber rauchen halt nit. Das leid ich nit auf'm Heu."

Da konnte ich nichts versprechen. Wenn der Lungendampf kommt bei der Nacht, da kann ich eine Stramoniumcigarette nicht meiden. „Sonst könntet Ihr morgen einen Kranken haben."

„Das lieber nit."

„So will ich wieder anrücken."

„Vom Weg kann Er nit ab. Nur alleweil der blauen Mark' nach."

„Ist's genug?" Zwanzig Heller hatte ich für die Milch hingelegt auf das Brett.

„Aber na, dass der Herr gleich jetzt schon das Nachtmahl zahlen will! Das Tröpfel Milch da! Ein Vergelt's Gott ist auch genug."

Es ist noch die alte schlichte Bescheidenheit auf diesen steilen Bergen. Wird schon anders werden. Es kommen allerhand Fremde. Die einen geben für ein Glas Milch das Doppelte dessen, was begehrt wird; die

andern handeln vom lächerlich geringen Preis noch einen Theil herab, also das Naturvergnügen klug mit dem Geschäfte verbindend. — Kaum war ich von den Schwarzbeerhütten über die Matte hinauf ein paar hundert Schritte gegangen, fand sich weder an Baum noch Stein meine blaue Marke. Die Richtung nach links über die frisch gemähte Wiese hin war einladender, doch nach dem Bau des Berges zu schließen, wie er vom Thale aus zu sehen gewesen, musste ich nach rechts. Da gieng's bald in das Dickicht hinein. Immer eine bedenkliche Sache, man will nicht umkehren, nicht an Höhe verlieren, irrt in der steilen Wildnis planlos umher und verthut Zeit und Kraft. Nie fühlt man sich weniger müde und nie ist der Kräfteverbrauch ein rascherer, als wenn man in der Irre umherläuft, nie rieseln die Perlen des Schweißes üppiger. Für meinen Trotz, justament zu den Hütten nicht zurückzugehen, hatte ich eigentlich ein abscheuliches Versteigen in den Zerben und Felsen verdient, statt dessen stieß ich doch wieder zum Fußsteig mit der blauen Marke. Der führte nun allmählich aus geschlossenem Wald, die Fichten standen schütter, waren vermoost und zerzaust. Das Knieholz begann, der Alpenrosenstrauch ebenfalls. Hin und hin hatte der Steig zwischen Rasen sich tief eingefressen in die schwarze Erde mit den weißen Steinen. Die Gegend jenseits des Thales hatte sich groß entfaltet, vom röthlichen Felsenross des Hochreiting eine Reihe grüner und brauner Bergkuppen und hinter denselben eine höhere Reihe grauer Felsengebirge, aus welchem ganz draußen im Norden das Riesenhorn des Admonter Reichensteins dämonisch aufragt. So großartig das ganze Bild ist und sosehr die Füße stolpern im Gestein, dieser Reichenstein reißt das Auge immer wieder an sich.

Endlich mündet der Steig auf den grünen Almboden ein, der zwischen dem Klein- und Großschober liegt. Hier weideten weiße Ochsen, die sich mir vertrauend nahten; hinter dieser lebendigen Staffage that sich der erste Blick in die große Tauernwelt auf. Vor allem oblag mir die völlige Eroberung meines Berges. Der letzte steile Kegel, an welchem stellenweise kleine Steinriffe bloßliegen. Etwas übermüthig hatte ich den glatten Boden verschmäht, und war zwischen den Steinen hinangeklettert und hatte mich dabei in fünf Minuten mehr angestrengt, als auf dem ganzen übrigen Weg. Während ich nach Athem rang und die Beruhigung des Herzschlages ein wenig abwartete, gab es Zeit darüber nachzudenken, wie mit der Bergkraxlerei ein bisschen Thorheit immer verbunden ist. — Endlich war der Berg überwunden. Nach dreieinviertelstündiger Wanderung stand ich auf der Spitze des an 1900 Meter hohen Großschober.

In der Umgebung kahle Kuppen, grüne Mulden, Schneelager. Alles was Wald ist, aus den Tiefen heraufblauend. Das ganze Hochthal, von Seiz an bis nach Rottenmann, liegt offen wie ein Kartenstreifen da mit seinen schimmernden Ortschaften. Jenseits desselben das

massige Urgebirge mit dem Zeiritzkampel als dessen höchster östlicher Punkt. Hinter dieser Bergreihe ragen höher die Kalkwände des Reiting, der Eisenerzer Berge, des Hochschwab, der Johnsbacher- und Admonter-Alpen, als das Hochthor, der große Buchstein, das Sparafeld und vor allem die merkwürdigste Erscheinung des ganzen Panoramas, der schiefe Riesenthurm des Reichensteins. Im Norden fern liegt die graue riffige Bank des Todten Gebirges. Gegen Westen die kahlen Gebirgsketten der Tauern, aus welchen als die höchsten Punkte der Bösenstein, der Griesstein, der Reichardt aufragen. Zwischen unserem Standpunkte und der Reichardtgruppe liegt das tiefe Engthal der finsteren Liesing. Gegen Süden hin, über dem Steinkegel des nahen Kleinschobers, begrenzt unseren Umblick der verschwommene Zug der Murthaler Alpen. Der Rundblick vom Großschober ist weniger weit als plastisch. Mit Ausnahme des cultivierten Liesing- und Paltenthales ist die ganze Gegend wild. Keine Ortschaft ist zu sehen, nur hie und da ein röthlich leuchtender Waldschlag oder eine Almhütte. Der Rasen um uns ist nur stellenweise zerrissen von Eis und Sturm, sonst grünt er frisch und hat helle Blümlein. Der funkelnde Sonnenstern legte im Sinken noch sein reines Licht auf das erhabene Bergrund und gab jedem seine Farbe, dem Urgebirge das sammtene Grün, seinen Felsen das marmorne Braun, den Kalkbergen das silberige Weiß. Und alles im heiligen Schweigen.

Wer kann die Spitze eines Berges verlassen, ohne sich auf den höchsten Stein zu stellen, gedenkend des Engelgesanges: „Ehre sei Gott in der Höhe! — Dann ein Niedersteigen gegen die Wohnstätten: Und Friede den Menschen! —

Bei den Schwarzbeerhütten bin ich nicht zugekehrt, denn die Sonne schien noch golden über das Land hin und meine Beine meinten: Hätten sie bei der Tageshitze schon heraufsteigen müssen, so wollten sie in der Abendkühle auch gerne wieder zu Thale hüpfen.

Auf dem katholischen Thurme zu Wald leutete gerade die Ave-Maria-Glocke, als ich über den Wiesenplan hin zu den Häusern schritt. In Pacherneggs Gasthaus gab's vorerst ein gründliches Waschen der Außenseite und dann ein kaum minder gründliches Befeuchten der Innenseite. Mein Gaumen war sehr bescheiden gewesen, nicht ein einzigesmal auf dem ganzen Wege hatte er zu trinken verlangt, nicht dort, wo Quellen rieselten und nicht dort, wo weitum kein Tropfen zu haben gewesen wäre. Und jetzt auf einmal, in froher Tischgesellschaft, nahe am Bierkeller, gestand er redlich seinen Durst. Auf den Bergen allein, im Wirtshaus zu mehreren, so gleicht sich's fein aus. Völlig entsprach es der Stimmung, wenn die lieblichen Wirtstöchter nun anhuben zu singen:

„Von der Alm, da ragt ein Haus
Still und fein ins Thal hinaus,

Drinnen wohnt mit munt'rem Sinn
A schöne Senderin.
Die Sendrin singt so manches Lied,
Wenn durchs Thal der Nebel zieht,
Und sie singt mit munt'rem Sinn:
Auf der Alma, auf der Alma,
Auf der Alma gibt's ka Sünd."

Jetzt redete aber die Wirtin drein, eine weißhaarige, noch frische Frau, die sagte: „Die Weis' ist schön, aber's Lied selber g'fallt mir nit, das hat ein Stadtherr g'macht. Singts lei einmal ein g'rechtes Almerisches."

„Ich weiß schon eins, Mutter", antwortete der Töchter eine und drällerte:

„Da Knia-wiggl-woggl-Hons,
Und da Stroh-Pinggl-Panggl Fronz,
Und ös Klee-blittl-blattl Spielleut,
Gehts geigts mar an Tonz!"

In diesem Tone geht's manchmal her dort im Hospiz an der Salzstraße. — Als uns die trauliche Wirtsstube entließ, war es Mitternacht. — Vom Fenster meines Schlafzimmers aus blickte ich noch die schwarze spitze Masse an, die draußen stand unter den Sternen.

Am nächsten Morgen bin ich — eine behagliche Müdigkeit in den Beinen und eine behagliche Sättigung des Naturhungers — heimgekehrt in meine vier Wände. Aber kaum die Glieder sich ein wenig ausgerastet, ist auch der Hunger wieder da. Ich kann nicht, o mein Gott, ich kann mich nicht satt sehen an deiner unbeschreiblichen Alpenwelt.

Der Tod in den Alpen.

Also nennt sich ein im Wagner'schen Verlag zu Innsbruck erschienenes Büchelchen von Anton Renk. Es ist eine stimmungsvolle Plauderei über Todtensitten, Todtenglauben, Grabinschriften, besonders in Tirol. Zur Probe einiges aus des Volkes Todtenglauben:

„Wenn ein Hund vor einem Hause heult, stirbt darin jemand. Dergleichen ist's, wenn andere Thiere sich hören lassen. So die Habergeis, ein drachenartiger Vogel, das Herdhammerl, die Todtenuhr, die aus der Wand klingt, der Todtlacher, der Unglückskauz, der sein ‚Komm' mit!' durch die Nacht ruft."

„Wenn beim Pflügen die erste Furche gegen die Kirche fällt, stirbt jemand im Hofe während des kommenden Jahres." (Zingerle.)

„Wenn bei der Hochzeitsmesse das Sterbeglöcklein läutet, stirbt eines der Brautleute bald."

„Wenn in einem Hause in einem Jahre zwei sterben, folgt noch ein drittes nach.“

„Wenn bei einem Todtenamt eine Kerze vom Altar fällt, stirbt bald eines nach.“

„Wenn ein Himmelbrand, der beim Hause blühte, bricht, stirbt bald jemand.“

„Wenn Hausgeräthe über Kreuz liegen, ist ein baldiger Todfall.“

„Vor dem Tod guter Bekannter hört man raffeln.“

„Wenn Kinder ‚Grab‘ spielen, sterben sie bald.“

„Wer in ein offenes Grab stürzt, muss bald hinein.“

Von einem Grabe soll man keine Blumen nehmen, sonst muss man sterben. (Zingerle.)

Dem Todten muss man die Augen zudrücken, sonst stirbt bald eines nach. (Zingerle.)

„Am Thomastag legt man in eine halbe Nussschale ein Zettelchen mit dem Namen einer Person, ein brennendes Wachskerzl befestigt man. Dann lässt man die Schalen schwimmen. Erlöscht ein Lichtlein, so stirbt der, dessen Namen am Zettel steht, binnen Jahresfrist.“

Und aus den Todtensitten Folgendes:

Matt, mit eingefallenen Wangen, müden Augen liegt der alte Bauer im Bette. Ein Kreuz steht am Tisch, zwei Lichter dabei. Der Priester betet. „Im Kopf hängen drei Blutstropfen“, sagt der Volksmund. „Fällt einer der seitlichen, so wird man gelähmt, fällt der mittlere, so stirbt man.“ Eine heftig keuchende Brust, ein kurzes Röcheln, noch ein Blick mit weit aufgerissenen Augen. Er sinkt zurück. Laut weinend birgt das Nannele ihr Gesicht im Kissen. Es ist vorbei. Der dritte Blutstropfen ist gefallen. Der Tod ist gekommen. Der Priester löscht die Kerzen. Das Nannele drückt den Vater die Augen zu. Wenn man einem Todten die Augen nicht schließt, stirbt bald eines nach. Die Bäurin macht die Thür auf, damit die Seele hinaus kann. Ist nichts offen, so geht die Thüre von selbst auf. Die Seele des Guten fliegt als weißes Wölklein zum Himmel. (Zingerle.) „Zieh dem Vater den Ring ab, Nannele.“

„Wer Schmuck trägt, kann nicht selig werden.“ Es ist eine mächtige Moral, die das sagt. Der Erdentand muss weg. Auch kein Geld darf dabei sein. Der größte Herrscher der Erde, das Geld ist überwunden.

Die Aufbahrung ist verschieden. In manchen Gegenden liegt der Todte bekleidet auf einem Gestell — früher das Rechbett — von re Leiche. Eine Jungfrau trägt eine Krone, in den gefalteten Händen ist ein Kreuz. An andern Orten wird die Leiche ins Bett

gelegt und ganz zugedeckt. Dies im Oberinnthal. Man sollte dagegen einschreiten, denn es liegt eine große Last schwerer Bauernbetten auf dem Todten. Diese Art Aufbahrung geschieht schnell nach dem Tode. Der Todtenbeschauer ist erst auf dem Weg ins stundenweite Bergdorf. Wenn ein Scheintod vorläge, müsste der Kranke ersticken.

Die Nacht hindurch halten die Nachbarn die Todtenwache. Wohl jedes Haus fast schickt einen Vertreter hin. Das ist das ländliche Zeichen des Mitgefühls. Dabei wird gebetet und manches erzählt und getrunken.

„Lang schon hab ich's gewusst, dass es da aus'm letzten Loch pfeift", sagt die Gräbercenz.

„Ja, er hat's glauben müssn. Einmal müssen wir auch einruckn zur großen Armee."

„Er hat alleweil gsagt, wer lang Suppen isst, werd alt."

„Was hat ihm denn gefehlt?"

„Nimmer derschnauft hat er's."

So redet das Volk vom Tode. Es sind viele Redensarten da, manche enthalten schöne Bilder, Hoffnungen, Euphemismen. Andere wollen durch ihren Humor die entsetzliche Wahrheit des Todes mildern, und nicht Gemüthsroheit ists, die manchen derbwitzigen Ausspruch hervorbringt. Bei Behandlung der Grabschriften können wir den Ausdruck des Todgedankens in der Sprache besser beurtheilen, als in einzelnen landläufigen Wendungen.

Bevor eine Leiche aus dem Hause getragen wird, kommen alle Bewohner ins Zimmer. Der Hausvater, in dem Menschenkreis stehend, räuchert mit Kranewittbeeren oder Holz. Wer von den Hausinsassen nicht dabei ist, stirbt nach. (Zingerle.)

Das Begräbnis ist auf dem Lande meist in der Früh, daran schließt sich das Todtenamt. Die Betheiligung ist stets zahlreich. Im Lechthal trägt die nächstverwandte jüngste Person 5 Kerzen, „weitere" Verwandte" 4 und noch weniger. An manchen Orten beobachtet man die Sitte, beim Leichenzug nicht zu beten, damit die Verwandten ungestört ihrem Schmerze sich hingeben können. Ist ein Mädchen gestorben, so tragen meist Jungfrauen den Sarg. Bei dem Todtenamte erfährt der Priester das jenseitige Schicksal des Gestorbenen. Doch niemandem darf er etwas sagen. Wenn er bei der Trauermesse stockt, steht es schlecht um die Seele des Verschiedenen.

Der Sarg sinkt in die Erde. Weihbrunn wird nachgesprengt, dumpf fallen die Schollen in die Tiefe, wie ernste Stundenschläge einer neuen, jetzt beginnenden, unbekannten Zeit, der Zeit des Vergessens. Des Vergessens? Nein, denn das Rechbrett, das Holzkreuz, die Todtenkapelle, das Marterl, die Allerseelenlichter und Blumen zeigen, dass

das Landvolk viel an seine Todten denkt. Noch mehr aber die vielen Sagen von armen Seelen und Büßen künden uns davon. Das Grab des Bauern bildet zu den Festzeiten meist einen glattgestrichenen, dachförmigen Hügel. Darin steckt das Kreuz, Holz oder Eisen mit Flittergold. Der Buchs umrandet die Ruhestätte meistens; auch kleine Nelken und „Ewigkeitsblümeln" finden sich häufig. Doch auch an anderen Stellen finden wir Denkmale. Sie stehen an Zäunen, oder sind in Stegbrücklein die Rechbretter, auf denen der Todte lag, angebracht. Der Name, die Todeszeit, ein sinnvoller Spruch steht darauf und meist die Bitte um ein Vater unser. In Tirol sind diese Rechbretter nur in Außerfern, bei Lermoos und Reutte, zu finden. Über die Sümpfe sind sie gelegt.

Das germanische Leichenmahl findet noch statt. Zum Schlusse dankt einer meist in einer längeren, formelhaften Rede, die mit dem Sündenfall im Paradiese beginnt und mit dem letzten Opfer der Sühne, dem eben Verblichenen schließt. Es folgt ein Gebet. Darauf danken die Hinterbliebenen für den Beistand. Eine solche Leichenrede findet sich in Zingerles „Sitten, Bräuche und Meinungen".

Heilig ist der Ort des Grabes. Keine Blume soll man pflücken, ohne für den Todten zu beten. Mit Papierrosen, Georginen werden Figuren eingelegt in die Erde des Hügels. In Blumenmosaik ist ein Herz zu schauen, ein Kranz, der Namen Jesu. So ist's zu Festzeiten. Wenn der Bauer aus der Kirche kommt, spritzt er Weihbrunnen zu beiden Seiten des Weges auf die Gräber aus.

Der Hort der Ruhe, der heilige, wird geehrt. Aber nicht alle finden Ruhe im Grabe, die man hingebettet hat. Eine Lilie sproßte aus dem Grabe des Anderl von Rinn empor, Rosen bedeckten das der wohlthätigen Huberin von St. Nikolaus, die zur Pestzeit so hilfreich war.

Das Nichts hat begonnen. Das Nichts kann sich der Mensch nicht vorstellen. Der Glaube, die Hoffnung, die Gerechtigkeit schaffen eine Traumwelt, die Todtensage. Manch altgermanisches Fleisch ist unter dem christlichen Talare noch verborgen. —

Von all dem und anderem weiß Renks Büchlein: „Der Tod in den Alpen" uns zu erzählen. Freilich ist der Stoff nicht zu erschöpfen, weil es eben die Volksseele nicht ist.

Kleine Laube.

Leitgedanken.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: — alle dummen Männer.

* * *

Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren: vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.

* * *

Wenig Leidenschaft, große Herzenswärme, Verstand, Anmuth, leichte Umgangsformen, Respect vor dem Ernst, Verständnis für den Scherz — summa summarum: — Liebenswürdigkeit.

* * *

Die Gleichgiltigkeit ist blöde, grausam, frech, geht an der Schönheit vorüber ohne Bewunderung, am Elend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Andacht.

* * *

Jeder Künstler sollte es der Vogelmutter gleich machen: die sich um ihre Brut nicht mehr kümmert, sobald sie flügge geworden.

* * *

Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werden wir siegen.

Von unserer größten Dichterin.

Vor einigen Wochen bin ich auf einen hohen Berg gestiegen. Der hatte noch grünen Rasen mit allerlei kurzstengeligen Blümlein, und hatte noch einige verwitterte Tannen; doch stand er so hoch über die Waldberge hinaus, dass man ringsum das blaue Felsengebirge sehen konnte, und nach einer Seite hin im fernsten Himmel das Flachland — man sagt, es sei das schöne Land Mähren. Über allem lag ein stiller Sonnenhimmel.

Ich hatte allerlei gute Dinge mit hinaufgetragen im Rucksack. Einmal etwelches Schwarzbrot, aber auch feines Backwerk; dann ein Glas Wein — sehr guten, von der Rheingegend her; dann Cigarren. Und endlich ein Buch von der Maria Ebner-

Eschenbach. Da las ich denn — dann schaute ich auf den Rücken liegend in den Himmel hinein, wo die leichtkrausigen, strahlendurchwobenen Wölklein standen und sann und träumte.

Auf hartem Erdboden lag ich, das war meinen Gliedern recht spürbar, und doch zog mich ein mildes, warmes Licht himmelwärts, beinahe wie Wasser emporsteigt, um dann doch wieder erdwärts zu sinken. Und dachte, so thut's dieses Buch und so ist es. So erdenherb und so sonnenklar dabei.

Wie kann es denn sein, dass eine Frau aus hochgräflichem Geblüt dieses Erdenleben genau so sieht wie etwa ein armer Taglöhner oder ein sorgenvolles Arbeiterweib? Sonst pflegen solche Damen, wenn sie doch einmal aus ihrer Märchenromantik heraustreten, nur die „Gesellschaft" zu sehen, zu schildern und die leichten Tändeleien der Welt, und mit Armut und Elend nur insoferne zu spielen, als dann das Gegentheil um so besser schmeckt. Und d i e s e gräfliche Dichterin! Wie ein Mann, hart im Willen und glühend im Herzen, fasst sie das herbe Leben und schreibt den ganzen, ringenden, irrenden und duldenden Menschen aus sich heraus, als ob er dort wirklich drinnen wäre, der Unglückliche, Verachtete, Gefallene, dem dieses Leben wirklich zur Hölle wird, wie der Starke, Erfolgreiche, Sieghafte, dem die Erde ein Himmel ist. Das sind dunkle Fragen und leuchtende Lösungen, die Maria Ebner in ihren Romanen uns vorführt. Oft auch gar keine Lösungen, die uns ja auch das Schicksal so häufig versagt. Und dann das Sonnenlicht! Die Zuversicht zum Göttlichen im Menschen, der Humor, der die aus Schluchten aufsteigenden Nebel aufsaugt, wie Mittagssonnenschein!

Ich nenne keines der Werke dieser Dichterin. Ich frage nur, ob du, mein Leser, falls du noch einer der Uneingeweihten sein solltest, dich erinnerst, was du dir vorgenommen hast, als vor Wochen das dankbare deutsche Volk den siebzigsten Geburtstag der Maria Ebner-Eschenbach gefeiert hat, als alle Blätter ihre Lebensgeschichte brachten, ihre Eigenart und ihre dichterische Kraft besprachen und Proben derselben mitgetheilt haben. Damals hast du dir vorgenommen: von dieser Dichterin will ich mir doch einmal etwas anschaffen, seien es die Dorf- und Schlossgeschichten, sei es die Erzählung: Lotti die Uhrmacherin, seien es die Romane: Das Gemeindekind, Unsühnbar, Glaubenslos, oder seien es die Gedichte und Aphorismen. — Nun, und hast du's gethan? — Ich bin kein Agent für den Absatz der Ebner'schen Bücher, ich kenne auch nicht einmal die Dichterin persönlich; ja ich handle sogar strikte gegen die menschliche Natur, wenn ich — selbst Poet — andere Collegen sosehr hervorstreiche. Die bescheidene Frage, ob du schon u. s. w. entspringt nur meinem publicistischen Gewissen. Es soll nichts sein in der deutschen Literatur, nichts Großes, Bedeutendes, auf das der Heimgärtner seine Leser nicht hinwiese. Wenn eine arme Zeitschrift schon selber nicht immer so glücklich ist, ihren Lesern das Allerbeste bieten zu können, so soll sie wenigstens sagen, wo das Beste zu finden ist.

Also mein Freund, ich setze voraus, dass du ein Liebhaber, aber auch ein Versteher ausgezeichneter Geister bist, in der Dichtkunst besonders glänzende, tiefgründige Erzähler liebst — siehe, dann kannst du an Maria Ebner-Eschenbach nicht vorübergehen. Du wirst hernach gar nicht begreifen können, wie es in unserer sonst so reclamelustigen Zeit möglich ist, dass man gerade von der Ebner so wenig hört, dass diese bedeutendste, vornehmste der deutschen Erzählerinnen schlechterdings erst siebzig Jahre alt werden muss, bis in weiteren Kreisen von ihr die Rede ist. — Siebzig ist schon ziemlich hoch oben. Und es freut einen schließlich doch, so einen seltenen Zeitgenossen nicht ganz versäumt zu haben, ihn nicht erst zu lesen, zu loben und zu lieben, wenn er fortgegangen ist — sondern etwas früher. R.

Der Clerus in Frankreich.

Zu Bourges in Frankreich war vor kurzem ein großer Clerus-Congress. Denn es galt zur religiös erregten Stimmung, wohl auch zur Übertrittsbewegung der Franzosen Stellung zu nehmen. Vielleicht wird dieser Congress von Bourges ein wichtiger Markstein in der Kirchengeschichte genannt werden, denn in demselben sind Grundsätze aufgestellt und erörtert worden, die auf eine endliche Reform der katholischen Kirche hinzielen.

Generalvicar Birot aus Albi wies unter großer Begeisterung des versammelten Clerus darauf hin, dass die Ursachen der traurigen Zustände in Frankreich in einem Missverhältnisse zwischen der Kirche und der Jetztzeit zu suchen seien. Sein Appell lautete: „Im Grunde ist unsere Zeit von Gott gewollt; die über uns verhängten Prüfungen liegen in der Absicht der Vorsehung, man kann sie also mit Freuden tragen. Sobald man sich dazu entschließt, gewinnen die Dinge einen anderen Anblick, und sie erscheinen nicht mehr so schlimm. Man erkennt, dass man Besseres zu thun hat, als sie zu vernichten, dass man sie sich assimilieren kann, indem man sie reinigt und heiligt. Man soll die Ideen, Menschen und Dinge seiner Zeit lieben. Wenn man die Ideen seiner Zeit liebt, so heißt das nicht, das Irrige in denselben annehmen, wohl aber in den geheimen Sinn ihrer Strebungen und das wahre Princip eindringen, welches den Kern der modernen Geistesbewegung bildet. Man muss dieses Princip aufdecken und zu der Wahrheit in Beziehung setzen. Die Menschen lieben ist eine wesentlich evangelische Pflicht, deren Erfüllung leichter wird durch die Anwendung jenes Satzes Lamys: „Man muss jeden nach seinem Gesetze beurtheilen.“ Manche Handlungen sind verderblich in sich, obwohl von einer guten Absicht ausgehend; viele Menschen scheinen Verbrecher, deren Verbrechen unter dem Gesichtspunkte des Gewissens verdienstlich sind. Übrigens muss der Priester über den Leidenschaften stehen und sich nicht zu persönlichen Streitigkeiten herablassen. Die Einrichtungen und Werke seiner Zeit lieben heißt auch keineswegs die unveräußerlichen Rechte seiner Kirche preisgeben, das heißt vielmehr, sie im Namen der Principien der modernen Gesellschaft geltend machen und für sie eine Form im Herzen der heutigen Gesellschaft suchen. Um alte Positionen zu halten, hat man vielleicht die neuen allzusehr außerachtgelassen, welche der demokratische Boden uns gewährt. Im Hinblick auf die Zukunft muss man auf ihre Eroberung bedacht sein. Was die allerorts, auch außerhalb der Kirche entstehenden Neuschöpfungen zum moralischen und socialen Besten der Menschheit angeht, so muss der Priester denselben seine Theilnahme zuwenden und mit dabei sein, auch wenn sie die Kirche nicht nöthig haben, soweit dies mit seiner Unabhängigkeit und Würde vereinbar ist. Diese Bewegung ist, soweit sie gut ist, auf das Christenthum gerichtet; sie bekämpfen, hieße sich dem Geiste Gottes widersetzen; man muss sie ermuthigen, bis dass alle Gutdenkenden im Schoße der Kirche und im vollen Lichte sich gegenseitig erkennen.“

Man glaubt in diesen Worten wirklich die Stimme des heiligen Geistes zu hören. Es sind Forderungen an die Kirche, die von deutscher Seite ganz besonders lebhaft von unserem „Heimgarten“ gestellt worden sind, ohne kirchlicherseits (wenigstens scheinbar) Beachtung zu finden. Wenn es unser Clerus den Deutschen nicht glaubt, was zur Wiedererweckung des Ansehens der Kirche und eines religiösen Lebens in unserer Zeit nöthig ist, vielleicht glaubt er's den Franzosen.

Aber Blimel-Blamel ließen wir uns keines vormachen, die Umkehr und Aufrichtung müsste offen, ernst und treu sein. Die clericale „Kölnische Volkszeitung" meint bei einer anderen Gelegenheit, dass ein Umschwung in großem Stile nicht mehr fern sei. Sie versteht aber unter einem solchen Umschwung, wie sie selbst angibt, dass die Ordensgeistlichen zu ihren strengen Ordensregeln zurückkehren, dass die Weltgeistlichen sich scharenweise zu den Exercitien drängen, dass die Jesuiten ein großes Feld ihrer Wirksamkeit erhalten, katholische Bürgervereine, Casinos, errichten, dass bei den Predigten die Glaubenslehren in den Vordergrund, die Sittenlehren in den Hintergrund gestellt werden, u. s. w. — So sieht die katholische Reform beim deutschen Clerus aus.

Ein Urtheil über Nietzsche.

Professor Dr. Alfred Freiherr von Berger sagt über den vor kurzem verstorbenen Philosophen Friedrich Nietzsche unter anderem Folgendes:

„Ein innerlich verunglückter, der Natur misslungener Künstler, das war Nietzsche. Daher kommt sein Glanz, daran ist er zugrunde gegangen. Darum sind auch seine Schöpfungen undurchdringlich für den geraden, klaren, logischen Kopf. Er spielte sich auf den ganz selbständigen Geist, der nur auf sich steht und ruht, nur aus sich schöpft. Aber gerade das war er nicht. Er war ein Verneiner, und jeder Verneiner ist ein Parasit dessen, was er verneint. Er lebt davon, wenn er ihm auch dadurch die Kraft stiehlt, so dass es absterben muss. Er lebte von fremden Gedanken, namentlich von den Gedanken Schopenhauers, er war nicht freier von ihm als etwa ein Nachahmer. Nur dass der Nachahmer sein Werk ähnlich macht dem Werke, in dessen Bann er denkt und dichtet, während der Verneiner den Gegensatz, den Widerspruch zu dem fremden Werke, das ihn beherrscht, zu gestalten sucht. Für oberflächliche Augen gibt das den Anschein der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit. Ich nenne solche Geister negative Nachahmer. Ihre Werke können nur verstanden werden, wenn man die Werke kennt, an welchen sich der Widerspruchsgeist des negativen Nachahmers inspiriert hat. Goethe sagte einmal: Das ausgesprochene Wort erweckt den Gegensinn. Es gibt Menschen, welche nur die polemische Stimmung schöpferisch macht, ihnen Gedanken und Einfälle gibt. Sie werden sich ihrer eigenen Ansichten nur bewusst, wenn sie Gedanken vernehmen, die ihnen wider die Natur gehen, ihr Geist gibt nur Funken, wenn man ihn wider den Strich streicht. Für solche ist ein Buch, aus dem ein ihnen antipodischer Geist redet, Entladung, Erlösung, und oft sind solche Menschen so schwach und beeinflussbar, dass sie bei jedem Buche, das sie lesen, jedem Menschen, mit dem sie reden, jeder Gesinnung, jedem Streben in die entsprechende antipodische Stimmung gerathen. Diese ihre Schwäche deuten sie als Symptom ihrer starken, sich gegen jede äußere Einwirkung behauptenden individuellen Eigenart, während sie doch nur eine wunderliche Spielart sind jener geistigen und seelischen neurasthenischen Schwächlinge, die, ob sie wollen oder nicht, sich immer in den verwandeln müssen, mit dem sie gerade sprechen, der auf ihre sensiblen Nerven Eindruck macht, so starken Eindruck, dass sie die Art und Weise des anderen unwillkürlich mimisch copieren." „Die Wage."

Wie man in Amerika Trunkenbolde behandelt.

Es gibt in Amerika eine unglaublich große Anzahl von Instituten und Privatpersonen, welche sich die Heilung der Trunkenbolde zur Berufsaufgabe gemacht haben, und dies in weiteren Kreisen durch Zeitungsanzeigen, Circulare und Agenten bekannt machen und dabei die Reclametrommel mächtig rühren. In der Stadt New-York geht deren Zahl in die Hunderte, und darunter befindet sich ein Institut, das sogar jährlich Zuschuss von der Stadt erhält. Derlei Institute gibt es auch anderswo, und wenn man diese näher kennen lernt, kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, dass es sich hierbei oft weniger darum handelt, Unglückliche von einer widerlichen Krankheit zu heilen, sondern nur einer Anzahl von Beamten und deren Familien die Mittel zum Leben zu bieten. Der einfache Vorgang ist der: ein Patient wird gegen einen gewissen Betrag in Pflege genommen, dort ungefähr wie ein Sträfling behandelt, und nach Ablauf des bedungenen Termines als geheilt entlassen. Das Institut, das städtische Unterstützung genießt, ist verpflichtet, einen Patienten kostenlos aufzunehmen, der von einem Polizeirichter als Gewohnheitstrinker dahin verwiesen wird. Solche arme Teufel haben gewöhnlich viel auszuhalten und brennen bei erster Gelegenheit durch, was von seiten des Institutes vielleicht zuweilen sogar gerne gesehen wird, denn man nimmt sich keine Mühe, den Entlaufenen wieder aufzufinden.

Belustigend ist die Versicherung des Heeres von Hypnotiseuren, die ihre Methode zur Heilung der Trunksucht für die einzig gute und sichere erklären. Die Methode ist auch sehr einfach: Während der Hypnose befehlen sie dem Patienten, dass er keine geistigen Getränke mehr anrühren darf und dass ihm vor denselben ekeln müsse. Diesem Befehl können sie sich dann Zeit ihres Lebens nicht mehr entwinden, es wäre denn, dass sie durch eine andere Hypnose mit entgegengesetztem Befehl davon befreit würden.

In Buffalo hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche die Trunksucht nach dem Recept eines Arztes medicinisch curiert. Diese Gesellschaft betreibt ihr Geschäft auf Actien. Jeder Patient hat hundert Dollars zu bezahlen. Das Medicament fabriciert die Gesellschaft selbst und schickt es an die Ärzte in den verschiedenen Städten, welche es dem Patienten einhändigen, der es zu Hause einnimmt und der, worauf das Hauptgewicht gelegt wird, während der Dauer der Cur nicht eine Stunde sich seinem Berufe zu entziehen braucht. Die Kosten für die Medicamente sind kaum nennenswert.

Die Behandlung des Kranken ist der reinste Humbug. Dieser bekommt eine Medicin, welche ihm den Geschmack an geistigen Getränken verekeln soll. Man rechnet dabei wohl viel auf die Einbildung des zu Heilenden. So lange er die Vorschriften befolgt, d. h. die Medicin einnimmt und keine geistigen Getränke genießt, ist der Heilungsprocess ja ein guter, aber in der Regel kommt mit dem Aufhören des Medicinnehmens wieder der Appetit für die geistigen Getränke. Indessen, die Gesellschaft hat ihre 100 Dollars, von denen sie höchstens 40 Dollars für Ärzte, Commission, Bureaumiete, Drucksachen und Reclame auszugeben braucht, und der Gewinn an einer versuchten Cur ist für die Gesellschaft die Hauptsache.

Weder Hypnose, noch die Anwendung von „Ekel-Medicinen“, noch eine sträflingsartige Behandlung können die richtigen Mittel zur Heilung eines Trunksüchtigen sein. Einzelne Heilungsfälle, die erzielt werden mögen, beweisen nichts für die Regel. Meiner Meinung nach werden die größten und dauerndsten Erfolge doch nur durch moralische Einflüsse wohlwollender Menschen erzielt, welche aus Liebe zu zahllosen

gefährdeten Gewohnheitstrinkern selbst sich jeden Alkoholgenuss versagen und durch Schrift, Rede und Beispiel im Privatverkehr, in Vereinen oder an öffentlichen Orten auf ihre trinkenden Mitmenschen persönlich einzuwirken suchen. Selbst eine schwache Willenskraft kann durch eine andere Person oder durch ein Ereignis moralisch umgewandelt und durch das Beispiel enthaltsamer Freunde geheilt werden. Vor allem ist es verfehlt, den Trunksüchtigen mit schweren Vorwürfen zu quälen, denn er fühlt in nüchternen Augenblicken sein Unglück tief genug und macht auch Anstrengungen, den Ruin, dem er entgegeneilt, aufzuhalten. Nur hat er nicht mehr die nöthige moralische Kraft dazu. Vor allem sollte er, ohne dass es gewaltsam geschieht, den verlockenden Gelegenheiten zum Trinken entzogen werden. Ist das Ehrgefühl in ihm wieder rege gemacht, ist der Appetit nach Speisen wiedergekehrt und die Lust zu einer regelrechten Beschäftigung wieder vorhanden, dann ist der Fall ja hoffnungsvoll. Allein eine wichtigere Aufgabe als die Heilung von Trunkenbolden ist eine Volkserziehung, welche der wüsten Verheerung durch diesen Fluch der Menschheit früh entgegenarbeitet. Unterricht in den Volksschulen über die Wirkung des Alkohols ist nicht so verwerflich, wie das „liberale Element" in Amerika es hinzustellen beliebt. Nur muss es eben belehrender Unterricht, nicht fanatisches Gepolter sein. Ferner wäre zu wünschen, dass die Presse weniger scherzhafte Lobhymnen auf das unmäßige Trinken singt. Diese Scherze sind von sehr ernster Wirkung. Auch der Beginn des Trinkens hat gewöhnlich einen Scherz zum Anreger, und mehr im Scherz als aus Bedürfnis wird weiter getrunken. Jemand, der damit prahlt, ungemein viel essen zu können, ist nirgends besonders beliebt. Für einen Vielfraß hat man keine Achtung, und es wandelt wohl niemanden die Lust an, diesen zu übertrumpfen. Aber große Quantitäten trinken zu können, gilt noch in vielen Kreisen als eine Ehre, und der Wunsch, den Säufer noch überbieten zu können, regt sich gar gewaltig bei den staunenden und — bewundernden Zusehern. Wenn einmal die Zeit kommt, da der prahlende Säufer auf genau derselben Stufe der — Missachtung steht wie heute der Vielfraß, dann werden die Vieltrinker ebensowenig Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten, wie jetzt die Vielfresser.

Ob wir je dahin kommen? Es bedarf langer Arbeit und Mühe und des Zusammenwirkens aller, denen das Wohl der Menschheit am Herz liegt!

Thut das Sterben weh?

Sie leiden ihr Leben lang an Todesangst? Dann beruhigen sie vielleicht ein wenig die Worte des Professors Nothnagel über das Sterben. Der Gelehrte sagt unter anderem:

Was empfindet der Todeswanderer während des Sterbens, was duldet und leidet er in den Tagen, Stunden, Augenblicken, die wir als seine letzten bezeichnen? Ist das Sterben physisch schmerzhaft und qualvoll? Die Anhaltungspunkte liefert uns die schlichte, treue Beobachtung der Natur. Wenn in dem Gewühl der Schlacht der Führer an der Spitze seiner Mitkämpfer vorwärts stürmt, wenn ihm in der Siedhitze des Kampfes alle geistige Energie, alles Wollen und Empfinden auf einen Punkt concentriert, der als momentan höchstes Ziel ihm vorschwebt; und jähe stürzt er nieder, von einem Geschoss, das in rasendem Flug seinen Kopf durchbohrte, urplötzlich hingestreckt, sofort getödet — dann ist hier das Sterben absolut ohne physisches Leid erfolgt, ja nicht einmal in dem Moment, wo die Kugel seine Stirne berührte, hat der Gefallene einen Schmerz gefühlt. Denn die Fluggeschwindigkeit

der Kugel ist schneller als die Nervenleitung; der Tod ist eingetreten, ehe im Bewusstsein eine Schmerzempfindung ausgelöst werden konnte. Oftmals hat man sogar feststellen können, dass im Kampfe der Verwundete erst durch das rieselnde Blut oder dadurch, dass er niederstürzte, darauf aufmerksam gemacht wird, er sei verwundet; gefühlt hat er nichts von dem Geschoss, erst nachträglich kommt der Schmerz. — Das Gleiche können wir wohl in allen jenen Fällen annehmen, wo irgend eine andere urplötzlich einwirkende physische Gewalt das Leben abschneidet, so wenn ein Felsblock den Körper zermalmt, die Guillotine, das Schwert des Scharfrichters den Kopf vom Rumpfe trennt, beim Tod durch Blitzschlag, durch Ertrinken, durch Abstürzen aus großer Höhe u. v. m.

Zweifellos ist, dass einzelne Sterbende fast bis zum Ende dulden müssen, obwohl in den wirklich letzten Augenblicken auch bei ihnen zumeist das Bewusstsein umnachtet wird. Solche Fälle bilden aber doch die entschiedene Ausnahme, und bei ihrer Beurtheilung bezüglich unserer Frage ist auf das allerschärfste eine Thatsache hervorzuheben: Diese Schmerzen und Qualen treten ja nicht während des Sterbens auf, sondern gehören dem Krankheitsprocesse an; nicht das Sterben, sondern die Krankheit ist hier qualvoll.

Der mächtige Trieb zum Leben, die unabwendbare Nothwendigkeit des Sterbens — wie überbrückt die Natur diese flammenden, diese harten Gegensätze? O, sie ist eine bewunderungswürdige Künstlerin! Käme ihr Walten stets rein zur Geltung, würde sie nicht zumeist gewaltsam in ihrem Wirken unterbrochen, so würde uns diese ihre Größe und Güte noch viel eindrucksvoller zum Bewusstsein kommen. „Was empfinden Sie?“ fragte man den sterbenden hundertjährigen Fontenelle. „Gar nichts, als dass es mir schwer wird, zu leben.“ Und als Brillat-Savarin einer sterbenden 93jährigen Verwandten ein Glas Wasser reichte, sagte diese: „Vielen Dank für den letzten Dienst! Wenn Du so alt werden solltest, wie ich, so wirst Du einsehen, dass der Tod für den Menschen ebenso sehr ein Bedürfnis ist, wie der Schlaf.“

Die Organe werden welk, atrophisch; alle Functionen werden träger, müder, und damit wird der Trieb zum Leben schwächer, erlischt völlig. Das ist das Geheimnis, warum wir beim wirklichen, naturgemäßen Ablauf des Daseins sanft und friedvoll entschlafen; es bedarf hier nicht einmal ethischer Einflüsse und religiöser Vorstellungen, um das Sterben aller Schrecken zu entkleiden. Geberden, die auf Schmerz hindeuten, krampfhafte Zuckungen, selbst das fürchterlich klingende Rasseln in den Lungen, erscheinen uns nur schrecklich, sind es aber nicht für den Sterbenden, weil er dann meistens bereits in jenem apathischen Zustand ist, in dem alle Eindrücke in verringerter Energie oder gar nicht mehr empfunden werden. Und falls der Tod bei klarem Bewusstsein eintritt, was relativ selten geschieht, so wird oft ganz unerwartet, ohne alle Vorboten für den Betroffenen, der Lebensfaden abgerissen — eine plötzliche Herzlähmung, und der Zeiger steht still. Die grauenumwobenen Anschauungen über das physische Sterben existieren also zumeist bloß in der Vorstellung. Wirklich grauenvoll ist es nur in wenigen Fällen, und gerade diese schafft zum Theil der Mensch selbst seinen Mitmenschen: Feuertod und Folterqualen. Die Natur aber ist meist barmherziger als der Mensch.“

Nicht physisch also ist das Sterben qualvoll — qualvoll ist die seelische Todesangst. Und diese kann der Mensch sich vielfach verringern. Das beste Mittel dagegen ist und bleibt die willige Hingabe an den treuen Gott.

Poetenwinkel.

Der Erlöser.

Sein Blick ist dunkel
Und unergründlich,
Er ist ein König
Und unüberwindlich,
Zu dir auch kommt er
Einst still gegangen,
Er küsst dir die Stirn
Und die bleichen Wangen,
Er küsst dir die Augen —
Ihr Glanz wird trüber,
Er rührt an dein Herz —
Und du schlummerst hinüber.
Gelöst ist das Räthsel
Der Welt und des Lebens,
Der Zweck deines Seins
Und das Ziel deines Strebens,
Worüber du weintest,
Worüber du lachtest —
Und doch wie so anders
Als du dir dachtest . . .

Herm. Wenkebach.

Die Heide blüht.

Die Heide blüht. Ein weites Meer
Von rothen Wellen ringsumher,
Die wonnig ruh'n und träumen.
Ein Kiebitz nur, der ferne ruft,
Ein gold'ner Dunst steigt in die Luft,
Die müden Bienen säumen.

Die Heide blüht. Kein Lüftchen geht,
Die Sonne hoch am Himmel steht —
Ein Feiertag voll Frieden.
Der Heiland selbst am Wege dort
Legt still die Dornenkrone fort
Und schmückt sein Haupt mit Blüten.

Joh. Alboth.

Wohlthun.

Beim Mondschein pflügt' ich meines Nachbars Acker —
Die Seuche fraß des Armen letzte Kuh —
Nun ist das Feld bestellt, ich hielt mich wacker,
Schon kräht der Hahn dem jungen Morgen zu.

Ich danke euch, ihr meine guten Gäule,
Dass ihr so treu das Werk mit mir vollbracht,
Und danke dir, hoch auf des Weges Säule,
Mein Heiland, für die Wonne dieser Nacht!

Nun geht es heim; und einen vollen Metzen
Bekommt ihr Gäule heut zum Morgenschmaus.
Ich aber will mich an dem Anblick letzen,
Geht heut der Nachbar auf das Feld hinaus.

Joh. Alboth.

Alpenrosen.

Als einst die Lieb' vom Paradies gestoßen
Und sie sich sah auf kahlen Alpgesteinen,
Da überkam sie wohl ein bitt'res Weinen,
Von Thränen war 's Gestein bald überflossen.

Und wo sie fielen, diese ersten Zähren,
Begann der Fels zu grünen und zu blühen,
Mit Rosennetzen sich zu überziehen,
Um so die Lieb' und ihren Schmerz zu ehren.

Gebell-Ennsburg.

Wie es kam.

Er pochte an manche Herzensthür,
Und drinnen rief's: Herein! —
Er bat um einen Bissen Brot,
Man gab ihm einen Stein! — —

Und so bekam er Stein für Stein. —
Er trug sie heimatwärts
Und baute sich ein Mauerwerk
Rings um sein eig'nes Herz! — — —

Franz Karl Ginzkey.

Drei großmüthige Herren und ein kleinmüthiger Diener.

In einer großen Stadt war's. Drei junge Herren, frisch aufgelegt zum Leben, kehrten in einem feinen Gasthof ein, ließen sich ein Extrazimmer geben und hielten wacker Mahlzeit. Der Champagner wurde nur ganz frisch beliebt, die zweite Hälfte jeder Flasche beinahe kam dem Aufwärter zu, der daran sein tiefes Wohlgefallen hatte. Es kam zum Zahlen. Jeder der drei jungen Lebemänner wollte die ganze Rechnung allein begleichen; ein edler Wettstreit entbrannte; jeder wollte die beiden anderen zu Gaste geladen haben und jeder bestand nur darauf, das Mahl aus seinem Beutel zu bestreiten. — Sie stritten sicher heute noch, wären sie nicht auf den Gedanken gekommen, gewissermaßen das Los entscheiden zu lassen. — „Nehmen wir dazu unseren Freund hier, den Aufwärter!“ rief Einer. „Angenommen, er soll sich die Augen verbinden, und jener von uns, den er zuerst ergreift, soll die Ehre haben, zu zahlen.“ — Vor Lachen schüttelte sich der Diener, als die leutseligen Herren ihm das Tuch vor die Augen banden. Jetzt werden sie sich all' drei an ihn drängen, jetzt wird er den erstbesten erhaschen — 's ist ein Gaudium! — Heute wandert der gute Mann schon lange wieder mit offenen Augen umher und sucht kleinmüthig seine Zahler: — wenn er sie bis zum nächsten Hefte gefunden haben sollte, so wird's bekannt gegeben werden.

Ein Mann, der täglich seinen Knecht verkauft.

Was ist denn das mit dem Kohlenhändler B.? Er ist doch sonst ein ehrlicher Mann, aber seine Kohlenfuhren wiegen gar zu häufig um neunzig Kilogramm zu wenig. — Es wird ihm vorgeworfen, aber Herr B. lässt sich derlei nicht nachsagen. „Sie können sich überzeugen, meine Herrschaften, dass mit strengster Gewissenhaftigkeit gewogen wird, bitte nur in mein Magazin zu kommen.“ — Man kommt, die Arbeiter sind Zeugen, dass es heute genau wie jedesmal zugeht. Die Kohlenfuhr wird geladen und gewogen. Im Gegentheil, sie wiegt zu schwer. „Patriz!“ ruft Herr B. seinem Knecht zu, „spring' hinauf und schaufle Kohlen herunter!“ Der Patriz thut's, schaufelt Kohlen von der Ladung, bis sein Herr „Halt!“ ruft. „Bitte, jetzt ist das Gewicht genau richtig!“ — „He“, ruft ihm ein Freund zu, „du bist ja nicht gescheit, das Kilogramm Fleisch um denselben Preis, wie das Kilogramm Kohlen zu verkaufen!“

Lieder des Mädchens aus dem Volke.

Von Grete Baldauf.[1])

Vorbei.

Es gab eine Zeit da glänzte die Welt
Im herrlichsten Frührothscheine,
Ein Lenzesschauer gieng über das Feld,
Die Veilchen sprossten im Haine.
Da suchten sich Augen zum innigen Gruß,
Da fanden sich Lippen zu seligem Kuss,
Die Vögelein sangen. — Es blühte der Mai,
Verklungen — verweht. — Vorbei — vorbei!

Vorüber der Lenz und der liebliche Schall,
Der Frühlingsreigen verklungen,
Entfremdet der Arm, der überall
Dereinst in Lieb' mich umschlungen.
Nun weht durch die Felder ein eisiger Wind,
Er wehte ins Herz auch dem zitternden Kind,
Es gab eine Zeit, da blühte ein Mai,
Verklungen, verweht. — Vorbei — vorbei!

Den Pedanten.

Mögt Ihr auch mein Lied bekriteln,
Meinetwegen thut es immer!
Mögt's nach eurer Art betiteln,
Meinen Frieden stört ihr nimmer!
Lacht und spottet nur, ich lache
Oftmals selber meines Lebens,
Manche nächtlich heiße Wache
Hat's bestanden — und vergebens.
Wilden Veilchen gleich entstehen
Meine Lieder — und Ihr lächelt!
Nie hat Lieb' und Lenzeswehen
Wahrhaft eure Brust durchfächelt!

Wohl! Es mag die wilden Ranken
Euer Blick verächtlich streifen,
Wenn ihr täglich voll Gedanken
Könnt durch Rosenbüsche schweifen.
Doch aus einem Schöpfertriebe
Sind sie all' hervorgegangen,
Und die große Mutterliebe
Der Natur hält sie umfangen.
Und ich neig' zu allen Zeiten
Ihr mein Haupt im stummen Lauschen,
Hör' ich doch aus Ewigkeiten
Manchen Ton herüberrauschen.

An Jenny von Reuß.

Wer seine Lieder so in Glut zu tränken
Verstand wie Du, zu seiner Liebe Preise,
In seiner Sprache Wohllauts süße Weise
Die ganze Seele so hinein zu senken,
Den bannen Menschen nicht in ihre Kreise,
Ein Herz mit solchem Fühlen, solchem Denken,
Stolz kann es seinen Flug zum Äther lenken.
In seinem Lieben blüh'n ihm Lorbeerreise.
O singe nur, ich lausche Deinem Sange
So wie ein Kind, dem holde Märchen klingen,
Doch nicht vermag's nach seinem inn'ren Drange,
Bewundernd Dir das rechte Wort zu bringen!
Mit off'nem Munde und erglühter Wange
Hört's staunend rauschen Deines Geistes Schwingen.

[1]) E. Pierson, Dresden 1900. Die kleine Sammlung enthält eine Reihe sinniger und lieblicher Gedichte, die zwar nicht viel eigenartiges aufweisen, doch echte Gemüthstöne sind. Die Verfasserin, geborene Sächsin, ist eine junge Kellnerin in Baden-Baden. Mehrere Freunde haben sich zusammengethan, dem braven bescheidenen Mädchen eine Ausbildung und bessere Lebensstellung zu verschaffen. A.

Eine Räubergeschichte.

Von dem englischen Schriftsteller Charles Dickens wird folgendes Geschichtchen erzählt.

Dickens hielt sich einmal in Rom auf, in dieser merkwürdigen Stadt, in welcher das alte Heidenthum und das Christenthum so friedlich nebeneinander stehen. Er gieng abends gerne in das Colosseum (Ruine eines Riesentheaters aus der alten Kaiserzeit) und blieb dort bis zur späten Stunde. Seine Freunde bedeuteten ihm: Gehe nicht so spät in jenem öden Stadttheil herum, es ist unsicher! —

Dickens achtete das nicht. Da warnte ihn auch die Polizei: Es gebe zur Nachtzeit Diebe und noch ärgere Strolche dort; ein einsamer Spaziergang sei nicht rathsam! — Dickens gieng nach wie vor zur Abendzeit in sein Colosseum. Da geschah es in einer Nacht, dass aus einem Winkel der ungeheuren Ruine plötzlich eine in einen Mantel gehüllte Gestalt hervorkam, heftig an Dickens Brust stieß und davoneilte. Dickens fährt mit der Hand sogleich in seine Tasche, richtig, die Uhr fehlt! — Rasch stürzt er dem Verhüllten nach, erfasst ihn und: „Orologgio! Orologgio!“ (Uhr! Uhr!) ruft er auf italienisch. Der Unbekannte gibt Dickens die Uhr und entflieht.

Was geschieht? Als Dickens höchst aufgeregt von dem Abenteuer nach Hause kommt, findet er dort seine Uhr, die er vergessen hat zu sich zu stecken. Und in seiner Tasche trägt er eine wunderschöne Chronometer-Uhr, die er — geraubt hatte. Schier in Verzweiflung eilte er in die Polizeistube. Dort trifft er einen fluchenden Mann, der eben einen Straßenraub anzeigt. „So ein Schurke!“ poltert der Fremde in schlechtem Italienisch, „beim Colosseum war's, auf mich gestürzt ist er wie ein Tiger, hat mir die Taschenuhr abgefordert. Dass ich nur noch mein Leben gerettet habe!“

Dickens erkennt in dem Manne seinen von ihm Beraubten; sogleich klärt er die Sache auf; Entschuldigungen und Gelächter. Und der Beraubte ist ein Landsmann Dickens'. Gut Freund wurden die Beiden, und von der Zeit an giengen sie allabendlich mitsammen ins Colosseum zurück; einer allein getraute sich nicht mehr.

Große Herren haben große Füße.

Der gute Kaiser Ferdinand fuhr einst über Land. Es war ein prächtiger Frühsommertag und die Gegend ringsum war grün und frisch, dass einem das Herz konnte lachend werden. Der Kaiser ließ seinen Wagen halten und stieg aus, um im Grünen seines geliebten Böhmens zu wandeln. Er schritt ein wenig abseits vom Straßenstaub auf dem Grase der Au, und athmete frei in der klaren Luft und hörte die trillernde Lerche im Himmelsbau. Da überkam dem guten Kaiser ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, der diese Erde den Menschen so herrlich bereitet habe und feuchten Auges gelobte er, dass auch er als Mächtiger den Mitmenschen das Leben nach Möglichkeit verschönen wolle.

Aus solch edlen Gedanken wurde der Spaziergänger durch eine scharfe, keifende Stimme gestört, die hinter einem Busche laut geworden war: „Wart, Strolch, dich will ich lehren, über mein Flachsfeld zu gehen! Ist das nicht mein einziger Anbau das Jahr, den mir die Hasen nicht fressen? Warte ich nicht schon mit beid' Händen auf das Fächel Leinwand? Und jetzt lungert so ein Herläufer, und stampft mir mit seinen Pfoten den Segen Gottes in den Erdboden hinein? Ja freilich, da kunnt der Herrgott nach der Ellen ein guter Mann sein, wenn so ein nichtsnutzig Stromervolk alles wieder verdirbt. — Wirst dich trollen, du herrischer Stadlschnackel, du!“ — Und gleichzeitig mit diesem Geschrei kam ein Weib mit einem abgerissenen Baumast herbei, und ihre Augen funkelten, und ihre Locken flatterten, und ihr Anzug war allerdings derart, dass ein „Fächel Leinwand“, wie es hier in den ersten Sprossen grünte, sehr willkommen sein mochte.

Der Kaiser stand still und sah die Furie an sich herankommen. Von der Straße aber stürzte schon die Begleitung des Monarchen herbei, und ein paar Männer fielen das Weib an und entwanden ihm den Knüttel.

Jetzt gieng das Gezeter erst los und die urwüchsigen Titel, mit denen die Herren nun beehrt wurden, können bei Hofe schlechterdings nicht benützt werden.

„Gelassen, gelassen!“ flüsterte man der erzürnten Bäuerin zu, „das ist ja Seine Majestät der Kaiser!“

Da wurde die Stimme des Weibes sofort etwas gedämpfter, doch gebrochen war ihr Muth bei weitem nicht. „Wenn er's auch ist“, brummte sie, mein Flachs ist doch vertreten und etwan mehr, als wär' ein Bettelbursch darüber gesprungen. Große Herren haben große Füße . . .“

„Pst! aberwitzige Frau, nehmt eure Schmähworte wieder zurück!“ gebot einer der Höflinge.

„Ich bin keine Frau nicht, und ich nehm' nichts zurück, — weil's wahr ist. Die Steuer soll eins doch schwitzen für den Acker, und ist's wer als der will, ich weiß recht gut, dass ich mir so was nicht gefallen zu lassen brauche.“

„Gewiss nicht, liebes Weib“, sagte jetzt der Kaiser lächelnd, der Schade ist euch aber nicht absichtlich zugefügt worden; muss zu meiner Schand gestehen, hab' es redlich nicht bemerkt, dass ich über einen Flachsacker trabe. Was verlangt ihr Schadenersatz?“

„Zahlt der Herr Kaiser für sich allein oder für die da auch?“ fragte das Weib, auf das Gefolge deutend, welches ebenfalls auf dem Flachsfelde stand.

„Auf wie viel Leinwand erwartet ihr diesjährig die Ernte?“ fragte einer der Höflinge dazwischen.

„Etliche Hemden für die Kinder muss sie tragen und einen Bettüberzug für meinen kranken Mann“.

Jetzt langte der Kaiser mit fast zitternder Hand der Bauersfrau zehn Ducaten hin. Einige des Gefolges zerrten sie an den Kleidern nach rückwarts, sie müsse eher die bösen Worte widerrufen, als sie das kaiserliche Geschenk annehme.

„Nix, nix“, drängte der Kaiser, „da, gute Frau, da habt ihr eure Dinger. 's ist kein Geschenk. Ist euer Mann bettlägerig? und schon lang?“

„Du blutiger Heiland, zu Philippi ist's zwei Jahr' gewesen, dass er sich hat niedergelegt“, antwortete das Weib.

Steckte ihr der gute Kaiser mit wohlwollendem Gebrumme weitere zehn Ducaten bei, klopfte ihr auf die Schultern: „Nur schön pflegen und warten! Behüt' Gott, behüt' Gott!“

Und er eilte der Straße zu.

„Alleluja!“ jubelte das Weib, und wog in ihrer hohlen Hand die schweren Füchse, „dasmal ist ein fruchtbares Jahr, soviel wie heuer hat mir das Flachsfeld noch meiner Tage nicht eingetragen!“

Der Kaiser aber rollte weiter in seinem Wagen auf staubiger Straße, da ihm die grüne Au nicht gegönnt war. — Möge auf diesem zertretenen Flachsacker noch so viel Frucht gedeihen, dass ein Hemd des Glücklichen daraus werde! — so wünschte er in seinem gütigen Herzen.

Bücher.

Frau Sorge. Roman von Hermann Sudermann. (Stuttgart. Cotta'sche Verlagshandlung.) Ich bin in der neuen Literatur sehr rückständig. Nun drängte es mich aber, einmal etwas Erzählendes von Sudermann kennen zu lernen, denn die fabelhaft hohen Auflagen seiner Romane verfehlten auch auf mich die Wirkung nicht, ich ward neugierig. So schrieb ich an den Verlag um ein Recensionsexemplar des Romans „Es war“, 28. Auflage. Ich begann zu lesen, aber — der Fehler mochte wohl an mir liegen — wusste zu der Sache in kein

Verhältnis zu kommen. Das war eine norddeutsche Familiengeschichte, bei der ich das Gefühl hatte, es sei am besten, sich nicht drein zu mischen. Vielleicht zu früh, schon bei der vierzigsten Seite habe ich das Buch weggelegt. Um jedoch den Verlag zu entschädigen, kaufte ich Sudermanns berühmte „Frau Sorge", 46. Auflage! — Das war allerdings etwas anderes. Eine Familiengeschichte war wohl auch das, aber sie fesselt gleich anfangs und heischt gebieterisch unsere Theilnahme. Der Mittelpunkt ist ein armer, guter, einfältiger, demüthiger, willensschwacher, ängstlicher, grüblerischer und doch heldenhaft opferfähiger Bauernjunge Paul. Die übrigen Gestalten, ein besoffener, herrischer, großmäuliger, rachgieriger Vater, eine still duldende Mutter, ein gutmüthig derber, alles schlichtender Gutsbesitzer, ein liebendes Schlossfräulein u. s. w. sind mehr oder weniger Romanfiguren. Ganz meisterhaft gezeichnet jedoch sind Pauls gutmüthige und leichtfertige Schwestern und ihre Verführer, besonders aber dieser Paul selbst, der unter der ewigen Last der Sorge verkümmert und durch sein Herz voll glühender Menschenliebe gerettet wird. Wie diese Rettung vor sich geht, wie die unendlich traurige Geschichte schließlich gut ausgeht, dass es nach dem Zuchthause sogar noch zu der ersehnten Heirat kommt, das ist stellenweise conventionell, stellenweise mit kräftiger Eigenart erzählt. Die Gegenüberstellung des faulen prahlerischen Vaters und des schlicht und unermüdlich arbeitenden Sohnes ist prächtig. Die Katastrophe erinnert mich an eine Kalendergeschichte: „Die guldene Gret", die ich vor siebenundzwanzig Jahren — sagen wir — gelesen habe. Ich rechne das Buch durchaus nicht zu den ersten Romanen der Deutschen, begreife aber seine vielen Auflagen. R.

Ein „Arme Leut'-Dichter." Im Jahre 1894 erschienen bei Pierson G. A. Ressels „Wiener Vorstadtgeschichten", ein nett ausgestatteter Band, dem A. Müller-Guttenbrunn das Geleitwort geschrieben hatte. Treue Beobachtung, mit dem echten Wiener Humor gezeichnete Volkstypen gewannen für den Verfasser, der schon in diesem Buche besonders mit den Erzählungen „Der Hahnwirt" und „Späte Begegnung" seine Hauptstärke verrieth, die warmherzige Vertiefung in das Seelenleben der Enterbten des Schicksals. Von diesem wehmüthigen Schimmer verklärt sind die meisten und besten Geschichten in G. A. Ressels gleichfalls bei Pierson 1900 erschienenen Buche „Arme Narren". Wohl lacht man oft laut auf über den bitteren Humor des „armen achtzigjährigen Greises", über die „Vereinsmeier" oder über die drolligen Studenten in „Das erste Duell" — aber das mitleidsvolle, ernste Auge der Entsagung senkt uns bald wieder den trüben Blick in die tiefste Seele. Mit mehr Wahrheit und zarterer Empfindung hat noch kein Schilderer des Volkslebens „Noth und Elend" in den dürftigen Stübchen der Vorstadt gezeichnet. „Die Aushilfe", „Ins Armenhaus", „Keine Hilfe" und „Die alte Lechnerin" sind Cabinetsstücke feinster, mit dem Herzblute gemalter Stimmungsbilder. In dem Capitel „Sibyllen" und in der Erzählung „Der Troadaherr" betritt der Autor auch mit Erfolg das Gebiet des Dorflebens. Nach diesem Buche ist es zu verwundern, dass G. A. Ressel, dessen Volksstück „Der junge Herr" in der laufenden Saison im Wiener Stadttheater zur Aufführung gelangt, noch immer nicht die Geltung erlangt hat, die dieser liebenswerte Poet unter den Wiener Volksschilderern verdient. H. F.

Asche. Von Hermann Hango. (Verlag A. Hartleben.) Zu jenen hervorragenden selbstständigen Poeten, deren Bedeutung die große Leserwelt erst jetzt gerecht zu werden beginnt, gehört Hermann Hango, der in all seinen gedankenschweren, formvollendeten und von der Kritik mit hoher Achtung begrüßten Dichtungen stets den „ewigen Sieg des Lebens" kündet. Im Buchhandel erschienen aus der Feder H. Hangos bei Ad. Bonz „Mehr Licht!" 1890; bei A. Hartleben: „Neue Gedichte" 1894, das großangelegte, in classischen Stanzen verfasste Epos „Faust und Prometheus" 1895, das im Raimundtheater mit großem Erfolge aufgeführte Trauerspiel „Nausikaa" 1897 und die jüngste Gedichtsammlung „Asche" 1899. Hango ist kein Goldschnittlyriker, dessen Verse schwärmerische Mädchen in schwülduftigen Geißblattlauben zum Monde seufzen lassen; er ist ein Dichter starker Seelen, ein Poet der Männer und jener Frauen, die nichts wissen von Sentimentalität und Blaustrumpfigkeit. Hoher sittlicher Ernst, freie Weltanschauung und tadellose Form stellen alle seine Schöpfungen auf eine hohe Stufe. Während seinen ersten Gedichtsammlungen ideenschwere Last kosmischer Betrachtungen nicht selten die Flügel hemmte, schwingt sich aus Hangos letztem Band „Asche" ein Schwarm singender Lerchen empor, deren Nest in den kräftig duftenden Schollen des deutschen Bodens lag. Es ist schwer, einzelne Gedichte hervorzuheben, die Sammlung ist ein einheitlicher, stolzer Sang, und das haben auch die Tondichter bereits ausgespürt, die in Hermann Hangos Gedichten den Schatz musikalischer Klänge erkannten. Und das ist recht, denn unsere edlen Dichter wollen gelesen und gesungen sein. H. F.

Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Johann Anton und Augustin Theiner. Bevorwortet von Professor Dr. Fr. Nippold. Verlag von Hugo Klein in Barmen.

Die eben genannte Verlagsbuchhandlung, die schon eine ganze Reihe wertvoller Werke

im Dienste des evangelischen Christenthums herausgegeben hat, ließ kürzlich eine Neubearbeitung des noch viel zu wenig bekannten Buches der Gebrüder Theiner, der beiden Geschichtschreiber des Concils von Trient, veranstalten und erscheinen. Zu dieser neuen Ausgabe hat der emsige Forscher und Kirchenhistoriker Dr. Nippold in Jena eine vortrefflich orientierende Vorrede geschrieben. Das Buch selbst, das in der katholischen Reformbewegung in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts einen hervorvorragenden Platz hatte, war im Buchhandel fast völlig vergriffen. Seine umfassende Quellenbenützung machte es jedoch sowohl für wissenschaftliche Zwecke wie für den praktischen Gebrauch der Polemik u. s. w. ganz unentbehrlich. Der Neudruck ist deshalb mit Freuden zu begrüßen. Erfreuliche Bilder werden allerdings nicht gezeichnet. Das Resultat ist immer wieder das eine, dass der Cölibat auf den sittlichen Zustand des geistlichen Standes und indirect des gesammten Volkslebens unberechenbar schädigend eingewirkt hat. Die Darstellung ist umso überzeugender, als die Verfasser nur durch die Übermacht der Thatsachen zu ihren Ergebnissen gedrängt erscheinen; jede Voreingenommenheit liegt ihnen gänzlich fern. Aus dem reichen Inhalte dieses Quellenwerkes selbst heben wir nur zwei Stellen hervor, die beide auf Seite 373 des letzten (dritten) Bandes zu lesen sind, nämlich erstens die Worte des Cardinal-Staatssecretärs Pallavicini: „Wenn man den Geistlichen die Ehe gestattet, so ist die römische päpstliche Hierarchie zerstört, das Ansehen und die Hoheit des römischen Bischofs verloren; denn verheiratete Geistliche werden durch das Band der Frauen und Kinder an den Staat gefesselt und hören auf, Anhänger des römischen Stuhles zu sein, werden auch genöthigt, dem Interesse der Fürsten beizustimmen. Man wird auch bald wahrnehmen, dass warme Verehrer und Vertheidiger des Heiligen Stuhles sich in öffentliche Widersacher desselben verwandeln. Die Staatsklugheit legt es also Eurer Heiligkeit und dem heiligen Collegium auf, niemals dergleichen Anträgen Gehör zu geben“; sodann zweitens die Worte des Cardinal-Kämmerlings Rezzonico, der dem Papste also vorstellig wurde: „Da die päpstliche Kammer ziemlich erschöpft sei und noch überdies manche bisherige Zuflüsse jetzt und vielleicht für immer auszubleiben drohen, möchte es wohl das beste und ergiebigste Mittel sein, der Kammer aufzuhelfen, wenn jedem Priester, der darum anhielte, zu heiraten erlaubt würde, sobald er für die erlangte Dispens eine Zechine sogleich erlegte und dann noch jährlich ein paar Thaler nachzuzahlen angeloben würde.“ Daraus entnehmen wir einerseits, dass jener souveräne Grund, den niemand Geringerer als der Cardinal-Staatssecretär Pallavicini offen ausgesprochen, bisher noch immer alles niedergeschlagen hat, was bis herein in die Gegenwart katholische Priester und einsichtsvolle Fürsten an der Beseitigung des Cölibats gearbeitet haben; andererseits wie man heutzutage trotzdem diese Einrichtung der katholischen Kirche wieder aus der Welt schaffen könnte. Wäre es nämlich nicht sehr angezeigt, an Stelle der unwürdigen, bei jeder Gelegenheit, bei jedem kirchlichen Jubiläum, jedem Katholikentag &c. immer wiederkehrenden Bettelei um milde Gaben für den heiligen Vater, um Beisteuer für den „Peterspfennig“ unsere Geistlichen mit je „einer Zechine und noch jährlich ein paar Thaler“ zu Gunsten des Papstes zu besteuern, dafür aber ihnen zu gestatten, heiraten zu dürfen? Dann hätte das Oberhaupt der Kirche eine würdige, gesicherte und reichlich ergiebige Einnahmsquelle, die Welt aber wäre endlich einmal den leidigen Cölibat los. Gott walte es und lasse diesen Gedanken baldigst zur That werden! Ein katholischer Geistlicher.

Mein Himmelreich. Erfahrungen, Bekenntnisse und Geständnisse aus dem religiösen Leben von Peter Rosegger. (Leipzig. Verlag von L. Staackmann 1901.) Das Buch muss für sich selber sprechen. Bemerkt sei nur, dass es unter verschiedenartigen Erlebnissen, Eindrücken und Stimmungen entstanden ist. Trotzdem wird es im Ganzen einheitlich sein, weil es hervorgeht aus einer bestimmten, ich möchte sagen, angeborenen Weltanschauung — die freilich auch zwischen irdischer Schwerkraft und himmlischer Anziehungskraft ihre Ebbe und Flut hat. Eine eigentliche Absicht zu belehren und zu bekehren ist nicht vorhanden. Nur Gleichgesinnte werden gesucht und ich glaube, ihrer werden zu finden sein in der katholischen wie in der evangelischen Welt. Nicht was die Menschen und Kirchen trennt, wird hervorgehoben, vielmehr das, was sie einigt. Ob manche dieser Gedanken etwa schon anderswo besser dargestellt wurden, das hat den Verfasser nicht gekümmert. Ein Schriftsteller, der eigenes sagen will, soll keine fremden Bücher vor sich offen liegen haben, er soll nicht mit anderer Leute Gehirn denken. Vielleicht war ihm gegeben, manches zu sagen, was bisher noch nicht freimüthig ausgesprochen worden ist und doch in vieler Menschen Seelen dämmert. Das Buch nennt sich: „Mein Himmelreich.“ Es könnte vielleicht bescheidener und treffender „die Himmelsleiter“ heißen, denn im Himmelreiche sind wir noch nicht, nur erst auf dem Wege dahin. Nun denn — solange wir Gott nicht gefunden haben, muss halt das Suchen nach ihm unsere Seligkeit sein. In diesem Sinne möge man den Inhalt des Buches verstehen, seine Gottes- und Menschenfreude erkennen und seine etwaigen Irrthümer entschuldigen. M.

Gedicht-Reigen. Von W. A. Hammer. (Braumüller. Wien.) Ein schlichtes Heftchen gedankenvoller Lieder, von denen manches sanglich anmuthet, so „Liebesglück“ und „Die letzte Rose“. Eine weitaus höhere Begabung aber hat der junge Autor auf dem Gebiete literar-ästhetischer Essays bewiesen. H. F.

Echte Tirolerlieder. Von F. F. Kohl. (Wien, XVIII. Canongasse 19.) Es ist schwer, diesem herrlichen Werke gegenüber nicht überschwenglich zu werden. Wer die Tiroler nicht kannte, muss sie lieben lernen nach Lesung dieser Volkslieder, an denen man sich nicht satt hören kann und die kleinen Gesangvereinen ein ganzes Archiv ersetzen. Der sie in jahrelanger Mühe und Begeisterung gesammelt, ist ein ganzer Mann; das beweist sein ernstes Meisterstück eines Vorwortes und die Überweisung des Erträgnisses an nationale Körperschaften. Auf die Volksliedschätze, die John, Kohl, Neckheim, Pommer und Reiter aus unserem Heimatboden gehoben, können wir Deutsche mit Recht stolz sein — nun wollen wir die Lieder auch singen! H. F.

Warum? Roman von Max Kretzer. (Dresden. E. Pierson.) Als heiteres Sommeridyll setzt die Erzählung ein mit einer Schilderung des sonnigen Liebesglückes zweier junger Menschenkinder, um nach mannigfachen Wandlungen und Wendungen mit dem Selbstmorde des Helden zu enden, dessen fein organisierte Seele dunklen Mächten verfallen ist und die „Stein' und Schleudern des wüthenden Geschicks“ nicht erdulden will und kann. E.

---

* Der letzten Serie läßt die rühmlichst bekannte Hendel-Bibliothek eine Reihe von Perlen der Weltliteratur folgen. So hat der bevorstehende Hundertjahr-Geburtstag Michael Beers Anlass gegeben zu einer neuen Ausgabe seiner Trauerspiel-Dichtung „Struensee“. Es folgt die Dichtung „Max Havelaar“ oder die Kaffee-Versteigerungen der Niederländischen Handels-Gesellschaft von Multaluli (Eduard Douves Dekker). Diesem Erzeugnis der holländischen Literatur folgt ein ebenfalls hochbedeutendes der dänischen: „Carit Etlar“, Erzählungen aus fremden Landen. Den Abschluss bilden die Gedichte des provençalischen Dichters Frederi Mistral.

Zur **Allgemeinen National-Bibliothek** (C. Daberkows Verlag in Wien), welche nunmehr bis zur Nr. 259 gediehen ist, sind wieder zwei Bändchen mit hervorragenden Namen gekommen und zwar Hebbels Tragödie „Genoveva“ und Hamerlings „Ungedruckte Briefe“.

Das Thierleben der Erde. Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Illustrationen und chromotypographische Tafeln. — Vollständig in 40 Lieferungen. (Martin Oldenbourg in Berlin.) Allerdings besitzen wir eine ganze Reihe ausgezeichneter und bereits volksthümlich gewordener Bücher auf diesem Gebiete, aber keines weist einen so großartigen, farbigen Bilderschmuck auf, wie das vorliegende. Dem Laien ist es nicht darum zu thun, eine erschöpfende Darstellung jeder Thiergattung nach allen ihren Species und Individualitäten zu bekommen, er will vielmehr in die lebende Natur eingeführt werden, will erfahren, was ihm sein heimischer Wald bietet, seine Wiese, der Bach, der sie durchschlängelt, er will durch den Urwald und durch die Wüste der fernen Erdtheile geführt werden und kennen lernen, was da kreucht und fleucht; er will nicht in einem Capitel durch die ganze Erde gejagt werden, sondern sich in ein Fleckchen vertiefen und es nach allen Seiten hin erschöpfen, denn nur so hat er wahren Genuss, nur so bleibt ihm dauernder Gewinn. Solch ein Buch fehlte uns bisher und Wilhelm Haacke blieb es vorbehalten, diese Lücke auszufüllen. V.

Büchereinlauf:

Ahasverus in Rom. Drama in fünf Acten. Dichtung von Robert Hamerling. Für die Bühne bearbeitet von Julius Horst. (Hamburg. Verlagsanstalt u. Druckerei-Actien-Gesellschaft. 1900.)

Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. (Leipzig. Max Hesse.)

Nikolaus Lenaus sämmtliche Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Eduard Castle. (Leipzig. Max Hesse.)

Jungbronnen. Novelle von C. Julius Saar. (E. Piersons Verlag. Dresden.)

Stiefmütterchen. Von L. Jüngst. (Leipzig. Ed. Wartigs Verlag. 1900.)

Monte Carlo und andere Novellen von Guy de Maupassant. Deutsch von Max Pannwitz und Wilh. Thal. (Stuttgart Franckh'scher Verlag.)

Aus Indiens Glut. Von Rudgard Kipling. Deutsch von Max Pannwitz. (Stuttgart. Franckh'scher Verlag.)

Gedichte von J. Resa. (Königsberg i. Pr. Thomas & Oppermann. 1900.)

Schläsche Pauerbissen. Geschichten und Gedichte von Hermann Oderwald. (Breslau. Hönsch & Tiesler. 1900.)

Ein deutscher Jesus. Ein Kraftwort an alle Deutschen von Georg Reinhardt. (Münden. Reinhold Werther. 1899.)

Evangelisten-Fahrten durch Nordböhmerland. Ein Beitrag zum Verständnis und Wachsthum der Los von Rom-Bewegung von Pfarrer Bleckmann. (Barmen. D. B. Wiemann.)

Maria nach den vier Evangelien. Ein Liederkranz von Klara K. Herausgegeben von G. Bauernfeind. (Gnadau. Universitäts-Buchhandlung.)

Religion–Illusion–Intellectualismus. Ein Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung von Ernst Franz. (Cöthen. Otto Schulze. 1900.)

Der Himmelsbogen, das Urbild heutiger Licht-Erkenntnis. Ein neuzeitlicher Schöpfungsbericht, entstanden durch Vergleichen der biblischen Stetigkeitsverheißung mit den Ergebnissen der modernen Lichtstrahlenzerlegung. (Verlag von Hilmar Bennewitz, Leipzig.)

Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche. Von Ernst Horneffer. (Göttingen. Fr. Wunder.)

Leo Freymann. Sociales Zeitbild in vier Aufzügen von Ernst Gutfreund. (Wien. M. Breitenstein. 1900.)

Die Künstler-Arche. Skizzen aus der Leipziger Bohême von Michael Sawka. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Fahrten und Abenteuer des Herrn Stechelbein von Julius Kell. (Leipzig. F. A. Brockhaus. 1900.)

Erlebnisse und Bekenntnisse eines kunstfreundlichen Juristen von Konrad Haffter. (Zürich. Orell-Füßli.)

Deutsche Gaben. Ein Festspiel zum „Deutschen Tag" von Konrad Nies. (St. Louis. MO. L. Witter'sche Buchhandlung. 1900.)

Deutsch-Belgien. Von Gottfried Kurth. (Brüssel. 1900.)

Der Tourist am Gardasee. Praktisches Reisebüchel von D. Ewald Hause. (Riva. 1901.)

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge, gehalten von Professor Dr. Johannes Frentzel. Mit Abbildungen. „Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner. 1900.)

☞ **Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.**

Postkarten des „Heimgarten".

Eine Berichtigung. „Berlin, 4. October. Bei der Generalversammlung des evangelischen Bundes in Halberstadt überbrachte Superintendent Meyer Grüße von Rosegger mit der Mittheilung, dass dieser nur durch Familienrücksichten verhindert sei, sich der ‚Los von Rom'-Bewegung anzuschließen und zum evangelischen Glauben überzutreten." — Diese Depesche stand vor kurzem in vielen Zeitungen Deutschlands und Österreichs. Sie ist **vollständig erlogen und gieng wohl von einer Seite aus, der daran gelegen ist, in diesen Angelegenheiten Wirrnisse zu verbreiten. In so wichtigen Dingen lasse ich mich weder von Familien- noch anderen Rücksichten leiten. Übrigens ist meine Familie völlig damit einverstanden, wenn ich mitwirke, in den Alpen das Evangelium zu verbreiten. Das thue ich schon seit vielen Jahren und gedenke es zu thun, solange ich lebe. Peter Rosegger.**

* **Chinesenthum.** Sich durch eine Mauer abzuschließen von fremden Völkern, die nicht passen — das ist orientalisches Chinesenthum. Sich in fremde Angelegenheiten zu mischen und fremden Völkern eine Cultur aufnöthigen zu wollen, in der man selber nicht zufrieden ist — das ist europäisches Chinesenthum.

J. F. Z., Wien. Sie wollen „das manchmal vielleicht nicht ganz Gelungene" Ihrer Dialectgedichte damit entschuldigen, dass der Homer, der alte Herr, halt manchmal schliefe. Ja, ja, der alte Herr, der Homer soll schlafen, aber der Humor, der Narr, soll wachen!

* Aus Prag theilt man uns mit, dass im Verlage J. Otto in Prag Hamerlings „Ahasver in Rom" ins Tschechische übersetzt erschienen ist und um dreißig Kreuzer verkauft wird. Wie kommt es, dass die Deutschen das Werk eines deutschen Dichters zehnmal so theuer bezahlen müssen als die Tschechen?

A. Sch. Maschinist, Budweis. Haben Sie Dank für Ihr Schreiben, das so viel Wahres enthält und einen so abgeklärten Blick für die großen Menschheitsfragen verräth. Andere Parteien befassen sich mit Zeit- und Ortsfragen, der Socialismus ist eine Menschheitsfrage.

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. October 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

Heute endlich bin ich gestorben.

„Kein Schade um den Dummian!" wird die Leichenrede meiner Bekannten lauten. Mein armer Papa! — unwillkürlich rollen einem solche Phrasen aus der Feder. Möchte jeder, der sein Kind überlebt, so leicht getröstet sein, als mein guter Papa es ist! Gut war er ja doch, das ist keine Phrase. Wenn's nach seinem Willen gienge, wäre ich jetzt ein reicher, von aller Welt hochgeachteter Mann, hätte eine stattliche Frau, und falls ich nicht ganz zufrieden mit ihr wäre, irgendwo noch eine Favorite. Als vielfacher Verwaltungsrath großer Unternehmungen säße ich an grünen Tischen herum, auch in der Börse, vielleicht sogar im Parlament. Und so weiter! Ein beneidenswerter Herr, wenn ich gut gethan hätte. Es hat Mühe gekostet, bis mein Vater mich enterbte.

Nun ist es aus. Und ich lege Rechenschaft ab über mein vergangenes Leben. Es muss aber doch das Herzblut zu scharf in die Nerven schießen, denn ich sehe alles so ganz verschwommen. Über allem liegt eine rostbraune Rauchschichte, die sich in dünnen Fäden und schwarz aufwirbelnden Stricken aus dem Schornsteinwald spinnt. Zwischen den Fabriken Flächen mit staubigem Buschwerk, man nennt sie Gärten. In diesen Gärten die Herrenhäuser mit allem ausgestattet, „was das

Digitized by Google

Leben ziert". Rußige, störrische Arbeiter in Massen, verwahrloste Kinder in Rudeln, vierspännige Herrschaftswägen, glänzende Gesellschaften mit liebenswürdigen Höflichkeiten, kriechende Verleumdung und lauernde Eigensucht, üppige Mahlzeiten, fein verdeckte Sondervergnügungen, drohende Arbeiterstrike, beständig klingelnde, in alle Weiten greifende Geschäftsstuben, Courszettel, Concurrenzfinten und Geld, Geld, unendliches Geld — das sind so die Dinge, die ich aus dem rostbraunen Rauch hervorschimmern sehe. Und wenn ich nach Freuden suche in diesem Brodem? Vergnügungen die Menge. Echte Freuden? Ich sehe ihrer weder mit freiem Auge, noch mit der Lupe. Es seien denn ein paar aus Kindeszeit. Leiden? Auch eigentlich Leiden nicht, außer dem einen, als man die todtkranke Mama fortgeschleppt hatte nach Corfu, wovon sie nicht wieder zurückgekehrt ist. — Ärger jedoch über die Maßen, er grenzte manchmal geradezu an Schmerz, so zum Beispiel, wenn die Fabrik wieder und immer wieder vergrößert wurde, wenn neue Dampfmaschinen aufgestellt, neue Schlote gebaut wurden, dass die Sonne am Himmel nicht mehr anders zu sehen war denn eine rothe Scheibe, wie durch rauchiges Glas. Ärger, wenn das Geschäft glänzend gieng, und Ärger, wenn zeitweise Stillstand eintrat und ungünstige Conjuncturen herrschten. Einige große Reisen, die ich gemacht hatte, sie waren wie ein seliger Flug in die Welt, allein auch sie wurden fast nur von Geschäftsinteressen geleitet. Nie als Mensch war ich in Italien, oder in Frankreich, oder in Russland, immer nur als Vertreter der Firma Hausler u. Comp. Rostiges Eisen war an mein Wesen geschmiedet, dass es sich nicht erheben konnte zum harmlosen, frohen Leben.

Unbegreiflich war mir nur, wie Papa diese Gefangenschaft niemals empfunden hat. Je mehr Rauch über unserer Fletz, je vergnügter war er. Im Trüben ist gut fischen, pflegte er scherzhaft zu sagen, und er fischte seinen Vortheil aus allen Gründen, in allen Weiten. Trotzdem stets correct. Den Arbeitern eine väterliche Hand, die aber von Eisen war. Den Geschäftsfreunden gediegene Ware, die bei jeder Gelegenheit im Preise gesteigert wurde. Der Ruf der Firma stieg von Jahr zu Jahr, das Wachsen unseres Vermögens gieng so rasch und üppig, dass es mich ängstigte. Es gehört eine besondere Heldenhaftigkeit dazu, es ruhig und gleichmäßig zu ertragen, wenn man jährlich um eine Million reicher wird. Ob dieser Heldenhaftigkeit muss ich meinen Vater aufrichtig bewundern. Der wird immer ruhiger und ebenmäßiger, es ist, als ob Gold ihm die Nerven härtete. Seit Jahren habe ich ihn nicht mehr erregt, zornig oder gefühlsselig gesehen. Er ist der Mittelpunkt des großen Geschäftes und arbeitet still und correct wie eine Maschine. Während mir bei meinen vierzig Jahren immer eine nervöse Unruhe anhaftet, ein Unbehagen und Unbefriedigtsein, ein beständiges Plangen

nach — ich weiß nicht was, ist Papa der gesunde, glückliche, feine Weltmann, der aussieht wie ein schöner ernstfreundlicher Abbé. Gewiss, für einen solchen ist er schon gehalten worden, wenn er in seinem schwarzen Anzug, mit der weißen Halsbinde, dem breitkrempigen Rundhut, dem wohlgerötheten, glattrasierten Gesicht und den lebhaften Augen feierlich einherschritt — der Chef der Weltfirma Hausler u. Comp. Die Compagnie besteht nicht mehr, die hat der energische Mann längst in sich aufgesogen. Hingegen ward es bei zunehmendem Alter sein Lieblingswunsch, „Guido Hausler und Sohn“ zu machen.

Und das hat er nicht durchgesetzt.

Ich war nicht gewillt, mein ganzes Leben an diese Stahlwarenfabrik zu ketten. So hat der Zwiespalt begonnen. Er war der liebende Vater, der mein Bestes wollte, ich war der ungerathene Sohn. Es war ja etwas ganz Selbstverständliches, was er wollte: seiner Familie für die Zukunft diese großartige Existenz-Grundlage zu sichern, sie zu einem Fürstengeschlechte des Geldes zu gestalten, das oft mächtiger ist, als politische Dynastien — und damit seinen Namen in der Geschichte des Landes stabil zu machen. Aber woraus besteht denn seine Familie, du lieber Himmel! — Nun, und was ich wollte, das war auch natürlich, ich wollte das Leben genießen, wohl nicht im Sinne reicher Leute, denn in diesem hatte ich es schon genossen, vielmehr in froher freier Sorglosigkeit mitten in der Natur — niemands Herr und niemands Knecht. Ein solches Edelleben war mein Anbild seit den Studienjahren, und meine Mutter hatte sogar einmal den schwachen Versuch gemacht, mich für die Forst- und Landwirtschaft zu bestimmen. Damals hatte ihr Papa bloß lächelnd auf die Schulter geklopft: „Meine Liebe! Wer nur ein Kind hat, der wirft es nicht hinaus zu den Hirschen und Rindern.“

Das einzige Kind! Manchen Morgen, wenn im Bureau wieder die Arbeit mit dem Cassabuch angieng, habe ich fast fromm wie ein Knabe gebetet: Herrgott, schicke mir einen Bruder, der mich ablöst. Schicke mir Geschwister, die mich ausschalten! — Es ist Verdammnis, das einzige Kind eines Geschäfts-Millionärs zu sein!

Also vollzog es sich sachte bis zu diesem letzten Tage, der mich frei und — heimatlos gemacht hat.

Heute hat Guido Hausler seinen einzigen Sohn verloren. Und wie sich dieses zugetragen, das soll hier verbucht werden. Denn es soll auch in einem anderen Leben, das nun angefangen werden wird, Buchhaltung sein.

— — —

„Was ich dir sagen wollte, lieber Sebald“, sprach er an jenem Tage zu mir, „wenn du mit dem Überschlag fertig bist, dann mach Toilette und empfange. Wir haben abends Gesellschaft.“

Ich war von meiner unmuthigen Stimmung schon so sehr erfüllt, dass mir Folgendes über die Lippen kam: „Du wirst keine Klage führen können, Papa, dass ich mein Amt vernachlässigte. Wenn aber das Tagewerk aus ist, dann will ich's nicht schlimmer haben, wie der Arbeiter, dann will ich für mich sein.“

„Für dich willst du sein?“ darauf er mit Befremden; „ja, mein Freund, sage mir doch einmal, was fängt man denn eigentlich mit sich an, wenn man für sich ist?“

„Wenn diese Frage ernst gemeint ist, dann bedauere ich. Und wenn sie Spott sein soll, dann — antworte ich nicht.“

„Das thut nichts, mein Sohn. Du wirst doch die Güte haben, die Honneurs zu machen.“

Und ich machte sie. Lachte wieder, wo ich hätte knirschen mögen, schmeichelte wieder, wo ich hätte ausspucken mögen und beneidete meinen Vater um sein leichtes, frohes Wesen, das an diesem Tage noch liebenswürdiger war mit den Gästen, als sonst, voll Aufmerksamkeit nach allen Seiten, voll Zuvorkommenheit und heiterem Übermuthe — so dass ich mir sagen musste: Er ist doch ein stärkerer Mensch, als — andere. Ich weiß, dass er seine Sorgen hat. Ist nicht auch das Aufopferung, wenn man sich selber zurückdrängt und bestrebt ist, anderen einen frohen Abend zu machen? Als der Diener auf silberner Tasse die Post brachte — wie wichtig war sie uns in diesen Tagen! — winkte der Vater gleichmüthig ab. Ei doch, das Abendblatt verlangte er und sich eine Cigarre anzündend, schnarrte er behaglich zwischen den Zähnen die Frage hervor, was denn wohl der Krieg mache? Extrablatt war keines da, doch konnte die Kriegserklärung jeden Augenblick publiciert werden. Die Gesellschaft war in nicht geringer Aufregung, mein Vater that einen kaum hörbaren Seufzer: „Die armen Eltern, die Söhne draußen haben! Übrigens, meine Damen und Herren, ich glaube, Josef hat zum Souper commandiert.“ Mit jugendlicher Elasticität bot er seinen Arm einer Dame, alles rauschte und trippelte in den Speisesalon, wo sich ein lustiges, fast ausgelassenes Gehaben entwickelte bis in den späten Abend. Ich habe mir wenig Mühe gegeben, meine schönen Tischnachbarinnen, die sehr reizend waren, zu unterhalten. Anders zu sprechen, als man denkt, das hat mir noch immer den Appetit am Nachtmahl verdorben. Dann, sobald es möglich war, verschwand ich. Die Unart ist an dem Sonderling wohl nicht mehr aufgefallen. Unter den alten Bäumen strich ich hin im Garten. Anstatt der Nachtigallen das dumpfe Getöse der Werkstätten ringsum. Und nun plagte mich wieder der Gedanke: Sebald! Wie kannst du dieser traurigen Existenz entkommen? Selbst wenn der Reichthum was wert wäre, würde er zehnfach aufgewogen von der beständigen Sorge um den Verlust.

Wie rettest du nur dein ferneres Leben hinüber in eine menschenwürdigere Existenz? Deinen Vater, der niemanden hat, als dich, bei seiner Lebensaufgabe verlassen? Im Stiche lassen dieses große Werk, die Schöpfung eines genialen Geschäftsmannes? Nein, das wäre frivol. Das wäre brutal. Und hier in dieser Rauch-, Geld- und Sorgenwüste das Leben zubringen mit dem Bewusstsein, du bist für anderes auf der Welt! — Wohl an fünfzigmal bin ich den Rundweg durch den Garten gegangen unter finsteren Bäumen, die manchmal beleuchtet waren von einem feuerspeienden Schlot. Und da fiel mir auf, dass in den Zimmern meines Vaters noch Licht war, dass in denselben ein Schatten hin und her strich, wieder und immer wieder. Die Gesellschaft hatte sich längst verloren. War's nicht schon zwei Uhr morgens? Und als ich in mein Schlafzimmer gehend an seiner Wohnung vorbei kam, hörte ich drinnen Schritte und wie ich horchte, war es manchmal wie ein Stöhnen. Ich klopfte an, er öffnete. Noch im Festanzuge war er. „Du, Sebald? Ich glaubte es wären Depeschen. Was willst du?"

„Ist dir nicht wohl, Vater?" Wie merkwürdig dieses Wort war, das ich da sprach! Hatte es nicht jener Franz Moor gesagt? Nein, rief es in mir, das ist nicht Heuchelei; es ist aufrichtige Theilnahme für den armen Vater. Und wie sah er aus? Verstört und verfallen — da er doch wenige Stunden vorher noch der heitere Lebemann gewesen.

„Es ist gut, dass du da bist, Sebald", sagte er und zerrte mich am Rock zu seinem Schreibtisch. „Wenn bis fünf Uhr morgens die Nachricht aus London nicht einlangt, so sind wir ruiniert."

„Ich hatte gedacht, die Gefahr sei vorüber. Du gabst doch einen Gesellschaftsabend und warst sorgenlos."

„War ich? Ein Wickelkind bist du. Wenn ich das Klageweibgesicht hätte, wie du, bedürfte es keiner politischen Katastrophen, um den Credit der Firma Hausler und Comp. zugrunde zu richten. Dieser Gesellschaftsabend — es war der abscheulichste meines Lebens."

„Und morgen derselben Gesellschaft eingestehen müssen: Gestern noch pures Geflunker eines Komödianten — durch den ihr euer Vermögen verloren habt?"

Auf diese meine Bemerkung griff er sich hastig an die Halsbinde, sie riss entzwei, der Goldknopf sprang an die Wandtäfelung. Es war in dem Leben dieses glücklich gepriesenen Reichen nicht das erstemal, dass die Sorge und die Angst vor drohendem Bankerott ihm die Kehle schnürte. Doch wie diesmal, so hatte er sich noch nie geberdet. Nun langte er mit tastender Hand nach dem Schlüssel der Schreibtischlade.

„Mein Sohn. Von fünf Uhr ab ist hier die Hauptcasse.

Er zog die Lade auf. Zwei Revolver."

„So??!" sagte ich fragend.

„Oder vermagst du es, die Ehre des Hauses zu vermissen? Ein windiger Lump unter den Stiefelabsätzen der Gläubiger herumzukriechen?"

„Kein Mann vermag das", sagte ich, „und darum weiterstreben, um die Ehre des Hauses zu retten und den Beschädigten Genugthuung zu geben nach Menschenmöglichkeit."

Wie du großartig bist! applaudierte ich im Geheimen mir selber zu. Der Alte hat mich kalt angeblickt, und voller Hohn.

„Verstehe mich, Vater. Dann erst hätte dieses Leben, so nichtig es mir jetzt ist, wieder Wert. Die Ehre unseres Namens zu retten, — dafür würde ich arbeiten, sei es im Bureau, sei es als gewöhnlicher Arbeiter an der Esse. Das hätte Sinn. Aber so —."

Seine dünnen Haare standen ihm wirr empor, sein Gesicht eingefallen, schlotternd die ganze Gestalt, die sonst so stolz gewesen.

„Wenigstens eins nimmst du mir weg", sagte er matt, „den Schmerz ums Kind. Wenn du dich tröstest! Aber angenehm ist es nicht, so eine — eine Creatur zurückzulassen, auf die nachher alle Welt mit Fingern zeigt: Seht, das ist der Lump, der Hausler, der Sohn des Cridars. — Nein, ich denke — — Horch! Kommt nicht jemand die Treppe herauf? Vielleicht doch —"

Die Depesche war es nicht. Es kam niemand die Treppe herauf. Ein Blick zum Fenster hinaus in die Nacht, wo weitum aus hundert Rachen Rauch und Funken stoben. Ist der Tod dieses Ungeheuers nicht nicht schon beschlossen? Und es pfaucht und speit fort und will nicht verenden.

„Nein, ich denke", sagte mein Vater, „Sebald, du kommst mit mir." Und hielt mir mit krampfhaft zuckendem Arm einen der Revolver vor. Ich nahm ihn und steckte ihn in den Sack. Und streckte meine Hand nach der zweiten Mordwaffe aus.

„Nein, mein Kind. Das ganze Vermögen fällt dir nicht zu, das da gehört noch mir." In einem Lehnstuhl war er zusammengeknickt, und den Revolver hielt er so fest umklammert, dass die Adern blau anliefen an seiner Hand.

Ich stand neben seiner und schaute zum Fenster hinaus und dachte: Zweitausend Menschen athmen in diesem Pfuhl, neunzehntel davon so arme Teufel, daß sie übermorgen hungern, wenn heute die Arbeit endet. Ob auch nur einer von ihnen an den Revolver denken wird?

„Willst du nicht schlafen gehen?" fragte er.

„Nein, Vater, ich bleibe jetzt bei dir."

Ein gutes Wort wollte ich ihm sagen — es fand sich keines. Vielleicht gieng es ihm nicht anders.

„Ich muss ins Freie!" murmelte er plötzlich und stand auf. Im Hofe schellte die Glocke. Ein Fenster auf. Kühle Luft strömte herein, sie

war rauchig und roch nach Schwefelwasserstoff. Die Schlote dort drüben standen wie Stifte in ein schmutziges Morgenroth hinein. Der Pförtner brachte eine Zeitung herauf, ein Extrablatt.

„Die Kriegserklärung?“ fragte mein Vater. In der Stimme lag jetzt weniger Angst als Neugierde. Er durchflog die großgedruckten Zeilen, dann legte er das Blatt auf den Schreibtisch. — Hernach legte er die Waffe in die Lade, rieb sich die Hände und sagte: Ich denke, man kann noch ein paar Stunden schlafen.“

Das Blatt berichtet, dass die Mächte mit Erfolg interveniert hatten. — Das drohende Unheil war vorübergegangen an der Welt — auch an der Firma Hausler und Comp. Und dieser Mann, der vorher in dumpfer Verzweiflung zusammengebrochen war, er hatte keinen Freudenruf, nicht einmal einen befreienden Athemzug, als er die Nachricht von der Rettung las.

Wenn ich darauf schwören müsste, ob der Auftritt in jener Nacht sich wirklich begeben hat — es wäre mir fast bedenklich. So ganz und gar ausgelöscht ist er. Mit Ausnahme der günstigen politischen Wendung ist alles wie es war. Die Post kommt und geht mit ihren schweren Nummern wie früher, die Fabrik ist in vollstem Gange wie früher, in den Kanzleien wird mit Hunderttausenden so gleichgiltig gerechnet, wie mit Fünfern und Zehnern, der Chef hat seine gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit wie immer.

Nur ich allein. Mir ist noch banger als vorher. Ich ahne nun, auf welch thönernen Füßen dieser Koloss steht. Mein Vater hat so leichthin die Absicht geäußert, dass er sein Etablissement in Zukunft auf Waffenfabrikation ausdehnen wolle, damit auch aus dem Kriege Vortheil gezogen werden könne. Dann wieder ließ er etwas fallen von einer Umwandlung der Firma in eine Actiengesellschaft. Das könnte mir Erlösung bringen.

Eines schönen Sommernachmittages hat er mich eingeladen, mit ihm nach Stöckel zu fahren. Ein Dorf, das wir mit den flinken Pferden in einer halben Stunde erreichten. Es waren für mich sehr gleichgiltige Dinge, die unterwegs besprochen wurden. Vom Börsencours und von Geschäftsconjuncturen. Aber im Wirtsgarten zu Stöckl wurde es anders. Wir hatten uns Landwein und Hausbrot geben lassen und der Vater blickte angelegentlich ins sonnige Hügelgelände hinaus, wo zwischen Weingärten weiße Winzerhäuschen standen und wo auf einer zum Theile bewaldeten Anhöhe ein stattlicher Bauernhof lag.

Als wir in den Garten getreten, waren dort zwei Männer in Wortstreit gewesen.

„So hol' dich der Teufel!“ rief der eine, der ältere, und lief hastig davon.

Der andere, der bei einem Glase Wein saß, rief ihm so über die Achsel hin nach: „Da kann er gleich einen Zweispänner nehmen, dass der nothige Lahm-Fritzl auch Platz hat."

Dieser Mensch, der am langen Brettertisch saß, hatte ein braunes Tuchgewand an, einen grünbebänderten Filzhut auf und eine große Tabakspfeife im Mund, aus der er jetzt sehr lebhaft stinkenden Rauch hervorsog. Neben ihm auf der Bank lag ein Kleiderbündel, durch dessen Bindung ein blauer Regenschirm stak. Er beobachtete uns, die wir bei einem runden, mit rothcarriertem Tuch bedeckten Tische saßen. Plötzlich stürzte er den Inhalt seines Glases in die Gurgel, stand auf, trat gegen uns heran, lüpfte den Hut, wobei er beim Wiederaufsetzen den Kopf nicht genau traf und sagte mit breiter Stimme: „Ech habi die Erre!" Man merkte es leicht, dass sein Schnabel eher für ein „Grüß Gott", als für ein „Habe die Ehre" gewachsen war.

„Mit Verlaub schon, Sie san der Herr Hausler?" fragte er meinen Vater. „Wissens, ich möcht' in die Fabrik gehen."

„Wer sind Sie denn?"

„Ich? Derweil bin ich Knecht gewesen da oben beim Lahm-Fritzl."

„Ah, das ist der Lahm-Fritzl?"

„Ja der Hof selm, der auf dem Bergl steht. Steht sauber da. Heißt's halt auch: auswendig hui und einwendig pfui! Ja, das wohl. Ein nothiger Hungerleidbauer ist's. 's ganz Jahr hart arbeiten und hat nix als wie Erdäpfeln und Milchsuppen. Da hab ich mir denkt: Gehst in die Fabrik." Dann redete er in die leere Luft hinaus gegen den Hof: „Kommst mir eh bald nach, Lahm-Fritzl, das weiß ich. Halt'st dich nimmer lang auf deinem Steinbühel. — Also was ist's, gnädiger Herr, kann ich Arbeit haben in der Fabrik?"

„Melden Sie sich 'mal beim Director an", beschied mein Alter.

Der Bursche packte sein Bündel auf die Schulter und trottete zum Gartenthor hinaus. Da rief ihm der Wirt nach: „He, Franzl! Fallt dir nix ein?"

„Ja so", knurrte der Knecht, „zahlen muss man auch", und warf eine Münze auf den Tisch. „Behüt Gott miteinand."

Mein Senior drehte sich eine Cigarette und, auf den Hof am Hügel hindeutend, sagte er: „Stünd' nicht übel, dort, so ein Landhaus — wie? So ein artiges Sanssouci. Telegraph und Telephon aus der Fabrik, damit man jederzeit im Laufenden bleibt."

Telegraph und Telephon. Und das nennt er Sanssouci!

Nun geschah etwas, das mich anfangs sehr wunderte. Am hinteren Rande des Gartens, an der rostbraunen Stallwand saß bei seinem Warenballen ein Hausierer. Er hatte das Bündel nicht ins übliche dunkelgrüne Tuch geschlagen, er hatte es vielmehr in einem grauen Sack.

Seine Kleidung und seine Haar- und Bartfrisur waren durchaus landesüblich, aber das half ihm nichts, jede Bewegung, die er machte, jeder Laut, den er von sich gab, verrieth in ihm das Geblüt der Auserwählten. Sein halbes Glas Wein hatte er sehr sparsam getrunken. Nun verzehrte er die letzte Schmulle Brot, noch vorher mit derselben die Krümmchen auftupfend, die auf dem Brette lagen. Jetzt gieng mein Vater hin und setzte sich zu diesem Menschen. Der Hausierer wollte sofort allerhand Höflichkeiten veranstalten, dass der Chef des Hauses Hausler und Comp. ihm die hohe Ehre erweise, dieser aber drückte ihn an der Achsel auf seinen Sitz zurück.

Das Gespräch entspann sich um den Bauernhof, der dort auf dem Hügel lag und den jener Knecht „Lahm-Fritzl-Hof“ genannt hatte.

„Sie könnten mir da 'ne Gefälligkeit erweisen, mein Lieber. Gelegentlich zu erkundschaften, ob der Hof käuflich wäre. Gegen übliche Provision, natürlich. Brauchen nicht zu sagen, wer etwa darauf reflectieren möchte. Sie verstehen mich wohl.“

„Aber, Euer Gnaden! Wir, und nix versteh'n! Ein Vetter von mir, will ich ihm sagen, ein Kleinbäuerle aus der Rachau, oder woher, hat sich mit Fleiß ein kümmerlich Gütel erspart und möcht' sich jetzt so ein Höfel kaufen um einen Preis, der recht und billig ist.“

„Na denn — Adieu, Leeb!“

Nun wollte mein Vater einen Spaziergang machen gegen den Hügel hin, durch den Wald und so ein wenig herum.

„Dass ich doch einmal ernstlich mit dir spreche, Sebald“, sagte er unterwegs, „du wirst endlich auch formell in die Compagnie treten.“

„Wenn ich in der Compagnie bin, dann wird manches nicht geschehen, was jetzt dem Chef noch vornehm genug ist.“

„Sprich dich aus, wenn du etwas meinst.“

„Es wird gut sein, das Geschäft mit dem Juden früher zu machen, denn wenn ich mitverantwortlich bin, dann wird kein armer Bauer durch ein unwürdiges Schelmenstück übervortheilt.“

Der Alte blieb trotz dieser Herausforderung ruhig. Ein bisschen Schwarzes sah er unter seinem Fingernagel und das stach er mit einem Federkiel hervor.

„Willst du das Gut haben, so geh doch offen zum Bauer, frage was es kostet, und sage, was du ihm hiefür bieten willst.“

Auch auf diese Äußerung antwortete er nichts anderes, als: „Geschäftsmann bist du allerdings keiner, mein lieber Sebald. Deshalb würdest du als Compagnon leicht zu entbehren sein. Ich aber sage dir, dass ich nicht mehr länger gewillt bin, alle Last und Verantwortung persönlich zu tragen.“

„Du hast dir sie selber aufgeladen. Ich habe dir Jahr für Jahr gerathen, das Geschäft in kleinerer Ausdehnung zu führen. Der Mensch lebt doch nicht allein vom Rechnen und Speculieren."

„Ich bitte dich ergebenst, behalte solche Weisheiten für dich. Ob du der große Philosoph bleibst, bis es sich ganz um deinen eigenen Sack handeln wird? Dann werden diese Herren oft verdammt geschäftskundig. Nun denn. Glaubst du, dass ich vor dir kniefällig werde: Ich beschwöre dich, mein theurer Sohn, nimm die Mitverwaltung, nimm die Millionen gütigst an, die ich durch ein thatenreiches Leben dir erworben habe. — Weißt du, was ich bloß thue? Ich verkaufe den ganzen Plunder an eine Actiengesellschaft, basta!"

Da werde ich auf dem Wege stehen geblieben sein, ihm ins glattrasierte Gesicht geblickt haben.

„Vater, wenn du das thust, so segne ich dich bis zu meinem letzten Athemzug."

Dann verzog er seine Züge und zwinkerte mit den Augen — es hätte ein Lächeln sein sollen.

„Wie rührend, wenn das Kind den Vater segnet! — Dann ist's soweit ja abgemacht. Nur eins habe ich dir noch mitzutheilen. Du sollst deinen Willen haben und nach eigenem Gefallen dein weiteres Programm machen. Hoffentlich findest du eine Thätigkeit, in der deine — du verzeihst schon — Verschrobenheit weniger schadet, als in einem großen Geschäfte, das einen ganzen, fixen Kerl braucht. Was mich betrifft, ich ziehe mich, falls ich mir nicht etwa den Directorposten vorbehalte, mit Helene auf einen Ruhesitz zurück."

„Na also — endlich ist es heraus!" rief ich laut auflachend. „Um die Kalle geht's. Darum soll ein Bauer betrogen werden, dass auf seinem Boden ein — ein Ruhesitz gegründet werden kann. Darum soll ein Compagnon eintreten, die Sorgen und die Verantwortung tragen, damit der Chef mit seiner Zote ein vergnügliches Leben führen kann. Ich gratuliere!"

Das schien endlich genug gewesen zu sein. Ohne auch nur noch ein Wort zu verlieren, wendete er sich um und schritt zwischen den Gärten dem Wirtshause zu, wo der Wagen stand. Er blickte nicht nach mir um, er ließ sofort einspannen und fuhr der Fletz zu.

So ist das gekommen. Es war der Abschluss eines abscheulichen Verhältnisses, das Jahre lang zwischen Vater und Sohn geherrscht hatte. Warum es an Ehrerbietung so grob mangelte, das würde freilich nur ein Mensch begreifen können, der es wüsste, was mir dieser Mann gethan hat.

Am nächsten Tage ließ er mich in sein Bureau rufen. Es war halb zwölf Uhr. Er empfieng mich schweigend und feierlich. Die Thür schloss er hinter mir ab. Dann gieng er an seinen Tisch, entfaltete einen Bogen Papier und sagte gelassen: „Das wäre zu unterschreiben. Außer —." Er stockte — „außer es würden gewisse Dinge und Äußerungen aus letzter Zeit widerrufen."

„Meinerseits dürfte nichts zu widerrufen sein", war meine Antwort.

„Dann bitte!"

Er hielt mir das Papier vor. Ich brauchte es kaum zu lesen, ihn kaum anzusehen, um zu wissen, woran es war.

Ich war enterbt. Universalerbin war Fräulein Helene Durassel.

Die Erklärung, gegen diese Bestimmung keinerlei Schritte zu unternehmen, unterzeichnete ich mit einem kräftigen Namenszug.

„Danke!" sagte er und faltete den Bogen zusammen. „Ihr Pflichttheil steht beim Herrn Doctor Kerbholz von dieser Stunde an zur Verfügung."

Wir verneigten uns vor einander — gemessen und schweigend. Den Rückweg aus seinem Zimmer nahm ich nicht, wie ich gekommen, durch die Geschäftsstuben, sondern durch die Thür, die nach dem äußeren Corridor führt.

Also bin ich gestorben — meinem Hause, meinem Vater. Auch dieser dummen Welt? Oder gar mir selbst?

Mir bin ich neugeboren. — — —

Die vorigen Blätter schrieb ich noch gestern im Hotel. Wehe, wenn ein fremdes Auge auf sie fällt! Wie rechtfertige ich mich? — Soll ich mich von der Beamtenschaft des Etablissements verabschieden? Das würde zu meinem bisherigen Verhältnisse gar nicht stilvoll sein. — Ein Sonderling war er und als Sonderling ist er eines Tages davon. Kein Mensch weiß, warum. Diese Nachrede ist mir von allen möglichen noch die angenehmere. Doctor Kerbholz dürfte Näheres wissen. Was kümmert's mich?

Der Doctor war sehr discret, hat mir das Meinige ohne weiteres verabfolgt und nicht ein Wort gefragt, weshalb und was nun?

„Es ist zwar leider nur das Pflichttheil", sagte er gemüthlich, „aber das Pflichttheil eines Millionärs läſst beim besten Willen kein aufrichtiges Bedauern aufkommen. Lieber von einem Papa Hausler enterbt sein, als des Universalerbes irgend eines anderen Mannes in der Fletz sich zu erfreuen. Darf ich gratulieren?"

„Gratulieren ist schön", sagte ich, „wenn Sie mir das Zeug gut verwalten möchten, Herr Doctor, so wäre das noch schöner. Aber keine Papiere, wenn ich bitten darf. Die allerbesten am wenigsten und schon

auf gar keinen Fall etwaige Actien der Stahlfabrik Hausler und Comp. Ich begnüge mich mit sehr geringen Percenten."

Dann haben wir uns für drei Sparcassen entschlossen.

„Über eine solche Misswirtschaft würde Ihr Herr Papa Sie zwar neuerdings enterben, wenn es zweimal geschehen könnte."

„Ich will für mein Geld auch gut schlafen können."

Die Pferde sind gesattelt. Zwei braune Ungarn, stolz die Köpfe haltend, übermüthig mit den Vorderfüßen strampfend, wenn sie drei Minuten auf dem Hofpflaster stillstehen sollen. Diesen leblustigen Hengsten spanne ich ohne menschlich Rühren den neuen Landauer an, mit dem Lederkoffer hinten — dem Felleisen eines armen reisenden Millionärs.

Und der Kutscher?

Es war einmal ein Stallknecht. Ein kleiner, rundlicher Bursche mit lichtgelbem Flachshaar, das immer hübsch nach rückwärts gekämmt, hinten lang hinabhieng bis zur Schulter und dort in gerader Linie abgeschnitten war. Wenn der Junge — er ist wirklich kaum über achtzehn hinaus — den Kopf lebhaft bewegte, wie es seine Art war, so baumelte das weiche, dicke Gelocke hin und her. Vorwitzige Leute nannten ihn deswegen den „Fliegenwachel". Das Gesicht rundlich und blass, beinahe mädchenhaft. Weil er einfältig war, so machten sie sich gerne über ihn lustig, aber er verstand's doch zurückzugeben, ordentliche Leute, meinte er, bleiben nichts schuldig. Trotzdem hatte er nicht gerade gern zu thun mit den großmäuligen Schmieden und Kohlenschleifern.

Zu den Pferden konnte er sich besser schicken, als zu den Leuten. Und wenn wilde Thiere im Stall standen, mit denen keiner was zu schaffen wusste, der Schackerl verkehrte spielend mit ihnen. „Man muss halt nit wie ein Mensch zu ihnen sein", sagte er, „das können die zehnten Vieher nit leiden. Man muss mehr ihresgleichen sein." Nun fraß er allerdings nicht mit den Pferden Hafer, aber im Futterbarren lag er thatsächlich des Nachts und tätschelte sie mit der Hand, wenn sie ihn beschnupperten oder sein Haar für Heu nehmen wollten. Mit dem Schackerl war's am allersichersten auszufahren, aber Papa Hausler wollte „den ausgestopften Kund", wie er sagte, nicht auf dem Bock sehen. Dem stand die Livree mit den großen Silberknöpfen wie dem Kasperl die Generalsuniform. Was half es, dass man diesen einfältigen Jakob — Jacques nennen musste; es ward daraus das Schackerl und aus diesem im Handumdrehen das „Tschapperl". Mit so was konnte der Chef des Hauses schlechterdings nicht auf die Straße fahren. — Dieser arme Schackerl also wurde degradiert, er kam von den Pferden zu den Leuten. Allerdings als einer, der von jedem gern gesehen ist. Sie ver-

spotteten ihn, sie trieben Schabernack mit ihm, aber sie liebten ihn, denn er war Briefträger geworden. Die Briefpost für zweitausend Personen der Gewerkschaft hatte er zu besorgen, und das that er, weitschrittigen Ganges, mit einer Gewissenhaftigkeit und Feierlichkeit, als trüge er zu jedem das Allerheiligste hin. Solches hinderte aber nicht, dass er die jungen Weibsbilder neckte — was er ihnen heute wieder für einen brächte! Aber da wäre Postnachnahme zu entrichten — ein Küssel. Und etliche gab es in der Fabrik, die diese Postnachnahme prompt entrichteten, worauf er allemal mit der Zunge seine Lippen leckte, um auf den Geschmack zu kommen. Und wenn er befragt wurde, wie's schmeckt, so antwortete er: „Es zahlt sich völlig nit aus, dass man so viel davon redet."

Diesen Jungen habe ich mir zum Kutscher genommen.

„Aber du musst nicht fragen, Schackerl, wohin wir fahren."

Und trällerte er darauf: „Ich komm und weiß nit woher, ich fahr und weiß nit wohin, derowegen ich so lustig bin. — Aber ein Gebitt hätt' ich, gnädiger Herr. Thun's mich nimmer den Schackerl heißen, das bin ich nit gewohnt. Thun's mich Tschapperl heißen — weil ich halt eins bin. Und wenn ich Narrheiten mach, so thun's nit bös sein, weil's eh wissen, dass ich ein Tschapperl bin. Wissen's, gnädiger Herr, ich mag nit gescheit sein, da werden einem die Dummheiten so viel schwer aufgemessen."

„Du bist schlau! Weißt, Tschapperl, es gibt zweierlei Dummheit. Die eine kannst treiben, so viel du willst. Wenn du aber von der andern Gattung eine machst, so verjage ich dich. Na, na, du weißt schon, wie ich's meine. Dann noch eins. Als Gegendienst für den Tschapperl wirst du mich nicht gnädiger Herr nennen. Ich bin bloß dein Herr, und manchmal wahrscheinlich ein recht ungnädiger."

„Ist recht, Herr."

„Gut. Und nun mach dich fertig, in zwei Stunden reisen wir. Nimm Abschied von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, von Weib und Kind, denn du wirst nie mehr zurückkehren!"

„Ich hab' nur — eine Mutter, die ist zwar nit die richtige, aber sie ist auf dem Kirchhof."

Nun also, die Pferde sind gesattelt.

Ich saß im Wagen, mein Tschapperl im grauen Anzug und Federhut auf dem Bock, und die Pferde stampften ungeduldig auf dem Pflaster.

„Vorwärts, Kutscher!"

Da wendete er sich halb seitlings um und sagte: „Herr, Sie haben einen Kutscher, der so gescheit ist, dass er nit weiß, wohin er fahren soll.“

„Und du hast einen so gescheiten Herrn, dass es ihm gleichgiltig ist, wohin er fährt.“

„Vielleicht wissen's die Rösser!“ meinte der Bursche und schlängelte ihnen den Leitriemen über den Rücken. Sie trappten mitten auf den großen Platz hin.

„Siehst auf dem Dach die Windfahne?“

„Aber ja, Herr!“

„Wohin zeigt sie?“

„Gegen die Sonnenseite, Herr!“

„So fahr' in die Sonne hinein.“

Dann gieng es glatt voran gegen Süden.

An den Angern, die haufenweise bedeckt sind mit rostigen Kesseln, Blechplatten, zerfressenen Röhren und anderem alten Eisen, begegnete mir Papa's Wagen. Er saß drinnen. Ich lüpfte schweigend meinen Hut, er that dasselbe, wie sich Fremde grüßen. Ich hätte gerne umgeschaut, zu sehen, ob er sich nach mir etwa umschaute. Ich unterließ es aus Besorgnis, er könnte es sehen, dass ich nach ihm umgeschaut hätte.

Dann hinter den Eisenbahndämmen, auf welchen ununterbrochen die Lastwaggons hin- und hergeschoben wurden, kamen die Felder; die hohen gelben Halme neigten ihre schweren Ähren in Bogen. Der Rasenstreifen am Straßenrand war thaunass. An den Hügeln strich noch einiger Rauch von der Fletz her. Aber die Luft wurde klarer und duftete nach frischem Grase, das ein Mann neben der Straße schnitt. Mir war wonnig nicht zu sagen. Ein gesunder, freier Mann, der in die weite Welt hineinfährt! Wie losgeschält fühlte ich mich aus all dem Wust und Tand und Schund, und was man so die täglichen Bedürfnisse nennt. Ein frischer Mensch, der links und rechts freien Raum hat, um die Arme rühren zu können — jauchzen hätte ich mögen. Das waren aber nur Hochwellen; hatten sie sich verflüchtigt, so war mir nachdenklich zu Sinn und in meiner Brust stieg bei jedem Herzschlag ein Wehehauch auf. Na, da wollte ich mich doch lieber mit dem Tschapperl unterhalten.

„Kutscher, hast du deine Sachen mit?“

Er blickte sich nach allen Seiten hinab an, er betastete die Taschen, er zählte die Finger, er schüttelte den runden Kopf. Dieweilen die Pferde langsamer trabten, begann er halblaut aufzuzählen: Der Wäschsack, der Wettermantel, das Taschenmesser, das Ledermappel, die Sackuhr, der Geldbeutel und — und — „Ich hab' was vergessen, Herr!“

„Was hast du vergessen?“

„Ja, das weiß ich nit. Ich weiß nur, dass meine Mutter, wann ich fortgegangen bin, gefragt hat: Hast deine sieben Sachen? — Und jetzt hab ich nur sechs mit. Er zählte noch einmal: „Der Wettermantel, der Wäschsack, das Ledermappel, das Taschenmesser, der Geldbeutel, die Sackuhr. Sind sechs und sind nur sechs!"

„Du hast die Kleider nicht gezählt."

„Kleider sind keine Sachen", entschied er kurz. Und es ist wahr, Kleider gehören zur Person.

„Wird mir schon noch einfallen, was fehlt", sagte er, schnalzte mit der Zunge und die Pferde zogen flinker an.

Schackerls sieben Sachen machten mich wieder nachdenklich. Eben hatte ich mich emporgehoben wegen meiner Bedürfnislosigkeit. Im Vergleiche mit des Burschen Habseligkeiten schleppe ich in meinen Koffern und Ledertaschen eine Welt von Sachen mit mir. Und trotzdem gieng es mir wie ihm — als hätte ich zu Hause noch etwas vergessen.

Nach einer Stunde gieng's an den Schabelberg. Da windet die Straße sich sachte zur Passhöhe hinan und dort oben, wo auf der Säule die Radschuhmahnung steht, ließ ich halten und blickte zurück in das Fletzthal. Ein rostbrauner Dunstqualm weit und weit hin, aus dem die Schlote kaum sichtbar aufstiegen. Und im Horizont dort hinten — die von Nord nach Ost im Halbrund sich hinziehende graue Nebelbank, das ist keine Nebelbank, das ist der Brodem der Metropole. Dort, in der Dämmerung der Dünste liegt das Häusermeer mit seinen hunderttausend Höhlen — noch meiner Meinung ein Ort für die Nacht, aber nicht für den Tag. — Mein Kutscher war vom Bock gestiegen, duckte sich und schaute zwischen den ausgespreizten Beinen hinaus. Das sei sein „Perspectivi". „Wem eine Gegend langweilig geworden ist, der muss just einmal durch so ein Perspectivi gucken, nachher ist sie wieder schön."

Und als auch ich es versuchte, war's zum Aufschreien vor Überraschung. Mit umgekehrtem Auge — man erkennt sein Heimatsthal nicht wieder. Wie plastisch das Hügelland! wie durchsichtig die fernen Berge! gleich als wären sie aus färbigem Glase geschnitten! Wie wundersam leuchtend der weite Gesichtskreis! Selbst die rauchige Fletz war schön, fast zu sehen wie ein großartiges Städtebild, über dem das blendend lichte, blaugrünlich schillernde Firmament ist. — Und wie mir diese Gegend jetzt mit umgekehrtem Auge gefällt, so gefällt sie anderen mit umgekehrtem Herzen. — Du weltberühmtes Werk in der Fletz, du stolze Firma Hausler und Compagnie, in deren brausendem Getriebe ich all jene Jahre verkümmert und vergallt habe, die man die schönsten des Lebens nennt! Du allbeneidetes Los des Reichen, dich spiele ich freudig aus für eine unbekannte Zukunft. —

„Herr!“ rief der Kutscher, „ist die Tabakspfeife eine Sache?“
„Nein, Tschapperl, die ist ein Stinktiegel.“
„Nachher hab' ich halt doch was vergessen daheim.“
„Lass es in Gottsnamen vergessen sein.“
Und der Wagen rollte auf seinen Gummirädern die weiße glatte Straße gegen das südliche Gelände — der Sonne zu!

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Duell.

Eine Novelle von **Guy de Maupassant.**[1])

In der Gesellschaft hieß er „der schöne Signoles“, auf seiner Karte stand: Vicomte Gontran — Joseph von Signoles.

Waise und Herr eines ansehnlichen Vermögens, spielte er in der Gesellschaft eine Rolle. Er besaß feine Formen und die Haltung eines Weltmannes, war redegewandt genug, um als geistreich zu gelten; dazu gebot er über eine gewisse natürliche Anmuth, eine vornehme, aristokratische Erscheinung und hatte, was den Frauen besonders gefällt, einen kriegerisch aussehenden Schnurrbart und sanfte Augen.

Als Salonheld und vielbegehrter Tänzer flößte er den Männern die unter verbindlichen Formen sich verbergende Gegnerschaft ein, die man gegen Gesellschaftslöwen empfindet. Insgeheim sagte man ihm Liebesabenteuer nach, die ihn fast als Don Juan erscheinen ließen; aber nichts störte ihn in seinem zufriedenen Epikuräerleben, denn es war bekannt, dass er den Degen gut zu führen und noch besser mit der Pistole umzugehen verstand.

Beim Duell, sagte er, werde ich auf Pistolen fordern. Mit dieser Waffe bin ich sicher, meinen Gegner zu tödten.

Nun hatte er eines Tages zwei ihm befreundete junge Frauen mit den zugehörigen Gatten ins Theater begleitet und lud sie nach der Vorstellung zu einem Teller Eis bei Tortoni. Ein paar Minuten nach ihrem Eintritte bemerkte er, dass ein Herr am Nebentisch eine seiner Damen hartnäckig mit den Blicken verfolgte, was ihr peinlich zu sein schien. Endlich fragte sie ihren Gatten:

„Der Mann dort fixiert mich. Ich kenne ihn gar nicht, kennst du ihn?“

Ihr Gatte, der nichts gesehen hatte, blickte hin, erklärte aber:

„Nein, ganz und gar nicht.“

---

[1]) Aus der in der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart erschienenen neuen Sammlung „Monte Carlo und andere Novellen von Guy de Maupassant. Deutsch von Max Pannwitz und Wilh. Thal.“

Darauf erwiderte die junge Frau, halb lächelnd, halb ärgerlich:

„'s ist sehr unangenehm, der Mensch verleidet mir mein Eis."

Der Gatte zuckte die Schulter und sagte:

„Bah, acht nicht drauf! Wollte man sich mit jedem Unverschämten, der einem in den Weg kommt, einlassen, so hätte man nie Ruhe."

Doch der Vicomte war mit einem Ruck aufgefahren. Er konnte nicht dulden, dass dieser Fremde einer Dame das Eis, zu dem er eingeladen hatte, verleiden sollte. Gegen ihn richtete sich die Beleidigung, da seine Freunde nur auf seine Aufforderung und um seinetwillen das Café betreten hatten. Ihn allein gieng daher auch die Sache an.

Er trat auf den Mann zu und sagte:

„Mein Herr, Sie haben eine Art, diese Dame ins Auge zu fassen, die ich nicht dulden kann. Ich bitte Sie, das gefälligst zu unterlassen."

Der andere versetzte:

„Lassen Sie mich in Ruhe, Sie!"

Heftig stieß der Vicomte zwischen den zusammengepressten Zähnen hervor:

„Mein Herr, nehmen Sie sich in acht, oder Sie zwingen mich, besondere Maßregeln zu ergreifen."

Der Fremde antwortete nur ein einziges Wort, ein gemeines Wort, das von einem Ende des Café's zum andern schallte und die Anwesenden wie mit mechanischer Gewalt eine plötzliche Bewegung ausführen ließ. Alle, die den Rücken gedreht hatten, wandten sich um, alle andern erhoben den Kopf, drei Kellner drehten sich auf ihren Hacken wie Kreisel um, und die beiden Cassierinnen fuhren jäh in die Höhe und machten dann eine Wendung mit dem ganzen Rumpfe, als wären sich zwei Automaten, die demselben Triebwerk gehorchen.

Ein paar Secunden herrschte völlige Stille, worauf ein eigenes klatschendes Geräusch die Luft durchschnitt: Der Vicomte hatte seinen Gegner ins Gesicht geschlagen. Alle standen auf, sich zwischen die Streitenden zu werfen, die ihre Karten wechselten.

*

* *

Nachdem der Vicomte in seine Wohnung zurückgekehrt war, durchmaß er ein paar Minuten lang sein Zimmer mit lebhaften großen Schritten. Er war zu aufgeregt, um einen klaren Gedanken zu fassen, denn sein Geist wurde nur von der einen Vorstellung des Duells erfüllt, ohne dass diese eine besondere Empfindung in ihm hervorgerufen hätte. Er hatte gehandelt, wie er handeln musste, und sich als der erwiesen, den man in ihm erwarten konnte. Gewiss würde man davon reden, ihm Beifall zollen, ihn beglückwünschen. Mit lauter Stimme wiederholte er, wie man es unter der Herrschaft eines mächtigen, das klare Denken beeinträchtigenden Eindruckes thut: Was für ein roher Mensch!

Dann setzte er sich und fieng an, nachzudenken. Er musste also gleich am Morgen seine Zeugen suchen. Wen sollte er wählen? Er dachte an die gewichtigsten und angesehensten Personen seiner Bekanntschaft und wählte endlich den Marschall von Schwarzenberg und den Obersten Bourdin, einen Vertreter des Hochadels und einen Militär. Er war mit dieser Wahl sehr zufrieden, sicher würden sich die Namen in den Blättern sehr gut ausnehmen.

Es kam ihm inzwischen zum Bewusstsein, dass er Durst hätte, und er trank, Zug für Zug, drei Gläser Wasser aus; dann fuhr er fort, auf und ab zu schreiten. Er fühlte sich voll von Energie. Wenn er sich schneidig, zu allem entschlossen zeigte, wenn er scharfe, gefährliche Bedingungen forderte, wenn er auf einem ernstlichen, sehr ernstlichen, einem furchtbaren Duell bestände, so war es ihm wahrscheinlich, dass sein Gegner kneifen und Abbitte leisten würde.

Er nahm noch einmal die Karte, die er aus seiner Tasche gezogen und auf den Tisch geworfen hatte, in die Hand und las den Namen, wie er ihn schon im Café mit schnell streifendem Blick und unterwegs in der Droschke beim Scheine jeder Gaslaterne gelesen hatte: Georg Lamil, Monceystraße 51 — weiter nichts.

Lange starrte er auf die Buchstaben vor sich hin, die ihm eine unbestimmte geheimnisvolle Bedeutung zu haben schienen. Georg Lamil? Wer war dieser Mensch? Was trieb er? Warum hatte er diese Frau mit seinen Blicken verfolgt? War es nicht empörend, dass ein Fremder, ein Unbekannter so mit einem Schlage unser Leben mit Unruhe erfüllt, weil es ihm beliebte, seine Augen in anmaßender Weise auf eine Frau zu richten? Und der Vicomte wiederholte noch einmal mit lauter Stimme:

Was für ein roher Mensch!

Dann verharrte er eine Weile regungslos an derselben Stelle, beständig den Blick nachdenklich auf die Karte heftend. Es stieg in ihm ein Zorn gegen dies Stückchen Papier auf, ein hasserfüllter Zorn, in den sich noch ein sonderbares unbehagliches Gefühl mischte. Es war das doch eine recht dumme Geschichte! Er ergriff ein auf dem Tische liegendes offenes Federmesser und stach damit mitten in den Namen, als wenn er einen erdolchen wollte.

Schlagen mußte er sich also! Sollte er — denn er sah sich natürlich als den Beleidigten an — Degen oder Pistole wählen? Beim Degen war die Gefahr nicht so groß, forderte er aber auf Pistolen, so trat der Gegner vielleicht zurück. Ein Degenduell endet selten tödtlich, denn gegenseitige Vorsicht hält die Kämpfenden ab, sich so nah aneinander auszulegen, dass die Spitze zu tief eindringen kann. Bei Pistolen setzte er sein Leben ernstlich aufs Spiel; aber es bot sich auch die Möglichkeit, unter voller Wahrung der Ehre, und ohne dass es zum Äußersten kam, die Geschichte abzuthun.

Er sprach als Ergebnis seines Nachsinnens vor sich hin:

Es heißt demnach fest sein; er wird Angst haben.

Beim Klange seiner Stimme fuhr er zusammen und schaute sich um. Er fühlte sich sehr nervös. Nachdem er noch ein Glas Wasser getrunken hatte, fieng er an, sich auszukleiden, um schlafen zu gehen.

Sobald er im Bette lag, blies er das Licht aus und schloss die Augen.

Er dachte:

Es bleibt mir morgen ein ganzer Tag, alles Nöthige in Ordnung zu bringen. Schlafen wir zunächst, um volle Ruhe zu gewinnen!

Es war ihm unter seinen Decken sehr heiß, und er konnte nicht zum Einschlafen kommen. Er wand sich hin und wand sich her, blieb fünf Minuten auf dem Rücken, dann legte er sich auf die linke Seite, um sich bald wieder auf die rechte zu wälzen.

Immer noch war sein Durst nicht gelöscht, und er stand auf, um zu trinken. Dann ergriff ihn ein beunruhigender Gedanke:

Wie, sollte ich Furcht haben?

Warum schlug sein Herz so laut bei jedem ihm doch bekannten Geräusch im Zimmer? Wenn die Uhr zu schlagen anhob, schreckte er bei dem leisen Knacken des ausholenden Räderwerkes zusammen, und er musste den Mund aufmachen, um ein paar Secunden leichter athmen zu können, so bedrückt fühlte er sich.

Er suchte sich darüber klar zu werden, ob es etwa möglich sei, dass er Furcht hätte.

Ganz gewiss nicht, dachte er. Er konnte gar keine Furcht haben, da er ja entschlossen war, bis zum letzten Ende zu gehen, da er den ganz entschiedenen Willen hatte, sich zu schlagen und nicht zu schwanken. Dennoch fühlte er eine so tiefgehende Beunruhigung, dass er sich fragte:

Kann man gegen seinen Willen Furcht haben?

Und dieser Zweifel, diese Unruhe, dieser Schreck bemächtigte sich seiner mehr und mehr. Wenn eine Kraft, mächtiger als sein Wille, eine beherrschende, unwiderstehliche Kraft ihn überwältigte, was sollte da aus ihm werden? Ja, was sollte da aus ihm werden? Gewiss, er würde sich am verabredeten Platze einstellen, da er den Willen hatte, hinzugehen. Aber wenn er zitterte? Wenn er die Besinnung verlor? Und er stellte sich im Geiste die Lage vor, er dachte an seinen Ruf, an seinen Namen.

Auf einmal ergriff ihn ein sonderbares Verlangen, aufzustehen und in den Spiegel zu sehen. Er zündete eine Kerze an, und als er sein Gesicht im Spiegel erblickte, erkannte er sich kaum wieder, und es war ihm, als hätte er sich noch niemals gesehen. Seine Augen kamen ihm riesig vor, und er war bleich; gewiss, er war bleich, sehr bleich.

Er blieb wie gebannt vor dem Spiegel stehen und streckte unwillkürlich seine Zunge heraus, als wollte er sehen, ob sie belegt sei. Da durchzuckte ihn blitzartig der Gedanke:

Übermorgen um diese Stunde bin ich vielleicht todt.

Und dabei fieng sein Herz wieder an, entsetzlich zu klopfen.

Übermorgen um diese Stunde bin ich vielleicht todt. Dieses Wesen mir gegenüber, dieses Ich, das ich hier im Spiegel vor mir sehe, wird nicht mehr sein. Wie! Hier bin ich, ich schaue mich an, ich empfinde Leben, und in vierundzwanzig Stunden werde ich auf diesem Bette liegen, todt, mit geschlossenen Augen, kalt, leblos, abgeschieden.

Er wandte sich dem Lager zu und sah sich deutlich auf dem Rücken unter denselben Decken liegen, die er soeben verlassen hatte. Und aus seinem hohlen Gesichte schaute der Tod, und den schlaffen Händen sah man an, dass sie sich nie wieder regen sollten.

Nun fürchtete er sich vor seinem Bett, und um es nicht mehr vor Augen zu haben, gieng er ins Rauchzimmer. Mechanisch griff er nach einer Cigarre, zündete sie an und nahm wieder seine Wanderung durchs Zimmer auf. Es war ihm kalt, und er gieng zur Klingel, um seinen Diener zu wecken, aber er hielt die schon zum Klingelzug erhobene Hand an, indem er halblaut sagte:

Der Mensch wird merken, dass ich Furcht habe.

Er schellte daher nicht und machte selbst Feuer. Doch seine Hände befiel, wenn er etwas anrührte, ein nervöses Zittern. Der Kopf war ihm eingenommen, seine Gedanken verwirrten sich, flossen ineinander und wurden abgerissen und schmerzhaft, ein Taumel ergriff seinen Geist, als hätte er zu viel getrunken.

Dabei fragte er sich unaufhörlich:

Was soll ich thun? Was wird mit mir werden?

In krampfhaften Stößen durchlief ein Zittern seinen ganzen Körper. Um seine Unruhe durch irgend etwas abzulenken, trat er zum Fenster und zog die Vorhänge zurück.

Der Tag brach an, ein schöner Sommertag. Des Himmels rosiger Schein ließ die Stadt, die Mauern, die Dächer rosig wiederstrahlen. Als wollte das aufgehende Tagesgestirn sie liebkosend streicheln, umfasste es mit mächtigen Sonenstrahlen die erwachende Welt, und mit diesem Lichtschein zog jäh und unvermittelt eine frohe Hoffnung in das Herz des Vicomte. War er ein Thor, sich so von der Furcht überwältigen zu lassen, noch ehe etwas entschieden war, ehe seine Zeugen die Zeugen dieses Georg Lamil gesehen hatte, ehe er auch nur wusste, ob es überhaupt zum Schlagen kommen würde.

Nachdem er sich gewaschen und angekleidet hatte, verließ er festen Schrittes seine Wohnung.

Auf dem Wege wiederholte er beständig:

Ich muſs energisch, sehr energisch sein. Ich muſs zeigen, daſs ich keine Furcht habe.

Seine Zeugen, der Marquis und der Oberst, stellten sich ihm zur Verfügung, und nachdem sie ihm kräftig die Hand gedrückt hatten, kamen die Bedingungen zur Sprache.

Der Oberst fragte:

„Sie wollen ein ernsthaftes Duell?"

Der Vicomte antwortete:

„Ein sehr ernsthaftes."

Der Marquis ergriff das Wort:

„Sie bestehen auf Pistolen?"

„Ja."

„Sie lassen uns im übrigen freie Hand?"

Mit trockener, kurz abgebrochener Stimme declamierte der Vicomte:

„Zwanzig Schritte, auf Commando mit erhobener, nicht gesenkter Waffe. Kugelwechsel bis zu schwerer Verwundung."

Sehr befriedigt erklärte der Oberst:

„Das nenne ich mir vorzügliche Bedingungen. Sie schießen gut und haben die besten Aussichten.

Hierauf trennten sie sich, und der Vicomte kehrte in seine Wohnung zurück, um seine Zeugen dort zu erwarten.

Seine momentan zurückgedrängte Aufgeregtheit nahm jetzt von Minute zu Minute zu. An den Armen entlang, an den Beinen, in der Brust empfand er ein fortgesetztes leises Beben; es duldete ihn nicht an einem Platze, weder im Stehen noch im Sitzen. Im Munde hatte er das Gefühl, als wäre sein Speichel völlig ausgetrocknet, und fortwährend machte er eine hörbare Bewegung mit der Zunge, als wollte er sie, die am Gaumen festklebte, losreißen.

Er wollte frühstücken, vermochte aber nicht zu essen. Da kam ihm der Gedanke, sich Muth zu trinken; er ließ sich eine Flasche Rum bringen und stürzte in sechs Zügen sechs Gläschen hinunter.

Eine brennende Wärme durchzog ihn, der alsbald eine Art von Betäubung folgte. Da dachte er:

Jetzt hab' ich das Mittel, das wird helfen.

Aber nach Verlauf einer Stunde hatte er die Flasche geleert, und der Zustand der Aufregung, in dem er sich befand, wurde unerträglich; er hätte sich wie toll auf dem Boden wälzen, schreien, um sich beißen mögen. Endlich sank der Abend herab.

Als er plötzlich die Hausglocke schellen hörte, fühlte er eine Beklemmung, daſs er zu ersticken glaubte und nicht die Kraft hatte, sich zu erheben und seine Zeugen zu empfangen.

Er wagte nicht einmal zu sprechen und ihnen ein einziges Wort zum Gruße zuzurufen, aus Furcht, sie möchten aus dem veränderten Klange seiner Stimme alles errathen.

Der Oberst begann:

„Alles ist Ihren Bedingungen entsprechend geregelt. Ihr Gegner beanspruchte zuerst, als Beleidigter seinerseits die Bedingungen stellen zu können, er ließ jedoch den Anspruch fast augenblicklich fallen und erklärte sich mit allem einverstanden. Seine Zeugen sind zwei Officiere."

Der Vicomte stieß hervor:

„Danke."

Der Marquis setzte hinzu:

„Entschuldigen Sie, wenn wir fast nur kommen und gehen, aber wir haben noch so unendlich viel zu erledigen. Wir müssen einen guten Arzt haben, da nur eine schwere Verwundung dem Kampfe ein Ende setzen soll, und Sie wissen, dass die Kugeln keinen Scherz treiben. Wir müssen einen Standort wählen in nächster Nähe eines Hauses, wohin wir den Verwundeten, wenn es noch nöthig ist, tragen können, und was weiß ich; kurz, zwei bis drei Stunden haben wir noch gut zu thun."

Mühsam presste der Vicomte noch ein zweitesmal hervor:

„Danke."

Der Oberst fragte:

„Sie fühlen sich wohl, sind ruhig?"

„Ha, sehr ru — hig, dan — ke."

Die beiden empfahlen sich.

*
* *

Als er sich wieder allein fühlte, glaubte er wahnsinnig zu werden. Nachdem sein Diener die Lampen angezündet hatte, setzte er sich an den Tisch, um Briefe zu schreiben, aber kaum hatte er eine Seite überschrieben: Dies ist mein letzter Wille —, so schnellte er wieder empor und trat vom Tische weg, da er sich außerstande fühlte, zwei Gedanken zusammenzubringen oder irgend einen Entschluss zu fassen.

Also, er sollte sich wirklich schlagen, es ließ sich auf keine Weise mehr vermeiden! Was gieng nur in ihm vor? Er wollte sich doch schlagen, es war dies seine feste Absicht, sein unerschütterlicher Entschluss, und dennoch, trotz aller Anstrengung seines Geistes, trotz aller Anspannung seiner Willenskraft war er sich völlig bewusst, dass er nicht einmal imstande sein würde, die nothwendige Kraft aufzubringen, um sich nur bis zur Walstatt zu begeben. Er suchte sich den Kampf vorzustellen, seine Haltung dabei und die seines Gegners.

Von Zeit zu Zeit schlugen ihm die Zähne leicht klappernd im Munde zusammen. Er wollte lesen und griff nach den Duellgesetzen von

Chateauvillard. Dann fragte er sich: Ob mein Gegner die Schießplätze fleißig besucht hat? Ist er bekannt? Hat er einen Namen als Schütze? Wie soll man das erfahren?

Er erinnerte sich an das Buch des Barons von Vaux über berühmte Pistolenschützen und durchflog es von einem Ende bis zum andern, aber kein Georg Lamil war darin erwähnt. Denn wenn dieser Mensch kein Schütze wäre, hätte er wohl diese gefährliche Waffe und diese tödlichen Bedingungen augenblicklich angenommen?

Als er bei einem Marmortischchen vorbeischritt, blieb er stehen, öffnete seinen darauf stehenden prächtigen Pistolenkasten und nahm eine der Pistolen heraus; dann stellte er sich in Positur und erhob den Arm. Aber er zitterte am ganzen Körper, und der Lauf schwankte nach allen Richtungen.

Da sagte er sich:

Es ist unmöglich. In diesem Zustande kann ich mich nicht schlagen.

Er betrachtete das kleine schwarze und tiefe, todspeiende Loch am Ende des Laufes und dachte an die Schande, an das Zischeln in den Gesellschaften hinter seinem Rücken, das versteckte Lachen in den Salons, an die Mißachtung der Frauen, an die Anspielungen in den Blättern, an die Frechheiten, die sich die muthig gewordenen Feiglinge gegen ihn erlauben würden.

Noch immer betrachtete er die Waffe und sah plötzlich, als er den Hahn etwas aufzog, ein Zündhütchen wie eine kleine rothe Flamme darunter glänzen. Die Pistole war zufällig geladen geblieben! Bei dieser Wahrnehmung erfüllte ihn eine unbestimmte, unerklärbare Freude.

Wenn er dem andern gegenüber nicht die ihm zukommende vornehme und ruhige Haltung einnahm, so war er auf immer verloren. Er war befleckt, ehrlos, von der Welt geächtet. Und diese ruhige und entschiedene Haltung würde er, wie er wußte, wie er sicher fühlte, nicht aufbieten können. Aber er besaß doch Muth, da er sich schlagen wollte! ... Er besaß doch Muth, da er ...... Den Gedanken, der in ihm aufgieng, dachte sein Geist nicht einmal aus, sondern, den Mund weit aufmachend, setzte er plötzlich den Lauf der Pistole auf den Schlund und berührte den Drücker ..

Als sein Kammerdiener, von dem Knall herbeigezogen, eintrat, fand er den Vicomte todt auf dem Rücken liegen. Von dem Blutstrahl war das weiße Papier auf dem Tische bespritzt, und ein großer rother Fleck unter die Worte gesetzt:

Dies ist mein letzter Wille.

Die Zenoburger Hexe.

Von **Karl Wolf** in Meran.

Kaum irgendwo wird sich der Aberglaube in der mannigfaltigsten Form so verbreitet finden wie unter den Bewohnern der Alpenwelt, die sehr zum Mysticismus geneigt sind. Die großartigen Naturerscheinungen, welche sie zu jeder Jahreszeit beobachten können, drängen die Leute zum Glauben nach höheren, geheimnisvollen Gewalten. Die Lawinen werden von Berggeistern in Bewegung gesetzt. Das fürchterliche Krachen und Dröhnen der Gletscher verursacht der „Eisnory" (Eiszwerg), wenn er zürnt. Alpenglühen entsteht, wenn die „Jürgelen" im Berginnern das Gold aus dem Gestein schmelzen.

Erkundigt man sich, wie diese oder jene Mure oft mitten im schönsten Bergwalde entstanden sein mag, so ist es ein Stier gewesen mit feurigen Augen, der zuerst dort mit seinen Hörnern den Berg aufgerissen hat. Oder ein böser Bauer hat dem Nachbar, um ihn zugrunde zu richten, einen Bergquell versenkt und muss nun zur Strafe so lange im Erdreich wühlen nach seinem Tode, bis er das gestohlene Wasser wieder zutage fördert.

Zerklüftetes Gebirge hat ein Riese in seinem Zorn auseinander gerissen, weil es ihm misslang, ein „Salinger Fräulein" zu rauben. Verfolgt von dem Riesen, hatte sie sich auf einen Baumstrunk gerettet, in welchem ein Holzknecht drei Kreuze eingehauen.

Fällt ein Knecht einen Baum im Walde, so wird er dieses Zeichen anzubringen nie unterlassen, um den Salinger Fräulein Schutz vor Verfolgung der Zauberer zu schaffen.

Selbstverständlich hat die Natur mit Gewittern gar nichts zu schaffen, denn Gewitter machen nur die Hexen.

„Wetterhex" ist auch ein arges Schimpfwort im Gebirge, und merkwürdigerweise ist der Begriff „Hexe" nicht immer mit einem alten, hässlichen Weibe verknüpft, wie man in den Märchen zumeist liest, sondern unter Hexen gab es auch junge blühende Frauen und Mädchen.

Die Burschen in der Alpenwelt finden das auch ganz begreiflich. Bemüht sich der Teufel, aus einem Menschenkinde eine Hexe zu machen, erstens zur eigenen Beute und dann, um den Leuten möglichst viel zu

schaden, so macht es ihm sicherlich mehr Spass, ein junges Geschöpf zu wählen, als sich mit einem keifenden alten Weibe herum zu zanken.

Die Wetterhexen sind aber auch gefürchtet im Lande, und wenn jemand im Rufe der Hexerei steht, trachtet jedermann, mit dieser Person auf gutem Fuße zu stehen.

Ich erzähle nicht etwa von längstvergangenen Zeiten. O nein! Es leben heute noch Leute im Hochgebirge, die für Hexen gehalten werden und eine Hexe habe ich sogar selbst persönlich gekannt. Doch zuvor will ich über den Hexenglauben in der Bergwelt im allgemeinen aus meinen eigenen gemachten Beobachtungen erzählen.

Steigen an den Bergen finstere, gewitterschwangere Wolken auf, so sagen die Leute: „Gott sei ins barmherzi, die Hex schuibt a Wetter zammen." Wird die Wettergefahr drohender, so facht die Bäuerin das auf einem rechtschaffenen Hofe nie verlöschende Feuer an und wirft am Dreikönigtage geweihten Weihrauch und am Palmsonntag geweihte Palmzweiglein hinein.

Dem Wetter voran kommt fast immer Wind und kann man auf staubigen Wegen, oder wenn kurzes, dürres Bergheu auf den Wiesen liegt, kleine Wirbel bemerken.

In einem dieser Wirbel saust die Hexe einher. Jeder Bauer trägt ein im Griff feststehendes Messer in einer Lederscheide, welches leider oft bei Raufereien in Anwendung kommt. Diese Messer sind fast immer mit einem Drudenzeichen versehen.

Mit dem Spruche: „In Gott's Namen, ich stich die Hexen zamen", schleudert der Bursche sein Messer mit der Spitze voraus in den Wirbel. Hört er einen Schrei, hat er die Hexe getroffen. So that auch einmal ein Bursche, der einzige Sohn einer Müllermeisterin, die Stütze und die Hoffnung ihres Alters.

Ein unglücklicher Zufall wollte es, dass im selben Augenblicke irgendwoher ein Schrei ertönte. Erschrocken griff der Bursche sein Messer auf und eilte nach Hause und was sah er da? Seine eigene Mutter stand am Brunnen und wusch sich eine Wunde aus, die sie sich unglückseligerweise mit einem Messer beigebracht hatte.

Der Sohn verschwand noch in derselben Nacht und das arme Weib blieb geächtet, bis sie es selbst vorzog, den Ort zu verlassen. Die Mühle kam in Verruf und Verfall, bis erst vor wenigen Jahren ein unternehmender Holzhändler dort eine Brettersäge aufstellte.

Diese Mühle steht, oder stand in der Umgebung von Meran in den Vierzigerjahren und heute kann man noch Leute mit voller Überzeugung sagen hören: „Ja, die Müllerin, die hat können in drei Stund' drei Wetter machen!"

Hören die Leute dann den ersten Donner, da eilt der Mesner in den Glockenthurm, um den „Wetternstroach" zu läuten.

Mit der größten Glocke werden erst drei einzelne Schläge gegeben, und dann folgt eine Pause. Ist der Thurmknecht besonders couragiert, dann setzt er zwischen der ersten und der folgenden „Wetternstroach" möglichst lange aus, weil nach dem Volksglauben die Hexe, welche das Wetter gemacht hat, so lange den Athem einhalten muss.

Wehe aber, wenn er nicht einen gut und kräftig geweihten Rosenkranz, oder einen Muttergottespfennig bei sich hat, oder ein gutes Scapulier um den Hals trägt!

Dann dreht ihm die Hexe den Kragen um.

Einzelne Glocken im Lande haben eine ganz besondere Wetterkraft. So steht auf der großen Glocke in St. Pauls, der Guss stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts:

Anna Maria heiß i!
Alle Wetter weiß i!
Alle Wetter vertreib i!
In St. Pauls bleib i!

Am Eingange des Passeierthales, fast ober Golz, klebt wie Schwalbennester ein Dörfchen an den abschüssigen Wiesen. Das kleine Kirchlein hat eine Wunderglocke, an deren Wetterkraft die Leute heute noch mit voller Überzeugung glauben.

Das Dörfchen heißt Vernur und hatte einst eine gefürchtete Hexe. Ein frommer Kapuziner machte oft den Versuch, sie zu bekehren, aber der Teufel hielt dem Hexensegen stand.

Da weihte der Pater die Glocke des Kirchleins ganz besonders kräftig gegen Wetter. Und als die Hexe wieder einmal ein Wetter anrichtete, welches die ganze Ernte zu vernichten drohte, da klang plötzlich das Glöcklein von Vernur. Aus den Wetterwolken klagte aber die Stimme der Hexe:

Übern Pater sei Segen hab i lei g'lacht,
Die Vernurer Schelle aber hat die Macht,
Dass die Vernurerin kein Wetter mehr macht!

Das Wetterläuten wird im ganzen Burggrafenamte aus zweierlei Gründen sehr gewissenhaft ausgeübt. Erstens ist das Vertrauen der Bevölkerung auf die Kraft der geweihten Glocken ein unerschütterliches. Und wenn auch die Seelsorger unablässig belehren, dass der Glockenklang nur ein Ruf zum Gebete sein soll, dass der liebe Gott die Fluren vor Unwetter beschützen möge, so ist der Glaube des Volkes, der Ton der geweihten Glocke vertreibe die Hexen, nicht zu unterdrücken.

Die Kirchenknechte aber haben ein altes Recht, auf Sammlung auszugehen, wenn der Etschländer klar wird in den kühlen Kellern. Hat nun das Unwetter Schaden angerichtet, so müssen sie sich alle möglichen Anspielungen über versäumte Pflicht gefallen lassen.

Dass Hexen und Hexenmeister nicht nur allein Wetter zu machen verstehen, sondern auch sonst allerlei Stücklein an Mensch und Vieh, davon will ich ein andermal erzählen.

Heute soll die Geschichte der Zenoburger Hexe, die ich selbst gekannt habe und die mir sogar gewogen war, daran kommen.

Hinter einer imposanten Brücke, welche im mächtigen, hohen Bogen die Passer überspannt, öffnet sich das Juwel der Curanlagen Merans, die Gilf mit den prächtigen, im Freien überwinternden Palmen, Magnolien, Bambus und anderen südlichen Pflanzen und dem wie Unkraut allenthalben wuchernden Epheu. Hoch auf steilen Felsen, weit hinausschauend in das Thal steht das Schloss Zenoburg, auf welchem einst König Heinrich von Böhmen so fröhlich Hof gehalten. Es ist kaum zu zweifeln, dass der schroffe Felsenkegel wegen seiner dominierenden Lage einst als Vorwerk zur römischen Station Maja am Südabhange des Küchelberges gehört hat. Der mächtige viereckige Thurm des Schlosses weist auf römische Zeit zurück. Heute ist das einst so prunkvolle Schloss eine Ruine, von welcher nur noch die dem heiligen Zeno geweihte Kapelle unter Dach steht.

Der Schlosshof ist überwuchert von Buschwerk und Bäumen, ein Lieblingsaufenthalt der Nachtigallen. Mitten im Hofraume steht ein verfallenes Gebäude, welches viel später errichtet wurde und vielleicht als Wohnhaus den Leuten dienen mochte, die die wenigen Weinzeilen, welche außerhalb der Burgmauern angepflanzt sind, betreuten und vielleicht eine Kuh oder einige Ziegen unterhielten.

Der Oberbau des Hauses ist schon längst zusammengestürzt. Nur das Erdgeschoss ist noch erhalten, weil es von einem starken Gewölbe geschützt ist. Eine schmale Thüre führt in den dunklen Raum, der heute auch verlassen und öde ist und vielleicht auch von Leuten, welche die Zenoburger Hexe kannten, gefürchtet wird. Hier wohnte noch Ende der Fünfzigerjahre die Zenoburger Hexe. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie es aussah in der „Hexenhöhle", wie der Bau allgemein genannt wurde, denn ich war mit meinem Vater zweimal dort. Mein Vater bekleidete damals das Ehrenamt eines Armenpflegers und suchte die Hexe auf, da herumgeredet wurde, sie liege krank und verlassen auf dem Schlosse Zenoburg.

In einer Ecke war ein Haufen Steine aufgeschichtet, überdeckt mit einer Steinplatte, das war der Herd. Ein kleiner Metallhafen, eine Pfanne, einige Scherben und Löffel bildeten das Wirtschaftsgeräthe. In den Erdboden waren drei Pflöcke eingeschlagen und einige, der liebe Himmel mag wissen aus welchem Grunde, im Dreieck zusammengenagelte Bretter bildeten einen Tisch, auf welchem ein Zinnbecher stand mit zwei Würfeln und ein Spiel abgegriffener Karten.

Die Zenoburger Hexe hatte eine große und zeitweise sogar sehr vornehme Kundschaft als Kartenaufschlägerin. Nie besuchte sie aber jemanden im Hause. Entweder mussten sich die Neugierigen in das „Hexenloch" verfügen und wagten sie dies nicht, so wartete die Hexe auf ihre Kunden auf einem einsamen Felsen, mit einem großen Kreuze geziert, hinter dem Schlosse.

In der anderen Ecke war eine Art Bettstelle zusammengenagelt aus Brettern. Moos und Laub bildeten die Unterlage für einen mit Maisstroh gefüllten Sack, ein Polster und einige alte Decken vollendeten das nicht sehr einladende Lager. Ein abgesägter Baumstock versah die Stelle des Stuhles und auf Stangen zum Dörren gehängt sah man allerlei Kräuter, denn die Hexe war auch eine in sehr verwickelten Fällen vielgesuchte Heilkünstlerin.

Ist doch ein gut Theil der Krankheiten angehext oder durch den bösen Blick angezaubert, wie viele Leute wissen wollen. Was soll da ein Arzt ausrichten? An der Wand hieng ein Schneidebrett, wie es die Bauern gebrauchen, um den nassen Rolltabak zu schneiden. Die Zenoburger Hexe war eine passionierte Raucherin, die selten ohne das kleine eiserne Pfeifchen im zahnlosen Munde herumstieg.

An der Wand hieng ein rother Fetzen. Hinter demselben war ein kleines Bild, die schmerzhafte Mutter Gottes darstellend, verborgen. Verborgene Hexen, welche mit dem Teufel einen Pact geschlossen haben, dürfen denn doch keine Heiligenbilder verehren.

An der Wand befand sich eine eiserne Klammer zum Befestigen der Kienspäne, wenn sie gerade keine Kerze hatte.

Wenn die Zenoburger Hexe herunterstieg in die Stadt, so war sie vielfach die Zielscheibe des Spottes der Kinder, wenn auch die besorgten Mütter abwehrten. Nun ja, so eine Hexe konnte einem Kinde zeitlebens einen Schaden anwünschen.

Nach einer Begebenheit aber hatte die Hexe auch von den Kindern Ruhe; sie giengen ihr schon von weitem scheu aus dem Wege. Das Frohnleichnamsfest mit der feierlichsten und größten Procession des katholischen Kalenders ist ein Freudentag für die Kinder. Da werden die Häuser geschmückt, die Mädchen ziehen mit weißen Kleidchen, mit Kränzen in den Locken auf, die Knaben mit Blumensträußen und wehenden Fahnen.

Zur Ausschmückung der Häuser wird der überall massenhaft wuchernde Ephen verwendet und da ziehen die Kinder am Tage vor dem Feste nach allen Seiten hinaus in die Umgebung Merans, um diese Decorationspflanze zu holen. Ganz besonders schön findet sich der Ephen an den Mauern der Ruine Zenoburg und so war auch eine Schar Kinder dort beschäftigt, die wuchernden Stränge und Zweige von

den Mauern zu reißen. Die Zenoburger Hexe, durch das lärmende Treiben der Kinder aufgestört, wollte dieselben verjagen. Aber lieber Gott, was vermochte das alte Weiblein gegen die Jugend. Sie wurde verlacht, verspottet und ein besonders kecker Bursche warf sogar mit einem Steine nach ihr. Da drohte die Hexe mit dem Stocke hinauf gegen den klaren, wolkenlosen Himmel und schrie: „Verflucht sollt ihr sein, ihr Fratzen, und das Unwetter soll euch morgen die Hütten fortschwemmen.“ So herrlich der Tag vorher war, ein so gräsliches Wetter herrschte am Frohnleichnamstage selbst. Seit den frühesten Morgenstunden goss es in Strömen und das Wasser ruinierte alle Decorationen und die im Freien aufgestellten Altäre. Die Canäle füllten sich und konnten das Wasser aus den Dachtraufen nicht mehr fassen und überall drang es ein. Die Abhaltung der großen Procession war unter solchen Umständen unmöglich und der Ruf der Wetterhexe auf der Zenoburg, welcher der Zufall, oder auch genaue Kenntnis der Wetterzeichen zu Hilfe kam, gefestigter als je.

* * *

Sonst gewöhnlich pflegen nach den Erzählern die Hütten oder die Häuschen, in welchen verrufene Personen wohnen, einsam außerhalb des Dorfes zu stehen, an einem unheimlichen Orte, am Rande eines düsteren Waldes oder in einer Schlucht. Das Häuschen, von dem ich erzählen will und in welchem die missliebigsten Leute des Dorfes wohnen, steht mitten unter den Häusern der reichen Bauern. Der Nachbar rechts ist der Grubhofer, der Gemeindevorsteher, der Nachbar links das Pfarrhaus. Zwischen diesen ansehnlichen Gebäuden steht ein kleines, schmuckes Häuschen. Es hat nur ein Erdgeschoss und darüber ein Giebelstübchen, an dessen Fenster immer frischrothe Nelken blühen. Das Häuschen hat einen hellblauen Anstrich, an den Fenstern sieht man Vorhänge, der Platz ringsum ist reinlich und sauber gehalten, nur ein Umstand fällt auf. Ganz entgegen der allgemeinen Sitte, ist die Hausthüre immer geschlossen und ein geschmiedeter Thürklopfer zeigt an, dass die Hausleute erst gerufen sein wollen, ehe sie einem Menschen Einlass gewähren.

Allerdings hat das Häuschen auch einen Eingang von der Gartenseite, der in den späten Abend- und auch Nachtstunden nicht selten benützt wird.

Das Häuschen bewohnt die „Kräutler-Leni“ mit ihrer Tochter. Sie war eines schönen Tages plötzlich aufgetaucht mit einem vierjährigen Mädchen und hatte das Häuschen bezogen, welches sie, wie sie durch Kaufacte nachweisen konnte, in der nahen Stadt vom Besitzer erstanden hatte.

Sie lebte still und zurückgezogen mit ihrem Kinde, beschäftigte sich mit Näharbeiten, konnte vortrefflich Karten aufschlagen und die Leute

munkelten bald, die Kräutler-Leni verstünde mehr, „als wie viel drei mal drei sei".

Die Leni war ein kluges Weib und wusste recht geschickt Umstände und Dummheit auszunützen. Langsam, aber immer bestimmter verbreitete sich das Gerücht, sie verstünde aus den Karten die Zukunft zu lesen, sie verstünde angewünschte Krankheiten zu bannen, sie verstünde Liebestränke zu brauen und dergleichen Zauber mehr. Zufall, angeborener Scharfsinn und genaue Kenntnis der Art der Leute, die sie aufsuchten, ermöglichten ihr einige Wundercuren, und als sie nun gar einmal wegen Curpfuscherei acht Tage eingesperrt wurde, war ihre Position eine gesicherte. Der erste heftige Gegner, mit welchem die Leni zu kämpfen hatte, das war der Pfarrer. Die Kräutlerin besuchte nie das Gotteshaus und empfieng auch zur Osterzeit nicht die heiligen Sacramente.

Da machte ihr der Pfarrer eines schönen Tages einen Besuch, stellte sie zur Rede und ermahnte sie, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, da er sonst mit seinem ganzen Ansehen, mit seiner ganzen Kraft sich einsetzen werde, ein so böses Beispiel aus seiner Seelsorge zu entfernen.

Da stand die Kräutlerin vom Stuhle auf und strich, wie um sich zu beruhigen, mit der Hand einigemale über ihr blasses Gesicht, in welchem nun die dunklen Augen wie Kohlen funkelten.

„Das hat schon wo amal einer zu mir g'sagt, nachdem er mi in Ehrlosigkeit und Schand g'stoßen hat. Sag', was du verlangst, hat er g'sagt, und nachher geh'. Geh', dass mein Ansehen nit leidet, geh', dass dein Anblick nit die Reu' allwegs erweckt in mir.

Und er hat gemeint, wenn er mich mit Peitschen züchtigt wie an Hund, dann werd' i kuschen, wie a solchener.

Ja, hab' i g'sagt, geh'n thu' i, denn wenn i di weiter sehen müsst', so könnt i mi nit verwundern genug, dass so viel Schlechtigkeit no die Sonnen bescheint. Aber 'vor i geh', will i Zeil für Zeil', von deiner Hand geschrieben, lesen können, wie du Teufel a unschuldiges Kind zu einer — aber na Herr Pfarrer, es thät si nit schicken, so weiter zu reden, wie's mir damals im Herzen gegrollt hat und wie es heut' no thut."

Aus einem tiefen Schrein holte sie nun ein Schriftstück hervor. „Und sehen Sie, Herr Pfarrer, Buchstaben für Buchstaben hat er abgeschrieben, was i ihm aufgesetzt hab, a Siegel hat er drunter gedruckt, das eigentli auf so an Schriftstück nit hintaugt und wissen Sie, zwegen warum er's than hat? Weil i gschworn hab, am Sonntag auf offenem Kirchplatz verles' i de Schrift, wenn er si zu schreiben weigert. Da hätt der feige Mensch sein Seel dem Teufel verschrieben, wenn i's ver-

langt hätt. Ja dem Teufel, denn Menschenfurcht geht dem vor Gottesfurcht. Wär' die letztere ihm eigen, hätt' er a armes, gebrochenes Menschenkind aufgerichtet und nit erdrucken wollen.

Von der Zeit an hab i 's Kirchenbsuchen aufgeben, weil mir der Glauben an Gott und seine Gerechtigkeit und seine Barmherzigkeit abgstorben ist.

Ha, gelt dös begreifen Sie nit. Da lesen Sie lei die Unterschrift, nachher reicht's schon!" Entsetzt prallte der Pfarrer zurück, als er einen Blick auf die Unterschrift geworfen und von diesem Tage an hatte die Leni von kirchlicher Seite Ruhe.

Es verflossen Jahre, der Ruf der Kräutler-Leni wurde immer schlechter, aber die Kundschaft größer. Jetzt spitzten nicht nur die abergläubischen Weiber nach dem kleinen Häuschen zwischen dem Grubhofer und dem Pfarrhofe, sondern auch die jüngeren Bursch'en, welche steif und fest behaupteten, die Kräutlerin sei zwar eine arge Hexe, viel ärger aber noch Marie ihre Tochter.

Das Kind der Hexe hatte sich glücklich durch die Schule durchgeringelt, denn sie wurde von allen Kindern verfolgt und verspottet.

Diese Behandlung verbitterte ihr junges Herz und nun, herangewachsen zu einer blühend schönen Jungfrau, rächte sie sich an ihren Feindinnen aus der Kindheit. Und die junge Hexe hatte gefährliche Waffen, die Schönheit. Sie war ganz anders geartet, als die übrigen Dorfdirndeln. Sie hatte die feurige, bestrickende Schönheit einer südländischen Zigeunerin. Sie richtete mit ihren dräuend schwarzen Augen, mit denen sie so lieb schauen konnte, viel Unheil an und hatte sie heraus gebracht, dass ein Bursche mit einem Mädchen ein Verhältnis anknüpfte, so war sie sofort dahinter und verdrehte dem Anbeter den Kopf.

Viel Verdruss war deswegen schon im Dorfe entstanden und kamen die Mütter zur Kräutler-Leni, um sich zu beklagen, so lachte diese über die Streiche ihrer Tochter aus vollem Herzen. „Ja, was wollt ihr denn von an Hexndirndl anderst haben, als dass sie enkere Buabn verhext?" —

Der Grubhofer, der zweite Nachbar der Dorfhexe, hatte einen einzigen Sohn, der einstens als Erbe das große Anwesen übernehmen sollte. Der Bauer war stolz auf ihn und führte den Jungen nicht nur in alle Angelegenheiten der Bewirtung des Gutes ein, sondern gestattete ihm auch Einsicht in die Gemeindeverwaltung, denn er sah in ihm auch seinen einstigen Nachfolger als Vorsteher der Dorfgemeinde. Die Mutter hielt schon lange Umschau im Dorfe nach der zukünftigen Grubhofer-Bäuerin, denn die konnte nur aus einer hochangesehenen Familie sein.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Leutchen nun die ihnen vertraulich gemachte Mittheilung, dass ihr Sohn Hans allnächtlich mit der Hexen-Marie geheime Zusammenkünfte im Garten hinter dem Häuschen habe.

Der Bauer schäumte vor Wuth und wurde schier sprachlos, als Hans ihm ruhig erklärte, er liebe Marie aus innigstem Herzen und seine Liebe werde von dem Mädchen ebenso erwidert.

Die Mutter kniete vor ihrem Sohne nieder und bat ihn mit aufgehobenen Händen, von dem verrufenen Mädchen abzulassen.

Hans blieb unerschütterlich bei seiner ersten Rede, er könne und wolle die Marie nicht mehr lassen.

Der Gemeindevorsteher setzte nun alle Hebel in Bewegung im Schlimmen und im Guten, die Kräutlerin zu bewegen, ihm ihr Häuschen zu verkaufen und den Ort zu verlassen. Alles umsonst!

Das ganze Dorf kam in Aufregung und man war nur einer Überzeugung, der Grubhofer Hans sei verhext, die Kräutlerin hätte ihrer Tochter den ersten, vornehmsten Hof der Gemeinde einfach erhext.

Der Pfarrer, welcher auch um Hilfe angegangen wurde, und der war nach der Meinung aller doch berufen, Hexereien zu verhindern, lehnte zum Erstaunen der Weiber ab, sich in diese Angelegenheit zu mengen.

Da erschien ein unerwarteter, aber energischer Anwalt, der Sensenmann.

Der strich der Kräutler-Leni mit seiner Knochenhand über die Stirne, sie legte sich hin und starb in wenigen Tagen an einer Lungenentzündung.

Kurz vor ihrem Ende ließ sie den Pfarrer herbeirufen und übergab ihm eine Mappe mit verschiedenen Schriften, mit der genauen Anweisung, wohin selbe geschickt werden sollten.

In aller Morgenfrühe wurde die Kräutlerin in einer stillen Friedhofecke begraben und als der Pfarrer laut betete: „Herr gib ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr", da seufzte er erleichtert auf.

Der Hexen-Marie wurde ein Vormund eingesetzt, und zum allgemeinen Staunen war fast gar kein Vermögen vorhanden.

Der Grubhofer erstand das Häuschen, und Marie sollte im X-Thale bei einem Großbauern als Magd untergebracht werden.

So beschlossen die Weisen im Rathe.

Anders aber die Hexen-Marie. Es war eine herrliche, mondhelle Nacht. Tief im Gebüsche im Garten hinter dem kleinen Häuschen saß auf einer niederen Bank der Grubhofer Hans. Vor ihm auf dem Boden kniete Marie. Beide Hände hatte sie auf den Nacken des Burschen gelegt und so zog sie seinen Kopf tief herab, dass er ihren heißen

Athem auf seinem Gesichte fühlen konnte. Tief schaute sie dem Geliebten in die Augen und mit bebenden Lippen flüsterte sie: „Schau Hans, es muss sein, gewiss, so muss es sein. Wie könnt i nur sagen, dass i di lieb, dass i di gern hab, so unendli gern, wollet i mein verwunschenes Leben an das deine hängen. I weiß was du sagen willst: Deine Lieb' sei so groß, so mächti, dass d' alles auf di nehmen willst.

Und ist dein' Lieb' noch so mächti, noch so groß, so ist sie auf die Dauer denno nit stark genug, um die Schand zu ertragen, dass die Leut sagen, die Grubhofer-Bäurin sei a Hex. Na na, mei lieber Hans, in Schand und Unehr' muss man geboren sein, wenn man Dummheit und Spott verlachen will. Wenn man Kopf hoch unter die Leute ummer gehen will, von denen man weiß, sie fürchten einen, sie verachten einen und sie hassen einen.

Bist frei oft eifersichti gwest, armer Hans, wenn i andern schöne Augen gmacht hab; gelt, eifersichti?

Schau, von de Narren könnt i an jeden heiraten, weil i kein mag. An jeden thät i den Spott gunnen, dass er a Hex zu an Weib hat."

Da schluchzte der arme Teufel tief auf und ließ seinen Kopf auf jenen des Mädchens sinken.

Sie schmiegte sich fest an ihn und flüsterte: „Aber dös könnt i ja döcht nit, weil i nur di, ganz allein di gern hab, Hans. Und schau, so groß ist meine Lieb', so groß, dass i sie aufopfer' für dein Lebensglück. Es werden harte Stunden für di kummen, i weiß es, weil d' mi gern hast. Aber die Zeit wird dein Weh mildern, du wirst frei oft an mi denken, aber in Dankbarkeit. Heut' siehst's no nit ein.

Und jetzt Hans, leb wohl. Schau mir no a mal in die Augen und sag: i hab' di gern, Marie." —

Zwei schwere Thränen rollten über die Wangen Maries, dann machte sie sich los und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Und verschwunden blieb sie lange Zeit. Die Ortsvorstehung machte die behördliche Anzeige, aber sie gab sich keine sonderliche Mühe, der Verschwundenen habhaft zu werden.

Erst in späteren Jahren tauchte ihr Name wieder auf. Sie war unter die „Törchen" gegangen, wie jener eigenthümliche Volksstamm in Tirol genannt wird, welcher, den Zigeunern gleich, im Lande herumzieht, ohne feste Wohnstätte, ohne bestimmten Erwerb. Bald hausierend, bald Handel treibend mit Obst, mit Schleifsteinen, Körbe flechtend, als Pfannenflicker, oder dergleichen.

Oft wurde sie wegen Landstreicherei aufgegriffen und auch abgestraft. Sie wanderte in das Zwangsarbeitshaus und kam wieder auf freien Fuß.

Endlich, in ihren alten Tagen ließ sie sich auf der Schlössruine nieder, in ihrer Art ein ruhiges Leben führend.

War ihr doch die verfallene Hütte eine herrliche Wohnstätte, sie hatte ja hundertemale im Freien genächtiget. Der Aberglauben der Menschen war ihr doch eine fürsorgliche Ernährerin, die sie nie eigentlich Mangel leiden ließ.

Und welche Fülle von Vergnügen und Zeitvertreib bot ihr die Beschränktheit und die Dummheit der lieben Nebenmenschen, die sich aus den Karten die Zukunft deuten ließen, aus den Linien der Hand ihre geheimsten Wünsche errathen und vor der schlauen Hexe alles auskramten, was sie bedrückte und beängstigte.

Und in einem so kleinen Städtchen, wo das ganze Leben und Treiben, das ganze Streben, Sinnen und Trachten so eng verschlungen und verwoben sind, wie der Epheu, welcher die Mauern des Hexenloches umspann, da konnte die schlaue Hexe gar oft mit ihrem Wissen die Kundschaften verblüffen und Geheimnisse zu Tage fördern, die man ängstlich gehütet hatte.

Auf meinen Wanderungen durch das Tiroler Land fand ich da und dort zerstreut die einzelnen Glieder der Kette, welche die Geschichte meiner Hexe bildeten.

Ich sammelte sie sorgfältig und füllte Lücken aus, um die Verbindung mit den einzelnen Gliedern zu finden.

Erst vor wenigen Tagen habe ich das Hexenloch auf der Zenoburg aufgesucht, und hätte ich das alte, harmlose Weiblein dort noch gefunden, so würde ich ihr von einem stattlichen Bauernhofe erzählt haben, in welchem ein gar wackerer Mann lebt in einem sonnigen Stübchen und freundlich lächelt, wenn er sein Enkelkind so emsig wirtschaften sieht.

Wie Sonnenschein aber zieht es über sein faltiges, ehrwürdiges Gesicht, wenn die Abendglocke läutet, und im kleinen Häuschen nebenan öffnet sich die Thüre.

Eine Klosterfrau erscheint und theilt ihre kleinen Schützlinge, welche die Kleinkinder-Bewahranstalt besuchen, in Gruppen ein, und schickt sie mit Ermahnungen, ja recht achtzugeben auf dem Wege, nach Hause.

Es ist doch eine Hexe gewesen, du liebes, altes Weiblein. Hast der armen Dorfjugend eine Zufluchtsstätte gezaubert und zaubertest dem alten Bauern, er schlummert lange schon auf dem Friedhofe, so viele glückliche Stunden der Erinnerung an seine Marie.

Ein Reichsdeutscher über das katholische Leben in Österreich.

Was wir Österreicher uns alles nachsagen lassen müssen! Und das Schlimmste, dass wir uns gar nicht dagegen wehren können, weil es oft leider die Wahrheit ist. So findet sich in der Octobernummer der Zeitschrift „Pfarrhaus" in Leipzig der längere Bericht eines evangelischen Geistlichen über seine persönlichen Befunde auf der Reise, die er im vorigen Sommer durch Österreich gemacht hat. Er studierte das römisch-katholische Leben, soweit er hierin Einblick gewann. Die flüchtigen Beobachtungen können freilich nur mehr äußerlicher Natur sein, aber sie zeigen genug. Für uns ist es interessant und lehrreich zu sehen, wie das religiöse Leben unseres Volkes nach außenhin dem Unbefangenen erscheint, der es das erstemal wahrnimmt und wie man es beurtheilt. Wir beabsichtigen mit der Wiedergabe des Folgenden keine Polemik, noch viel weniger eine Herabsetzung kirchlichen Lebens. Deshalb haben wir auch alle starken Äußerungen weggelassen oder gemildert und geben nur das Thatsächliche wieder. Die Absicht, die wir mit solchen Darstellungen verfolgen, ist bekannt, wir wollen mitwirken zur Abschaffung großer Schäden unserer Kirche, mitwirken zur Reform, deren Nothwendigkeit eine so heiße Frage des Tages geworden ist.

Der reichsdeutsche Beobachter schreibt unter anderem:

„Wenn es mir zunächst darum zu thun war, das römische Kirchenthum genauer kennen zu lernen, so darf ich sagen, dass ich an Erfahrungen und Erlebnissen reich zurückgekehrt bin. Ich weiß nun, was praktischer Katholicismus ist; denn aus Büchern lernt man das nicht, nur durch eigenes Hören und Sehen. Es ist wahr, die römische Kirche tritt in Österreich, wie überall, wo sie die Herrschaft hat, äußerlich imponierend auf. Wo wären die Kirchen so zahlreich, wie dort! Gegen die Dome und Kathedralen, gegen die bischöflichen Paläste, Klöster und Priesterseminarien nehmen sich die kirchlichen Bauten in evangelischen Landen oft kläglich aus. Dazu kommt die Pracht des Gottesdienstes, die Fülle von Kunstwerken, die unermesslichen Geldmittel, die große Zahl von Geistlichen und anderen kirchlichen Persönlichkeiten, die gewaltige, durch tausend Fäden vermittelte politische und sociale Macht. Man braucht nur ein paar Tage in Österreich gewesen zu sein, um zu fühlen: die römische Kirche ist eine gewaltige Beherrscherin der

Geister, ein Staat im Staat, eine Institution, die ihre eiserne Hand auf alles legt. Und doch fehlt diesem Kolosse eins, aber gerade das Beste! Das reine Evangelium. Der Eindruck, den das katholische Kirchenthum auf den Beobachter macht, ist der der vollendeten Weltlichkeit.

Gleich in Wien, heute die Hochburg des Clericalismus, trat mir das in abschreckender Weise entgegen. Wenn ich durch die Kirchen schritt, so war mir's, als wenn ich in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters versetzt wäre, etwa ins zehnte Jahrhundert, das die Kirchengeschichtsschreiber das saeculum plumbeum sive obscurum nennen. Im Stephansdom fand ich eine Schar von Frauen mit stumpfem Gesichtsausdruck vor einem vergitterten Marienbilde knien, vor welchem ein eiserner Ständer mit einem Walde brennender Kerzen aufgestellt war. Wenn die Beterinnen mit ihrer Andacht zu Ende waren, schritten sie auf das Marienbild zu, berührten das Gitter mit der Hand, küssten es, ließen ihre Geldspende in die Opferbüchse verschwinden und entfernten sich. Auf meine Frage, was es mit diesem Bilde auf sich habe, antwortete mir ein seltsam aufgeputzter Kirchendiener ohne Lachen: aus den Augen eines Marienbildes seien einmal wirkliche, echte Thränen geflossen, dies Marienbild stehe hinten am Hochaltar, weil solch ein wunderthätiger Gegenstand zu kostbar sei, um dem Volke zur täglichen Andacht dargeboten zu werden, „damit es aber vorn a nöt fehlt", habe man eine Copie anfertigen lassen, und das sei das Bild, dem die Gläubigen hier ihre Verehrung zollen. So betet man also hier nicht vor Gott, auch nicht vor Maria, auch nicht vor ihrem wunderthätigen Gnadenbilde, sondern vor einer — Nachbildung desselben!

Nicht besser war der Eindruck, den ich in anderen Kirchen empfieng. Ich besuchte die Votivkirche, einen glänzenden Bau in gothischem Stile. So erhebend das Bauwerk, so niederdrückend das, was ich dort sah und hörte. Zwei junge Priester sagten die Litanei in so eintöniger Weise, dass ich die Ausdauer der Gläubigen bewunderte, die regungslos in den Kirchenbänken saßen. Es lag mir auf der Zunge, die jungen, kräftigen Gestalten dort am Altar zu fragen: Wisst ihr denn nichts anderes zu thun? und zu den Andächtigen zu sagen: Lasst euch einmal ein Capitel vorlesen aus dem Neuen Testament. — Den Gipfel des Ganzen sollte ich in einer dritten Kirche kennen lernen. In allen Kirchen fand ich einen rothen Maueranschlag, auf welchem zu einer Predigt in der Augustinerkirche eingeladen war, die der Jesuitenpater Abel zur Vorbereitung auf die achte Wiener Männerwallfahrt nach Mariazell halten werde. Von Pater Abel hatte ich schon gehört. Er ist ein würdiger Genosse des bekannten Pater Deckert, der die Schmähschrift von Luthers „Selbstmord" geschrieben hat. Getragen von der immer wachsenden christlich-socialen, das heißt clericalen Strömung, ist Abel heute der Mann des

Tages für das clericale Wien. Er ist die Seele der christlich-socialen Partei und hat die Losung ausgegeben: Heraus mit dem praktischen Christenthum! Das praktische Christenthum aber besteht für ihn darin, dass er eifrig für clericale Wahlen und für Wallfahrten wirkt. Eine Jesuitenpredigt zu hören, welchen evangelischen Geistlichen sollte das nicht reizen, die Füße in Bewegung zu setzen. Also auf nach St. Augustin! Als ich eine gute halbe Stunde vor Beginn das Gotteshaus betrat, das durch das wirklich schöne Grabdenkmal für Maria Christine von Canova berühmt ist, fand ich es schon voll besetzt. Mehr als tausend Gläubige, meist Männer, waren gekommen, um den Ohrenschmaus zu genießen, denn, wenn Pater Abel predigt, so gibt es stets einen solchen. Das wissen sie alle in Wien. Doch welch ein Schall dringt mir aus der weiten Kirche entgegen? Sie halten Gebetsandacht! Ein Ave Maria, ein Vaterunser nach dem andern wird von tausend Stimmen hergesagt in rasender Eile, so dass das Ohr den Worten kaum zu folgen vermag. Niemals im Leben hatte ich derartiges gehört. Was ich oft in Büchern las über das Beten der Katholiken, hielt ich für eine Übertreibung. Hier hörte ich es mit meinen eigenen Ohren: es ist wirklich so. Mir ward schwül zumuthe in dieser Umgebung. Allmählich gewann ich die Kaltblütigkeit, meine Uhr herauszunehmen und zu zählen, wie lange diese „Beter" eigentlich zu einem Vaterunser brauchen. Am Tage vorher hatte ich in einer evangelischen Predigt gehört: „Das Vaterunser ist das kürzeste Gebet, man kann es in einer Minute beten." Hier lernte ich mit der Uhr in der Hand, dass man noch nicht ganz zehn Secunden dazu braucht. Sechs Vaterunser in der Minute von einer tausendköpfigen Menge mit lauter Stimme so disharmonisch als möglich heruntergebetet und das eine halbe, eine ganze Stunde lang! es kam mir wie eine Entweihung des Gotteshauses, wie eine Verletzung meiner heiligsten Gefühle, wie ein Hohn auf das Gebet, wie ein Faustschlag ins Angesicht dessen vor, der uns das Vaterunser gelehrt. Schon wollte ich weggehen, aber die Jesuitenpredigt spornte zum Ausharren. Es schlug acht Uhr, und erleichtert athmete ich auf.

Pater Abel erschien auf der Kanzel. Wohl kaum hat er je einen eifrigeren Zuhörer gehabt als den evangelischen Pfarrer, der dicht unter der Kanzel stand, eingekeilt zwischen Männern und Frauen, und jedes seiner Worte so gut sich ins Gedächtnis prägte, dass er alsbald die ganze Predigt in sein Büchlein schreiben konnte. Die Predigt lautete folgendermaßen: „Meine lieben Wiener Männer! Heut' will ich euch net lang aufhalten, heut' werd' ich's kurz machen. Es ist schon viel, dass bei der Hietz so viele Wiener Männer kommen san. Nur zwei Fragen will ich beantworten: Wofür wollen wir danken, und warum wollen wir beten in Mariazell? Erstens Wofür wollen wir danken? Es gibt ja viele,

die uns heftig angreifen, dass wir uns an Maria wenden und a Wallfahrt machen. Aber die Herren Protestanten sollen ja net z'viel sagen. Die protestantischen Herren Pastoren sind der Meinung, wir brauchten bloß Einen Mittler, Jesus Christus. Den hob'n wir auch, Katholiken wie Protestanten. Sünder san wir alle, auch die Protestanten. In Sachen der Erlösung brauchen wir nur den Herrgott. Aber das werden'S wissen, wann S' verheiratet san: wenn die Kinder was ausrichten wollen, da stecken sie sich hinter die Frau Mama. So stecken wir uns hinter die Mutter Gottes. Und wenn die Eltern den Namenstag haben, bei den Protestanten den Geburtstag, da erfüllen sie die Bitten der Kinder lieber denn sonst. So ist auch Maria an g'wissen Tagen und G'legenheiten milder. Darum machen wir zu ihr a Wallfahrt nach Mariazell. Wofür wir ihr danken? Zuerst für den Ausfall der Gemeinderathswahlen in Wien, für den Sieg der Christlich-Socialen. Vor fünf Jahren haben wir gebeten in Mariazell, dass wir siegen. Die fünf Jahre san um, und die schönen Tage der Herren Judenliberalen — san auch um. (Schallendes Beifallsgelächter in der ganzen Kirche.[1]) Dafür danken wir. Sodann aber für den Eindruck, der diesen Sieg im Lande g'macht hat. Ich war neulich gesundheitshalber in der Kneipp'schen Curanstalt in Brixen. Da hab'n's g'sagt: Hochwürden, wir gratulieren Ihna. Ich musste sagen: Ich hab' ka Verdienst dabei. Ihr seid's, denen man gratulieren muss, ihr Wiener Männer, ihr habt's das g'macht. Nun wollen wir aber auch von den Feinden lernen, fernerhin einig zu sein, denn Einigkeit macht stark. Auf der einen Seite die Sozi, die Herren Wolfianer, die abgefallenen Katholiken, auf der anderen Seite wir Christlich-Socialen! Endlich danken wir noch für etwas. Es ist neulich an Einspänner zu mir kommen und hat g'sagt: Ich mach a mit nach Mariazell. Ich hab' an Sohn, der drohte, blind zu werden. Da hab' ich zu meiner Frau g'sagt, wenn dem san Augenlicht erhalten bleibt, dann geh ich mit nach Mariazell. Und sehng' S', hat er g'sagt, der hat halt jetzt an Aug' so schön wie an Adler (Heiterkeit). Wer für so was zu danken hat, der geh' mit uns nach Mariazell. Lach'n S' net, mein Herr Wolfianer, oder abgefallener Katholik, dir kann's auch amal kommen. Jetzt bist g'sund, aber wann dein Kind krank ist und der Doctor sagt: Ich kann für nix mehr stehn — dann gehst du auch mit nach Mariazell. Zweitens. Und nun noch ganz kurz: Worum wollen wir beten in Mariazell? Unser Kaiser Franz Joseph wird am 18. August siebzig Jahr; da wollen wir für ihn beten um Gottes Gnade. Da ist's denn erfreulich, dass heuer zum erstenmale auch die Veteranen von 48 mit nach Mariazell gehen. Ich hab' nix dazu gethan, aber g'wünscht hab ich's, und

---

[1]) ? Die Red.

wie sie zu mir kommen san, da hab' ich mit beiden Händen zugegriffen. In Baiern san vor einem Jahre viertausend Veteranen von 1870 mit nach Altötting zur Mutter Gottes gangen. Hoffen wir, dass auch viele mit nach Mariazell gehen, Maria hat so viel für Österreich gethan; und die Ehrenzeichen anlegen, das g'hört sich bei so aner G'legenheit: legt man sie doch auch an, wenn man von Seiner Majestät zu einer Audienz befohlen wird. Dann wollen wir beten für unsern hochwürdigen Herrn Bischof, der achtzig, und für den heiligen Vater, der neunzig Jahre alt wird. Endlich hat a jedes sein — Packerl, net da (Redner beugt den Nacken und weist mit der Hand auf den Rücken), aber da (Redner weist auf die Brust — Heiterkeit in der ganzen Versammlung), und da ist a jed's froh, wenn er's ablegen kann und mit fröhlichem G'sicht wieder heimkehrt zu Weib und Kind. Und nun geb' unser Herrgott a gut's Wetter, net z' heiß und net z' regnerisch zur Wallfahrt nach Mariazell! Amen." In unmittelbarem Anschluss daran nahm Redner einen Zettel zur Hand und fuhr fort: „Und nun noch a paar Bemerkungen. Zum erstenmal soll dies an öffentlicher Auszug sein. Wir versammeln uns zur festgesetzten Stunde in den Kirchen und ziehen dann nach dem Westbahnhof. Und dann noch eins. Niemand vergesse, seinen Mundvorrath mitzunehmen. In den Wirthshäusern wollen sie Euch Wiener — schnüren. Es ist aner vorausg'reist und hat mir mitgetheilt, die Portion kost' fünfundsechzig Kreuzer und ist dabei so kloan, dass man drei essen könnt', und man ist noch net satt. Was wir trinken, das — woll'n und müssen wir zohln; was wir essen, a kolt's Fleisch, a Brot, das nehmen wir mit."

Das ist die Predigt des Jesuiten! Ich war starr vor Entsetzen, meine Wange glühte vor innerer Erregung. Das also wagt man, der Gemeinde zu bieten! Ohne Bibel tritt dieser Mann auf die Kanzel, es fällt ihm gar nicht ein, ein Gotteswort an die Spitze zu setzen, im reinsten Wiener Jargon redet er eine halbe Stunde lang von den Wiener Gemeinderathswahlen, von den Wolfianern und den Herren Sozi und unterhält wie der Kapuziner in Schillers Wallenstein die Gemeinde mit Dingen, die die Lachmuskeln reizen, ja er bringt es zuwege, den Seinen die Mitnahme eines kalten Fleisches als besonders wichtig von der Kanzel aus ans Herz zu legen! Und die tausendköpfige Menge lauscht diesen Ausführungen wie einem Evangelium! Solche Dinge machten mich allerdings um eine Erfahrung reicher. Wenn das in der Hofpfarrkirche von Wien möglich ist, dann lasst alle Hoffnung fahren, das Volk von Österreich wieder für das Evangelium zu gewinnen.

Wie eifrig auch sonst in Österreich gearbeitet wird, das sollte mir Mariazell selbst zeigen, denn ich versäumte natürlich nicht, mir das Leben in dem vielgerühmten Gnadenorte anzusehen, wenn ich auch die

Männerwallfahrt nicht mitmachte, die der Jesuit so marktschreierisch anpries. Wer keinen Wallfahrtsort gesehen hat, der hat noch nicht den rechten Begriff vom Katholicismus. Mariazell ist ein hochgelegener, herrlicher Ort, der seit Jahrhunderten Tausende von „religiösen Reisenden" angezogen hat. Um die Mitte dieses Jahrhunderts sollen jährlich 270.000 Waller dorthin gezogen sein. Heute dürfte die Zahl nicht mehr erreicht werden. Aber man bemüht sich, wieder auf die alte Höhe zu kommen. In einer Druckschrift, die ich mir kaufte, heißt es: „So wie das Vertrauen zu der heiligsten Gnadenmutter nicht abnimmt, immer mehr erblüht, so nimmt auch die Zahl der Wallfahrer nicht ab, und an manchen Tagen sieht man in Zell alle Provinzen Österreichs vertreten." Die officielle Liste der größeren und Jahr für Jahr regelmäßig erscheinenden Processionen aus Österreich-Ungarn umfasst allein ziemlich zweihundert Nummern. Dazu hat neuerdings jede Gemeinde Steiermarks Weisung erhalten, jährlich einmal eine Sonderwallfahrt nach dem steirischen Heiligthum zu veranstalten, und die Zahl sonstiger Pilger und Touristen ist nicht klein. Kein Wunder, dass in dem „deutschen Loretto", wie man Mariazell genannt hat, fast jedes Haus ein Gasthaus ist; der ganze Ort lebt von den Pilgern, es ist beständiger Jahrmarkt dort, und nirgends isst und trinkt man besser, als in dem frommen Ort. Das Interesse der Gläubigen concentriert sich um ein achtzehn Zoll hohes, aus Lindenholz geschnitztes Madonnenbild mit dem Kinde, das in einer besonderen Grotte, kaum sichtbar, aufgestellt ist. Von diesem Bilde gehen nach dem Glauben der Katholiken wunderbare Wirkungen, namentlich Errettungen und Krankenheilungen aus, von denen viele auf den zahlreichen, meist entsetzlich geschmacklosen und künstlerisch wertlosen Votivgemälden an den Wänden dargestellt sind. Die Kirche macht keineswegs einen besonders bedeutenden Eindruck. Die Überladung mit Gold und Silber stößt ab, die dick mit Wachs, das von den Kerzen herabgelaufen ist, besudelten Kirchenbänke bieten einen widerlichen Anblick, die stumpfen Gesichter der Betenden, das Treiben der auf- und abwogenden Menge, das alles berührt unsympathisch. Nicht weniger seltsam nimmt sich eine Raritätensammlung aus, die „Schatzkammer" genannt, welche in vielen Schränken allerlei Gegenstände birgt, die man hierher gestiftet hat. Da findet man Monstranzen, Gebetbücher, Kelche, Brillanten, Kronen, Kreuze, Leuchter, Kerzen, Porträts, Uhren, Broschen, Brautkränze, Kleider, Blumen und ähnliches. Hier sieht man nicht nur Gerippe in Glaskästen, sondern auch den Schleier, in welchem eine bekannte Fürstin unserer Tage ihren evangelischen Glauben abgeschworen hat, neben einem silbernen Lorbeerkranz der Schauspielerin Josefine Gallmeyer, eine goldene Schreibfeder des Dichters Zacharias Werner. Wer fromm sein

will in katholischem Sinn, sendet einen mehr oder minder wertvollen Gegenstand in die Schatzkammer von Mariazell. Dass Millionen hier aufgehäuft sind, soll nicht geleugnet werden; dass dies alles auf die Menge seine Anziehungskraft ausübt, ist klar; aber was dieses barocke Museum in einer Kirche soll, sieht man nicht recht ab.

Doch was treiben die Wallfahrer denn eigentlich in Mariazell? Man hört die Messe, man legt die Beichte ab und holt sich Ablass, man betet den Rosenkranz, man setzt sich unter die Kanzel und läſst sich von den Wundern erzählen, die am Gnadenorte geschehen sind, man kauft sich einige der vielen Devotionalien, die dort in den ungezählten Buden zu haben sind und läſst sie weihen, man wandert zum „heiligen Brunnen“ und nimmt eine Flasche Wasser zum Andenken mit, man betheiligt sich am „Lichterumgang“ und glaubt mit alledem fromme, Gott wohlgefällige Werke gethan zu haben. Einen Lichterumgang habe ich mit angesehen. Nach einer sehr langen Messe vor dem Gnadenbilde reihten sich etwa zweihundert Frauen zum Zuge, jede in der einen Hand eine brennende Kerze, in der anderen das Wallfahrtsbuch und den Rosenkranz. Ein Kirchendiener reicht ein gedrucktes Lied herum und drückt auch dem protestantischen Beobachter aus Deutschland ein Exemplar in die Hand. Mit kreischender Stimme intoniert der Vorsänger, der Zug beginnt. Unter Vorantritt der Geistlichkeit und weißgekleideter Mädchen, die unter einer Art Bänderbaldachin dahinschreiten, setzt er sich in Bewegung, durchmisst die Kirche und verliert sich in der Umgebung derselben. Ich lese das Lied durch und verfolge den Gesang. Die Katholiken haben keine wirkliche Predigt, keine Wortverkündigung, das hatte ich in Wien gesehen. Hier sehe ich, sie haben auch kein Kirchenlied.

Aber ist denn Mariazell nur ein Ort für fromme Übungen? Ganz und gar nicht. Sind die kirchlichen Handlungen vorüber, dann — amüsiert man sich. In den Abendstunden macht Mariazell den Eindruck eines Vergnügungsortes. In allen Restaurants, wie unter freiem Himmel geht es laut her. Man scherzt, lacht, singt, musiciert, schwatzt und trinkt, dass es eine Art hat, bis tief in die Nacht hinein. Den classischen Ausdruck hierfür fand ich in einem Gedichte, das in einem ersten Hotel des Ortes an hervorragender Stelle unter Glas und Rahmen hieng und sofort meinem Notizbuche einverleibt wurde. Es lautet so:

Mariazell, du Ort der Gnaden,
Sei mir gegrüßt mit Herz und Mund;
In diesem Bergeskranze baden
Sich Leib und Seele erst gesund.
Wenn in der Städte hast'gem Treiben
Der Mensch sich selber oft verliert,
Wer kann da immer schuldlos bleiben,
Wenn die Versuchung ihn umschwirrt?
Drum ziehen viele Pilgerscharen
In dieses Thal des Segens her,

Das ew'ge Heil sich zu bewahren,
Zu machen sich von Sünden leer,
Doch ist dem frommen Sinn genüget
Und ist das Herz von Schlacken rein,
So kommt's, dass gern man sich vergnüget
Und kehret dann beim — Bosse ein.
Da ist man trefflich aufgehoben
Und sicher wie im Mutterschoß.
Denn Wirt und Wirtin sind zu loben,
Nur kommt man nie des Abends los.
Wer wird denn auch zu Bette gehen
Bei guter Kost und frischem Krug?
Wenn Wirt und Gäste sich verstehen,
So ist's für beide Lob genug.

Man sieht, Herr Lueger hat Recht: der Katholicismus ist eine Religion, wie sie fürs lustge Volk in Österreich passt; auch das Wallfahrten nach Mariazell ist eine amüsante Sache: vormittags a Mess und a Beicht und abends a Hetz und a Gaudi.

Meine Kenntnis des Wallfahrts- und Heiligenwesens wurde vervollständigt durch den Besuch einer anderen Gnadenstätte, Mariatrost bei Graz. Das ist auch ein vielberufener Wallfahrtsort, aber nicht so besucht wie Mariazell. Dort kaufte ich mir ein zierlich gedrucktes Blatt, durch welches die katholische Behauptung widerlegt wird, dass man die Heiligen wohl „anrufe", aber nicht „anbete". Also, was der Christ dem Heiland zuschreiben muss, wird darin der Maria zugeschrieben. Sie ist völlig an die Stelle des Heilandes getreten, aus dem Christenthum ist in der römischen Kirche Marienthum getreten, eine völlig andere Religion.

Welche Wunder Mariatrost zu thun vermochte und vielleicht heute noch zu thun vermag, ersah ich aus einem Büchlein, das ich mir anschaffte: „Geschichte und Beschreibung des Wallfahrtsortes Mariatrost. Nach historischen Aufzeichnungen von Josef Stolz." Hiernach kann Mariatrost noch mehr als Mariazell. „Im Jahre 1680 rettete Mariatrost Graz vom Untergange durch die Pest." „Josef Schmidt, ein Mariatrost-Verehrer, hatte schon öfters wunderbare Hilfe in seinen Zornausfällen durch Mariatrost erhalten. Einmal nahm er in einem Wuthanfalle ein starkes Gift, da reute es ihn ernstlich, er rief zur Gnadenmutter, dass sie ihm nur noch einmal helfen möchte, und wirklich gab er gleich darauf das Gift unverletzt von sich." „Ein Militärschneider in Graz musste einen schönen damastenen Rock reparieren, stieß aber die Öllampe darauf um, so dass alles beschmutzt ward und eine Reinigung ganz unmöglich schien. Aus Verzweiflung darüber wollte er durchgehen. Doch auf der Flucht rief er Mariatrost um Hilfe an, kehrte um und fand alles ganz schön und rein, als wenn nichts geschehen wäre." „Am 1. Mai 1699 schlug der Blitz in ein Haus ein. In wenigen Augenblicken stand es in hellen Flammen. Ein Kind war in dem brennenden Hause zurückgeblieben und dem qualvollen Feuertode unrettbar preis-

gegeben. Die armen Eltern warfen sich auf die Knie und riefen weinend: Heilige Mutter Mariatrost, breite deinen heiligen Schutzmantel über das Kind. Wir verloben uns mit einer eifrigen Kirchfahrt und Opfertafel. Als das Feuer verloschen war, wurde der Schutt weggeräumt, um nach dem Leichnam des Kindes zu suchen. Doch, o Wunder! Mitten im Kohlenhaufen war eine umgestürzte Truhe, unter derselben das Knäblein unverletzt. Es sagte: eine überaus schöne Jungfrau hat mich hieher geführt und gesagt, ich und meine Eltern sollen eine Kirchfahrt nach Mariatrost anstellen, dann werde mir nichts geschehen." „Einst kam einem Protestanten im Traum der Nacht vor, er liege in einem mit großen Nägeln ausgeschlagenen Fasse und werde unter den furchtbarsten Schmerzen in die Hölle hinabgerollt. Er versprach, den katholischen Glauben anzunehmen, wenn er durch die Fürbitte Mariä aus seiner unerquicklichen Lage befreit würde. Am Morgen fühlte er wirklich entsetzliche Schmerzen am ganzen Leibe und erkannte daraus, dass der Traum keine Täuschung gewesen sei. Er erfüllte sein Versprechen und legte in der Kapelle von Mariatrost das katholische Glaubensbekenntnis ab, worauf er von seinen Schmerzen befreit ward und durch sein ganzes Leben ein eifriger Verehrer der allerseligsten Jungfrau Maria blieb." Mariatrost rettet vom Tod des Ertrinkens, heilt Augenleiden, Typhus, Cholera, Tollwuth, Wahnsinn, Brüche, Brand und Vergiftung, zieht verschluckte Nadeln schmerzlos heraus und entfernt Fischgräten, Knochensplitter, Erbsen und Bohnen aus Hals, Nase und Ohr. „Besonders zeigt sich die gute Mariatroster Mutter freigebig gegen kranke, sterbende, ja auch schon, und besonders ohne Taufe verstorbene Kinder, so dass mehrere wieder zum Leben und zur Taufe kamen. Eins war sogar schon zur Aufbahrung bereit. Ein viele Jahre ganz gelähmter und dem Tode scheinbar schon ganz geweihter Knabe wurde bei der Kirchthüre hereingetragen, sprang aber von seinen Trägern beim Anblicke der lieben Muttergottesstatue auf den Fußboden herab, lief zu seiner Mutter mit den Worten: O Mutter, Mariatrost hat mir geholfen, ich kann ganz gut laufen. Ein todtgeborenes Kind ist einst hier auf Fürbitte der Gnadenmutter Mariatrost wieder lebendig geworden, so dass es hier getauft werden konnte." Wo stehen diese Wundergeschichten? In einem Märchenbuche? In einem mittelalterlichen Fabelbuch? Nein, sie stehen wörtlich in der „Beschreibung des Wallfahrtsortes Mariatrost, nach historischen Aufzeichnungen zusammengestellt von Josef Stolz", gedruckt in diesem Jahr „mit Approbation des fürstbischöflichen Ordinariats Brixen", feilgeboten in Mariatrost und von dem armen Volke fleißig gekauft.

Zu dem, was ich in diesem Büchlein las, stimmte trefflich, was ich in der Wallfahrtskirche selbst beobachtete. Die zahllosen Marienbilder waren mir nichts Neues, sie bewiesen nur, dass Maria der eigentliche

Heiland der Katholiken ist, die gedruckten oder geschriebenen Widmungen zeugten laut von der Naivetät der Spender. Eigen berührte es mich, nicht nur Verse und Prosa an den Marienbildern zu finden, sondern Gegenstände, die zumal im Gotteshause geradezu unästhetisch wirkten. Ich fand Haarzöpfe und Haarbüschel an den Bildern hängen, durch die Länge der Zeit mit Staub und Schmutz bedeckt, ein ekelerregender Anblick. Was ich bisher noch nicht beobachtet hatte, das waren in solchen Kirchen Opfergaben aus Wachs, die man vor die Bilder der Maria hängt, Herzen, Beine, Augen, Ziegen, Rinder, Schweine u. a. m. Hat jemand ein krankes Bein, das er durch Marias Hilfe geheilt haben möchte, oder ist er von seinem Fußleiden geheilt worden, so opfert er der Gnadenmutter ein Wachsbein; besitzt einer ein Hausthier, dessen Gedeihen zu wünschen übrig läſst, so hängt er dessen Conterfei in Wachs vor dem Marienbilde auf, damit die Mutter Gottes den Gegenstand seiner Sorge nicht aus den Augen verliere, ein Lamm oder ein Schweinchen. Diese Wachsfiguren sind in den Verkaufsständen für billiges Geld zu haben, fünf Kreuzer das Stück. Sie gehen reißend ab, hängen zu Dutzenden in der Kirche vor den Marienbildern, werden nach einer gewissen Zeit zu Kerzen eingeschmolzen oder wandern wohl auch, wie das in Italien geschieht, durch die Hand des Meßners zum Verkäufer zurück, um zum zweitenmal verkauft und als Opfer verwandt zu werden. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir in dem Verkaufsstand einige solche Wachsfiguren zu erwerben, um sie mit nach Hause zu nehmen und den Freunden in der Heimat durch Vorführung dieser Cultusgegenstände das Unglaubliche glaublich zu machen. Ich hatte mein Augenmerk auf Thiere gerichtet und hätte gar zu gern ein Zicklein gehabt. Da dieser Artikel wegen allzu reger Nachfrage gerade ausgegangen war, muſste ich mich mit einem Bein und einem Herzen begnügen. Ich bewahre sie gut und kann nun an diesen Anschauungsmitteln meinen Freunden praktisch demonstrieren, was Katholicismus ist.

Es führt zu weit, über alle sonstigen Beobachtungen mit gleicher Ausführlichkeit zu berichten. Nur einige Andeutungen noch. Betrüblich war mir's, auch an rein weltlichen Stätten römischen Reliquien-Aberglauben gepflegt zu sehen. So fand ich unter den Raritäten der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien in reicher goldener Fassung einen Nagel vom Kreuze Christi, ein Stück Lendenschurz des Herrn, ein Stück Tischtuch vom Abendmahl und einen Zahn Johannes des Täufers; und gerade diesen Dingen wandte sich die Aufmerksamkeit der Besucher zu. Nicht alle indes mochten an die Echtheit dieser Sachen glauben. Eine Gruppe äußerte offen ihre Zweifel an der Echtheit des Zahns. Es freute mich, als ein verständiger Mann auf sie zutrat und alles für Täuschung erklärte: „Wenn man all das Holz, das als vom Kreuze

Christi stammend gezeigt wird, auf einen Haufen legte, es entstände ein Bau, so hoch wie der Stephansthurm", so sagte er unter lautem Beifall der Umstehenden und schloss mit den Worten: „Es fehlt hier nur noch ein Stück egyptischer Finsternis in einer Glasflasche." — Lehrreich war mir der Blick in die ultramontane Presse, das „Vaterland", das „deutsche Volksblatt", die „Reichswehr". Diese Blätter kämpfen eifrig für ein bigott katholisches Österreich. Wie eine Satire kam mir in dem an schwarzen Hüten überreichen Salzburg eine Annonce vor, die ich in der dort erscheinenden „Chronik" las: „Die echten römischen Hüte für die hochwürdigen Priester, genau wie solche in Rom getragen werden, sind in allen Größen und Qualitäten sowohl weich wie halbsteif zu den billigsten Preisen zu haben bei Leopoldo Terrassini, Hutniederlage." Wie ein Klang aus Tetzels Zeiten war mir die unverblümte Ankündigung unvollkommener und vollkommener Ablässe, die man sich gegen allerhand kleine Leistungen in jeder Höhe verdienen könne von 100 Tagen bis zu 7 Jahren und 280 Tagen. Ich fand solche Preiscourante fast in allen Kirchen angeschlagen. — Eigenthümlich berührte mich nicht minder die ziemlich unverfrorene Geldmacherei. Die römische Kirche, welche gerade in Österreich im Reichthum fast erstickt und bereits außer kolossalen Geldmitteln einen großen (?) Theil alles liegenden Besitzes in ihren Händen hat, verschmäht es nicht, sich immer größere Mittel zu verschaffen. In den Kirchen stehen allenthalben große Büchsen für den heiligen Vater, „zum Kirchenschmuck" und wie die frommen Zwecke alle heißen. In einer Kapelle auf dem Semmering fand ich gleich am Eingang ein aufgeschlagenes Buch in Folio mit der naiven Bemerkung: „Spenden von mindestens einer Krone gewähren das Recht zum Eintragen des Namens in das hier aufliegende Gedenkbuch. Man bittet, dieselben dem Meßner abzugeben. Spenden unter einer Krone bittet man, in die Opferbüchse zu legen." Diese Opferbüchse war nicht klein. Daneben stand eine zweite, nicht minder große mit der freundlichen Mahnung: „Nimm deine Zuflucht zu dem großen Wunderthäter Antonius von Padua und versprich ihm eine Spende zu guten Werken." An beiden Enden der großen Moldaubrücke in Prag las ich über ungemein großen Geldkästen in deutscher und czechischer Sprache die Bitte: „Nur einen Kreuzer zum Dombau" und dachte, wenn der reiche Erzbischof nur ein Percent von seinen unermesslichen Einkünften zum Dombau gibt, so ist das mehr, als was das ganze Jahr über durch diese Kreuzersammlung einkommen kann. — Schließlich sei erwähnt, dass ich noch einen drastischen Zug zur Kenntnis des Klosterwesens kennen lernte. In der Familie eines mir bekannten Geschäftsmannes verkehrt seit Jahren ein Herr, den ich Callini nennen will. Eines Tages kommt eine Nonne in das Geschäft und bestellt etwas. „Ehrwürdige Mutter, darf ich um Ihren Namen

bitten?“ sagt die Frau des Geschäftsmannes. „Mein Name ist Callini.“ – „Ach, da heißen Sie ja gerade so wie der liebe Herr, der als Hausfreund bei uns aus- und eingeht; er ist Photograph.“ – „Das ist mein Bruder, Sie kennen ihn? Wie mag es ihm gehen?“ – „Wie es ihm geht? So fragen Sie mich? Ich sollte meinen, das müssten Sie als Schwester noch besser wissen als ich?“ — „Nein, nein“, antwortet die Klosterfrau kalt, „seitdem ich ins Kloster gieng, sind alle Fäden zwischen uns zerschnitten, wir pflegen keine Gemeinschaft mehr mit unseren Familien.“ Dieser eine Zug war mir lehrreicher als Bände. Er bedarf keines Commentars. — —

Es war ein dunkles Gemälde, das ich hier vom katholischen Kirchenthum Österreichs entworfen habe; ich kann es nicht ändern, ich musste es so zeichnen, wie es mir erschien. Wer heute in Österreich reist und seine Augen und Ohren aufmacht, der bemerkt jedoch manche Änderung. Ein viel größerer Procentsatz als in der evangelischen Kirche hat in der römischen allen Zusammenhang mit dem kirchlichen Boden gelöst. Die Ergebenheit gegen die Kirche ist in Verachtung und fanatischen Hass umgeschlagen. Wenn man nichtclericale und doch gleichwohl von Katholiken geschriebene Zeitungen liest, man staunt über den Ton, der da gegen die Geistlichkeit und Kirche angeschlagen wird. Man nimmt sich kein Blatt vor den Mund und deckt rücksichtslos die Schäden und Sünden der Kirche und ihrer Vertreter auf. Ich will gar nicht reden vom „Scherer“ und den „Pfeilen aus der Ebernburg“, noch von den „Unverfälschten deutschen Worten“ und der „Ostdeutschen Rundschau“; selbst gemäßigte Blätter sagen Rom oft recht derb die Wahrheit. Die „Grazer Tagespost“ gab unter eigener lebhafter Zustimmung das vernichtende Urtheil eines slovenisch-liberalen Blattes über die römische Geistlichkeit in Krain wieder, welches also lautete: „Hätte das slovenische Volk seinen Bau auf jener Grundlage aufgebaut, welche das (von den Deutschen in Graz angeregte) protestantische Zeitalter, jene herrlichste Zeit in unserer ganzen Geschichte, geschaffen hat, so wären die Slovenen heute eine große, starke, eine Culturnation. Das nationale Bewusstsein stirbt dort ab, wo die Geistlichkeit herrscht. Das sieht man auch bei anderen Nationen: Die katholischen Slovaken lassen sich ohne Widerstand magyarisieren, die katholischen Deutschen haben kein rechtes Nationalbewusstsein. Alle Kämpfe mit nationalen Gegnern hat die weltliche Intelligenz ausgefochten; die Clericalen spielten in diesen Kämpfen gewöhnlich die Rolle der Schlachtfeldhyänen, welche nach geschlagener Schlacht auf die Walstatt schleichen, um den Todten und Verwundeten die Säcke auszuleeren. Die Clerisei macht der weltlichen Intelligenz den Vorwurf, dass sie ihr Wissen aus der deutschen Cultur geschöpft habe. Die Cleriker haben zwar Gymnasien und Seminar besucht, aber dort

gar keine Cultur angenommen, sondern stehen zum mehrsten Theile auf jenem Culturniveau wie irgend ein Bauernhirt. (?) Manche Geistlichen haben täglich vierundzwanzig Stunden freie Zeit. Theils trinken sie herum, spielen Karten, unterhalten sich mit Freundinnen und lauern auf Sparcassebücher. Diese Leute, die keine Sorge haben weder um das tägliche Brot, noch um die Familie, noch um ihren Beruf, sind unfruchtbar wie der Karstboden und können sonst nichts als Zwistigkeiten anzetteln."

Genau so urtheilen die Leute im mündlichen Verkehr. Ich bin in gebildeter Gesellschaft gewesen und äußerte, sobald das Gespräch auf kirchlich-religiöse Gegenstände kam, oft genug: „Ach, Sie sind Katholik, da werde ich mich selbstverständlich mäßigen." Die Antwort lautete fast immer: „O bitte schön, wenn Sie nur wüßsten, wie — ich über den Katholizismus denke." Und nun fielen Äußerungen, wie ich sie nicht vermuthet, ja nicht einmal selbst über die Lippen zu bringen gewagt hätte. Nirgend Achtung vor den Priestern, überall wegwerfende Urtheile über das katholische Ceremonienwesen, ja Hohn und Spott über das, was man dort Religion und Gottesdienst nennt. Viele gebildete Herren und Damen versicherten mir, seit ihrer Firmung nie mehr zur Beichte gewesen zu sein und seit langer, langer Zeit keine Kirche betreten zu haben. Ein Herr frug sehr angelegentlich, ob bei den Protestanten die Kirche auch solch ein Finanzinstitut sei wie bei den Katholiken, wo alles aufs Zahlen zugeschnitten ist. Sehr harte Urtheile fällt die gebildete Welt über den Cölibat der Geistlichen. Ähnlich stellte sich die Sache bei den niederen Schichten. Ich fuhr eine Strecke mit der Eisenbahn mit zwei schlichten, aber verständigen Arbeitern. Sie unterhielten sich über den Mord König Humberts, der eben geschehen war. Ich wagte nicht, mich ins Gespräch zu mischen. „Die traurigen Zustände in Italien sind an allem schuld", sagte der eine, „die Pfaffenherrschaft bringt nichts Gutes." „In Spanien ist es a nöt anders", versetzte der andere, „und bei uns in Österreich ist es nöt weit davon." So mochten sie etwa eine Stunde geredet haben; da fand ich für mich Gelegenheit, in die Unterhaltung einzugreifen. „Was Sie vorhin sagten", bemerkte ich, „ist richtig. Österreich ist nahe daran, dem Schicksale Spaniens und Italiens zu verfallen. Die Ursache liegt gewiss im Kirchenwesen. Sehen Sie auf das protestantische Deutschland!" Die Augen meiner Reisegefährten blitzten, das schien in ihren Herzen gezündet zu haben. Wir rückten näher zusammen, und nun kamen wir vom König Humbert zur kirchlichen Frage, zu dem Contrast zwischen dem Auftreten der Kirchenfürsten und dem Auftreten Christi und der Apostel. Ich säumte nicht, das heiß gewordene Eisen zu schmieden und zu betonen: die Bibel, das Neue Testament bietet uns das wahre Christenthum, die „Religion ohne

Ceremonien", der der ältere meiner Reisegefährten lebhaft das Wort redete. So vergieng rasch die Stunde. „Ach, hätten Sie doch früher angefangen, mit uns zu reden", so sagten Sie, „mit Ihnen können wir uns so gut verständigen." Als der Zug hielt und sie ausstiegen, blickte mich der eine noch einmal forschend an und sagte: „Sie müssen uns umtaufen!" — „Das ist nicht nöthig", versetzte ich, „die Zwanzigtausend, die sich jetzt der evangelischen Kirche zugewandt haben, sind nicht umgetauft, sondern nur umgeschrieben worden." Ein warmer Händedruck, und wir trennten uns. Vielleicht habe ich doch ein Samenkorn in die Gemüther der treuherzigen, schlichten Menschen gesenkt, das einmal aufgeht und Früchte trägt."

Das Oberammergauer Passionsspiel und ein Gegensatz.

In der Zeitschrift „Die christliche Welt" ist vergangenen Sommer ein Streit entbrannt über das Oberammergauer Passionsspiel, das in diesem Jahre wieder abgehalten worden ist. Eine Partei war gegen das Passionsspiel, es sei nicht würdig und christlich genug, es sei theatralisch, es sei geschäftsmäßig, es sei nur eine Curiosität, die ein frivoles Publicum aus aller Welt an sich ziehe. Dieselbe „Christliche Welt", die ja so reich an religiösen Anregungen ist, bringt dann einen Aufsatz von Friedrich Paulsen, das Oberammergauer Passionsspiel und den angedeuteten Streit betreffend. Der Aufsatz ist so treffend und schön, dass er hier abgedruckt werden soll. Paulsen sagt:

Berichte, die vor Wochen in der „Christlichen Welt" erschienen, hätten mich beinahe von dem Besuch des Spiels abgehalten. Nun bin ich doch in Oberammergau gewesen, und es würde mir sehr leid sein, wenn ich mir durch jene Berichte den Besuch hätte verleiden lassen.

Am allerunverständlichsten ist mir, wie jemand im Namen des Protestantismus gegen das Spiel Einwendungen erheben konnte. Freilich ist dasselbe nur auf katholischem Boden möglich; aber gerade das hat mir diese Darstellung aufs lebendigste zum Bewusstsein gebracht, dass die Christenheit als solche, ohne Ansehung der confessionellen und nationalen Verschiedenheiten, einen wirklich großen Gemeinbesitz hat: die lebendige Erinnerung an das Leiden und Sterben Jesu. Dass diese Erinnerung das bedeutsamste und wirksamste Stück des Gemeinbesitzes der europäischen Völkerwelt ist, dessen sich inne zu werden, gibt das Oberammergauer Spiel eine einzigartige Gelegenheit: man hört beständig Menschen aller Zungen reden, Französisch und Englisch fast so oft als

Deutsch, das Deutsche in allen Mundarten, Bayrisch und Schwäbisch, Westphälisch und Ostpreußisch, man sieht um sich Menschen aller Classen und Lebensstellungen, Geistliche und Weltliche, Bauern und Städter, Gebildete und Ungebildete, aber keinen theilnahmslos, keinen, dem die Darstellung nichts sagte. Ich möchte wohl wissen, welches Drama, es mag an künstlerischem Wert und an Darstellungsmitteln aufbieten was es will, imstande wäre, wie dieses Spiel viertausend Menschen in regungsloser Aufmerksamkeit mit kurzer Unterbrechung fast zehn Stunden lang festzuhalten. Wodurch wird das erreicht? Dadurch, dass die Darstellung den größten Inhalt unseres geschichtlichen Lebens, das Leiden und Sterben dessen, mit dem der Abschnitt der Geschichte, dem auch die Gegenwart noch ganz angehört, anhebt, in schlichtester Form zur Anschauung bringt. Wie verschieden dieser Inhalt von den Verschiedenen aufgefasst und angeeignet werden mag, was immer theologische Deutung in ihn hineingetragen haben mag, eines bleibt darin unauslöschlich, es ist die Seele des Christenthums: dass des Menschen Sohn die Kraft in sich besaß, der Gottesstimme in sich folgend allen Mächten dieser Welt sich entgegenzustellen und im schmählichsten Untergang den Glauben an seine göttliche Berufung festzuhalten. Das ist die segensreiche Kraft des Christenthums; es stellt den Menschen, der seiner göttlichen Bestimmung gewiss ist, auf sich selbst und macht ihn allen Autoritäten, geistlichen und weltlichen, gegenüber unüberwindlich. Es kann niemand dieser Darstellung beigewohnt haben, dem nicht in irgend einer Form dies zum Bewusstsein gekommen wäre: alle Autoritäten einig, dass dieser ein Verderber des Volkes und ein Feind Gottes ist, er selbst, der eine, gewiss, dass er der Sohn des Vaters und der Bringer des Heils ist; und dieser eine der ganzen Welt gegenüber im Recht, Gott selbst durch die fernere geschichtliche Entwicklung sich zu ihm bekennend.

Nicht katholisch ist dieser Stoff und nicht katholisch seine Behandlung im Oberammergauer Spiel, beinahe könnte man sagen: es ist antikatholisch, wenn man das Wesen des Katholischen in die Unterordnung des Einzelnen, seiner Vernunft und seines Gewissens, unter die Autoritäten setzt. Es hat nie einen größeren und besseren Protestanten gegeben als den, der vor dem hohen Rath der Juden und vor dem Gericht des kaiserlichen Statthalters sich zu seinem von ihnen verworfenen oder verlachten Messiasberuf bekannte. Und hievon hat Text und Spiel schlechterdings nichts verwischt, im Gegentheil, es bringt den Gegensatz auf alle Weise zu lebendiger Anschauung: alles äußerlich Große und Glänzende und Geltende auf jener Seite, auf dieser ein schlichter Mann in schlichter Umgebung, auf keine Weise äußerlich als der Berufene erkennbar. Ich weiß nicht, ob in der Gegenwart ein von allem specifisch Katholischen so freier Text hätte entstehen können als der am Anfang

des Jahrhunderts von einem Benedictiner, Pater Weiß, verfasste; das ist gewiss, dass in dem Spiel, wie es vorliegt, abgesehen von ein paar dem Leser der Luther'schen Bibelübersetzung nicht geläufigen Wendungen, kaum eine Spur sich findet, die auf den katholischen Ursprung hindeutet. Oder also vielmehr: das Spiel und der Text sind „katholisch", aber in dem Sinn, dass sie den lebendigen Gemeinbesitz des Christenthums zur Anschauung bringen.

Und „katholisch" in diesem Sinne kann man die Darstellung noch in einer anderen Beziehung nennen: sie ist ganz getragen von den großen Traditionen der noch allgemeinen Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Die dargebotenen Bilder sind ganz in dem Stil der großen Meister gehalten, die uns die Typen der heiligen Geschichte geschaffen haben, in Antlitz und Haltung, in Form und Farbe des Gewandes. Es sind gar keine Concessionen an die „Modernen" gemacht. Und dasselbe gilt von dem Text: auch hier keine Concession an moderne Versuche der Dramatisierung der heiligen Geschichte. Ebenso die Spieler: nicht der geringste Versuch einer modern-theatermäßigen Behandlung. Die ganze Darstellung besteht eigentlich aus einer Folge lebender Bilder mit begleitendem Text: theils sind es lebende Bilder im eigentlichen Sinn, zu denen der Chor den Text spricht oder singt, theils sind es lebende Bilder, deren Figuren sich in bescheidenen Grenzen bewegen und selbst den Text zur Action sprechen. Aber alles in streng gebundenem Stil, ohne alles Theatralische in Action und Rede. Es ist die einzig mögliche Art der Behandlung dieser Dinge im Spiel, vollkommen in ihrer Art. —

Als ich von Oberammergau zurückkehrte, fand ich die Nachricht von dem Tode des Mannes vor, der sich in die Rolle des Antichrist, oder besser des historischen Thronfolgers des Nazareners hineingeträumt hatte, des armen Nietzsche. Eine Theatervorstellung in Bayreuth hatte einst in seinem Leben Epoche gemacht; sie führte zum Bruch mit Wagner und Schopenhauer, zur Zerbrechung der Bilder, die er bisher verehrt, zur acuten Feindschaft zugleich gegen das Christenthum, zur persönlichen Feindschaft gegen den Propheten von Nazareth. Wie hätte das Spiel dieser bayrischen Bauern auf ihn gewirkt, wenn ihn ein Zufall nach Oberammergau geführt hätte? Ob es ihn zu überzeugen vermocht hätte, dass der Christus, von dem als dem Propheten der kleinen Leute er mit Widerwillen sich abwendete, noch etwas mehr als dies war? Ob es ihn von dem Wahn hätte heilen können, dass das Christenthum die Religion der Herdenmenschen sei? Ob er hätte gewahr werden können, dass es von einem großen Einsamen ausgegangen ist, dass es die höchste Selbständigkeit den Mächten der Welt gegenüber darstellt und gibt. Schwerlich; er hätte die Bauern und ihr Spiel verachtet, und er hätte Jesum,

den Freund des Volkes, den Genossen der Unreinen und Verachteten, der Sünder und Zöllner, verachtet. Sein Vornehmheitsinstinct hätte ihn zu den Hohenpriestern und Würdenträgern hingezogen; wie er in Luther den Bauernsohn verachtete, so hätte er in Jesus den Zimmermannssohn verachtet: Was will dieser Plebejer?

Nietzsche war ein Mann von Welt und ein Mann für die Welt, ob er selbst es gemeint hat oder nicht; und darum geschieht es ihm recht, dass er seine Verehrer unter den Leuten von Welt findet. Jesus war nicht ein Mann von Welt und für die Welt, und so waren es seine Verehrer nicht; und darum konnte Nietzsche nicht unter ihnen sein. Die Welt aber und die Leute von Welt vergehen mit ihrer Lust und mit ihren Gedanken und Phantasien, sie wechseln mit der Mode und werden vergessen. Dass in hundert Jahren das Passionsspiel in Oberammergau aufgeführt werden wird, wie in diesem, dessen bin ich gewiss. Ob in hundert Jahren noch jemand von Nietzsche wissen wird, von dem heute alle Welt redet, die etwas von ihm wissen und die nichts von ihm wissen, dessen bin ich nicht gewiss. Oder vielmehr, ich glaube, dass dann von ihm nur wissen wird, wer aus der Geschichte der Zeitstimmungen des neunzehnten Jahrhunderts ein Studium macht: Christ und Antichrist, die ewige Sonne, und ein plötzlich aufleuchtendes und schnell verlöschendes Meteor.

Friedrich Paulsen.

Die Veredlung der menschlichen Rassen.

Von Prof. Dr. Max Haushofer.[1]

Die Geschichte zeigt, dass einzelne der menschlichen Rassen ihre wichtigsten Eigenschaften durch Jahrtausende bewahrt haben, während andere Rassen unzweifelhaft einer Verschlechterung unterlagen. Diese Thatsache rückt uns die wichtigen Fragen nahe, welche Einflüsse es sein mögen, die auf eine Verschlechterung oder Veredlung der Rassen hinarbeiten, und ob wir auch imstande sind, diese Einflüsse abzulenken, abzuschwächen oder gar zu verstärken. Menschliche Cultur und Veredlung der menschlichen Rasse sind ganz verschiedene Vorgänge. Cultur ist geistige und sittliche Hebung, Rassenveredlung eine Verbesserung der physischen Eigenschaften. Aber zu diesen physischen Eigenschaften dürfen wir nicht bloß Schönheit, Gesundheit, Kraft, Schnelligkeit, Ausdauer u. s. w. rechnen, sondern wir müssen dazu auch gewisse andere Eigenschaften

[1]) Die Zeitschrift „Die Woche“ in Berlin, dieses einzigartige Bilderbuch der Deutschen, enthält auch manchen bedeutsamen Aufsatz. Der vorstehende ist ihr entnommen. Er sagt fürchterliche Wahrheiten, die der Beherzigung wert sind. Die Red.

rechnen, die wir auf den ersten Augenblick wohl als moralische bezeichnen möchten, die aber bei näherer Betrachtung nicht ausschließlich dem Menschen zukommen, sondern auch bei Thieren sich finden: Muth, Energie, Spürsinn, Freiheitsdurst, Lebenslust u. dergl.

Diese physischen Eigenschaften und dazu noch eine Reihe anderer kommen den verschiedenen menschlichen Rassen in ungleichem Grade zu. Und innerhalb jeder einzelnen Rasse sind auch die einzelnen Individuen in sehr verschiedenem Grade damit ausgestattet. Beim Individuum lassen sich die guten, tüchtigen Eigenschaften der Rasse steigern durch Pflege, Erziehung, Nahrung und zweckmäßige Lebensweise; aber solche Förderung des Individuums kommt seinem Nachkömmling nicht unbedingt und ohneweiters zugute.

Jede Veränderung einer ganzen Rasse wird durch Auslese herbeigeführt, d. h. durch die Kinderlosigkeit einer Anzahl von Individuen. Sind es die tüchtigsten Individuen, die die Rasse fortpflanzen, während die untüchtigeren ohne Nachkommenschaft hinwegsterben, so ist das Ergebnis eine Hebung der Rasse; im entgegengesetzten Fall eine Verschlechterung. Der Grundsatz aller Fortschritte in der Thierzucht ist die Auslese: das Auswählen derjenigen Thiere, für die Paarung, die den Zwecken des Züchters am passendsten erscheinen. Ob es neben der Auslese noch andere Umstände gibt, die die Rassenveränderungen beeinflussen, kann hier ununtersucht bleiben. Jedenfalls ist die Auslese der mächtigste unter diesen Einflüssen. Und man darf nicht so hochmüthig sein, den Menschen als ein Wesen zu betrachten, das in seinen rein körperlichen Beziehungen ganz andern Naturgesetzen unterworfen sein sollte, als die Thiere.

Es entsteht nun die wichtige Frage: sind diejenigen menschlichen Rassen, die wir vor allem als Träger der menschlichen Gesittung betrachten, in einer Verbesserung oder Verschlechterung begriffen? Welche Einflüsse sind es, die das eine oder das andere herbeiführen, und welche Mittel besitzt die Civilisation, um auf eine Verbesserung der Rassen hinzuarbeiten?

Eine hervorragende britische Autorität, Prof. J. B. Haycraft, behauptet eine Verschlechterung der Culturrassen aus mehreren Gründen. Der erste dieser Gründe ist jene Verbesserung der Gesundheitspflege, durch die schwächliche und kränkliche Individuen künstlich am Leben erhalten werden. Die tuberkulösen, scrophulösen und andern üblen Körperanlagen dieser physisch minderwertigen Individuen gehen auf ihre Nachkommen über. Bei jener grausameren, rücksichtsloseren Behandlung, die die Minderwertigen bei uncivilisierten Völkern finden, scheiden sie frühzeitig aus dem Leben. Es tritt also die Humanität in einen Gegensatz zur Rassenverbesserung; und die Forderungen der Humanität sind die stärkeren, mehr berechtigten.

Ein weiterer Factor der Rassenverschlechterung ist die Erblichkeit neuropathischer Anlagen. Die „erbliche Belastung" ist nicht umsonst eines der gebräuchlichsten Schlagworte bei der Beurtheilung von Charakteren, Zuständen und Handlungen geworden. Wir wissen genügsam, dass in Familien, wo eine Neigung zu Nervenkrankheiten besteht, dieselbe bei den einzelnen Familiengliedern in verschiedenen Formen auftreten kann. Ob dagegen die Zahl der wirklich Geisteskranken, wie von anderer Seite behauptet wird, im Zunehmen ist: darüber kann erst eine durch Generationen fortgesetzte Statistik der geistigen Erkrankungen in ferner Zukunft Aufschluss geben. Das wäre freilich eine höchst bedenkliche Form von Rassenverschlechterung.

In weiten Kreisen herrscht die Anschauung, dass die Trunksucht einen erheblichen Antheil an der Verschlechterung der Rassen habe, während von anderer Seite die Trunksucht nicht so sehr als Ursache wie als Symptom einer schon eingetretenen Rassenverschlechterung angesehen wird. Auch in dieser Hinsicht hat der obengenannte Forscher höchst bemerkenswerte Sätze aufgestellt. Die Trunksucht selbst als specifische Anlage ist wohl kaum in dem Umfange vererblich, als man gewöhnlich annimmt; sicher aber ist jene Charakterschwäche vererblich, die dem Hang zum Trunk keinen genügenden Widerstand entgegenstellt; und sicher ist auch, dass das böse Beispiel und der Zwang der Trinksitten einen stärkeren Einfluss auf die Verbreitung der Trunksucht nehmen als die Vererbung.

Die Gesellschaft der Culturvölker nöthigt dem Einzelnen, der ihr angehört, ständig gewisse Mengen an Giftstoffen auf: an Alkohol und Nikotin und anderm. Sie zwingt ihn, diese Gifte einzuschlürfen — weil er in ihrem Kreis leben will. Sie umflirrt den Gesunden mit ihren Krankheitskeimen von allen Seiten; sie vergiftet ihn durch den Teppich, auf den er tritt, durch den Willkommbecher, den sie ihm reicht, durch den Händedruck, mit dem sie ihn begrüßt. Verderbliche Luft, von fein vertheilten Giftstoffen erfüllt, durchwallt die Straßen unserer Städte, brütet in den Mauern der Häuser, qualmt in den Wirtsstuben und umwogt, mit indischen Wohlgerüchen versetzt, in den Salons liebkosend die Nerven.

Was Väter und Großväter an solchen Giftstoffen getrunken und eingeathmet haben, geht uns ins Blut. Die höllische Apotheke vererbt sich. Ihr sind die Menschenleiber wie Schwämme, durch die sie hindurchsickert. Der Rausch, den der Ahn sich getrunken hat, kann im Enkel zum tödlichen Katzenjammer werden; und die Mutter, die ihr rosiges Kind an die Brust legt, läßt es Tropfen einer unheimlichen Erbschaft einsaugen, die, Leib und Seele vergiftend, den Keim legen zu Zuständen und Handlungen, die in die Nacht des Irrenhauses oder des Gefängnisses, in Elend und Verkommenheit, zu frühem Siechthum und Tod führen.

Abgesehen von diesen vererblichen Giften, von denen wohl ein sehr großer Theil durch gesunde Individuen ausgestoßen oder unschädlich gemacht wird, ist die ganze Unnatur des modernen Culturdaseins eine beständige Ursache des Rassenverderbs.

Unnatur beherrscht mehr und mehr unser ganzes Arbeitsleben — mit Ausnahme weniger Berufskreise. Nur in den Berufskreisen der Land- und Forstwirtschaft, einzelner Bau- und Verkehrsgewerbe, der Jagd und Fischerei spielt in das menschliche Arbeitsleben noch die Natur herein mit ihren Wettern und ihrem Sonnenbrand, mit ihrem Winterfrost und ihrem Lenzkuss. Unser ganzes übriges Arbeitsleben ist denaturiert und sät in unser Dasein die Keime frühen Alterns, mannigfachen Siechthums, verzehrender Nervosität.

Wir sitzen in Schulen zusammengepfercht und erwerben Bildungscapital auf Kosten unserer Lebenskraft. Wie viele, die diesen Bildungsgang hinter sich haben, sind dann noch körperlich und geistig vollkommene Menschen? Betrachten wir beim Schulschluss die aus den Schulhäusern strömende Jugend: hier ist einer zu dürr, einer zu fett; schmalschultrig und engbrüstig sind viele, blutarm, kurzsichtig, schief gewachsen auch nicht wenige. Gang und Haltung sind bei vielen schlottrig und träge, bei andern geziert und verkünstelt. Den vereinten Ausdruck von Kraft, Grazie und Gesundheit — bei wie wenigen findet man ihn!

Und was die Schule begann, setzt das Arbeitsleben fort: die körperliche Verkümmerung der Rasse. Diese Rassenverschlechterung nimmt zu unter der städtischen Bevölkerung. Nicht als ob wir da eine auffallend große Anzahl von Krüppeln entdeckten. Nein — das Schlimmste, was den Menschen verunstaltet und untauglich macht, wird von der ärztlichen Kunst sorgsam und energisch bekämpft. Aber ein sehr großer Theil der Gesellschaft repräsentiert sich als Halbnarren, Halbkrüppel, Halbinvaliden; als körperliche Ausschussware, die zwar auf den ersten Anblick erträglich aussieht, aber bei näherer Prüfung als degeneriert sich erweist: mit körperlichen Schäden aller Art behaftet, empfindlich, widerstandsunfähig, verweichlicht.

Und dazu die Überreizung im Arbeits- und im Genussleben. Im Arbeitsleben für ganze Classen der Bevölkerung eine Abstumpfung durch vielstündige, geistlose und einförmige Arbeitsthätigkeit, für andere wiederum der stets hetzende und jagende Sporn erbarmungsloser Concurrenz! Und im Genussleben tausendfältige Gelegenheit zur Überladung des Magens, zur Überreizung der Sinne, zur Verschlechterung der einzuathmenden Luft, zur Ausfüllung arbeitsfreier Stunden mit schädigenden Thätigkeiten!

Rasseechte Individuen vertragen dieses Treiben der Unnatur sehr lang; die schon theilweise Degenerierten gehen den Weg der körperlichen Entartung weiter, und ihre Kinder und Enkel nur um so rascher.

Man hat auch, um die Sorge vor einer Verschlechterung der Rassen zu begründen, auf die „Unfruchtbarkeit der Leistungsfähigen“ hingewiesen; auf die Thatsache, dass in den gebildeten Classen und in den Kreisen hochstrebender Menschen seltener und später geheiratet und daher ein geringerer Nachwuchs erzielt wird, und dass auf diesem Weg die Talente seltener, die Aristokraten des Geistes von einer fruchtbareren Demokratie von Durchschnittsbefähigten verdrängt würden. Diese Befürchtung aber darf uns wohl nicht ernsthaft kümmern. Denn die Erfahrung zeigt deutlich genug, dass alle hervorragendsten Geister des Menschengeschlechts durchaus nicht wieder von hervorragenden Menschen abstammen müssen. Im Gegentheil — wir sehen immer wieder aus Schichten, die durch Generationen hindurch in Dunkel und Bescheidenheit gelebt haben, führende Geister hervorgehen; wir sehen Talente, entsprossen aus Familien der platten Mittelmäßigkeit. Wenn hervorragende Gelehrte, Künstler, Staatsmänner und Erfinder vielleicht auch weniger Kinder und insbesondere weniger Söhne hätten, als bei einer gleich großen Zahl von Bauern oder Fabriksarbeitern sich finden, so ist damit in keiner Weise nachgewiesen, dass die geistige Befähigung auf den Aussterbeetat gelangt. Die Geistesaristokratie ergänzt sich nicht durch die Kinder der Geistesaristokraten, sondern aus den mittleren und selbst aus den tieferen Schichten der Bevölkerung heraus. Familien, die durch alle Jahrhunderte der Culturgeschichte hindurch bloß Mittelmäßigkeiten in die Welt gesetzt haben, können plötzlich einen geistig ganz hervorragenden Menschen in die Reihen der Mitwelt senden, während gerade die Kinder von geistig sehr hervorragenden Menschen an geistiger oder physischer Mittelmäßigkeit, ja Schwäche, an Nervosität, Verbildung oder Einseitigkeit zu leiden haben. In dieser Hinsicht scheint ein weises Gesetz der Natur auch das Geistesleben zu beherrschen, dahin gerichtet, dass geistige Fähigkeiten sich nicht nothwendig von Generation zu Generation steigern müssen, wenn sie sich auch eine Zeitlang mit einem Auf- und Niederschwanken ihres Grades fortvererben können.

Wir brauchen auch kaum ernsthaft zu besorgen, dass durch die Progenitur der sogenannten bedenklichen Classen, der Bettler, Vagabunden, Gauner und Verbrecher, eine Verschlechterung der Rassen eintritt. Gerade bei diesen bedenklichen Classen wirkt das Naturgesetz der Auslese am stärksten. Der weibliche Theil dieser Classen, der Prostitution verfallen, wird durch sie zur Unfruchtbarkeit verurtheilt; bei den Männern vollziehen der Alkoholismus, die Gefängniskrankheiten und anderes die nöthige Auslese. So konnte der englische Forscher Dilke nachweisen, dass das Element der ehemaligen Deportierten unter der heutigen Gesellschaft Australiens kaum noch bemerkbar ist. Die üblen Eigenschaften der in jene Colonien einst verschickten Verbrecher haben sich keineswegs auf die jetzige

australische Volksgesellschaft ausgedehnt, sondern wurde im Wege der Auslese mehr und mehr beseitigt, und der Rest von erblich belasteten Desperados hat sich wohl größtentheils in den Goldfeldern zutode getrunken.

Immerhin bleiben als chronisch wirkende Ursachen der Rassenverschlechterung für die europäischen Culturvölker der Alkoholismus, die vererblichen Volkskrankheiten, die Denaturierung des Arbeits- und Genussslebens. Und es frägt sich, was Gesellschaft und Staat etwa gegen eine Verschlechterung und für eine Verbesserung der Rasse zu thun vermögen?

Nun — wir dürfen annehmen, dass, so wie die Ärzte und die Sociologen durch Einsicht und Beobachtung zur allmählichen Erkenntnis derjenigen Ursachen gekommen sind, die die Rassen zu verschlechtern drohen, auch in allen rasseechten Individuen ein instinctives Empfinden für jene Schäden vorhanden ist. Dieses Empfinden bewahrt sicher sehr viele Individuen vor einer haltlosen Hingabe an schädigende Einflüsse; auch vor einer Paarung mit degenerierten Individuen. Es handelt sich zunächst darum, dieses Empfinden möglichst zu steigern und zu verallgemeinern.

Was bei unsern Hausthieren zur Rasseveredlung möglich ist, die Auswahl bloß der Tüchtigsten für die Fortpflanzung, das ist ja bei den menschlichen Rassen nicht möglich. Kein menschliches Gesetz kann es dem mit erblicher Anlage zur Schwindsucht oder zur Geisteskrankheit Behafteten verbieten, eine Familie von ebenfalls erblich Belasteten zu begründen; kein Gesetz kann dem körperlich und geistig Tüchtigen vorschreiben, sich mit einer gleich tüchtigen Lebensgefährtin zu verbinden, um ein Geschlecht von vollkommenen Menschen in die Welt zu setzen. Der Drang des Culturmenschen nach vollster Lebensfreiheit ist stärker, als die Rücksicht auf die mögliche Veredlung oder Verschlechterung der Rasse.

Irgendein rechtlicher Zwang, der die Einzelindividuen zur Verbesserung der Rasse und zur Verhütung einer Verschlechterung enthält, ist also undenkbar. Denkbar aber ist ein moralischer Zwang, der, ohne grausam zu sein, mit hinreichender Kraft auf die Einzelnen wirkt, um sie zu veranlassen, ihr Leben nach der Richtung der Rassenveredlung hin einzurichten. Schon heute enthalten sich zahlreiche Personen, die wissentlich eine unglückliche erbliche Anlage in sich tragen, der Familiengründung, um nicht ihre Mängel ihren Kindern zu übertragen. Das geschieht freilich nur dann, wenn den Belasteten ein hoher Grad von Einsicht und Gewissenhaftigkeit eigen ist, oder wenn ihre Familie, nicht mit gefühlloser Härte, sondern mit liebender Fürsorge sie zum freiwilligen Cölibat erzieht. Diesen Mitgliedern der Gesellschaft ist diese immer zu besonderem Dank verpflichtet. Andererseits ist es immer zu beklagen, wenn vollwertige und leistungsfähige Mitglieder der Gesellschaft sich der Familiengründung enthalten. Das geschieht bekanntlich in den gebildeten Classen sehr häufig, wo das Hagestolzenthum aus ökonomischen

Gründen der Rassenverbesserung entgegentritt. Zu beklagen ist es, wenn körperlich und geistig sonst vollwertige Männer nicht den Muth haben, eine Familie zu begründen, weil sie fürchten, in ihrem Vorwärtsstreben dadurch gehindert zu werden, oder nicht „standesgemäß“ leben zu können. Zu beklagen ist es, wenn bei dieser Thatsache wiederum die Gesellschaft mit ihren eitlen und oberflächlichen Repräsentationsansprüchen die eigentliche Ursache ist. Das Glück, geistig und körperlich tüchtige Kinder heranzuziehen — wenn auch manchmal unter Entbehrungen — und sie der Welt zu hinterlassen, ist größer als alle Genüsse, die ein elegantes Wohlleben gewähren kann. Von diesem Gesichtspunkte sollte jeder Einzelne und die Gesellschaft bei der Beurtheilung der Lebens- und Vermögensverhältnisse ausgehen.

Eine stete Verbreitung der Einsicht, dass es das größte Verdienst um die Gesellschaft und ihre Zukunft ist, ihr wohlgestaltete, leistungsfähige Kinder zu überliefern, und dass es dagegen ein schwerer Fehler ist, sie mit untüchtigen, krankhaft veranlagten Nachkommen zu belasten: das ist die nächste Aufgabe der Gesellschaft in der Richtung der Rassenveredlung. Die Ehrung des Tüchtigen und Leistungsfähigen, gleichviel ob er aus tieferen oder aus höheren Schichten der Bevölkerung stammt, hängt damit innig zusammen. Das Ziel, gesunde Geister in gesunden Körpern zu erziehen, muss bei allen Staats- und Gemeindeeinrichtungen noch mehr in den Vordergrund treten als bisher. Vor allem muss die Gesellschaft danach trachten, das Schlimmste, was der großstädtischen Bevölkerung droht: die zunehmende Nervosität, hervorgerufen durch rastlose Concurrenzhetze, durch leidenschaftliches Erwerbsjagen und sinnlose Vergnügungswuth, nicht ständig sich steigern zu lassen.

Sonst kommt die Culturwelt mit all ihren großartigen Errungenschaften schließlich in die Lage, nicht mehr genug Irrenhäuser, Asyle und Spitäler bauen zu können für das Heer der Entarteten und Unbrauchbaren.

Im Cabinet.

Fürst: Also drohende Übervölkerung.

Kanzler: Leider, Majestät.

Fürst: Ja mein Gott, was ist denn da zu machen? Krieg?

Kanzler: Ausgezeichnet, Majestät, Kriege sind gut. Aber im eigenen Lande gefährlich — bisweilen. Wenn die Bestie einmal los ist — man kann nicht wissen.

Fürst: Ganz recht. Nur keine Erschütterungen. Unsere erlauchten Vorfahren auf ihren festen Burgen konnten ruhig sein. Wir sind nicht

in dieser Lage. Wollen Excellenz nicht darauf vergessen. — Sie haben übrigens wohl schon Maßregeln getroffen?

Kanzler: Gegen die Übervölkerung? Muss offen gestehen, Majestät, die Erscheinung ist eine völlig neue. Die Städte wachsen ins Riesenhafte, das platte Land hingegen verwildert, die Landbevölkerung verkommt, läuft in die Culturcentren zusammen.

Fürst: Also, an der gleichmäßigen Vertheilung mangelt's.

Kanzler: Wenn Majestät allergnädigst geruhen wollen, meinen Plan anzuhören!

Fürst: Ah, Sie haben ihn schon ausgearbeitet? Na, schön, lassen Sie hören.

Kanzler: Mit unserer Naturproduction geht's abwärts. Sie kann mit der billigen Einfuhr, besonders aus Amerika, nicht mehr concurrieren. Es wäre am besten, die ländliche Scholle ganz der Waldcultur anheimzugeben. Das würde prächtige Jagden geben. Die natürlichen Bedingungen für die Jagd sind nirgends so günstig als gerade bei uns.

Fürst: Freut mich zu hören.

Kanzler: Auch unsere Nachbarländer kommen von der Landwirtschaft mehr und mehr ab, verlegen sich auf Industrie und gedeihen dabei vorzüglich.

Fürst: Wie weit sind wir?

Kanzler: Ich denke, Majestät, wir müssen den Bauernstand abkommen lassen und die Industrie fördern.

Fürst: Aber Graf! Den Bauern abschaffen und die Industrie begünstigen? Dann müsste sich das Bevölkerungsverhältnis ja noch mehr verschieben. Die Städte und Industrieorte würden sich abscheulich übervölkern und auf dem Lande würden menschenleere Einöden sein.

Kanzler: Es ist genau so, Majestät. Allein die Erfahrung lehrt, dass auf der Viertel-Quadratmale eines Industrieortes so viele Leute leben können, als auf zwei Quadratmeilen Agriculturboden. Daraus erhellt, wie viel wir an Raum für die Bevölkerung gewinnen, wenn wir einen Industriestaat einrichten.

Fürst: Ich zweifle nicht. Nur frägt sich's, wie es mit der Ausfuhr der Industriewaren stehen wird, wenn auch unsere Nachbarländer Industriestaaten sind und auf Ausfuhr speculieren. Da wird ja die Concurrenz alles zu Schanden drücken und der Bedarf wird überall gedeckt sein.

Kanzler: Das wäre thatsächlich eine Gefahr, Majestät — die übrigens von der Civilisation selbst neutralisiert wird. Diese macht in der Bevölkerung die Bedürfnisse steigen. Auf die Regierung kommt es an, einen möglichst hohen Culturstand anzustreben. Je höher die Cultur, je höher die Bedürfnisse.

Fürst: Unter hoher Cultur hatte ich mir immer ein social wohl organisiertes, sittlich und intellectuell entwickeltes Volk gedacht. Wenn ich nun Eure Excellenz recht verstehe, so wäre die Civilisation vor allem vorhanden, um der Industrie aufzuhelfen. Wohl, ich begreife, wenn ein ganzes Reich durch die Industrie gestützt wird, so muss auf sie Rücksicht genommen werden. Wie aber, wenn endlich der Zeitpunkt eintritt, wo thatsächlich in allen Industrieländern die Production den Bedarf weit übersteigt, damit der Absatz aufhört, die Einnahmsquellen versiegen? Abgesehen von der socialen Gefahr, die durch Arbeitslosigkeit der Menge entsteht.

Kanzler: Majestät, ich kann mich nicht enthalten, meiner Bewunderung Ausdruck zu verleihen. Es ist eine Freude, auf allerhöchster Stelle einen solchen Weitblick zu begegnen. Gewiss, Majestät, der Fall kann eintreten. Und er würde sogar sehr bald eintreten, wenn nicht Vorsorge getroffen werden würde. Wir müssen uns im Auslande Absatzgebiete erschließen. Natürlich nicht in Ländern, die ihre eigene Industrie haben, zwischen solchen und uns könnte es sich höchstens um einzelne Artikel handeln, die etwa ungleich erzeugt werden. Nein, wir müssen unser Auge auf fremde Welttheile richten, auf Naturvölker, die selbst noch keine Industrie haben.

Fürst: Wie aber, wenn diese Naturvölker keine Bedürfnisse haben nach Industriewaren?

Kanzler: Diese Bedürfnisse müssen erzeugt werden, Majestät. Wir müssen zuerst bedacht sein, Cultur zu tragen in jene Länder, die wir später als Absatzgebiete verwerten wollen. Wir müssen jahrelang, jahrzehntelang in jenen Ländern Agenten, Missionäre unterhalten, die das fremde Volk allmählich in unsere Religion und Gesittung einführen, in unsere Lebensweise einweihen. Die Bedürfnisse kommen dann schon von selbst, es kommt nur darauf an, dass wir sie fix erfüllen. Es ist gar nicht nöthig, dass die Waren besonders gediegen sind, je billiger der Preis, je allgemeiner die Einführung. Haben sich nachher die Dinge ein bisschen eingelebt, dann kann man strammer anspannen.

Fürst: Das ist ja Weltpolitik in großem Stile, Excellenz! Na, ich freue mich. Glauben Sie nicht, dass es sehr schwer halten wird, solchen fremden Völkerschaften ihre oft uralte Cultur, ihre Religion zu nehmen und ihnen eine ganz neue Art des Lebens zu dictieren?

Kanzler: Majestät, wir haben zwei unfehlbare Mittel: Klugheit und Macht. Durch zuvorkommende Artigkeiten wird es unfehlbar gelingen, mit den betreffenden Regierungen in Contact zu kommen, mit ihnen unter Zusicherung von Gegenleistungen Verträge zu schließen, die unter harmloser Form weittragende Consequenzen enthalten. Werden dann seitens des Contrahenten solche Verträge nicht genau eingehalten, so nehmen

wir unser Recht mit Gewalt und besetzen, um weitere Ungebürlichkeiten zu verhindern, das Land mit Soldaten. Viel Gewicht lege ich bei solchen Gegnerschaften auf das Christenthum. Die Erfahrung lehrt, dass junges Christenthum ein Volk nachgiebig, geduldig und mitleidig macht, während die europäischen Völker längst wieder hart geworden sind. Dieses Verhältnis kommt uns zugute. — Um Eurer Majestät kostbare Zeit nicht allzulange in Anspruch zu nehmen, habe ich mich erkühnt, den Plan in aller Kürze anzudeuten. Eine solche Entwicklung braucht ja selbstredend viele Jahre und wir haben stets nur darauf zu achten, dass unser successives Vorangehen vor aller Welt correct erscheint.

Fürst: Und das Ende vom Liede ist wohl die gänzliche Besitznahme des betreffenden Landes?

Kanzler: Wodurch wir entweder ein großes Absatzgebiet für unsere Industrie gewinnen, oder ein Ansiedlungsgebiet für unsere Auswanderer.

Fürst: Was denken sich aber Eure Excellenz für den Fall, als gerade auch ein anderer Industriestaat auf dasselbe Land aus denselben Gründen die Hand legt?

Kanzler: Für diesen Fall denke ich, Majestät, dass eine Verstärkung der Wehrmacht dringend geboten ist. Sowohl das Landheer als besonders auch die Marine müssen allen Anforderungen der Zeit entsprechend ausgestaltet werden. Darin liegt auch das Gute, dass wieder die Industrie beschäftigt wird.

Fürst: Schön — schön, Excellenz. Aber Sie verzeihen schon, ich sehe noch nicht ganz klar. Sie werden jedenfalls mit Ihrem ausgezeichneten Plan nur an eine leider nothwendige Übergangsepoche denken, der eine friedliche und natürliche Entwicklung zum Wohle der Völker folgen muss.

Kanzler: Ein Fürstenwort, dessen hoher Adel mich rührt! Eurer Majestät gütevolles Herz will übersehen, dass die Geschichte keine friedliche Entwickelung zum Wohle der Völker kennt und dass die natürliche Entwickelung nichts ist, als eine ewige Reihe von Kämpfen, bei welchen die Starken siegen und die Schwachen unterliegen. Doch Pardon, meine Sache ist nicht, zu philosophieren, vielmehr in redlicher Realpolitik den erhabenen Absichten Eurer Majestät zu dienen.

Fürst: Um es offen zu gestehen, lieber Graf. Gerade einem Industriestaate zuliebe fremde Völkerschaften zu unterjochen, das war eigentlich nicht meine Absicht. Und mir scheint, in der Rechnung wird ein Fehler stecken. Zu einer Zeit, wo so viel von Übervölkerung die Rede ist, sehe ich große Theile meines Landes unbewohnt, sehe ich aus Mangel an Arbeitskräften die Scholle zur Wildnis werden. Sollte das in Ihrer Rechnung nicht der falsche Posten sein? Vielleicht könnten

wir, anstatt fremde Gebiete, unser eigenes Land einmal erobern, das heißt, es fruchtbar machen, es in allen seinen Theilen wieder bevölkern und mehr Gewicht auf die Naturproduction legen.

Kanzler: Wenn man seinem gnädigsten Herrn abgenützte Scheidemünzen vorlegen dürfte, so könnte hier vielleicht die Phrase angebracht werden, dass der Rückschritt stets unmöglich ist.

Fürst: Sehr wohl. Man hört häufig die Bilder anwenden, dass die menschliche Geschichte sich nicht ringförmig, vielmehr aber spiralförmig vollzieht. Wäre es nicht denkbar, dass man wieder zur Landwirtschaft zurückkehrt? Aber nicht so, als wollte man den alten Schlendrian neuerdings beginnen, sondern so, dass man mit allen Erfahrungen der Wissenschaft, der modernern Technik arbeitet und dass auch das Haus des Landmannes wohl ausgestattet eine menschenwürdige Existenz bietet. — Dann sollte sich doch jeder Großstaat so stellen, dass er unter Umständen andere Staaten entbehren und aus sich selber leben kann. Dazu gehört Naturproduction.

Kanzler: Ich bin unendlich betrübt, die Zufriedenheit meines Souverains nicht erlangen zu können und bitte um gnädige Enthebung.

Fürst: Aber so ist es ja doch nicht gemeint. Ich bewundere Eurer Excellenz weitgreifende Pläne und da Sie auch mit den Wünschen meines Volkes in bester Fühlung stehen, so ist kein Grund vorhanden, Ihrer Politik Schwierigkeiten zu machen. Die Mehrung des Reiches bedeutet ja auch Befestigung der Dynastie. Ich hätte nur ein Bedenken gehabt, das Sie mir zerstreuen sollten. Man hört, dass die ostasiatischen Völker, die jetzt von den Europäern angegriffen werden, diesen an Bevölkerungszahl unendlich überlegen sein sollen. Wäre es nicht denkbar, dass jene ungeheuren Massen sich einmal gegen Europa in Bewegung setzen könnten? Es sind uralte Culturvölker, — wie, wenn sie kriegerische Einrichtungen und Mittel hätten, die wir nicht kennen, denen wir auf die Länge nicht gewachsen sind? Wie, wenn sie — durch uns aufgeregt und locker geworden — gegen Westen vordrängen, uns mit Millionenheeren überfluteten und die ganze europäische Civilisation in den Boden stampften? In der Geschichte wäre eine solche Katastrophe nicht beispiellos. Dann allerdings, wer etwa noch übrig bliebe, wäre um die Spirale herum und begänne eine zerstörte Cultur wieder aufzurichten, aber wohl nicht durch Industrie, sondern durch Landbau.

Kanzler: Ich bezweifle nicht, Majestät, dass Europa durch sein Vordringen im Osten sich einen mächtigen Feind schafft, von dem wir bisher keine Ahnung gehabt, mit dem aber die Politik der nächsten Jahrhunderte wird rechnen müssen. Und die endgiltige Entscheidung einst wird sicher zu Gunsten der Massen ausfallen, wenn eine in ihnen seit Jahrtausenden latente Kraft explodiert. Das kann aber an der Noth-

wendigkeit unserer gegenwärtigen Politik nichts ändern. Jedenfalls wird der drohende Feind im Osten ein festeres Zusammenschließen der europäischen Culturvölker zur Folge haben, also dass die Kriege außerhalb unserer Bereiche verlegt werden. Das, Majestät, ist ein Factor, den man gar nicht hoch genug anschlagen kann.

Fürst: Da haben Sie recht. Verlegen wir die Kriege nach außen. Verschaffen wir unserer überzähligen Bevölkerung einen guten Abzug nach fernen Territorien. Lenken wir auch die unzufriedenen Elemente dahin ab, damit das Innere Europas sich ganz friedlicher Arbeit widmen kann.

Kanzler: Also, darf ich die im Parlamente durch meine Initiative beschlossenen Gesetze Eurer Majestät zur Sanction vorlegen?

Fürst: Aber natürlich. Wenn ein gewissenhafter Herrscher gleichwohl alles nach allen Seiten hin erwägen muss — ungefähr meine ich doch dasselbe, was Eure Excellenz so bewunderungswürdig zur Verwirklichung bringen und wofür ich Ihnen meine größte Anerkennung in geeigneter Form zu beweisen nicht verfehlen werde.

Der Fürst unterschreibt ein Gesetz zur Begünstigung der Industrie auf Kosten der Landwirtschaft. Dann ein Gesetz zur Verstärkung des Heerwesens, besonders der Marine. Ferner ein Gesetz zum Schutze der Missionäre in China. Und endlich einige Gesetze zur Erwerbung, Besitzergreifung und Ausbeutung von Colonien in fernen Welttheilen.

Fürst: Soviel ich sehe, ist in diesen Gesetzen von einer Auftheilung Chinas nicht die Rede! Ich hätte doch gemeint. Wenn schon, denn schon.

Kanzler: Eurer Majestät offene Art, immer gerade Wege zu gehen, ist bewunderungswürdig. Indes habe ich dem Wunsche der Mächte, die Auftheilung einstweilen nicht zu betonen, mich fügen müssen.

R.

Vier Tiroler Tage.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Nach zehnstündiger Nachtfahrt in Dölsach, der ersten Eilzugsstation in Tirol. Der Zug hatte mehrere Touristen ausgeworfen, die nun um Wägen feilschten zur Fahrt nach Heiligenblut. Der Himmel war klar, ein kühles Tauernlüftchen versprach schöne Tage. Ich setzte mich zu meinem Dölsacher Wirt Eder ins Wäglein — 's ist noch der muntere Bursch von früher. Von seinen achtzehn Pferden, die mit Reisenden aus aller Welt ins Glockner Hochthal giengen, war ein einziges übrig geblieben, mit dem wir nun auf den Iselberg fuhren, dem tausend Meter hohen Pass zwischen dem Drau- und dem Möllthal,

über welchen uns gleich aus fernem Thalhintergrunde die Gletscher des Sonnblicks entgegenschimmerten. Nach eiligem Mittagsessen — auf Bergtouren ist meine Ungeduld, rasch emporzukommen, groß — begann ich den Anstieg. Mutterseelenallein! Der wandert nicht einsam, nicht verlassen, den die Mutterseele begleitet. Und sie begleitet jeden, der sich hingibt der Mutter Natur, vertrauend und liebend. Und so kroch das winzige Körperlein, Mensch genannt, langsam, mühsam, frohsam empor durch den dunklen, im Tauernwinde rauschenden Bergwald gegen die Almen, die Felsen, die Eisfelder des hohen Gebirges, das zwischen dem schluchtartigen Devantthal und dem Möllthale hineinzieht zu dem Stocke des Großglockners. Des gewaltigen Glockners, der wie ein ungeheuerer Seestern nach allen Seiten seine eis- und steingepanzerten Fänge ausstreckt über drei Länder. An einem solchen Fänger eben arbeitete ich mich hinan, auf hoher Alm einem Zaun entlang, der Tirol und Kärnten scheidet. Zwischen einzelnen sturmzerzausten Fichten weideten Pferde. Das ist der „Rossboden", aus dem der Verfertiger meiner Touristenkarte — „Groß-Bohn" gemacht hatte. So geht es den Herren, die ihre Wissenschaft bei der örtlichen Bevölkerung holen müssen, ohne deren Mundart zu verstehen. Also haben die Geographen aus dem „Hohen Aar" einen „Hoch-Narr" gemacht. Und als jener Landmann in Südtirol auf die Frage, wie der Berg heiße, treuherzig zur Antwort gab: „Dös woaß ih nit", schrieb der gelehrte Herr ebenso treuherzig: Desoa-Sinit. Seitdem heißt der Berg in der Karte für alle Welt der Desoa-Sinit.

Nun, ich war auf dem „Groß-Bohn". Einen mir begegnenden Knaben rief ich an, ob nicht eine Quelle in der Nähe sei?

„Das dechter nit", war die Antwort, aber vor dem fuchsigen Ross sollte ich mich inacht nehmen! Das fuchsige Ross, ein Koloss von einem Pferd, kam allerdings auf mich zu, hob hoch sein Haupt, dass die Mähne flog und wieherte kampflustig. Da ich keine andere Waffe bei mir hatte, als die des Schwachen, die Vorsicht, so flog ich vor dem drohenden Feinde nach Kärnten, das mit einem Sprung über den Zaun bequem erreicht war.

In der nördlichen Tiefe ist der Ellbogen des endlosen Möllthales; der untere Arm geht nach Osten, aus dessen letzten Gegenden die Eisfelder des Elends und des Ankogels glänzen. Der obere Arm führt nach Heiligenblut ins Glocknergebiet.

Auf meinem Berge weiter oben stand die Ruine einer Halterhütte; sie war nicht mehr zu brauchen als Schutz vor dem heftigen Wind, denn durch die weiten Fugen der Zimmerung und durch die bretterlosen Dachsparren sang der Athem des Tauern ein grausig schönes Alpenlied. Ich stieg hinan gegen die Felsen des Petzeck, hinter welchen sich

Spitze an Spitze reiht und in deren nördlichen Mulden das Gradenkees und das Klammkees ruhen. Die hinterste dieser Bergspitzen, dort oben, wo das kahle Devantthal zu Ende geht, heißt das Böse Weibl. Das geberdet sich mit seinen ungeheuren Wänden und mit seinem ewigen Schnee gar wüst und starr, schier wie der Glockner selbst, aber der liegt noch weit hinten, der ist überall im Hintergrunde, von allen Seiten, stets der Unerreichbare, der Heilige, der Hohe!

Unter einer Felsbank geschützt, wo Gezirm wucherte und Alpenrosen blühten, noch Mitte August, ruhte ich aus und schaute hin. Jenseits des Devantthales, dessen weißer Wildbach sich in der Tiefe so niedlich hinschlängelt, die ruppige Felskuppe des Schleinitz und die speerartige Spitze des Hochschobers, lauter hohe Dreitausender, einer wie der andere. Von Westen hinein, dort, wo die Drau aus der Lienzerklause hervorkommt, auch aus geheimnisvollem Hintergrunde, leuchtet das weiße Dolomitgebilde des Schusterkofels — der fernste Punkt, den mein Auge von dieser Stelle aus erreichen konnte. Nahe im Süden starren die Unholden, aus tiefem, dämmerndem Thale steigen sie hervor, hoch über mich ragen sie in den Himmel. In ihren Schründen hängt dunkelblaue Nacht, ihre Riffe und Zinnen sind wie Silber, so weiß leuchtend in der Sonne. So starrt das Gebirge in großartiger Plastik. Mit Ausnahme des Möllthales, das sich hier oben darthut, ist die Aussicht nicht viel weiter, als unten im Drauthale, aber sie ist entwickelter, dieselben Berge sind gegliederter und höher. Unsere Standhöhe von zweitausend Metern kommt keinem der umstehenden Berge auf. An vierzehnhundert Meter war ich aus Dölsach emporgekommen und doch stand ich nur auf einem Hügel im Gegensatze zum hohen Gebirgsrund.

Plötzlich wurde es grau um mich, die Sonne war eine weiße Scheibe, der man mit freiem Auge ins Gesicht schauen konnte. Ein paar Augenblicke später stak ich mitten in einer Wolke, die aus einer Scharte des Petzecks still und tückisch auf mich herabgeflogen war. — Jetzt aufgepasst! Festhalten im Kopf die Himmelsrichtungen, sonst steigst du unrecht ab und verirrst dich in die Wände. — Erzählte mir doch erst an demselben Tage ein Dölsacher, ein mit diesen Bergen seit Kindheit wohl Vertrauter, dass er vor kurzem auf der Suche nach Schafen vom Nebel überrascht, in einer Felsspalte hätte übernachten müssen, fast verkommend vor Frost und Angst. Ich fand bald den Grenzzaun und war geborgen. Drei Stunden später vom Thal aus war es recht behaglich zu sehen, wie oben die Gipfel und Zinnen von fliegenden Wolken umsponnen wurden. —

Am nächsten Morgen tiefer hinein nach Tirol. Und dort, wo die Rienz an die Eisack stößt, stieg ich wieder bergan. Das gieng zu einem lieben Freund, der auf einige Wochen der Großstadt entflohen,

mit den Seinen zur Sommerszeit hoch oben in wilder Alpeneinsamkeit lebt. In Mühlbach, von wo täglich ein Bote das Nöthige hinaufträgt, schützen sie ihren berühmten Liebling vor fremden Besuchern so gut sie können und man erfährt es nicht leicht, welcher Weg zu ihm führt. Weiter oben in Spinges habe ich die kleine Kirche gesehen, deren Eingang im Jahre 1795 ein Bauernmädchen mit der Stallgabel gegen die anstürmenden Franzosen vertheidigt hatte. Die Bauern hatten dort eine Schlacht geliefert und den Feind zurückgeworfen. Es war ein entscheidender Sieg, von dem heute noch der Denkstein mit dem Kreuze erzählt, das in der Nähe des Ortes vor einigen Jahren errichtet wurde. Zu Ehren des heldenhaften Mädchens nennt das Dorfwirtshaus sich „zur Jungfrau von Spinges". Der kleine Ort macht einen recht armseligen Eindruck. In der dumpfigen Stube des Wirtshauses saß der Wirt ganz allein, vor sich ein großes Glas mit Rothwein und eine Pfanne mit Eierkuchen, woraus er langsam ein Stück ums andere hervorstach, während die Fliegen Glas- und Pfannenrand über und über besetzt hielten. In diesem Hause trieb ich einen Wegweiser auf nach dem versteckten Bergasyle des Freundes. Ein Knabe von etwa acht Jahren war's, der um einen Silberling treuherzig den Verräther spielte. Ob Spinges konnte ich die Aussicht betrachten in das tiefe, breite Thal, wo die Bischofstadt Brixen liegt und das Gelände, wo Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, gelebt hatte und heldenhaft gestritten für die Freiheit des Landes. Und dann gieng es steil aufwärts auf schlechtem Bauernwege, der hin und hin mit Steinplatten ungefüg gepflastert war. Und hoch oben dort an vierzehnhundert Meter fand sich etwas, das man anderswo nur im tiefen Grunde zu treffen gewohnt ist — eine Holzsäge, und am Wege hin der Reihe nach ein Halbdutzend Bauernmühlen. Denn von der Bergeshöhe herab sprengt ein rauschender Bach. An diesem Bache giengen wir eine Stunde lang bergwärts. Dann zieht sich der Weg durch Wald unsteil dahin, immer näher den kahlen Tauerngruppen zu. Die Sonne war schon hinübergegangen hinter den Bergkamm. Plötzlich bog mein Junge vom Wege ab und links hinan zwischen Gebüsch und Steinen.

„Wohin gehst du?" fragte ich den Kleinen.

„Da hinauf", antwortete er.

„Wie weit ist es noch zu dem Hause?"

„Da oben."

„Kennst du ihn aber auch richtig, den Professor?"

„Ja."

„Bist du schon einmal oben gewesen bei seinem Hause?"

„Ja."

„Aber da kann's doch nicht recht sein, da ist ja gar kein Weg?!"

„Wohl, wohl!“

So sind wir weiter gestiegen auf Kuh- und Ochsensteigen, die sich verzweigten, theilweise in den Sträuchern verloren und doch immer wieder vorhanden waren. Und da der Knabe nun ein paarmal still stand, den Hals reckte und unentschlossen hin- und herschaute, so war mir nicht anders: Der Junge hat den Weg verloren und wir irren planlos. Da sah ich zwischen den Zirmbäumen eine flinke Bäuerin herabkommen, diese wollte ich fragen nach dem Hause, und was sie glaube, ob man es wagen dürfe, dort vorzusprechen und die köstliche Waldeinsamkeit mit einem Besuche zu stören. Denn aus eigener Erfahrung weiß ich, wie solche Störungen schmecken. Da that meine vermeintliche Bäuerin einen lustigen Schrei und rief meinen Namen, die Frau des Freundes war's. Sie nahm mich am Arm, jauchzte hell, wie eine Almerin jauchzen kann, und rief in den Wald hinein: „Rathet, wen ich bringe?“

Im Walde stand das Haus. Ein Tiroler Berghaus mit flachem, steinbeschwertem Schindeldache. Im offenen Vorraum Männer in kurzen Lederhosen — und ohne weiteres war ich mitten in der Familie des Meisters Franz von Defregger.

Soll ich die Idylle kurz darthun?

Früher hatte Defregger sein Sommerhaus gehabt auf dem Ederplan, nahe seinem Geburtshause. In der fremdenreichen Gegend hatte es dem ruheliebenden Künstler wohl nicht recht behagen mögen. Er wollte für die paar Sommerwochen ein ungestörtes Heim haben, und so hat sich auf diesem abgeschiedenen Berge ein Jagdhaus ergeben, das er zu einem Sommeraufenthalte herrichtete. Da lebt er mit seiner trefflichen Gattin, die sich in das älplerische Wesen bewunderungswürdig hineinfindet und die ländliche Neigung ihres Mannes versteht und theilt. Und lebt da oben zeitweilig mit den fünf Söhnen, fast alle schon erwachsen, echte Tiroler Burschen, die sich in die Lodenjoppe mit derselben Unbefangenheit schicken, wie in den Frack, dem sie zu München wohl zeitweilig verfallen sind. Aber ich wette, dass ihnen die Lodenjoppe lieber ist. Das Haus steht ganz mitten im Walde, in der Nähe ist die Grenze der Vegetation, zweitausend Meter hoch. Es hat mehrere Bauernstuben und eine Küche mit dem großen Kessel über dem Herd. Neben dem Hause ist eine Hütte mit Tischlerei, an der sie gerade an demselben Tage gebaut hatten. Der Hausvater hatte just: „Feierabend, Buben!“ commandiert, als die Hausmutter mit dem ungebetenen Gaste kam. An der anderen Seite des Hauses, hinter einem üppig in den Trog sprudelnden Brunnen, steht ein Halter-Schutzhüttel aus Baumrinden gemauert. Darin sitzen sie des Abends um ein offenes Feuer herum und erzählen sich manchmal das Märchen von der

großen, versunkenen Stadt. Von jener Stadt, die ihnen den Sommer über wirklich versunken ist, im Herbste aber wieder auftaucht und wie ein Magnet die Familie aus dem Hochgebirge an sich zieht zu neuem Schaffen und Genüssen, zu Kämpfen und Ehren. Und dann wird es umgekehrt sein, dann, in der glanzvollen Stadt gedenken sie manchmal nicht ohne Wehmuth des Märchens von dem Hause im Zirmkieferwald auf hohem Birg, wo sie an milden Sommerabenden einst gesessen sind am traulichen Feuer. So führen sie ein reiches Doppelleben, wo durch den, ich möchte sagen, künstlerischen Gegensatz, eines das andere hebt und vertieft.

Froher Naturschau und körperlicher Arbeit geben sie sich hin da oben; schmackhafte und nahrhafte Tiroler Bauernkost hat den städtischen Tisch unterbrochen und die zeitweiligen Unbilden des Wetters sind dem alten, wetterharten Tiroler und den jungen Recken eher ein Vergnügen, als eine Widerwärtigkeit. Und abgeschlossen von aller Welt müssen sie sich unter allen Umständen selbst helfen in der Wildnis mit dem Muthe und der Findigkeit eines Robinson. Selbst vor plötzlichen Erkrankungen bangen sie nicht. Die reine Luft, der warme Sonnenschein, das frische Wasser ist da, Weichsel-, Kirsch-, Kranabetbranntwein und andere gute Geister sind da — was kann geschehen? Die Krankheit schämt sich, so arglose Almleute angepackt zu haben, und nach wenigen Stunden ist sie weg. — Wie sehr eine solche radicale Unterbrechung der Stadtcultur Körper und Geist stärkt und das Herz erfrischt, das werden die Defregger noch in späteren Jahren spüren.

Dass es jedoch durchaus nicht so frugal hergeht, als man glauben möchte, das habe ich schon in der ersten Stunde meines Aufenthaltes im „Hoch-Kasern“ erfahren. Da gab's auf meinem Tisch Milch, Butter, Käse, Honig, Waldbeeren, Thalobst, Geräuchertes, Brot und Wein. Und zum Abendmahle kam der allberühmte Bauernkaffee, die herrliche Brennsuppe, Sauerkraut, Speckknödeln, Eierspeise und Bozener Rothwein von der Gattung, wie man eine bessere nimmermehr findet. Recht in meinem Element war ich und sind wir in munterem Geplauder beisammen geblieben bis Mitternacht. Wie die beiden Alten so beieinander saßen, jeder hinter sich eine Gebirgsbauernjugend und einen absonderlichen Lebensweg, da freuten wir uns der Welt, und die hoffnungsvoll nachwachsende Jugend leistete uns bei dieser Freude tapfer Gesellschaft.

Das will ich auch nicht vergessen, dass wir an demselben Abende von dem Berge aus noch eine — Bergpartie gemacht haben. Selbander bestiegen wir die Höhe des „Alt-Karl“, es war ja kaum eine halbe Stunde hinauf. Und wie that sich da oben die Welt auseinander! Die Eisackschluchten, das Valserthal, die waren zu tief unter unseren Füßen; aber von ferne her, aus dem Pusterthal, aus der Brixener Gegend, schimmerte

mancher Kirchthurm, manche Ortschaft, manches Wasser. Im Norden standen die kahlen, finsteren Gipfel des Vorgebirges zu den Zillerthaler Alpen; auf dem südlichsten Ausläufer dieses Gebirgszuges standen wir ja. Die Franzensfeste in der waldigen Tiefe ist der Schlusspunkt. Nach Osten hin, jenseits des Valserthales, steht die glatte Kuppe des Gitschberges, zu seinem Fuß auf sonniger Hochebene der kleine Ort Meranzen. Dann das langgezogene Pusterthal, aus dessen Hintergrunde der Helm blaut. Hernach im Süden über langgestreckte Waldhöhen die Dolomiten, von der Schusterspitze im Osten bis zum Rosengarten im Süden. In weiter Ferne leuchten sie still in den Himmel auf, wie Silberleuchter am Hochaltar! Im Südwesten die dunklen Massen der Schrothorngruppe und im Westen die wilde Eiswelt der Stubaier. Diese aber war voll grauer Nebel, hinter welchen die Sonne betrübt niedersank — so dass die Hochfeuer der Dolomiten vorzeitig verlöschten. Blass und verschwommen standen die Felsschroffen in den wässerigen Abendhimmel auf. Wir hatten den Lohn dahin und stiegen fröhlich zum Hause herab.

Am anderen Morgen standen die Berge, die vom Hoch-Kasern aus sichtbar sind, zwar ohne Nebelhauben, aber die ganze Gegend war in trübem Grau, von den Bäumen tropfte es, vom Himmel „nieselte“ es. Nach der glorreichen Brennsuppe mit Schwarzbrot, nach einer vom ältesten Sohne, dem Dr. Robert, vollzogenen photographischen Aufnahme, die ein theueres Erinnerungszeichen ist an diesen köstlichen Tag bei Defregger auf der Alm, und nachdem die Hausfrau mir noch ein frisches Blumensträußlein an den Hut gesteckt hatte, — hieß es: Lebewohl! Gesundbleiben! Auf Wiedersehen! Meister Defregger hat mich trotz Regens und Bergessteilheit begleitet bis herab nach Spinges. Und habe ich ihn dann noch heimlich beobachtet, wie er rüstig bergan stieg — jeder Zoll ein Alpensohn — und keine Spur der dreiundsechzig Jahre, die er auf den Schultern hat! Wie anderswo die Leute über Ebenen und Hügel hin- und hereilen, so steigt der Tiroler gleichmäßig flink an den Zwei- und Dreitausendern auf und nieder, als ob nichts wäre.

Für mich war nach den zwei Bergwanderungen dieser steile Niederstieg ziemlich anstrengend gewesen, umso behaglicher habe ich mich in Stegers vortrefflichem Gasthofe zu Mühlbach einige Stunden ausgeruht. In Mühlbach läuteten die Glocken, knallten die Pöller, wehten die Fahnen: denn es war der Maria-Himmelfahrtstag, die Kirche war voller Rosenduft und die Sommerfrischler aus dem Norden, die Mühlbach bevölkerten, waren vor Staunen außer sich über den großartigen, stimmungsvollen Marien-Cultus, der in Tirol getrieben wird. Bei der Table d'hôte hörte ich eine Frau sagen, das hätte sie nie geglaubt, dass die katholische Kirche einen solchen Himmel entfalten könne; wenn auch ein heidnischer, ein Himmel sei es doch. —

Am Abende bin ich nach Hochpusterthal gefahren, zur Frau Emma in Niederdorf. Wer hätte nicht von dieser berühmtesten aller Wirtinnen gehört! Seit fünfzig Jahren hört man von ihr und sie lebt immer noch. Freilich hat sie die Wirtschaft schon lange den Kindern übergeben, aber am Abend findet sich das schlichte Frauchen mit dem grauen Haar gerne ein und plaudert mit den Gästen, mit Bauern und Fürsten in gleicher Weise — freundlich, natürlich und klug. Auch bei mir ist sie ein Stündlein gesessen in der Bauernstube und hat, freilich durch mich veranlasst, erzählt von ihrer Vergangenheit und der Geschichte ihres Hauses.

Als Tochter eines Einkehrhausbesitzers an der Salzburgerstraße im unteren Innthal hatte sie 1842 den Wirt Hellenstainer zu Niederdorf geheiratet, 1858 war sie Witwe geworden und hatte seither die große Wirtschaft allein betrieben. Anfangs habe es ihr im öden Pusterthale gar nicht gefallen, und wenn sie ihren Mann nicht so lieb gehabt, wäre sie wohl wieder heimgegangen nach Kitzbühl. Das Hellenstainer Gasthaus habe damals zwei Stuben gehabt, eine für die Bauern und Fuhrleute, eine für die besseren Gäste, wenn der Pfarrer, der Schulmeister, der Rentmeister oder einmal eine durchreisende Herrschaft hier einkehrten. Die Thür, welche diese Stuben verband, musste des Abends immer offen stehen, weil am oberen Pfosten die Öllampe hieng, die beide Stuben beleuchtete.

Und als die junge Frau Emma eines Abends in der Herrenstube ein paar Kerzenleuchter auf den Tisch stellte, wie es im unteren Innthale der Brauch war, ließ sie die Frau Schwiegermutter Hellenstainer zu sich rufen und sagte zu ihr: „Liebe Emerenzia, das wird's nit tragen! So nobel können wir's nit geben im Puschterthal! „Und vollends, als Emerenzia einen zufällig mitgebrachten Fenstervorhang aufspannen wollte, wurde die alte Frau ernstlich böse: „Mit dem herrischen G'schlamp pack' nur gleich zsam. Wir Puschterthaler haben's noch lang nit noth, dass wir die Fenster verhängen, wenn wir beieinand sitzen!" — Das war damals. Und heute? Wenn die alte Frau Hellenstainer heut aufstünde und den großartigen Gasthof sähe, der unter dem Namen „Frau Emma" einen Weltruf hat! Wo im Sommer im großen, elektrisch beleuchteten Speisesaal hundert feingeputzte Gäste tafeln! Deswegen braucht man schon auch kein Fenster zu verhängen. — So weit hat's eine Frau gebracht. „Man hat halt immer ein bissel was gehabt, wenn aus der Nachbarschaft Herrschaften gekommen sind, sei es Geflügel, was Aufgeschnittenes, was Gebackenes. Ein gutes Tröpfel Wein auch immer. Auf die armen Studenten hat vorzeit mein Mann was gehalten, die oft abgemüdeten Hascherln sattgefüttert und nachher mit einem Kobelwagen weiterführen lassen. Man hat halt gethan, was möglich war, und so sind nach und nach auch Fremde gekommen, Touristen, Stadtfamilien über den Sommer. Aber wenn der Herrgott seinen Segen

nit hätt' mögen geben, so hätt's freilich allmiteinander nichts geholfen." — Nun ist's so weit gekommen, dass, wenn es in Amerika oder in Japan einem Weltreisenden einfällt, einen Brief abzuschicken bloß „an die ehrengeachtete Frau Emma in Tirol" — der Brief nach einer Weile unfehlbar in Niederdorf ankommt bei Frau Emerenzia Hellenstainer.

Solche Gasthöfe sind es, die uns vorläufig Tirol noch so heimlig machen. Wenn einmal die feinen Hotels, die in ganz Europa einander ähnlich sind, wie ein Kellner dem andern, auch in diesem Lande allgemein werden, dann wird für Volks- und Naturfreunde Tirol einen wichtigen Anziehungspunkt verloren haben.

Am nächsten Morgen — das war der vierte Tiroler Tag — bin ich mit einem Einspänner hinaufgefahren nach Neuprags. Dieses Thal, weniger wild als malerisch — zwischen Wäldchen, Almen und Äckerlein, kleine Gehöfte und ein paar Kirchdörfer — muthet steirisch an. Die Hochalpe, der Herrstein, der Seekofel, sie dräuen allerdings wüste hinter den Vorbergen, waren jedoch an diesem Tage größtentheils vom Nebel bedeckt, so dass die wilde Hochgebirgsgegend zur freundlichen Waldlandschaft wurde, auf die — um sie frisch zu erhalten — leichter Regen niedertröpfelte. Diese Naturerscheinung machte auch meine beabsichtigte Fußpartie nach Altprags über den Plätzwiesenpass nach Schluderbach zu Wasser. Mein Weg am Bade Neuprags vorbei und hinauf zum Pragser Wildsee, wo die Hellenstainer ein neues Hotel gebaut haben. Das ist in seiner inneren Ausschmückung allerdings so chinesisch secessionistisch gerathen, dass ein normal schriftkundiger Europäer die Bergpartien, die an den Säulen geschrieben stehen, platterdings nicht lesen kann. Aber das macht ja nichts, die secessionistische Schrift ist nicht da, um gelesen zu werden.

Ich bin den Wildsee entlang gestrichen. Und wie hinter ihm die finsterblauen Wände aufstiegen und zur halben Höhe die schweren Nebel niederhiengen, die grauen, gedunsenen Nebelsäcke, und unterhalb derselben an den Wänden die blaue Nacht — da war ich mit dieser Stimmung gar sehr zufrieden. Ich weiß nicht, was die Leute eigentlich denken, dass sie alle Landschaften nur bei heiterem Himmel sehen wollen. Besonders Hochgebirgsbilder gibt es, an denen die dämmernden Schatten tiefer an unser Herz greifen, als das banale Licht der „schönen Tage". Dass man bei den dämmernden Schatten und hängenden Wolken leicht nass wird bis auf die Haut, ist freilich auch wahr, doch der waschechte Naturfreund muss die Natur nicht bloß von ferne sehen wollen, sondern auch an seinem eigenen Leibe ertragen können.

Ich hab's ertragen. Und das Ende vom Lied war, dass ich, stark erkältet, in der nächsten Nacht mich nach Steiermark zurückzog.

Kleine Laube.

Religionsfrevel im Volke.

Unsere in diesen Blättern seinerzeit ausgesprochene Wahrnehmung und Meinung, dass im katholischen Landvolke die „Religionsfrevel“ nichts Seltenes, dass sie aber zumeist harmlos gemeint sind, wird wieder durch zwei drollige Stückchen erhärtet, die uns aus der südwestlichen Steiermark zukommen.

Das Kapuzinerweibl.

Weit oben in der Einöd hat Hansl, der Hauptbetheiligte in dieser Geschichte, das Licht der Welt erblickt. Außer den Eltern war die alte Botenfrau der einzige Mensch, den Hansl in seinen ersten Lebensjahren zu Gesicht bekam.

An einem schönen Sommertage — Hansl war beinahe schon sechs Jahre alt — waren Vater und Mutter im Walde beschäftigt und der Bub musste allein zu Hause bleiben. Hansl verzehrte eben mit ungeheurem Hunger sein Vesperbrot, als an die Stubenthür geklopft wurde und gleich darauf ein Kapuziner eintrat.

Der fromme Frater war Almosen sammelnd umhergezogen und ist so auch zu der weitentlegenen Hütte gekommen, welche Hansls Eltern gehörte. Mit offenen Augen und offenem Munde starrte Hansl die neue Erscheinung an.

Der Priester forderte den Knaben auf, er möge schnell die Mutter rufen. Pfeilschnell sprang der kleine Bursche in den Wald und rief der arbeitenden Mutter zu: „Mutter, geht's schnell mit, daheim ist a Leit, 's ist ka Mann und ka Frau, es hat wohl an langen Kittel, aber auch an langen Bart!“ Die Mutter eilte nicht wenig erstaunt heim und gab dem wartenden Frater das gewünschte Almosen.

Kaum hatte sich dieser dankend entfernt, bestürmte der Kleine die Mutter, sie solle ihm sagen, was das für ein „Leit“ sei. Die Mutter erklärte: „Weißt Hansl, das war ein gar frommer Mann, ein Kapuziner; wenn du dein neues Gwand kriegst, darfst du mit nach Schwanberg; denn da drunten haben die Kapuziner ein großes Kloster mit einer schönen Kirche . . . . .“

Einige Wochen waren vergangen, da geschah es, dass Hansl wieder allein daheim war; denn seine Eltern waren auf der Wiese mit der Bergung der letzten Heuernte beschäftigt. Der Zufall wollte es, dass wieder ein Mönch um Almosen heischend vorsprach; doch diesmal war es ein Franciscaner, der zwar die gleiche Tracht mit dem Kapuziner trug, aber keinen Bart hatte.

Auf den Wunsch des Geistlichen gieng der Knabe auch heute aus, um seine Mutter zu suchen. Von weitem schon schrie er der Gesuchten entgegen: „Mutter, Mutter! kommts gleich heim, heute ist das Kapuzinerweibl da!“

Die Hollerstrauben.

Es war am Vorabend des Frohnleichnamsfestes. Jung und alt waren bemüht, die Straßen und Fenster zu schmücken, welche die Procession morgen passieren sollte. Beim Maurer-Peter — einem beliebten Gasthause — hatte sich eine lustige Schar Trinkgesellen versammelt. Nachdem die Gläser schon einigemale geleert worden waren und die Gesellschaft schon sozusagen „zu allen Schandthaten bereit war", machte einer den Vorschlag, man solle zur „würdigen" Feier des kommenden Tages etwas ganz Besonderes unternehmen. Einstimmig ward der Vorschlag angenommen. Aber welchen Ulk soll man nur ausführen? — — —

Gleich neben dem Gasthofe — nur durch eine schmale Straße getrennt — befindet sich der Pfarrgarten. In einer Ecke desselben stand an jenem denkwürdigen Abend ein Hollunderbaum, dessen blühende Zweige über den Zaun auf die Straße heraushiengen.

„Was meint ihr denn", ließ sich einer vernehmen, „wenn wir Hollerstrauben auf dem Baume backen thäten?" Jubelnder Beifall! Die dicke Wirtin musste augenblicklich einen Straubenteig herrichten und die lustigen Zecher mit den nöthigen Koch-Utensilien ausstatten. Inzwischen war es spät geworden, die Straßen waren still und menschenleer, die meisten Bewohner hatten sich schon zur Ruhe begeben.

Es wurde noch gewartet, bis der Nachtwächter Runde gemacht hatte, dann gieng man ans Werk.

Der erste mit dem heißen Schmalzpfandl in der Hand pflanzte sich unter dem Baume auf. Der zweite mit einem Bündel brennender Späne hielt dieselben unter das Pfandl, dass das heiße Schmalz nicht abkühle. Inzwischen hatte der dritte den Baum erstiegen und tauchte die Holunderblüte zuerst in den Teig, welchen ein vierter in einem Heferl zu ihm emporhielt, und dann in das heiße Schmalz.

So mühten sich die vier Recken, bis eine stattliche Anzahl Strauben den Baum schmückte; dann begaben auch sie sich auf den Heimweg in voller Befriedigung der eben vollbrachten Heldenthat ....

Am anderen Tage war reges Treiben am Kirchplatze. Alles eilte und hastete, um zur Procession ja nicht zu spät zu kommen, und niemand warf einen Blick nach oben. Auch als die Schar der Betenden beim Pfarrgarten vorbeizog, waren alle so sehr in Andacht versunken, dass niemand den sonderbar geputzten Baum bemerkte. Nach einem Rundgang durch den ganzen Ort kehrte der Zug auf dem gleichen Wege zurück.

Den Betheiligten war es inzwischen recht langweilig geworden, und man suchte sich dadurch zu zerstreuen, indem man bald rechts, bald links blickend die verschiedenen Ausschmückungen bewunderte. Doch welch ein Erstaunen ergriff die fromme Menge, als sie des wunderbaren Baumes ansichtig wurde.

Die Procession stockte, die Betenden verstummten; alles blickte auf diesen noch nie dagewesenen Aufputz. Der Pfarrer, der weiter hinten war, fragte ärgerlich, wer die Störung verursacht habe.

Man benachrichtigte ihn über die Ursache der allgemeinen Aufregung. Seufzend meinte er: „Das haben wieder die Lumpen gethan."

Nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie trat ein schlichtes Bäuerlein auf den Pfarrer zu und bat treuherzig: „O Hochwürden, könnten Sie mir nicht ein Pelzer von dem Baum geben, wo gleich die gebackenen Strauben wachsen?"

Die Antwort des ohnedies ergrimmten Pfarrers lässt sich denken.

Solche Stückchen werden hier nicht mitgetheilt, etwa um über religiöse und kirchliche Gegenstände zu spotten, sondern um unser Landvolk zu kennzeichnen, das eben ist, wie es einmal ist.

Poetenwinkel.

Bergwanderung.

Wir wollen einmal in die Berge steigen,
Wenn in den Thälern noch die Nebel weh'n,
Wir wollen durch die Wunder geh'n und
schweigen,
Bis uns die Wunder durch die Seelen geh'n.

Wir wollen steigen bis zur höchsten Spitze,
Bis sich der Himmel unser'm Blick erschließt,
Und bis die Sonne mit dem ersten Blitze
Das eine Wort in uns're Seelen gießt. —

Anton Renk.

Allerseelen.

„Erzähle mir“ … Was soll ich dir erzählen?
Siehst du ins Thal sich trübe Nebel senken?
Wir wollen beide an die Todten denken,
Mein liebes Kind, — denn heut' ist Allerseelen.

Das war ein Blick — ein fesselloser, weiter,
Das war ein Mai, ein blütenüberschneiter:
Wir giengen beide wortlos, Hand in Hand.
Wir giengen unter rothen Pfirsichzweigen,
Wir sahen Lilien am Wege warten,
Wir sahen Flieder sich herniederneigen,
Wir kamen immer tiefer in den Garten
Und immer weiter in das Märchenland.

Von diesem allen will ich dir erzählen,
Von jenem Tag – du weißt es wohl – wir haben
An jenem Tage unsern Mai begraben. —
Siehst du ins Thal sich trübe Nebel senken?
Wir wollen heute an die Todten denken,
Mein liebes Kind, — denn heut' ist Allerseelen.

Anton Renk.

Als Afra[1]) starb.

Wenn Menschen uns der Tod entreißt,
Die nahe uns gestanden,
So fesselt uns wohl Herz und Geist
Der Schmerz mit starren Banden.

Doch wär' gewesen noch so gut,
Den wir zur Ruhe tragen —
Er hat uns doch mit leichtem Muth
So manche Wund' geschlagen …

Du aber, kleines, sanftes Ding,
Hast uns nur Freud' gegeben,
Und darum tief zu Herzen gieng
Dein Scheiden mir vom Leben.

Von deinem kurzen Leben! ach,
Nach Schmerzen, qualvoll bittern,
Als dir das frohe Auge brach
Im letzten Todeszittern.

Sollst ruhen, armer kleiner Wicht,
Still unter Blütenranken;
Begreift es auch dein Seelchen nicht,
So wird es Gott mir danken.

Der Gott, der Klee dem Häslein bot
Und läßt die Sonne scheinen,
Wird auch nicht lächeln, dass dein Tod
Mich ließ von Herzen weinen.

Hermann Gschwendl.

[1]) Schwarzes Häslein.

Lied.

Stört bei Nacht des Tages Lärm
Stille Sammlung nimmer,
Wach' ich gern im Kämmerlein
Bei der Lampe Schimmer.

Sehe gern zum Fenster aus
Nach dem Schein der Sterne —
Denke an ein liebes Haus
In der Heimat ferne.

Denke an ein holdes Kind,
Das in diesem wohnet,
Wie jetzt Schlummer, weich und lind,
Süßen Frieden lohnet.

Und ich bete leis' und bang
— Gott wird mich erhören —
Möge nimmer frevle Hand
Deinen Frieden stören!

Theodor von Krastil.

An der Bahre eines Kindes.

Du lieblich' Kind, du lächelst wie im Schlummer,
Als hätt' der Tod die Stirn dir nicht geküsst —
Dein Auge nicht zum letztenmal gegrüßt
Das Mutteraug', das trüb von Gram und Kummer.

Schlaf' süß! Dir hat des Herzens grüne Triften
Der Leidenschaften Brandung nicht zerstört;
Noch konnte nicht, von Falschheit tief empört,
Heißglüh'nder Haß die Seele dir vergiften!

Früh schiedst du, doch mit Lächeln auf den Lippen,
Noch sah dein Schifflein nicht des Lebens Klippen,
Vor denen oft der kühnste Schiffer zagt!

Schlaf' süß, mein Kind, auf deinem Unschuldskissen!
Schlaf' süß, mein Kind! Es hatte dein Gewissen
Der schwarze Wurm der Schuld noch nicht benagt!

Theodor von Kraštil.

Zwiesprache.

In traurig dunkler Novembernacht
Zwei Glocken weithin streiten.
Bald klingt es schallend hell, mit Macht,
Bald dumpf wie Grabesläuten.

Mein Ton, die eine jetzo gibt
In lauter Zwiesprach' kund,
Die Freude meldet ungetrübt
Dem ganzen Erdenrund!

Mein Ton klingt jedem Fest, er fehlt
Bei keiner Hochzeitshymne,
Bei keinem Glück, drum in der Welt
Hab' ich die erste Stimme!

„Was Feste, Hochzeit! All das Glück
Der Welt, 's ist ohne Dauer",
Gibt dumpf die and're Glock' zurück,
Ihr Grundton bleibt die Trauer.

„Ich hab'", so fährt sie brummend fort,
„Mit meinem Grabgeläute
Doch allerorts das letzte Wort."

— — — — — — — — —

Franz Reddi.

An Lebemänner.

Tief drunten im Thal stand euere Wiege,
Dort opfert ihr euch den Götzen der Zeit,
Ich aber liebe die Höhenzüge
Mit ihrer fürstlichen Einsamkeit.

* * *

Die Menschen kann ich nur wenig achten,
Die alles verkleinern, was sie betrachten,
Die auch am Besten noch etwas vermissen
Und sich den Anschein zu geben wissen,
Als wollten sie von allem Bösen
Demnächst die thörichte Welt erlösen!

Noch einmal die modernen Diebszeichen.

Mit unserem Aufsatz „Aufgewärmte Altschrift und moderne Diebszeichen", Seite 43, haben wir jemanden aufgeregt. Keinen Buchleser, sondern einen Buchdrucker oder Schriftmacher. Ein solcher meldet sich in dem „Berliner Graphischen Local-Anzeiger" (5. October 1900), indem er unseren Aufsatz abdruckt und bekämpft. Wir wollen es zugeben, dass er von seinem Posten aus in manchem recht hat,

obschon er unseren Standpunkt nicht begreift. Wir sind kein Schriftmacher, der sein Handwerk stets neu zu beleben trachtet. Wir sind ein Schrift leser, der es aber nicht thut, um sich an den schönen Buchstaben zu ergötzen, sondern um etwas Geistiges an sich zu nehmen.

Der Mann wirft uns Unkenntnis der Schriftgattungen vor, von denen wir sprachen. Wir haben aber gar nicht behauptet, ein Typograph zu sein, wir haben nur gesagt, dass uns die oder die Schrift in ihrer heutigen Entartung nicht gefällt. Es können einem doch auch Dinge missfallen, deren technische Bezeichnung nicht geläufig ist. Auch eine Krankheit, die man nicht kennt, kann weh thun. — Unser Verlangen nach möglichster Einfachheit der Buchstaben wird verglichen mit dem thörichten Verlangen nach einem Lodenrock, der beileibe keine Verzierungen haben solle! Ein recht unglückliches Beispiel. Bei einem Rock verdirbt die Verzierung nichts, ein verzierter Rock kann seinen Zweck zu bekleiden ebensogut erfüllen als ein unverzierter. Eine verzierte Schrift erfüllt ihren Zweck, leicht gelesen zu werden, nicht. Verziert man denn Feldzeichen, Eisenbahnsignale? Und warum nicht auch diese, wenn das Verzieren gar so wichtig ist?

Würden wir, heißt es einmal, mit unserem Wunsche nach einfacher Schrift durchdringen, so müssten ganze Industriezweige aufhören zu bestehen. Wachsen uns deshalb Haare im Gesicht, damit die Bartscherer leben können oder gibt es Bartscherer, weil uns Haare im Gesichte wachsen? Wir werden uns doch nicht der Buchstabenindustrie zulieb alle möglichen und unmöglichen Buchstaben gefallen lassen müssen, die den Herren so in den muthwilligen Griffel kommen! — Selbst dem „Heimgarten“, meint unser kunstsinniger Gegner, würde eine etwas mehr künstlerische, eine modernere Ausstattung recht wohl bekommen. Wir hingegen erinnern uns an hunderte von künstlerisch ausgestatteten, schmuck- und bilderreichen Zeitschriften, die während unserer fünfundzwanzig Jahre entstanden sind und die unsere bescheidene, einfach ausgestattete Monatsschrift überlebt hat.

Der Gegner will für jede Arbeit die entsprechende Schrift wählen. Es ist selbstverständlich, dass ein lateinisches Lehrbuch mit Lateinlettern und ein deutscher Roman mit der gewohnten deutschen Schrift gedruckt werde. Und es ist schließlich auch recht, wenn das krause Zeug unserer um jeden Preis modernisierenden Literaten mit krausen, um jeden Preis modernisierten Schriftzeichen zum Ausdruck gebracht wird. Aber wenn die Classiker-Ausgaben, die Fachbücher für Landwirtschaft, die alten Volkskalender vor der Secessionistenschrift nicht mehr sicher sind, dann kann man schwerlich sagen, dass jede Arbeit in ihrer entsprechenden Schrift gedruckt wird.

Endlich wundert der Gegner sich über den gereizten Ton in unserem Aufsatz gegen die moderne, unleserliche Schrift. Als ob uns die Sache nichts angienge! Täglich werden uns Bücher, Broschüren u. s. w. auf den Tisch geworfen, wovon wir gerade die unleserlichen Titelblätter lesen und anzeigen sollen. Täglich schreien uns auf der Straße, in öffentlichen Gebäuden Plakate an in Zeichen, die wir nicht enträthseln können, oder für deren Entzifferung wir Zeit opfern müßten, die für Wichtigeres bestimmt ist. Diese beständige Herumfuchtelei fremdartiger Zeichen vor dem Auge macht wirklich nervös, und es ist schon geschehen, dass derlei abscheuliche Dinger, die sich für Buchstaben ausgeben und die prätendieren, ihretwegen unsere A-B-C-Kenntnis und unseren Geschmack zu ändern, ganz unmittelbare Ursache waren, wenn das Buch in den Ofen flog.

Nebenbei meint unser Schalk so beiläufig, ein Schriftsteller, der durch die Buchstaben berühmt geworden, solle doch nicht gegen die Buchstaben auftreten — das sei wohl undankbar. Wir erinnern uns nicht, dass durch die secessionistischen Buch-

staben irgend ein Schriftsteller „berühmt" wurde; wer es ward, der ward es durch den Inhalt eines Buches und nicht durch dessen Ausstattung.

Schließlich wundern wir uns über Eines. Die Fach-Zeitschrift in welcher unser geschätzter, sonst sehr liebenswürdiger Gegner seiner Entrüstung gegen uns Luft macht, ist unter geringster Ausnahme mit alter, ganz schlichter Schrift gedruckt, wie sie auch vor fünfzig Jahren im Gebrauche war. Es war dem Manne wahrscheinlich weniger darum zuthun, dass in seinem Aufsatze die Schrift bewundert, vielmehr, dass sie gelesen wurde.

Hans Malser.

Bücher.

Hamerlings Werke. Volks-Ausgabe in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael M. Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. Vollständig in 35 Lieferungen. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Als vor nun mehr als dreißig Jahren Robert Hamerling im jungen Ruhme seines „Ahasver" stand, war zu Graz, wo der Dichter lebte, ein Bauernbub vorhanden, der ein Paket von Liedeln in steirischer Mundart in der Tasche trug und mit denselben nichts anzufangen wusste. Zu diesen Mundartengedichten hat damals Hamerling ein Vorwort geschrieben, unter dessen Schutz und Schirm sie nachher glücklich auf die Wanderschaft gegangen sind. Seither haben die Umstände sich so gestaltet, dass jener steirische Mundartsänger den Werken des Ahasverdichters ein Geleitwort mit in die Welt geben darf. Zu gegenwärtiger Einbegleitung gehört allerdings weniger Muth als zu den hoffnungsfrohen Worten, mit welchen der große Dichter den wilden Zither- und Hackbrettmann einst in die Literatur eingeführt hat. Denn heute handelt es sich nicht darum, ein noch zweifelhaftes Talent zu legitimieren, sondern vielmehr, um das Erscheinen eines Wiedererstandenen zu verkünden. Robert Hamerling war bei dem etwas ungeberdigen Ansturm der Modernen einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt worden. Er gehört aber glücklicherweise zu jenen Auserwählten, die nie aus der Mode kommen können, weil sie nie in der Mode waren. Ich sehe im deutschen Dichterreigen von heute ja manch bedeutende Kraft, manch titanisches Wollen, aber — er ist nicht erreicht. Seit Hamerling ist keiner mehr aufgestanden, der mit classischem Schönheitssinne und doch ganz eigener Art so tief aus deutscher Seele heraus- und in die deutsche Seele hineingesungen hat als er. Seine Werke, sie mögen nun in Rom oder Athen, in Münster oder Paris spielen, oder im Teutoburger Wald oder in den Bereichen modernen Homunkelthums — immer durchwogt sie der ungestüme Pulsschlag des Riesengeisterkampfes der Gegenwart. Keiner ist kundiger in Liebeslust und Seelenleid, keiner bekennt so glühend das menschlich Schöne, so feierlich das göttlich Gute, als Robert Hamerling, der einsame Sänger, es gethan hat. Und wie er einerseits dem tiefen Herzensweben und der hohen Weltanschauung des deutschen Volkes Ausdruck und Glanz verliehen hat, so hat er andererseits unser nationales Ringen, unsere volkliche Entwickelung mit seinem begeisterten und begeisternden Saitenspiel begleitet, aber auch nicht vergessen zu mahnen, zu warnen und mit scharfem Spotte zu strafen dort, wo er sein Germanenvolk auf Abwegen sah. Nein, ich weiß keinen, dessen Herz stürmischer mitgeschlagen hätte bei den Schlachten in Frankreich und in den Kämpfen um die sittlichen Güter unserer Nation, — der ihrer geistigen Größe ein treuerer Mehrer und Hüter gewesen wäre, als Robert Hamerling. Und darum können wir ihn nimmer missen. Er darf nicht bloß der Dichter für die Auserlesenen bleiben, die seine Bedeutung erkannt haben, er muss — wie es ja stets des Barden Wunsch und Lust ist, des Volkes eigen werden. Also hat der Verlag sich entschlossen, eine schöne und billige Volksausgabe der Werke Robert Hamerlings zu veranstalten, deren Redaction, im Einverständnisse mit des Dichters Erben, Hamerlings getreuem Biographen Professor Dr. Michael Maria Rabenlechner anvertraut worden ist. Der Verlag gibt mit dieser Ausgabe dem Dichter, was des Dichters, und dem Volke, was des Volkes ist. Was außergewöhnlichen Geistern gerne passiert, Hamerling ist von mitstrebenden und von gegensätzlichen Kräften einst leidenschaftlich umstritten worden. Nunmehr, da die Persönlichkeit verklärt ist, wird die Kritik ruhiger und gerechter an seine Werke

herantreten und ihnen in der Literatur den gebürenden Platz weisen. Ich aber freue mich im Namen des unvergesslichen Freundes und im Namen unseres edler Dichterwerke bedürftigen deutschen Volkes, dass diese Volksausgabe ins Leben tritt. Möge sie die Wege finden zu allen, die classischen Vollklang der Poesie lieben und die heute verzagt mit der Laterne nach großen Dichtern suchen.

Peter Rosegger.

Der Franzl. Fünf Bilder eines guten Mannes. Von Hermann Bahr. (Wiener Verlag. 1901.) Der alte oberösterreichische Dialectdichter Franz Stelzhamer hat auf den verdienten Ehrenkranz lange warten müssen, endlich aber wurde er ihm geflochten und dargebracht, und zwar von einem — Modernen. Freilich von dem Bedeutendsten derselben. Und so sollen wir demnächst auf der Bühne etwas erleben. Dieses Buch, „Der Franzl“, ist ein Theaterstück, nicht in fünf Acten, sondern in fünf Bildern, wodurch der Riegel vorgeschoben wird allen Recensenten, die fast bei jedem neuen Volksstück die tiefe Weisheit bloßlegen, es sei kein Stück, es sei eine Reihe von losen Bildern. Nun, da gibt der Dichter eine Reihe von losen Bildern und will nichts anderes geben, und doch wird's ein echtes Volksstück sein mit der Aufgabe, den Lebenslauf, die ganze Persönlichkeit eines seltenen Menschen und genialen Dichters zu charakterisieren. Der eine Act wird nicht auf den andern spannen, und die Leute werden doch sitzen bleiben, gefesselt durch die Persönlichkeit, die frisch und natürlich durch alle Bilder schreitet. Lachen und weinen werden sie genug. Und zum Schlusse wird der Zuschauer empfinden, der Abend war ein Gewinn. Man sollte es diesem modernen Großstadtgeist nicht zutrauen, dass er das Landvolk von Oberösterreich, freilich seine Landsleute, so sicher erfasst hat, so echt und klar wiederzugeben weiß. Den Helden, Franz Stelzhamer, hat er zwar aus des Dichters Gedichten herausgedichtet, aber die Gestalt ist wahr geworden, weil die Gedichte wahr sind, und so fügt sie sich wunderbar ein in die Gruppen der Dorfleute, die Hermann Bahr aus dem Leben gesammelt. Stellenweise wird der Baum von dem Gesträuche überwuchert und da muss der Förster mit der Rode kommen. Das Stück hat im Buche 375 Druckseiten, aber das ist nicht so schlimm, es wird weniger gesprochen als gemeint, und die Handlung in allen ihren Bewegungen, Mienen, Verrichtungen ist so genau vorgeschrieben, dass der Text in den Einklammern mehr Raum einnimmt, als das gesprochene Wort. Der Schauspieler wird über dieses Misstrauen in seine Kunst etwas verblüfft sein, dem Leser aber kommen die Bemerkungen und Beschreibungen zustatten wie eine Erzählung. — Der Verlag legt auf den Umschlag des Buches und die Schwabacherlettern Gewicht. Der Umschlag ist zwar so geschmacklos als möglich, würde aber trotzdem das Buch nicht retten, wenn es keine anderen Vorzüge hätte.

M.

Wiener Bilder von Vincenz Chiavacci. In den neuesten Bändchen von Philipp Reclams „Universal-Bibliothek“ finden wir einen lieben Wiener Bekannten, der sich unter den Großen der Weltliteratur gar nicht schlecht ausnimmt. Unser Chiavacci, der Classiker des Wienerthums, einer der echtesten Humoristen, den die Kaiserstadt je gehabt hat. Diese „Wiener Bilder“ sind eine bunte Reihe von Scenen und Gestalten aus dem Volksleben, zumeist aus den „unteren Classen“, obschon auch „bessere Leut'“ dabei sind. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben. Viele reisen nach Wien und wissen nicht, was die Wiener sind. In diesem Büchlein wird man ihrer manche finden, nicht erdichtete, nicht idealisierte, vielmehr echte Menschen — gute, schlimme, tragische und lächerliche, wie sie in Wien wachsen, und gerade nur in Wien. Für den Fremden eine wunderliche, für den Einheimischen eine liebenswürdige Gesellschaft, denn im Buche sind selbst solche Leute noch erträglich, die es im Leben nicht sind.

M.

Kriegsvolk und Radvolk. Bunte Geschichten von Karl Pröll. (Berlin. 1899. Thorman & Goetsch.) Recht nette, unterhaltende Novellen, deren Inhalt zumeist Liebesgeschichten sind, wie sie Officiere in kleineren Garnisonsorten und junge radfahrende Damen mit vieler Wahrscheinlichkeit zu erleben pflegen. Namentlich um der letzteren willen ist diesen bunten Geschichten ein möglichst zahlreicher Absatz in den Kreisen des weiblichen Radvolkes zu wünschen. Wie beim Essen der Appetit, so kommt einem beim Lesen dieser Geschichten der Gusto, auch die sonstigen Schriften Prölls kennen zu lernen, deren eine schwere Menge auf der Innenseite des Buch-Umschlages verzeichnet stehen und verlockend-packende Titel führen.

Wg.

Aus meinen Welten. Ein Buch für stille Menschen. Von Karl Röttger. (Leipzig. 1900. P. Friesenhahn Nachf.) Eine Sammlung von Gedichten, die ganz und gar im Geiste heutiger secessionistischer Richtung gehalten sind, nur mit dem Unterschiede, dass sonstige Producte dieser Art, sei es in Kunst oder Litteratur, zumeist weder an eine Form sich halten noch auch einen Inhalt haben, hier dagegen in diesem „Buch für stille Menschen“ eine gehaltvolle Poesie und ein reiches, tiefes Gemüth den Leser fesseln und im hohen Grade befriedigen.

Wg.

Friede sei mit Euch! Ein Wort an die Christen beider Confessionen von *,* (Berlin.

Hans Friedrich.) Ein höchst empfehlenswertes Schriftchen, besonders für unsere Zeit. Nicht Vereinigung der beiden Confessionen, das ist nicht möglich, aber Duldung, Liebe, soweit es sich um den christlichen Glauben zu beiden Seiten handelt. Allerdings auch die entschiedenste Ablehnung jener politischen Wesenheit der Kirche, die der modernen Culturentwicklung zuwiderläuft. Das der Grundgedanke dieser Schrift. M.

Ferdinand Kürnberger's literarische Arbeiten gehören zu den glänzendsten der deutschen Literatur; es ist der „Allgemeinen National-Bibliothek" (C. Daberkow's in Wien) gelungen, fünf wertvolle Arbeiten des geistreichen Schriftstellers in die Sammlung aufnehmen zu können: „Quintin Messis". Die Novellen: „Die Sängerin von Augsburg"; „Der Schulmeister Krachenberger"; „Die Kinder der Vornehmen"; „Aug und Ohr". V.

Chronika eines fahrenden Schülers. Von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. 8. u. 9. Auflage. (Heidelberg. Karl Winter.) Es ist bedauerlich, dass gerade das anmuthigste und harmonievollste Werk des Romantikers ein Fragment geblieben ist, und deshalb um so dankenswerter, dass sich ein begabter und geschichtskundiger Schriftsteller gefunden, der den reizenden culturhistorischen Roman fortgesetzt hat. Wir dürfen dem Fortsetzer das Lob zollen, dass ihm dies im Geiste des Dichters gelungen ist. V.

Vogls Volkskalender, den August Silberstein viele Jahre lang gut redigiert hat, ist nun zu einem ganz ausgezeichneten Leiter, zu einem echten und rechten Kalendermann gekommen. Unser Josef Wichner, oft der österreichische Peter Hebel genannt, den die Heimgartenleser lange schon kennen und lieben, gibt nach Silbersteins Tod von jetzt ab diesen Volkskalender heraus. Der Jahrgang für 1901 ist ganz prächtig gerathen. Wichner selbst hat Geschichten, Plaudereien u. s. w. gespendet und darin seine warme Herzhaftigkeit und seinen köstlichen Humor schon ein wenig spielen lassen. Einen schönen Nachruf hat der neue Kalendermann dem alten geweiht, dem lieben August Silberstein, dessen wohlgetroffenes Bild das Volksbuch ziert. Endlich hält Wichner eine kurze Rundschau über die wichtigsten Ereignisse des Jahres. Eine Anzahl anderer namhafter Mitarbeiter hat Belehrendes und Unterhaltendes geliefert. Auch Silberstein erzählt uns übers Grab her noch eine seiner schönen Dorfgeschichten: „In den Bergen." Die Illustrationen sind eines Volkskalenders würdig. Was aber hat die Secession mit ihrer abscheulichen Schrift in einem Volkskalender zu thun? — Möchte eine große Zahl von Lesern dem Verleger Karl Fromme in Wien in den Stand setzen, dem Herausgeber all die Mittel zu bieten zur literarisch und künstlerisch einheitlichen Ausgestaltung dieses alten Volkskalenders. Die moralischen Mittel zu einem echten Volksbuch bringt der neue Herausgeber selbst mit. R.

Christlicher Volks-Kalender für Österreich-Ungarn auf das Jahr 1901. (Verlag der Diaconissen-Anstalt Kaiserswerth a. Rh.; in Commission bei Stähelin & Lauenstein, Wien, Hohenmarkt 5.) Die Kalenderzeit ist wieder da und bringt — heuer zum erstenmal ohne den vertheuernden Stempel — — jene Lectüre ins Haus, die an manchen Orten bei groß und klein oft die einzige ist und bleibt und schon deshalb gut und brauchbar sein soll. Der vorliegende Kalender ist im evangelischen Geiste gehalten und verdient und erwartet freundliche Aufnahme in allen Familien, die in solchem Geiste leben. Mit zahlreichem Bildwerk geziert, hat er einen reichen Inhalt, der auch den Landwirt und den Kaufmann mitbedenkt und deshalb u. a. auch ein Verzeichnis der Jahrmärkte und Messen enthält. Es ist schon sein 60. Jahrgang. In seinem zweiten Theile, der ein „Jahrbuch" bildet und kleinere Erzählungen, Novellen, Gedichte, das Wichtigste aus der Staats- und Kirchenchronik bringt, ist heuer die Geschichte und die Geschicke des Matthias Claudius, des Wandsbecker Boten, in sehr ansprechender und belehrender Darstellung gebracht. Zum Schlusse werden dann noch „2 Brennpunkte christlicher Barmherzigkeit" der Beachtung empfohlen: das Diaconissenheim zu Gallneukirchen bei Linz und das Rettungshaus in Waiern bei Feldkirchen in Kärnten. Wg.

Eine hochmoderne, künstlerisch ausgeführte Toilette hat die altbewährte Zeitschrift „Das Blatt der Hausfrau" zum Beginn ihres elften Jahrganges angelegt. Der Inhalt der Zeitschrift, die wöchentlich erscheint, zeigt in der überraschenden Vielseitigkeit mannigfache Veränderungen und Erweiterungen, und rechtfertigt den Untertitel „Oesterr.-Ungar. Zeitschrift für die Angelegenheiten des Haushaltes, sowie für Mode, Kindergarderobe, Wäsche und Handarbeiten". „Das Blatt der Hausfrau" kommt nicht bloß den Anforderungen unserer Frauen in jeder Beziehung entgegen, sondern sorgt auch für künstlerische und literarische Anregung in reichem Maße. V.

Büchereinlauf:

Frei geboren. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staakmann. 1900.)

Karl Konegens Verlag. Wien. 1900:

Iphigenie. Schneewittchen. Zwei Erzählungen von Dora Hornau.

Eine Liebesheirat. Lebensbild von A. Baumberg.

Die Rose aus der Vendée. Novelle von E. Weisek.

Fünf Märchen für große Kinder. Von Fritz Michael. Mit Illustrationen von Leo Diet. (Graz. Hans Wagner.)

Ein Königs-Märchen. Von Ernst Edler von der Planitz. (A. Piehler u. Co., Berlin.)

Frau Sage im Todtenmoos. Von Josef Ruf. (Waldshut. H. Zimmermann. 1900.)

Leute-Noth. Erzählung von Philo vom Walde. (Großenhain. Baumert u. Ronge. 1900.)

Hinter den Bergen. Gestalten und Gewalten im hannover'schen Bergland von Heinrich Sohnrey. (Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1900.)

Opfer der Liebe. Cyclus von J. Resa. (Königsberg i. P. Thomas & Oppermann. 1900.)

Stimmen des Mittags. Neue Dichtungen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staakmann. 1901.)

Lieder des Lebens. Neue Verse von Martin Bonlitz. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke. Von Grete Baldauf. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Karl Winters Verlag, Heidelberg 1901:

Fresken. Neue Dichtungen v. Heinrich Vierordt.

Flutwellen. Neue Gedichte von Otto Frommel.

Jan Waclawiczek. Ein böhmisches Märchen von G. P. (Breslau. R. S. Schottländer. 1898.)

Johe Ruskin: Die sieben Leuchter der Baukunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schorlermann. (Leipzig. Eugen Diederichs. 1900.)

Das Evangelium der Natur. Ein Buch für jedes Haus von Heribert Rau. Achte Auflage. (Leipzig. Theod. Thomas.)

Greift nur hinein . . . Neue Aphorismen von Georg von Oertzen. (Karl Weiter. Heidelberg.)

Des wahren Christen einziger Weg und Wandel oder **Wie und inwieweit kannst Du Gott erkennen?** Erkannt und niedergeschrieben von einem gläubigen Laien. (München 1900. Pössenbacher'sche Buchdruckerei.)

Aus dem Verlage Ernst Röttger, Kassel:

Bausteine zu den Evangelien des Kirchenjahres. Tropfen aus dem Meere. — Gedanken, Bilder und Erzählungen. Gesammelt von F. Kliche.

Dringender Aufruf an unsere katholischen Brüder v. Schoulepnikoff. Aus dem Französischen von H. Knaut.

Gedanken über das Heiraten. Von E. Schrenk.

Zionisten und Christen. Ein Beitrag zur Erkenntnis des Zionismus. Von Emil Kronberger. (Leipzig. M. M. Kaufmann. 1900.)

Kleines Marktbüchlein für Deutsche in Deutschland. Von Franz Kießling. (Horn. Ferd. Berger. 1899.)

Eine Sittenlehre für das deutsche Volk. Von J. K. Schott. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil.)

Vernünftige Tugendlehre. Von Dr. Gotthard Schnerich. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Kunstgeschichte im Grundriss, kunstliebenden Laien zum Studium und Genuss. Von M. von Broocker. (Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1900.)

China, Tien-tsin, Hongkong und Kanton. Mit Illustrationen. Schmidt & Günther's Weltbibliothek. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Maria von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert von Moriz Stecker. (Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1900.)

Pour la Finlande. Par W. van der Vlugt. (Paris. L'Humanité Nouvelle. 1900.)

Auswahl geeigneter Jugendschriften. Für Schüler-Bibliotheken und Bürgerschulen. Von Johann Drescher. Ein Verzeichnis. (Graz. Hans Wagner.)

Die Volksbildung im alten und im neuen Jahrhundert. Eine ernsthafte Betrachtung von Dr. Ernst Schultze. (Stettin. H. Dannenberg & Cie. 1900.)

Der wirtschaftliche Ruin des Mittelstandes im Bezirke St. Gallen (Obersteiermark). Beleuchtet von Camillo Kurtz. (St. Gallen. Camillo Kurtz. 1900.)

Willst du gesund werden? Eine Betrachtung und innere Erfahrungsthatsache aus dem Leben eines gläubigen Laien. (München. Pössenbacher'sche Buchdruckerei. 1900.)

Frauenreiz. Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben von Amand Freih. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit Abbildungen. (Wien. A. Hartlebens Verlag.)

Was fangen wir heute an? Oder das neueste und beste Unterhaltungsbuch an langen

Abenden im Winter und auf Ausflügen im Sommer. Eine Anweisung, kleinere oder größere Gesellschaften durch Spiele, humoristische Declamationen, Vorlesen pikanter Anekdoten, Witze, Einfälle, Gedichte, oder leicht auszuführende Kunststücke äußerst angenehm zu unterhalten und zu erheitern. Herausgegeben von Hermann Keßler. Neunte, vermehrte Auflage. (Wien. A. Hartleben.)

O. Hübners Geographisch-statistische Tabellen für 1900. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. von Juraschek. (Frankfurt. Heinrich Keller.)

Der Lotse. Hamburgische Wochenschrift für deutsche Cultur. Erster Jahrgang. (Hamburg. Alfred Janssen.)

Volksthümliches Handbuch des österreichischen Rechtes von Dr. J. Ingwer und Dr. J. Rosner. (Verlag der Wiener Volksbuchhandlung.)

Grazer Schreibkalender für 1901. 117 Jahrgang. (Graz. „Leykam".)

Südmark-Kalender auf 1901. Geleitet von K. W. Gawalowski und Aurelius Polzer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Der Wanderer. Kalender für das Jahr 1901. Redigiert von U. Kollbrunner. (Zürich. Hermann Goeßler.)

Lichtstrahlen-Kalender für 1901. (Wiener Volksbuchhandlung.)

Jugend-Gartenlaube. Illustr. Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Herausgegeben von Otto Albrecht. XVII. Band. (Leipzig. E. Kempe.)

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. M. A., Wien. Friedrich v. Hausegger ruht auf dem St. Peter-Friedhof in Graz. Das Grabmal, von Meister Brandstetter geschaffen, ist im Stile der Freikunst mit feinem Geschmack durchgeführt. Das Marmor-Relief (Profil-Porträt) ist von großer Ähnlichkeit. Zu dem Monument hätten wir nur auch monumentale Schrift gewünscht. Der Spruch unter dem Porträt ist für Hauseggers Geist wunderbar bezeichnend, er lautet:

Sind es Träume, sind es Lieder,
Die mein Herz ergriffen hat.
Echte Träume werden Leben,
Echte Lieder werden That.

M. H., Graz. Die „Renaissance", herausgegeben v. Josef Müller wird nächstes Jahr als Monatsschrift erscheinen. Jahresbezug Mark 4 = Kronen 4·80. Gerade als Katholike, der es aufrichtig mit seiner Kirche meint, sollen Sie diese Zeitschrift lesen.

H. L., Wr.-Neustadt. Beglückwünsche Sie zur guten Anlage der „Ostmark". Und dann noch eins, halten Sie den Johann Leitner warm. Der Mann verdient mehr, als das Los eines Localdichters, er hat Kern und Herz. Er steht hoch über manchem Homunkeldichter unserer Tage.

M. A., St. Pölten. Wir Leute von der Feder haben keine andere Tapferkeit als die des Freimuthes. Wenn wir die auch nicht üben, dann verdienen wir uns nicht das Salz zur Suppe. Und dann mangelt dieses auch anderen, denn wenn wir nicht das Salz sind, dann geht die ganze Gesellschaft in Fäulnis über.

Dr. M. W., Salbach. Das „Neue Wiener Tagblatt" vom 8. November d. J. bringt einen trefflichen Aufsatz von Alfred Clar über die Furcht vor dem Banalen. Der passt für Ihre Bedenken. Lesen Sie ihn.

A. S., Wien. Neue Bücher, deren Titel anstatt mit Buchstaben mit modernen Diebszeichen bedruckt sind, können bei uns nicht angezeigt werden.

Volksthümliche Inschriften. Gasthaus in Winklern bei Oberwölz, 1790:

Komm herein, mein lieber Gast,
So du Geld im Beutel hast.
Hast du eins, so setz dich nieder,
Hast du keins, so scheer dich wieder.

An einem Wohnhause in Oberwölz:

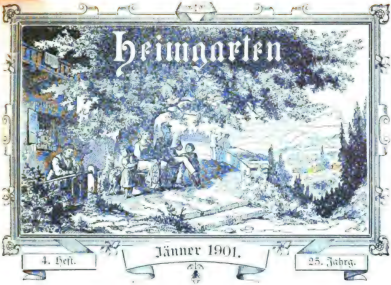
Als die Jungfrau ohne Makel geboren,
Uns zu einer Patronin haben auserkoren,
Da waren wir gar bald getröst,
Und von der leidigen Pest erlöst.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. November 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(1. Fortsetzung.)

In demselben Thale, durch das ich mit meinem munteren Kutscher so weltflüchtig dahinfuhr, zog auch die Eisenbahn mit ihren endlosen Güterzügen, mit ihren fliegenden Eilzügen, mit ihren Drähten, in welchen die Weltereignisse, die Börsenberichte, die Defraudationen, die Selbstmorde von Land zu Land zuckten. Mich gieng das nichts mehr an, und doch wollte ich baldigst aus dem Bereich dieser Stränge sein. Es fröstelte mich. Mein kalter Blutstropfen!

„Nur rasch voran, Tschapperl, sollst dann ein gutes Trinkgeld haben."

Darauf murmelte er etwas vor sich hin, das ich nicht verstand.

„Was meinst du, Kutscher?"

„Na, ich hab' mir nur denkt."

„Was hast du dir denkt."

Bog er den Kopf etwas seitwärts. „Halt so. Dass der Herr das gute Trinkgeld den Pferden geben könnt'. Denn anziehen müssen die, wenn's rasch vorangehen soll."

Der Junge hat nicht unrecht. Dreißig Jahre lang fährt man und fällt es einem kaum einmal ein, wer da unser lustiges Dahinrollen büßen muss. Und wenn's einem doch einfällt! Pah, die Pferde sind dazu da.

Digitized by Google

„Fahre langsam!“

„Wohin fahren wir denn eigentlich, gnädiger Herr?“

„Zwei Gebote übertrittst du auf einmal. Soll ich dich erinnern?“

„Ah richtig. Wenn der Herr nit so gnädig ist, dass er mir's Fragen erlaubt, wohin ich fahren soll, nachher ist's eh kein gnädiger Herr.“

Wahrlich, ein drolliger Junge. Bis auf das schlechtgerathene Stumpfnäschen eigentlich ein ganz hübsches Gesicht. Ich weiß nur nicht, an wen mich dieses Gesicht erinnert. Mich dünkt, das hätt' ich schon einmal sonst irgendwo gesehen. Nur kann ich mir's nicht mehr reimen, ob's auf einem Knaben oder einem Mädel gesessen ist. Nun, jetzt sitzt's auf meinem kleinen Kutscher. Und einige Kunst hat er sich angedeihen lassen, also, daß er stets bebürstet und gescheuert aussieht. Und die Tabakspfeife! Wenn sie keine Sache sei, meinte er, sondern ein Stinktiegel, der nicht wohlgefällig ist — so wolle er 's Rauchen sein lassen.

Also voran, voran! Da lag weit und luftig die Gegend. Sonst hatten wir, Hausler und Sohn, auf Landfahrten alles drauf hin angesehen, was es wert sei, und wie wir es unauffällig an uns ziehen könnten. Jetzt, wenn ich ein Gehöfte, ein fruchtbares Feld, einen sprossenden Wald sah, dachte ich, wie etwa die Menschen darin leben und sich freuen könnten. Ich habe doch ein gutes Herz. Die vielen brachliegenden Gründe und verkommenen Wirtschaften fielen mir auf, und die wenigen Leute, die da und dort verdrossen arbeiteten. Hatten sie doch die schöne, freie, gesunde Landnatur, lohnte doch die Scholle jeden fleißigen Spatenstich mit einer Gabe, so dass die Güter sich häufen, und die Scheuern sich füllen konnten. War es nicht ein wahres Edelmannsleben im Vergleich zum Arbeiter- und Frohnwesen in den Fabriken und Stadthöhlen? Soll's doch wahr sein, dass unser Landvolk morsch zu werden beginnt? Dann müsste es neu aufgefrischt werden.

„Fahrt's nur eini!“ rief uns ein Bettelmann an der Straße zu. „Da drinnen gibt's was!“

„Und hier auch was!“ da hatte er ein Silberstück im Hut.

Gegen Abend dieses Tages verengte sich uns das Thal und in der Enge stand ein großer Fabriksort. Es waren die Kohlen-, Erz- und Graphitwerke Schluttenthal, denen sich Leder- und Papierfabriken anschlossen. Wir suchten einen Seitenweg, denn mir wurde ganz übel in der Vorstellung, jetzt wieder in den Rauch, Ruß und Gestank eines Industrieortes niedertauchen zu müssen. Der Seitenweg führte über einen Bergrücken und war sehr steinig und holperig. Mein Kutscher stieg aus und da ich, über das Weltelend nachsinnend, sitzen blieb, so befestigte er rasch einen Riemen an der Deichsel und spannte sich den Pferden vor. Das war doch so dick, dass ich's merkte und aus dem Wagen sprang.

Hätte ich mich nicht geschämt, gerade dem Beispiele des Tschapperl zu folgen, so würde ich mich hinten an den schweren Wagen gestemmt und nachgeschoben haben. Doch nein, auch der edelste Herr darf nicht alles nachmachen, was der Diener thut, das wäre außer der Weltordnung. Ich schob also lieber nicht an. Da kam ein Missgeschick. Über einen großen Stein stolpernd, krazte es und vom linken Vorderrade waren drei Speichen gebrochen. Der Kutscher starrte mich an, und da ich dastand und schwieg, begann er zu fluchen.

„Was hast denn?“ fuhr ich ihn an.

„Aber einer muss doch schelten, wenn so ein Malheur passiert.“

„Wieso?“

„Nun eben. Hätte der Herr geflucht, so wollt' ich gesagt haben: Das Schreien thut's nit, da muss der Mensch zugreifen.“

Freilich haben wir jetzt zugegriffen, und mit vieler Mühe den Wagen ins Thal zurückgebracht und einen Wagnermeister gesucht. Wären wir vorhin ohneweiteres durch Schluttenthal gefahren, so hätten wir in einer halben Stunde darüber hinaus sein können, so aber mussten wir in dem verhassten Industrieorte übernachten. Da ging's aber merkwürdig still her, heißt das, was den Maschinenlärm betrifft. Die hohen Schlote hatten sich, wie mein Rosselenker deutelte, auch das Rauchen abgewöhnt. Hingegen waren alle Straßen und Plätze voll von Arbeitern. So leidlich diese rußigen Kerle sich in den Blaublousen ausnehmen, wenn sie bei der Arbeit sind, so schrecklich erscheinen sie darin im Müßiggang, oder wenn sie, die rothe Nelke im Knopfloch, gar revoltieren. Besonders wenn sie Schlägel, Feuerstößer und anderes Arbeitswerkzeug mit zur Hand haben, wo es doch nichts zu bearbeiten gibt, als etwa die „Bourgeois“. Auf Ecksteinen und Brunnenständern standen schreiende Männer. Sie verlangten in wilden Worten Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung. Und das Beifallsgeschrei pflanzte sich fort von Gasse zu Gasse. Die Wirtshäuser waren mit rothen Fahnen geschmückt und in denselben surrte es wie in Bienenkörben und manch kreischende Stimme stach hervor: „Nieder mit dem Capital!“ „Und mit den Capitalisten!“

Die Herren- und Directionshäuser hatten ihre Thore und Fenster fest geschlossen und schienen wie ausgestorben zu sein. Stellenweise strichen Gendarmerieabtheilungen dahin; die Spitzhauben waren aber recht nachsichtig gegen den lärmenden, drohenden Haufen, der ihnen wohl hundertfach an Zahl überlegen sein mochte. Als uns diese Situation klar geworden, schoben wir freilich unser Fahrzeug zum hinteren Thore einer alten Scheune hinein und versteckt hinter der Bretterwand nahm ich wahr, wie auf der Gasse große Rotten in plumpen Schritten dahinpatschten, die laute Losung schrien: „Auf ins Fletz! Dort gibts einen fetten Bissen!“

Bei einer Schustersfrau fanden wir Versteck. Ihr Mann und die Gesellen waren in irgend einem der Herrenhäuser, um irgend welche Schätze zu bewachen oder sie in den Kellern zu verbergen. Ihre paar Gesellen wären noch brav; aber sonst wären die Leut rein wahnsinnig geworden, jammerte die Schustersfrau. Der Taglohn wäre hoch genug, ein braver Bauernknecht hätte in der Woche nicht so viel. Und die Arbeitszeit wäre eher zu kurz als zu lang; hätten diese Herrschaften noch mehr freie Zeit, dann würde freilich der Lohn zu wenig, weil sie alles versöffen. Freilich, theuer sei es schon, in so einem Fabriksort, theuer!

„Wenn sie schon so gar nicht glauben auskommen zu können in der Fabrik", sagte ich, „weshalb verdingen sie sich denn nicht in Bauernhöfe, wo Mangel an Arbeitskraft ist. Wegs her und her habe ich gesehen, wie die Wirtschaften leer stehen, die Felder verwildern."

Mit breitem Munde, recht häſslich hat mir die Schustersfrau ins Gesicht gelacht: Was ich denn dächte, in die Bauernhöfe! Von dort kämen sie eben her. Und es sei gar kein Wunder. „Ich hab' einen Buben bei den Bauern gehabt, in vier Wochen ist er bei dreien gewesen, und zum aushalten, sagt er, wär's einmal nit. Bei Tisch ein Gfraß und arbeiten wie die Rösser und nachher, wenn das Bett kommt, warten schon andre drinnen, die es besorgen, daſs einer zu keinem rechten Schlaf kommt. Unreinlichkeit in allen Winkeln, zuwidere Gesichter überall und keine Kameradschaft. Und erst wenn ihn Gott straft, daſs er alt wird, der Bettelstab ist keinem Menschen nit verbrunnen, ein Bauernknecht aber, der schnitzelt sein lebtag d'ran, ich sag's wie's wahr ist. Ein Zuchthäusler hat's besser wie oft so ein Bauernknecht, und wie soll er sich helfen, als daſs er fortgeht und in die Fabrik, wo er ihrer genug findet, daſs sie zusammenhalten und sich ihrer Sach' wehren können. Kein Wunder ist's nit."

Als es dunkelte, kam der Meister nach Hause. Den braunen Lederschurz um, die Hemdärmel über die derben Arme und Ellbogen zurückgestreift, als ob er just bei der Arbeit gewesen wäre.

„Wo hast denn die Gesellen?" fragte sie schneidig.

„Die sind futsch."

„Ja, Thor, haben sie nit gesagt, daſs es ein Unsinn wär', und daſs sie's denen, den Rothen, schon zeigen wollten!"

„Ja freilich, diese Spitzbuben! Wie wir auf den Platz gekommen sind, wo der Krisel predigt, tritt mir der Lump, der Altg'sell auf Spannweite unters Gesicht: Von heut' ab zwanzig Procent Lohnerhöhung oder ausstehen!"

„Und du laſst dir das gefallen von diesen Knochenbohrern, denen eh der Hunger aus den Augen gewinselt hat, wie sie bei uns um Arbeit gebettelt! Und du gehst nit zu den übrigen Schuhmachermeistern in

Schluttenthal und sagst: Genossen, striken wir auch! Ich, wenn ich als Frau dreinreden kunnt, denen wollt' ich's schon zeigen. Kein Meister soll einen Gesellen mehr aufnehmen und das Schuhwerk um hundert Percent theurer!

„Geh geh, Alte, lass dich nit auslachen. Wir Kleinschuster brauchen uns nit selber umzubringen, das besorgen schon die Schuhfabriken."

Da schrie sie: „Jetzt ist's mir schon alles eins. Wenn sie anheben, ich nehm' die Ofengabel und thu' mit."

„Lang werd' ich mir's auch nit überlegen", sagte der Meister bockig.

Und als wir, der Kutscher und ich, später nach einem arg hausbackenen Abendbrot in der Strohkammer auf dem Schaub lagen, sagte ich: „Ja, mein lieber Jakob, jetzt heißt es, mitgefangen, mitgehangen."

„Nit gefangen und nit gehangen, Herr. Wir machen's wie die Schustersleute und thun mit. Gelt?"

Besonders angenehm habe ich ihn demnach nicht gefunden, diesen ersten Abend in der schönen freien Welt. Aber die sonderbare Tagesschicht war noch nicht aus. Der Schackerl hatte bereits seinen Abendsegen ins Stroh gemurmelt, als vor der Kammerthür die Schustersfrau anhub auf uns hereinzusprechen: „Will nit fragen, wer der Herr ist. Aber lieber wär's mir schon, wenn er ein anderes Nachtquartier wollt' suchen. Bei den unruhigen Zeiten da, man kann nit wissen, was geschieht. Der Lampelwirt nimmt Ihnen gern, der hat gewiss ein Bett. Und mir ist's allzeit recht, wenn ich die Thür hinter Ihnen kann zumachen, ich sag's wie's wahr ist."

Weiter jedoch trieb sie's nicht. Der Schackerl wälzte sich langsam auf die andere Seite und knurrte: „Wegen meiner, ich bleib' liegen. Und wenn wer kommt, so geb ich mich nit zu erkennen. Und wenn's den Herrn fragen, wer er ist, so will ich sagen, das ist mein Bedienter."

„Soweit sind wir zwar noch nicht, mein Freund."

„Soweit sind wir zwar schon, mein Herr! Vor acht Tagen freilich nit, dass ich mir das Glück hätt' träumen lassen, ich sollt einmal unserem Chef sein Diener werden. Na, jetzt bin ich halt der Diener und er der Bediente."

„Ich meine, du sollst jetzt den Mund halten, Schackerl!" war mein Rath. Anderseits that es mir doch wohl, dass der Junge noch so spaßen konnte in dieser Nacht. Natürlich! Freilich bin ich der Bediente, weil er mich bedient. Des weiteren blieb ich ruhig liegen, denn beim Lampelwirt drüben, wohin unsere Hauswirtin uns ablasten wollte, war ein Hauptlager der Rothen. Der Lärm drang herüber.

Nicht lange, so entstand vor der Strohkammer ein heller Lärm. Schreien und Lachen angeheiterter Leute. Einer pochte mit der Faust an die Thür und parodierte in gewaltsamem Hochdeutsch eine Ansprache:

„Pardon, recht schön! Wir sind schon so frei, wohnen dahier nicht der hochwohlgeborene gnädige Herr von Hausler und Compagnie?"

„Die Compagnie, das bin ich!" flüsterte der Schackerl.

„Muss ich dich erwürgen, dass du ruhig bist?!" stieß ich ihn an.

Und draußen mehrere. Sie riefen unter einander: „Die Compagnie geht uns nichts an dieweilen, aber dem Herrn Chef möchten wir gerne unsere Aufwartung machen. Müssen wohl um Vergebung bitten, dass jetzt nicht Besuchszeit ist. Wenn die Herrschaften Besuchszeit haben, müssen wir arbeiten. O, Entschuldigung, da ist was gebrochen!" Denn sie hatten die Thür aufgerissen, dass die Bretter nur so auseinanderfielen. Mit einer qualmenden Lunte leuchteten die rüden Gesellen in die Kammer. Ich war aufgestanden, fragend, was zu Diensten stünde!

„Wird schon feinere Schlafgemächer gehabt haben, der gnädige Herr", sagte einer. „Du lieber Gott, was muss man sich nicht gefallen lassen an Unbequemlichkeit und so — wenn man ein bissel spionieren will."

„Wer will spionieren!" fuhr ich auf.

„Beleidigt soll niemand werden!" rief ein anderer. „Wollen einmal mit aller Gemüthlichkeit beieinander sein. Schickt sich so wunderselten, dass wir Arbeiter das Vergnügen haben, mit unseren geschätzten Arbeitsgebern ein Glas Wein zu trinken. Ist gewiss ein guter Weinkenner, der Herr von Hausler. Die Bouteille zu zweiunddreißig Gulden, wie man hört. Recht hat er! Die Blume! Wir kommen nach! Wir sind so frei, wir führen den Herrn, dass er nit fallt über die Stiegen."

Mit solchen Bemerkungen haben sie mich auf die Gasse gezerrt, wo ein ohrenzerreißendes Gejohle entstand, als es hieß, Hausler sei da. Gendarmen versuchten die Menge auseinanderzutreiben, denen klopfte man auf die Achseln: „Sein's beruhigt, Herr Justizrath. Es geschieht nix, geschieht nix. Ein bissel Generalprobe — weiter nix."

Der Platz war mit Fackeln beleuchtet. Dort hoben mich zwei baumstarke Kerle auf die Achseln, damit ich mich dem Volke zeigen könne.

Da schrie einer aus der Menge: „Der ist es ja nit! Das ist nit der Arbeiterschinder! Das ist ein anderer!"

„Sein Sohn ist's!"

„Ah, der Sebaldl?"

„Na, den lasst's nur aus. Ist eh ein armer Teufel, der. Dass ich als Kettenhund bei der Geldcasse müsst wachten, das wär' schon gar mein Letztes."

„Der hat wohl eh nix Gutes neben seinem Vater."

„Sogar 's Mensch hat er ihm weggenommen."

„Wer? Wem?"

„Der Alte dem Jungen."

„Armer Kerl!"

— Bei Gott, das war kein schlechtes Pranger-Sitzen. Ich habe mir nur gedacht: Wettere dich aus, verdammte Canaille. „Nicht geblinzelt, glaube ich, haben meine Augen, und weil ich alles so ruhig über mich ergehen ließ, so ist ihnen das bald langweilig geworden. Sachte ließen sie mich hinabrutschen auf den Erdboden, dass ich im Dunkel der Vergessenheit wieder meine Strohkammer aufsuchen konnte.

Die Ratte schläft! dachte ich, allein es war nicht so. Der Bursche irrte in der Nacht umher und suchte mich. Gegen Morgen hörte ich ihn in dem Stallgelasse, wo die Pferde standen, gröhlen: „Unsern Herrn! Unsern Herrn haben's derschlagen!"

„Tschapperl!"

Am nächsten Morgen war es ruhig in Schluttenthal. Dort und da auf dem Rasen, auf der Bank lag ein Übernächtiger. Und war auch ruhig. Der Gemeindediener klebte grüne Papierzettel an die Straßenecken. Eine halbe Stunde Arbeitverkürzung bewilligt. Die Erwachenden rieben sich mit den Fäusten die Augen, lasen dann den Zettel und murrten.

Unser Rad war fertig, und als der Wagen davon rollte, zogen manche den Hut.

Den Schackerl hat diese Ehrerbietung wieder ausgesöhnt mit dem schrecklichen Schluttenthal. —

An demselben Tage fuhren wir nur fünf Stunden und nahmen früh Herberge. Der Gasthof, den wir gefunden, gefiel uns. Es war ein altes Hospiz an der Reichsstraße, und der Schackerl schlug mir vor, dieses Haus sofort zu kaufen, denn es hatte einen schönen, geräumigen und luftigen Pferdestall. Hier wollten wir uns für die Unbilden der vergangenen Nacht entschädigen. Der Bursche hatte die Koffer und Taschen auf mein Zimmer geschleppt und untersuchte die Thürschlösser. Nach dem Abendessen, das wir an dem gleichen Tische eingenommen hatten, stand er lange an meiner Thür.

„Wünschest du noch etwas?"

„Herr! Der Stallknecht ist ein ausgezeichneter Mensch. Des Wirts Pferde! Die glänzen über und über wie Sammt und Seide. Das mach' ich ihm nit nach. Ich möcht' meine Pferde keinem vertrauen, aber dem schon, dem. — Gelt'ns Herr, ich darf heut' nacht in dem Nebenstübel schlafen?"

Feigling! — Aber ich bin sehr froh, dass er für alle Fälle in meiner Nähe ist. So habe ich es ihm — falls die Pferde in guter Hand wären — gestattet, neben meinem Zimmer im Cabinet auf dem Sopha zu nächtigen. Da meinte der Bursche, dem Sopha traue er nicht. Die weichen Sophas wären alle so katzenfalsch; sobald man sich

darauf hinlegte, um fleißig zu wachten, wäre man auch schon der Sägeschneiderbub'. Er schob die Koffer aneinander, breitete seinen Wettermantel darüber und legte sich darauf. „So! Jetzt sollen sie nur kommen!" — Doch bevor er einschlief, redete er noch durch die offene Thür zu mir her, der ich an meinem Tagebuch schrieb: „Herr! Sollt' ich daheim nit mein Kugelschnellerl vergessen haben?"

„Hast eines?"

„Das schon. Irgendwo. Aber halt gekauft ist es noch nit."

„Gut, wenn du nicht ungeschickt bist damit, so will ich dir demnächst einen Revolver kaufen."

„Wenn ich nur wüßt', was ich einzig daheim vergessen hab'! Da hat meine Mutter allemal gesagt, morgens wenn ich in die Schul' gegangen bin: Jackerl, hat sie gesagt, hast deine sieben Sachen? Und wenn ich fort in die Kirche geh' oder sonst wohin: Jackerl, hast deine sieben Sachen? — Und jetzt mag ich zählen, wie ich will — es sind ihrer nur sechs."

„Hast du die Treue schon gezählt? Die Treue zu deinem Herrn?"

„Ist das eine Sache?"

„Die beste, die es gibt."

„Na, nachher hätt' ich sie alle sieben beieinander."

Ich habe meinen Stift hingelegt, bin hinübergegangen und habe mich ihm gegenüber aufs Sopha gesetzt.

„Bleib immerhin liegen, Schackerl."

„Wenn ich Verlaub han", antwortete er und legte sich den rechten Arm unter den Kopf. Er hatte ein weitärmeliges Hemd an, das weiß und mit feinen Streifen leicht carriert war. Er schaute mich mit den grauen Guckern ganz munter an. Es schien ihm Spaß zu machen, dass er liegend sich mit seinem Herrn unterhalten konnte.

„Schackerl, jetzt sage mir einmal, du sprichst immer von daheim. Wo bist du nur daheim?"

„Halt auch in der Fletz. Oder in Johnsdorf, oder anderswo. Ich weiß es nit genau."

„Und deine Eltern?"

„Mein Gott!" sagte er und zuckte die Achseln. Dann hat er mir erzählt, seine Mutter, die sei ein altes Jungfräulein gewesen, unten in Johnsdorf. Sie habe geöbstelt, er habe gebretzelt, das heißt, sei mit frischen Bretzeln hausieren gegangen außer der Schulzeit. Es gäbe keinen so guten Menschen mehr auf der Welt, als es die Kirchner-Mutter gewesen, das alte Jungfräulein. Aber nach der Mutter Tod sei er zu den Pferden gegangen.

„Und der Vater?"

Er schüttelte den Kopf: Nix.

„Bei mir ist das anders gewesen", sagte er. „Einmal in der Früh, wie meine Mutter in die Vorkammer geht zum leeren Obstkörbel, liegt ein kleinwinziges Kindl drinnen. Ein Windel-Findel-Kindel. Soll ich's gewesen sein, hat die Mutter gesagt, ich weiß aber nichts mehr davon."

Man wird nachdenklich, wenn junge Leute solche Geschichten erzählen. — —

„Und wie alt, Schackerl?"

„Das hab' ich mir wohl gedacht, Herr. Allemal fragen sie, wie alt. Und ich weiß es nit genau. So vierzig Jahr — oder sechzig. Ich kann's nit so genau sagen."

„O Tschapperl! Vierzig! Sechzig! Du kannst doch nicht älter, als höchstens achtzehn Jahre sein!"

„Zu dienen, Herr. Ich kann auch siebzehn sein. Mir ist das alles eins."

Es ist schwer zu unterscheiden, was an ihm Dummheit und was Schelmerei ist. Ich sagte, nun solle er nicht thöricht sein und sich aufs Sopha legen. Die Koffer würden nicht abhanden kommen. Dann gieng ich auf mein Zimmer und legte mich ins Bett. Das war freilich besser wie jenes in der vorigen Nacht. Und doch konnte ich nicht einschlafen. Es kommen manchmal so allerlei Gedanken. — Ein Findelkind. Bei solchen Geschöpfen weiß man's nie, ob's nicht irgend ein Vetter ist. Oder ein noch näherer Verwandter.

Im sonnigen Zimmer rüsselten längst die Fliegen über mein Gesicht, als ich aufwachte. Ich wollte einmal die Stiefel anziehen mit den hohen Glanzröhren, brachte sie aber nicht an die Beine, und der Schackerl war nicht da. Auf dem Sopha lag noch sein Wettermantel. Ich gieng an das Rasieren. Dabei im Spiegel mein Gesicht betrachtend fiel mir auch die Frage ein: Dreißig oder sechzig? Wenn einer Tag für Tag seine Visage sieht, da merkt er's nicht, wie es sachte altelt. — Vor ein paar Tagen habe ich mit meinem Taufschein zu thun gehabt. Der war sehr artig. Ich hätte kaum geglaubt, nicht mehr als vierzig Jahre im Rückgrat zu haben. Das wäre schließlich ja noch nicht aller Tage Abend. Das Blut ist auch warm. Nur ein einziger Tropfen rollt durch die Adern, ein eiskalter. Einmal ist er da, einmal dort. Das schauert —! Aber nur ein einziger kann es sein, nur ein einziger. Vierzig! Das ist ja gar nichts. Vielleicht lässt sich's gar auf dreißig herabdrücken, wenn man sich recht glatt rasiert. Es thut sich ja. Das Haar ist braun wie die Kastanie und hat nicht einen weißen Faden. Das wollen wir schlichten — der ruppige Schnurrbart muss weg. Ohne

Wichswachs spitzt er sich nicht, und herabhängend, wie bei einem alten Janitscharen — das mag ich nicht. — Und habe ich mir den Schnurrbart zuerst mit der Scheere und dann mit dem Messer weggethan. — Ah, meine Achtung! Ein Jüngling mit lockigem Haar!

Warum soll der Mensch nicht einmal ein bisschen eitel sein. Wer ein neues Leben anfängt, der muss unten anfangen — mit dem Kindischsein.

Dann gieng ich im Hofe herum, das Findelkind zu suchen. Natürlich, der Junge war bei den Pferden. Auf dem Sopha, erzählte er, sei kein Liegen gewesen. Abscheulich weich, wie Straßendreck. Und weil ich so gut geschlafen hätte und die Koffer so fest und ruhig dagestanden wären, so sei er in die Remise gegangen, um nach dem Wagen zu sehen. Hernach in den Stall und habe sich in den Pferdetrog gelegt. Nun stand er im Hofe am Brunnen und wusch sich. Mit den hohlen Händen schüttete er das Wasser ins Gesicht und sprudelte es wieder von sich, und als die Tropfen nicht mehr über die Augen rieselten, sah er plötzlich mein Antlitz. Hell auf schrie er und krümmte sich vor Lachen.

„Ein ganz klein bisschen Respect, mein lieber Schackerl!"

„Aber! Aber!" lachte er und klatschte mit den flachen Händen auf die Oberschenkel ein, „der Herr hat ja seinen Schnurrbart verloren bei der Nacht!"

„Du hast es gestern in Schluttenthal gesehen, wie misslich es ist, wenn sie einen Hausler erkennen." Selbst war ich überrascht über diese Begründung. Sie konnte sich wirklich hören lassen.

„Von Herzen gern will ich den schuldigen Respect haben für meinen gnädigen Herrn. Aber eins muss ich noch sagen — bitt' unterthänigst, wenn ich's dürft' sagen. Sonst muss ich dran ersticken." Er gurgelte vor Lachen.

„Alsdann, so sag's in Gottesnamen."

„Der gnädige Herr, der —", keuchend lachte er es hervor, „der schaut aus, wie die Käs-Gundl in Johnsdorf."

„So. Na, ich danke dir."

„O, ich muss mich bedanken, dass ich's hab' sagen dürfen."

Darauf sind wir zum Frühstück gegangen, die Koffer wurden an den Wagen geschnallt und nachher — Weiterfahrt. Wir fuhren an einem Wasser dahin. Die Berge waren nicht hoch, aber üppig mit Erlen- und Brombeersträuchern bewachsen. An der Flussseite stürzten sie in felsigen Terrassen ab. An der Straße bisweilen eine Steinschlägerhütte und von Strecke zu Strecke eine runde Meilensäule.

Wendete sich der Junge einmal um: „Wie weit fahren wir denn noch?"

„Ja, lieber Schackerl, wenn du's nicht weißt. Ich weiß es nicht."

„Ich weiß es schon", antwortete er und schlängelte die Leitriemen. Dann gieng's wieder voran.

Also, wie die Käs-Gundl zu Johnsdorf, meint er, knüpfte ich im Gedanken an. Denn bei diesem gleichmäßigen Wagenrollen, bei diesem träumerischen Wasserrauschen und bei diesem Hinlehnen in der warmen Sonne regen sich sonderlei Gedanken. Die Käs-Gundl, das ist eine alte Frau, die mit Käse handelt, eine lange Nase hat und gern einen Filzhut trägt. Einmal ist sie in der Fabrik Wäscherin gewesen, soviel ich mich erinnere. Ein Töchterlein hat sie gehabt, ja ja, dieselbe, dieselbe! Jetzt erinnere ich mich. Hat das Ding nicht Agathl geheißen? — Was man doch alles vergessen kann. Wenn mir recht dämmert, ist sie in jungen Jahren gestorben. Halt doch — jetzt weiß ich auch, an wen mich Schackerls Gesicht erinnert.

— — — Dummheiten!

Wenn's so viele Leute gibt auf der Welt, kann nicht jedes anders aussehen.

Am Nachmittage begann es zu regnen. Ganz sachte aus leichten Wolken. Der Schackerl meinte, es wäre ein Glück, dass es nach so heißen Tagen nicht grob käme. Im selben Augenblick rollte es in den Wolken, das war mehr ein Röcheln, als ein Donnern. Der Junge nahm seinen Lodenhut ab und löste von ihm die graue Hahnenfeder. „Dass's nit einschlägt", sagte er.

„Fürchtest du dich vor Gewittern?"

„Wenn ich der Blitz bin und in den Wolken sitz' und herabschau, und auf der Straßen fahrt ein Wagen, und auf dem Bock sitzt ein Kutscher, der eine Feder auf dem Hut hat, so denk' ich mir: Probierst einmal, ob du sie triffst."

Nun ist freilich die Natur selten so boshaft, als der Mensch nach eigenem Maße oder bösem Gewissen glaubt. Es war der erste und der letzte Donner gewesen, der Regen jedoch schien sich bequem einrichten zu wollen in der Gegend. Anfangs legte sich der Nebel nur so über die Bergkämme herein und in breiten Säcken an den Hängen nieder. Dann stieg er aus den Schluchten auf und regnete wieder herab, und endlich war der graue Nebel ringsum und wir mitten drin. Der Kutscher hatte den Wagen zugeklappt und seinen Wettermantel umgeworfen. Ich saß im Kobel und sah zu den Fenstern hinaus. Der Nebel war unbeweglich geworden. Die Straße war stellenweise lehmig, stellenweise neugeschottert. Es gieng wie durch eine Ebene, weil man keinen Berg mehr sah; neben der Straße Felder, auf denen Hafer stand, noch grüner Hafer, von dessen Rispen es troff. Hier stand ein wilder Birnbaum, dort eine Lärche, und im Astwerk sickerten die Tropfen. Weiter hin nichts als lichtes Grau. Der Wagen gieng recht uneben und der Schackerl redete durch die vordere Fensterlücke herab: „Herr! Jetzt wird wohl bald ein Rasttag sein müssen. Die Pferde lassen schon den Kopf hängen, und der rechte, scheint mir, ist gar krumm."

So habe ich am Eingang einer Ortschaft mit Erwägung die Straßentafel gelesen: „Dorf Gug, politischer Bezirk Breitengrub.“ Es waren zumeist Holzhäuser mit steilen Bretterdächern. Die Wandfugen und Fensterpfosten waren mit weißem Kalk verkleistert. Dann kam ein großes, gemauertes Haus mit dicken Wänden und kleinen Fenstern. In einigen standen Blumentöpfe. Über dem breiten Rundbogen des Einfahrtsthores ein Ochsenkopf. Vor dem Thore stand ein behäbiger Mann mit grünem Käppchen, weißer Schürze und einem daran niederhängenden baumelnden metallenen Messerwetzer. Er bewegte sich nicht. Der Wagen stand still, der Schackerl öffnete den Schlag, der Mann rührte sich nicht.

„Ist hier ein Wirtshaus?“ rief ich ihn an.

„Wie Ihr wollt“, antwortete er mit sanfter Bassstimme.

„Kann man Zimmer haben?“

„So viel Ihr wollt.“

„Wir möchten also dableiben.“

„So lang Ihr wollt.“

Und nun sitze ich in einer großen, niedrigen Stube. Der Fußboden hat feine Kratzer von dem Sande, mit dem er gescheuert wird. An der Decke sind Stuckornamente ausgeführt und übertüncht. Im großen, viereckigen Kachelofen schnalzt, von einem drallen Hausmobil manchmal geschürt, ein Feuer, und an den sechs Fensterchen schwitzen die Scheiben. In der Bettstatt sind vier Schichten von rothen Kissen aufgebaut. Der klobige Ahorntisch ist so breit, dass ich morgen darauf all meine Sachen auszukramen gedenke. Ich will ein paar Tage hier Rast halten. Es ist gar hochgemuth, sich vorzustellen, wie weit man von den Schloten ist und vom Telegraphen und von der Post. Briefe, die in der Fletz auf mich warten, werden nach einiger Zeit nach den Absendern zurückgehen mit dem Vermerk: „Adressat unbekannt wo.“

Wenn dieser Klotz wüsste, welch außergewöhnlichen Menschen er in seinem alten Hospitium beherbergt! — Das soll man mir nachmachen.

Die Nacht war nicht übel. Eine merkwürdige Heimlichkeit, so sehr auf der Gasse auch die Hunde bellten in der ersten Hälfte und die Fuhrleute lärmten in der zweiten. Diese Zerstreuung war wohlthätig, denn ich wäre sonst zu tief ins Grübeln gekommen. Ich hielt in dieser Nacht Generalrath mit mir selbst. Denn eigentlich — ach, das wird sich geben.

Drei Tagreisen bin ich gefahren von der Fletz bis hieher. Alle Brücken hinter mir sind abgebrochen. Was nun?

Ins Planlose, Ungewisse weiter? — Du wirst ja noch über vierzig Jahre leben wollen, habe ich mir gesagt. Was soll das Ziel dieses Lebens sein? Genossen, das hast du, so was man genießen nennt. Ge-

arbeitet hast du eigentlich auch. Nur gelebt hast du nicht. — Von nun an sollst du leben, ein schönes, freies, frohfriedliches Leben. Dann wird die eiskalte Ratte, die mir manchmal über den Rücken läuft, schon crepieren. Der Sorgen bist du ja ledig, über die conflictspinnenden Jahre bist du hinaus — was kann dir noch geschehen? — Und so ist mein Gedanke weitergestiegen von Traum zu Traum, von Wunsch zu Wunsch. Aber keiner hat sich so weit verdichtet, dass ich gleichsam mit Händen anfassen und formen könnte. — Sachte muss ich eingeschlummert sein, denn am Morgen, unmittelbar vor dem Erwachen fand ich mich tief in einer unzugänglichen Wildnis. Ringsum Dorngestrüpp und Sumpf, so weit das Auge reicht. In einer Felsenhöhle glost ein Haufen moderiges Gefällsholz, an diesem Feuer hockt ein verkrümmter, bärtiger Mensch, in ein Thierfell gehüllt, und brät den Hintertheil eines erschlagenen Wildschweins, und freut sich — fern von allem Gifte der Welt — des Lebens.

Brr! Das habe ich abgeschüttelt, bin aufgestanden, habe Toilette gemacht.

Und als der ganze Mensch wieder hergestellt war, hinaus in den Sonnenmorgen. Alles feucht, kühl und klar. Ein Thalkessel mit Roggen-, Haferfeldern und Wiesen. Ringsum ein weiter Bergkranz in sanft geschwungenen Linien, bis hinauf bewaldet, so dass das Blau der Wälder und das Roth des Morgens ineinander einen zauberhaft veilchenfarbigen Schimmer gibt.

Das weite Thal hat wenig Ortschaften, und strichweise ist es bräunlich wie eine Heide. Nahe hinter dem Dorfe beginnt ein Wildpark von alten Buchen und Eichen, der sich weit hin bis an den Fuß des Gebirges erstreckt, auf dessen langgezogenen Höhen dieses wundersame Licht liegt. Dort, wo der Park an den Berg zu stoßen scheint, sehe ich eine weiße Zinne ragen, und wie ich auf den Kirchhügel steige, thut sich unter der Zinne ein vielfenstriges Gebäude auseinander, aber so entfernt, dass ich die Gliederungen nicht erkennen kann. Ein Schulmädchen gibt mir Bescheid, es sei das Gut Finkenstein. Hinter demselben eine Schlucht, durch die ein Weg und ein Wasser führen soll. Durch das Dorf Gug schießt in steinigem Bett ein fast ungestümer Bach daher, und wie mir schien, bergan. Ich bin jener Täuschung unterworfen, die so manchen Reisenden verwirrt, der in einer fremden Gegend oben und unten verwechselt, so dass ihm die Wässer bergwärts statt thalwärts zu rinnen scheinen. Der gestrige Nebel hat mich so ziemlich um die Orientierung gebracht. Wenn ich heute morgens, bevor mich die Karte belehrte, weiter gefahren wäre, nach meinem Dafürhalten gegen Süden hin, so hätte ich am dritten Tage leicht wieder an der Fletz sein können. Gott behüte uns vor allen Irrfahrten!

Von den Stallungen her kam mir der Schackerl entgegen. Sein Rundgesicht strahlte und auf dem Hute stak wieder die Feder.

„Herr!“ rief er mir zu, „dahier ist's lustig. Die Pferde sind frisch, nur der Fuß, der eine, braucht noch einen gebotenen Feiertag.“

„Den soll er haben. Und du mit ihm.“

„Herr, ich kann nit stehen bleiben, muss alleweil umeinandergehen. Das ist eine Frischen! Und weithin kein Rauchröhrl! Und ein' Luft zum Rauschigwerden!“

„Kleiner Kerl, du schwärmst ja Natur!“

„Bin heut schon weit spazieren gewest. Dort unten beim selben G'schloss. Ist aber nix. Auswendig schöner wie einwendig. Eine große Küche hab' ich gesehen, wachsen Brennesseln drin. Ausschauen thut's in dem G'schloss, als müsst die weiß' Frau umgehen. Im Garten hab' ich zwei schwarze gesehen, sonst keinen Menschen und keine Katz. Aber der Hafern, Herr! Der Hafern, hinten an der Bergleiten! Wenn meine Pferdeln diesen Hafern sehen möchten — mit der Zung' müssten sie schnalzen.“

Das einer der Berichte von Schackerls Forschungsreisen in der Umgebung von Gug.

Und nach Tisch. Heute war er üppig. Die Wirtin bekommt man nicht zu sehen, aber den schmackhaften Schweinsbraten und die reschesten Kaiserkrapfen hat sie uns aus der Küche geschickt. Der Wirt sagt fast auf jede Anschaffung: So viel ihr wollt! So fein's euch freut! So groß ihr's braucht! — Seine Vorräthe und Leistungen scheinen unbegrenzt sein. Und so brachte er auch einen Wein auf die Tafel, der sogar dem Schackerl ein Kopfnicken abgenöthigt hat. Dem Jungen schüttelt's sonst den ganzen Oberkörper, wenn er einen Schluck Wein nimmt und muss darauf allemal die Gurgel auswaschen. Er weiß noch nicht, was gut ist.

Also nach Tische machte ich mich auf zu einer Wanderung. Der Heckenzaun um den Wildpark war schon zerrissen, ich brauchte nur durch ein Loch zu kriechen. Die Wege durch den Park sind mit filzigem Moos bewachsen und mit niedergebrochenen Ästen verrammelt. Ein großer Teich ist theils vertrocknet, in der zurückgebliebenen Lache treiben Kröten ihr Spiel. Nach einer Stunde hatte ich mich durchgearbeitet und vor mir stand die Front des Gebäudes. Sie ist lange nicht so weiß, als es von der Ferne scheint, die Mauern haben feuchte Flecken und rauhe Steinfelder, von denen der Mörtel niedergebrochen. Die Wirtschaftsgebäude verödet, im Hofe wachsen breite Lattichblätter und Germen. Auf dem weiten Anger, der noch Reste von Blumenbeeten und Rosenranken zeigt, schießt ein Springbrunnen scharf und hoch auf, die einzige Regsamkeit ringsum, mit Ausnahme der Mücken, Hummeln und Falter, so die Luft belebten. Und ein großer Sonnenfrieden über allem.

In einem hölzernen Lusthause, das schon ein wenig schiefwinklig steht, bemerkte ich zwei alte Frauen mit weißen Haaren unter den Hauben und schwarzem Anzuge. Ein halberwachsenes Mädchen brachte vom Gebäude her eine Kaffeekanne mit Tassen. Ich wollte seitabbiegen, war aber schon bemerkt worden. Die eine der Matronen trat aus dem Häuschen und sagte, wenn ich das Gut besehen wollte, sie stünde zur Verfügung. Nachdem ich mich artig vorgestellt hatte, luden sie mich zu einer Tasse Kaffee, ließen ein mit Silber beschlagenes Holzkästchen kommen und boten mir Cigaretten. Sie bäten, ungeniert zu rauchen, sie seien das von ihrem armen Bruder längst gewohnt. Ja, das wäre freilich eine schöne Zeit gewesen, als ihr guter Bruder, der General noch lebte. Wie gerne war er auf Finkenstein gewesen! Nicht um drei Laxenburgs, habe er oft gesagt, gebe er sein Finkenstein her. Ach der Gute, Arme! Im Grabe würde er sich umdrehen, wenn er wüsste, wie dieses schöne Gut nun an Fremde verkauft werde müsse. Aber leider Gottes, die Verhältnisse! Wenn es wenigstens ein verständiger Mann erstünde, der nicht alles gleich stürzen und wenden wollte, das Unterste zu oberst, wie es neue Herrschaften so gerne belieben. Der aus Pietät den gegenwärtigen Zustand respectieren wollte. Ach, es wäre ein so lieber, poetischer Aufenthalt zu Finkenstein. Und erst im Frühjahre — das Schloss habe den Namen nicht umsonst.

So ergiengen sich die zwei alten Damen, die eine hatte ein zartes Schnurrbärtchen, redselig über das Gut, das sie verkaufen müssten, das sie schon in den Zeitungen angezeigt hätten. Es kämen wohl Leute, um es anzusehen, giengen aber wieder fort, und wenn nicht bald ein guter Schick wäre, so müsse es binnen kurzer Zeit unter den Hammer kommen.

Nein, mehr Aufrichtigkeit kann man nicht verlangen. Ein wenig hatte ich mich herumführen lassen. Vor allem machten die Damen mich aufmerksam auf den Festsaal. Der war mit spiegelglatten Parketen belegt, mit vergoldetem Edelholz getäfelt und zwischen rothen Marmorsäulen an den Wänden die Ahnenbilder derer von Finkenstein — Generäle, Staatsmänner, Bischöfe. Wie durch die breiten, hohen Fenster die niedergehende Sonne so licht hereinschien auf die Goldrahmen und eingelegten Tische und auf den prachtvoll geformten Ofen, der weiß wie Porzellan war — da leuchteten wohl auch die alten, runzligen Angesichter der armen, verkrachten Aristokratinnen — voll Stolz auf eine große Vergangenheit und voll Weh über eine glanzlose Zukunft.

Dieser Festsaal war das Prunkstück, dann kam nichts Erfreuliches mehr, so viel schadhafte Steintreppen erstiegen, so viel feingeschnitzte, wurmstichige Thüren auch geöffnet wurden. Es gab ja mancherlei Dinge, an denen ein Antiquar seine Freude gehabt haben würde. Mir widerstrebt denn einmal die Staub- und Moderstimmung, und mein Erstes,

wenn ich in solch ein alterthümliches Gemach trat, war, dass ich zum Fenster hinausblickte auf die grüne Landschaft. Die Wohngemächer der Matronen habe ich trotz freundlicher Aufforderung nicht betreten. Nach der Verabschiedung gieng ich noch allein eine Weile umher und redete mehreres mit einem alten Hausmann oder Beschließer, der im rückwärtigen Hof mit der Axt einen alten Wandschrank zerkleinerte, um Brennholz zu schaffen.

Den Rückweg ins Dorf habe ich über die Felder und Wiesen genommen, und bei einer Herde braungefleckter Rinder fiel es mir ein, daß nicht bloß die Pferde und die Hunde und die Papageien sehenswerte Thiere seien. Ich beschaute also die Kühe von allen Seiten, wusste mir aber doch nichts Rechtes dabei zu denken.

Am zweiten Abend in Gug kamen muntere Gäste an, die sogar unseren wortkargen Wirt gesprächig machten. Schon als der Schimmel mit dem Steirerwäglein herantrabte, jauchzte der Wirt hell auf: „Jesses, da kommt ja der Lindwurm von Sesam!" Blieb aber an der Thürschwelle stehen und gieng den Ankömmlingen auch nicht einen Schritt entgegen. Das Steirerwägelchen war ordentlich vollgepfropft. Außer allerlei Kistlein und Taschen saßen auf dem Wagensitz zwei Burschen und auf dem Kutschsitz ein Knabe und ein älterer Mann, der das Pferd leitete. Da es hier keinen Hausknecht oder dergleichen zu geben scheint, so machte sich mein Schackerl nützlich, der an dem Schimmel echten Pinzgauerschlag erkannte und ihn tätschelnd in den Hof führte. Der ältere Mann sprang zuerst vom Bock, flink und würdig zugleich. Ich beobachtete ihn von meinem Fenster aus mit Wohlgefallen. Hätte er in seinem rothen Gesichte einen braunen Vollbart gehabt statt des weißen, buschigen Schnurrbartes, es wäre der ganze Andreas Hofer gewesen. Die kernige Gestalt mit den derben Bundschuhen, weißen Wadenstrümpfen, kurzen Lederhosen, dem rothen Brustfleck, dem grünen Hosenbande und den breiten Grobhemdflügeln darüber, mit der braunen, messingknöpfigen Lodenjoppe und dem wuchtigen Schlapphut, an dem der Gemsbart und ein sichelförmiger Auerhahnschwanz aufgestrammt war. So stand der Kerl. Um den rundlichen Bauch trug er einen breiten, weißbesteppten Ledergurt, in welchem die steiflederne Messerscheide stak, wohl als Schildwache vor der Geldkatze. Die zwei Burschen so in ihren ersten Zwanzigerjahren und der Knabe von etwa sechzehn, waren richtige Bauernjodeln; die älteren besaßen schon falbe Schnurrbärtchen, an denen sie natürlich zupften, um sie womöglich in die Länge zu ziehen; der jüngere hatte ein rundes Blasengelgesicht. Alle drei waren gleich gekleidet, mit grauem, städtisch geschnittenem Tuchgewand und schwarzen, schmalkrempigen Rundhüten. Die Hemden

an den Ärmeln und am Halse schimmerten schneeweiß, auch hatten sie hellrothe Halsmaschen, so dass die drei frischen Bengel gut anzusehen waren.

Nun also, der Lindwurm von Sesam!

„Da san ma wieder!“ sagte der Alte — er hatte eine breite, etwas schnarrende Stimme, „gibst uns a Hütten über Nacht, Franzwirt?“

„Aber so viel ihr wollt!“ sagte dieser.

Sie bekamen die große Stube mit den sechzehn Betten angewiesen, die an mein Zimmer stieß.

Dann in der Gaststube stellte sich der Bergbauer auch mir vor: „Der Lindwurm von Sesam! Und die drei, das sind die jungen Lindwürmer. Denen thun wir halt a bissel Bildung lernen lassen. Sollen drei Stadtherren draus gemacht werden, dass sie's einmal besser haben als ihr Vater. Drei Doctorn, was sagn's dazu, Herr! Der ältere da, der Toni, das ist der Medicindoctor. Nachher der zweite, der Bertl, das ist der Gscheite, der Professor! Der lernt Philosophie. Und der Kleine da, der Michel, — aber Michel, so grüß' den Herrn ordentlich!“ verwies er dem Jungen das feixende Gesicht, — „das ist der Doctor der Rechte, kann auch einmal Minister werden, wenn er will. — Aber Geld kosten sie, die Saggra!“

„Na, schön. Und Ihr reiset jetzt mit den Söhnen in die Stadt?“

„Ich begleit' sie nur ein bissel, weil die Vacanzen vorbei sind. Na, gelt, Michel“, packte der redselige Bergler weiter aus, „die Vacanzen sollten halt 's ganz' Jahr dauern! Der will mir immer einmal nit recht fort vom Ochsenstall daheim. Kommt jetzt schon in die siebente. Na, brav lernen, da fahlt sich nix!“

„Weshalb aber lasset Ihr ihn studieren, wenn er nicht fort will vom Ochsenstall?“

„Hat a gscheits Köpfel. Wär' Sünd und Schad. Schon in der ersten Volksschulclass' hat's der Schulmeister g'sagt: Der Michel muss den Brüdern nach. Die Lindwürmer, hat er gsagt, werden Zierden des Staates! Will mich nit prahlen, Herr, sag nur, was der Schulmeister gsagt hat. — Franzwirt, die große Flasche nimm mit, wenn du in den Keller gehst!“

„So groß du willst!“

Dann zu mir und seinen Söhnen: „Haben zwar da oben beim Staudenhansel eine Maß getrunken. Aber ein g'rechter Tropfen schmeckt alleweil gut, gelt Buben!“

Die Buben erklärten, dass ihnen Bier lieber wäre.

„Na ja freilich, Studenten! Ich für mein' Theil halt's wieder mit meinem Vater. Sein Lebtag ein gut's Weinl und zuletzt ein klein's Schlagerl, hat er gern gsagt. Und ist auch wahr geworden bei ihm.“

„Woher geht denn die Reise?“ wollte ich wissen.

„Von Sesam herab. Der Herr weiß doch, wo Sesam liegt! Nit? Ist Er noch nie oben in Sesam gewesen? Na, da heißt's wohl nachholen. Und nur dem Lindwurm nachfragen. Das ist mein Hof. Fehlt uns soweit nix. A bissel spat ist die Gegend, aber ein schönes Vieh haben wir.“

Zum Nachtmahl wurde ein ganzes Ferkel bestellt, „mit Krautsalat, wenn er schon wär'“. Als aufgetragen war, musste man den Michel suchen. Der war im Stall beim Schimmel und beim Schackerl, mit dem er bereits Freundschaft geschlossen hatte.

Jetzt erst zog der Lindwurm seinen großen Hut vom Kopf, er hatte graues, kurz geschnittenes Haar. „Meinen Pelz, wenn du hättest!“ rief er dem kahlköpfigen Wirt zu, „der thät für zwei langen. Ei ja, das fahlt sich nit bei uns in Sesam.“ Dann setzten sie sich zusammen und schmatzten ihren Braten hinunter und dem alten Lindwurm rann das Fett von den Mundwinkeln, dieweilen er von Sesam erzählte.

„Schmeckt's, Buben? Na halt ja. Junge Leut' im Wachsen, da muss man fleißig einfeuern. Fehlt uns zwar daheim auch nix, gelt? Wenn die Mutter mit dem Gselchten kommt und Knödeln dazu, da sag' ich vergelt's Gott für den feinsten Braten. Und Holzapfelwein dazu. Wie ich sag', abgehen lassen wir uns nix, in Sesam oben!“

Während solchen Erzählens hatte der Kleine die Gabel auf den Teller gelegt.

„Na, Michel, ist das heut alles? Den Doctor der Rechte muss man ja erst aufpappeln. Magst lieber mager?“

Der Michel schob langsam den Teller von sich und um seine Mundwinkeln war ein bedenkliches Zucken zu merken.

„Gelt, der Sesamhof daheim und die Mutter!“ rief der Alte lustig, damit schlug er dem Fass den Boden aus. Der Kleine brüllte laut auf. Thränenbäche ergossen sich über seine glührothen Wangen.

„Habt Ihr noch andere Kinder?“ fragte ich von meinem Tisch hinüber den Lindwurm.

„Eh na. Das heißt, a Madel noch.“

„Und wollt Ihr den Stamm nicht fortführen auf dem Lindwurmhof? Dass Ihr diese prächtigen Jungen in die Stadt schickt?“

„Ich bitt' Ihnen! Ist eh nix mehr z'machen bei den Bauern heutzutag. Und wenn die Tochter einmal einen braven Mann nimmt, so werden ihnen die Brüder von der Stadt aus gewiss besser an die Hand gehen können, wie als arme Bauernschlucker? — Mögt's noch a Mehlspeis, Buben?“

Die älteren drehten sich schon Cigaretten. Trotzdem hörte ich später von meinem Zimmer aus noch schmoren in der Küche. Eine unruhige

Nachbarschaft hatte ich befürchtet, allein die vier Lindwürmer mußten in ihren sechzehn Betten liegen wie die Säcke, nur ein immerwährendes Rauschen war zu hören, das ich für das des Baches von draußen gehalten hatte, bis es um vier Uhr morgens plötzlich verstummt war. Beim Ankleiden waren sie geräuschloser, als beim Schlafen.

Mit einem gellenden Peitschenknalle verabschiedete sich bald darauf der Lindwurm und rollte mit seinen Jungen davon, aus frischer, klarer Bergesluft der großen Stadt zu. —

An diesem folgenden Tage bin ich wieder viel herumgestrichen, über die Felder, durch den weiten Park, habe in Finkenstein mit dem Hausmann geplaudert, habe unweit vom Schloss in einem kleinen Wirtshaus, „zum Jager-Wastel“ genannt, einen Eierkuchen gegessen und sauren Wein dazu getrunken, bin dann die Berghalde hinangestiegen in die Jungwälder bis zu den Matten. Habe von solcher Höhe einen entzückenden Blick gehabt über das ganze Breitengruberbecken und über den Vorbergen sogar ein paar rissige Felswuchten aufragen gesehen. Erst gegen Abend kam ich zurück ins Dorf. Mein Junge war schon in großer Angst gewesen. Den ganzen Tag, erzählte mir der Wirt, hätte er keinen Bissen gegessen. Nun erklärte der Schackerl, wenn ich noch einmal so fortgienge und zur rechten Zeit nicht nach Hause käme, ohne etwas zu sagen, so müsse er mir den Dienst künden. Denn einen solchen Tag wie diesen, wolle er nicht wieder durchmachen.

Ich versicherte, in Zukunft mich ordentlich aufführen zu wollen.

„Wo wird jetzt mein Michel schon sein!“ rief er abends plötzlich aus. Und theilte mir bekümmert mit, wie der kleine Student ihm weinend anvertraut habe, er wolle auch lieber auf den Knien heim zu, als auf dem Wagen ins Gymnasium. Er, der Schackerl, hätte ihm aber einen guten Rath gegeben.

„Nun, welche Weisheit hast du ihm denn geschenkt?“

„Ich hab' gesagt: Michel, da hilfst du dir leicht, dass du wieder nach Sesam zurückkommst. Lern' schlecht, fall' durch!“

„Da wird dir sein Vater recht dankbar sein.“

„Das ist schon möglich.“

„Einstweilen, denke ich, du sorgst nur für deine Pferde.“

Über diese Zurückweisung stutzte der Junge ein bisschen, dann sagte er bescheidentlich: „Herr, die Pferde sind in Ordnung. Morgen kann gefahren werden.“

„Morgen wird nicht gefahren werden, Schackerl. Morgen kann ich dir vielleicht eine Neuigkeit sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Stelzhamer und die Gusti.

Aus **Hermann Bahrs** Lebensbild „Der Franzl" (Wiener Verlag[1]).

Ein hübsches Bauernmädchen ist seinen Eltern durchgegangen, kommt gelegentlich eines Volksfestes zum Dichter Franz Stelzhamer, überreicht ihm einen Blumenstrauß und klagt sein Anliegen.

Stelzhamer: Also — jetzt — sagn S' m'r jetzt nur — also — war's Ihnen denn z'haus gar so zwider?

Gusti: Schrecklich!

Stelzhamer: Gehn S'!

Gusti: Ganz krank werd' ich, wenn ich bloß dran denk'! All's thuat m'r weh und thuat mi drückn —

Stelzhamer: Die Krankheit kenn i, mir scheint! (Leise citierend, indem er die Worte gleichsam improvisiert):

> Ollweil thuat's mi drucka,
> Oft gat's mar an Riss;
> As schmöckt ma koan Oessen,
> Wann's was dawöll is.

Gusti (indem sie zustimmend mit dem Kopfe nickt): Ja, so is es!

Stelzhamer:

> As freut mi koan Aracht,
> Vobroißt mi ma Gwand,
> Und so zwida von Herzn
> Is mar olls mitanand.

Gusti (naiv): Woher kennen S' denn das so genau? Accurat so is es!

Stelzhamer (immer näher, mit der Hand auf ihrem Arm): I hab's ah amal g'habt, deine Krankheit! Weißt d', was d'r failt?

Gusti (treuherzig, Stelzhamer fest in die Augen blickend): Nein.

Stelzhamer (ganz dicht bei ihr, leise): Dei Herzerl — dei kloans Herzerl is krank.

Gusti (schlägt die Augen nieder, leise): Glaub'n S'?

Stelzhamer (immer näher): Sicher!

Gusti (indem sie die Augen wieder aufschlägt, mit leiser Koletterie): Ja, was — was thuat ma denn da?

Stelzhamer (eindringlich): Wie is Ihna denn das eingfalln?

Gusti (fragend): Dass i —?

---

[1] Siehe Seite 237.

Stelzhamer: Dass Sie da — weg von z'haus und —

Gusti (entschieden): Weil s' mich z'haus zu schlecht behandelt habn!

Stelzhamer: So?

Gusti (wie oben): Ja.

Stelzhamer: Ja, was habn s' Ihna denn than?

Gusti: O schrecklich!

Stelzhamer: Zum Beispiel?

Gusti (einfach): No, ich bin hald — schaun S', ich bin doch eine höhere Natur —

Stelzhamer: Ah so!

Gusti: Ich vertrag' das nicht! Diese Menschn, die so gar keinen Sinn für das Höhere habn — nur immer in die Küch' und die Haushaltung und Strümpf' stopfn — da krieg ich eine solche Wuth! Und dann hald die Sehnsucht!

Stelzhamer: Sehnsucht?

Gusti (einfach, leise): Ja! — schon wie ich noch a ganz a kleines Mädl war, hab ich mich so gesehnt! Nicht zum Beschreibn! (Den Kopf zurücklehnend): Fürchterlich gesehnt!

Stelzhamer: Nach was denn?

Gusti (mit einer vagen Handbewegung): No hald — so! Wie's hald in den Bücheln steht! Da is doch alles viel schöner als bei uns! So möcht ich's auch habn!

Stelzhamer (lacht leise wehmüthig auf): Ha! So möchtn Sie's auch habn?

Gusti: Ja.

Stelzhamer (leise, humoristisch): Accurat a so?

Gusti (rasch): No, wenigstens beiläufig —! (Eifrig erzählend): Schaun S'! Da is voriges Jahr — der Expeditor von der Post, der hat einen Bubn in Linz, der studiert dort — und der hat mir voriges Jahr ein Büchl gebracht, da hab ich zum erstenmal was von Ihnen glesn! (Von der Erinnerung ganz verklärt): Ja, mein Gott, das is hald — da is mir gwesn, ich kann Ihnen das gar nicht sagn; in dem Augenblick hab ich ja erst gwusst, wie schön 's auf der Welt is — mein Gott! (Nach einer kleinen Pause in einem anderen Tone, scharf, rasch): Aber nicht bei uns — bei uns is alles verbotn! Da hab ich einen solchn Zorn ghabt: wann man da liest, wie das Leben eigentlich is, wie wunderschön — und wenn ich das mit dem z'haus vergleich' — (ausbrechend) na, das halt i nöt aus, das geht nicht mehr!

Stelzhamer (der ihr mit großen Augen zuhört, in einem zwischen Ironie und Mitleid schwebenden Tone): Wirklich?

Gusti (immer leidenschaftlicher und erregter, aber sehr leise): Ich halt es nicht mehr aus! Habn Sie denn eine Idee? Wie die Leut bei uns

lebn — dass ma sich schämen muss! Dass ma weinen möcht — wann ma dann liest, wie 's anderswo is! — Nicht a bissl für's Herz, für's — für's Gemüth! Das möcht ma hald doch habn! Hie und da doch a bissl für's — für's — (hält einen Moment ein, das Wort suchend; dann leise, mit Nachdruck) ein bissl Poesie hald, ein ganz ein kleins bissl! — (Lauter, wie sich vertheidigend): Das is doch nix Schlechts, wann ma sich das wünscht! Wann's andre habn dürfn, warum denn nur ich nicht? Grad ich nicht? Aber immer und immer — in der Früh aufräumen und dann in die Küch, und Nachmittag einsiedn oder Strümpf stopfn, oder höchstens amal einen Tratsch, immer und immer, alle Tag', jede Wochn, jahraus, jahrein, und gar keine Hoffnung, und denkn, dass das nie anders werdn soll, das ganze Lebn nicht — (Tief aufathmend, energisch den Kopf schüttelnd, mit einer heftigen Bewegung der Hand; scharf): Na! (Außer sich, indem sie am ganzen Körper zittert): Das kann i nöt — i kann nöt! Eher ins Wasser!

Stelzhamer (rasch, fast gleichzeitig mit ihren letzten Worten, stark): Mädl! (Nach einer kleinen Pause, begütigend): Aber Mädl! Schäm' dich! (Väterlich strenge, sehr leise): So was sollst d' nöt amal denkn!

Gusti (senkt den Kopf und sieht auf den Tisch; nach einer kleinen Pause, ganz leise, flehentlich): Sie wissn hald nicht, wie mir oft is! Keinen Menschn habn, mit dem man amal vernünftig redn könnt', nix erfahren, wie 's draußt im Lebn eigentlich is — der Vada immer nur in seinem Amt, die Mutter in der Küch, und wann ma was fragt, wann ma was wissn möcht', weil ma sich schämt, weil ma was lernen und sich a bissl ausbildn will, da heißt's gleich: ma is verdreht und das passt sich nicht — (Ausbrechend): Alles, was ma möcht', passt sich bei uns nöt! Das is ja doch ka Lebn! — Ah, wenn ich denk: damals, wie ich das erstemal in dem Büchl von Ihnen g'les'n hab, da is m'r erst Alles klar g'word'n! Jetzt weiß ich, was m'r fehlt! Das wär's — das dort! (Mit reiner und inniger Empfindung): So a schönes und reines Leb'n, das ordentlich glanzt und spiegelt von Glück, wo ma wirklich was spürt dabei — so hald, wie — wie in Ihnern Büchl! — Und von dem Augenblick an hat's m'r keine Ruh' mehr geb'n! Fort, fort — hier geh' ich ja z'grund! Und täglich hab' ich mir g'sagt: Wann i nur mit ihm amal red'n könnt', ein einziges Mal, wann ich ihm das sag'n könnt', wie mir is — er möcht' m'r helf'n, er möcht sich erbarmen! Fort, fort! Keine ruhige Stund' hab' ich mehr g'habt — es is ja schad' um oan' jed'n Tag, den ich noch da bin — nur fort von hier, fort! Er wird m'r schon helf'n, er wird sich erbarmen! Und ich hab' nöt mehr schlaf'n können, ich hab' an nix anders mehr denk'n können, ich hab' mit die Leut' nöt mehr red'n können, — ich hab' ja so oan' Hass auf alles dort, auf das ganze Leb'n! Und wenn ich jetzt denk,

dass ich noch amal — (Leidenschaftlich Stelzhamers Hand ergreifend): Schick'n S' mich nöt weg, lass'n S' mich doch da! Lass'n S' mich bei Ihnen bleib'n! Mach'n S' mit mir, was S' woll'n — aber schick'n S' mich nicht zurück! (Wie ein Kind, das sich auf etwas capriciert; rührend): Ich möcht' bei Ihnen bleib'n, bitt' schön!

Stelzhamer (sehr gerührt betrachtend, herzlich): Ja, mei liab's Mädl! Liebes, dummes Mädl! (Er schüttelt leise den Kopf, löst behutsam seine Hand aus der ihren, steht auf, tritt nachdenklich vom Tische weg nach rechts vorn, bleibt hier stehen, wendet ihr den Rücken zu und schüttelt wieder langsam den Kopf.)

Gusti: (sieht Stelzhamer ängstlich nach und verfolgt jede seiner Bewegungen; dann schüchtern, sehr einfach): Wenn ich vielleicht was g'sagt hab', was sich nöt passt — das dürfen S' nicht so genau mit mir nehmen, ich kann nix dafür! Schaun S', ich hab' ja nie jemand'n g'habt, mit dem ich mich hätt' a bissl aussprech'n können — da kenn' ich mich hald noch gar nicht recht aus! Sind S' m'r desweg'n nöt bös, sind S' nöt beleidigt!

Stelzhamer (dreht sich rasch nach ihr um und sieht sie gütig an; wehmüthig lächelnd): Na! — (Er streicht sich mit der rechten Hand die Haare aus der Stirne, die ihm hereingefallen sind; dann mit Energie, indem er wieder an den Tisch tritt, doch ohne sich zu setzen; mit dem Finger drohend, in einem spasshaften Ton): Jetzt sag m'r amal Mädl — aber nöt lüg'n!

Gusti: Was denn?

Stelzhamer: Genau die Wahrheit sag'n!

Gusti (indem sie den Blick Stelzhamers tapfer aushält; ernst): Ja.

Stelzhamer: Sag m'r amal: wie hast d'r du den Franzl eigentlich vorg'stellt?

Gusti (verlegen, indem sie den Kopf senkt): Mein Gott —

Stelzhamer: Du wirst d'r doch nach dem Büchl a Bild an ihm g'macht hab'n — nöt?

Gusti (wie oben, leise): Ja.

Stelzhamer: Also wie denn?

Gusti (wie oben): No —

Stelzhamer (drängend): No? (Da sie schweigt, lächelnd, indem er mit dem Finger auf sich selbst zeigt): So? (Da sie schweigt, nach einer Pause): So oder mehr — anders?

Gusti (mit einem halben Blick auf Stelzhamer, kleinlaut): Schon eher mehr —

Stelzhamer (ihren Satz vollendend, lächelnd): Anders — gelt?

Gusti (kleinlaut, treuherzig): Nach'n Büchl is's hald schwer!

Stelzhamer (wehmüthig mit dem Kopfe nickend, langsam, indem er Gusti forschend betrachtet): Ja — nach'n Büchl is's wol schwer, dös glaub' i d'r schon!

Gusti (schlägt unter seinem Blick die Augen nieder.)

Stelzhamer (sieht Gusti noch einen Moment prüfend an, fährt sich dann mit der rechten Hand über die Stirne, tritt einen Schritt vom Tische weg vor, lehnt sich vorne

rechts an den Tisch und sagt vor sich hin, ohne sie anzusehen, in einem sehr eindringlichen Ton, dem man doch die Mühe anmerkt, die es ihn kostet, sich zu beherrschen): Nach'n Büchl is's wohl schwer — und jetzt pass auf, Madl, i werd' d'r was sagn: mit'm Büchl is' überhaupt nix — dös is all's derlog'n und nöt wahr!

Gusti (widersprechend, indem sie lebhaft den Kopf hebt): Aber bitte —

Stelzhamer (unterbrechend, mit der rechten Hand abwehrend): Pscht! Lass mi ausred'n? (Stark, ohne laut zu werden): All's d'rlog'n und nöt wahr! (Nach einer kleinen Pause, immer in einem aus Ironie und Wehmuth gemischten Tone): Schau d'r den Franzl amal an — den da, den echt'n, wie er wirklich is! (Auflachend): Ha! So a graupater, 'zauster Kund', mit oan' Ranz'n-bart, oan langmächtig'n, schaut aus wia a g'füchslada Koda — und d' Haar' staub'n ihm vom Kopf — i bitt di gor schön! Wo hast d' denn den g'fund'n, wurd's heiß'n — wo hast d' denn den her? Ujeh, ujeh! Schamerst d' di denn nöt? Aber freili, im Büchl — ja der! Der is oan anderer Bursch! (Wehmüthig citierend):

„Allweil kreuzlusti und trauri gar nie,
Steht da wie da Kerschbam in ewiga Blüh!"

Springt d'r und tanzt d'r und hat d'r oan' lüstig'n Gang — der kann scho a so a kloans Herzerl verdrahn, der schon! — Sei g'scheit, Madl: halt di an den dort, im Büchl — und schau, dass den alten Z'widerling da bald wieder vergisst! Mit dem is's nix, Madl — bleib' bei dem dort, im Büchl; i main d'r 's guat! (Er setzt sich auf dem Sessel vor dem Tische rechts, Gusti halb den Rücken kehrend und spricht das Folgende vor sich hin, immer ernster und lehrhafter werdend): Und sixt d' es — a so is's mit all'n! Accrat so! Nöt bloß mit'n Franzl — dös is no sei Trost: mit all'n is's so! Was in die Büchln so schön is — derfst eahm nöt in die Näh' kumma, sonst is's aus! Wia's in die Büchln is, findst d' es nirgends — sonst brauchat ma ja die Büchln nöt, hau! In die Büchln is's so, wie's schön war', wann's war'; wia ma's möcht', dass's sein sollt'; und wia's hald nier niernert g'wes'n is und nier niernert sein wird! Desweg'n hat ma s' ja, die Büchln! (Nach einer kleinen Pause, wehmüthig lächelnd, indem er die Achseln zuckt): Wann's du mein Leb'n kenna möchst, um das du mich so beneidst, dös Leb'n, das so glanzt und spiegelt — o mei! Aber Madl, an mei Leb'n liegt's nöt, sondern — (Mit großem Nachdruck, aber sehr einfach): i denk' m'r hald was Schön's dabei! Dös is die Kunst! (Indem er sich im Folgenden allmählig wieder zu Gusti wendet): Probier's, mach's wiar i: denk' d'r was Schön's dabei! — Geh z'haus — nimm's hin, wie's d'r b'stimmt is — spreiz di nöt geg'n 's Schicksal, es nützt d'r do nix. es is oll's umsunst!

„Olls währt nur an Eichtl,
Steigt af und föllt ab,
Mit oan' Fuß no im Wiagerl,
Mit 'n andern in Grab.

Awa während der Zeit'
Hat dar 's Löbn a Schenheit
Dass's dein Seel nuh furt freut
In der Ewigkeit.

(Die Worte: „Geh z'haus" bei jeder Wiederholung stärker und eindringlicher betonend): Geh z'haus — 's wird anderswo a nöt besser sein, 's is überall gleich, nur der Mensch is verschied'n: der oan' nimmt's so, der oan' anderst! Geh' z'haus und nimm's g'scheit — denk' d'r was Schön's dabei! Was d'r denkst, is schen — bald ernst und bald g'spaßi, awer immer, ob's di wana oder lacha macht, immer is schen! Nur derleb'n muaßt ös nöt woll'n, dös is' 'm Menschen nöt vergunnt! (Indem er aufsteht und sich wieder ganz zu ihr wendet, über den Tisch hin, fast bittend): Geh' z'haus, Madl! (Er fühlt, dass er ihren Anblick nicht länger erträgt, schüttelt den Kopf und macht zwei Schritte nach links gegen die Mitte hin, indem er fast grob zurückruft): Geh z'haus, geh, geh! (Er nimmt ein großes, blaues Tuch aus der Tasche und wischt sich schwer athmend, den Schweiß von der Stirne.)

Als die Großmutter sterben wollte.

Von **Heinrich Sohnrey.** [1])

„Guten Tag, Großmutter Schaper!"

„Größten Dank, auch!"

„Noch immer fleißig bei der Arbeit?"

„Ach, es will so recht nicht mehr, Herr Brosebach! Wenn man erst die siebzig überschritten hat, lassen die Kräfte nach."

„Großmütterchen, Sie haben ja noch Rosen auf den Wangen."

„Ach, Herr, das sind Kirchhofsrosen."

„Aber, Großmutter! Sie sind eine Poetin."

„Ich wollte nur, ich wäre wenigstens heute um zehn Jahre jünger, denn ich glaube, es gibt morgen einen guten Trockentag. Unsere junge Frau sitzt wieder mit der Gicht, und die Kinder, die einem schon Bate (Hilfe) leisten könnten, müssen fast den ganzen lieben langen Tag in der Schule und hinter den Büchern zubringen; 's ist arg, was die heute alles lernen sollen."

Die alte Frau, welche über den Brunnentrog unter der mächtigen Thilinde gebückt steht und Linnen schölt, [2]) führt das Gespräch mit einer Hast, als sorge sie bei jedem Worte etwas zu versäumen; sie hält mit ihrer Hantierung auch nicht ein einzigesmal inne und hebt auch nur

[1]) Aus dem volksthümlich hochinteressanten Buche: „Die hinter den Bergen. Gestalten und Gewalten aus dem Hannover'schen Berglande." Von Heinrich Sohnrey. Göttingen. Vanderhoek & Ruprecht. 1900.

[2]) Im Wasser schwenken.

ein einzigesmal die Augen flüchtig zu mir auf. Dieser flüchtige Augenaufschlag aber erinnert mich unwillkürlich an die Behauptung der Dorfleute, dass Großmutter Schaper „zu viel Weißes im Auge“ hätte.

Indem höre ich es oben auf dem Wege stapfen und „rintscheln“; ich sehe auf und gewahre einen alten Bauersmann, der ein angeschirrtes Joch Ochsen vor sich her treibt. Er hat eine dunkle Schirmkappe auf, einen abgeblassten blauen Leinenkittel und eine grauliche Leinenhose an, die bis zu den Knien in graue Gamaschen geknöpft ist. Den breiten Kappenschirm hat er tief über die Stirn gezogen, so dass das Kappenzeug hoch aufsteht. Zur Erde geneigt, nicht rechts, nicht links blickend, wie voll tiefer Gedanken, so geht er hinter seinen gemächlich arkäuenden (wiederkäuenden) Ochsen her.

„Ei, sieh, Großvater Schaper! Ist der Mittag vorbei?“

Er sieht nicht auf, erwidert auch nichts.

Großmutter Schaper hält nun doch einen Augenblick mit dem Linnenschölen inne und wendet dem dahinstapfenden Alten einen sorglich prüfenden Blick zu; dann sagt sie zu mir, und wie mich dünkt, nicht ohne ein gewisses Ergriffensein: „Er hört nicht gut; der liebe Gott hat ihn erinnert.“ —

„Aber er ist im übrigen noch recht rüstig und Ihrem Sohne noch viel wert“, bemerke ich.

Die schon wieder eifrig hantierende Großmutter schüttelt den grauen Kopf. „Ach, lieber Gott, er ist doch schon recht stuppelig geworden, unser Großvater. Er isst auch nicht mehr viel, sein Vesperstück bringt er gewöhnlich wieder nach Hause; er kann's nicht mehr beißen. Das bisschen Branntewein muss ihn erhalten. Wenn ihn nur der liebe Gott vor mir hinnehmen wollte! 's könnt's ihm doch kein anderer mehr zu Danke machen. Nahezu fünfzig Jahre haben wir zusammen gelebt; da ist man so aneinander gewöhnt, dass man's nicht mehr anders mag. Wenn ihm bloß 'mal unsere junge Frau oder die Großtochter die Strümpfe gestopft oder den Kittel ausgebessert oder 's Frühstück zurecht gesetzt hat, so merkt er's gleich und meint, 's wäre nicht ordentlich. Ich wollte auch sonst nicht, dass er den Kindern 'mal in die Hände sehen müsste. Haben uns ja 'ne ausreichende Leibzucht vorbehalten, und die Kinder sind auch gewiss nicht schlecht; aber man weiß wohl: 'n alter Mann, der keine Frau mehr hat, sitzt leicht überall am unrechten Platz, und wenn er dann kindisch wird ... Überdies, wenn er doch nichts recht's mehr nütze ist auf der Welt, dann lieber todt. Die jungen Leute haben ihre Last doch. Ich habe vierzehn Kinder aufgezogen; unsere jungen Leute haben erst halb so viel, aber manche Frau kommt mit sieben Kindern nicht so weit wie manche mit doppelt so vielen. Ich will ja nichts auf unsere junge Frau sagen; sie kann nichts dazu, dass sie soviel dasitzen muss;

doch wenn es so ist bei den jungen Leuten, da können sie nicht mehr gut hinter sich sehen und fragen, wer da noch sitzt. Darum ist mein Gebet, dass der liebe Gott auch rechtzeitig zu mir kommen möchte; aber wie ich sagte: unsern Großvater möchte er doch vor mir hinnehmen."

Sie schweigt und schwenkt emsig das Linnen im Wasser. Laut ertönt das schölende Geräusch; lauter aber ertönt das eigene Geräusch ihrer Gedanken in meinem Herzen nach. Sie hat sich ausgesprochen, nicht in thränender Rührung, nicht mit weltschmerzlichem Ach und Oh, auch nicht in Gram oder Groll, wie etwa diese Niederschrift vermuthen lassen könnte, sondern mit einer Nüchternheit, Absichtslosigkeit und Ergebung, wie sie nur ein alles scharf bedenkender, jeden vermutheten Fall voraus erwägender Geist zu geben vermag; die alte linnenschölende Bauersfrau erinnerte mich ein wenig an die alten Philosophen.

Ich will von ihrem merkwürdigen Sterben erzählen; aber meine Gedanken bleiben haften an ihrem Leben.

Ein bäuerliches Eheleben von nahezu fünfzig Jahren. Hut ab, ihr Leute, denn hier vor allem gilt des Psalmisten Wort: „Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." —

Als der Großvater die Großmutter nahm, war diese — so erzählte mir nachher eine greise Nachbarin über den Gartenzaun — ein junges, sehniges Mädchen von kaum achtzehn Jahren; aber sie that es schon damals den tüchtigsten Hausfrauen gleich, denn es steckte ein tüchtiger Trieb zum Schaffen und Sparen in ihr, und sie konnte schon damals ebensowenig eine Gänsefeder wie einen Bettler auf der Straße liegen sehen; die Feder nahm sie auf, dem Bettler gab sie so viel zu thun, dass er sich satt essen, seine Blößen bedecken und weiter gehen konnte. Ihr Mann, nun der alte stümperige Karlvetter, war von Haus aus mehr den langsamen, schlotterhaften Gang gewöhnt; allein als sie ihr erstes Kind kriegten, hatte sie ihn schon völlig umgekrempelt und ihm einen ganz neuen Geist eingehaucht, dass man sich überall verwundern musste und sagen: Seht euch doch den Schaperkarl! Und als sie ihr vierzehntes hatten, da meinte schon mancher: er thäte doch gar zu gefährlich und dächte gar nicht mehr, dass man auch Mensch wäre. — Als sie Hochzeit hielten, war der Schaper'sche Hof in einem so erbärmlichen Zustande, dass es beinah' keinem Bettelmann einfiel, dort an die Thür zu klopfen — und als sie den Hof ihrem Ältesten übergaben, war's einer der angesehensten im Dorfe. — Und dabei vierzehn Kinder aufgezogen? Jawohl, vierzehn Kinder! Freilich, da muss einer auch schon die Kunst verstehen, Kinder zu kriegen. Und die Schaper'sche verstand's. Länger als zwei oder drei Tage hatte sie niemals im Kindbett zugebracht und am dritten konnte man sie schon wieder am Herde finden. Um so mehr aber gewöhnte sie die Kinder gleich ans Liegen, denn die

müßten sich ordentlich ausliegen, pflegte sie zu sagen. Mußte sie ins Feld, so band sie ihr Kleinstes auf den Rücken und machte ihm draußen am sonnigen Acker unter dem Haselnußstrauche eine Hütte zurecht, und die Lerchen sangen das Wiegenlied. Späterhin natürlich mußten die größten immer die kleinsten warten. Und war ein Junge confirmiert, schon den andern Tag nahm ihn die Mutter an die Hand und brachte ihn zu einen Meister, den sie für tüchtig und streng genug hielt, in die Lehre. „Den Hof kann nur einer kriegen", sagte sie, „aber das Handwerk hat auf dem Lande auch noch einen goldenen Boden." — Die Mädchen dagegen wurden frisch vom Hofe weggeheiratet und kamen fast alle in gute Bauernstellen, denn jeder wollte gern eine Schaper'sche haben.

So meine alte Nachbarin über den Gartenzaun.

Eines Tages finde ich die Großmutter in ihrem wohlgepflegten Kohlgarten. Sie hält ein abgerissenes Kohlblatt in der Hand und sieht ganz gegen ihre Gewohnheit eine Weile unthätig darauf. „Ich habe ein weißes Blatt gefunden", läßt sie sich bei meinem Herankommen vernehmen, und als ich sie darauf fragend ansehe, fährt sie fort: „Ein weißes Blatt am jungen Kohl — das bedeutet, es wird einer sterben in unserer Familie." Und noch andere Erscheinungen von gleicher Bedeutung führt sie an: Gestern schon habe sie ein weißes Bohnenblatt gefunden, und beim letzten Back wäre die Oberrinde eines Brotes gekloben; auch ginge die Glocke seit einiger Zeit so traurig; das seien gewisse Zeichen.

„Aberglaube, Großmutter."

„Nein, Herr Brosebach", erwiderte sie ruhig, wie nur der erwidern kann, der seiner Sache völlig gewiß ist, „das ist die Zeichensprache Gottes."

Wirklich gieng es kurze Zeit darauf mit dem Großvater zu Ende, und als ich nun die Großmutter sah, zeigte sie sich von einer so ruhigen Seite, daß mancher sie für gefühllos halten mußte, der ihr nicht ins Innere sah, in ihrem Äußern nicht die natürliche Folge ihres einfachen Denkens und fürsorglichen Wünschens erkannte. „Er ist wohl daran", sagte sie und gieng unverdrossen ihrem Tagwerke nach. Als am andern Morgen der Todte „ausgeläutet" wurde, brach sie zum erstenmal in Weinen aus, und als man am dritten Tage den Sarg vom Hofe trug, kam die zweite heftige Bewegung über sie; als sich aber der Hügel über dem Sarge wölbte, trocknete sie mit der Schürze die Augen und schien nur noch zu denken: „Lieber Gott, nun ist unser Großvater in Sicherheit; nun kann's an mich kommen." Noch einmal weinte sie und dann nicht mehr.

Der Leichnam hatte in dem Altentheilsstübchen auf dem Stroh ihres gemeinsamen Bettes gelegen; jetzt trug die alte Frau das Stroh hinaus, frisches Stroh und Bettwerk hinein und schlief schon die folgende

Nacht wieder, und zwar nun allein auf der Stätte, die sie seit fünfzig Jahren mit dem Manne getheilt hatte. Die landläufige Furcht vor dem Wiederkommen kannte sie nicht; die Gedanken dieser Nacht hat jedoch niemand erfahren.

Einige Zeit darauf treffe ich die alte Witfrau wieder einmal, und es fällt mir sogleich auf, dass sie etwas gebückter geht und angegriffen aussieht, auch mit matterer Stimme redet. „Ich werde unserem seligen Großvater nun bald folgen", sagte sie, „und ich bin froh darüber, denn meine Stärke ist hin, ich gebe nichts mehr für mich. Möge der liebe Gott nur kommen; er findet eine, die mit Freuden zur Ruhe geht, nachdem sie so lange die Sorgen des Lebens getragen hat. Die jungen Leute müssen auch sehen, dass sie fertig werden."

Als ich ihr die Todesgedanken ausreden will, streift sie den linken Ärmel ein wenig zurück und deutet auf zwei braune Fleckchen, die sich gegen die übrige Hautfarbe scharf abheben. „Das sind Todtenflecke", erklärt Großmutter Schaper mit aller Zuversicht, und da ich ihr auch diese Meinung ausreden will, hält sie mir weiter entgegen, dass sie schon seit drei Nächten beständig von ganz reifen, dicken, schwarzen Zwetschen geträumt habe; zudem höre sie die Todtenuhr seit einigen Nächten wieder in ihrer Bettwand gehen. Sie bleibt unerschütterlich in dem Glauben an die gottgewollte Bedeutung all dieser Zeichen, zumal da ich zugeben muss, dass sie vor dem Tode ihres Mannes die „Zeichensprache Gottes" richtig gedeutet hat. Die Großmutter ist mit dieser Naturanschauung jung gewesen und alt geworden, und ich komme zu der Überzeugung, dass es gegenüber diesem abgeschlossenen Volksgemüthe eine zwecklose Zudringlichkeit wäre, wollte ich noch weiter dagegen eifern.

Zu den alljährlichen Leibzuchtsgegenständen der Großmutter gehörten u. a. anderthalb Stiegen Linnen, ein Paar Schule und ein Beiderwandsrock. Das Linnen nahm sie noch einmal, um es ihren Töchtern, die hinausgearbeitet hatten, zugute kommen zu lassen; aber auf den Beiderwandsrock und weitere Bekleidungsstücke verzichtete sie, und als die Schuhe in Frage kamen, sagte sie: „Das Geld sollt ihr sparen; ich geh 'r nicht lange mehr."

Großmutter Schaper wurde wirklich krank, ja so krank, dass sich, etwas ganz Unerhörtes, in ihrem ehernen Antlitze nur der Ausdruck der Zufriedenheit auszuprägen schien, der Zufriedenheit darüber, dass sie am Ziele war. Sie wünschte nichts mehr; ihr bangte nur, dass sie noch leben sollte, wenn sie nichts mehr thun könnte; darum war ihr einziger Wunsch und Wille, dass „der liebe Gott es kurz machen möchte, damit nicht zu viel um sie versäumt würde".

Als ihre Kinder darauf drangen, den Arzt zu holen, sträubte sie sich hartnäckig dagegen und sagte: „Macht euch ja diese unnützen Kosten

nicht, das sage ich euch. Der Doctor nimmt mindestens zwei Thaler für den Weg und helfen kann er mir doch nicht. Und dann erst der Ap'theker! Das wollte eine schöne Rechnung geben." Wirklich muſste man es dabei bewenden lassen, denn sie ließ sich nicht herumkriegen, und etwas gegen ihren Willen zu thun, unterstand sich niemand.

Dagegen verlangte Großmutter, als die Sterbensnoth größer und größer wurde, nach dem Seelsorger, damit er ihr das heilige Abendmahl reiche. Sie hatte sich in ihrem Leben stets als eine Frau von strenger Frömmigkeit gezeigt, als daß sie sich keines Morgens oder Abends bewuſst war, an dem sie nicht „Richtigkeit" gemacht hätte mit ihrem Gott. Zur Kirche pflegte sie regelmäßig jeden Sonntag zu gehen, obgleich ihr die Zeit, die sie da müßig sitzen muſste, manchmal fast leid that, denn es war, wie wir wissen, ihre Art, zu hören und zu reden, ohne in der Arbeit innezuhalten. Wenn es nach ihr gegangen wäre, wer weiß, da hätte man in der Kirche Strümpfe stopfen oder Hosen flicken müssen.

Der Geistliche kam, rüstete sie aus mit dem heiligen Sacrament, segnete sie und sagte: „Fahre hin in Frieden."

Der dies erzählt, stand auch an dem Sterbelager und muſste erstaunen über den Sterbenseifer und die starke Himmelshoffnung, die Großmutter Schaper in Wort und Miene ausdrückte. Sie dankte für alles, was man an ihr gethan hätte, mahnte, daſs die üblichen Gebüren richtig bezahlt würden und erwartete in großer Zuversicht das selige Ende. — —

Im Volksmunde geht das Wort: Wenn ein Schwerkranker das heilige Abendmahl empfangen hat, da wird es sich bald entscheiden: Entweder er stirbt, oder wird wieder „zurecht".

Und wie entschied sich's bei Großmutter Schaper? Ei, sie wurde wieder „zurecht" und brauchte sowohl die neuen Schuhe, als auch den neuen Beiderwandsrock noch und hat beides noch manchmal gebraucht. — An ihrer abergläubischen Naturanschauung ist sie aber dennoch nicht irre geworden; sie hätte, wie sie wiederholt versichert, die Zeichen nur irrthümlich auf sich bezogen. Und der Tod gab ihr recht.

Darnach ist ein halbes Jahrzehnt vergangen. Großmutters Schwiegertochter, die stille, gute, nur nicht so arbeitsstarke Frau, starb eines schweren Todes, als sie ihrem neunten Kinde das Leben geben wollte; sie ruht längst im kühlen Grabe. Der Bauer hat sich den erschütternden Fall sehr zu Gemüthe gezogen und ist oft nahe daran, allen Lebensmuth zu verlieren. Die Großmutter aber, so krumm und runzlig sie auch geworden ist, steht vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend am Ruder, tröstet und treibt und bewahrt das Hauswesen vor dem Untergange.

Die Heilandskirche in der Waldheimat — vollendet.

Vor ungefähr einem Jahre gab es im Mürzthale Kirchenstreit. Bei Kindberg auf einem Hügel steht die alte St. Georgen-Kirche. Sie ist Privateigenthum eines evangelischen Gutsbesitzers, dessen Hof unmittelbar hinter der Kirche steht. Die katholische Pfarre Kindberg hat seit altersher das Recht, in dieser Kirche jährlich mehrmals Gottesdienst zu halten, doch geschieht das fast nie, da ohnehin zwei katholische Kirchen in nächster Nähe sind. Die etwas entlegene St. Georgen-Kirche steht unbenützt da. Als nun im Mürzthale sich eine evangelische Gemeinde zusammenfand, die keine Stätte hatte, um ihren Gottesdienst halten zu können, stellte der evangelische Eigenthümer diese Kirche zur Verfügung, dass darin das Evangelium gepredigt werden könne. Das geschah einmal, dann klagte die katholische Kirche bei Gericht. Sie habe das Recht, in der Georgen-Kirche jährlich sechsmal Gottesdienst zu halten und könne deshalb auch die übrige Zeit den evangelischen Cultus darin nicht dulden, weil er die Kirche entweihe und sie dann nicht mehr ihren katholischen Gottesdienst darin halten könne. Das Landesgericht entschied zu Gunsten der Evangelischen, aber die oberste Instanz erklärte endgiltig, dass der Eigenthümer der Kirche nicht das Recht habe, sie seinen Glaubensgenossen für die Zeit, da sie von den Katholiken unbenützt bleibe, zur Verfügung zu stellen. Denn durch die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes würde die Ausübung des katholischen in derselben unmöglich, die katholische Kirche also in ihrem Rechte gestört.

Zu jener Zeit war von dem Baue einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag die Rede, doch schien es eine Weile, als sei der Ausgang des Kindberger Processes dafür bestimmend. Wenn die Georgen-Kirche der evangelischen Gemeinde zur Mitbenützung zugesprochen würde, so entfiele wohl die Nothwendigkeit eines neuen Kirchenbaues. Und ich glaube, dass, wenn die katholische Kirche jene auch in anderen Ländern vorkommende Duldung geübt und das Georgen-Kirchlein den Evangelischen zeitweilig oder ganz überlassen hätte, in Mürzzuschlag heute die schöne Heilandskirche nicht dastünde. Eins ergibt sich aus dem andern.

Man verlangt ja nichts, was die Kirche nicht erfüllen könnte oder dürfte; alle ihre Eigenthümlichkeiten werden geachtet, wenn nur das Evangelium im Vordergrunde steht. Ich habe seit vielen Jahren, etwa vor sechsundzwanzig Jahren das erstemal, das Evangelium öffentlich bekannt und gefordert. Ich habe gebeten, habe verlangt, dass es uns

in Kirche, Schule und Haus unverkümmert gegeben werde. Und seit vielen Jahren werde ich deswegen verlästert und verhöhnt. Aber während auf der einen Seite das trutzige Nein starrt, vollzog sich auf der andern ein gesegnetes: Ja. Eines der kühnsten meiner Jugendideale ist erfüllt, in der Waldheimat steht die Heilandskirche, in welcher, wie zur Zeit der ersten Christen, die frohe Botschaft vom Heile, vom Himmelreiche rein verkündet wird.

Meine Mitwirkung an diesem Gotteshause konnte sich wohl nur darauf beschränken, dass ich, anstatt zu geben — nahm. Aber diesmal war, wie so oft in der Welt, nehmen seliger als geben. Es war eine frohe Zeit, als die Gaben aus allen Gegenden des Deutschen Reiches und der Schweiz geflogen kamen, von Armen und Reichen, von Vornehmen und Geringen, von Geistlichen und Weltlichen, aus allen Kreisen der Gesellschaft. Sie waren stets begleitet von Briefen. Und was schrieben die Spender? Nicht einer von solchen Briefen ist mir erinnerlich, der etwa ein politisch Lied sang. Man glaubt es kaum, wie sehr in diesem starken Volke da draußen die Christusfreude noch lebendig ist! Die Briefe sprechen mit froher Begeisterung von Christus, von seinem Evangelium, von der Allgemeinsamkeit dieses göttlichen Gutes, von der jungen Gemeinde im Mürzthal; diese Briefe werden aufbewahrt als Zeugnis, dass die neue Heilandskirche nicht auf politischer, sondern auf religiöser Grundlage steht. Aus politischen Gründen Religion betreiben, das wäre jesuitisch. Dass die evangelische Kirche, eben weil sie nach der Lehre Christi politisch neutral sein will, dem deutschnationalen Gefühle besser entspricht als die römische, die positiv gegen den Nationalismus ankämpft, das ist ja wahr. Sobald es sich aber um wirkliches Glauben und Christenthum handelt, bleiben die Radicalen hier wie dort zurück und wissen mit der Kirche nichts anzufangen. Und wie auch anders? Einen politischen Heiland sucht man nicht in der Krippe zwischen Ochs und Esel. — Wir benöthigen vor allem einen socialen Heiland, der uns wieder die Demuth und die Nächstenliebe lehrt. — Nur in diesem Sinne ist allen zu danken, die mitgeholfen haben, diese Heilandskirche zu gründen.

Bei der Weiherede wurde gesagt, dass hier ein Wunder geschehen sei. Knapp fünf Monate nach der Grundsteinlegung steht die Heilandskirche vollendet. Auf dem Hügel über dem Orte Mürzzuschlag, von dem aus ein geradezu herrlicher Blick ins Hochgebirge offen ist, ragt sie gegen Himmel, röthlich leuchtend — ein gothischer Bau mit schlankem Thurm, der in allen Feuern glänzt. Als an diesem 18. November vom Thurme zum erstenmale die Glocken klangen, da ist uns wohl allen warm geworden ums Herz und feucht im Auge! — Über dem schönen Portale steht die lebensgroße Heilandsgestalt, und das Wort: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!“ lädt uns ein.

Die Kirche fasst sechshundert Personen; an diesem Tage hätte sie fünfmal größer sein müssen, um die Leute aufzunehmen, die aus nah und ferne gekommen waren zur Einweihung. Es war ein milder, sonniger Spätherbsttag, die Wiesen grünten frisch, die Wälder prangten in bunten Farben, die Hochalpen blauten klar und herrlich herab aus dem Neuberger Thale. Während in der überfüllten, festlich geschmückten und beleuchteten Kirche die Einweihung, sowie die Einführung des neuen Pfarrers in die Gemeinde vor sich gieng, während deutscher Weihegesang das Gotteshaus wie Frühlingsföhn durchbrauste, wurde draußen im Freien der tausendköpfigen Menge eine Bergpredigt gehalten, wie man eine solche in diesem Thale wohl schon lange nicht mehr gehört hat. Drinnen sprach der Redner von den drei Hütten, die Petrus auf dem Berge Tabor bauen wollte, weil es da „gut sein ist“. Diese drei Hütten deutete der Prediger als die drei christlichen Kirchen, die evangelische, die katholische und die altgriechische. — Wie sehr heimelt eine solche brüderliche Auffassung an! Wie wäre aller Streit und Hass gestillt bei solcher Deutung von den drei Hütten Christi! —

Gottsuchende Weltkinder, sie mögen was immer für einer Confession angehören, werden finden, dass es auch in dieser Hütte auf dem Ölberge zu Mürzzuschlag gut sein ist, um manchmal ein wenig zu rasten. Zu rasten an stiller Stätte zur Einkehr in sich, zur Sichbesinnung, was dieses Leben und wir selber denn eigentlich bedeuten.

Der Raum in der neuen Kirche ist licht und heimlig. Auf dem Altar ein großes Crucifix, der Christus aus weißem, das Kreuz aus schwarzem Marmor. An beiden Seiten je drei Leuchter mit Wachslichtern. Zur Rechten von uns die Kanzel mit den vier Evangelisten, zur Linken ein schönes, überaus liebliches Bild Mariens, der Heilandsmutter. Es ist eine genaue, vom Original in Dölsach kaum zu unterscheidende Nachbildung von Defreggers berühmtem Bilde „Die Heilige Familie“, gemalt von J. Böhm in München, einem der talentiertesten Schüler Defreggers, unter persönlicher Mitwirkung des Meisters. Das Bild wurde eigens für die Heilandskirche angefertigt und gibt nun zu dem ernsten Kreuz am Altare einen wunderbar idyllischen Gegensatz. — Sechs große Fenster mit glühenden Glasmalereien lassen ein warmes Licht hereinströmen. In den schmalen Fenstern am Altar die Bildnisse der Weltapostel Petrus und Paulus, in den breiten Fenstern der Seitenschiffe die Bilder des Säemanns und des Guten Hirten. An der Außenseite über den Fenstern die großen Reformer und über dem Eingang die Heilandsgestalt. Das ist der wesentlichste Bilderschmuck der neuen Kirche. Der Fußboden zeigt eine hübsche Mineralmosaik. Die Sitzbänke sind schlicht, der Musikchor hingegen hat eine sehr zierliche Holzstructur mit Schnitzwerk. Mitten in der Kirche hängt ein kostbarer

schmiedeiserner Kronleuchter mit 24 Flammen, aus den Wänden stehen sechs Armleuchter, auf dem Orgelchore zwei Standleuchter — zusammen über 50 elektrische Flammen. Diese Kircheneinrichtungen sowie Taufstein, Altar- und Kanzelbekleidungen, die Weihegefäße u. s. w. sind besondere Stiftungen. Die Orgel ist noch nicht fertig und kann erst im nächsten Frühjahre aufgestellt werden. Der Thurmglocken sind vier; sie tragen folgende Inschriften, und zwar die größte: „Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ!" Die zweite: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Die dritte: „Wir Deutsche fürchten Gott da droben, aber nichts auf dieser Welt?" Das Sprüchlein der vierten Glocke, von Toni Schruf verfasst, lautet: „Es klinge steirisch Erz, es dringe steirisch Herz himmelwärts!" Die hellen Glocken mit ihrem reinen Zusammenklang tönen dreimal des Tages weit in drei Thäler hinaus und hoch zu den Almen empor. Die Leute sagen, so weit wie dieses Geläute höre man keines im ganzen Mürzthale. Und auf ein schönes, weit austönendes Geläute halten sie was. Überhaupt findet diese Kirche in der Bevölkerung viel Wohlgefallen. Nach dem ersten Gottesdienste äußerten ein paar katholische Bergbauern, sie wüssten nicht, weshalb es denn so groß gefehlt sein sollte, in eine solche Kirche zu gehen; sie hätten scharf ausgeguckt und gehorcht, aber nichts gesehen und gehört, was in der katholischen Kirche nicht sein dürfe. Die Predigt und die Gesänge und die Litanei und der Segen, das könne wohl gerade so auch in der katholischen Pfarrkirche vorkommen. Worauf ein anderer, der daneben stand, sprach: „Ja, ja, was da ist, das ist schon recht, aber fehlen thut was. Ich meine, die evangelische Kirche hat wohl in der katholischen Platz, aber die katholische nicht in der evangelischen." Man müsse sich halt denken, die neue Heilandskirche sei eine Kapelle, in der nicht Messe gelesen und nicht Beicht gehört wird. Aber beten könne man doch drin. — Ein fürwitziger Almer zischelte halb zum Nachbar, halb in seinen Hut hinein, die lutherischen Schwarzen wären noch schwärzer, denn sie blieben auch in der Kirche schwarz. Auf der hohen Alm oben mit dem Herrgott allein sein, das sei ihm am allerliebsten.

Von solcher Gattung gibt es nach meiner Erfahrung in Obersteier schon ziemlich viele. Und der Herrgott, so ihnen im Wald oder auf hoher Alm begegnet, wird schon auch der rechte sein. Wer jedoch der Meinung ist, dass für den einzelnen und für die Gesellschaft kirchliches Leben und gemeinsamer Gottesdienst ein Segen sei, der — ob Katholik oder Protestant — kann sich nur freuen über jede Stätte der Gottesverehrung, die den Menschen manchmal auf ein Weilchen dem Alltäglichen entrückt und in ein höheres geistiges Bereich führt.

Außer dem Gottesdienste, der von nun an regelmäßig in der Heilandskirche stattfindet, dürfte der schöne Bau auch noch für andere

culturelle und humanitäre Zwecke verwendet werden. Man denkt an volksthümliche Vorträge, unterrichtenden, zu geistigem Leben anregenden Inhaltes, natürlich innerhalb des Christenthums stehend, man denkt an deutsche Liederabende und sonstige Musikaufführungen, besonders aber sollen in der Kirche alljährlich Christbaumfeste abgehalten werden für Kinder armer Leute. Das so nahe dem Ort gelegene, geräumige und heizbare Gotteshaus eignet sich für solche Zwecke prächtig und so wird die Heilandskirche in Mürzzuschlag ein Ausgangspunkt des praktischen Christenthums werden. — Leute, die etwa noch gleichgiltig sind, bald werden sie sehen, was diese wie durch ein Wunder entstandene Kirche bedeutet! R.

Nur ein kleines Stüberl.

Morres „Nullerl" hat den Städtern die Augen darüber geöffnet, wie es den armen alten Leuten, den Einlegern, auf dem Lande ergeht. Man nennt sie Einleger, weil sie in die Bauernhäuser zur Kost und Pflege eingelegt werden auf kürzere oder längere Zeit, je nach Größe des Hofes. Diese Einlegerschaft ist zumeist recht ungern gesehen, verwahrlost; oft gar unsauber kommen die Leutchen an, um womöglich in demselben Zustand weiter geschoben zu werden. Mancher dieser Armen zieht, wenigstens während des Winters, den Kotter vor, dem elenden Leben im Bauernhofe, wo er sein Lebtag lang gearbeitet hat und nun in Alter und Siechthum der Verlassene und der Verachtete ist. Das schlechteste Gewand muss er tragen, die verdorbenen Bissen muss er essen, mit gänzlich ungepflegtem Körper muss er häufig im Stall wohnen beim Vieh. Gerade hungern läßt der Bauer niemanden, aber sonst ist er oft hart. Hart gegen die, denen er manchmal seinen Wohlstand verdankt. Und wenn er selber verarmt und dann von anderen hart behandelt wird, so findet er's zwar auch selbstverständlich. Aber weh thut's doch.

Und nun das Merkwürdige. So schlecht es dem Einleger in den Bauernhöfen geht, fort will er doch nicht, außer der eine oder der andere als Halblump in den Kotter, wo es manchmal mit gleichgesinnten Gesellen guten Zeitvertreib gibt. Man baut Siechenhäuser, Versorgungshäuser, wahre Paläste oft — wenigstens nach außen — aber die Leutchen wollen nicht hinein. Aus mancherlei Gründen. Sie sind das Zusammenleben mit vielen anderen nie gewohnt worden, sie fürchten die strenge Ordnung, sogar den Zwang zur Reinlichkeit. Sie vermissen die Freiheit, in Wald und Flur umherzugehen und bei gutherzigen Menschen bisweilen einen Bissen zu ergattern, weil das Erjagte und Erbettelte halt besser schmeckt, als was für gewöhnlich so in die Schüssel

gethan wird. Im Versorgungshaus, im Siechenhaus sind sie ja gut aufgehoben, sie sehen es ein. Aber die Empfindung: Jetzt ist es aus, jetzt hast du nichts mehr zu erwarten, du gehörst zu den alten Krüppeln, Kranken, bist lebendig begraben — diese Empfindung lässt sie nicht mehr los. Auf dem Bauernhof draußen könnten sie doch manchmal noch ein wenig mitthun. In altgewohnter Arbeit vergessen sie auf Stunden ihres traurigen Zustandes und hegen Hoffnung: Vielleicht wird's wieder besser mit mir, so dass ich als Knecht oder Magd meine Sach' leiste und wieder ins gewohnte Leben komme. Das ist im Siechenhause nicht. Da müssen sie nach der Hausordnung leben, eins wie das andere, und immer sind die Aufseher da, die Herren Doctoren, die Ärzte, wovon doch keiner gesund machen kann. Im Garten spazieren gehen ist ihnen zu langweilig, zum stillen Hinträumen fehlen die lauschigen Winkel, zu einem traulichen Geplauder fehlen die alten Bekannten. Es ist eine Geselligkeit, in der man sich nicht zerstreuen und eine Einsamkeit, in der man sich nicht sammeln kann. Es ist das bei den Bauern seit jeher gescheute Kasernleben.

Viel thut die allgemeine Wohlthätigkeit heutzutage, um den Armen solche Zufluchtsstätten zu bauen und zweckmäßig einzurichten. Licht, Luft, Reinlichkeit, gesunde Nahrung, gleichmäßige Wärme, Ruhe und Ordnung — alles ist da, um den alten Leutchen das Leben zu verbessern und zu verlängern.

Und was sagt die Erfahrung?

Die Erfahrung sagt, dass Bauersleute, die in solche Versorgungshäuser und Siechenanstalten kommen, in diesen bald sterben. Dass sie es verhältnismäßig weniger lang aushalten, als daheim in ihrem gewohnten Elende.

Wie es eben den alten Bäumen geht, wenn man sie versetzt. Da mag der Boden noch so gut sein, sie gehen alsbald zu Grunde.

Ich glaube, es gibt auch Gemüthsursachen, die da stark mitspielen. Was die Gewohnheit über den Menschen für eine Gewalt hat — wir wissen es alle. Und je weniger geistig einer veranlagt ist, je sicherer verfällt er der Gewohnheit. Trotzdem es in der Bauernschaft gemeinsame Arbeit und gemeinsame Wohnung gibt, leben die Leute doch mehr oder minder jeder so für sich dahin. Jeder, auch der letzte Knecht, weiß im Hof einen Winkel, der ihm gehört, wo er seine Gewandtruhe hat und wohin er sich in der freien Stunde einmal zurückziehen kann. Auch auf dem Felde, im Walde ist er oft allein und lässt sich gehen. Und wenn jemand mit ihm meistert, so ist's seinesgleichen, ein Bauersmensch, das geht nicht stark in die Nerven und man thut im täglichen Geleise willig oder vielleicht auch ein wenig störrisch mit. Und jetzt auf einmal die Kaserne, wo man numeriert wird, wo man von fremden, herrischen Aufsehern commandiert wird wie Recruten, gescholten und gestraft wie

Kinder, wo alle an einer Tafel essen, in einem Saale schlafen müssen, wo jeder und jede einzig nur darum da zu sein scheint, damit sie die Ordnung einhalten. Die Ordnung, eine ganz neue Ordnung, die sie erst jetzt, mit siebzig, achtzig Jahren sich angewöhnen sollen. Und was trotz der strengen Hausordnung doch stets vorhanden ist unter den verschiedenartigen Einwohnern: das Misstrauen gegeneinander, die Scheelsucht, die Zanksucht, die Bosheit, Hohn, Spott und andere Unarten, mit denen sie sich quälen und denen keines entfliehen kann im gemeinsamen Raum. Diese Armen haben keine Feinde, als sich untereinander, aber die sind oft schlimm, und so kann ein solches Zusammenleben zur Hölle werden. Und dazu noch das Heimweh, die Sehnsucht nach den freien Weiden, nach dem grünen Wald, nach dem Leben im Bauernhofe, nach der schlechten Kost, nach dem schlechten Bett, nach dem Fluchen des Bauers, nach dem Greinen der Bäuerin, nach dem Necken der Kinder, nach den Grobheiten des Gesindes, nach allem, was sie ein ganzes Leben lang genossen und ertragen hatten. Aber am Thore ist der Pförtner, der läßt niemanden hinaus, oder es ist das Thor zugesperrt, wie in einem Gefangenhause. Kommt einmal ein Verwandter auf Besuch, so lauert die Umgebung, was gesprochen wird, und kriegt er vielleicht sogar einen altgewohnten Bissen zum Essen mit, so wird untersucht, ob er wohl auch nach der Regel ist. Der Besucher bewundert anfangs das schöne Haus, die bequeme Einrichtung, „und wie gut ihr's da habt's!" Bald jedoch wird ihm langweilig, das Getrappel und Umherhuschen der Pfründner macht ihn nervös, er geht wieder davon, hinaus in die freie weite Welt — und der andere bleibt doppelt traurig und hoffnungslos in der Anstalt zurück.

Die Wärter oder Wärterinnen sind ja gut, der „Herr Director" ist ja gerecht, es kann über nichts eigentlich geklagt werden, aber die alten Leute sind und bleiben mit ihren Gebrechen, mit ihren unausgesprochenen kindischen Wünschen fremd, und ihr bisschen Seele verkümmert und verdorrt, oder verblutet sich.

Und da habe ich mich manchmal gefragt, ob sich da nicht etwas machen ließe in einem solchen Armenleut-Heim? Ihre altgewohnte Bauernwelt kann man ihnen nicht nachtragen, von ihren Bauernsitten und Unsitten kann man ihnen manche nicht gewähren, ihre besonderen thörichten Verlangen kann man ihnen gar oft nicht erfüllen. Aber eines könnte man vielleicht. Dass man ihnen Gelegenheit gebe, manchmal ein wenig für sich selbst zu sein. Dass man jeder Person eine Kammer für sich gebe, in welcher Bett, Tischchen und Strohstuhl Platz hätte. Mit billigen Bretterverschlägen könnten solche Stübchen abgetheilt sein. Und da zöge sich nach gemeinsamem Spaziergang, nach gemeinsamem Gottesdienst, nach gemeinsamem Mahl das alte Männlein oder Weiblein nach Gefallen zu-

rück. Wie warm würde bald das Heimatsgefühl der Leute zu ihrem Zimmerchen erwachen, in welchem sie ihren Besitz beisammen hätten, die paar Kleidungsstücke, den Nähkorb, das Gebetbuch, ein Zimmerchen, das sie je nach Lust und Geschick schmücken könnten mit Bildchen und Flitter, und in welchem ihnen niemand dreinreden möchte. „Nur a kloans Stüberl wenn ih hätt!“ kann man sie seufzen hören, die armen Fremdlinge im Versorgungshaus. So arm, so alt, so gebrechlich sie auch sein mögen, ganz sind sie ja doch noch nicht Sache geworden, ein bisschen sind sie ja doch noch Menschen mit den alten Neigungen, Wünschen und Freuden des Herzens. Es kommt ja auch nicht allein darauf an, ihnen das sogenannte Leben so lange als möglich zu erhalten, sondern auch, um ihnen dieses Restchen Leben so angenehm als möglich zu machen. Möge man diesen Lebenden wenigstens das noch gönnen, was jeder Todte hat — eine eigene Kammer!

Wie ich die Leute kenne, besonders die Steirer, viele würden fast ein wenig aufleben, wenn sie in der großen volkreichen Anstalt ein solch eigenes Heim hätten. Ein kleines Heim, in welchem sie ihre Individualität noch einmal ein wenig auspacken könnten, wo sie unbeobachtet ihren lieben, rührend nichtigen Kram unbelauscht, unbeneidet betasten, betrachten könnten, wofür sie endlich, unbehelligt von der Umgebung, krank sein und sterben könnten.

Also ein Zellengefängnis! spottet man vielleicht. Ich denke aber, dass gar mancher dieser Spötter von der menschlichen Gemeinsamkeit und Geselligkeit nicht die hohe Meinung hat, um nicht bisweilen das einsame, beschauliche Stübchen vorzuziehen. Sogar die Gesellschaft leidlich glücklicher und guter Menschen ist für die Länge unausstehlich, wie erst eine aus lauernden, greinenden, oft boshaften armen Leuten! Und gar am Feierabend des Lebens, wo man so viel mit sich selber zu sprechen hat, mit sich und seiner Vergangenheit und seiner nahenden Ewigkeit — wie thut da ein ruhiges Stübchen wohl! Und wenn so ein alter abgerackerter Mensch schon nichts mehr zu sprechen weiß mit sich und Gott, nichts mehr zu denken hat, wenn er nichts mehr zu thun vermag als schlafen — auch dem thut das ruhige Stübchen wohl. R.

Eine Erinnerung an Adolf Pichler.

Es gibt Bücher, hinter denen ein Künstler steht, und es gibt Bücher, hinter denen ein Mann steht. Des Künstlers Werk ist Form und Spiel, des Mannes Werk ist Geist und That. Der Künstler will überreden, der Mann will überzeugen. Wo Künstler und Mann sich vereinigen, da gibt's Vollendung.

In Adolf Pichlers Dichtungen ist Mann und Künstler oft vereinigt, aber nicht immer. Bisweilen hat er so elementar etwas zu sagen, dass er Form und Spiel außeracht läßt, dass er gerade und derb seine Natur ausspricht. Da ist er ganz Mann und als solcher mir am liebsten. Man muss den Mann persönlich gekannt haben, um manche seiner Schriften just so zu verstehen, wie sie gemeint sind. Ich wäre beinahe um diesen Vortheil gekommen. So viele Briefchen und Kärtchen im Laufe der Jahre auch hin- und herflogen zwischen Steiermark und Tirol, so oft wir uns auch Stelldichein gaben, persönlich begegnet sind wir uns doch nur dreimal. Das erstemal etwa vor zwölf Jahren in München. In ein Kaffeehaus hatten wir uns zusammenbestellt, beide trafen wir genau zur Stunde ein, fanden und erkannten uns aber lange nicht. Ich hatte mir den Professor als Stadtherrn gedacht und er sich den Waldpoeten als bärtigen Bauernkerl. In der That: den Verfasser der „Hymnen", der „Tarquinier", der „Marksteine" u. s. w., der in den Revolutionszeiten die Freiheitsfahne schwang, der dann so und so lang als Naturforscher in den Bergen umherhämmerte und in den Lehrsälen docierte, und dessen Name mir seit Kindheit bekannt als Halbvergangener erschien, — diesen Mann stellte ich mir vor als gebrechliches Greislein mit weißem Haar und eingekniffenem Mund. — Aber der Recke, der dort am Pfeiler saß, wo die Mäntel hiengen, den breiten Schlapphut auf dem Kopf, das Gesicht oft nach dem Eingange wendend — er kam mir doch nicht recht vor. Das braune Gewand, mehr Bauernloden als Herrentuch, war gebirglerisch, das Glas Milch, das er vor sich hatte und in das er vorhin sein Brötchen getaucht, wies weniger auf einen Bergbauer als auf einen Poeten. Kurz, ich stand auf und gieng langsam gegen seinen Tisch hin. Er fasste mich ins Auge, erhob sich ebenfalls und sagte: „Sind wir's oder nicht?"

„Ich denk', wir sind's."

Und wir waren es. Ein stattlicher, aufrechter Mann mit breiten Schultern und mächtigem Haupte, das noch dunkle Haar reich über den ein klein wenig vorgeneigten Nacken wallend, das längliche, markige Gesicht mit schlichtem Bart, das Auge buschig und mild, der Mund zart voller Zähne, die sich bei seinem Lächeln zeigten — so stand er da, und der alte Tiroler Dichter Adolf Pichler. — Er hatte sich an mir wohl in der umgekehrten Weise getäuscht. Solche Überraschung hatte uns beide einigermaßen gedämpft und wir nebelten längere Zeit mit banalen Redensarten umher, von der Reise, vom Wetter, von der Gesundheit. Dann fielen Bemerkungen über Anzengruber, den er einen Hauptkerl nannte, und über Hamerling, dem er nicht gerecht wurde. Dann kam das Gespräch auf die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Tiroler und Steirer, auf den ewigen Kampf der freisinnigen und clericalen

Elemente in Tirol, auf die Vor- und Nachtheile des Fremdenzuflusses. Der Achensee, wo er bei der Scholastika die Sommer zuzubringen pflegte, war ihm bereits verleidet worden. Er gehe nicht auf Sommerfrische, um den Berliner Schöngeistern und den Wiener Juden die Honneurs zu machen oder von den Dresdener Blaustrümpfen angestaunt und um Autographen angebettelt zu werden. Er gehöre zu den Tirolern, und auch da wieder nur zu den Steinschädeln, die Funken geben, wenn man auf sie schlägt. Ja, der alte Pichler war einer von denen, deren trotzige Kraft durch Anfeindungen geweckt wird, einer der Feuersteine, die in der weichen Hand kalt bleiben und erst sprühen, wenn sie geschlagen werden. Im Grunde friedfertige Menschen, aber der unbändigsten Opposition fähig, wenn ihre geraden Wege tückisch durchkreuzt werden.

Nach etwa einer Stunde trennten wir uns und jeder mochte nachher gesagt haben: Ich habe mir ihn anders gedacht. Die Briefe und Karten, die wir wechselten, waren seit dieser Begegnung nicht länger geworden. Die seinen, oft mit Bleistift auf Papierschnitzeln geschrieben, waren schwer zu entziffern, aber es lohnte sich der Mühe. Irgend eine treffende Bemerkung über Zeitfragen, ein Kernspruch, ein Zuruf, manchmal auch ein kräftiger Fluch über moderne Dummheiten. Dem „Heimgarten“ war er ein ständiger Mitarbeiter, besonders auch als Vertreter der jungen Tiroler Poeten, denen er ein verehrtes Vorbild und ein herzhafter Ermuthiger gewesen. „Unsere jungen Leute dürfen nicht auf Abwege kommen“, schrieb er einmal, „was wir begonnen, müssen sie vollenden. Es ist unsere Rebe, es ist unser Gähren, es wird unser Wein.“ Er hat die Freude gehabt, eine junge, urkräftige Tiroler Literatur um sich erstehen zu sehen, die —, ich denke besonders an den Scherer-Kreis — „sich nur erst selber bändigen muss, um die widerstrebenden Geister des Tages bändigen zu können, die noch einen großen Schritt zu machen hat aus der Verneinung zur Bejahung, aus dem Kritischen zum Schöpferischen“.

Meine zweite persönliche Begegnung mit Adolf Pichler war vor drei Jahren in Innsbruck. Er lag auf dem Krankenbette an einem gichtischen Leiden. Aber sein Geist, obschon nahe dem achtzigsten Lebensjahre, kam mir frischer, munterer vor, als damals in München. Er hörte noch gut und verstand zu hören; sein Sprechen hatte nichts Greisenhaftes, es war lebhaft, deutlich, klar, bestimmt. In leichter Tirolerbetonung gab er von den Gedankenschätzen, den Erfahrungen, den überzeugten Meinungen, die ein langes, reiches Leben in ihm gezeitigt hatte. Wir waren übrigens beide aufgeregt, denn es war nach den beispiellosen Vorgängen im Abgeordnetenhause, an dem Tage nach dem Sturze Badeni's. Ich war gerade aus Graz gekommen, wo die Menge durch die Straßen tobte und wo von bosnischen Soldaten auf das Volk geschossen

wurde. „Österreich so weit!“ murmelte Pichler. Dann richtete er sich, mit dem Ellbogen stützend, ein wenig auf, und das Donnerwetter, das aus ihm losbrach, darf ich nicht beschreiben! — Mit rücksichtsloser Schärfe bezeichnete er die Grundursachen solch politischer Katastrophen in Österreich. Niemals zuvor hatte ich an einem Greise diesen wilden Zorn gesehen. Die loderndsten Proteste und Kraftreden seiner Gedichte, hier waren sie, ins Grandiose gesteigert, in wenigen Sätzen zum Ausdrucke gekommen! —

In dieser schlichten Poetenstube, deren einziger Schmuck die Sonne war und die Bilder des Hochgebirges, die zum Fenster hereinleuchteten, wohnte das Feuerherz, an dem die jungen Poeten des Alpenlandes sich entzündeten.

Dass er mit den Deutschen, die er doch so sehr liebte, gar besonders zufrieden war, kann man nicht behaupten. Auf den Absatz seiner Bücher anspielend, sagte er: „Gibt es einen schundigeren, launenhafteren Herrn als den deutschen Michel? Seine angebliche Verehrung für Poesie — nur Heuchelei, in seinem Herzen kniet er nur vor zwei Göttern: dem hohen Titel und dem Geldsack. Ich verdanke mein bescheidenes Einkommen dem Hammer des Geologen.“ Er hatte außerdem noch in seinen letzten Jahren schlechte Erfahrungen mit Verlegern gemacht. „Die Schriftstellerei“, schrieb er mir schon früher einmal, „verleidet's mir nach und nach, man muss nur der Mode huldigen und dazu habe ich nicht das Zeug. Liegt mir auch nichts dran, ich treibe lieber geologische Allotrias.“ Ein anderesmal, als ich ihm vorgehalten, dass der „Heimgarten“ wieder lange nichts von ihm bekommen, antwortete er: „Was haben Sie denn zu klagen, Sie alter Bär! Ich bin alt, ein Schlagfluss hat mich heimgesucht. Kommen Sie lieber nach Tirol! Müssen Sie denn immer an der Schürze der Mutter Styria hängen?“ — Nun, so hatte ich ihn endlich vor mir, und in dieser einen Stunde des persönlichen Verkehres zeigte es sich, wie traut wir uns unvermerkt geworden waren. Seine Tochter Mathilde, die ihm das Haus besorgte, die ihn pflegte, man merkte ihr's an, wie froh sie war über die geistige Frische und Wärme ihres Vaters. „Wir wollen auch was zu lachen haben“, sagte er plötzlich und zeigte mir ein clericales Tiroler Blatt, in welchem er heftig angegriffen war. „Solche Ergötzlichkeiten fehlen auch mir in Steiermark nicht“, darauf meine Bemerkung, „sie können uns nur stärker und zielbewusster machen. Besonders ich habe von Zeit zu Zeit solche Gifttraktätlein nöthig, um nicht in Vertrauensseligkeit einzuschlafen.“ Er lachte und citierte einen bekannten Spruch Mephistos. Als ich mich verabschiedete, sagte Pichler: „Allzulang dürfen Sie nicht ausbleiben, wenn Sie mich noch einmal sehen wollen.“

Und zwei Jahre später, da sah ich ihn noch einmal. Er hatte die Ehren des achtzigsten Geburtstages hinter sich; das deutsche Volk,

besonders aber die Tiroler, hatten sich erinnert daran, was Adolf Pichler bedeutet. Er hatte noch einmal die Fahne umarmt, unter der er einst den Freiheitskampf mitgerungen, er war ein begeisterter Mitarbeiter des jungen deutschnationalen Kampfblattes „Der Scherer“ geworden — er fühlte sich wieder jung. Schlank aufrecht im bequemen Hausrock mit lustigem Willkommgruß empfieng er uns, als wir, der Dichter der „Sonnenlieder“ und ich, bei ihm eintraten. Mit theils mildem, theils scharfem Humor leitete er das Gespräch, in seinem Wesen lag eine ebenmäßige Überlegenheit über Welt und weltliche Werte. Aber die Glut für das deutsche Vaterland und seine Freiheit war noch vorhanden. Mancherlei brennende Tagesfragen wurden besprochen, darunter der Hirtenbrief gegen den „Scherer“. Pichler machte gleich ein paar Epigramme über die „Los von Rom“-Bewegung und blitzenden Auges sagte er: „Nun, nun, Freunde, ich wollt' schon noch dreinschlagen! Aber das Gerüst ist morsch.“

Als ich mich erhob, um wieder der Steiermark zuzutrachten, stand er hochaufgerichtet vor mir und bei dem Händedrucke sagte er: „Leben Sie wohl! Auf dieser Welt sehen wir uns nicht mehr — gewiss aber in einer anderen.“

Die Berufung auf dieses Stelldichein war sein Glaubensbekenntnis. So unversöhnlich Adolf Pichler gegen den Ultramontanismus stand, so innig war er im Herzen Christ. Sein Beruf als Naturforscher hinderte ihn, wie er mir einmal schrieb, nicht einen Augenblick, an ein ewiges Leben der Menschenseele zu glauben. Für sein Grab erbat er sich ein einfaches Holzkreuz.

Acht Monate nach jenem Abschiede ist es aufgerichtet worden.

Peter Rosegger.

Was mich die Berge lehrten!

Tagebuchblätter von **Andrea Maria Biernbacher.**

„Hotel Bodenbauer“, im Juli 1900.

Nun bin ich also wirklich hier. Und wie mir das wohlthut: der schöne Ausblick, die Einsamkeit und die Ruhe.

Weltabgeschieden liegt das Haus im Kreis der hohen Berge. Es sind ein paar Sommerparteien hier, aber niemand, der mich kennt, der etwas will von mir. Und das ist's, nach dem ich mich sehnte. Nur keine Bekannten! Das fortwährende Besprechen derselben alltäglichen, unwesentlichen Dinge macht mich so ungeduldig. Krank macht es mich, verzweifelt; das Leben überhaupt, das ich führe, tagaus — tagein.

Man steht auf und sieht einen langen Tag vor sich, die Stunden kommen und gehen so langsam, so inhaltsleer. Die Sorge um die Wirtschaft, und die Besuche und die Wege in die Stadt füllen sie nothdürftig aus. Man trifft überall dieselben Menschen, sie reden von denselben Dingen, das ist so zwecklos. Warum lebt man denn da? Ich finde keinen Sinn heraus.

Wie eine Mauer steht manchmal das Leben vor mir, eine hohe unbezwingliche, gegen die ich ankämpfen soll, und ich habe keine Kraft. Warum auch. Es bringt mir ja nichts mehr. Und wenn ich denke, ich müsste nun noch dreißig, vierzig Jahre so weiter leben! Da presst mir Entsetzen, qualvolle Angst die Kehle zusammen. Das kann ich nicht.

Meine gute Schwester liebt unsere Art zu leben. Sie hat im Haushalte zu thun genug, bis alles so glänzt, wie sie es wünscht und nachmittags hat sie ihr Spielchen, spricht über Stadterlebnisse und ist ganz zufrieden. Ich quäle sie mit meinen Launen, meinen Stimmungen, die sie so gar nicht versteht.

„Deinem Leben fehlt der Inhalt", hat man mir schon gesagt und mir gerathen, irgend eine Kunst zu treiben oder mich irgendwie hilfreich und thätig zu zeigen. Es gibt ja Armenvereine und Kleinkinderschulen, in denen man wirken kann. Sie haben recht: der Inhalt fehlt meinem Leben! Aber ich finde keinen, der mich beglücken könnte. Talente besitze ich nicht und ich bin auch zu alt, um zu lernen. Mama hat uns in häuslichen Künsten wohl erzogen, sonst hat sie uns nicht viel Unterricht angedeihen lassen. Und jetzt in meinen Jahren ist's zu spät dazu. Ich brachte es doch nur zu einer schwachen Mittelmäßigkeit. Es kann mein Leben nicht ausfüllen, wenn ich Blumen male oder Potpourris spiele. Und für Armen- und Kinderpflege habe ich keine Anlage. Ich liebe das Schreien und Tollen nicht und den üblen Geruch, den Schmerz, die Gefahr vor ansteckenden Krankheiten. Fühle mich auch gar nicht verpflichtet der Menschheit gegenüber. Thut sie was für mich? Warum soll ich meine Kräfte hinopfern, habe doch keinen Dank dafür.

Ja, wenn ich's könnte, dann wollte ich mein Leben schon gestalten. Mich mit Schönheit umgeben, reisen, Kunst genießen! Unser kleines Vermögen reicht gerade aus, um in der kleinen Stadt einfach zu leben. Für Lebensgenuss bleibt da nichts über. Ein paar Theaterabende ist alles, was ich mir gönnen kann. Und ich habe doch so viel Sinn für alles Schöne. Und kann nichts haben, gar nichts.

Warum denn weiterleben? Marie wird es besser haben können, wenn ich nicht mehr bin und ich werde Ruhe finden, das Einzige, das ich mir noch wünsche.

Ich hab's wieder gefühlt, was in mir sein könnte, was für Leidenschaft, Begeisterung und Lebensglut, in diesen herrlich schönen Wagnerauf-

führungen. Und nach all dem Jubel der Rückschlag, die Verzweiflung. Ich kann nicht mehr leben. Ich halt's nicht aus, wenn solche Stunden öfter kommen! Und dann hab ich es endlich durchgesetzt, dass sie mich haben allein hieher gehen lassen. Es hat manchen Familienrath gekostet und ich habe meine ganze Energie dazu gebraucht. Das hat mich müde gemacht. Und ich will jetzt hier ein paar schöne Tage verleben und dann in der Stimmung hinübergehen.

Als ich noch ein halbwüchsiges Mädel war, kam ich einmal mit meinen Eltern hieher. Damals hat mich die ernste Schönheit der Berge ergriffen, wie eine Offenbarung. Ich habe geträumt davon, wie von einem Paradies. Hier werde ich nun noch herumgehen, die schönen Melodien im Ohr und dann aus! Gott sei Dank!

Und was ich jetzt noch denken und fühlen werde, das schreibe ich nieder. Meine Cousine, die Schriftstellerin, sucht nach Stoffen. Da soll sie einen haben. Vielleicht war ich dann doch zu was nütze.

— — — — — — — — — — — — —

Ja, es ist wirklich schön hier, wie ein Traum. Was waren das heute für Stunden auf der einsamen Trawiesalpe. Ganz weltverlassen liegt sie da, von hohen starren Felszinnen umgeben. Ein paar unbewohnte Jagdhütten, sonst nichts. Da sitze ich still auf einer Bank und sinne vor mich hin. Schmetterlinge gaukeln auf der farbig schönen, üppigen Blumenpracht. Wie da alles gedeiht! Die großen gelben, glänzenden Butterblumen und die rothen hohen, leuchtenden Dolden, deren Namen ich nicht kenne. Süßer Duft strömt aus, wenn die Sonne darauf brennt. Und um die Bergriesen ziehen die Nebel leicht und rasch. Die Bäume, die vereinsamt noch aufragen, sehen aus wie Geisterarme und schimmern nur so geheimnisvoll verstohlen aus den Wolken heraus.

Stundenlang kann man da sitzen und dem Nebeltreiben zusehen. Und es ist traumhaft still, nur von ferne her klingt das Rauschen eines Wasserfalles. Und dann reißen die Nebel plötzlich, und wie die Zinnen einer Götterburg ragen über ihnen starre große Felsmassen in den klaren Himmel auf. Walhall! In meinem Ohre klingt das feierlich schöne Walhallmotiv nach und ich denke, es müsste jetzt und jetzt der Wanderer erscheinen im leuchtend blauen Mantel.

Wie das für mich zusammenklingt, die Natur hier und die Erinnerung an die Festspiele. Und so genieße ich doch noch einmal für kurze Zeit. Dann will ich hinauf auf einen dieser Gipfel, nach Walhall und dann ein Moment — ein Sprung — und es ist aus.

Eine wohlthuend friedliche Stille herrscht hier. Die paar Familien, die Aufenthalt genommen haben, stören mich nicht. Sie verkehren unter-

einander und auch ich könnte mich ihnen anschließen. Aber ich bin so zurückhaltend, wie nur möglich. Wie man sich doch ändert. Als junges Mädchen war ich frisch und fröhlich wie nur eine. Da fühlte ich nicht die nagende Unzufriedenheit in mir. Da glaubte ich so fest, die Zukunft müsse schön werden. Nun bin ich ein müdes, verblühtes Ding geworden und kann nicht an die Zukunft denken, ohne dass mich die Verzweiflung packt. Und die Vergangenheit! Mein Gott, wie leer scheint mir die. — So leer wie mein jetziges Leben.

Ich liebe es, stundenlang vor dem Hause zu sitzen. Da zieht das Leben und Treiben an mir vorüber, wie im Theater. Fuhrleute kommen auf der Landstraße gezogen, denn noch weiter drinnen im Thale steht eine Dampfsäge. Man hört schon von weitem das Knallen der Peitschen, die Zurufe. Dann halten sie vor dem Hause und trinken ein Glas Wein. Neben dem Hause liegt ein kleiner Platz, von den Wirtschaftsgebäuden umgeben. Das ist die Bühne. Unter den hohen Bäumen, durch deren Laub die Sonne bricht, waschen die Mädchen am fließenden Brunnen und die Kutscher reinigen ihre Wägen. Im Hintergrund ragen die hohen Berge darüber. Da gibt's immer fröhliches Lachen und Plaudern, wenn die Fuhrwägen durchziehen. Dann kommt wohl die Herde zum Trunke mit schwerfälligem Schritt und Kinder laufen spielend vorbei. Auf all dem liegt Sonnenlicht und Sommerfreude. Ich sitze da und sehe zu, wie jemand, den es persönlich nichts mehr angeht und muss staunen über die ruhige Zufriedenheit all dieser Leute. Die wissen eben nichts von der Sehnsucht, die mich verzehrt.

Einen wunderschönen Spaziergang habe ich heute gemacht. Hoch hinauf, über Hänge und durch den Wald bis auf einen einsamen Einschnitt zwischen hohen Felsen. Rechts und links senken steil die Alpenwiesen herab, vor mir stieg der Weg bis zu einer kleinen Passhöhe auf. Aber war das eine Flora. Zwischen den weißen Felsen und den dunklen Legföhren heraus schimmerte es im leuchtendsten Roth. Teppichartig bedeckten die Alpenrosen die Abhänge, ranken sich über die Steine, lugen zwischen den dunklen Nadelbüscheln hervor. Eine Steinplatte habe ich gesehen, die sie rings umschlingen, die aussieht wie eine Grabplatte. Die möchte ich haben für mich. Sie sollte stehen bleiben in der blühenden Wildnis und hinauf sollten sie schreiben: „Hier ruht eine, die das Leben müde gemacht hat und Ruhe in den Bergen fand." Ich saß lange und sah dem Ziehen der Wolken zu. Ein kühler Wind strich manchmal herab. Und mir kam die Sehnsucht, jetzt in all der Ruhe,

der Blütenpracht zu vergehen. Ich sah zu den Zacken empor, die hatten aber so was seltsam Ablehnendes, Kaltes, das mich beengte, mich abhielt, hinauf zu klettern. Es war eine lange Ruhe ringsum.

Am Waldweg, der zur Trawiesalpe führt, liegt eine kleine Köhlerhütte. Schon von weitem weht einem der harzige Duft entgegen. Und in einem kleinen Häuschen aus Rinden und Balken wohnt ein uralter Köhler. Meist sitzt er unter dem Vordach und raucht sein Pfeifchen. Die schwarze Gestalt hebt sich kaum vom schwarzen Häuschen ab, nur die Augen, die hell aus dem berußten Gesicht herausleuchten und das Aufglimmen des Pfeifchens verräth einem, dass da ein Mensch ist. So sitzt er stundenlang, wenn sein Meiler ihm nichts zu thun gibt. Wie so ein Mensch wohl fühlt und denkt, der jahraus jahrein einsam im Walde lebt, ganz auf sich angewiesen. Ich denke, er muss ganz verdummen oder ein Weiser werden.

Heute, als ich von meinem Lieblingsspaziergang zurückkam, stand eine Dame neben ihm, die unten im Hotel wohnt. Sie brachte ihm Wein und Fleisch. Ganz glückselig war der Alte darüber. Dann plauderte sie noch ein wenig mit ihm und gieng. Ich wartete das ab und schenkte ihm dann ein Geldstück, denn mich interessierte der Köhler sehr. Er konnte sich gar nicht fassen vor Glück und erzählte, wie gut die Dame sei, jeden Tag bringe sie was und er sei über fünfundsiebzig Jahre alt und kränklich. Aber was für frohe Zuversicht noch in ihm lag. Und wie er von seiner Arbeit sprach. Er ist von ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit so überzeugt, man sieht, er brennt seine Kohlen förmlich mit Liebe. Und was hat nun der vom Leben gehabt? Nichts als Arbeit und ist doch noch immer lebensfreudig. Sollte die Arbeit denn wirklich ein Segen sein und einem hinweghelfen über vieles? Der Gedanke geht mir nun nach. Aber es gibt keine Arbeit, die mein Interesse ganz in Anspruch nehmen würde, und nur arbeiten, um gerade den Tag hinzubringen. Warum habe ich denn keine Talente? Ich darf an mein Leben, an das, was ich hinter mir gelassen habe, nicht denken, da kommt wieder die trostlose Stimmung über mich. Ja, ja, ihr Berge, ihr leuchtet da so schön zum Fenster herein, als wolltet ihr mich rufen. Ich komme bald.

Heute habe ich ein paar Stunden auf einer wonnig schönen Almwiese verträumt. Der Rasen war wie besät mit kleinen Rosa-Bergnelken und auf den Abhängen blühte in reicher Pracht die rothe Doldenblume. Aus blauem Himmel leuchteten die hohen Felsgipfel auf und von ferne her klang wie verträumt das Glockenklingen einer Herde. Da lag ich

nun im weichen Gras, aus dem ein betäubend würziger Duft aufstieg und um mich war das Summen und Flattern von tausenderlei kleinem Gethier. Am Himmel zogen langsam schwebend weiße Wölkchen vorbei. Da kommt märchenhaft süße Stimmung über einen, man vergisst sich ganz, verliert sich im All, löst sich auf in der Natur. Nichts kommt dem süßen Frieden solcher Stunden nah, die man auf einsamer Alpe verträumt. Wenn das Leben immer so sein könnte, im langsamen, wunschlosen Auflösen, Vergehen, ein wonnig schönes, ich könnte es wieder lieben.

Heute ist unangenehme Unruhe rings ums Haus und in den Wäldern. Sonntag!

Wagen auf Wagen kommen angerollt, die Tische sind alle reich besetzt. Es sind uninteressante Menschen, die eingreifen in den stillen Sonntagsfrieden. Ich fühle Hass gegen sie.

Warum müssen sie meine Ruhe stören. Widerliche Philister sind's, behäbige Männer, denen man's ansieht, dass kein höherer Gedanke je in ihnen aufkeimt. Frauen in geschmacklosem Sonntagsstaat und lärmende Kinder. Das sitzt nun da in der schönen Natur und trinkt Bier, isst Backhühner, spielt Tarok und schwatzt mit hässlichen Stimmen. Warum kommen die nur daher in die schöne Gegend? Tarok spielen und Backhühner essen können sie daheim auch.

Ich bin vor ihnen geflohen auf die Berge und Alpen und überall waren solche Friedensstörer zu finden, die mit rauhen Händen die schönen Alpenrosen ausreißen und die butterbefleckten Papiere liegen lassen, zur Erinnerung an schöne Stunden beim Essen und Trinken verbracht. Pfui!

Nun sitze ich endlich auf meinem Zimmer wie ein böser Gefangener hier und irgend etwas zwingt mich immer hinabzusehen. Es schüttelt mich in allen Gliedern, eine ohnmächtige Wuth fasst mich. Und ich weiß es schon, das, was folgt, ist eine schlaflose Nacht, in der die Verzweiflung an mir hinaufkriechen wird und mich fassen und schütteln wird. O, morgen aber, da sind die Berge wieder rein und frei, da steige ich hinauf und sage der Welt ade!

Nun regnet's in Strömen. Die Berge verschwinden ganz hinter ziehenden Nebelschleiern, der Platz vor dem Hause liegt verödet.

Die Nacht war qualvoll, wie ich es vorher geahnt; ich bin nun müde, elend und zerschlagen, und aus meinen kühnen Entschluss, der so fest schon stand, wird nichts. An einem so grauen, trostlosen Tag will ich nicht sterben. Schön und sonnig muss es sein, dann oben stehen auf einer Zinne, die Welt grüßen zum letztenmale und ihr entsagen. Da finde ich Größe und Schönheit drin.

Von unten herauf klingt gedämpftes Zitherspiel. Der Musikant ist ein sonderbarer Kauz. Ein dicker, untersetzter Mann mit rundem, wohlgenährtem, glattrasiertem Gesicht. Er trägt landesübliche Tracht mit Kniehosen und Lodenrock, dazu türkische Schuhe und ein regenverwaschenes grünes Hütchen, von dem kühn eine lange Feder nickt. Sieht aus wie ein Original und ist eines. Wenn der Sommer kommt, reißt's ihn hinaus aus der Stadt in die Berge, dann zieht er mit seiner Zither in den Alpendörfern umher. Mit seiner sonderbaren Figur, mit seinem urwüchsigen Humor ist er überall gerne gesehen.

Nun spielt er unten in der Gaststube auf, und weiß für jeden Eintretenden ein fröhliches Wort. Das ist nun auch einer, dem's das Leben nicht so eingerichtet, wie er es gewollt und der es kühn in die Hand nahm und nach seinem Wunsche formte. Warum kann ich das nicht?

Vom Corridor klingt frohes Kinderlachen, die jungen Frauen unterhalten ihre Kinder. Alle haben sie etwas, das ihr Leben ausfüllt, sie zufriedenstellt, und nur ich habe nichts, gar nichts. Ich könnte mich niederwerfen und schreien: „Gebt mir mein Leben, warum gerade ich so ausgestoßen, so zwecklos alles!" — Wenn's wieder klar wird, dann muss es sein.

Warum hab ich's nur wieder nicht gethan? Der Tag ist herrlich und ich gieng hinauf auf die Trawies mit dem festen Entschluss, ein Ende zu machen. Da wo die Berge zusammentreffen und der Alpe einen jähen Abschluss geben, da strebte ich hin. Was ist das für eine starre Wildnis. Ringsumher ragen die Wände auf, und das Ende des Thales ist ein Gewirr von übereinandergewälzten Felstrümmern. Und aus dem weißen erstarrten Steinmeer blüht der Alpenmohn empor und das tiefblaue Vergissmeinnicht. Die Sonne brannte, und als ich zum „gehackten Brunnen" gekommen, sank ich erschöpft zusammen, um Kraft zu sammeln zum letzten Aufstieg.

Da bin ich nun liegen geblieben, wohl einige Stunden lang und habe auf die Wände gestarrt. Nur hin und wieder ein fernes Rollen, ein Vogelschrei. Und als dann beim Sonnenuntergang die Zacken aufleuchteten, von goldig röthlichem Scheine überhaucht, da fand ich das zu schön. Überwältigend war es.

Ich stand auf und gieng still zu Thal. Noch ein paar Tage lang muss ich die Schönheit genießen. Es ist nun wohl das letztemal, dass ich schreibe. Diesmal wird es wirklich Ernst. Meine Schwester hat mir angekündigt, dass sie nächster Tage kommen will. Dann legen sich die Fesseln wieder um mich und ich habe nicht oft die Kraft, sie zu zerreißen.

Meine Sachen habe ich alle geordnet, doch nicht so, dass es nach Absicht aussieht. Es soll ihnen möglich sein, an einen Unfall zu glauben,

wenn ihnen der Gedanke freundlicher ist. Ich bedauere es unendlich, meiner Schwester solchen Schmerz bereiten zu müssen, aber nur um anderer willen leben kann ich nicht.

In mir ist's nun ganz ruhig, nach letztem qualvollen Kampf. Ich werfe etwas ab, das mir zu schwer war. Ich bin müde vom Kampf, ich kann und will nicht mehr. Nach Ruhe schreit alles in mir. Und so sage ich der Welt und allen Menschen Lebewohl. Vorwürfe braucht sich niemand zu machen. Vielleicht, vielleicht wäre es anders gekommen, wenn man mich zur rechten Zeit gelehrt hätte, einen Inhalt in mein Leben zu bringen, wenn man mich ausgebildet hätte. Man hat mich nur für die Ehe erzogen, und nun, da ich nicht verheiratet bin, bin ich mir und allen anderen völlig nutzlos. Vielleicht können andere daraus eine Lehre ziehen. Ich habe nie so recht darüber nachgedacht, nun fühle ich, als ob man an Mädchen schweres Unrecht thäte. Man sollte uns vor allem zu Menschen erziehen, die durch sich selbst bestehen können. Wir werden dann auch bessere Ehefrauen werden; so warten wir immer auf den Mann, und wenn er dann nicht kommt, bricht unser Leben zusammen, wir wissen nicht, was thun damit, denn zum Lernen ist's dann zu spät. Ich habe mich nie viel um Frauenbewegung gekümmert, aber nun in meinen letzten Stunden begreife und schätze ich sie. Es ist mir so seltsam klar zu Muthe.

Und nun will ich gehen.

Nun schreibe ich doch noch einmal. Meine Hand ist noch schwach und zittert, aber jetzt, gerade jetzt, da alles so deutlich in mir lebt, will ich es niederschreiben, für später. Wenn mir wieder der Muth sinken sollte, dann will ich an die vergangenen Stunden denken; das wird mich retten.

Ich bin gestern hinaufgegangen auf die Trawiesalpe, ruhig, ganz ruhig. Es war starre Verzweiflung. Dem Hause habe ich mein letztes Lebewohl zugenickt, und dem Köhler noch ein Geschenk gebracht. Die Dame, die ihn immer unterstützt, fand ich bei ihm. Sie sprach ein paar freundliche Worte mit mir, aber ich antwortete kaum und lief weiter. Wollte mich nicht aus meiner ruhigen Stimmung bringen lassen. Und jedes Wort hätte mich stören können.

Oben auf der Alpe war es traumhaft schön, wie immer. Eine Weile saß ich vor den Jagdhütten und da, in der Stille, dachte ich noch einmal mein Leben durch. Es erschien mir so trostlos, arm, so arm, dass meine Ruhe schwand und ich aufweinte in jäher Verzweiflung.

Dann stieg ich durch die Felstrümmer weiter empor. In mir war tolle, wilde Anklage gegen das Schicksal und ich lief bergan, um ihm

ja zu entrinnen. Beim Brunnen sank ich wieder erschöpft zusammen und blieb liegen, ich weiß nicht wie lange. Bis plötzlich ein heftiger Windstoß über mich hinfuhr. Ich sprang auf; es war dunkel geworden, und von allen Seiten brachen mit elementarer Gewalt Nebel herein.

Ich kann den Eindruck nicht wiedergeben. Der Nebel kam daher wie eine Schar jagender Schatten, verhüllte die Zacken in unbegreiflicher Schnelle und jagte zu Thal vom Sturme getrieben, der mit seltsamem Klageton dahertobte, so wild, dass ich mich an den Felsen halten musste, um nicht zu stürzen. Ich war nicht mehr allein, um mich wallte und seufzte es, wie ein Gespensterheer. Und ich fühlte: da ist nun der Tod, den du gesucht, du findest nicht hinunter ins Thal, und die Nacht im Freien kannst du nicht ertragen.

Es war plötzlich eiskalt geworden, und der feuchte Nebel drang in die Kleider ein. Und nun, — ja das ist das Seltsame. Mit der Gewissheit der Gefahr, da kam die Angst. Da war kein Gedanke mehr an das Sterben, nur Anklammern an das Leben. Und wie getrieben lief ich bergab. Und mit mir der Wind und die jagenden Nebelfetzen. Ich fiel auf diesem felsigen Weg, raffte mich wieder auf, und die Angst schnürte mir die Kehle zusammen. Und dann — in dem dichten Nebel fand ich den Weg nicht, kletterte bergauf, bergab, klammerte mich an die Felsen, wann plötzlich aus irgend einer Ecke der Sturm mit unheimlicher Gewalt geflogen kam; meine Hände bluteten; unter mir rollten Steine und ich hörte sie tief unten auffallen, manchmal fühlte ich, als ob das Erdreich unter meinen Füßen schwankte, ich tastete mich nur mehr vorwärts, dann sauste plötzlich eine Steinmasse an mir vorbei und ich hörte das donnernde Auffallen. Da sank ich zu Boden und blieb zusammengekauert liegen. Die Nebel trieben an mir vorbei, der Sturm sauste und toste, von allen Seiten hörte ich polternd die Steine fallen und in meine leichte Kleidung drang Nässe und Kälte ein. Da lernte ich wieder beten.

In meiner zuckenden Angst habe ich um mein Leben gefleht, wie um das köstlichste Gut. Da war kein Gedanke mehr an Nutzlosigkeit und Lüge, nur leben, athmen, die Sonne wieder sehen!

Ich weiß nicht, wie lange das dauerte. Die Glieder erstarrten mir im Frost, ich wagte mich nicht zu bewegen, die Sinne fühlte ich mir schwinden und biss die Hände zusammen, dass ich vor Schmerz wieder erwachte, denn dann wäre ja alles verloren gewesen. Nie vergesse ich die Stunden und ihr maßloses Grauen, aber ich danke ihnen, denn sie haben mich das Leben wieder lieben gelernt, mir gezeigt, wie ich daran hänge.

Es schien eine Ewigkeit. Dann ließ die Gewalt des Sturmes ab und die Nebel schwebten langsamer dahin. Dann kam seltenes, geheimnis-

volles Leuchten in sie, die schreckliche Finsternis schwand und dann, ja dann rissen sie plötzlich, sanken zu Thal und ich sah blauen Himmel durchschimmern, sah die Felsgipfel auftauchen vom ersten Sonnenstrahl beglänzt, der Tag war da. Und in mir war solcher Jubel, dass ich wieder ihn sehen durfte, dass er selbst das Grauen über meine Lage überwand. Ich kauerte hoch oben an einer starren Steinwand, den Abgrund zu meinem Füßen; auf einem schmalen Rasenband hatte ich gelegen. Wie ich da heraufgekommen begreife ich nicht. Nur in sinnlos treibender Angst konnte das geschehen sein. Ein paar Schritte weiter aber nahm das Band ein Ende.

Nun trat die qualvolle Frage auf: „Wie kommst du da wieder hinunter?“ Ich wagte nicht mich aufzurichten und begann wieder zu beten, begann zu bitten um Menschenhilfe. Hätte ich nur einem von ihnen gesagt, wohin ich gehe, sie würden mich vielleicht suchen. Aber der freundlichen Dame beim Köhler habe ich nicht geantwortet in meinem Menschenhass. Nun war ich bestraft. Der Jubel war schon lange verronnen, ich blieb liegen in dumpfem Dahinbrüten. Es schien mir eine Strafe Gottes zu sein, dass ich dem Tod nicht entrinnen konnte, den ich so sehnsüchtig gesucht.

Dann weckte mich ein Laut von meinem Hinbrüten; es war ein fernverhallender, schwacher Ton. Aber er kam näher und wurde stärker; es waren die Jodler, die langdahingezogenen Rufe von Menschen. Wie mir das klang! Dann sah ich sie tief unter mir dahin klettern. Ich fand die Kraft zu einem Hilfeschrei. Sie hörten mich und thaten alles, um mich zu retten. Ihr Leben setzten sie daran, um meines zu bewahren; diese Menschen, die mich nicht kannten, denen ich doch gar nichts war. Endlich brachten sie mich an eine sichere Stelle, ein junger, starker Jägersbursche hatte mich herabgeschleppt. Denn ich konnte mich kaum regen. Sie labten mich mit Brantwein, rieben meine steifen Glieder und waren so froh, mich wieder zu haben, so besorgt. Ich konnte kaum danken, schwach wie ich war.

Dann trugen sie mich hinab zu den Jagdhütten, legten mich auf eines der Lager, deckten mich zu und ich sank vor Erschöpfung in einen dumpfen Schlaf. Als ich wieder erwachte, mit schmerzendem aber klarem Kopf, stand die freundliche Dame vor mir, gegen die ich so ungezogen gewesen, gab mir heißen Thee zu trinken und bemühte sich voll Sorgfalt um mich. Sie erzählte mir, dass man abends mich vermisst und wegen des furchtbaren Sturmes sehr um mich gebangt habe. Noch in der Nacht waren Führer und Jäger auf die Suche ausgezogen, aber infolge des dichten Nebels war es unmöglich, mich zu finden. Sie war wie eine Mutter zu mir und freute sich über meine Rettung. Und ich bin ihr doch so fremd.

Gegen Abend, als ich mich etwas erholt hatte, gieng es langsam zu Thal. Die Dame führte mich und plauderte liebevoll mit mir. Es that mir sehr wohl.

Der Köhler nickte mir freudig zu, als ich an ihm vorbeikam und brachte eine Brantweinflasche herbei, um mich zu laben. Unten im Thal kamen mir schon die Menschen aus dem Hotel entgegen. Und alle drückten mir die Hände, freuten sich und wollten mir hilfreich sein. Mich rührte dieses Wohlwollen, das ich nicht verdient hatte, unendlich und ich brach in Thränen aus. Meine Beschützerin brachte mich zu Bett wie ein kleines Kind, und ich schlief tief und traumlos.

Leuchtend sehen heute die Berge zu mir herein, wie immer, aber ich bin eine andere geworden. Ich habe das Leben wieder lieben gelernt. Ich denke nicht mehr daran, es wegzuwerfen, auskosten will ich es bis zum letzten Tropfen. Es hat keinen Inhalt gehabt. Ich will ihm einen geben. Es soll nicht mehr leer sein, und ich weiß nun, wie ich es ausfüllen kann. Das haben mich die Menschen hier gelehrt und vor allen meine Beschützerin. Sie haben gebangt und gesorgt um fremdes Leben, ich will ihnen danken, indem auch ich für andere sorge. Ich werde mir Arbeit suchen und sie auch finden. Wie viel gibt es zu thun, zu helfen. Ich werde nicht mehr stundenlang sitzen und an mein verlornes Leben denken, ich werde es anderen lebenswerter machen.

Ja das will ich. Und wenn ich dann wieder einmal ein wenig müde werden sollte, dann suche ich Erholung in meinen heimatlichen Bergen. Sie haben mich viel gelehrt. Morgen winke ich ihnen einen Abschiedsgruß zu, dann eile ich hinaus in ein neues Leben — ein neuer Mensch.

Fund im Hause.

Ein altes Buch, das ungelesen blieb
Gar manches Jahr, das hab' ich nun so lieb,
Daſs es des Nachts an meinem Lager ruht
Und an der wunden Seele Wunder thut.

Wie bin ich reich durch solchen reichen Fund,
Doch regt sich wehmüthig im Herzensgrund
Die Frage: ob denn nicht in meiner Näh'
Ein Mensch einst stand, der heilen konnt' mein Weh?

Ein Menschenkind, das unbeachtet blieb,
Ob reich an Innenleben, reich an Lieb',
An treuer Lieb', von der ich kaum geahnt,
Bis segnend es und schweigend mir verschwand.

B. L. Armstrong.

Beim alten Egger.

Eine Skizze aus unserem Bergvolk von **Victor Zack.**

Ende der Achtzigerjahre war's, dass ich nach alter Gewohnheit den größten Theil der Sommerferien in meinem lieben Heimatsorte Vordernberg zubrachte, wo ich freundliche Aufnahme und gar gute Herberge bei meinem alten Freunde fand.

Eines Tages sagte mir mein Gastfreund, er habe dem alten Egger schon vor längerer Zeit versprochen, mich, wenn ich auf Ferien komme, zu ihm hinzubringen, und nun habe der Alte schon mehrmals gefragt, ob ich noch nicht da sei.

Der alte Egger! — Mein Freund, der Doctor hatte mir von ihm schon erzählt. Es war ein siebzigjähriger Arbeiter, ein gar armer Teufel, der nun schon über zwölf Jahre ohne Unterbrechung ans Siechenlager gefesselt war. Der Luftdruck von einer Lawine hatte ihn seinerzeit auf dem Präbichl wo angeworfen; dabei ist ihm das Rückgrat verletzt worden. Seither lag er die ganze lange Zeit in dem Bette, das am Fenster stand, freute sich, wenn der Sonntag oder gar ein Jahrmarktstag kam, da er sich dann damit unterhielt, das Treiben der Leute auf der Straße von seinem Lager aus durchs Fenster zu betrachten. Meist war er guter Laune, doch kamen freilich oft auch recht trübe Tage: da überfiel ihn der Lebensekel, da wollt' er von nichts hören und jagte in solchen Anfällen wohl auch die getreue Pflegerin, sein gutes Weib, aus der Stube. — Das größte Vergnügen konnte man ihm bereiten, wenn man ihn aufforderte, einige von seinen alten Liedern zu singen. Da rückte er dann mit lustigen und traurigen Gesängen heraus, mit heiligen und unheiligen; da brachte er Schelmereien und Schnurren und vergaß indes all seines Elends. —

Soviel erfuhr ich über den Alten. Als ihm der Doctor nun einmal erzählte, dass ich ein besonderer Freund und Schätzer der Almlieder sei, verlangte es ihn gleich lebhaft, mich einmal bei sich zu sehen und zu unterhalten.

Und so führte mich denn mein Freund, nachdem er eine Flasche Wein zu sich gesteckt, zu dem Alten.

Wir traten in die niedere Stube und fanden ihn sitzend im Bette: eine angenehme Greisengestalt mit schütteren, silberweißen Haaren über

der schönen, hohen Stirne und einem langen, wallenden Patriarchenbart. Bei unserem Erscheinen wendete er etwas müde den Kopf gegen die Thür, erkannte den vorantretenden Doctor sogleich, hob seine schmale, weiße Hand langsam zum Gruße und sagte gutmüthig: „Grüaß Gott, Herr Doctor.“ Da aber hinter ihm noch einer nachkam, reckte er den Oberkörper etwas lebhaft empor, die Augen giengen ihm weiter auf, und nachdem er mich neugierig einen Augenblick — ich möchte fast sagen — angestarrt, fragte er: „Is das der?“

„Ja, das ist der Herr, der Ihnen gern zuhören möchte.“

„Freili, freili! Schau, schau, — habn's 'n doch amal mitbracht!“

Ich gieng hin, streckte ihm die Hand entgegen, die er ruhig nahm, während er mich mit einem freundlich forschenden Blick ansah, ohne auf meine begrüßenden Worte viel zu erwidern.

Der Doctor hatte indessen den Wein auf das Tischchen neben dem Bette gestellt, fragte ihn um sein Befinden und gieng dann kurzweg auf den Zweck unseres Besuches los.

„Ja, ja“, meinte der Alte, „i kann a Menge schöne Liada, aber die Stimm' versagt halt schon gern, und zuwisingen thuat ah neamd.“

„I wer schon mitthun“, sagte ich. „Sö —? Ja —“ meinte er gedehnt, „Sö wer'n meine Liada nöt kinan.“ — „I wer mi schon drein finden“, versicherte ich.

Da räusperte er sich ein paarmal, und nachdem der Doctor einwarf: „Wissen's, das Hirtenlied!“ blickte er eine Zeit lang vor sich, faltete (halb Gewohnheit, halb Gebet) die Hände und fieng mit einer dünnen, doch angenehmen Stimme an:

„Geht's Buama, lassts' enk sag'n,
Es thuat schon tag'n.“

„Na“, rief der Doctor, „singen's uns z'erst das andre!“

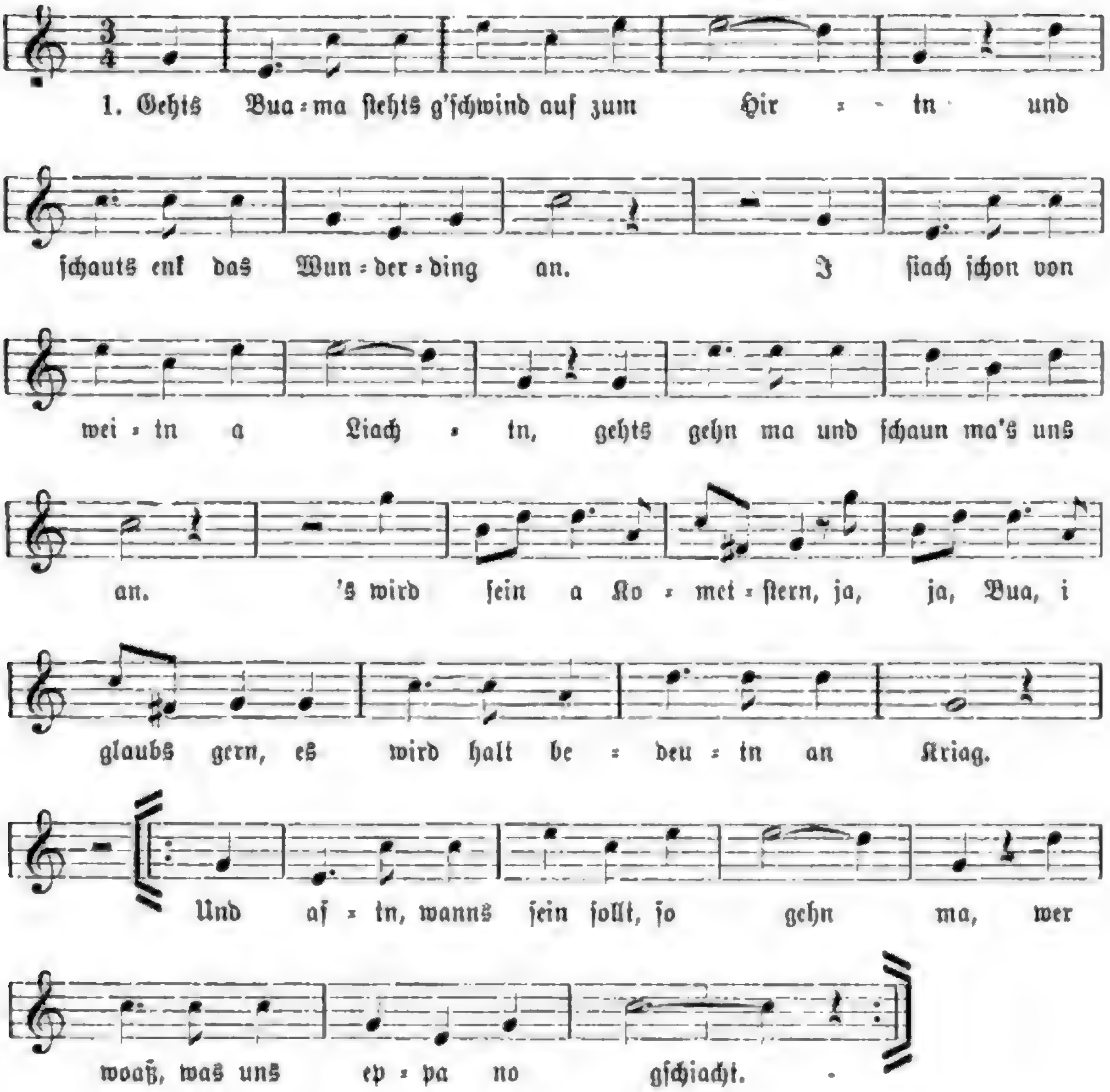
„'s andre? — Na, 's welche denn?“

„Na, wissen's, das vom Bier im Plutzer und vom Handerlgeben!“

„Ah so, das wolln's hörn? Schon recht!“

Und nun begann er das köstliche Hirtenlied, das ich hier mittheile. Doch unterbrach er sich nach einigen Takten mit einem Huster und meinte: „I kimm heunt net auffi“ und fieng das Lied nochmals etwas tiefer an; ich summte zur Noth die zweite Stimme dazu, während ich auf einen Schrank gestützt, den Text in unauffälliger Weise mitschrieb.

Hier ist das Lied; ich will es nennen:

Das Weihnachtshirtenlied des alten Egger.

Hiazt geht ma mei Tram schon von statten,
Hiazt kimmt schon an Engerl daher;
Mir derfen ja gar net lang rathen,
Er schreit schon von weiten daher:
„Seid's fröhli, ihr Hirtn,
Ihr derft's euch net fürcht'n,
I sag enk's nur gleich einen G'spoaß —
Einen Gloria dem Hergott im Himmel,
Ja, weil er will halten sein G'hoaß."

„Jetzt gibt Gott, die Welt zu erlösen,
Sein allerbest's Guat was er hat!"
Das sagt halt der Engel zum ersten,
Der koan ruhig's G'wissn net hat.
„Sein Sohn wird er schickn,
Bua, den wern's dasfickn,
Er hat's profezeit und hat's g'sagt,
Sei Leb'n wird er geb'n für die Schoserln,
Damit uns da Wolf koans datappt."

Hiazt wer' ma halt fruahla hinrennan,
Damit ma das Kinderl dafrag'n;
In Betlehem war's halt am schönern,
Dort wissen's uns eppa schon z'sagn.
Geh, Hiasl, geh voran!
I denk ma 's ja eh schon,
Mir san schon ganz nachend dabei.
Ja, Hiasl, du hast es darathen,
Dort segn ma 's schon liegn auf'n Heu.

Hiazt möcht i mi harbn zum Plunda!
Was habn ma vergessen, han, Bua!
Hiazt ham ma koa Opfer mitgnumma,
Hiazt kumma ma larer dazua.
I nimm was zum Essn!
Und i han's vagessn?
Und i nimm a Pinkerl voll G'wand
Und etli' Maßl Bier in an Plutzer,
Damit ma auf d' Feiertag was habnt.

Hiazt bin i mit mein Sacherl beinander,
Hab's Ranzerl doda bei mir,
Und Gott grüaß Enk von Herz'n beisamma!
So fall'n ma halt g'schwind auf die Knia.
Sö than 's Ranzerl aufmachn,
Das Büaberl wird lachn,
Hiazt hais ma 's schön Handerl schon gebn.
Der Plutzer voll Bier g'hört in Bodan,
Da Muatta was z'essen daneb'n.

Was gebn ma denn hiazt dem kloan Büaberl,
I woaß schon voll Freud net, wo aus!
Und weil er is wor'n unser Brüaderl,
So mach' ma eahm an Almarischen auf.
Geh Jodl, nimm d' Pfeif'n!
I thua schon drum greif'n
Und i lass mein Dudlsack dröh'n,
Und da wer'n ma bein Kripperl was sing'n,
Aft habn ma schon Zeit, dass ma geh'n.

O Jesus! Mir fall'n dir zu Füaß'n,
Verleih uns die göttliche Gnad!
Wenn mir von der Welt scheiden müassn,
Dass a jeder in Himmel g'wiss hat.
Wir wollen dich preis'n,
Lob, Ehr. Dank erweis'n,
Mir schenken dir 's Herz zun an Pfand,
Und das lass ma dir bei dein Kripperl,
Und mir müaßen wieder auf's Land!

Bei dem letzten Gesätz war der Alte in Anbetung versunken; mir war's, als sähe ich einen jener schlichten, frommen Hirten, die als erste dem göttlichen Kinde die Huldigung darbrachten, leibhaftig vor mir.

In dieser andächtigen Stimmung verblieb er noch eine Weile, bis der Doctor das Schweigen brach und sagte: „So, Egger, jetzt stärken's Ihnen ordentlich und thun's Ihnen a bissl anfeuchten“; er nahm ein Trinkglas aus dem Glaskastl, ergriff die Weinflasche und schenkte ein.

„Nur die Halbscheid! ich bitt, Herr Doctor! Net mehr, net mehr! — Is schon z'viel! Dass i glei an Rausch kriagat! — So, und hiaz a Wasser dazua; dort steht eh die Wassaflasch'n, schaun's, Herr Doctor, dort am Fensterbankl!“

Er trank dann einige Schluck, brachte unsere Gesundheit aus, ich dankte ihm für das Lied, und er fieng ganz unaufgefordert gleich ein paar mir zum Theil bekannte Almlieder zu singen an vom Wildbratschützen und vom Derndl, vom Fensterln und vom Busserlgeb'n; die wenigen Schluck gewässerter Wein hatten ihn lebendig gemacht, und als ihm in das noch nicht geleerte Glas nachgeschenkt wurde, erhob er es mit der Linken vor sich, breitete die Rechte wie beschwörend drüber aus und mit einer schalkhaft feierlichen Miene begann er eine Weinbeschwörungsformel zu sprechen, die etwa so lautete:

„O du liaba Wein,
I beschwör di fein,
Dass du mir in Leib bleibst
Und net in' Kopf treibst!
Du wirst wiss'n,
Du hast mi letzthin in Grab'n g'schmiss'n!
Also, marsch ins Maul hinein!
Das soll deine Strafe sein!“

„Das wird aber schon lang her sein“, sagte ich lachend.
„Was moanan's, was is lang her?“ fragte er.

„Na, das vom ‚Grab'nschmeißen' meinte ich.

Da lachte er hell auf und hüstelte noch ein wenig lustig nach: „Ja, ja, freili wohl lang her — aber g'wesen sein kann's schon; i war amal a tulla Kampl!"

Und nun trank er noch einen Schluck, während er uns schelmisch anblinzelte, ließ aber dann das Glas wegstellen — den Rest will er abends austrinken.

„Und da bin i so lusti und so leichtsinni auf mein' Sterbbett — das is's ja" — setzte er mit einem merkwürdigen Blick hinzu, „und da sing i so Liadln, dö si überhaupt für an alten Mann net schick'n, und gar für mi!" — Und nach einer längeren Pause meinte er: „O, du liaba Gott! Es is ja eh allweil so trauri bei mir da, und meine Sünd'n, dö wir i wohl dö Jahr'ln her schon a weni abbüaßt hab'n, dass für drent'n net z'viel überbleibt!"

Er sang noch ein paar Hirtenlieder und wäre auch zu Weiterem aufgelegt gewesen, hätte der Doctor nicht zum Aufbruch gedrängt: der Alte musste nun Ruhe haben; er hatte sich ohnehin schon etwas übernommen.

Beim Abschied merkte ich erst, welche seltene Freude ich ihm durch meinen Besuch und meine Theilnahme gemacht hatte: er sah ja jahraus jahrein in seiner traurigen Stube niemanden, als sein Weib und hie und da den Doctor. Ich musste ihm versprechen, während der Zeit meines Ferienaufenthaltes wieder zu kommen, und ich that es von Herzen gern, hatte mir auch fest vorgenommen, mein Versprechen baldigst einzulösen. — Ich kam nicht dazu.

Wie es so oft geht — es wurde versäumt. Und alles, was ich ihm heute noch bieten kann, ist — ein Gedenkkreuzlein im „Heimgarten".

Die Antrittsbesuche.

Ein Bild aus der heutigen Zeit von **Franz Heiter.**

Das neuübersetzte, noch junge Bezirksrichter-Ehepaar hatte beschlossen, heute mit den Antrittsbesuchen zu beginnen. Das erste Opfer waren Doctors.

Das Oberhaupt letzterer Familie war allerdings nicht zugegen, aber um so bestürzter war die erst kurz verheiratete Frau des Hauses, welche vom Anfange an am ständigen Dienstbotenjammer zu leiden hatte.

Gerade am Morgen des verhängnisvollen Besuchstages hatte die Frau Doctor wieder gewechselt und war um halb zwölf Uhr mittags noch

immer damit beschäftigt, dem neuen Mädchen für alles die nothwendigsten Handgriffe beizubringen.

Als sie eben die unumstößliche Gewissheit erworben hatte, dass die „Lisi“ gar keine Ahnung vom Kochen besitze, ertönt die Glocke, und ehe es die Frau Doctor verhindern konnte, stürzt Lisi mit noch nicht gesehener Geschwindigkeit hinaus, um die Herrschaften herein zu führen, gerade auf die Küche zu, wobei sie mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit erzählt, die „gnä Frau“ sei in der „Kuchel“ d'rin!

Inzwischen kommt die Herrin in tödlicher Verlegenheit heraus und während sie die sehr belustigt dreinschauenden Gäste in den Salon führt, stammelt sie mit bibbernden Lippen etwas hervor — von neuen Dienstboten, noch nicht abgerichtet, Tolpatsch u. s. w.

Selbst als sie schon sitzen, kann sich die etwas schüchtern angelegte Hausfrau noch immer nicht ganz unbefangen der Unterhaltung hingeben, denn sie hat das Gefühl, dass alles, was sie bis zur Stunde gekocht hat, unter den Händen ihrer „Köchin“ nunmehr unaufhaltsam dem Verderben entgegensteuere.

Und ihr Gefühl betrog sie nicht, denn als sie nach den üblichen zehn Minuten erleichtert die Gangthüre hinter den Gästen schließt und ihr erster Weg zur Küche führt, kommt sie gerade noch zurecht, um den schönen guten Kalbsbraten halbverbrannt, wie Moskau im Jahre 1812, aus dem Rohre zu ziehen.

Ihre Gehilfin hatte sich nämlich in ihrer Abwesenheit besonders nützlich erweisen wollen, und hatte inzwischen derart geheizt, dass die Herdplatte vor Hitze hintereinander die kärntnerischen Landesfarben, roth und weiß, spielte.

„Ach, diese unglückseligen Vormittagsbesuche!“ seufzte die arme Frau Doctor, denn ihr hungriger Gatte ließ keinen Besuch als Ausrede für ein verdorbenes Essen gelten, am allerwenigsten, wenn sein Himmel voll Kalsbraten hieng.

Inzwischen meinte Herr Bezirksrichter Arnold zu seiner Frau: „Na, gerade ein Geisteskind scheint diese junge Frau nicht zu sein, sie war ja rein wie auf den Mund geschlagen“, welche Äußerung das getreueste und begeistertste Echo bei seiner besseren Hälfte fand.

Nun gieng's zum Herrn Notar.

Das Dienstmädchen dort schien bereits besser in die nothwendigsten Formen eines feinen Hauses eingeweiht zu sein, denn sie führte das Ehepaar nach artigem Gruß anstandslos in das Empfangszimmer — wobei der Ausdruck a n s t a n d s l o s nicht etwa ironisch aufzufassen ist.

Man hört im Nebenzimmer hastige Schritte, Kastenthüren aufreißen, Läden auf und zu schieben, das eilige Plätschern mit Wasser, und nach zehn Minuten kommt die etwa vierzigjährige Frau Notar Wellberg, hochroth im Gesicht, athemlos hereingestürmt und sucht die ver-

säumte Zeit doppelt hereinzubringen, indem sie mit wahrhaft mitrailleusenartigem Schnellfeuer ihrer Beredtsamkeit eine Reihe von Entschuldigungen vorbringt, sie sei gerade heute nicht angezogen gewesen, weil die Küche ausgeräumt wurde, um frisch gefärbelt zu werden u. s. w."

Und, während sich die redelustige Frau Notar „unendlich freut, die Bekanntschaft des werten Ehepaares zu machen", beschließt sie im Stillen, dem Dienstmädchen später einige Grobheiten zu sagen, weil sie nicht so findig war, zu sagen, es sei niemand zu Hause.

In einer kleinen Redepause der Hausfrau empfehlen sich Richters, indem sie sehr bedauern, gerade heute gestört zu haben.

Unten auf der Straße macht sich jedoch der Ärger Luft. — „Es ist unglaublich", findet der Herr Richter, „dass man uns so lange warten ließ, — irgend etwas wird diese Frau Notar doch am Leibe gehabt haben, dass sie uns hätte empfangen können."

„Das verstehst du allerdings nicht", erwidert die Gattin, „ich weiß am besten, wie man oft vormittags bei einer Putzerei aussieht; aber leider können wir nun wirklich nicht mehr daran denken, heute noch einen Besuch zu machen, denn es ist inzwischen sehr spät geworden."

„Das auch noch", poltert er, „wegen zwei Besuchen muss ich um elf Uhr aus der Kanzlei laufen, obwohl ich gerade vormittags Parteien habe; ich denke, wir machen alle anderen Besuche nachmittags."

„Was dir einfällt", unterbrach ihn seine Frau, „das wäre eine schöne Beleidigung für die nächsten auf der Besuchsliste; die würden glauben, wir seien so ungeschliffen, dass wir nicht wissen, wann ein Etikettsbesuch zu machen sei — das Opfer musst du schon bringen; — glaubst du denn, mir ist's ein Vergnügen, in der Küche alles zu richten, bevor ich fortgehe? — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht vor lauter Eilen und Hasten; — dazu immer noch die Angst, dass unser kleiner Wildfang in der Küche etwas anstellt; — die Magd kann neben beim Kochen auch nicht überall die Augen haben — unser jetziges Dromedar schon gar nicht, — und wie leicht schüttet sich der übermüthige Bub heißes Wasser über sich oder verbrennt sich am Herde." —

Von plötzlicher Angst um den Liebling getrieben, eilt das Ehepaar der Wohnung zu und athmet erleichtert auf, als ihr etwa vierjähriger, reizender Junge ihnen noch frisch und munter entgegenspringt.

Noch am selben Tage hat sich die Kunde von den Besuchen Herrn Richters und seiner Frau Liebsten in jedes Haus verbreitet und den weiblichen Theil der Honoratioren des kleinen Landstädtchens K. in nicht geringe Aufregung versetzt. Man hatte dies Ereignis nicht so rasch erwartet und gedacht, dass dieselben noch einige Zeit brauchen dürften, bis sie sich in ihrer Wohnung häuslich niedergelassen und zum Empfange der Gegenbesuche gerüstet hätten.

Bei einigen Familien beginnt nun eine fieberhafte Thätigkeit. — Da ist unter anderen die Frau des Advocaten Dr. Wippling, welche in der ganzen Stadt als ein Muster an Nettigkeit und Reinlichkeit gilt. Man kann an Vormittagen hinkommen wann man will, sie und das Dienstmädchen putzen oder klopfen immer an irgend einem armen Möbelstück, das sich der erbarmungslosen Hiebe nicht erwehren kann, herum.

Nur des Nachmittags gönnt sie sich Ruhe und empfängt da ihre befreundeten Frauen, welche mit Neid feststellen könnten, dass alles blitzblank und kein Stäubchen zu sehen sei.

Als nun Dr. Wippling die beim Abendschoppen vernommene große Neuigkeit heimbrachte, hatte dessen Gattin die felsenfeste Absicht, gleich am nächsten Morgen den Salon, welcher infolge eines leichten Unwohlseins der Hausfrau seit vollen vierzehn Tagen die beschaulichste Ruhe genoss — auszuputzen. Kaum graute der Morgen, als auch schon der ganze Inhalt des doctorlichen Empfangszimmers auf den Gang befördert und mit verbissenster Ausdauer nach allen Seiten hin bearbeitet wurde.

Als es gegen elf Uhr gieng, schärfte Frau Dr. Wippling dem Mädchen wiederholt ein, dass für den Fall eines Besuches „die gnädige Frau spazieren gegangen sei“, denn sie dachte, „lieber gar nicht empfangen, als fremde Gäste in ein ungeputztes Zimmer führen! — der erste Eindruck ist doch immer maßgebend“.

Eifrig strich die hochgeschürzte Hausfrau den Fußboden mit selbstgekochter Farbe an, denn so wie sie, hätte es das Dienstmädchen ja doch nicht getroffen. —

Da ertönen plötzlich Schritte im Vorhaus und durch die geöffnete Salonthüre schauen in elegantestem Besuchskleide Herr und Frau Bezirksrichter Arnold auf die in stimmverschlagender Verlegenheit dastehende Frau des Hauses. — Secundenlang starrt die vollständig Verblüffte die Angekommenen wie eine Vision an, bis Herr Arnold, noch gänzlich im Unklaren darüber, wen er vor sich hat, in etwas herablassendem Tone fragt, ob die Gnädige zu sprechen sei? — Da findet dieselbe auf einen Moment die Sprache wieder und während ihr jetzt erst das ganze verzweifelte Trauerspiel, in dem sie die leidende Hauptrolle spielt, offenbar wird, stößt sie nur mit ersterbender Stimme das Wort hervor „nein“ und verschwindet in der nächst gelegenen Thüröffnung, wie ein ausgeblasenes Nachtlicht. —

Drinnen in ihrem Schlafgemach sinkt sie voll Ingrimm auf einen Sessel und — weint; — augenblicklich glaubt sie, die Schande nicht überleben zu können, dann besinnt sie sich doch und die schrille Klingel der elektrischen Glocke tönt unheilverkündend durchs ganze Stockwerk.

Das Dienstmädchen stürzt ins Zimmer und wird mit einem förmlichen Sprühregen von Vorwürfen über Nachlässigkeit beim Thürenzumachen u. dgl. empfangen und schließlich endet die Unterredung, welche jedoch nur auf Seite der Hausfrau in Fluss erhalten bleibt, mit einer vollständigen Kündigung. — O diese Dienstmädchen! Schreien könnte man laut vor Wuth drei Tage hintereinander von fünf Uhr morgens bis halb zwölf Mitternacht!

Während alledem haben Richters durch die schon früher offenstehend gefundene Eingangsthüre den Rückzug angetreten und können sich trotz des gescheiterten Besuches des Lachens nicht erwehren. Der Anblick der von der Natur etwas zu verschwenderisch ausgestatteten Frau im kurzen Rocke mit Bartwisch und Farbentopf in den Händen war doch eigentlich zu komisch gewesen.

Nun zeigt die Liste der Auserwählten auf den Herrn Forstcommissär, wo die Besucher jedoch zum allseitigen Vergnügen nicht vorgelassen werden und — fort geht es zu Adjunct Nieberger.

Dort ist die junge Frau soeben beschäftigt, ihrem einjährigen Töchterchen das Mittagessen zu verabreichen.

Es ist zwar ihre stete Gewohnheit, Vormittagsbesuche nicht zu empfangen, weil ihr kleiner Liebling, daran gewöhnt, nur durch die Mutterhand das gute Supperl zu bekommen, keinen Bissen von der Magd anrührt. Doch hatte der gestrenge Gebieter ausdrücklich gewünscht, dass die junge Frau bei seinen Vorgesetzten eine Ausnahme mache, um einer etwaigen Verstimmung vorzubeugen.

Als es nun läutet, übergibt mit einem Seufzer die zärtliche Mama das herzige Greterl der ungewohnten Pflegerin, um die Gäste zu begrüßen. Die Folge davon ist ein indianisches Geheul, welches während der ganzen Besuchsdauer anhält und, trotzdem das Herz der Mutter blutet, erklärt sie doch lächelnd, dass dies nur Vergnügungsausbrüche ihres süßen Mäderls seien. — Die Frau Richter besteht nun darauf, das kleine Mädchen zu sehen und nähert sich der Eingangsthüre zum Kinderzimmer.

Kalter Angstschweiß steht auf der Stirn der geängstigten Hausfrau, denn vormittags kommt sie so schwer dazu, Ordnung zu machen und thut dies gewöhnlich erst unter Mittag, wenn das Mädi schläft.

Wie peinlich wäre es nur für die tödlich Erschrockene, wenn die Frau Richter einen höchst unliebsamen Blick in ihre innerste Häuslichkeit würfe! — Wie begreiflich ist daher der Gesichtsausdruck der Frau Adjunct, welcher darauf hindeutet, „nur über meine Leiche geht der Weg in dieses Zimmer“ und welcher in seltsamem Widerspruch steht mit ihrer Äußerung, dass es ihr zum Vergnügen gereichen würde, ihren kleinen Liebling aufzuführen, wenn es nicht Schlafenszeit für das Kind wäre und die Kleine durch fremde Gesichter aufgeregt würde.

Ein gleichzeitiger energischer Stoß des Herrn Richter, der nur allzugern auf das Vergnügen verzichtet, den schreienden Fratzen kennen zu lernen, bringt die Gattin von ihrem Wunsche ab.

Man geht um zwei Häuser weiter, um die Frau Verwalter gerade beim Speckauslassen zu überraschen. Während man zum zwanzigstenmale versichert, es gefiele beiden in der neuen Heimat außerordentlich, um den Localpatriotismus nicht zu kränken, schaut Herr Arnold angelegentlich aus, wo man sich bei einer etwaigen Feuersbrunst retten könnte, denn die Frau Verwalter weiß soeben gar zu entsetzliche Geschichten zu erzählen, die sich alle durch unvorsichtiges Gebaren bei der edlen Schmalzgewinnung ereignet haben.

Die weiteren Besuche an den nächstfolgenden Tagen verursachen zwar auf das rundreisende Ehepaar keine so nachhaltigen Eindrücke, hinterlassen jedoch noch manches Unheil in Küche und Kinderstube.

Endlich sind alle „besucht“. — Noch ist aber der Leidenskelch nicht vorübergegangen, denn jetzt kommt erst die Erwiderung!

Durch volle drei Wochen muss die Bezirksrichterfamilie an einem kleinen Tischchen im Kinderzimmer speisen, weil die Wohnung sehr beschränkt ist und deshalb Salon und Speisezimmer zusammengezogen werden mussten. Und da man jeden Tag eines Besuches gewärtig ist, so wollen sich Richters beim Essen nicht gerade überraschen lassen.

Endlich nach dieser langen Prüfungszeit kann sich das Ehepaar der wirklichen Gemüthlichkeit hingeben; — die Frauen tauschen nun längere Nachmittagsbesuche aus, wo sie sich ungezwungen unterhalten können und sich erst in Wirklichkeit kennen lernen.

Drum fort mit den Vormittagsvisiten![1])

Manches verdorbene Essen würde zu Nutz und Frommen aller daran Betheiligten wohlschmeckend auf den Tisch kommen, wenn die Hausfrau unter Mittag statt im Salon, in der Küche wäre. Und manche Frau Dr. Wippling brauchte nicht sich selbst zu verleugnen und darnach in ihrer Verzweiflung, in Thränen aufgelöst, ernstlich dem Gedanken nachzuhängen, ob es nach der soeben erlebten „Blamage“ nicht am besten sei, auf dem Bartwische reitend aus der Haut zu fahren. —

---

[1]) Wir geben dieses recht trostlose Bildchen aus dem Leben unseren Leserinnen zur Begutachtung. Hoffentlich stimmen sie mit unserer Meinung überein, dass solche und andere „Visiten“, falls sie nicht einem wirklichen praktischen oder geistig anregenden Zwecke entsprechen, eigentlich auch nachmittags überflüssig wären. Die Red.

Das traute Heim.

Die Stärke des Mannes ist thätig, fortschreitend und vertheidigend. Er ist vor allem der Ausführer, der Schöpfer, der Entdecker und Vertheidiger. Sein Geist beschäftigt sich mit Nachdenken und Erfinden; seine Energie mit Abenteuern, Krieg und Eroberungen, wenn der Krieg gerecht und die Eroberungen nöthig sind. Aber die Stärke der Frau liegt im Herrschen, nicht im Kämpfen — und ihr Geist ist nicht für Erfindung und Schöpfung, sondern für sanfte Ordnung, Einrichtung und Bestimmung angelegt. Sie sieht die Eigenschaften der Dinge, ihre Ansprüche und die Stellen, an die sie gehören. Ihre Hauptthätigkeit ist das Loben und Preisen; sie tritt nicht in den Kampf ein, erkennt aber unfehlbar die Siegerkrone zu. Durch ihren Beruf und ihre Stellung ist sie vor jeder Gefahr und Versuchung geschützt. Der Mann muss bei seiner rauhen Arbeit in der Öffentlichkeit jeder Gefahr und Prüfung entgegentreten; — ihm werden daher Fehlschläge, Kränkungen und unvermeidliche Irrthümer zutheil; er muss häufig verwundet, besiegt, irregeleitet und stets abgehärtet werden. Aber er schützt die Frau vor diesem allen; in sein von ihr beherrschtes Haus braucht, wenn sie es nicht selbst aufsucht, weder Gefahr noch Versuchung, noch irgend eine Ursache für Irrthum oder Kränkung zu dringen. Das ist die wahre Natur des Heims — es ist der Ort des Friedens; die Zuflucht nicht nur vor aller Verletzung, sondern vor allem Schrecken, allem Zweifel und aller Spaltung. Wenn es dies nicht ist, so ist es kein Heim; wenn die Sorgen des äußeren Lebens hineindringen und der widersinnigen, unbekannten, ungeliebten oder feindseligen Gesellschaft der äußeren Welt durch den Mann oder die Frau gestattet wird, die Schwelle zu überschreiten, dann hört es auf, ein Heim zu sein; dann ist es nur noch ein Theil der äußeren Welt, den sie überdacht und in dem sie bloß ein Feuer angezündet haben. Ruskin.

Diese Aussprüche des großen Engländers unterschreiben gerade wir Deutsche mit besonderer Lebhaftigkeit. Und zwar in einer Zeit, in der die Frau vielfach heimflüchtig wird und mit allen Fühlern ihres Wesens in die Welt hinausdrängt. Niedersteigt sie von der Stelle der Herrscherin des Hauses zur Stelle einer Knechtin der Welt, für die ihr die natürlichen Waffen mangeln. — Freilich, wenn die Männer ehrflüchtig werden, dann fällt die Schuld an der Entartung der Frau — nicht ihr zu.

Kleine Laube.

Die Erdbeerfrau.

Gedicht von Marie Ebner-Eschenbach.

„A loadi's Erdbeer-Jahr, natürli, gel'?
Am Bennotag, der Frost, der hat's dawischt!"
Sprach sie mich an und lächelte dazu
Mit welkem Mund und wasserblauen Augen,
So harmlos wie ein Kind, die dürre Alte.

„Recht schlimm für uns, und schlimmer noch für Euch",
Erwidert' ich „Ihr kommt um den Verdienst,
Den besten wohl im Sommer."

„I? No wiss'ns,
Geit's ihrer weni, wern's halt besser zahlt
Die Erdbeer, gar die schönen, aus'm G'stoan,
Wie ebba selli da!"

Sie rückt hinweg'
Den Deckel ihres Korbs, und drinnen lagen
Auf Tannenreislein und auf frischen Blättern
Erdbeeren duftend und so purpurroth,
Dass schon ihr Anblick eine Labung war.
Der Alten bot er wahren Hochgenuss:
„Die wachs'n auf'n Stauf'n, in den Schlucht'n",
Sagt sie und hebt voll Finderstolz ihr Körbchen.

Ich hätte seinen Inhalt gern erworben;
Er war verkauft. Vom Berge kam die Frau,
Nach langem Tagewerk, war hungrig jetzt,
Ein wenig müd' und sehnte sich nach Hause.
„Es warten Euer", meint' ich, „Eure Kinder
Und kleine Enkel dort."

„Auf mi wart' koa's,
I bin alloa", gab sie zerstreut zurück,
Und mit der Rechten ihr Auge deckend,
Blickt' in die Sonne sie, die goldig flutend
Soeben hinter Bergeshöhn versank.

„Da schaug'ns hin, zum Zwisl schaug'ns hin,
Da bin i morg'n um die Zeit scho' g'west.
Gon Ab'nd hoast's zur Alm no auffikrabin,
Im Heubüh drob'n schlaft ma woltern guat
Und fruh um zwoa geht's eini scho in d' Staud'n."

Und wieder lag auf ihrem greisen Antlitz
Das Kinderlächeln, das mich gleich bezwang,
Als sie nun sprach von ihren Wanderungen
Im Morgendämmern und bei Sonnenaufgang
Durch Waldesdunkel, durch das Felsgeklüft,
Und drob so Müdigkeit vergaß wie Hunger.
Ein Jäger nur erzählt mit solcher Freude
Von seinen Abenteuern auf der Pirsch,
Wie von den ihren sie „beim Erdbeerbrocken".

Mit stillem Neide horcht' ich. Aus der Noth
Nicht eine Tugend nur, auch Glück zu machen,
Das ist die allerhöchste Lebenskunst.
Ihr freilich mag sie leicht geworden sein,
Der schlichten alten Freundin der Natur,
In diesem Dasein, halb im Traum geführt,
Dem Kampf der Welt entrückt, von Leiden frei.

„G'sund bin i, Gott sei Dank!", schloss sie vergnügt
Und zwinkert' nach den glutumsäumten Bergen
Voll Liebe hin, „und hon aa koani Sorg'n".
„Im Sommer, doch wie sieht's im Winter aus?"
„Mit Gottes Gnad', halt ja, a bissl wüscht,
Ma hofft halt immer, dass bal' Frühling wird.
An Onaschichts bringt sih scho' so kloanweis furt."
„Das ist der Trost der Einsamen", sagt' ich,
„Wie Ihr es seid, und wohl von jeher war't?"

Gutmüthig, heit'ren Spotts zuckt sie die Achseln,
Ob meines Irrthums. „Na, von jeher nit,
I hon amal a schön's A'wes'n g'heit,
An braven Mo', fünf Kinder — ja amal!"
„Fünf Kinder? Hab' und Gut? Und steht allein
Und arm jetzt in der Welt? ... Wie gieng das zu?"
„No, schiefri etba. 's Unglück hat uns hoamgsucht,
Verbrunna san mer aa", gab sie zur Antwort
Und schien zu denken: Ei, was kümmert's dich?
Doch mählich eines bessern sich besinnend,
Hob leise seufzend sie von neuem an:
„Vor dreizehn Jahren — warten's — na, vor achtzehn,
Ja wirkli, achtzehn — wie die Zeit vergeht!
Da is bei uns das großi Feuer g'west.
In d' Tenna ei'g'schlag'n hat der Blitz von Himmi —
Und voll mit Troad wie's war, so is verbrunnen,
Und aa der Mo', jez Küh, zwoa Kinder, all's verbrunna."
„Wie? Verbrannt?"

„Ja, ja, verbrennt.
Mi selba hat der Nachbar no am Zopf,
Der damals armsdick war — wer möcht dees glaub'n? —
Herauszerrt aus 'n licht'rloh'n Flammen.
Die Gloabiger hon sie den Grund biholten,
Und wiar i gang'n, wiar i g'stand'n bin,
So bin i von der Brandg'stätt weiterzog'n."
„Mit Euren Kindern?"

„Jo, mit denen drei,
Die übri blieb'n san, zwoa Diendln und
An kloan Bueb'n", entgegnet sie gelassen.

„Und dann? Wie habt ihr dann Euch fortgeholfen?"
Sie hob den Kopf empor: „No, ehrli halt.
Viel g'arbeit, viel, und aa a bissl bet',
A bissl nur, denn damaln, wissen's, Frau,
Da war i bös mit unserm lieben Herrgott
Und bin's aa blieben no a lange Weil',
Denn oans vo meini Diendln is schlecht g'rat'n
Und leit da drauß'n vor der Kirchhofmauer,
I mach en Umweg, mueß i dort vorbei."
„Die zweite aber? die?"

„Die hat an Bauern
In Hammerau, an reich'n, is versorgt."
„Und sorgt für ihre Mutter, will ich hoffen."
„Für mi? Was denken's denn? Sie hat den Mo',
Hat ihm ins Haus koan rotn Heller bracht
Und wird aa koanen 'naustrag'n — dees hoff' i."
„Und Euer Sohn?"

„Seidai war 'r Schandarm ..
I sag, er war, jetzunder is er todt,
Erschoss'n von an Pascher an der Grenz'.
Im letzten Hirgscht hon i die Nachricht kriegt."

Sie sprach es langsam, leise, unbewegt,
Sann nach ein Weilchen; wie ein Lichtstrahl flog's
Erhellend freudig über ihr Gesicht.
„Der is mit mir gar oft in d' Erdbeer' ganga,
Wiar er a Bua no war und später aa,
Der hat die Berg so guat g'kennt wiar i."

Sie blickte in die Weite, ganz verklärt
Vom sanften Glück des lieblichsten Erinnerns,
Und wandt' zum Gehen sich mit kurzem Gruß.
Doch plötzlich hielt sie an. Die lichten Augen
Erglänzten wild und tobten Zornesfunken.
An uns vorbeigeschritten kam ein Knabe,
Der in der Hand ein Schüsslein voll mit Beeren,
Armsel'gen, halbgereiften, trug. — „Du Lump",
Rief ihm die Alte zu, „kannst's nit derwart'n,
Dass d'Erdbeer roth wern, muasst die greanen rupf'n?"

Mit hocherhobner Faust bedroht sie ihn,
Und ein gewaltig Fluchwort flog ihm nach,
Als schleunig er und still die Flucht ergriff.
Dann aber ganz erregt von Schmerz und Grimm
Sprach sie: „Dees is mei allerirgster Kumma,
Wenn's d' Erdbeerbrock'n unreif und kloan leizi,
Ma mirkt's ja deutli, 's thuat der Pflanzen weh.
Sie wehrt si drum, was sie nur ko, die Armi,
Just wier a Mutter um ihr liebis Kind,
Do' wenn die Frucht recht zeiti wor'n is,
Geit's geduldi her; no jo, sie hat
Das Ihre redli tho' und denkt ihm halt:
Jetzt werst der endli aa dein Frieden gunna."

Da stockte sie und sah mich fragend an,
Bestürzt beinah ob dieser Worte Sinn,
Der dämmernd nur ihr zum Bewusstsein kam.

„Wo wohnen's?", sprach sie hastig. „In St. Zeno."
„Da kimm i lei am nächsten Sunnta hin,
Und Erdbeer bring i Ihna, solchi haben's
No niemal koane g'seg'n. Bfüth Ihna Gott!"

Ges. Schriften. Berlin. Geb. Partel.

Bismarck wirbt um seine Frau.[1])

Verehrtester Herr von Puttkamer!

Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vorn herein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neuerlich, und durch sparsame Begegnungen Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgeiehn von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urtheils über mich erschweren können, durch mich selbst niemals im Stande sein kann, Ihnen solche Bürgschaften für die Zukunft zu geben, daß sie den Einsatz eines so theuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu thun kann, beschränkt sich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, soweit ich mir selber klar geworden bin. Ueber mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch Andre zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines innern Lebens, welches jenem zu Grunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christenthum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd, und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht, hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem 16ten Geburtstage, keinen andern Glauben, als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern in Folge reiflicher Ueberlegung aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehn schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, Alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu Sich Selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte, und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit, des göttlichen Rathschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll 17 Jahr alt ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten 8 Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich nachsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der Meinung, daß sie das Uebrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rath und Lehre Andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zu Zeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Ueberdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens

---

[1]) Aus dem neuen, bei Cottas Nachfolger in Stuttgart erschienenen Buche: „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin". Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. „Das Herz Bismarcks" hat man diese interessanten Briefe genannt. Die Red.

und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophien des Alterthums, unverstandene Hegelsche Schriften, und vor Allem Spinoza's anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor 6 bis 7 Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innre Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden, und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indeß blieb mein Streben nach Erkenntniß in den Cirkel des Verstandes gebannt, und führte mich, unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntniß versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde, als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und andrer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor 4 Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg, und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich mir durch Ueberredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indeß mit dem Triglafer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt, und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegne Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises, in ihren äußern Werken, fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat. —

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd betheiligt war, und die ich als Geheimnisse Andrer nicht mittheilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr factisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwerthes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rath Andrer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, consequenter und mit entschiedner Gefangenhaltung einstweilen des eignen Urtheils, in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmuth in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.

Welchen Werth Sie dieser erst zwei Monat alten Regung meines Herzens beilegen werden, weiß ich nicht; nur hoffe ich, soll sie, was auch über mich beschlossen sein mag, unverloren bleiben; eine Hoffnung, die ich Ihnen nicht anders habe bekräftigen können, als durch unumwundene Offenheit und Treue in dem, was ich Ihnen, und sonst noch Niemandem, hier vorgetragen habe, mit der Ueberzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse.

Ich enthalte mich jeder Betheurung über meine Gefühle und Vorsätze in Bezug auf Ihre Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich thue, spricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet um den Segen des Herrn. Historisch nur bemerke ich, daß, nachdem ich Fräulein Johanna wiederholt in Cardemin gesehn hatte, nach unserer gemeinschaftlichen Reise in diesem Sommer, ich nur darüber im Zweifel gewesen bin, ob die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter verträglich sein werde, und ob mein Selbstvertrauen nicht größer sei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß sie in mir finden könne, was sie in ihrem Mann zu suchen berechtigt sein würde. In der jüngsten Zeit ist aber mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade auch der Entschluß in mir fest geworden, den ich jetzt ausführe, und ich habe in Zimmerhausen nur deshalb gegen Sie geschwiegen, weil ich mehr zu sagen hatte, als ich mündlich zusammenfassen kann. Bei der ernsten Wichtigkeit der Sache, und der Größe des Opfers, welches Sie und Ihre Frau Gemahlin durch die Trennung von Ihrer Fräulein Tochter dereinst zu bringen haben würden, kann ich kaum hoffen, daß Ihre Entscheidung ohne Weitres günstig für meinen Antrag ausfallen werde, und bitte nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht versagen wollen, mich über solche Gründe, die Sie zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könnten, meinerseits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung aussprechen.

Es ist gewiß noch vieles, was ich in diesem Schreiben nicht, oder nicht vollständig genug gesagt habe, und ich bin natürlich bereit, Ihnen über Alles, was Sie zu wissen verlangen werden, genaue und ehrliche Auskunft zu geben; das Wichtigste glaube ich gesagt zu haben.

Ich bitte Sie, Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietige Empfehlung darzubringen, und die Versicherung meiner Liebe und Hochachtung mit Wohlwollen aufzunehmen.

Bismarck.

Adresse:

Schönhausen

bei Fischbeck an d. Elbe.

Bauern-Geschmack.

In der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ erzählt Dr. J. Pommer, der so hochverdiente Förderer des Volksliedes, Folgendes:

„Im Vorjahre und auch heuer verlebte ich mit meiner Familie die Sommermonate in der herrlichen Ramsau bei Schladming am Fuße des Dachsteins.

Der Stiererbauer, bei dem wir uns eingemietet hatten, liebt und übt die Musik. Er selber, der gutmüthige Sepp, sein jüngster Bruder, der Rüepei, heuer schon Obermoar, seine Nichte, die schlanke Kunei mit dem goldigen Kraushaar, im Vorjahre auch die dralle Magd Lisei und der saubere, bewußt urwüchsige Moarknecht Hans, sangen und jodelten oft, gern und gut zusammen.

Meine Tochter Elsa hatte es sich in den Kopf gesetzt, den ländlichen Sängern auch für gemischten Chor gesetzte Volkslieder einzuüben. Ihrem Fleiße und dem Lerneifer ihrer Schüler gelang es denn auch, einige Lieder ganz gut herauszubringen, als: „Es war einmal ein feiner Knab'“, „Das Früahlings-Almlied“, „Die Sennbrin“, „Greane Fensterl“ u. m. a. Natürlich sangen wir, ich, mein Sohn Otto, meine Tochter Frida und die Sangmeisterin Elsa im Chore mit, getreu meinem Grundsatze, die unselige Kluft, die heutzutage im deutschen Volke „Gebildete“ von „Ungebildeten“ trennt, wo irgend möglich zu überbrücken.

Die Pommer-Familie sang ihren Wirten überdies im Soloquartett (Elsa: Sopran, Frida: Alt, Otto: Tenor, der Vater: Bass) aus den Flugschriften des Deutschen Volksgesangvereines vor, was sie nur konnten. Der Bauer, seine Geschwister, seine Mägde und Knechte, der schalkhafte alte Vater und die noch rührige, von allen geliebte Mutter bildeten den andächtig lauschenden Hörerkreis.

Da fragte ich denn bei Gelegenheit, welches von all den herrlichen deutschen Volksliedern ihnen am besten gefalle, oder sie baten wohl auch selber, dass wir ein bestimmtes Lied singen oder wiederholen sollten. Am besten gefiel ihnen — und namentlich der theilnehmenden alten Mutter — das Lied von den unglücklichen Königskindern. Und als ich, verwundert über diese ernste Geschmacksrichtung, die ich bei den heiteren, einfachen Landleuten gar nicht erwartet hatte, nach dem Grunde dieses Wohlgefallens fragte, antwortete die weißhaarige Mutter gerührt: „Weil's soviel traurig is.“

Macht dies Urtheil und seine Begründung, die uns den offenen Sinn des Volkes für die Poesie der Trauer zeigt, dem Geschmacke und dem Gefühlsleben dieser einfachen Bauern nicht hohe Ehre? Ihr „Gebildeten“, die ihr nur leichter Unterhaltung nachjagt und jeder ernsteren Gefühlsregung scheu aus dem Wege geht, nehmt euch ein Muster!

Sprüche.

Von Otto Promber.

Seichte Menschen und breite Gewässer
Fallen wohl auf. Doch zehnmal besser
Sind tiefe Brunnen, deren Gaben
Tausend durstige Wand'rer laben.

* * *

Einen festen Charakter, eine fleißige Hand —
Begeist'rung für's Schöne — ein wenig Verstand —
Edle Gesinnung — nie wankenden Muth —
Strahlende Augen und jungfrisches Blut —
Des Tags eine Hoffnung — einen Freund zum Geleite,
Für die Tücke ein blitzblankes Schwert an der Seite;
Wer mit diesen Waffen durchs Leben sich ringt,
Ist würdig, dass ihn ein Dichter besingt!

* * *

Schlürfst du des Lebens Freudenwein —
Halt ein!
Trifft dich des Lebens Sturmgebraus —
Halt aus!

Nur nicht verbittern, vertrauern, verkümmern!
Lieber zermalmt von stürzenden Trümmern!
Lieber erschlagen von jähen Gewittern!
Nur nicht verkümmern, vertrauern, verbittern!

* * *

Bete und wache,
Dass dich die Rache
Nie und nimmer
Zum Sclaven mache!

* * *

Gehst du des Abends hinaus ins Weite,
Wird der herrlichste aller Sterne
Weniger leuchten, als neben dir
Eine winzige Öllaterne —:
Lieber ein kleines Glück an der Seite,
Als ein großes in weiter Ferne!

* * *

Was dich durchzittert, was in wilden Ängsten
Die Seele schreit, des Herzens Stimme spricht —
Schreibt dir die Zeit mit ihrem scharfen Griffel
In Runenzügen auf das Angesicht!

Die räthselvolle Lebensinschrift deuten
Kann der nur — der des Lebens rauhe Hand
Mit ihren Streichen, Schicksalsschlägen
Und ihren Griffelzügen selbst empfand.

* * *

Mich freut der Witz, doch lieber lauscht mein Ohr
Dem Göttersohn, dem herzigen Humor!
In seinem Schutze fühl' ich mich geborgen,
Da schwinden alle Qualen, alle Sorgen,
Da ringt mein Geist sich wunderbar empor!

Kratze mich, Fremdling!

Jede Religion hat ihre Heiligen und unter den Heiligen gibt es mitunter sonderbare Käuze. Im Morgenlande lebt ein Volk (die Inder), in welchem die Selbstpeinigung der Gottheit zuliebe oder aus Furcht vor derselben im höchsten Grade ausgebildet ist. Der Fromme in Indien verehrt denselben Gott wie wir, und doch einen andern; er liebt ihn nicht, er fürchtet ihn. Durch die Peinigung seines Leibes trachtet er seinen Gott zu versöhnen. Er fastet, er hungert, er zerfleischt sich mit Dornen und Nägeln, er schmiedet sich an eiserne Ketten, oder er steht Tage, Monate, Jahre, ja das Leben lang auf einem und demselben Flecke, und streckt die Hände in die Glühhitze des morgenländischen Himmels aus. So stirbt er ab, und das Volk verehrt ihn als Heiligen.

Da soll es Heilige geben, die ihr lebtag lang unbeweglich auf einer Säule stehen, so dass die Vögel nisten können in ihren Achselhöhlen und in ihren Haaren.

— Was aber thut der heilige Büßer auf der Säule? Er steht und denkt über die Größe Buddhas (Gottes) nach, bis er durch dieses Stehen und Denken in Buddhas Schoß aufgenommen wird. Er setzt und legt sich niemals nieder auf seiner hohen Säule. Wenn er schlafen will, fällt er nicht herab und bricht sich den Hals? Nein, nach dem Glauben der Inder geht vom Himmel eine unsichtbare Schnur herab, die den Büßer stets aufrecht erhält. Der Heilige rührt sich nicht, steht wie in Stein gehauen da, jahraus, jahrein. — So glauben es die Gläubigsten im indischen Volke.

Aus den Reisen des ungarischen Schneidergesellen Andreas Jelky können wir Folgendes, wenn auch nicht verbürgen, so doch erzählen. — Andreas besuchte in Indien eines Tages einen Säulenheiligen, der auf der Felsnadel einer Bergschlucht stand. Er betrachtete mit Verwunderung die vom Säulenschaft gerade aufragende Gestalt, in ihrer vollständigen Bewegungslosigkeit zu sehen, wie aus Erz gegossen. Die Arme des Heiligen hiengen thatlos, willenlos herab, die Augen starrten unverwandt ins Blaue; nur im langen, weißen Barte fächelte der Wind. Um seine Füße nisteten Schwalben.

„Mann Gottes!“ redete ihn Andreas an, „wie ich hörte, sollst du überaus weise und heilig sein und alle Geheimnisse des Schicksals und der Natur kennen!“ — Der Heilige blieb stumm. — „Bin ich nicht wert einer Antwort“, sagte Andreas, „das höchste Wesen selbst redet durch die Propheten mit seinen Geschöpfen und du sollst keine Zunge haben?“ — Der Heilige blieb starr und stumm. Aber in seinen düsteren Zügen begann es gar seltsamlich zu zucken, wie ein Krampf gieng es durch seine Glieder.

„Fremdling“, sagte endlich mit dumpfer Grabesstimme der Säulenheilige, siehst du jene Stange, die neben meiner Säule im Boden steckt?“ — „Ich sehe sie“, antwortete Andreas. — „Ergreife jene Stange, Fremdling, und kratze mir damit den Rücken“, sagte der Heilige, dessen Unbeweglichkeit bereits brennende Ungeduld zeigte. — Jetzt war Andreas vor Verwunderung regungslos. — „Kratze mich, kratze mich, Fremdling!“ rief der Säulensteher. Da ergriff Andreas die Stange und kratzte mit deren Spitze den ganzen Rücken des Heiligen, so kräftig er konnte. Dieser holte aus voller Brust Athem, so wohl that's ihm. „Genug“, sagte er endlich, „nun stecke die Stange wieder ins Loch und wisse: Jeder Mensch, der zu Buddhas Glauben sich bekennt, hat die Pflicht, so oft er an einem Säulenheiligen vorübergeht, die in den Boden gepflanzte Stange zu ergreifen und damit den Heiligen zu kratzen. Denn wisse weiter: Nicht Hunger und Durst, nicht Hitze und Kälte ist die größte Pein, sondern das Jucken.“ Andreas begriff es. „Aber warum kratzest du dich nicht selber?“ fragte er. — „Mein Gelübde verbietet es mir“, antwortete der Heilige.

Da schritt Andreas von hinnen und lobte seine Religion, deren Heilige nicht auf Säulen stehen müssen, sondern in den friedlichen Mauern des Klosters leben können, wo sie sich von Fremden nicht den Rücken kratzen, sondern höchstens redlich ernähren lassen.

In ein Stammbuch.

Mach' dich gut, mach' dich froh,
Denn es kreiset immer so.
Du wirst ewig leben. R.

Ein Traum.

Mir träumte, dass alle Religionen und Kirchen in einen großen Kessel zusammengeworfen wurden. Dann heizte man tüchtig unter. Die Masse löste sich auf, die Materie lagerte sich ab zu einem trüben Bodensatz, der Geist (Gottes) destillierte über ins Menschenherz. R.

Neujahr.

Neujahrsmorgen! Mag der Sturm
Eisig durch die Lande fegen,
Hoch herab von jedem Thurm
Ruft die Glocke Heil und Segen.
Mag sich über Wald und Flur
Dicht der Schnee zur Hülle weben,
Fort pulsiert in der Natur
Wie im Herzen und das Leben.
Glaube, Liebe, Hoffnung ist
Neu erwacht an diesem Tage,
Der Bedrückte selbst vergisst
Seine Bürde, seine Plage;

Denn aus jedem Munde tönt
Uns der Wunsch: „Dir sei beschieden
Alles, was das Sein verschönt,
Wohlsein, Freude, Glück und Frieden".
Und der lieben kleinen Schar
Mit der Herzchen lautem Pochen
Bringt uns als Gelöbnis dar,
Was sie uns schon oft versprochen.
In das Heim aus West und Ost,
Süd und Nord, aus fremden Reichen
Fliegt uns manche Freundschaftspost,
Manch Erinnerungs-Liebeszeichen.

Ist das Fest auch bald verrauscht
Und der Becherklang verklungen,
Hat doch Gruß um Gruß getauscht
Manches neue Band geschlungen.
Freude stets ist gute Saat
Und im menschlichen Gemüthe
Sprießt sie oft zur schönen That,
Wie das Samenkorn zur Blüte.
Fühlen wir im Feierkleid
Nicht die Herzen wärmer schlagen?
Ja, es schlummert Hass und Neid
Ein an hohen Festestagen.

Wilhelm Nord.

Bücher.

Mistral. Novellen von Emil Ertl. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1901.) Den rauhen Nordwestwind, in Frankreich Mistral genannt, nimmt der Verfasser zum Symbol seines Buches. Er soll die harten Charaktere und rauhen Geschicke andeuten, die in den Novellen vorgeführt werden. Er ist rauh und doch küsst er die Blüten wach, ganz wie das Leben. Just alles lässt sich zwar nicht unter das Zeichen dieses Wetterhahns stellen; das Gedicht: „In dunkler Nacht erblüht" gehört einem anderen Winde an. Die fünf Erzählungen, so verschieden sie sein mögen, eine so weite Scale künstlerischen Könnens sie offenbaren, werden ganz gut unter dem Mistral segeln. Die erste Novellette „Mistral", so überaus fein sie durchgeführt ist, ließ mich kühl. „Ich fand kein Verhältnis zu ihr", wie die neueste Ablehnungshöflichkeit lautet. Umso lebhafter riss mich die „Stadt der Heiligen" an sich, die als genial bearbeitete Legende eine große Philosophie ausspricht. Die „Auswanderer" werfen ein blutrothes Licht in die Welt der Socialdemokratie. Dann kommt der „Handschuh", eine Erzählung, in welcher der Dichter mit liebenswürdigster Souverainetät alle ihm eigenen Vorzüge spielen lässt: Die feine

Beobachtung, den graziösen Stil, den künstlerischen Aufbau, den übermüthigen Humor, die mächtige Phantasie, die vor allem in der Beschreibung eines wilden Bergstieges zur Geltung kommt. Die zwölf Seiten dieser Schilderung ließen mich fast athmenlos, in der Angst, durch einen Hauch den beispiellos kühnen Kletterer in den Abgrund zu stoßen. So sehr auf die Spitze getrieben ist die Gefahr, die doch wieder durch ihre Naturwahrheit beklemmend wirkt. Aber um so befreiender, wonniger, als sie vorüber ist. Eine geistvolle und herzlose Hedda Gabler ist es, die den Anbeter versucht; nicht in den Abgrund zu den wilden Thieren schleudert sie den Handschuh, auf hoher Bergspitze hat sie ihn vergessen und der Liebhaber wählt gerade den unerhörtesten Weg an den senkrechten Wänden empor, um den Handschuh zu holen. Dieses Wagestück eines sonst ruhig empfindenden, vernünftig denkenden Mannes unserer Zeit ist nicht leicht glaubwürdig zu machen, doch dem Erzähler gelang es völlig. Die besondere Wendung am Schlusse der Novelle mag ich nicht verrathen. Ein derber Tiroler Bildhauer ist es, der dem Leser das zornige Herz erleichtert. Der Dichter deutet in der Schlusszeile an, dass seiner Asta-Hedda-Gabler noch andere Männer verfallen werden! Also wer sie begegnet — er hüte sich! Endlich die Novelle: „Walpurga". So sehr ich den „Handschuh" bewundern muss, diese Geschichte ist mir doch noch lieber. Sie ist voll tiefer, heiliger Poesie vom Anfang bis zum Ende, sie hat das Echte, Heiße, Urgewaltige, wie man es in unserer Literatur nur noch selten begegnet. Die erste Erzählung „Mistral" und die letzte Novelle „Walpurga" — welche Gegensätze! Dort das krankhaft sensitive Liebeswehen der Übercultur, hier die kerngesunde Liebe des Naturkindes. Dort hat dem Dichter wohl das Erbarmen die Feder geführt, hier die Lebensfreude. Wird dieses Buch eines Autors, der meines Wissens in Graz lebt, in den weiten deutschen Landen den Preis finden? Oder wird es noch länger währen, bis der hochbegabte Poet die ihm gebürende Stelle nahe bei Gottfried Keller angewiesen erhält? H. v. M.

Flachsmann als Erzieher. Eine Komödie in drei Aufzügen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staakmann. 1901.) Der Schulmeister ist bisher in der dramatischen Dichtung kaum ernst genommen worden. Er bildet nur so nebenbei meist eine komische Figur, was ich oft genug als eine große Gedankenlosigkeit und Undankbarkeit empfunden habe. Nun ist diese echt deutsche Komödie geschrieben worden: „Flachsmann als Erzieher". Sie nimmt den Schulmeister ernst genug. Fast zu ernst für eine Komödie. Die Corruption in der Volksschule! Allerdings ein Thema, an dem Aristophanes und Molière ihre Freude gehabt hätten. Der Stoff lag am Wege und man sah ihn nicht. Nun ist er dramatisiert und wird auf unseren Bühnen sehr viel Lachen und sehr viel Nachdenken erregen. Der alten Verrottung, Pedanterie, Rechthaberei, Gleichgiltigkeit, Angeberei, Ränkesucht und Schlimmeres ist entgegengesetzt ein warmer starker Mensch, ein geborener Pädagoge, ein froher Kinderfreund und unbeugsamer Charakter, der rücksichtslos nach allen Seiten mit den Schülern so verfährt, wie er's fürs Beste hält. Und es ist wohl auch das Beste. „Herr Flachsmann!" sagt der Lehrer Flemming zu dem alten Schulpedanten, „wir sind zwei unvereinbare Gegensätze. Sie wollen das Alterprobte millionenmal wiederholen, ich will Neues erproben. Das ist ja das Greuliche an unserer Schulmeisterei, dass kein Ikarusflug darin ist, kein Wagemuth, kein Sturm, kein Drang. Wer Großes leisten will, muss Unmögliches wollen. — Ihnen ist die Schule ein Handwerk, mir ist sie eine Kunst. Sie meinen, Sie könnten den rechten Unterricht ‚verfügen', Herr Flachsmann, aber mit einer Million von ‚Verfügungen' kommen Sie an das Werk eines Lehrers nicht heran. Wenn ich vor meinen fünfzig Jungen stehe, dann steigen fünfzig Seelen und fünfzig Werke vor mir auf. Wenn die fünfzig Herzen mir entgegenstreben und ich ihnen das Beste, Schönste gebe, was ich habe, dann ist jeder Dritte ein Eindringling, dann quillt mir das Gesetz meines Schaffens aus meiner Kraft! Wenn ich vor meinen fünfzig Jungen stehe, dann sind einundfünfzig Essen im Gang, in deren Feuer Zukünftiges geschmiedet wird, nicht Vergangenes." Man sieht, dass dieser Flemming keiner von der Schablone ist und nicht nach der Schablone erzieht, vielmehr nach der Anlage und Eigenart des Zöglings. Im Leben pflegen solche Schulmänner gemaßregelt zu werden und schließlich zugrunde zu gehen. Doch in unserer Komödie gibt es einen Schulrath Prell, einen strengen, gescheiten, vorurtheilslosen, hochherzigen Mann, der uns Lesern und Zuhörern das Vergnügen macht, mit dem alten Schlendrian gründlich aufzuräumen und den genialen Pädagogen in Recht und Macht zu setzen. Es wäre nicht gerade nöthig gewesen, den alten Flachsmann geradehin zu einem Betrüger und Fälscher zu machen, dadurch verliert er an allgemeiner Giltigkeit, da er ja doch für einen Typus gelten soll, und kommt dem Theaterbösewicht etwas zu sehr in die Nähe. Wie glänzend übrigens die handelnden Personen gezeichnet sind, das wird sich demnächst zeigen, wenn das Stück auf der Bühne zu uns herantritt mit den zwei in dieser Art völlig neuen Bühnengestalten eines schlechten und eines guten Schulmeisters. R.

Unsere deutschen Meister Bach, Beethoven, Mozart, Wagner. Von Friedrich von Hausegger (F. Bruckmann, A.-G. München.) Wie die gesammte musikalische Production und Reproduction, so steht auch die Wissenschaft, welche die Ergründung des Wesens der Tonkunst zum Gegenstande hat, heutzutage durchaus unter dem Zeichen Richard Wagners. Unter denen, die als Jünger des Bayreuther Meisters die Philosophie der Tonkunst bearbeitet haben, gebürt Friedrich von Hausegger der Zeit wie der Bedeutung nach unstreitig der erste Platz. In seinen beiden Hauptschriften „Die Musik als Ausdruck“ und „Das Jenseits des Künstlers“ ist er den von Wagner zuerst beschrittenen Weg erfolgreich weiter gegangen und hat damit die musikalische Ästhetik um ein Beträchtliches gefördert. Die Wirkung auf die breite Masse des musikalischen Publicums, die den ästhetischen Schriften des Verfassers ihres wissenschaftlichen Charakters wegen in der Hauptsache versagt bleiben musste, auszuüben, scheint nun das vorliegende hinterlassene Werk Hauseggers „Unsere deutschen Meister“ in hohem Maße berufen zu sein. Es wendet sich nicht an den beschränkten Leserkreis der Fachleute, sondern ausgesprochenermaßen an das gesammte deutsche Volk, soweit es überhaupt mit der Kunst, die seit jeher als die specifisch deutsche gegolten hat, in Fühlung steht. Die Resultate seiner ästhetischen Untersuchungen hat Hausegger hier in einer Form niedergelegt, die einzig und allein jene weittragende Wirkung auf das reale Leben der Kunst zu gewährleisten vermag, ohne die alles Ästhetisieren eine eitle Luxussache unfruchtbaren Gelehrtenthums bleibt. Und da nirgends so sehr die Wahrheit des: Exempla docent gilt als in der Populärwissenschaft, hat Hausegger überaus glücklich den im Leben und Wirken der vier großen Meister Bach, Mozart, Beethoven und Wagner culminierenden Entwicklungsgang der deutschen Tonkunst dazu benutzt, um an ihm die Wahrheit des Satzes: Musik ist in ihrem Grundwesen Ausdruck zu erweisen. Dabei ergibt sich eine enge und innige Beziehung des Wesens der Tonkunst zu dem Wesen des deutschen Geistes. Sie erscheint als die specifisch deutsche Kunst, als die eigenthümlichste Offenbarung deutschen Geistes auf dem Gebiete der Kunst. Aus dem Schlusscapitel „Was ist deutsche Kunst?“ in welchem der Verfasser die Ergebnisse der vorangehenden geschichtlichen Betrachtungen zusammenfasst, ersehen wir, wie seit Urzeiten in der Seele des Deutschen ein Streben nach Kundgebung seines innersten Eigenwesens angelegt war, das einzig und allein in der Musik vollkommene und rastlose Befriedigung finden konnte. Was der Deutsche an seiner Musik besitzt, was er mit ihr verlieren würde, wenn er jemals aufhören wollte, sie im Geiste seiner großen Meister treu zu pflegen, und wie sie mit das wichtigste Hilfsmittel ist, das dem deutschen Volke zur Erfüllung seiner welthistorischen Sendung zu Gebote steht, diese Erkenntnis dürfte schließlich der schönste Gewinn sein, den wir aus dem Studium dieses Werkes zu ziehen vermögen. V.

Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow. (Stuttgart. Grainer & Pfeiffer. 1900. 8°.) Das vorliegende stattliche Buch will die jetzige Generation mit einer Frauengestalt bekannt machen, welche zu Ende des 18. und anfang des 19. Jahrhunderts, ohne gerade selbst schöpferisch thätig zu sein, eine gar bedeutende Rolle im literarischen Leben Deutschlands gespielt hat, sie kann wie der trefflich orientierte Verfasser der schönen Arbeit im Vorworte sagt, der modernen Frau zeigen, welch ein großer, an Segen reicher Wirkungskreis dem Weibe offen stand zu einer Zeit, der eine Frauen-Emancipation im heutigen Sinne noch unbekannt war.“ In der gewaltigen Zeit, in welcher sie gelebt, hat Rahel — unter diesem kurzen Namen kennt sie jeder Literaturkundige — mit den bedeutendsten Geistern, mit Poeten und Gelehrten und großen Männern auf anderen Gebieten persönlich und schriftlich verkehrt. Im Jahre 1795 hat sie in Teplitz Goethe, den von ihr schon lange Bewunderten getroffen und dieser That später den Ausspruch über sie: „Die ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt und voll Empfindungen — sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch liegt in jeder Äußerung — sie ist in jedem Augenblicke sich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt und doch ruhig — kurz sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte; man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten.“ Und damals war Rahel, die Tochter des Geschäftsmannes Marcus, 24 Jahre alt. 1814 vermählte sie sich mit dem bekannten Dichter, Schriftsteller und Staatsmann Karl August Varnhagen von Ense, welchem die geistvolle Frau geistig gleichwertig, ja vielleicht überlegen war. In ihrem Salon in Berlin verkehrte schon vor ihrer Vermählung Schlegel und Tieck, W. v. Humboldt und Fichte, sowie viele andere der berühmtesten Persönlichkeiten, welche daselbst hohe geistige Anregung fanden. Als nach der Zeit des Wiener Congresses, an dem Karl August Varnhagen als hohe Persönlichkeit theilgenommen hatte und nach einen mehrjährigen Aufenthalt als Ministerpräsident in Karlsruhe Varnhagen 1819 wieder als Legetionsrath nach Berlin kam, bildete die geniale Frau wieder den Mittelpunkt ihres in jener Stadt neu begründeten Salons, Meister der Philosophie wie Hegel und Eduard Gans,

der weltberühmte Alexander v. Humboldt, der Geschichtsschreiber Ranke, Betina v. Armin, kurz die bedeutendsten Männer und Frauen der Residenz verkehrten im Hause Varnhagen. Rahel stand mit einer großen Zahl noch anderer in Briefwechsel und gerade diese ihre Briefe sind als bemerkenswerte Documente ihres Geistes zum Theile an die Öffentlichkeit gelangt. Als diese bedeutende Frau starb, hat der sie überlebende Gatte das Buch: „Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1833“ heraus- und damit auch den weitesten Kreisen von ihrer reichen und tiefen Gedenkblatt kundgegeben. Es sind später verschiedene Arbeiten über Rahel und ihren Kreis erschienen, auch Schriften, welche aphoristische Gedanken von ihr enthalten. Später aber gerieth diese merkwürdige Persönlichkeit mehr in Vergessenheit. Dem Verfasser des vorliegenden Buches gebürt die hohe Anerkennung uns ein großes übersichtliches Lebensbild von Rahel Varnhagen geschaffen zu haben; Otto Berdrow hat alle Briefstellen, welche für sie charakteristisch erscheinen und ihr scharfes Denken kennzeichnen, in diesem Buche zusammengestellt, er erzählt uns den Lebenslauf der Rahel und macht auf alle Momente desselben aufmerksam, die darin beachtenswert erscheinen, er läßt alle die großen Männer an uns vorbeiziehen, welche mit Varnhagens in Verbindung standen und namentlich dem Geiste dieser Frau huldigten, kurz er hat hier eine vortreffliche Biographie geboten, welche jedem ernsten denkenden Leser auf das wärmste empfohlen werden kann. Im Anhange sind auch Aphorismen aus Rahels Briefen und Tagebüchern beigegeben. Ihr Bildnis und die Porträts verschiedener, welche mit ihr im geistigen Verkehre standen, wie Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Fichte, Goethe, F. v. Gentz und a. m. sind dem schön ausgestatteten Buche beigegeben.

A. Schlossar.

Stimmen des Mittags. Neue Dichtungen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1900.) Wenn vom Verfasser des Lustspiels „Die Jugend von Heute“ ein neues Buch erscheint, so greift man rasch danach. In diesem Bändchen finden wir ihn als Lyriker. Abgesehen, dass es stellenweise stark „goßlert“, sind es warm menschliche Empfindungen und Stimmungen, die, zumeist in freiem Stile, sich uns offenbaren. Besonders anmuthend die Kinderbilder.

M.

Fünf Märchen für große Kinder. Von Fritz Michael. (Graz. Hans Wagner.) Diese Dichtungen unterscheiden sich von vielen anderen Märchen durch frische Erfindung und classisch schöne Sprache. Der Verfasser versichert, dass es echte, rechte, erlogene Märchen sind. Dem „erlogen“ möchte ich insofern widersprechen, als die darin vorkommenden „Lügen“ eine tiefere Lebenswahrheit haben dürften.

M.

Moderner Gschnas und andere Wiener Skizzen. Von Ed. Pötzl. (Wien. Robert Mohr. 1901.) „Der Gschnas ist los, der Gschnas ist los und Fastnacht immer fort!“ — Aber die „Moderne“, die schrecklich ernst genommen werden will, wird über diese Bosheiten nicht erbaut sein. Vielleicht, dass einer oder der andere Freikunstmaler und Dichter beim Lesen des Büchleins lachen muss — die beste Lösung des Conflictes: Gegenseitiges Gelächter? — In den Wiener Skizzen begegnet uns wieder unser alter lieber Pötzl.

H.

Weltgeschichte. Von F. Seckler. In Wort und Bild dem Volke dargeboten. Reich illustriertes volksthümliches Prachtwerk mit über 320 Illustrationen, darunter 56 ganzseitige Kunstdruckbeilagen, nach Originialen von Camphausen, Werner, Richter, Kaulbach, Lenbach, Bendemann, Braun und anderen ersten Künstlern aller Zeiten und Länder. (Konstanz, Karl Hirsch. 1900.) Diese einzigartige Weltgeschichte, die vom christlichen Standpunkte in frischer, kerniger, volksthümlicher und fesselnder Sprache geschrieben ist, zeichnet sich durch gründliches Urtheil vortheilhaft aus. Die übersichtliche Gruppierung und Anordnung des reichen Inhalts gestalten die Lectüre nicht nur zu einer Quelle ernster Belehrung, sondern auch zu einem wahren Genusse. Der angedeutete prächtige Bilderschmuck besonders in lebenswahren Porträts nach den besten gleichzeitigen Aufnahmen, Gemälden oder Stichen, vorzüglichen und genauen Abbildungen historisch getreuer Darstellungen denkwürdiger Ereignisse der Geschichte sind nach Gemälden der hervorragendsten Meister aller Zeiten und Länder. Der Verfasser versteht es, durch seine packende und volksthümliche Schreibweise allen Ereignissen der Weltgeschichte eine derartige Beleuchtung zu geben, dass die Vergangenheit vor dem Geiste des Lesers wieder lebendig ersteht und der sittliche Inhalt der Geschichte lebenserweckend erfasst wird.

V.

Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte. Dargestellt von Adalbert von Hanstein. Unter dem Schlagwort „Das jüngste Deutschland“ hat man sich gewöhnt, die Literaturbewegung der zwei Jahrzehnte 1880 bis 1900 zusammenzufassen, einer Zeit, in der die Literatur die Gährung mit durchmachen musste, die das deutsche Volksleben und unsere Denkweise überhaupt in so vielen Beziehungen wesentlich umgestaltet hat. Indem Adalbert

von Hanstein, ein ehemaliger Mitstreiter und Mitdichter der Jüngstdeutschen, jetzt mit der sicheren Ruhe des gereiften Mannes es unternimmt, die äußere und innere Geschichte jener zwei Jahrzehnte zu schreiben, tritt er mit einer ganz eigenartigen, vielversprechenden Art der Darstellung auf. In lebensvoller, geistreicher Form läßt er seine Leser die von den meisten ja wirklich miterlebte Zeit im Geiste nochmals erleben. Sein Buch liest sich wie eine Erzählung, die in Verbindung mit einer Menge von Leseproben und mit der Menge von Bildnissen das jüngste Deutschland und seine Größen dem Leser „menschlich nahe" bringt. Die Ausstattung des Buches ist äußerst vornehm und sympathisch. V.

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. (Stuttgart. J. G. Cottas Verlag 1900.) Eine einfache Anzeige dieses Werkes genügt. Die Lücke der großen Bismarckliteratur ist ausgefüllt und so tief läßt kein Werk über den großen Mann ins Herz blicken, als dieses. Hochinteressante Porträts zieren das Buch. M.

Walhall, die Götterwelt der Germanen. (Martin Oldenburg, Berlin.) Während die Götter Griechenlands schon vor Jahrhunderten überall heimisch waren, besonders weil sie durch eine blühende bildende Kunst uns überliefert wurden, sind die Göttergestalten unserer Altvordern uns verhältnismäßig fremd geblieben. Wollen wir aber das Denken und Fühlen unserer Vorfahren recht kennen lernen, so müssen wir uns in ihre religiösen Vorstellungen und Dichtungen vertiefen. Der Germane besaß eine reiche und kühne Phantasie. Er wusste Göttergestalten zu erfinden, die Abbilder seiner selbst waren und doch über alles Menschliche weit hinausragten. Wohl sind Versuche gemacht worden, die Götterwelt der alten Deutschen zu beleben, aber alle scheiterten, da sich dem Schriftsteller nicht ein Künstler zugesellte, um so die schwankenden, phantastischen Gestalten uns näher zu rücken und verständlicher zu machen. Diesem Mangel scheint jetzt abgeholfen. Professor E. Doepler d. J., der mit der germanischen Gewandung und den Resten germanischer Baukunst wohl vertraut ist und sich in die Quellen der Götterlehre liebevoll vertieft hat, hat in 50 Originalgemälden, die die Textseiten unseres Buches zieren, mit vollendeter Meisterschaft die eigenartigen Figuren der alten Götter in den Rahmen der Kunst gebannt. Jeder deutsche Vater, der bei seinen Kindern die Vorstellung der Götter unserer Altvordern und damit einen Haupttheil ihrer Gedankenwelt beleben will, wird in diesem Buche das beste Mittel hierzu finden. V.

Rother Mohn und andere Erzählungen in Versen von Paula Gräfin Coudenhove. (Paderborn. Ferd. Schöningh). Warmherzige Dichtungen, empfehlenswert. M.

Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer 1900). Ein empfehlenswerter Roman, dessen Charakterisierung wir uns auf eine ruhigere Zeit vorbehalten, damit dem Buche sein Recht werde. M.

Hauffs Werke. Textabdruck der illustrierten Prachtausgabe, herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Nur eine kurze Lebensbahn war Wilhelm Hauff beschieden, dem liebenswürdigen Dichter, der mit einigen seiner Lieder sich in das Herz unseres Volkes geschrieben hat, dessen Erzählungen auch auf das heutige Geschlecht den Reiz einer echten, frischen, ursprünglichen Poesie ausüben. Nicht einmal das volle Mannesalter erreichte er, und seiner glücklichen Veranlagung wären gewiss noch viele köstliche Blüten zu danken gewesen, aber auch dasjenige, was Wilhelm Hauff in dem Raum weniger Jahre geschaffen hat, sichert ihm einen dauernden Platz im Bücherschatze des deutschen Hauses. Ein fesselnder Erzähler, ein gemüthvoller Lyriker ist er uns noch heute, und die Feinschmecker erfreuen sich an seinen Satiren. An den berühmten Roman „Lichtenstein", in dem sich ein so fesselndes Stück württembergischer Geschichte wiederspiegelt, schließen sich die Novellen und Märchen, die weinfröhlichen „Phantasien im Bremer Rathskeller" und die geistvollen satirischen Schriften. Die besten der Skizzen und die volksthümlich gewordenen Gedichte machen den Beschluss des starken Bandes. V.

Heinrich Seidels erzählende Schriften. Erscheinen vollständig in 53 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) Von Heinrich Seidels „Erzählenden Schriften" liegen nun die Lieferungen bis 46 vor. Den Erzählungen von Leberecht Hühnchen, den „Vorstadtgeschichten" und den „Heimatgeschichten" folgt damit die vierte Gruppe, die uns, unter dem Titel „Phantasiestücke" zusammengefaßt, eine neue, ganz besonders liebenswürdige Seite des vielseitigen Dichters zeigt.

Unser Liederbuch. Unter diesem Titel erschien im Verlage von B. Schotts Söhne in Mainz ein prächtiges Kinderliederbuch. Es bietet die bekanntesten und beliebtesten Kinderlieder in sorgfältigster Auswahl. „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, „Ringel reihe“, „Alles neu macht der Mai“, „O Tannenbaum“, „Stille Nacht“, „Mit dem Pfeil, dem Bogen“, „Ich hatt' einen Kameraden“, „Ein Männlein steht im Walde“, „Schlaf' in guter Ruh'“, alle diese herzigen, naiven Kinderlieder und noch viele andere findet man in der Sammlung. V.

Die beiden letzten Walzer von Johann Strauß. Abschieds-Walzer (F-dur) und Ischler-Walzer (A-dur) sind soeben im Musikverlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig für Clavier zu zwei Händen erschienen. Neben dem Ballet „Aschenbrödel“ sind diese Walzer die einzigen im Nachlass des verewigten Wiener Meisters vorgefundenen Compositionen, welche ein wirklich in sich abgeschlossenes Ganze bilden. Sie gehören nach dem Ausspruch allererster musikalischer Capacitäten zu dem Besten, was der „Walzerkönig“ geschrieben hat. V.

Kalender aus der Verlagsanstalt „Leykam“ für 1901. Unter der Hochflut der Kalenderliteratur stehen die Kalender der Verlagsanstalt „Leykam“ wie alljährlich so auch heuer durch gediegene Ausstattung bei billigen Preisen in erster Reihe und tragen dem Bedürfnisse aller Kreise Rechnung. Davon erscheint der „Grazer Schreibkalender“ schon im 117. Jahrgange und ist in der That ein Familienhausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Ökonomen, sowie für Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Rosegger, Ferdinand Ethardt, Dr. Franz Martin Mayer, Anna Werchota, Gustav Budinsky, Karl Reiterer, Hans Fraungruber u. a. Außer dem Farbendruckbilde „Der Hauptplatz in Graz zu Anfang des XIX. Jahrhunderts“ enthält der Kalender noch eine Fülle von Textillustrationen. Von den beliebten Blockkalendern sind „Leykams Wochen-Notizblockkalender“ mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphentarifen zum Aufhängen und Stellen eingerichtet, und der kleinere „Tages-Blockkalender“ wegen ihrer ebenso praktischen wie eleganten Ausstattung sowohl für den Salon als auch für das Bureau berechnet. „Leykams eleganter Taschenkalender“ in dunkelgrünem Leinwandbande mit Goldschnitt. Das Bild der Fürstin Hohenberg ist selbem beigegeben. „Leykams Brieftaschenkalender“, „Grazer Taschenkalender“ gebunden, mit Schuber, die unentbehrlichen, reizend ausgestatteten „Leykams Portemonnaiekalender“ mit Goldschnitt und je einer Photographie, in Metallband und Lederband. „Leykams Blattkalender“, aufgezogen, zum Ausstellen auf dem Schreibtisch. „Wandkalender“, aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Der altehrwürdige „Neue Bauernkalender“ (Mandelkalender) mit seinen naiven Tagesmarken, von Rosegger in seinem prächtigen Buche „Die Älpler in ihren Wald- und Dorfgestalten“ durch eine liebenswürdige Abhandlung auch dem Interesse und der Würdigung der Städter erschlossen, findet noch heute immer seinen Weg bis in die einsamste Holzknechthütte Steiermarks und Kärntens. Er ist selbstverständlich im Wandel der Zeiten unverändert geblieben. V.

Büchereinlauf:

Die Dorfkokette. (Illustrirt.) Von Friedrich Spielhagen. (Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.)

Südliches Blut. Von Richard Voß. (Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.)

Fra Alperne. Fortällinger af Peter Rosegger. Autoriserte Oversättelse ved Axel Garde og Marius Sorensen. (Kobenhavn. B. Oskar Solostes Forlag. 1901.)

Der kleine Pastor. Roman von J. M. Barrie. Übersetzt von M. Barnewitz. (Berlin. Edwin Runge.)

Herzog Heinrich IV. Historischer Roman von Karl Jaenicke. (Breslau. W. Gottlieb Korn. 1901.)

Der Mönch von Sanct Blasien. Roman von Franz Rosen. (E. Pierson. Dresden.)

Durch fremde Schuld. Roman von Sophie von Keller. (Dresden. E. Pierson.)

Cornelius und Virginia. Roman von Albert Kinzler. (E. Pierson Dresden.)

Arme Narrn. Neue Wiener Geschichten von S. A. Ressel. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Ahasver. Von Robert Jaffé. (Berlin. Siegfried Cronbach. 1900.)

Zur linken Hand. Roman von Ursula Zöge v. Manteuffel. Zwei Bände. (Dresden. E. Pierson.)

Ein Gottesmann. Roman in zwei Bänden von Marie Bernhardt. (Dresden. E. Pierson.)

Das zweite Vaterland. Von Julius Verne. (A. Hartleben. Wien, Pest u. Leipzig.)

Fortunats Roman. Erzählung von G. v. Berlepsch. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1901.)

Aus dem Verlage Otto Hendels, Halle a. d. S.:

Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen. Von Rudyard Kipling.

Neidhardt von Reuenthal, der Roman eines Minnesängers. Von Edward Stilgebauer.

Plautus Zwillinge. Lustspiel. Neu übersetzt von Dr. Gustav Schmilinsky.

Marjorie Daw. Von Thomas Bailey Aldrich.

Die Abenteurer Tom Sawyers. Von Mark Twain.

Heinrich Seidels erzählende Schriften. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

Ein bekannter Herr. Humoristische Geschichten von Anton Tschechoff. Übersetzt von Wladimir Czumikow. (Leipzig. Eugen Diederichs. 1901.)

Snurrig Lüd. Snaksche Snurren ut Stadt un Land. In Rimels von Paul Warnke. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Thüringer Dorfgeschichten. Von R. Braune. (Altenburg, S. A. Stefan Geibel.)

Das Erdbeben in Windeby und anderes. Sechs Novellen von Sophus Bauditz. (Leipzig. Gebrüder Reinecke. 1900.)

„Und manche liebe Schatten steigen auf." Gedenkblätter an berühmte Musiker von Karl Reinecke. (Leipzig. Gebrüder Reinecke. 1900.)

Was ist Wahrheit? — Ein Zusammenbruch. Novellen von Emil Kullberg. (E. Pierson. Dresden.)

Der geheimnisvolle Mönch. Eine Erzählung aus der Zeit der drei Gottesplagen in Steiermark. A. Groner. (Ulrich Mosers Buchhandlung, Graz.)

Schnurpfeifereien. Ein Strauß gemüthlicher Prosascherze von Emil Fallner. (Arau. H. R. Sauerländer & Co. 1900.)

Honsjörgls-Geschichten. Von Josef Schmidt. (Selbstverlag in Morchenstern i. B.)

Wiesbadener Volksbücher. Nr. 1: Riehl, W. H., „Der Stadtpfeifer." Nr. 2: Hansjakob, H., „Valentin der Nagler." Nr. 3: Rosegger, P., „Das zugrunde gegangene Dorf." Nr. 4: Dickens (Boz), „Der Weihnachtsabend." Nr. 5: Stifter, Ad., „Der Waldsteig."

Erlauschtes und Erlebtes. Wiener Geschichten und anderes von Hans Schönfeld. Dresden. E. Pierson. 1900.)

Aus dem Tagebuch einer Frau. Roman von M. Immisch. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Vater und Sohn auf der Weltreise. 1874—1875. Erste wissenschaftliche Expedition des Deutschen Reiches. Von Hermann Krone. (Halle a. d. S. Verlag Otto Haidel.)

Die irdische Gerechtigkeit. Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Haas. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Eine beschränkte Frau. Tragikomödie an einem Tage und in drei Acten von Julius Baer. (E. Piersons Verlag. Dresden.)

Einer für alle. Eine Tragödie in fünf Acten. Von Friedrich Jukmeyer. (München. Stangmeyrs Verlagshandl. 1901.)

Minna. Dramatische Skizze in einem Act von Ferdinand Glunz. (Breslau. R. Dülfer. 1900.)

Weihnachten. Ein dramatisches Festspiel von F. v. Schweinitz. (Breslau. Evangelische Buchhandlung.)

Japanische Dramen. Terakoya und Asago. Von Prof. Dr. K. Florenz. (Amelangs Verlag. Leipzig.)

Buch der Lieder. Von Heinrich Heine. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Gedichte. Von Emil Hügli. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Fahle Blätter. Von Justinus Menura. (E. Pierson. Dresden.)

Dunkelflammen. Neue Gedichte von Eugen Stangen. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Aus Vorhof und Heiligthum. Von Wilhelm Wilms. (Offenbach a. M. E. Kaufholz & Co.)

Neues Leben. Dichtungen von Karl Henckell. (Zürich und Leipzig. Verlag von Karl Henckell.)

Gedenkblätter. Dichtungen von Konrad Gustav Steller. Dresden. E. Pierson.)

Drei Weihnachtslieder. Von Karl Attenkofer. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Weihnachtslied. Von Peter Cornelius, componiert von Hermann Zumpf. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Vier Lieder für eine Singstimme. Von Paul Kiengel. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Sieben Weihnachtslieder. Nach älteren Texten componiert von Hans Löw. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Zehn zweistimmige Lieder. Bearbeitet von Moriz Vogel. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Myrthen und Rosen. Achtzig der schönsten Lieder, Arien und Duette von Moriz Vogel. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Sanderson-Album. Lieder aus dem Repertoire Lilian Sanderson. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Fräulein Johanna. — Auf der Alm. (Illustriert.) Von Paul Heyse. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Grabschriften, Marterl-, Bildstödl- und Todtenbrett-Verse, Haus-Inschriften. Gesammelt, geordnet, sowie mit einleitender Abhandlung versehen von Anton Dreselly. Zweite starkvermehrte Auflage. (Salzburg Ant. Pustet.)

Maria von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter von Anton Bettelheim. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1900.)

Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleske. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe.)

Schiller und die deutsche Gegenwart. Von Karl Weitbrecht. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Schillers Frauengestalten. Von Julius Burggraf. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe.)

Goethe. Von Dr. S. M. Prem. (Leipzig. Eduard Wartigs Verlag. Ernst Hoppe.)

Goethes Frauengestalten. Von Lewes. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe.)

Goethes „Faust". Erster u. zweiter Theil. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe.)

Offenbarungen des Wachholderbaumes. Von Bruno Wille. (Leipzig. Verlegt bei Eugen Diederichs.)

Der Himmel auf Erden. Von Salzmann Chr. Gotth.) (München. Ph. L. Jung.)

Merksteine auf dem Wege des Lebens. Vorträge auf dem Gebiete der Lebensphilosophie. Von Jung L. (München. Ph. L. Jung.)

Zur Harmonie des Lebens. (München. Ph. L. Jung.)

Bausteine zu den Evangelien des Kirchenjahres. II. Hälfte. Von F. Kliche. (Kassel. Ernst Röttger.)

Christus oder **der mittlere Weg.** Heiliges Drama von Professor Lucian Pusch. (Leipzig. Wilhelm Besser.)

Vom Tabor bis Golgatha. Zum Verständnisse der Leidensgeschichte Jesu Christi. Von K. Wagner-Groben. 6. Auflage. (Basel. Missionshandlung.)

Grundsatz der altkatholischen Glaubens- und Sittenlehre. Von Wilhelm Schirmer, Pfarrer in Constanz. (Constanz.)

Geschichte des Christenthums in seinem Gang durch die Jahrhunderte. Von Friedrich Oehninger. (Verlag von Karl Ehirsch. Emmishofen—Constanz. New-York.)

John Ruskin: Sesam und Lilien. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. (Leipzig. Eugen Diederichs..)

Die Sprüche des guten Meisters. Von Bruno Eelbo. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Das Werden der Welt. Als Entwicklung von Kraft und Stoff. Von J. Hörhager. (Leipzig. Ernst Günther. 1901.)

Der kommende Mensch. Neue Ausblicke auf die Zukunft des Menschen. Von K. Haberkalt. (Leipzig. E. Günther. 1901,)

Liebesleben in der Natur. Von W. Bösche. (Leipzig. Eugen Diederichs.)

Monographien zur deutschen Culturgeschichte. Alterthümliche Ausgabe. 5. u. 6. Bd. Von Georg Steinhausen. (Leipzig. Eug. Diederichs.)

Lösung der Jahrhundertfrage mit dem Zirkel. Von einem Deutschen. (Dresden. Gerhard Kühtmann.)

Wie das Volk denkt. Allerlei Anschauungen über Gesundheit und Krankheit. Vom Standpunkte des Arztes beleuchtet von Dr. Robert Rumpe. (Braunschweig. Friedrich Vieweg & Sohn. 1900.)

Der Kinderspitals-Process (Affaire Paul Kellbogen). (Wien. Paul Kellbogen. 1900.)

Unter roth-weißem Banner. Aufsätze verschiedenen Inhaltes von Wilhelm Ritter von Piwonka. (Wien. Commissionsverlag von Heinrich Kirsch. I. Singerstraße 3.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. Von Constanze v. Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Lexikon zur Schiller-Literatur. Biographisches Nachschlagebuch über diejenigen Personen, mit welchen Schiller vorzugsweise verkehrt oder über welche derselbe in seinen Schriften ein Urtheil gefällt hat, und über die Schriftsteller, welche „über ihn" geschrieben haben. Von Emil von Großheim. (Quakenbrück. Edm. Eckhart. 1900.)

Die Pflege des Kindes im ersten Lebensjahre. Von Dr. med. Marie Heim-Vögtlin. (Leipzig. Raimund Gerhard.)

Volksthümliches Handbuch des österreichischen Rechtes. Von Dr. J. Ingwer und Dr. J. Rosner. (Wiener Volksbuchhandlung.)

Festschrift zum 50. Geburtstage des ostmärkischen Dichters Anton August Staff. Herausgegeben vom literarischen Verein „Scheffelbund", geleitet von Oskar Pach. (Wien und Heidelberg. Verlag des „Scheffelbund". 1900.)

„Hinaus aufs Land!" Monatschrift zur Förderung ländlicher Siedlungsthätigkeit. („Eden", Oranienburg bei Berlin.)

Jahresbericht des Deutschen Volksgesangvereines in Wien über das zehnte Vereinsjahr vom 1. Jänner bis zum 31. December 1899. Im Auftrage der Vereinsleitung zusammengestellt von Karl Kronfuß. (Wien 1900. Verlag des Deutschen Volksgesangvereines.)

Thierschutz in Schule und Gemeinde. Die entsittlichende Wirkung der Thierquälerei, ihr schädlicher Einfluss auf das Zusammenleben der Menschen und ihre Bekämpfung durch die Schule im Anschlusse an den bestehenden Lehrplan, sowie durch Einwirkung des Lehrers auch auf die Erwachsenen in der Gemeinde. Von Philipp Klenk. (Verlag Deutscher Lehrer-Thierschutzverein.)

Universitätsreform! Einheitlicher Aufbau des gesammten Staats- und Gesellschaftslebens auf der Naturerkenntnis der Gegenwart. Von Professor Lehmann-Hohenberg. (Kiel. Lipsius & Tischer. 1900.)

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Section Hamburg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. 1875—1900.

☞ Vorstehend besprochene Werke &c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

* Da las ich vor Kurzem in einem liberalen Blatte, dass die neue Zeit der Industrie und des Fortschrittes dem Bauernstande so viel Glück gebracht habe. Man müsse nur einmal denken, wie armselig und unfrei der Bauer früher gelebt hätte und jetzt habe er seinen Sparherd, seine Petroleumlampe, seinen Kaffee, seine landwirtschaftlichen Maschinen, seine seidenen Cravatten, seine Freiheit u. s. w. — Ich bin blamiert. Denn ich habe allzuoft und laut gesagt, dass es mit dem Bauernstande abwärts gehe, dass der Bauer keine Ehre und keine Freude mehr daran finde, Bauer zu sein, dass er schollenflüchtig werde, dass er womöglich in die Fabrik gehe, um als — Socialdemokrat sich an jener Cultur zu rächen, die ihn — so glücklich gemacht hat. — Denn zum Sparherd will der Mensch auch das Sofa haben, zum Kaffee den Braten, zu der seidenen Cravatte den ganzen Stadtherrnanzug, und wenn er seine Freiheit hat, so will er eben so frei sein, sich seine Existenz zu verbessern. Der Bauernstand geht dabei zugrunde. Vielleicht ist es kein Unglück. Ein Unsinn aber ist es, wenn man behauptet, Industrie und Fortschritt hätten dem Bauernstande so viel Gutes gebracht. R.

* Ein abscheuliches Verbrechen hat nach dem Wiener „Vaterland" Vogl-Wichners Volkskalender begangen. Dieser Kalender, der bisher ein gutes Renommee besaß, vergaß sich so weit, eine Erzählung Roseggers abzudrucken. Und was für eine! Der Inhalt ist nicht wiederzugeben. Wer sich von der Verworfenheit dieses Schriftstellers einen richtigen Begriff machen will, den verweisen wir auf den „Heimgarten", XXIII. Jahrgang, Seite 561. Dort ist die Erzählung abgedruckt. Sie führt den Titel: „Die Familie Nagerl auf der Bergpartie." Das ultramontane „Vaterland" warnt eindringlichst vor diesem Schriftsteller und fordert die gesinnungsverwandten Blätter auf, ihn zu boycottieren. Dieses wackere Vorgehen trägt auch bereits Früchte. Der Verlag des betreffenden Kalenders hat, wie wir hören, sofort eine neue, größere Auflage veranstaltet.

P. Bl., Wien. Unter dem „Monumentalen" in der Kunst habe ich immer verstanden, dass ein Denkmal, ein Bauwerk u. s. w. nebst dem Künstlerischen den Eindruck des Bleibenden, Unzerstörbaren mache. Die secessionistische Schrift kann deshalb nicht monumental sein, weil sie eine Modeschrift ist, die nur kurze Zeit vorhalten wird, während die Inschrift auf Denkmälern aus Buchstaben bestehen soll, die beständig und allgemein sind, z. B. den lateinischen. Die Secessionistenschrift, die mit der Freikunst heute nur das Willkürliche gemein hat, sonst mit ihr in keinem geistigen oder künstlerischen Zusammenhange steht, entwickelte sich nicht, sondern wurde eines Tages gemacht. Deshalb wird sie eines Tages wieder von der Bildfläche verschwunden sein. R.

W. A., Graz. Erinnern Sie sich, Gnädigste, daran, was Ruskin über die moderne Erziehung sagt: Sie gebe den Leuten die Fähigkeit, über jeden wichtigen Gegenstand — falsch zu denken.

Fidelis. Aber das Buch war doch nicht zum Kaufe geboten, es sollte eine bescheidene Spende sein. — Ein paar Incorrectheiten werden bei neuen Auflagen berichtigt. Ihre Zuschriften freuen mich, obschon ich sie nicht immer zu beantworten vermag. Dass ich den ganzen Clerus für die mir zugefügten Ungerechtigkeiten seiner Presse verantwortlich machte, fällt mir gar nicht ein. R.

J. P. Der „Hagenstab" befindet sich im Buche „Der Waldvogel". „Das ewige Licht" ist ein Band für sich, beide bei Staackmann in Leipzig. — „Zionisten" nennt man jene Juden, die sich zur Aufgabe gestellt haben, in Palästina, ihrer alten Heimat, einen Judenstaat zu gründen.

* In dem neuen Buche: „Mein Himmelreich" ist ein verwirrender Fehler zum Vorschein gekommen. Auf Seite 35, Zeile 8—9 von unten, heißt es „das Bild der unbefleckten Empfängnis", soll aber richtig heißen: das Bild der „Verkündigung". — Vom eilften Tausend ab wird im Buche dieser Fehler berichtigt sein.

* Viel ist im Laufe des letzten Jahrzehents bei uns geleistet worden an politischer Niedertracht. Doch die abscheulichen Mittel der letzten Wahlkämpfe stellen alles in Schatten. Ich kann mir keine verderblichere, entsittlichendere Schule denken, als eine solche Wahlperiode, wenn die Parteien einmal in so hohem Grade erregt sind. Sie wirkt furchtbar verheerend auf die Volksseele. R.

(Geschlossen am 15. December 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(2. Fortsetzung.)

Finkenstein habe ich gekauft.

Nun ist der Wirkungskreis gegeben und, wie ich glaube, ein wichtiger. Die Blätter bringen bereits eine Anzeige, dass für Gut Finkenstein ein Verwalter gesucht wird. Mit meinem Namen will ich zurückhalten, die Welt soll nicht witzeln, dass Herr Sebald Hausler ein Musterbauer geworden ist. Das wird aber keine besondere Kunst sein, wenn man die Bücher hat. Eine ganze Serie landwirtschaftlicher Werke habe ich mir bestellt. Die Leute hier können ja nicht wirtschaften. Alles verrottet, und wie der Urgroßvater, treibt's der Enkel. Als ob seit hundert Jahren die Zeit stehen geblieben wäre. Ich will ihnen einmal etwas vorwirtschaften. Das kann eine Mission werden und den Wohlstand der ganzen Gegend bedeuten. Vor allem will ich die Scholle chemisch untersuchen lassen, damit man weiß, was wachsen kann. Ich denke, es wird bei diesem Klima auf Viehzucht hinauskommen, damit ist noch eine Concurrenz möglich. Dann intelligente und fleißige Dienstboten. In Gug womöglich eine wirtschaftliche Sonntagsschule, in welcher besonders auch die Vortheile des Landlebens gegenüber der Fabrikexistenz betont werden sollen. Man muss sich seine Leute erziehen. Welch herrliche Aufgabe ist mir geworden! Nun bin ich mit allem ausgesöhnt, was mich bisher

Digitized by Google

gedrückt hat, und ein klares Zielbewusstsein ist der erste Schritt zum Erfolg. Sie, die heute lachen, weil ich „davongelaufen" sei, werden mir noch einmal ein Denkmal setzen und mich als den Regenerator der Landwirtschaft preisen. Bei meiner freudigen Zuversicht soll mir aber nicht der Idealismus mit der ruhigen Bedachtsamkeit durchgehen, durchaus nicht. Im Grunde bin ich doch ein Hausler.

Wie gewohnt, so will ich nun auch in und über Finkenstein ein bisschen Tagebuch führen. Sollte es lückenhaft werden, so ist's besser, das Tagebuch ist es, als das Hausdach. Darum arbeiten auf den Wirtschaftsgebäuden bereits die Dachdecker.

Vor zwei Tagen sind wir eingezogen. Als wir mit den Pferden in den Hof gefahren waren und der Schackerl sich nothdürftig einen Stall zurecht gerichtet und durch den Franzwirt in Gug Futter verschafft hatte, kam er mir mit einer Bitte. Sehr tief und demüthig schlug er die Augen dabei zu Boden, ich erwartete nichts Geringeres als das Bekenntnis einer Verliebung, Verlobung oder dergleichen Menschliches. Der Schackerl bat sehr unterthänig, ob er sich auf Finkenstein nicht Stallknecht nennen lassen dürfte. Er wolle was Feftständiges sein und seinen ganz bestimmten Beruf haben. Also Ehrgeiz. Gut. Soll ausgenützt werden.

„Sie, Alter! Hausmann! Weisen Sie dem Stallmeister hier eine Wohnstube an. Lassen Sie sie ihm selbst nach Belieben einrichten."

Nun sah ich zu meiner nicht geringen Überraschung, dass solche Standeserhöhung ein wahres Mittel zum Wachsthum ist. Dieser kleine dicke Schackerl, den Chef Hausler nicht auf den Kutschbock lassen wollte, weil er keine Figur gab, er gieng jetzt ganz augenscheinlich in die Höhe und der Stallmeister war gut um einen halben Kopf größer, als es der Tschapperl gewesen, das arme Findelkind.

Gestern war ein sehr artiger Herr bei mir. Er kam vom Dorfe zu Fuß über die Felder her, mit einem Knotenstock, an dem ein ledernes Schlinglein hieng. Das Beinkleid in die Stiefel gesteckt, damit es nicht nass würde im Grase. Er stellte sich als Leo Frommberg vor und er habe gehört, ich hätte das Gut Finkenstein gekauft. Ob ich es bar auszuzahlen gedächte oder Hypothek machen wolle. Er sei der Hauptgläubiger und es würde ihm zur größten Ehre gereichen, dem neuen Herrn von Finkenstein dienen zu dürfen.

Alle Achtung! Kaum hatte ich meinen Jungen befördert, war ich auch selbst in den Adelsstand erhoben. Und im Grunde, bin ich's nicht? Bin ich nicht Herr von Finkenstein?

Die alten Gräfinnen ließ ich zu mir bitten, und ob sie damit einverstanden wären, dass ich mit dem Herrn Gläubiger selbst verhandelte?

„Der Herr Frommberg! Aber mein Gott, natürlich. Sind dem Herrn ja recht viel Dank schuldig, aber uns ist's lieber, wenn der

Herr selbst mit ihm abmacht. Wir sind in solchen Dingen nicht sehr praktisch."

Die guten Frauen! Das hätten sie wirklich nicht zu versichern gebraucht. Ich wies Herrn Frommberg an meinen hartgesottenen Doctor Kerbholz, um zu seiner Sache, aber auch nur zu dieser zu gelangen.

Die Matronen staken kopfüber in Sorgen. Sie hatten sich entschlossen, das Schloss sofort zu räumen und in die Residenz zu übersiedeln. Sie hielten die großartigsten Berathungen über Packung, Transport und Reise, schließlich stellte es sich heraus, dass sie nichts weiter mitzunehmen hatten, als einen großen Kleiderkoffer, zwei Hutschachteln, eine lange Kiste mit alten Waffen und heraldischen Emblemen und ein Eisenkästlein mit Documenten. Das sollte auf das sorgfältigste befördert werden, und für ihre persönliche Reise stand mein Wagen zur Verfügung. Ich machte mir noch den Spaß zu sagen: In Ermanglung eines Kutschers wird der Stallmeister fahren.

Mit wärmsten Dankesbezeigungen nahmen sie es an, doch an diesem Morgen, als es zum Abschiednehmen kam von ihrem alten Schlosse Finkenstein, da konnte sich ein Stein erweichen. Anfangs, als die Pferde schon angespannt waren, huschten die schwarzen, gebückten Gestalten, ihre Schleier über das Gesicht herabgelassen, noch so in den Gängen herum, huschten auch in den großen Festsaal, in demselben von einer Ecke zur anderen, die eine gluckste ein wenig, die andere fuhr mit der schwarz behandschuhten Hand an der Wand und den Ahnenbildern herum, als ob sie das Kreuzzeichen darüber machen wollten, dann hasteten sie noch einmal in ihr Wohnzimmer, wo vom Packen Papier und Sägespäne herumlagen, sanken dort halb ohnmächtig an die Wand hin und brachen in ein lautes Jammern und Klagen aus. Da bin ich hineingegangen: „Aber meine verehrten Damen! Das ist ja begreiflich. Doch wer hindert Sie denn, hier zu bleiben? Es wird mir ein großes Vergnügen sein, die Damen als meine lieben Gäste zu wissen, so lang es gefällig ist. Sie sehen ja, wie viel Raum zur Verfügung steht in diesem Hause. Diese Zimmer würden ganz und gar unbenützt bleiben. Ich habe meine Gemächer gegen die Wirtschaftsgebäude hin gewählt. Diese Zimmer sind sonnig und trocken, Sie sind in denselben heimisch geworden, wie Sie es in einer anderen Wohnung so leicht nicht wieder werden. Ich bin in den weitläufigen Gebäuden fast allein, und wenn Sie manchmal ein Plauderstündchen nicht verschmähen wollen mit einem beschäftigten Landwirt —. Kurz, ich bitte Sie sehr, meine Damen, ohne alle Umstände auf Finkenstein weiterzuleben, wie Sie es gewohnt worden sind."

Es kam mir wirklich vom Herzen. Es ist erstaunlich, wie „die Stille der ländlichen Flur" den Adel der Gesinnung fördert! — Die alten Frauen, die einst glänzende Tage gesehen — so arm und heim-

los geworden! Sie aber schüttelten den Kopf, das könnten sie nicht annehmen, und weinten und weinten. Sie sollen sich aber nicht gedemüthigt fühlen, dachte ich und versuchte eine andere Art.

„Und damit Sie durchaus ungeniert sind, Gräfinnen, so treffen wir ein Abkommen. Es wird Ihnen ja überhaupt nichts anderes übrig bleiben, als mit einem Geschäftsmann zu verhandeln. Versuchen Sie es mit mir. Ich vermiete Ihnen die Wohnung auf Jahr und Tag. Sie bewegen sich frei auf Finkenstein, wie bisher und ich wie meine Leute sollen Ihren Wünschen zu Diensten sein."

Sie pressten immer ihre weißen Sacktücher an den Mund, wimmerten und schüttelten den Kopf: Sie könnten nicht und könnten nicht.

Auf dem Schlosse ihrer Ahnen als Mietlinge zu wohnen, dagegen empört sich der Adelsstolz. Ich drang nicht mehr weiter in sie. Schwerfällig, unsicher stiegen sie endlich die Treppe herab und wankten zum Wagen. Noch nach meiner dargebotenen Hand hasteten sie und stöhnten Dankesworte. Zum Schlosse aber blickten sie nicht mehr auf. Der Schackerl schlängelte den Leitriemen, voran gieng's. Eine Weile habe ich dem Wagen nachgeschaut, über dessen Rücklehne die zwei schwarzen Köpfchen der Frauen ein wenig hervorstanden und auf dessen Bock der Federhut des Jungen florierte.

Ich war allein auf Finkenstein.

Der Verwalter ist angekommen. Ein untersetzter Mann mit rothem Gesicht, das viele blutunterlaufene Striemchen zeigt und einen rothen, kurzgeschnittenen Vollbart trägt. Auf der scharfgebogenen Nase funkelnde Brillen, denn man könne — meint er — in einer großen Wirtschaft nicht scharf genug dreinsehen. Er hat glänzende Zeugnisse, die seine Verläſslichkeit rühmen. Nur das Zeugnis seines letzten Dienstes fehlt noch, weil es ein Zerwürfnis mit dem Herrn gab. Der Herr hat den Vertrag nicht eingehalten, so hat der Verwalter den Dienst aufgesagt und auch sofort verlassen. Er thue das Seine und lasse sich keine tauben Nüsse bieten! Der Mann gefällt mir. Ist auch sehr zuvorkommend und aufmerksam und kann sich nicht genug wundern über die praktischen Kenntnisse und den wirtschaftlichen Weitblick eines bisher ganz anderen Fächern lebenden Gentlemans.

Herr Frank hat bereits eine größere Anzahl Dienstboten aufgenommen. Lieber höheren Lohn zahlen, als faules, unverläſsliches Gesinde haben — bin ganz damit einverstanden. Man muſs die Leute natürlich auch besser halten, als die Bauern in der Umgebung es thun; ich wäre dafür, daſs sie täglich ihr frisches Fleisch und ihren Wein bekommen, das billigt nun aber der Verwalter nicht; sie seien nicht

gewohnt, wie Gäste behandelt zu werden, und besondere Zuvorkommenheit würde nur ihre weiteren Ansprüche steigern.

Ein Kunstgärtner mit Gehilfen arbeitet im Garten und kann gar nicht genug wunders sagen, was sich da alles machen ließe. Ein halb Dutzend Arbeiter säubert den Wildpark von Bruchholz. Ein anderes halb Dutzend erntet die Feldfrucht ein, die armselig genug steht. Das soll im nächsten Jahre anders sein! Und ein drittes halb Dutzend mauert, hobelt und hämmert in den Gebäuden umher. Ich lasse mir hofseitig eine Kanzlei und doch nach vorne heraus den ganzen ersten Stock herrichten. Wenn schon, denn schon, es soll nicht lumpig hergehen auf Finkenstein.

Der Verwalter Frank hat es auch verstanden, mich in kurzer Zeit mit Küche und Keller zu versorgen, und sein Geschmack ist ganz vorzüglich. Nebenbei ist er bei Tisch ein guter Gesellschafter. So dienstbereit er dem Herrn ist, so schneidig weiß er bei den Leuten dreinzugehen, wenn es noth thut. Sind sie fleißig, so ist er freundlich. Zum Beispiel, da machten sie Spätheu, die Männer lüpften ihre Hütte, als wir herankamen, die Weiber gaben sich umso emsiger der Arbeit hin.

„Nun, Leni, ist das Heu trocken?" redete der Verwalter eine an.

„Jo—o—o!" antwortete sie gedehnt, und schob mit dem Rechen, dessen Stiel sie sich an den Bauch stemmte, eine Floße Heu voran.

„Ein fester Brocken das!" sprach er dann zu mir. Dabei schupfte er eine Aster hin und her, die er am Stengel zwischen den Zähnen hielt. Nun habe ich erst hingeblickt. Eine stattliche Person in kurzem, schwarzem Kittel und scharlachrother Jacke. Der volle Busen hieng nicht herab wie bei anderen. Glühende Rundwangen und aufgekraustes, röthliches Haar.

„Ein starkes Weibsbild", sagte ich, um etwas zu sagen.

„Gehört, glaube ich, dem Schwarzen dort, der keine Schuhe an den Füßen hat."

„Verheiratet?"

„Es scheint."

Der Verwalter hat auch noch Pferde angeschafft, weil bei den Renovierungen viel Fuhrwerk nöthig ist. So musste für den nächsten Winter Heu und Hafer gekauft werden. —

Endlich ist der Schackerl wieder zurückgekommen mit Ross und Wagen. Er war abgebräunt, und ich fragte ihn, ob er unterwegs etwa wieder avanciert wäre, weil er mir neuerdings gewachsen vorkam.

„Auch Trinkgeld macht groß", antwortete er. Denn die Gräfinnen hatten ihm einen Ducaten geschenkt, weil er gut gefahren wäre. So habe er den Pferden unterwegs in Wein getauchtes Schwarzbrot gefüttert. Die alten Frauen wären im großen Wagen zusammengehockt wie zwei

Hühnchen und in den Wirtshäusern hätten sie immer Angst gehabt vor dem Ermordetwerden. In der Stadt wären sie gar nicht abgestiegen, sondern in einen Vorort hinausgefahren. In der Nähe großer Gerbereien und einer Seifenfabrik hätten sie eine hofseitige Wohnung genommen mit einem Zimmer und einem Cabinet. Dort seien sie denn verblieben.

So träumen sie, die letzten eines großen Geschlechtes, nun in ihrer dunklen Kammer, unter Millionen einsam, von schönen Zeiten. —

Von der Fletz wusste der Junge nichts zu erzählen, denn sein Weg war ihr ausgewichen. Hingegen soll in Schluttenthal wieder alles bei der Arbeit sein, nur hätten die unterschiedlichen Streiks im Orte die Lebensmittelpreise zu einer unglaublichen Höhe emporgesteigert. Auf dem Heimweg hatte der Schackerl einen Bekannten begegnet. Mitten auf der Straße war er festgesessen. Der alte Lindwurm. Aber gar nicht in der stolzen Stimmung, wie damals beim Franzwirt in Gug. Fluchend hieb er auf den Schimmel ein, dieser saß auf dem Schotter, schlug bei jedem Streich den Kopf zurück, zeigte sich aber nicht willens aufzustehen. — „Vater Lindwurm", soll mein Junge gesagt haben, „der Schimmel ist in der Fremde gewesen und hat gesehen, wie es zugeht in der Welt. Nun will er halt auch seine Aufbesserung haben. Gebt ihm ein Trinkgeld und er wird schon wieder fleißig werden." Dann hätte er, der Schackerl, ein großes Stück Brot in die Weinkanne gesteckt, die er mit sich führte, und hätte es dem Schimmel als Extraeinnahme in das Maul gesteckt. Hernach sei das Thier auf die Beine gekommen. Der Lindwurm habe dann erzählt, wie er auf dieser Reise Malheur gehabt. Die drei Buben habe er allerdings glücklich in die Stadt gebracht. Dort sei ihm aber das Pferd auf zwei Füßen krumm geworden, er habe tagelang warten müssen und dabei sein Geld verthan. Und als es endlich doch zur Heimfahrt gewesen wäre, sei der Michel erkrankt und er habe über eine Woche bei ihm bleiben müssen. Es sei ein Kreuz mit diesem Buben, seit die Brüder nicht mehr auf derselben Anstalt, wolle sich's nicht thun. Er sei ganz hintersinnig und falle von Fleisch ab und der Arzt hätte gesagt, der Junge müsse sich in die Stadtluft erst wieder eingewöhnen. Der Lindwurm hätte meinem Schackerl gestanden, dass ihm recht hart sei um den Buben. Aber der ältere, der Toni, habe es zeitweise auch so gemacht und wäre doch ein recht braver Student geworden. Da der Lindwurm angedeutet, dass er Tag und Nacht fahren müsse, um heimzukommen nach Sesam, so ist der Schackerl auf die Vermuthung gekommen, der Bauer hätte kein Geld mehr in der Katze. „Donnersbub!" soll der Lindwurm gesagt haben, „wie weißt denn du das? Ja so, weil ich's gesagt hab'. Na sein thut's halt so, bei den Wirten macht man nit gern Schulden, die kreiden einen vor allen Leuten

auf die Tafel. Der Franzwirt ist auch so einer, so viel du willst, borgt er, derweil steht man schon auf dem Brett und lasst einen Jahr und Tag draufstehen, wenn er auch sein' Sach' längst wieder hat. Der Stallmeister auf Finkenstein bist? So, so. Ein junger Stallmeister. Wenn du so gut bist — ein paar Fetzerln — bis auf die nächst Wochen!" — Possierlich hat es der Junge vorgebracht. Und wie er ihm den Ducaten geborgt habe. „Du verschwefelter Kerl!" soll der Bauer in seiner Überraschung ausgerufen haben, als er das pure Gold auf der Hand liegen sah.

„Hast eine Schrift darüber?" fragte ich den Jungen. „Du hast dir nichts geben lassen? Wenn man Geld ausborgt —"

„Ich borg' keins aus", antwortete er. „Ich mag mich nit sorgen um das Zurückbekommen. Da schenk' ich's lieber gleich."

Das ist dumm von dem Jungen. Aber weise von ihm. Den Ducaten will ich ihm gelegentlich verdoppeln. — Kaum nun der Schackerl wieder zu Hause war, gab's Beschwerden. Der Verwalter hatte die neugekauften Pferde in den Stall der Braunen gestellt, das wollte sich der Stallmeister nicht gefallen lassen.

„Der Stallmeister bin ich!" sagte dieser.

„Der Verwalter bin ich!" sagte der andere.

„Und der Herr bin ich!" war meine Entscheidung. Dann aber setzte ich diplomatisch bei: „Der Herr Verwalter hat vollkommen recht, denn dieser Stall passt seiner Lage wegen besser für die Wirtschaftspferde. Wenn es jedoch der Stallmeister nicht für gut findet — ich will ihm nicht dreinreden. Ich will keinem in sein Fach dreinreden. Nun, so soll es, denke ich, beim Alten bleiben." Und der Junge hatte wieder seinen Stall.

Als der Schackerl am selben Tage für seine Pferde frisches Heu holen wollte vom Übergeschoss, fiel ihm der Verwalter in den Arm: „Junger Mann, das Heu, das ist mein Fach!"

Nun schien es für mich schwer, Richter zu sein. Da war's der Junge. Er bat um Geld, dass er für die Pferde Heu kaufen könne. Ich gab's und klopfte dem Verwalter auf die Achseln: „Haben Sie die Güte, Herr Frank, dem Stallmeister für meine Pferde Heu zu verkaufen. Das Geld führen Sie dann gefälligst an die Wirtschaftscasse ab."

In diesem Reiche, das ist mir schon klar geworden, herrscht man nicht mit Gewalt, sondern mit Schlauheit. Eine Waffe, die uns modernen Menschen — ein tolles Schlagwort übrigens, „der moderne Mensch" — ja recht handlich ist.

Heute habe ich etwas entdeckt, etwas mir ganz Neues. Den stillen Tag.

Ich war hinaufgegangen durch meinen Jungwald bis zur grünen Matte. Ein ebener Platz, hinter welchem der Berg steiler und steinig emporsteigt. Es ist diese Steinlehne kein eigentlicher Fels, es sind moosgraue Steinblöcke aller Größen, die gleichsam aus dem Berg quellen und auf der Oberfläche locker liegen. Dazwischen einiges Gestrüpp und verkümmertes Nadelholz. Das der Hintergrund. Auf der ebenen Matte selbst stehen ein paar alte Buchen, die ausgehöhlte, theils im Innern sogar verkohlte Stämme haben und doch in allem Geäste dicht und frisch grünen. Unter diesen Buchen liegen auch etliche Steinblöcke herum, die vom Hange niedergerollt sein mögen, und auf einen dieser Steine habe ich mich hingesetzt. Und hinausgeschaut in den weiten Thalkessel. Ich habe nie gewusst, dass der Herbst so sein kann. Die Gegend ist eine ungeheure Farbenpalette. Braun, das sind die reifen Haferfelder, hellgrün, das sind die Rübenäcker, gelb, das sind die Ahorne, roth, das sind die Buchen, dunkelgrün, das sind die Wiesen, blau, das sind die Nadelwälder in der Ferne. Die feucht gewordene Sonne lässt alle diese Farben noch klarer prangen, noch tiefer glühen. Und über diesem buntgefleckten Garten, soweit das Auge reicht, ruht der stille Tag. Man sieht unten in den Vierecken der Gemarkungen die Leute milbenartig herumkriechen. Man sieht die lichten Rauchfächer und Säulchen von den Feuern, die Hirten auf ihren Weiden angemacht haben; man sieht die schneckenartig hinkriechenden Heu- und Gemüsewägen. Man weiß, wie die Hirten johlen und die Fuhrleute knallen, aber selten ein Schall dringt herauf zu meiner Höhe. In solchen stillen Tagen nun möchte ich den ganzen Tag hier sitzen bleiben, wer kann diesen Frieden, diese Fernsicht satt kriegen? Die letzten Streifen dort, wassergrau wie erblindetes Glas, sind wenigstens zwanzig Meilen fern. Und nach der anderen Seite hin die blauen Massen. Wie hoch mögen diese Berge sein? Wie weit und wie hoch? Ohne Ziffern thut's der Mensch nimmer, schreibt er sie nicht in die Geschäftsbücher, so schreibt er sie an die Berge, in die Tiefen, in den Himmelsäther. Auf der lebendigen Landkarte, die zu meinen Füßen ausgebreitet ist, die mit ihren rechteckigen Feldern, Wiesen und Gärten stellenweise auch einem Schachbrett ähnlich sieht, messe ich die Wege, die Entfernungen, vor allem aber die Ertragfähigkeit des Bodens. Mein Finkenstein! Wie herrlich liegt es da, ein wahrer Fürstensitz. Schade, dass man die einzelnen Werke und Verbesserungen nicht sehen kann, die Tag für Tag neu erstehen. — Ich dachte ans Geld, das es schon gekostet haben muss, und dass der Verwalter eigentlich jeden Samstag Rechnung legen könnte. — Wie, erst eine halbe Stunde soll ich dasitzen? Will denn auch die Zeit einschlafen an diesem stillen Tage? — Es wäre langweilig, wenn man nicht Lectüre bei sich hätte. Die neueste Zeitung zog ich aus dem Sacke und

anstatt noch länger hinzublicken in die wunderbare Landschaft, an der ich mich den ganzen Tag nicht satt zu sehen geglaubt hatte, und anstatt den Frieden des stillen Tages zu genießen, begann ich zu lesen vom Kriege der Engländer, vom Streik der Bergarbeiter, von den Umtrieben der politischen Parteien, von Eisenbahnzusammenstößen, Schiffsbränden und Corruptionsprocessen. Und endlich den Courszettel.

Ja du mein Gott, ist denn die Menschenseele vergiftet worden, dass sie sich nicht mehr harmlos freuen kann an der Weltschönheit und Seelenruhe! Ich bin ja doch allem entflohen, ich habe doch allem entsagt. Oder packt mich der Jammer, mit dem die Blätter angefüllt sind alle Tage? Ist es Mitleid zu den Menschen? Wenn ich mich strenge prüfe, es ist die eitle Neugierde, die Sensationssucht, sogar manchmal ein Bisschen die Schadenfreude, die mich in den Blättern alles suchen läßt, was man sonst im Leben von sich schieben möchte. Was soll man denn thun, um diesen Satan herauszukriegen? — Nein, man kann's nicht verlangen, dass es so schnell geht, man darf auch kein anachoretischer Simpel werden. Es ist überhaupt nicht gut, so in seinem eigenen Wesen zu wühlen. Sei zufrieden mit dem, wie du bist. Es ist ja heldenhaft! Heldenhaft! — Steigen wir wieder einmal hinab nach dem lieben Finkenstein.

Es war bereits dunkel, als ich in den Hof kam. Unter der großen Linde saß schon das Gesinde beisammen um den viereckigen Tisch und verzehrte bei dem Schein einer Talgkerze das Abendmahl. Über die sechste Stunde hinaus, sagt der Verwalter, wollen sie nicht arbeiten. Plump, den Oberkörper auf die Ellbogen gestützt, saßen sie da, Männer und Weiber durcheinander, und ihr Körperdunst roch zu mir herüber, der hinter der Zaunhecke stand und sie heimlich ein wenig beobachtete. In großen, trogartigen Schüsseln hatten sie Milchbrei und Kartoffelnocken vor sich. Träge und doch auf Massenbeute bedacht, fuhren sie mit Blechlöffeln oder Gabeln in die Schüssel. Die Unterhaltung war dumpfig und brummig.

„Menschel!" sagte ein schnauzbärtiger Knecht zu einem halb aufgeschossenen Mädchen, „du kunntst zum Herrn Verwalter hinaufgehen und sagen, er sollt' doch um den Bader schicken, der Milchbrei hätt' die Wassersucht."

Einige lachten darüber gröhlend auf, denn es war ein Spott auf den wässerigen Brei.

„Es sind auch die Nocken nit gesund", ließ sich ein junger, großknochiger Bursche vernehmen, „die werden noch die Auszehrung kriegen, so hundskruspelmager sind sie."

„Mit dem Schmalz fettet der Herr Frank halt seinen Geldbeutel ein", witzelte eine Magd.

„Wenn ich wieder auf die Welt komm'", sagte ein anderer, „so werd' ich kein Bauernknecht, das weiß ich. Schon noch am wenigsten bei einem Herrnbauern. Da ist's heilig bei einem Almbauern noch besser, wo der Hausvater selber muss mitessen mit den Dienstleuten, wenn's Erdäpfel und Bohnen gibt. Oder noch gescheiter, ein andersmal werde ich ein Herr, der sich den ganzen Tag hübsch ausrasten kann, damit er abends recht viel gebrat'ne Händeln schmausen kann. Und ungarischen Wein dazu trinken."

„Ja, oder noch einen besseren. Hab' gesehen, wie vorhin der Herr Frank zwei Flaschen mit Silberköpfeln im Brunnentrog eingekühlt hat."

„Das wird vielleicht Medicin sein. Der gnädige Herr ist ja krank, wie man hört."

„Krank? Wer hat denn das gesagt?"

„Der Stallmeister hat mir's gesagt."

„Der Stallmeister, ich bitt' dich gar schön! Ein Rossbub' ist's noch. Schaut eh aus, wie ein junger Zigeuner, mit seinem langen Haar."

„Unter den dreien ist er einem alleweil noch der liebere. Der Schackerl schamt sich wenigstens nit, eine Arbeit anzugreifen. Heut' hat er den ganzen Tag im Heu geholfen."

„So soll er jetzt auch mit uns essen."

„Mein Gott", sagte die Magd mit der rothen Jacke, „wenn mich der gnädige Herr bei seinem Tisch mitessen lasst, werd' ich mich auch nit lang spreizen."

„Du schon nit, das glaub' ich", sagte ein bissiger Knecht. „Kunnt besser sein für die armen Dienstboten, wenn's unter ihnen nit auch solche thät geben, die 's mit den Leutschindern halten." —

Nun hatte ich genug und schlich hinter der Hecke ins Schloss.

„Gibt's heut' nicht Sect?" fragte ich nach dem Souper so leichthin.

„Ach in der That!" rief Herr Frank, ich hatte wirklich eine Flasche eingekühlt. Nach einem so heißen Tage, habe ich gedacht, und wenn man von der Bergpartie zurückkommt, da frischt Kohlensäure, da frischt sie."

Er stellte nun vor mich ein Schalenglas hin, natürlich ist auch den beiden Tischgenossen eingeschenkt worden, und der Schackerl mag sich den Kopf zerbrochen haben, weshalb es heute Sect gab. Weiß Gott, was ihm dabei zu Sinne kam! Viel Anmuthiges mag's kaum gewesen sein, denn er trank seinen Schluck rasch aus, stieß das Glas derb auf den Tisch und gieng schlafen.

Es scheint, der Junge verliert seinen Humor.

Heute morgens, als Herr Frank mir den Wirtschaftsbericht erstattete, gab ich meinem Bedenken darüber Ausdruck, ob die Leute wohl auch immer zufriedengestellt seien?

„Ich bitt' Sie, Herr!“ antwortete er munter. „Man rauft sich um eine Stelle auf Finkenstein. Täglich muss ich Leute abweisen, die von den Bauernhöfen herabkommen und bei uns in Dienst treten möchten.“

„Ich hörte, dass man sich über die Kost beklagt hat.“

„Das ist unter allen Umständen wahrscheinlich. Natürlich, jeder will sich's besser machen, als er's hat, der Mensch ist einmal so. Ich bin auch so. Dass es nicht täglich Fleischkrapfen gibt, das ist schon, möchte ich sagen, der Zucht wegen nöthig. Die Leute würden zu üppig. Und schon aus Coulanz gegen die Nachbarschaften dürfen wir von der landläufigen Kostordnung nicht zu weit abgehen. Übrigens habe ich es jedem bei der Aufnahme gesagt: Wie die Arbeit, so die Kost. Und wenn sie faul sind, die guten Leutchen, und tagsüber auf dem Heu liegen, statt es unter Dach zu bringen, dann dürfen sie bei Tisch allerdings nicht Speckklöße und Schmalznudeln erwarten.“

Das leuchtete mir völlig ein. Dann fragte ich ihn noch, wie es mit den Handwerkerposten stünde.

„Nur Geduld, Herr!“ lachte er lustig auf, „werde früh genug kommen mit der Rechnung. Einstweilen habe ich noch Geld. Man muss es den Leuten nicht gleich vorschütten. Ich pflege die Löhne stets erst auszuzahlen, wenn die Arbeit zur Zufriedenheit hergestellt und auch eine Garantie für die Haltbarkeit geleistet ist.“

„Das finde ich sehr klug, Herr Frank.“

„Bei dieser Gelegenheit“, sprang er nun über, denn er liebt, alles gerade und kurz abzuthun, „erlaube ich mir, eine Kleinigkeit zur Sprache zu bringen. Unser Schackerl. Ich habe den Burschen recht lieb gewonnen. Er ist ein gutmüthiger, kindlicher Junge. Eigentlich ganz Kind noch. Und sein Mutterwitz belustigt mich nicht selten. Aber mit dem Gesinde macht er sich zu gemein. Das taugt nicht. Auch schwätzt er manchmal, wie mir scheint. Die Leute dürfen der Herrschaft nicht in die Karte sehen. Mir erschwert das die Ordnung, für die ich verantwortlich bin. Dann mit dem Pferdestall wird's doch nicht gehen. Ich habe wieder Kühe gekauft und brauche Raum. Vor allem das Praktische. Das Pferd zehrt, die Kuh nährt, sagt ein gutes Bauernsprichwort. Ich würde beinahe rathen, die Braunen ganz wegzugeben. Denn für grobes Fuhrwerk sind sie nicht zu brauchen, und für Wagenfahrten? Sagen Sie selbst, Herr, ob Sie seit den drei Monaten öfter als zweimal ausgefahren sind.“

„Ich werde mir das überlegen, Frank. Haben Sie sonst noch etwas?“ — Nein.

Es ist mir unangenehm, das mit den Pferden.

Heute lese ich im „Reichs-Tribun“ keine geringe Neuigkeit. Aber man konnte es erwarten. „Der Großindustrielle Herr Guido Hausler hat seine ausgedehnten Etablissements in der Fletz an eine Actiengesellschaft verkauft. Herr Hausler senior, der in letzter Zeit getrübter Familienverhältnisse wegen das große Geschäft ganz allein geleitet, gedenkt sich völlig ins Privatleben zurückzuziehen.“

Nun also. Wie discret doch so eine Zeitung ist! Getrübter Familienverhältnisse wegen. Mehr braucht das geschätzte Publicum nicht zu wissen. Das genügt vollkommen, um den Herrn Hausler senior als Märtyrer erscheinen zu lassen. Es ist ein großes Wunder, dass die Blätter ob meines Verschwindens nicht größeren Lärm geschlagen haben. Über die Vermuthung, dass Herr Sebald Hausler geschäftsmüde geworden sei und eine Weltreise angetreten habe, sind sie nicht hinausgekommen.

Wenn sie nur dabeibleiben. Herr von Finkenstein wird nicht berichtigen. Soweit man mich kennt, bloß der Finkensteiner. Das genügt.

„An Herrn Sebald Hausler, Wohlgeboren, derzeit auf Schloss Finkenstein, letzte Post Gug. In der Hochländ.

Indem ich gehört hab', dass Sie den Jackerl jetzt zu Ihnen genommen haben, so ist das wohl schön von Ihnen und möcht's meiner armen Tochter wünschen, dass sie das hätt' derleben können. Dem Vatern hat sie sich mit dem Kind nicht an den Hals werfen mögen, weil wir arme Leut halt auch unsern Stolz haben, wenn einer selber nicht fragt, was er schuldig worden ist. Und haben den armen Wurm, weil die Agathel, wie Sie wohl wissen werden, dabei gestorben ist, und nix und niemanden haben gehabt, in der Verzweiflung der guten Kirchnerin hingelegt, als wenn uns der lieb Herrgott den Gedanken hätt' eingegeben. Denn was diese Ziehmutter für's Kind hat gethan, das kann ich und kann der wohlgeborne Herr nicht derstatten. Sonst hätt' der Jakob wohl an Leib und Seel zugrund gehn müssen. Und die Ursach meines Schreibens, dass ich Ihnen kniefällig bitt', schaun's gut auf den Buben, dass er nit verdorben wird in so einem Haus. Ob 's ihm geht wie der will, wenn er nur so weit brav verbleibet. Immereinmal hab' ich ihm bissel was zustecken können zweiter Hand, denn der weiß nix und soll auch nix wissen, was er dahinter hat. Dass ich ihn jetzt nimmer sehen kann, ist eh mein Herzleid, und dass ich mich mit diesem Brief vorwag', ist die Bitt', um Gotteswillen, lassen's ihn nicht verderben. Ist eh das wenigste, was man verlangen kann.

Ich beschließe die paar Zeilen, wünsch' alles Gute und verbleibe

Kunigunde Fürtner.

Vorort Johnsdorf.“

Heute, am frühen Samstagabend, habe ich den Jungen zu mir kommen lassen. Er bleibt hart an der Thür stehen und frägt, was ich befehle. Da weiß ich's schon, dass er wieder das lichte Beinkleid anhat mit dem schwarzen Tuchfleck auf der Abachseite. Er bessert sich die Kleider selber aus, ich habe ihm's aber aufgetragen, nicht so abenteuerlich geflickt herumzugehen. Bei einer groben Stallarbeit nun wollte er wieder einmal Kleider sparen, und so zeigte er seine Abachseite nicht, sondern machte Miene, nach Entgegennahme meines Befehles rücklings zur Thür hinauszugehen.

„Komm' nur näher, Schackerl. Der schwarze Welttheil läßt sich ja doch nicht verheimlichen. — Sage einmal, Junge, willst du n o c h wachsen?“

Er schaute befangen drein. Zu viel Vergeistigung entstellt sein Gesicht gerade nicht. In der Hand hatte er das Lodenhütlein, das schlenkerte er hin und wieder, sehr heftig, als hienge Großes davon ab, den Hut auszuschlenkern. Armer Junge, was ist dir denn? dachte ich. „Herr“, sagte er dann, und kurz hervorgewürgt kamen die Worte. „Zu wachsen verlang ich mir gerad' nit mehr. Ich fürcht' nur, dass wer ist, der mich kleiner machen will.“ Und nun kam es ihm heraus, dass der Herr Verwalter etwas gegen ihn haben müsse.

„Herr Frank hat sehr freundlich von dir gesprochen.“

„Weil er falsch ist. Ich sag' nichts weiter, Herr, ich will nichts weiter sagen. Ein falscher Mensch ist das! Ein ganz falscher Mensch ist das! Ich will nichts weiter sagen.“

„Freund, das ist ohnehin reichlich genug.“

„Falsch ist er!“

„Beruhige dich. Merkte es ja schon lange, dass ihr beide kein Zusammensehen habt. Besonders im Hofe nicht. Man muss euch auseinander bringen. Und deshalb will ich dich fragen, Schackerl, ob du nicht noch einmal wachsen magst. Vom Stallmeister zum Kammerdiener, wie?“

Er schaute mich hilflos an. Ein rührendes Auge war es, mit dem er mir ins Gesicht blickte. Umarmen und küssen hätte ich ihn mögen. Wie einsam ich bin, wenn er nicht in meiner Nähe ist! Er kann es ja nicht wissen und darf es nicht wissen. —

„Nämlich, mein Junge“, sagte ich gottlos gleichmüthig. „Ich bedarf eines Menschen, der mir meine täglichen Kleinigkeiten besorgt. Bist du in deinem eigenen Anzug gleichwohl nicht der Ordentlichste, so denke ich, wirst du auf die Sachen und Wünsche deines Herrn ein größeres Gewicht legen. Außerdem ist manchmal ein Briefchen zu schreiben, eine Rechnung zu stellen, du bist ja soweit nicht ungeschickt. Sonntage sind die Anfangstage. Kannst deinen neuen Beruf gleich morgen antreten.“

Er schüttelte seinen Kopf, dass an der Stirn die blonde Haarlocke aufflog.

„Sollte dir der Kammerdiener zu lumpig sein, so kannst du ja den Secretär haben. Finkensteinischer Privatsecretär, das wäre, dächte ich, ja nicht so übel."

Ob Kammerdiener, ob Secretär, auf das ließ er sich gar nicht ein. Er machte nur mit seinem Hut einen letzten Schlag in die Luft und entgegnete kurz: „Von den Pferden geh' ich nit weg."

So hat er die Pferde dem vorgezogen, der ihm am nächsten — stehen möchte. Es war eine bittere Pille. Indessen muss Wandel geschaffen werden. Herr Frank hat mir neuerdings dringend empfohlen, die Pferdepolitik aufzugeben und bei den Rindern das Heil Finkensteins zu suchen. Ich glaube, er hat sogar schon einen schwunghaften Milchhandel angebahnt mit dem Curorte Kieshofen. Die Milch will er aber mit Maulthieren transportieren lassen. Pferde könnten nicht über den Berg. Es ist ja wahr, er überschaut alles und weiß für alles Rath.

Der Franzwirt hat die Braunen gekauft.

An demselben Tage — ich war gerade im Garten bei dem Gärtner, um das Einstrohen der Rosenstämme zu überwachen — kommt der Schackerl rasch auf mich zu, um sich zu verabschieden. Er gehe mit den Pferden.

„Aber Tschapperl!" rief ich. „Dich habe ich ja nicht mitverkauft!"

„Ist mir ganz gleich. Ich bleib' bei meinen Pferden."

Sein Gesicht ist blass, seine Wangen sind eingefallen, auf der Stirn eine geschwollene Ader. Zornig sieht er aus.

„Nein, mein Kind, dich lasse ich nicht fort."

„Wird mich niemand halten können. Zu den Pferden bin ich aufgenommen worden. Und auf Finkenstein hab' ich nichts mehr zu thun."

„So soll ich also deinetwegen diese Pferde wieder aufnehmen?"

„Das hab' ich nit gesagt. Ich hab' g'rad gesagt, dass der Herr m i ch der Pferde wegen aufgenommen hat."

„Aufgenommen vielleicht. Aber bei mir behalten hätte ich dich gerne aus — aus einem anderen Grund. Solltest es wirklich noch nicht gemerkt haben, Jakob, dass ich es gut mit dir meine? Von Herzen gut. Undank — den hätt' ich von dir am wenigsten erwartet."

Ich glaube, es war nicht überflüssig, dass ich mich rasch abwendete, um einen Rosenstrauch niederzubiegen. Er gieng aber nicht davon, blieb stehen neben der Hecke wie festgebannt. Als ich später auf meinem Zim-

mer war, kam er nachgeschlichen, klopfte sehr leise an die Thür; in den Augen feuchte Feuer, so hat er mich angeschaut: „Ich bitt', Herr, wenn ich darf, ich bleib' da."

Ewiger Gott! In diesem Augenblick ist mir anders geworden. Nein, so etwas kann man nicht aufschreiben. Und könnte man's, so dürfte man's nicht. Nein — das hatte ich nicht gewusst, dass es dergleichen gibt.

Die Kleider hat er mir auch früher besorgt. Mit welcher Würde klopft er aber jetzt das Tuch aus! Die Stiefel, meine ich, sollte eine Magd putzen. Da schaut er mich an, ob sein Herr wohl auch bei Trost sei. Auch die Zimmer will er fegen und abstauben und die Fenster und Spiegelscheiben mit Pulver klären, obschon es mir lieber wäre, er befasste sich mit Büchern und Schreibzeug, oder mit der Jagdflinte, oder mit der Fischangel. Denn mit solcher Waffe streichen wir selbander manchmal durch den Wald oder am Bach entlang bis hinten in die Rabenschluchten, wo der Bach aus nichts als aus Katarakten und Tümpeln besteht.

Aber der Junge ist nicht munter. Wenn er mit der Gerte auffährt und an der Schnur die Forelle schwänzelt, dann löst er sie von der Angel los, läſst sie in die Lagel gleiten, ohne eine seiner lustigen Bemerkungen zu machen. Von den Braunen sagt er kein Wort und doch hält er die Fischgerte nicht wie ein Fischer, sondern wie ein Kutscher die Peitsche hält.

Und eines Morgens, am Tage des Allerheiligenfestes, ist mein Schackerl nicht da. Weil sein Zimmer, an meine Wohnung stoßend, nicht fertiggestellt war, so hatte er einstweilen noch in der Stallkammer geschlafen. Und aus der Stallkammer trat er an diesem Morgen nicht hervor, von seinem Bette hieng die blaue Decke über den Rand herab und es war leer.

Herr Frank kam mit bedenklicher Miene zu mir: Ich hätte es nicht geglaubt, gnädiger Herr. Ist ein leichtes Tuch. Ist nicht weit her. Wissen Sie, was ist? In seinem Bette sind zwei Gruben! Zwei Gruben nebeneinander, ich bitte sich nur selbst zu überzeugen."

Das habe ich gethan und kann's nicht leugnen, im Strohsack neben einander zwei längliche Gruben! Seine Sachen sind im Schrank, nur der graue Reiseanzug ist fort. — Und im Bette die zwei Gruben. Herr Frank war in solcher Aufregung, dass er nachgerade um die Polizei schicken wollte, um den Befund zu documentieren. „Das ist ein Strick, dieser Schackerl! An dem hat man sich nicht schlecht getäuscht! Die Gendarmen muss man benachrichtigen."

So tragisch nahm ich's nun gerade nicht. Obschon —. Es ist auch ganz unerklärlich, man hat nie etwas gehört. Aber möglich ist

alles. — Bei dem Gesinde ist herumgefragt worden, keines wusste etwas; die Knechte schmunzelten, die Weibsbilder duschelten umher und waren außer sich. Eine, die Kuhdirne, wollte gestern spät abends noch bei einem kranken Kalb zu thun gehabt haben und da sei es ihr vorgekommen, sie habe aus der Stube des Stallmeisters ein leises Reden gehört. Sie hätte gedacht, das sei doch noch einer von den Braven, der halte noch ein Nachtgebet. Dann ist in Gug herumgefragt worden, ob er vielleicht im Wirtshaus wäre bei den Braunen. Nichts. Nur ein Viehtreiber, der am Vormittage vom Gebirge herabkam, wusste zu sagen, dass ihm in der Schlucht zwei junge Leute begegnet wären, jeder mit einem Stocke, und seien rasch aufgetreten, so dass er bei sich gemeint: die sind auch früh aufgestanden, wenn sie überhaupt gelegen. Wenn man's allemal wüsste, warum es die Leute so eilig haben! Aber da es noch finster gewesen, könne er weiter nichts angeben.

Mir war schlecht zumuthe. Nicht in meinen Zimmern ließ es mich bleiben, und im Hofe ekelte mich alles an. Im Freien gieng ich herum, im schneidenden Herbstwind. Der Himmel war trüb und an den Berghöhen wälzten sich Nebel nieder. Die Buchen und Ahorne im Wildpark waren zerrissen und kahl und immer noch flogen die welken Blätter herab. Sie flogen im Winde wie gelbe Schneeflocken und wirbelten auf dem Boden weiter und raschelten. Der Wind toste stoßweise durch das ruppige Astwerk, das seit gestern sich entkleidet hatte. Auch von den Büschen und Hecken flogen die Blätter los und tanzten auf der Erde, und der Blick drang immer weiter durch die nackten Gerippe des Wildparkes hin. Es ist — offen gestanden — abscheulich öde. Ich hatte das erstemal den Pelz am Leibe. — Es gibt Leute, die keinen Pelz haben und obdachlos im Lande umherirren. Dumme Leute, die ein so gutes, sicheres Heim hätten — und laufen davon.

Von Gug herüber trug der Wind manchmal einen Ton der Kirchenglocken, sie läuteten schon seit dem Nachmittage. Als es dunkelte, sah ich von der Anhöhe aus drüben einen glühenden Streifen liegen. Er verbreitete einen röthlichen Schimmer über Stäbe und Täfelchen, die aus der Erde ragten, und er zitterte ein wenig. Die Entfernung war zu groß, um die Ursache dieses Schauspieles sehen zu können. Es war eigentlich, als ob in der Ferne eine Stadt in Feuer stünde.

Ins Gehöfte zurückgekehrt, fragte ich eine Magd, die im Sonntagsstaat vom Dorfe heimgekehrt war, was denn das heute sei in Gug, dieses Läuten fortwährend, und der feurige Streifen an der Ortschaft. Die Magd antwortete, sie könne sich's nicht denken, wie ein Mensch nicht wisse, dass Allerseelen ist. Da gienge halt die Procession auf den Kirchhof und die Leute zündeten auf allen Gräbern Lichter an. Und ob ich denn kein Verstorbenes hätte?

Hatte ich denn wirklich nicht lieber Todten zu gedenken? Unzählige Bekannte, Verwandte, Freunde waren hingestorben seit so und so viel Jahren. — Sind sie todt, so sind sie eben todt. Das ist ja natürlich, was soll's denn weiter? Höchstens ein paar gehen mir nach. Auf dem einsamen Muttergrab in Korfu wird kein Licht brennen. Auf dem Friedhof zu Johnsdorf wird die Käs-Kundel eine Kerze angezündet haben. — — Dieser Schackerl ist eigentlich ein schrecklich blöder Junge.

Über den Hof kam mir Herr Frank entgegen. Seit die Sachen unter Dach sind, macht er ein sehr vergnügtes Gesicht. „Nun kann der Schnee kommen, wie er will." Es ist immerhin ein Glück, den richtigen Mann gefunden zu haben, dem man die Sorgen überlassen kann. Natürlich muss man dann manchmal auch ein Auge zudrücken.

Er theilte mir mit, dass wir Gäste bekommen hätten. Ein Herr und eine Dame seien angekommen, mit Wagen, den sie in Gug beim Franzwirt gelassen, und hätten gebeten, das Schloss besehen zu dürfen. Nun, jetzt könne es sich ja schon sehen lassen. Er habe sie umhergeführt, dann habe der alte Herr, dem Aussehen nach müsse es ein Geistlicher sein, gefragt, ob der Besitzer der Herrschaft nicht zu sprechen wäre. Ja gewiss, aber er sei fortgegangen und müsse bald zurückkehren. So hätten sie gewartet, und da es mittlerweile Abend geworden und der Wind zu einem wahren Orkan ausarte, so habe er die Fremden eingeladen, mit einer Nachtherberge auf Finkenstein fürlieb zu nehmen. Da sie in der Gegend ganz unbewandert, so hätten sie die Einladung angenommen.

„Ich denke, es ist dem Herrn nicht unlieb", rechtfertigte sich der Verwalter noch, „scheinen feine Leute zu sein."

„Und die Dame?"

„Ich spreche nicht, Herr!" antwortete der Verwalter vielsagend.

„Sorgen Sie für ein gutes Souper."

(Fortsetzung folgt.)

Der Besuch.

Eine Familiengeschichte von **Josef Wichner**.

Es war im Frühherbst .... nach dem Mittagessen.

Der Gerichtsadjunct Karl Frietmacher griff nach der Zeitung, die er mit seinem Nachbar, einem Realschulprofessor, gemeinschaftlich hielt, und Rosa, sein junges Frauchen, schickte sich an, den Tisch abzuräumen.

Das junge Paar musste sich, auf des Mannes Gehalt angewiesen, nach der Decke strecken, und so behalf sich Frau Rosa mit einer Bedienerin (Reinmache-Frau" nennen's die Norddeutschen) und war im übrigen

Köchin und Zimmermädel, Näherin und Putzmacherin in einem, und ihr guter Karl versagte sich seit einiger Zeit sogar die Mittagscigarre und den Tischwein, da der im Gebirge verbrachte Urlaub die Ersparnisse eines Jahres völlig aufgezehrt hatte.

Da klingelte es .... der Telegraphenbote stand vor der Thüre.

Mit nervöser Hast öffnete Karl das geheimnisvolle Brieflein, indes Rosa ihrem Manne neugierig-ängstlich über die Schultern blickte .... der Draht bringt ja selten etwas Gutes!

„Komme morgen.

Klimpsch."

Das war der Inhalt des Telegrammes.

„Ja .... was soll denn das heißen?" brummte Karl halblaut vor sich hin. „Klimpsch? Klimpsch? Wer ist denn dieser Klimpsch? Und wer kommt, ich oder er? Zum Teufel ... ich kann jetzt, da ich die Rückstände aufarbeiten muss, da ich bis zum Hals herauf in den Acten sitze und nicht weiß, wo mir der Kopf steht, keinen Klimpsch brauchen, und wenn er der Stiefvater meiner Schwiegermutter wär'!

Frau Rosa litt seit zwei Tagen infolge einer Verkühlung an einer schmerzlichen Zahngeschwulst. Unter der rechten Hälfte der Oberlippe hatte sich etwas wie ein hartgesottenes und noch nicht abgekühltes Hühnerei eingelegt, und das kleine Fieber hatte das Gesichtchen äußerst gut gefärbt.

Nun aber wurde das Gesichtchen noch röther, da sie im Bewusstsein ihrer Schuld zaghaft erwiderte:

„Aber ... Karl ... erinnerst du dich denn nicht mehr an die schönen Abende, die wir im Thalgauer Brauhause verlebten? Es war doch eine so nette Gesellschaft, Einheimische und Sommergäste, und der harmlosen Scherze, des Singens und jeweils auch des Kegelspieles wollte oft kein Ende werden."

„Na .... ja .... schön war's schon .... mein Geldbeutel weiß davon zu erzählen; was hat das alles aber mit diesem Herrn Klimpsch — Klampsch — Klumpsch zu schaffen?"

„Ja ... hast du denn ganz vergessen, wie uns eines Abends ein Tourist mit goldigem Gelocke, scharf geschnittenem Gesichte und langen, durchgeistigten Fingern durch sein reizendes Clavierspiel entzückte? Das war eben der Herr von Klimpsch. Solch einer Gabe gebürt doch wohl ein artiger Dank, und da ... da habe ich ..."

„Ah so", unterbrach Karl unwillig, „das war der Herr von Klimperling, und du hast ihn halt nach deiner leidigen Gewohnheit eingeladen, uns zu besuchen! Na ... sag' mir einmal aufrichtig, Weiberl, die wievielte Einladung mag das im heurigen Sommer gewesen sein?"

„Ich bitte dich, Karl, sei nicht böse! Was soll man denn thun, wenn man liebe Leute kennen lernt? Es gehört doch zum guten Ton ..."

„Ja freilich zum guten Ton!“ fuhr Karl ärgerlich auf und maß mit festen Schritten das kleine Gemach. „Es gehört zum guten Ton, und so hast du, ich möchte wetten, während der vier Urlaubswochen wenigstens hundert Familien zu uns geladen, die wir uns in den vier Wänden selbst kaum rühren können!“

„Aber“, suchte Rosa zu beschwichtigen, „lass mich doch ausreden! Es gehört ja auch zum guten Ton, dass man solche Einladungen .... nicht annimmt.“

„So .... ja warum macht man sie denn? Man belügt sich also gegenseitig, und wenn einer einmal so naiv ist, den artigen Nachbarn beim Wort zu nehmen, dann ärgert man sich, wie wir uns jetzt über diesen Klampsch ärgern, den wir ein einzigmal im Leben gesehen haben, dessen Vergangenheit und dessen Charakter uns ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Kind, Kind, du bist doch sonst so wahr, so natürlich ... warum hast du dieses Gift gesellschaftlicher Lüge in dein Blut aufgenommen?“

„Ach, wenn's nur jetzt nicht wär'“, seufzte die Arme und fuhr mit dem rechten Zeigefinger, vorsichtig tastend, an die geschwollene Lippe. „Könntest du ihm nicht abtelegraphieren?“

„Ja ... wohin denn? Das Telegramm ist in München aufgegeben, und also radelt der Unglücksmensch schon wie rasend auf uns zu ...“

Also blieb nichts übrig, als sich ins Unvermeidliche zu schicken!

Die Rosa verbiss ihren Schmerz und verwandelte den winzigen „Salon“ für alle Fälle in ein Gastzimmerchen, der gute Karl gieng tags darauf, seine Kanzleiarbeit immer und immer wieder unterbrechend, wohl zehnmal auf den Bahnhof, um den Gast zu erwarten, und der Gast, der kam richtig erst einen Tag später, da der Karl sich bereits mitten unter Actenstößen in der Hoffnung wiegte, der Kuckuck habe ihn nach Ungarn verfrachtet.

Der Herr Klimpsch fand aber ... leider auch ohne Karl das richtige Haus, und er hatte es offenbar nicht auf eine bloße Anstandsvisite abgesehen; denn ein Lohndiener trug ihm einen umfangreichen und gewichtigen Reisekoffer nach, und nach der Begrüßung war es das Erste, dass er Frau Rosa ersuchte, sie möge ihm doch einen Hängekasten für die Kleider, einen Legekasten für die Wäsche und ihres Mannes Schreibtisch für seine Musikalien ausräumen.

Ob wohl ein gutes Clavier da sei? Nicht? Das sei höchst bedauerlich ... ein Clavier sei für ihn das tägliche Brot ... er müsse jeden Tag etliche Stunden üben ... da müsse er schon recht sehr bitten ...

„Ach ... o, der Karl wird schon dafür sorgen, Herr v. Klimpsch, er wird eins mieten, oder er wird den „Braunen Bären“-Wirt ersuchen, dass Sie in seinem Saale üben dürfen.“

Inzwischen kam der Karl, den die Bedienerin verständigt hatte, mit sehr gemischten Gefühlen aus der Amtsstube. Er lud den Gast zu einem Spaziergange ein, um seiner Frau die Vorbereitungen aufs Mittagsmahl zu ermöglichen; am Nachmittage machten die zwei Herren, die Bahn benützend, einen Ausflug in ein benachbartes Stift, abends speisten sie im Gasthause.

„Ich betrachte mich selbstverständlich ganz als Ihren Gast", sagte Herr v. Klimpsch bei der Personencassa und als der Zahlkellner mit den weißen Zettelchen herannahte.

Tags darauf lief der gute Karl, nachdem er dem Gaste den Kaffee ins Bett gebracht hatte, von Pontius zu Pilatus, einmal des Übungsflügels halber, sodann, um alle Bekannte und Kunstfreunde zu einem Concerte einzuladen, das Herr Klimpsch zu geben sich freundlichst bereit erklärt hatte.

Karl fühlte sich als Mäcen und ... schwitzte auch darnach; denn in einer Kleinstadt muss jeder persönlich eingeladen und darf keiner übersehen werden, sonst gibt's unendliche Verdrießlichkeiten.

Als Karl todtmüde heimkam, saß der Clavierkünstler mitten in der Küche und schaute zu, wie die Erdäpfel geschält, das Feuer geschürt, und der Braten besorgt wurde.

„Ach", sagte er zum Herrn Karl „hier ist's schrecklich langweilig unter den Zwiebeln und Kohlrüben, und Ihre Frau, lieber Freund, hat leider sehr wenig musikalische Bildung ... man schlägt jeden Ton vergebens an ... könnten wir nicht alle miteinander spazieren gehen und im Hotel speisen?"

Der gute Karl hatte einen Fluch auf den Lippen, die gute Rosa, welche vor Schmerz die Engel singen hörte und also doch wohl etwas musikalisch sein mochte, Thränen in den Augen ... beide schluckten aus Artigkeit noch vor dem Mittagessen, was dem Gehege der Zähne zu entschlüpfen bereit war.

Am Nachmittage übte Herr Klimpsch, am Abend gab's kalten Schinken .... er war ausgezeichnet ... so rosig, wie das Ohrläppchen der Venus, wenn die Sonne hindurch scheint.

Der Gast hatte die Güte, seine Zufriedenheit durch die That zu erweisen und in Worte zu kleiden; aber ... mehr als einmal in der Woche könne er unmöglich kalt soupieren.

Und Frau Rosa hatte einen ganzen Schinken aus der Delicatessenhandlung holen lassen!

Am fünften Tage oder vielmehr Abende fand das Concert im „Braunen Bären" statt.

Es kamen alle auf ihre Rechnung, der Wirt zuerst, da die Gäste den Speisen und Getränken wacker zusprachen; die Gäste, da Herr Klimpsch, der Wahrheit die Ehre, wirklich Bedeutendes leistete und alle

Kunstliebhaber des Städtchens in den Schatten stellte; der Künstler, da es an lautem Beifall und warmen Worten der Anerkennung nicht fehlte.

An der auf das Concert folgenden gemüthlichen Unterhaltung nahm übrigens Herr Klimpsch wenig Antheil. Er starrte gegen die Decke des Saales, seine Finger zuckten in nervöser Erregtheit, stumm ließ er sich von Herren und Damen den Hof machen ... er war außerordentlich interessant.

Auch Frau Rosa kam auf ihre Rechnung .... sie lag mit verbundenem Kopfe, ein Kleiensäckchen an der schmerzenden Wange, im Bette und weinte still vor sich hin.

Auf dem Heimwege lobte auch Karl seinen Gast und dankte ihm im Namen der Stadt für den großen geistigen Genuss. Herr Klimpsch fand alles in der Ordnung; nur hätte Herr Karl jedem Zuhörer eine gedruckte oder wenigstens geschriebene Vortragsordnung in die Hand drücken und sodann einen geschlossenen Wagen bestellen sollen. Er sei infolge des Spieles so erhitzt, dass bei der rauhen Octobernachtluft eine Verkühlung kaum ausbleiben und er genöthigt sein werde, mindestens acht Tage das Bett zu hüten und so seinen liebenswürdigen Wirten beschwerlich zu fallen.

Dem Karl standen bei der trostreichen Aussicht die Haare zu Berge, er fühlte es deutlich, wie sie den Hut in die Höhe hoben; ein schwarzer Plan reifte in seinem Innern.

„Du“, sagte er zu seinem armen, schuldbewussten Frauchen, das noch kein Auge geschlossen hatte, „morgen bleibst du liegen, und ich hole den Arzt ....“

„Aber unser Gast ...?“

„Ich werde ihn schon begasten! Ich werde ihn lehren, bei dir Töne anschlagen zu wollen! Ich werde ihn lehren, den ganzen Tag bei dir zu sitzen, dich zu quälen und dich in der Leute Mäuler zu bringen, indes mir der Actenstaub die Luftröhre verlegt! Ich werde ihn lehren, uns in Schulden zu stürzen ... den Schinken hast du sicher ankreiden lassen! Ich ...“

Ohne Zweifel, etwas eifersüchtig war der Karl auf den interessanten Herrn von Klimpsch auch noch ... das befriedigte und beruhigte die kranke Rosa dermaßen, dass sie bald einschlief.

Am andern Morgen erschien Karl noch in völlig weißer Gewandung im Gastzimmerchen.

„Lieber Freund“, sagte er, „meine Frau ist heute so schwer leidend (das Geschwür war in der Nacht aufgebrochen), dass ich den Arzt rufen muss und dass sie vor drei Wochen unmöglich aufstehen kann. Unter so traurigen Umständen vermag ich Ihnen leider nicht einmal ein Frühstück, geschweige denn ein Mittagsmahl im Hause anzubieten und mein Amt gestattet es auch nicht, Ihnen Gesellschaft zu leisten ...“

„Ah", entgegnete der Gast, „da ist's wohl das Beste, ich fahre ab . . ."

Der gute Karl zuckte die Achseln:

„Ich hätte es nicht gewagt, Ihnen diesen Vorschlag zu machen; da Sie aber selbst . . . der nächste Zug geht um neun Uhr siebzehn Minuten ab . . . zur Bahn könnte ich Sie allenfalls noch begleiten . . .!"

„Damit er mir nur ganz sicher fortkommt!" dachte Karl im stillen und trug eigenhändig den gewichtigen, umfangreichen Reisekoffer seines Gastes.

Und Herr v. Klimpsch fuhr wirklich ab.

Nur ein Bündel gebrauchter Leibwäsche ließ er zurück. Die wurde zum Reinigen „außer Haus" gegeben und dann nachgeschickt.

Zwei Monate hindurch musste die Familie ganz entsetzlich sparen . . . dann war sie wieder „auf gleich".

Frau Rosa machte sich einen Knopf in die Zunge, um unüberlegten Einladungen vorzubeugen.

's Hoamat.

Eine Geschichte von **Hans Grasberger.**

Die Heimat ist nicht immer auch ein Hoamat.

Eine Heimat hat jedermann. Niemand kann derselben verlustig werden. Einen Heimatlosen gibt es nicht. Wenigstens mit der Erinnerung, mit der Sehnsucht gehört jeder Mensch der Heimat an, auch heimatfern. Der Verbannte, der Flüchtling darf die heimatliche Scholle vielleicht nicht ungefährdet betreten; es ist vielleicht sein Fluch, seine Strafe, der Heimat nicht wieder froh werden zu dürfen: aber dieselbe ist und bleibt auch fortan das Licht, das er am liebsten und immer enger, der Motte gleich, umkreist und darüber seine Flügel einbüßt. Man kann eine zweite Heimat finden, unmöglich aber die erste, wahre, einzige vergessen . . .

's Hoamat ist viel seltener. Die Menschen, welche ein sicheres Hoamat besitzen, sind die minderen an Zahl und erscheinen als die Bevorzugten. Beim aufrechten Bürger in der Stadt, beim Gutsbesitzer auf seiner Herrschaft und insbesondere beim erbgesessenen Bauer lässt sichs Hoamat erfragen, beim Bauer, der seine Gründe mit Weib und Kind, mit Knechten und Mädchen selbst bewirtschaftet, mit dem Gesinde aus einer Schüssel isst und mit ihm unter einem Dache schläft. Huben, Halblehen und Keuschen geben ein unzureichendes, ein ärmliches Hoamatl ab. Die größere Hälfte der Alpenbevölkerung ist hoamatlos. Die Knechte und Mägde sind es von Haus aus und von Geschlecht auf Geschlecht

— das sind recht eigentlich die „ledigen Leut'“, sie sind es aber wahrhaftig nicht gern. Von den Bauernkindern kommt gewöhnlich nur eins, der Älteste oder Tüchtigste, ans Hoamat, das in seinem Bereich keine zweite Familie verträgt; die Nachgebornen, sofern sie nicht „ausgeheiratet“ werden, müssen „in den Dienst gehen“, sinken daher fast ganz zu den Knechten und Mägden herab. 's Hoamat ist also ein gar kostbares Ding; wer es verwirkt, handelt leichtsinnig, und wer einen andern darum bringt, ist sicherlich kein Ehrenmann. Und an Hans Kloiber ist es so ausgegangen.

Ich kannte ihn, den Johann Kloiber, vom Forellenbache her. Er hatte mich, ein ferienfrohes Studentlein, ans Schwaigalmwasser mitgenommen und mir die Lagel anvertraut. Solange sie leer war, macht' ich Staat mit ihr; je mehr sie sich aber füllte und bevölkerte, desto weniger reichten meine Kräfte hin, sie von Tümpel zu Tümpel zu tragen. Sie baumelte ungefüg' um meine Schenkel herum und zog mich am breiten grünen Band zur Seite nieder.

Tags zuvor war ein Gewitterregen niedergegangen und der Bach floss noch trüb davon. Das kam dem Fang zugute und in der That schnellte die Angelruthe ein zappelndes, glitzerndes Ding nach dem andern auf den feuchtgrünen Ranft heraus: das Auslösen des grimmen Häkleins und die frische Beköderung desselben war meine Sache. Meine Finger waren blutig, aber froren.

Ehe wir heimwärts aufbrachen, überraschte uns ein Nachguss vom gestrigen Überflusse und durchnässte uns in kürzester Zeit bis auf die Haut; unser Gehen war ein Wassertreten, denn zu den Schuhen schwabbt' es ein und aus.

Endlich nahm uns die trockene Stube auf; aber meine Verlegenheit war groß, denn mein Ränzlein enthielt keinen zweiten Anzug. Johann wusste Rath; er langte sein Sonntagsgewand aus der Truhe und bekleidete das pudelnasse Bürschlein damit. Freilich ergab das einen unfreiwilligen Mummenschanz; denn der kleine Lateiner musste sich die fremden Beinkleider hoch aufstülpen und vollends um seine Mitte schlotterten sie so, dass darin bequem ein zweites Kerlchen Platz gefunden hätte. Da half kein Überlangen bis zum Knopf des Hosenträgers; erst ein Stück Halfterriemen als Gürtel stellte die nöthige Festigkeit her.

Johann lachte hell auf über diese Verwandlung, die sein Werk war, und seine braunen Augen lachten mit; ja dieses gemütsheitere, dieses harmlos glückliche Lachen ist mir zeitlebens unvergesslich geblieben.

Der Kloiber Hans war der prächtigste Bursch des ganzen Örtleins, und was noch mehr, er war die gute, belebende, lustigste Seele desselben. Er sang, und an Kunstfertigkeit darin, an Schönheit der Stimme kam ihm kein anderer gleich. Er spielte die Zither, und wenn

er so in die Saiten griff, füllte sich die kleine, getäfelte Zechstube. Er blies die Clarinette, und dies sein süßes Holz durfte weitum bei keiner Lustbarkeit, bei keinem Tanz, auf keiner Hochzeit fehlen. Es gieng die Rede: „Wenn dem Kloiber Hans die Augen zufallen, dann bläst er einem erst recht die Seele aus dem Leib und den Teufel in die Füß'." In der That griff keiner je die vom Vortänzer angeschlagene Weise, welche Musik werden sollte, flotter, lustiger und beschwingender auf, als eben Johann. Und er hatte auch 'was gelernt, der Hans. Ein Jah r lang ist er auf der nahen Stiftsschule gewesen; weswegen es aber da=, selbst nicht weiter gieng, hab' ich nie erfahren. Ich weiß nur noch, dass mir unter seinen abgethanen Büchern die erste, lateinische Schull grammatik aufgestoßen. Allgemach wurde ihm das klingende Spiel woh lieber als die Arbeit im Wald oder auf dem Feld, doch griff er da einmal zu, so gab's auch aus. An munteren Einfällen und Streichen ließ er's selten mangeln, an schlechte hat er wohl kaum gedacht.

Hans bewirtschaftete mit seinem jüngeren Bruder, dem stillen, scheuen Sepp, das ihnen beiden anheimgefallene Anwesen, und da dieses klein war, fand sich in der Zechstube, welche sie nebenbei hielten, eine willkommene Aushilfe. Wenn Hans daheim war, hatt' er meist auch vollauf zu schenken und zu schwenken; der Gasttisch blieb selten leer, denn wo Heiterkeit den Vorsitz inne hat, kann es nicht an Zuspruch fehlen. So war der ältere Bruder vornehmlich Wirt, der jüngere Bauer.

Jahr für Jahr fragte dieser um die Leitkaufzeit jenen, ob er nun nicht doch Haus und Grund übernehmen wolle. Hans antwortete gewöhnlich: „Thu du's, Sepp! Aber ich dächte, wir halten ein paar Jährchen noch zusammen; es geht ja aufwärts mit unserer Wirtschaft."

„Mir auch recht", pflegte der einsilbige Sepp darauf zu sagen; „sei alsdann du noch länger der Herr und ich der Knecht."

Hans war zu gutmüthig, als dass er eine solche Auffassung des wechselseitigen Verhältnisses zulassen sollte; er wehrte ihr, indem er lachend brummte: „Ei was! Du verstehst die Arbeit besser und ich das Geschäft, und so hat keiner 'was voraus."

Der Aufschwung der Wirtschaft war keine Einbildung. Die Brüder durften auf den Gedanken gerathen, eine förmliche Kellnerin einzustellen. Johanns Augenmerk war bei der Wahl maßgebend und dieselbe fiel auf die flinke Marie, eine schmucke Keuschlerstochter, welche von Haus aus über nicht viel mehr als über etwas Mutterwitz und spröden Sinn gebot.

Dass gleichwohl Hans und Marie einander näher traten, ist kaum zu verwundern — fiel auch nicht sonderlich auf und hatte mit der nahen Möglichkeit einer Heirat die allgemeine Nachsicht für sich. Sepp legte sich des Bruders Schwäche auf seine Weise zurecht; er begünstigte sie eher, als dass er ihr hätte entgegentreten wollen.

So standen die Sachen, als mich am Forellenbach der Regen überraschte und in eines anderen trockene Hülle zu flüchten nöthigte, welche ganz auszufüllen ich mir sogar jetzt noch kaum zutrauen dürfte. Ich habe sie alle noch beisammen in der Erinnerung: den glücklichen Hans, dessen Wesen Heiterkeit verbreitete, die flinke, allzeit sauber waltende Marie und den nüchternen, blickscheuen Sepp, dem selbst die Jugend keine gewinnenden Farben verliehen hatte.

Aber schon ein oder höchstens zwei Jahre nach der gründlichen Wiedertaufe theilte mir, der damals im Wachsthum seinen endgiltigen Schuss in die Höhe machte, ein heimischer Freund brieflich mit: die Marie habe aus dem Hause müssen, der Hans sei an einer hitzigen Krankheit verstorben und der Sepp habe geheiratet, sei auch auf dem besten Wege fromm zu werden.

Die Geschichte focht mich nicht sonderlich an; höchstens des glücklichen Hans gedacht' ich mit einiger Wehmuth. In der Jugend stirbt man ja selber leicht und erachtet es daher auch für kein auffallendes Missgeschick, wenn andere jung sterben.

Für mich kam hierauf die Heimatflucht, die Zeit der Wanderjahre, die oft nicht wenig verführerische Rast in der Fremde, so dass fast ein halbes Menschenalter vergieng, bis ich wieder eine längere Einkehr hielt in den Alpen. Aber nachdem ich mich so, freilich spät erst, der lieben Heimat zurückgegeben, vollzog sich in meinem Inneren etwas Auffallendes: in der Erinnerung erstanden die Todten, die mir Jugendgenossen gewesen, mehr Theilnahme für ihr Geschick heischend, als ich ihnen bisher zugewendet hatte. Und in der vordersten Reihe meiner Auferstandenen gewahrt' ich bald Johann Kloiber, den glücklichen Hans.

Selbstverständlich unterließ ich daher, in die Nähe jenes freundlichen Örtleins gekommen, keineswegs über Hans und seine Marie, sowie über den trockenen Sepp nähere Erkundigungen einzuziehen.

Über den letzteren zuckte man die Achsel, obgleich er zur Zeit Gemeindevorstand war.

Er werde schon wissen, hieß es, wie er an seinem Bruder gehandelt, und Segen habe es ihm just auch nicht gebracht.

„Wieso? Und was es damals gegeben habe“, fragt' ich; „es müsste denn doch noch 'was Rechtes zu erfahren sein.“

„Freilich wohl“, bekam ich zur Antwort, „denn so 'was vergesse man nicht leicht. Und grad' bei Seppens Hochzeit sei's gewesen. Hans hätte bei den Knechten sitzen müssen, sonst hätt' ja der andere, der Duckmäuser, nicht Platz gehabt beim Bauerntisch. Und dort sucht er ihn auch auf, der Hans, mit einem herben Blick, und er stellt sich vor ihn hin, und angeschrien hat er ihn: „Ja, spreiz dich nur, Sepp! Bist ja ein Bauer und fein stellst du's an — hast mich im Handumdrehen

um's Hoamatl gebracht!" Es ist uns rechtschaffen zu Herzen gegangen, sein letztes gescheites Wort, und wie's gemeint ist gewesen, hat sich ein jeder leicht sagen können. Und hingefallen wär' er, der Hans, wie ein Stück Holz, wenn ihn nicht noch ein paar gute Kameraden aufgefangen hätten. Nachher sei er nur so dahingelegen im hitzigen Fieber, bis unser Herrgott ein Einsehen gehabt und ihn abgerufen habe."

„Und auf derselben Hochzeit beim Tanz", ergänzte ein anderer, „hätt' der Hans auch zum erstenmal falsch gegriffen und das hätt' den ganzen Tanzboden durchgellt, und Paar für Paar hätt', völlig erschrocken, nicht gewusst, ob's weiter tanzen könnt'".

Und wie's denn der Marie ergangen?

„Bis auf den letzten Augenblick hat er's anstehen lassen, der liebe Sepp. Dann sagt' er zur Kellnerin: ‚Marie hat er gesagt, es will sich völlig nicht schicken, dass du im Haus bist, wann die Bäuerin einzieht.' Damit hat er die Seine gemeint gehabt, eine Wirtstochter von da drüben über'm Berg, eine käsbleiche Hopfenstange — aber eine Hand voll Geld hat sie ihm halt eingebracht. Und auf das hin, was thut die Marie? Weil sie ein' Ehr' im Leib gehabt hat, hat sie nichts anderes gesagt zum Sepp als wie: ‚Also ein solcher seid Ihr, Bauer, ein solcher?' und hat ihr Bündel zusammengemacht. Und den Halterbuben ruft sie, gibt ihm ihren Pack und sagt zu ihm: ‚Geh' damit auf den Tanzboden hinauf und lass den Kloiber Hans herausrufen und zeig' ihm meine Sachen und sag' ihm, dass du von mir kommst, und sonst nichts — er wird sich schon auskennen. Und nachher trägst du's Bündel in die Hintermannskeusche — wirst mich dort finden.' Und so ist sie aus dem Kloiber-Haus fort, auf der Stell'! Hat sich auch nie mehr dort sehen lassen."

Und ob wohl noch 'was Rechtschaffenes aus ihr geworden?

„Wie sie's verwunden hat gehabt, hat sie den Schmied im Dorfe geheiratet, und die Leute hausen weiter auch ganz gut miteinander, und gesunde Kinder haben sie grad' nach den Orgelpfeifen herunter; aber freilich, gelacht hat sie kaum wieder, die Marie, seit ihr die Schand' ist angethan worden, so aus dem Haus zu müssen, und wann sie von ihrem Johann reden hört, kommen ihr noch immer die Thränen, so alt sie jetzt auch schon ist."

Nach diesen Andeutungen konnt' ich mir die Geschichte leicht zusammenreimen. Unverkennbar ist dem arglosen Hans vom Rechner und Schleicher Sepp 's Hoamat abgelistet worden. Wieder einmal mochte Johann bei der Übernahmsfrage zum Bruder gesagt haben: „Thu' du's!" und dieser ließ es zunächst wahrscheinlich bei einem halben Ja oder Nein bewenden, betrieb aber insgeheim über Hals und Kopf seine Hochzeit. Die Art, wie er am Hochzeitstage die treue Marie fortschickte, wie er

sich vom Bruder aufspielen ließ und ihm den Platz an seinem Tisch verweigerte, also plötzlich den Herrn vorkehrte: Dies und anderes waren vorbedachte Kränkungen, die denn auch die traurigen Wirkungen nicht verfehlten. Ein tiefes, vertrauensseliges Gemüth und ein leicht beschwingter Geist ist bald aus dem Geleise geworfen.

Jüngst erst betrat ich die Zechstube wieder, in welcher der kleine Lateiner vor Zeiten seinen Balg gewechselt. Zur Noth erkannt' ich den Raum, die in demselben waltende Seele aber muthete mich fremd und trostlos an.

Der Platz, welcher früher der Zither, unterschiedlichen Notenblättern und Liederheften gebürte, nahmen jetzt fromme, eifernde Drucksachen ein; wem konnt' es in dieser sonst so lauschigen Ecke noch behaglich werden?

Keine Wirtin, kein rosiges Hauskind, keine hurtige Kellnerin ließ sich blicken. Doch ja, trägt nicht ein halbwüchsiges Mädchen dem Gaste Trank und Brot auf? Dass Gott erbarm', ein scheues, krankes Geschöpf, so jung und so ganz und gar zur Unfreude geboren! Ob es Tochter, Enkelin oder Nichte des Wirtes, ich fragte nicht darnach.

Der letztere selbst, ein früh vergilbtes Männlein mit kaltem, ausforschendem Blicke, leistet mir ungebetene Gesellschaft. Und als wollt' er in mir die Esslust wecken, lässt er sich sein Süpplein bringen, mit einem Stück Bockfleisch darin. Dieses schneidet er mit seinem Besteck, zitternd, betrachtet es sonach als Brocken und löffelt dieselben mit der Brühe aus. Ein karges Mahl für die Mittagszeit. Der Mann ist wohl ein Knauser, der auch dem eigenen Leib nichts vergönnt.

Sonst rührt' und regte sich nichts, als wäre das Haus verrufen und gemieden.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob es denn hierorts nie lustiger zugehe?

„Ei ja“, meinte das widrige Männlein; „der Markttag bringe Leben, und die Wallfahrer hätten noch alleweil bei ihm Rast gehalten. Es sei hier herum“, fuhr er redselig fort, „viel Almwirtschaft, und in seinen jungen Tagen sei er selbst oft dem Vieh nachgestiegen, das bei Neuschnee gern höhenwärts flüchte, und habe trotz einfallendem Nebel manch ein Kalb zu Thal gebracht. Damals habe er noch mit seinem älteren Bruder gehaust, der ein gar lustiger Bursche gewesen, aber halt ein bisschen leicht . . .“

Also er selbst fängt an! Ich horchte auf und versuchte hinter dieser Spinne von einem Manne den einstigen Sepp Kloiber zu entdecken.

„Was denn mit seinem Bruder geschehen? Ob er etwa im Krieg geblieben oder ausgewandert?“ fragte ich.

Und das Männlein gab dessen umständlichste Geschichte zum besten; es schien, als erzähle er wundergern von seinem Bruder. Derselbe habe

lieber musiciert, als nach der Wirtschaft gesehen, habe lieber einen Schatz ins Haus genommen, als geheiratet. Und so hätt' denn er Modi machen müssen. Der fremden Person habe er den Laufpass gegeben, die Wirtschaft übernommen und eine richtige Bäuerin heimgeführt. Und grad an seinem Hochzeitstage sei bei dem Bruder die hitzige Krankheit ausgebrochen, die ihn nicht wieder habe aufkommen lassen; „nun ja, das viele Trinken, das unordentliche Leben, das Herumschwärmen bei Tag und bei Nacht . . .“

Länger konnt' ich nicht an mich halten. Ich beglich mit wenig glimpflicher Hast die kaum berührte Zeche und fragte zunächst, ob der Wirt und Gemeindevorstand denn viel Trost und Gewissensberuhigung schöpfe aus den galligen Schriften, die da herumlägen?

Das Männlein sah mich verdutzt an.

Dann fuhr ich fort: „Seit meiner Jugend kenn' ich sie, Eures Bruders Schatz, die flinke Marie. Sie ist ein rechtschaffenes Weib geworden und hat Kinder, die dem Alter zur Freude, zum Segen gereichen. Einst aber ist sie vom Sepp Kloiber mit den vorwurfsvollen Worten geschieden: Also ein solcher seid Ihr, Bauer, ein solcher? Ein richtiger Erzähler darf gerade diesen Umstand nicht verschweigen.“

Das Bäuerlein sprang auf.

Ich drückt' es auf die Bank zurück und schob sein Besteck zur Seite.

„Das ist für rüstigere Hände, Herr Bürgermeister!“ sagt' ich. „Und wenn Ihr es nicht wissen wollt, so kann es unsereins bezeugen: Euer Bruder Hans ist ein lustiger, lieber und dabei braver Mensch gewesen. Legt Euch sein Unglück zurecht, wie Ihr wollt, Ihr könnt doch sein letztes Wort nicht ungesprochen machen: ‚Sepp, du hast mich im Handumdrehen um 's Hoamatl gebracht!‘ Das hat er gesagt, und das wird Euch immer wieder aufstoßen, auch wenn Ihr in jenen Schriften lest. Gott gnad' Euch, Kloiber!“

Damit verließ ich das verödete Haus.

Der Keuchen-Ferdl.

Eine Gestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

„Und der größte Verbrecher“, sagte der Gefangenwärter, an einer kleinen Thüre rüttelnd, „der größte Verbrecher ist da drinnen!“

Als er seinen Schlüsselbund anstecken wollte, hielt ich ihn zurück: „Warten Sie, bitte! Ich bin nicht gefasst. Der größte Verbrecher, sagen Sie. Da müssen Sie mich doch vorher berichten. Wenn man einen Besuch macht, will man doch erst wissen —“

„Bei wem. Ich begreife.“

Etwas Schnurriges hatte er, der alte Graubart, mit seinem barschen, derben Gehaben und in seiner herablassenden Höflichkeit, in die sich ein bisschen Ironie über sein Schlüsselamt und das hohe Gericht mischte.

„Sind Sie für die Macht oder für das Recht?“ fragte er.

„Für das Recht, natürlich.“

„Dann bitte ich, mich voraustreten zu lassen, denn Macht geht vor Recht.“

„Auch hier?“

„Überall.“

So schritten wir den schmalen, halbdunklen Gang entlang, die Macht voran, das Recht hintendrein. Der Wärter blieb bisweilen stehen, wandte sich zu mir um und erzählte in kurzen, raschen Worten von seinem größten Verbrecher.

„Gehen Sie manchmal in die Kirche? Ja? Auch in die Stiftskirche? Na, dann werden Sie sich an den Alten erinnern, der am Eingang jedem das Thor aufgemacht hat.“

„Der mit der grauen Pelzmütze?“

„Die er allemal höflich abgenommen hat, um den Eintretenden zu grüßen.“

„Und der mit dem breiten, weißstoppeligen Gesichte die Leute immer so schlau angeguckt hat?“

„Das eine Äugel zugedrückt, das andere halb offen.“

„Und immer hübsch sorgfältig angezogen im langen, schwarzen Rock und mit der schwarzseidenen Halsbinde — ?“

„— und ausgeschaut hat wie ein alter pensionierter Schulmeister.“

„Und der die Almosenkreuzer immer ablehnen wollte?“

„Der allemal: Oh, und aber Herr! gerufen hat, wenn ihm einer die Münze in die offene Hand gelegt.“

„Und sie doch schmunzelnd in die Westentasche gesteckt hat?“

„Genau derselbige.“

„Der gute, komische Alte!“

„Er steht nicht mehr am Kirchenthor.“

„Ist er gestorben?“

„Abgefangen worden. In den Kerker geworfen. Zur Zeit größter Verbrecher, der morgen seinen Tag hat.“

„Aber mein Gott, was hat dieser arme Mensch denn angestellt?“

„Ja, mein lieber Herr! Das ist kein Spaß! Es ist noch nicht alles aufgeklärt. Morgen werden wir ja sehen. — Gebettelt soll er haben!“

„Ha, ha, natürlich!“ musste ich auflachen, „weil er eben ein Bettler ist.“

„Herr! wägen Sie Ihre Worte! Ein Bettler ist der Alte nicht. Wenigstens leugnet er's. Darf's auch nicht sein. Die Gemeinde hat endlich das weise Gesetz herausgegeben, dass kein Bettler mehr sein darf. Und weil dieser alte dumme Mensch das Gesetz übertreten hat, so wird er morgen gerichtet!"

„Am Ende wohl gar hingerichtet!"

„Scherzen Sie nicht!" — sagte der Gefängniswärter und zog sein runzeliges Gesicht erschreckend in die Länge. „Wenn Sie jetzt zu ihm hineingehen wollen! Er wird Zuspruch brauchen."

„Darf ich ihm auch einen kleinen Schmaus mitbringen?"

„Was Sie wollen. Sie wissen ja, dass der Delinquent am letzten Tage —"

„Alles haben darf, was sein Herz begehrt?"

„Mit Ausnahme des Kerkerschlüssels."

Als hernach hinter mir die sattsam bekannte „Eichenthür knarrend ins Schloss gefallen war", stand ich in der etwas allzuschattigen Kammer vor dem Alten. Der hockte gemüthlich auf einem niedrigen Schemel, stemmte die Ellbogen auf die spitzen Knie, das graue Köpflein auf die Fäuste und kicherte: „Hau, einen Kameraden gibt's?"

„Wir kennen uns wohl von der Stiftskirche her", erinnerte ich.

„Ah, sind Sie auch so einer, der —" er stockte und setzte gemüthlich hinzu, „der mich zu der Schandthat verleitet hat, hätt' ich bald gesagt."

„Ich bin nur auf Besuch da, Herr — Herr —"

„Keuchen-Ferdl. Nicht der eigentliche Name. Nur ein Ehrentitel. So, so, auf Besuch. Bitte Platz zu nehmen!" Behendig erhob er sich von seinem Schemel, „das einzige Fauteuil, bitte! Ich setze mich derweil auf den Divan." Ued setzte sich auf ein Brett, das über zwei Schrägen lag und wohl den Tisch abgab.

Ich dachte anfangs, er stecke in der Sträflingskleidung, ein leinenes Beinkleid und ein graues Wollenjäcklein hatte er am Leib und blaue Socken an den Füßen. Sein eigenes Untergewand; denn der schwarze Anzug war beim Schneider, um für den Gerichtstag hergerichtet zu werden. Arrestanten pflegen viel Gewicht darauf zu legen, anständig gehalten, gut gebürstet und sorgfältig frisiert vor die Herren zu treten. Mancher betrachtet den Gerichtstag für einen Ehrentag, auch falls er verurtheilt wird. Ist er doch einmal der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Leute laufen zusammen, die Zeitungen schicken ihre Berichterstatter, die Richter haben ihre feierlichen Mäntel an — und alles des Einen willen, der im Mittelpunkt steht und eine Leibwache an der Seite hat, wie der Kaiser. Die klügsten Köpfe sind beisammen, die schlauesten Rechtsdoctoren, aber was sie erfahren werden, das liegt in seinem Belieben und nach ihm müssen die Herren sich richten, nicht er

sich nach ihnen. Sein Lebtag dünkt sich mancher nicht so hoch oben, denn wenn er als Angeklagter im Gerichtssaal steht. Natürlich müssen da auch die Kleider im Glanze sein.

„Dass Ihr Keuchen-Ferdl heißet, Alter, ich wusste es nicht. Den Namen habt Ihr Euch wohl erst dieser Tage beigelegt, seit Ihr da in der Keuchen (im Arrest) sitzet."

„Aber nein!" lachte er mit dünnem Stimmlein auf. „Das ist ein alter Herr, dieser Keuchen-Ferdl. Seit ich meine Jahre abgesessen hab', heißen sie mich halt so. Jawohl! Zwanzig Jahre lang hab' ich keinen Zimmerschlüssel in der Hand gehabt!"

„Gesessen seid Ihr? Zwanzig Jahre lang?" Ich erschrak nun wirklich.

„Nicht wahr? Und so plunzendick verstockt, dass ich mich noch prahlen mag damit. Gelt? Morgen will ich's ihnen ins Gesicht sagen: Ihr Hascherln, ihr könnt mir höchstens drei, vier Wochen auf den Buckel nageln. Da sind das andere Kerle gewesen, dazumal, die mir meine zwanzig Jahre schweren Kerker, mit einem Fasttag und hartem Lager in der Woche angeschustert haben."

„Aber das müsst Ihr mir doch erzählen, guter Freund. Ich höre Kriminalgeschichten für mein Leben gern und besuche deshalb häufig Gefangene."

„Da werden's halt wenig Gegenbesuche bekommen." Dabei, wie er so zusammengeknickt hockte, schaukelte er sich leicht auf seinem Brette.

„Ja, aber um Gottes Himmels Willen! Wie ist denn das zugegangen, dass Ihr so lang im Kerker gesessen seid?"

„Dumm ist das zugegangen."

„Mindestens ein Mord — wie?"

„Sind Sie wirklich recht neugierig?" fragte er schalkhaft. „Beim jüngsten Gericht, morgen, wenn Ihr Euch einfinden wolltet. Da wird's wohl vorkommen, dass der Ferdl schon vorbestraft ist, und wegen warum. Da werden sie Augen machen, die mit ihrem Bagatellgerichtel, da oben!"

Ich dachte aber, dass es im Arrest, unter vier Augen, hinter wohlverwahrter Thür sich heimlicher plaudern ließe und schmeichelte dem alten Ferdl seine Geheimnisse ab. Das Geräucherte, das ich ihm mitgebracht, erfüllte hierin seinen Nebenzweck schlecht, das verstopfte dem Alten eher den Mund, als dass es ihn öffnete. Als nachher jedoch das Glas Wein kam, forderte er mich auf, tüchtig mitzutrinken, damit ich Kurasch bekäme. „Sonst fahren Sie mir am End' beim Ofenloch hinaus." — Er hatte noch so getändelt und geschaukelt auf seinem Brett. Plötzlich neigte er sich vor, streckte auf langem Hals mir sein stoppelbartiges Gesichtlein zu mit den zwinkernden Augen und rief: „Sie, das ist merkwürdig! — die Mühle in Unterdorf, die was bei der Achbrücke

steht, ist einmal mein gewesen. Aber natürlich! Mein Vaterhaus. Und einmal, am Maria-Verkündigungstag ist's gewesen, in der Früh, ich sitz' just bei der Topfen-Suppe und will in die Kirche gehen, kommen zwei Spitzhauben, fragen, ob ich der Ferdinand Seimer bin. Ja? Na, dann müssten sie mir die Hände schließen. Und wie ein Kalb fortgetrieben in den Arrest. Mir ist das natürlich unangenehm gewesen, war dazumal gerade Bräutigam mit der Beckischen. Mit der schönen Margerl — erinnern Sie sich — die mit dem schwarzen Sammthütel und dem rothseidenen Tuch immereinmal über der Achsel. Ja so — Sie sind damals noch gar nicht auf der Welt gewesen. Macht nichts. Also mit mir in die Keuchen. Und in den Gerichtssaal. Wissen Sie, was ich angestellt hab'?"

Er fasste das Weinglas, hielt es gegen das Fensterchen.

„Wie ein goldener Ring, so hell!" Dann that er einen leichten Schluck, schnalzte mit der Zunge, und goss das ganze Glas auf einmal in die Gurgel.

„Also was, also was, Ferdinand?"

„Also was? Den Holzmeister hatte ich erstochen. Der Margerl wegen, er wollte sie auch haben. Im Rinnwald — mit meinem Taschenmesser. In der Faschingsdienstagnacht. Von hinten in den Nacken hinein. Alles haben sie auf dem Papier gehabt und Zeugen dazu, und mein Leugnen hat nichts geholfen. Nicht zwei Tage lang hat die Verhandlung gedauert. Verurtheilt bin ich worden — zum Tod durch den Strang." Das sagte er leise, fast feierlich. — „Na sehen Sie. Aber hängen haben sie mich doch nicht können, weil ich nichts gestanden hab'. Also halt lebendig eingemauert. Auf hübsch lang. Ja ja, und einmal, wie der Kaiser die große Amnestie erlassen hat, sind sie links und rechts davongelaufen, meine Genossen. Mich haben sie festgehalten. Wer nicht gesteht, hat's geheißen, und nicht bußfertig ist, der verdient keinen Nachlass. Also sitzen bleiben. Herr, das ist ein saurer Tag gewesen für mich, dieser Gnadentag. Zuerst schreckbar gewildet und alles verflucht, bis mir die Stimm' hat versagt. Nachher todt. Hab' mich fallen lassen. Sind's noch zehn Jahre, oder zwanzig, oder fünfzig — wie der will. Keine Jahre, keine Tage hab ich mehr gezählt, mein Elend hab' ich nicht mehr gemessen mit anderer Leute Wohlleben. Abwechslung hat's ja doch gegeben: hab ich gut geschlafen, so war's ein glücklicher Tag, und war ich gar krank und lag im Spital, da gab's Feste — das mögen Sie mir glauben, Herr. Und wie das so fortgeht und fortgeht, wirft mir der Kerkermeister auf einmal das Bündel var die Füße: sollt' machen, dass ich weiterkomme! — Wieso? — Ja, die Zeit ist aus. — Herr, ich sag's, schier nicht glauben hab' ich's können! Ist denn so was möglich? dass auch zwanzig Jahre Kerker ein End' haben können? — Im Bündel meine alten Kleider. Na, die waren nicht schlecht schäbig! Nicht einmal

betteln gehen in einem solchen Gewand, auf der Stell' packen sie dich wieder zusammen, und du sitzest!"

„Aber Eure Mühle!" warf ich ein, „was ist es denn mit Eurer Mühle?"

„Mühle? Mit der ist es nichts. Alte Schulden darauf. Vergantet worden. — Kritische Zeiten gewesen. Betteln verboten, stehlen nicht erlaubt. Das bissel Kraft, so noch übrig geblieben, hätte ich gerne verkauft. Aber — Sie wissen ja, — alter Arrestant! Keine Arbeit! Der Keuchen-Ferdl! der mag aus dem letzten Loch pfeifen. Hat der Regenschori drüben in der Stiftskirche drüben gesagt: Dagegen gibt's ein Mittel! Ob ich an der Orgel den Blasbalg treten wolle? Gut, sage ich, auf das viele Getretenwordensein will auch ich einmal treten. Hätten die Leute gewusst, dass zu dem schönen Orgelspiel der Athem vom Keuchen-Ferdl kommt, die wollten sich bedankt haben. Mir ist's gut gegangen, habe fürs Treten das schöne Gewand bekommen, das der Herr Regenschori abgelegt hat. Wie ein Graf hab' ich Ihnen ausgeschaut! Auch diese Zeit ist vorbei."

„Nun aber", ich rückte ihm traulich näher, „sagt mir doch einmal, lieber Alter, — der Mord, ist er Euch denn gar nie nachgegangen?"

„Mord? Welcher Mord?"

„Immer an die Straf' denkt Ihr. Und an das Verbrechen? Hat es denn Euer Gewissen gar nie beunruhigt?"

„Nicht einen Augenblick, Herr!"

„Nein, das nenne ich verstockt sein!"

„Ja, das glaub' ich, dass einem so was nachgehen müsst'!"

„Ihr habt doch den Holzmeister erstochen!"

„Fällt mir nicht ein. Ich hab' keinen Menschen erstochen, mein Lebtag nicht! Hab' ihnen's ja gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Erst wie vor etlichen Jahren der Franz Schienbeiner, wissens, der was so ein Zwerg ist gewesen und so viel kartengespielt hat — auf den Tod ist gelegen, hat er's seinem Beichtvater gestanden, dass er mit dem Messer, das er vorher mir gestohlen, den Holzmeister umgebracht hat — Geldes wegen."

Jetzt muss ich aber arg in die Höhe geschnellt sein vom Schemel, denn der Alte springt auch erschrocken auf und was mir denn wäre.

„Jesus und Maria! Mensch! Du wirst doch nicht zwanzig Jahre lang unschuldig gesessen sein?"

„Was denn! Hab' ihnen's ja eh gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Aber gute Leut' gibt's halt doch noch auf der Welt. Wie die Wahrheit aufgekommen ist, sind sie für mich sammeln gegangen und haben mir ein rundes Sachel auf die Hand gethan. Viel! Sicherlich hätt' ich noch was davon, wenn nicht die alten Nachbarn gekommen

wären und ihr Geld, das ich ihnen noch von der Mühle her schuldig gewesen, zurückverlangt hätten."

„Und das Geld, das wegen des Justizirrthums für Euch gesammelt wurde, habt Ihr alten Gläubigern gegeben?"

„Aber natürlich. Ich bin ihnen ja schuldig gewesen."

— — „Lieber Mann, ich glaube, man muss Euch noch einmal einsperren. Denn zu der heutigen Menschheit, die außerhalb der Kerkermauern gefräßig und gewissenlos hermtrappelt, passt Ihr wirklich nicht."

„Wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden wollten, geehrter Herr, morgen wird alles wieder für längere Zeit in Ordnung gebracht werden. — Ah! hat mir das Weinl geschmeckt!"

„So trinkt doch noch das Restchen aus!"

„Darf nicht, guter Herr, darf nicht. Muss morgen bei Kopf sein!"

Eine wunderliche Unterhaltung! Den haben sie sauber zugerichtet, dacht' ich beim Verlassen des Arrestes. — Am nächsten Tage war ich natürlich bei der Gerichtsverhandlung.

Da stand er und die Leibwache neben seiner. Der Richterstuhl war ein gewöhnlicher, grüngedeckter Tisch mit Cruzifix, Kerzen und einem Bezirksrichter. Er war weder mit Staatsanwalt, Vertheidiger, noch mit Geschworenen ausgeschmückt, also nach der Auffassung des guten Alten, der schon Großartiges gesehen, etwas windig. Der Angeklagte stand in seinem schwarzen Anzug, mit der seidenen Halsbinde und dem weißen Haar schlicht und würdevoll da, wie ein alter Priester etwa, der sich beim Consistorium wegen irgend welcher verkehrten kirchlichen Handlung zu verantworten hat.

„Also, Ferdinand Seimer", begann der Richter, als er sich in seinem Lehnstuhl zurechtgerückt und das Protokoll vorgenommen hatte. „Sie sind zweiundsiebzig Jahre alt, katholisch, ledig, vorbestraft, vacierend. Ist das alles richtig?

„Zu dienen."

„Wodurch bringen Sie sich fort?"

Der Alte schob die spitzen Achseln empor. „Mein Gott, mit Sitzen."

„Sie waren eine Zeitlang in der Stiftskirche Blasebalgtreter. Warum haben Sie diesen Beruf aufgegeben?"

„Herr Richter, mein schwacher Kopf. Jungheit, da geht's, das Auf- und Niederhupfen an den Tretbalken, wie ein Kanarienvogel auf den Sprosseln. Aber wenn man halt mit der Zeit kopfschwach wird — der Schwindel! Der Herr Regenschori wird's selber sagen, wie ich vorig Ostern beim Treten auf einmal hingeflogen bin an den Orgelkasten, dass alles 'kracht hat. Seither lasst er mich nicht mehr dran."

„Gut, gut." Der Richter blätterte in Papieren. „Ferdinand Seimer, es wird Ihnen zur Last gelegt, dass Sie vor der Stiftskirche gebettelt haben."

„Ich bitt', gebettelt hab' ich nicht. Hab' den Leuten nur die Kirchthür aufgemacht, dass man doch nicht ganz umsonst auf der Welt ist."

„Aber der Zeuge sagt aus, dass Sie Almosen genommen haben."

Der Angeklagte kniete nieder auf beide Knie, faltete die Hände zusammen: „Herr Richter, ich bitt', noch mein letzt' Eichtl Zeit möcht' ich in der Tageslichten herumgehen. Ich bitt' Ihnen, schenken Sie mir die Straf'!"

„Bis jetzt haben Sie ja noch gar keine Strafe. Gedulden Sie sich doch bis zur Urtheilsverkündung. Stehen Sie auf."

Dann wurde der Wachmann vorgerufen, der den Alten wegen Bettelns an der Kirchenthür festgenommen hatte. Diesen fragte der Richter: „Also, Zeuge, wie gieng das eigentlich zu?"

Der Wachmann stand stramm aufrecht, legte die Hand an die Schläfe und hielt seinen Rapport: „Der Mensch ist vor dem Eingang gestanden, hat den Leuten die Thür aufgemacht und allemal die Mütze vom Kopf gezogen. Es ist mir auch vorgekommen, als wenn er die Hand offen hingehalten hätt'."

„Ist das wahr, Angeklagter?"

„Aber ich bitt', die Faust kann ich doch den Leuten nicht zeigen. Hat mir ja kein Mensch nichts gethan."

„Haben Sie gehört, Zeuge, dass er die Leute angebettelt hat?"

„Just gehört hab' ich das nicht, aber weil er gar so unterthänig gethan hat, und das Mützenabnehmen und die offene Hand, und halt gar so freundlich beim Thüraufmachen. Wegen was denn sonst, als dass er Geld sollt' kriegen!"

„Nun, Angeklagter, und haben Sie Geld bekommen?"

Der Alte trat einen Schritt vor und gestand mit leiser Stimme: „Ein bissel wohl, immereinmal." Ganz roth war sein Gesicht geworden.

„Und haben Sie es nicht zurückgewiesen?"

„Das hätt' ich mir nicht getraut, Herr Richter. Beleidigen hab' ich sie nicht wollen. Wenn sie vor dem Gotteshaus einem armen Menschen schon was schenken wollen, hab' ich mir gedacht. Ich möcht' ihnen auf dem Weg zum Himmel kein Hindernis sein." —

Dann trat Schweigen ein. Das schwere Schweigen vor dem Urtheilspruche. Ich war im Auditorium der einzige Zuschauer, aber mir pochte das Herz für zehn. Wird der alte Mann wieder in sein Halbdunkel abgeführt werden? Oder wird er den Rest seines ihm zu schanden procesſierten Lebens in der „Tageslichten" verbringen dürfen? Findet er es nicht selbst ganz in Ordnung, dass er wieder sitzen wird? Der elementare Aufschrei seines gedrückten Herzens: „Ich bitt', schenkens mir die Strafe! Ich möchte, ehe das dunkle Grab kommt, noch ein wenig im Lichte sein!" Aber, er schämte sich nun fast dieses vorwitzigen

Wunsches. Ist es nicht leichtsinnig, mit so hochtrabenden Gelüsten eine sichere Altersversorgung zu verscherzen?

Der Richter stand auf, erhob seine Stimme und sprach: „Im Namen Seiner Majestät. Der Ferdinand Seimer ist von der Anklage, an der Thür der Stiftskirche gebettelt zu haben, freigesprochen. — Ferdinand Seimer, Sie können nach Hause gehen.“

Da blickte der Alte mit einer komischen Verblüffung um sich: — „Nach Hause?“

Eine Strafpredigt.

Der englische Weise John Ruskin gehört zu jenen Männern, die den Muth haben, ihrem Volke die Wahrheit zu sagen. Wir finden in seinem Buche „Sesam und Lilien“, ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn (Leipzig, Eugen Friederichs 1900) ein Capitel, das, obschon es vor mehr als dreißig Jahren in England geschrieben wurde, so ist, als wäre es für den heutigen Tag und auch für uns Deutsche.

Also sprach John Ruskin in edlem Zorne:

Wie ein gebildeter Mensch in nichts besser von einem gewöhnlichen zu unterscheiden ist, so ist auch eine gebildete Nation in nichts besser von dem Pöbel zu unterscheiden, als darin, — dass ihre Gefühle beständig und gerecht sind, was aus richtiger Betrachtung und gleichmäßigen Gedanken entspringt. Man kann den Pöbel zu allem überreden, seine Gefühle sind meist großmüthig und gerecht, aber er hat keine Grundlage dafür, keinen Halt daran. Man kann ihn nach Gefallen zu jedweder Empfindung aufreizen oder stacheln; er denkt größtentheils nur durch Beeinflussung, holt sich eine Ansicht wie eine Erkältung, und nichts ist so klein, dass er nicht wie toll darüber brüllt, wenn der Anfall kommt, — nichts so groß, dass er es nicht in einer Stunde vergisst, wenn der Anfall vorüber ist. Aber die Leidenschaften eines gebildeten Mannes oder einer gebildeten Nation sind gerecht, gemäßigt und beständig. Eine große Nation verschwendet beispielsweise nicht ihren ganzen nationalen Geist daran, monatelang die Zeugenaussagen wegen eines einzigen Mordes, den ein einzelner Schurke begangen hat, abzuwägen, und sieht jahrelang zu, wie ihre eigenen Kinder sich gegenseitig zu Tausenden und Zehntausenden täglich umbringen, und denkt dabei nur, welchen Einfluss es auf den Baumwollenpreis hervorbringen wird, und kümmert sich in keiner Weise darum, festzustellen, auf wessen Seite das Recht liegt. Ebensowenig schickt eine große Nation ihre armen kleinen Jungen ins Gefängnis, weil sie Wallnüsse gestohlen haben, und erlaubt ihren Bankrottmachern, Hunderte und Tausende mit einer höflichen Verbeugung zu stehlen, und

ihren Bankiers, die sich an den Ersparnissen armer Leute bereichert haben, ihre Thüre zu schließen, unter Umständen, „über die sie keine Controle haben“, und mit einem flüchtigen „verzeihen Sie“ und läßt große Ländereien von Menschen ankaufen, die ihr Geld erworben haben, indem sie mit bewaffneten Schiffen in den chinesischen Gewässern umherfuhren und mit geladenen Kanonen Opium verkauften, wobei sie zum Besten der fremden Nation die gewöhnliche Räuberaufforderung „euer Geld oder euer Leben“, umwandelten in „euer Geld und euer Leben“.

Ich sage, wir haben die Litteratur verachtet. Was machen wir uns, als Nation, aus Büchern? Wieviel glauben Sie wohl, daß wir alle zusammen auf unsere öffentlichen oder Privatbibliotheken verwenden, im Vergleich mit dem, was wir für unsere Pferde ausgeben? Wenn ein Mann große Ausgaben für seine Bibliothek macht, dann nennt man ihn einen Büchernarren. Aber man spricht nie von einem Pferdenarren, obgleich sich täglich Leute durch ihre Pferde ruinieren, und man hört nie davon, daß sich Leute durch ihre Bücher ruiniert hätten. Oder um noch tiefer hinabzusteigen, wieviel glauben Sie wohl, daß der Inhalt sämmtlicher Bücherregale des Landes einbringen würde im Vergleich mit dem Inhalt seiner Weinkeller?

Ich sage, wir haben die Wissenschaft verachtet. „Wie!“ rufen Sie aus, „sind wir nicht bei allen Entdeckungen voraus und wird nicht der ganzen Welt, mit Recht oder Unrecht, schwindlig bei unseren Erfindungen?“ Ja; aber halten Sie dies etwa für nationale Arbeit? Diese Arbeit wird ganz und gar der Nation zum Trotz gethan; durch den Eifer und das Geld von Privatleuten. Wir sind allerdings klug genug, aus der Wissenschaft unsern Vortheil zu ziehen. Wir schnappen gierig genug nach jedem wissenschaftlichen Knochen, an dem sich etwas Fleisch befindet; aber wenn der Mann der Wissenschaft uns um einen Knochen oder um eine Rinde Brot bittet, dann ist das ein anderes Ding. Was haben wir öffentlich für die Wissenschaft gethan? Wir müssen der Sicherheit unserer Schiffe willen wissen, wieviel Uhr es ist, und darum bezahlen wir ein Observatorium; wir lassen uns in der Person unseres Parlaments jährlich dazu zwingen, in schäbiger Weise etwas für das Museum zu thun, in der mürrischen Voraussetzung, daß es ein Ort sei, an dem ausgestopfte Vögel zur Belustigung unserer Kinder aufbewahrt würden. Wenn jemand sich ein eigenes Teleskop hält und einen neuen Nebelfleck auflöst, dann gackern wir über die Entdeckung, als ob wir sie selbst gemacht hätten; und wenn einer von unsern zehntausend Jagdjunkern plötzlich bemerkt, daß die Erde doch noch für etwas anderes gemacht wurde, als nur für die Füchse, und er bohrt selbst darin nach und sagt uns, wo sich Gold befindet oder Kohlen, dann begreifen wir, daß das etwas Nützliches ist, und machen ihn sehr richtiger Weise zum Lord; aber

ist der Zufall, dass er eine nützliche Beschäftigung für sich herausgefunden hat, uns irgendwie anzurechnen?

Ich sage, sie haben die Kunst verachtet! „Wie!“ werden Sie wieder antworten, „haben wir nicht meilenlange Kunstausstellungen? Und bezahlen wir nicht Tausende von Pfunden für einzelne Bilder? Und haben wir nicht mehr Kunstschulen und Institute, als je eine andere Nation besaß?“ Ja, gewiss, aber alles nur um des Geschäftes willen. Sie möchten am liebsten Ölgemälde wie Kohlen verkaufen und Glas und Porzellan wie Eisen; sie möchten jeder andern Nation das Brot vom Munde wegnehmen, wenn sie es könnten; und wenn sie dazu nicht im Stande sind, ist es ihr Lebensideal, in den Verkehrsadern der Welt wie Ludgater Ladenburschen zu stehen und jedem Vorüberkommenden zuzurufen: „Nichts zu handeln?“ Sie wissen nichts von ihren eigenen Fähigkeiten oder Verhältnissen; sie stellen sich vor, dass sie inmitten ihrer feuchten, flachen, fetten Lehmfelder eine ebenso empfängliche Kunstphantasie haben können, wie der Franzose inmitten seiner sonnengoldigen Weingärten oder der Italiener unter seinen vulkanischen Abhängen. Sie denken, die Kunst kann wie die Buchführung gelernt werden und gibt ihnen, wenn sie gelernt ist, Gelegenheit zu ausgedehnterer Buchführung. Sie machen sich aus Bildern durchaus nicht mehr als aus Rechnungen, die sie an ihre kahlen Wände kleben. Es ist an den Wänden immer Platz vorhanden für Rechnungen, die man lesen — aber nie für Bilder, die man sehen kann. Sie wissen nicht, was für Bilder von Ruf sie im Lande haben, ob sie echt oder unecht, sorgfältig aufbewahrt oder vernachlässigt sind. In fremden Ländern sehen sie ruhig zu, wie die edelsten Kunstschätze der Welt zugrunde gehen.

Sie haben die Natur verachtet, d. h. alle tiefen und heiligen Gefühle für landschaftliche Schönheit. Die französischen Revolutionäre machten Ställe aus den Kathedralen Frankreichs; sie haben Rennbahnen aus den Kathedralen der Erde gemacht. Ihr einziger Begriff von Vergnügen besteht darin, in Eisenbahnwagen um die Schiffe der Kirchen herum zu fahren und von ihren Altären zu essen.

Sie haben eine Eisenbahnbrücke über den Rheinfall von Schaffhausen errichtet; sie haben Tunnels durch die Felsen von Luzern, bei der Tellkapelle angelegt; sie haben das Ufer bei Clarens am Genfer-See zerstört; es gibt kein stilles Thal in England, das sie nicht mit dem Feuer von Schmiedeblasebälgen erfüllt, es ist kein Stück englischen Landes übrig geblieben, auf das sie nicht Kohlenasche getrampelt haben — es gibt keine ausländische Stadt, in der ihre Anwesenheit sich nicht in den schönen alten Straßen und lieblichen Gärten durch eine zerstörende Aussatzkrankheit von neuen Hotels und Parfümerieläden bemerklich macht; die Alpen selbst, die ihre eigenen Dichter so verehrungs-

voll liebten, werden von ihnen nur wie die eingeseiften Kletterstangen in einem Bärenzwinger betrachtet, um daran „mit lautem Freudengeschrei“ herauf und herunter zu klettern. Wenn sie nicht mehr schreien können und die menschliche Stimme nicht mehr genügt, ihre Freude auszudrücken, dann erfüllen sie die stillen Thäler mit Sprengpulverexplosionen und stürzen nach Hause, roth von dem Hautausschlag der Überhebung und redselig mit dem krampfhaften Schluckauf der Selbstbefriedigung.

Endlich verachten sie auch das Mitleid. Es sind keine Worte von mir erforderlich, um es zu beweisen. Ich will nur einen von den Zeitungsparagraphen abdrucken, die ich auszuschneiden und in meinen Schubkasten zu werfen pflege; hier ist einer aus dem „Daily Telegraph“, vom Anfang dieses Jahres datiert (ein Datum, das, trotzdem ich es nachlässigerweise nicht darauf notiert habe, leicht ausfindig zu machen ist; denn auf der Rückseite des Ausschnittes steht die Ankündigung, dass gestern der siebente besondere Gottesdienst dieses Jahres durch den Bischof von Ripon in St. Paul abgehalten sei); er berichtet nur eines jener Ereignisse, wie sie auch heute täglich vorkommen; dieses hat zufällig die Form angenommen, in der es vor den Kronrichter kam. Ich lasse den Paragraphen hier drucken. Sie können überzeugt sein, dass die Thatsachen selbst in rother Farbe in ein Buch eingeschrieben sind, in dem wir alle, Gebildete und Ungebildete, eines Tages unsere Seite werden lesen müssen.

Am Freitag wurde durch den Vicekronrichter, Mr. Richards, in der White Horse Tavern, Christ Church, Spitalfields, eine Untersuchung in Bezug auf den Tod Michael Collins, 58 Jahre alt, abgehalten. Mary Collins, eine elend aussehende Frau, sagte, sie habe mit dem Verstorbenen und seinem Sohne in einem Zimmer, Nr. 2 Cobbs Court, Christ Church, gewohnt. Der Verstorbene war Schuhflicker. Die Zeugin ging aus und kaufte alte Stiefel; der Verstorbene und sein Sohn besserten sie aus, und dann verkaufte die Zeugin sie in den Läden für das, was sie kriegen konnte. Das war natürlich sehr wenig. Der Verstorbene und sein Sohn arbeiteten Tag und Nacht, um ein wenig Brot und Thee zu verdienen und die Miete für die Stube (2 Schilling die Woche), so dass sie ihr Heim aufrecht halten konnten. Freitag abend in der vorigen Woche stand der Verstorbene von seinem Schemel auf und schüttelte sich vor Frost. Er warf die Stiefel hin und sagte: „Jemand anderes muss sie fertig machen, wenn ich nicht mehr bin, denn ich kann nichts mehr thun.“ Sie hatten kein Feuer, und er sagte: „Mir würde besser werden, wenn ich warm wäre.“ Die Zeugin nahm daher zwei Paar ausgebesserte Stiefel, um sie im Laden zu verkaufen, aber sie konnte nicht mehr als 14 Pence für die beiden Paare erhalten. Denn die Leute im Laden sagten: „Wir müssen auch unsern Vortheil daran haben.“ Die Zeugin besorgte 14 Pfund Kohlen und etwas Thee und Brot. Ihr Sohn saß die ganze Nacht auf,

um die Flickereien zu machen und Geld zu verdienen, aber der alte Mann starb Sonnabend früh. Die Familie hatte nie genug zu essen. — Kronrichter: „Es erscheint mir bedauerlich, dass Sie nicht in das Armenhaus giengen.“ Zeugin: „Wir wollten gern die Bequemlichkeit unseres kleinen Heims haben.“ Ein Geschworener fragte, worin die Bequemlichkeiten bestanden hätten, denn er sähe nur eine kleine Streu in einem Winkel der Stube, deren Fenster zerbrochen waren. Die Zeugin fieng an zu weinen und sagte, sie hätten eine Steppdecke und andere kleine Sachen. Der Verstorbene habe gesagt, er würde nie in das Armenhaus gehen. Im Sommer, wenn die Jahreszeit gut war, verdienten sie manchmal bis 10 Schilling die Woche. Dann legten sie immer etwas für die nächste Woche zurück, die gewöhnlich schlecht war. Im Winter verdienten sie nicht die Hälfte. Drei Jahre lang waren sie so weiter heruntergekommen. — Cornelius Collins sagte, er hätte seinem Vater von 1847 an geholfen. Sie pflegten weit in die Nacht hinein zu arbeiten, dass beide fast das Augenlicht verloren. Der Zeuge hatte jetzt einen Nebel vor den Augen. Vor fünf Jahren hatte sich der Verstorbene an die Gemeinde um Unterstützung gewandt. Der Armenaufseher gab ihm ein vierpfündiges Brot und sagte ihm, wenn er wiederkäme, dann würde er „die Steine bekommen.“ Das ärgerte den Verstorbenen, und er wollte seitdem nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Es gieng ihnen immer schlechter bis zum letzten Freitag, wo sie keinen Halfpenny mehr hatten, um ein Licht zu kaufen. Da legte sich der Verstorbene auf die Streu nieder und sagte, er werde den Morgen nicht erleben. — Ein Geschworener: „Sie sterben ja selbst vor Hunger und sollten bis zum Sommer in das Armenhaus gehen.“ — Zeuge: „Wenn wir hineingiengen, würden wir sterben. Wenn wir im Sommer herauskämen, würden wir wie vom Himmel herabgefallene Leute sein. Niemand würde uns kennen, und wir hätten nicht einmal ein Zimmer. Ich könnte jetzt arbeiten, wenn ich etwas zu essen hätte, denn meine Augen würden sich bessern.“ Dr. G. P. Walker sagte, der Verstorbene sei an Entkräftung gestorben, an Erschöpfung und Mangel an Nahrung. Der Verstorbene hatte keine Bettwäsche. Vier Monate lang hatte er nichts als Brot zu essen. Es war keine Spur von Fett an seinem Körper. Er hatte keine Krankheit, und wenn er ärztliche Hilfe gehabt hätte, würde er die Entkräftung und Ohnmacht überwunden haben. Nachdem der Kronrichter seine Bemerkungen über die schmerzliche Art des Vorfalles gemacht, gaben die Geschworenen folgenden Spruch ab: „Der Todte starb an Erschöpfung aus Mangel an Nahrung und an den gewöhnlichsten Nothwendigkeiten des Lebens; auch aus Mangel an ärztlicher Hilfe.“

„Warum wollte der Verstorbene nicht in das Armenhaus gehen?“ fragen Sie. Ja, die Armen scheinen ein Vorurtheil gegen das Armen-

haus zu hegen, das die Reichen nicht theilen, denn jeder, der eine Pension von der Regierung annimmt, geht, sozusagen, in das Armenhaus großen Stils; nur schließen die Armen- oder Arbeitshäuser der Reichen nicht das Wort Arbeit ein und sollten eher Spielhäuser genannt werden. Aber die Armen mögen gern unabhängig sterben, wie es scheint; wenn wir ihnen die Spitalhäuser angenehmer und netter machten oder ihnen ihre Pensionen zu Hause gäben und sie zu Anfang ein wenig freier mit dem öffentlichen Gelde schalten und walten ließen, dann würden sie sich vielleicht mit den Verhältnissen aussöhnen. Inzwischen bleiben die Thatsachen bestehen: wir machen ihnen unsere Unterstützung entweder so kränkend oder so peinlich, dass sie lieber sterben, ehe sie sie aus unsern Händen annehmen; oder wir lassen sie, als dritte Alternative, so unwissend und thöricht bleiben, dass sie wie unvernünftige, stumpfsinnige Geschöpfe umkommen, ohne zu wissen, was sie thun, oder um was sie bitten sollen. Ich sage, sie verachten das Mitleid; wenn das nicht der Fall wäre, müsste ein solcher Zeitungsartikel in einem christlichen Lande ebenso unmöglich sein, wie der überlegte Meuchelmord auf seinen öffentlichen Straßen nicht gestattet ist.

„Christlich“, sagte ich? Ach! wenn wir nur in gesunder Weise unchristlich wären, dann würde es unmöglich sein; es ist gerade unser eingebildetes Christenthum, das uns hilft, diese Verbrechen zu begehen, denn wir rühmen uns unseres Glaubens und schweigen darin um der äußerlichen Gefühle willen; wir machen ihn uns zurecht wie alle übrigen erdichteten Sachen. Das dramatische Christenthum mit Orgel und Kirchenschiff, Frühgottesdienst und Zwielichterweckung — das Christenthum, das wir uns nicht scheuen, nachäffend in unsern Theaterstücken, die sich um den Teufel drehen, anzubringen, — in unsern Satanella's, Robert's, Faust's; wo Kirchenlieder durch vergitterte Fenster als Hintergrundeffect gesungen werden und das Wort „Dio“ in nachgeäfften Gebeten auf die zahlreichste Weise künstlerisch moduliert wird; (während wir am nächsten Tage Tractätchen vertheilen zum Wohle ungebildeter, fluchender Leute, die sich unserer Ansicht nach an dem dritten Gebot versündigen; dieses gasbeleuchtete und gasbegeisterte Christenthum macht uns stolz und läßt uns den Saum unseres Kleides zurückziehen vor der Berührung mit den Ketzern, die es bestreiten. Aber auch nur den kleinsten Beweis einfacher christlicher Rechtschaffenheit durch Wort oder That zu geben, jede Lebensregel zu einem christlichen Gebot zu machen und eine nationale That oder Hoffnung darauf zu gründen — wir wissen nur zu gut, wieviel unser Glaube dabei nützt! Man könnte eher einen Blitz aus Weihrauchwolken erwarten als wahre Thatkraft oder Hingebung aus unserer modernen Religion.

Von der Ausstattung des Kirchen-Cultus.

Gieße deinen Wein in meinen Becher!

Die katholische Kirche hat sich mit der Kunst vermählt. Puritaner halten diese Ehe für eine Mesalliance, ich für eine glückliche Convenienzheirat. Denn echte Liebe ist es vielleicht doch nicht allemal, wenn christliche Kirchen sich allzu intim mit den schönen Künsten einlassen, obschon nach meiner Meinung das Christenthum die Schönheit der Welt und die Freude an ihr nicht ausschließt. Bei der engen Vertrautheit der Religion mit der Kunst besteht nur die Gefahr, dass die Form den Geist erstickt, weil eben die Form auf den sinnlichen Menschen eine größere Gewalt zu üben vermag, als der Geist. Insofern die Kunst sich als Dienerin der Religion unterordnet, kann es dieser bei ihrem Werben um die Menschheit nur von Vortheil sein, eine so berückende und bestrickende Lockerin zu haben.

Die schönen Künste, mit denen die katholische Kirche sich verband, haben ihr mehr Bekenner zugeführt, als alle Missionäre des herben Kreuzes zusammen. Nicht davon will ich sprechen, was die Kirche für die Kunst gethan hat in den Städten und Klöstern, in den Domen und Münstern. Nur daran erinnere ich, was sie als Kunstbringerin und -Pflegerin für das Landvolk, das Bauernthum bedeutet. Was hätte dieses Volk von der Kunst, was wüsste es von ihr, wenn die Dorfkirche nicht wäre? Nichts und gar nichts. In der Dorfkirche treten ihm alle Künste nahe. Die Architektur im Kirchenbau, die Bildhauerei und Malerei in den Statuen und Gemälden, die Musik in der Orgel, in der Chorkapelle, die dramatische Kunst in den kirchlichen Aufzügen und die Dichtung endlich in der Unzahl von Mythen, Legenden und Gesängen, womit der kirchliche Cultus so überreich umsponnen ist. Da darf man sich nicht wundern, dass die Leute, besonders unsere kunstsinnigen Älpler, ihre Dorfkirche lieben und in ihr eine Versinnbildlichung des Himmels sehen! Die Kirche mit ihrer Schönheit will der Gemeinde einen Vorgeschmack des Himmels geben, ein Bereich, in das die Seele aus des Tages Prosa und Herbheit bisweilen fliehen kann, einen friedsamen, leuchtenden, klingenden und befreienden Gegensatz zu den Beschwerden des Lebens. Seiner dumpfigen Wohnung, seinem beschwerlichen Acker, seinem unsauberen Viehstall kann der Landmann manchmal entfliehen — die Kirche ist offen zu allen Tagesstunden — und mit ein paar Schritten steht er in einem hohen, hellen Raum vor goldglänzenden Altären, vor bunten

Heiligengestalten und fröhlichen Engeln, bei silbernen Leuchtern und seidenen Fahnen, in weihrauchdurchdufteter Kühle, in der Ruhe der Seligen, in einer anderen Welt, in der er ebenso gut daheim ist, als in seinen rußigen vier Wänden.

Der Mensch hat nicht allein einen sinnlichen Leib, er hat auch eine sinnliche Seele. Und die römische Kirche nennt sich die Beherrscherin der Seelen. Sie wäre es nicht in dem Maße ohne Hilfe der Kunst. Ich verstehe nicht, weshalb unsere norddeutschen Brüder, die Protestanten, auf kirchliche Kunst so wenig Gewicht legen; ist sie doch das beste Mittel, wodurch der Geist auf uns wirken kann. Mit dem Geiste allein wissen sogar die Protestanten nichts anzufangen, sie bedürfen Sinnbilder, sie brauchen das Wasser zur Taufe, das Brot, den Kelch zum Abendmahl; sie haben Glocken, die Gemeinde zu mahnen, zu rufen, sie brauchen die Orgel, den Gesang, das Licht am Altar, um die Seelen in Schwung, Stimmung und Erhebung zu versetzen. Und die Kirche mit den Glasmalereien, mit dem schlanken Thurm, mit dem Kreuze darauf! Das ist ja noch wenig, allein wenn sie Gott nur „im Geiste und in der Wahrheit" dienen wollen, so ist selbst das schon zu viel![1])

Da die Inconsequenz schon einmal vorhanden ist, warum dieselbe nicht noch ein bisschen weiter treiben, bis dahin, wo die Kunst in Kirche und Cultus sich freier entfalten kann. Ist ja doch alles darüber einig, dass die Kunst den Menschen veredle. Nun, dann ist sie doch wohl gut genug, um der Religion zu dienen, ich sage, ihr zu dienen, nicht über sie zu herrschen.

Und ich bin überzeugt, die Protestanten würden vielfach ihre Gotteshäuser ausstatten mit den schönen Künsten, wenn das nicht „katholisch" wäre. Sie haben recht viel an und für sich Gutes verworfen nicht aus Überzeugung, nicht aus Nöthigung durch die Heilige Schrift, sondern lediglich deshalb, weil es „katholisch" ist. Die Protestanten denken bei allem, was sie thun und lassen, viel zu viel an die katholische Kirche, manchmal dünkt es mich, Opposition gegen den Katholicismus sei die Haupttriebfeder ihres Kirchenthums. Ich mag mich im Ganzen irren, in einzelnen Fällen aber ist es doch so. Nach meiner Meinung ist die Zeit, die Protestanten bedurfte, vorüber. Soweit man protestieren konnte, ist protestiert worden, und der Evangelismus hat seinen Platz und seinen Rang in der Geschichte behauptet. Heute ist er eine anerkannte christliche Kirche, die ihren Gehalt, ihre Macht und Größe in sich selbst hat, die nicht nach links und rechts zu lugen braucht, was andere thun, um zu wissen, was man lassen müsse.

[1]) Mit dem Schlusse des vorhergehenden Aufsatzes hat Ruskin ja völlig recht. Aber vorausgesetzt den wirklich christlichen Sinn, kann man wohl auch der Form das Wort reden. Mangelt der rechte Sinn, dann ist ja so alles nichts.

Die evangelische Kirche gehört, wie man überall sehen kann, zu jenen Kirchen, die einen öffentlichen Formen-Cultus haben und seiner nicht entbehren können. Äußerlich ist ein evangelisches Gotteshaus von einem katholischen kaum mehr zu unterscheiden, außer dass sein Thurmkreuz einfach, anstatt zweifach ist. Im Innern thun sich viele evangelische Kirchen auf eine gewisse Kahlheit und Nüchternheit etwas zugute. Das hat gewiss auch seine Berechtigung, ist aber einseitig. Der Gottesdienst besteht nicht allein darin, dass man das Wort höre, sondern auch, dass man zu Gott bete, dass man zu der Seele Erhebung und zu Gottes Ehre ein feierliches Opfer bringe, dass man, vom Irdischen befreit, in die Ewigkeit untertauche. Der Mensch ist nicht nur ein Vernunftwesen, bloß für eine correcte Ausführung seines weltlichen Berufes geschaffen, er hat auch eine mystische Anlage, eine Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen, einen unstillbaren Drang nach Vereinigung mit der unbegreiflichen Gottheit. Darum wird sein Gottesdienst so gerne zum Mysterium, aus dem für unser Herz ein Glücksgefühl hervorgehen kann, das der nüchternen Vernunft fremd ist.

Diesem menschlichen Bedürfnisse, dem jeglicher religiöse Cultus mehr oder minder Rechnung tragen muss, kommt die katholische Kirche entgegen in ihren Sacramenten, in ihrem Messopfer. Und da die evangelische Kirche eben auch ihren sinnfälligen Cultus hat, so sehe ich nicht recht ein, weshalb sie denselben nicht noch wirksamer sollte gestalten dürfen. Ich würde in der evangelischen Kirche vor dem Altartische unbedenklich die Ampel mit dem „Ewigen Lichte“ stiften — zum Sinnbilde, dass von der Bibel Feuer, Wärme und Licht ausgeht. Ich würde bei den Weiheliedern ohneweiters die Wölklein des Weihrauches aufsteigen lassen — dieses uralte Zeichen der Huldigung und Andacht. Ich würde in der Kirche freimüthig eine Fahne aufstellen zum Symbole des siegreichen Christenthums. Ich würde dem Bildnisse der Jungfrau Maria in der Kirche nicht minder eine würdige Stätte anweisen, als andere biblische Bilder sie einnehmen. Ich würde dieses Sinnbild der Reinheit und der Gotterwählung mit Blumen schmücken, die holde Fraulichkeit mit Gesängen ehren, ohne damit eine Ketzerei zu begehen. Denn alles das, und etwa noch anderes, wäre doch nur ein Weihekranz um den einen Mittelpunkt — der einigen Gottheit.

Es ist nicht denkbar, dass in der ganzen christlichen Welt der Gottesdienst in der gleichen Form gehalten werden könnte. Die Völker, ihre Auffassungen und ihre Neigungen sind zu verschieden. Aus den kunstliebenden, leicht begeisterten Völkerschaften wird sich ein anderer Cultus entwickeln, als aus denen, die kühler und nüchterner Art sind. Wenn nun die evangelische Kirche im Süden der deutschen Erde Fuß fassen will, so muss sie sich — unbeschadet der christlichen Einheit natürlich —

äußerlich den Leuten anpassen, in vielen Dingen katholische Gepflogenheiten anerkennen, dieselben aber evangelisch vergeistigen. Sie soll das Himmelsbrot in einer goldenen Schale bieten, nicht dem Golde zulieb, vielmehr dem Brote zu Ehren. Sie soll frohgemuth die edle Kunst zur Dienerin der Religion machen. Die evangelische Kirche braucht deshalb nicht zu fürchten, der katholischen in eine allzugefährliche Nähe zu kommen. Dafür sind die Hauptprincipien der beiden Confessionen viel zu verschieden. Verschieden besonders im politischen Aufbaue, in der äußeren Begründung, während mir in dem, was in beiden geistig ist, eine Annäherung, eine Verständigung nicht unmöglich erscheint. Um die politische Einrichtung der Kirche kümmert das Volk sich weniger, als um den Cultus, darum ist dieser so wichtig, darum haben es große Volkslehrer zu jeder Zeit eingesehen, dass der Weg zum Geiste durch die Sinne führt. Der Durst nach dem Geiste ist nicht groß. Viele trinken nur, wenn ihnen das Gefäß gefällt. — Gieße deinen Wein in meinen Becher! R.

Was mir als Knaben begegnet ist im Park von Miramar.

Von **Prof. Dr. Vidmar.**

Alle Leute und selbstverständlich auch alle Bücher, die des Volkes Sprache reden und von ihrem Sinnen und Dichten uns Kunde geben, sie kennen keine anderen als nur böse Schwiegermütter, sowie andererseits keine anderen als nur gute Onkel. Da ich erstere leider nie besessen, genossen und kennen gelernt, habe ich aus eigener Erfahrung über dieselben auch nicht ein Wörtchen mitzureden; wohl aber bin ich in der Lage, den Volksglauben, betreffend die guten Onkel, als vollkommen richtig zu bestätigen, insoferne ich mich eben selbst eines solchen zu erfreuen hatte, dessen edlem, gutem Herzen ich alles, was aus mir geworden ist, zu verdanken habe.

Ich bin armer Eltern Kind, aufgewachsen in den Bergen, in Gottes freier Natur. Wenn ich jetzt alljährlich zur Ferienzeit auf einige Tage oder Wochen heimkomme nach dem stillen Dorfe und dem schmucken Hause, wo einstens meine Wiege stand, und begegnet mir da so eine Schaar blökender Schafe und meckender Ziegen, gelenkt von einem barfüßigen Jungen, der mich dabei wie ein halbes Weltwunder anstarrt, dann hab' ich jedesmal einen Repräsentanten jenes Standes oder Berufes vor mir, der auch mein Antheil geworden wäre, wenn nicht der gute Onkel Protzer es gewesen wäre, der als ein kleiner Beamter der k. k. Seebehörde in Triest die Schwester meines Vaters geheiratet und im Jahre des Heiles 1856, da er zum erstenmal auf Besuch der Ver-

wandten und der Heimat seiner jungen Frau nach dem schönen Pöllanderthal gekommen war, mich kaum ersehend, auch sofort schon liebgewonnen hätte, was schließlich zur Folge hatte, dass er mich an Kindesstatt zu sich nach Triest, und später, zum Handels-Ministerium versetzt, nach Wien mitnahm und studieren ließ.

Kein Zweifel, der Onkel muß bei seiner Erziehungsweise, die er mir hatte angedeihen lassen, von dem richtigen Gedanken geleitet gewesen sein, dass man ein Kind aus den Bergen nicht ganz ins Zimmer sperren dürfe, dass man ihm vielmehr Muße und Gelegenheit bieten müsse, in Wald und Flur sich auszutollen und lustig umherzutummeln. Darum gieng er an jedem Sonn- und Feiertag oder sonst an schulfreien Tagen mit mir nach dem boschetto, dem bekannten Stadtwäldchen von Triest, wenn wir nicht vielleicht Gäste waren auf einer Villa eines ihm befreundeten Gutsbesitzers, wo ich mir die süßen Trauben und Feigen und die sonstigen Früchte des ausgedehnten Gartens, der sich ein wenig unterhalb der Höhe von Občina fast in der ganzen Breite des Thalkessels dahinzog, nach aller Herzenslust pflücken und zu Gemüthe führen durfte.

Onkel und Tante hielten strenge an der Regel fest: „Früh mit den Hühnern zu Bette und auf mit dem Hahn um die Wette.“ Sobald die wärmere Jahreszeit gekommen, ward ich oft schon um vier Uhr morgens aufgetrommelt, und hinaus gieng's nach St. Andrä, wo jetzt nächst dem Staatsbahnhofe das Volks-Freibad errichtet steht. Damals war das Ufer dort noch häuserfrei, und dort nahmen wir täglich unser erquickendes Morgenbad. Ja, Morgenbad; denn an einem solchen fehlte es mir auch nach der Schule an Nachmittagen nicht. Es dauerte nämlich gar nicht lange, so war ich mit den im Hafen vor Anker liegenden großen und kleinen Seglern und Dampfern bekannt, deren Bemannung mich gerne an Bord ließ und ebenso gerne mir's gestattete, dass ich, Bücher und Kleider ablegend, mich dann kopfüber in die Fluten stürzte, um nach also genommenem Bade die Strickleiter hinanzuklettern und nun erst heim zur Jause zu — hüpfen; denn ein Junge aus dem Pöllanderthal, von wo aus man in circa fünf Stunden in Idria ist, hat viel zu viel Quecksilber-Natur in sich, um ruhig seines Weges dahin zu gehen.

War das ein lustig, freies, heiteres Sein und Leben! Einmal freilich, da war mir arger Schreck in die Glieder gefahren. Es war ein englischer Schraubendampfer, von dem aus ich in gewohnter Weise wieder einmal mein Freibad aufgesucht hatte, ganz in der Nähe des ponte rosso, jener rothen Brücke über den Canal, der sich in die Stadt hinein bis knapp vor die kuppelbedeckte Kirche S. Antonio vecchio hineinzieht. Da just so ein Schmutzfink von einem griechischen Lastschiff, das seine angurie, seine Wassermelonen schon an den Mann gebracht hatte, aus dem Canal hinaus in den Hafen und absegeln wollte, musste

die Brücke geöffnet, der englische Dampfer aber, der quer vor der Canalmündung gelegen war, gewendet werden, damit der Grieche Platz bekam und in die See stechen konnte. Noch jetzt klingt mir das Lachen der schelmischen, hinterhältigen Matrosen in den Ohren, die, mir diesen Umstand verhehlend, sich göttlich vergnügten an dem Gequitsche und Gejammer, das ich in der Meinung, das Schiff gehe mir mitsammt meinen Kleidern und Büchern nach England durch, in meiner Herzensangst drunten im Wasser ausgestoßen habe. —

O nein, die Klagen ob der heutigen Überbürdung der studierenden Jugend sind keineswegs immer übertrieben oder unbegründet! Die Broschüre: „Arbeiterschutz! Warum kein Schülerschutz?“ [1]) hat leider ihre Berechtigung. Da müssen die Jungens vormittags drei bis vier, nachmittags zwei oder drei Stunden in der Schulstube hocken; zu einem Spiel und einer Erholung oder gar zu einem für die Gesundheit so überaus nothwendigen Tummeln im Freien kommen sie bei bestem Willen nicht mehr. Ich nehme an, der kleine studiosus kommt, wenn er überhaupt in loco, wo die Anstalt ist, die er besucht, wohnt, um $^1/_4$ oder $^1/_2$12 Uhr heim und dass er, bis man sich zu Tische setzt, dem Mutterherzen allen Schabernack, den er oder, wie gewöhnlich, nur die — anderen, seine Mitschüler, heute in der Schule aufgeführt, und alle Ängsten vor dem Aufgerufen- und Geprüftwerden und all die übrigen Schulerlebnisse mit ihren Leiden und Freuden fertig erzählt hat, und dass bis $^1/_2$1 Uhr auch schon das Mittagessen vorüber ist, so muss der junge Mann wenigstens jetzt sofort — trotz des alten Spruches: plenus venter non studet libenter, was bekanntlich besagen will, dass Studium und eben gesättigter Magen miteinander sich nur übel vertragen — zum Buch sich setzen; denn nachmittags steht im Stundenplan: 2 — 3 Latein, 3 — 4 Geschichte! Vorlernen konnte er ja nicht, da er ja kaum das Pensum des Vormittags: Latein, Mathematik und — Religion, oder wie sonst im Lehrplan die Gegenstände vorgeschrieben waren, zu bewältigen imstande war. Nachmittag aber nach der Schule und der Jause, wenn er eine solche — je nach dem elterlichen Vermögensstande — überhaupt bekommt, muss er sofort wieder sich hinsetzen, um die drei Gegenstände des nächsten Vormittags wieder seinem gemarterten Hirnkasten sich einzuprägen. Und so geht es fort, einen Tag wie den andern; die beiden Halbtage am Mittwoch und Samstage, wie die Sonn- und Feiertage stehen ja nur am Papiere, weil an ihnen die nichtobligaten Gegenstände: Zeichnen, Turnen, Gesang &c. gelehrt und gelernt werden und die leidigen Hausarbeiten zu erledigen sind. Und ist das Wissen unserer heutigen Zeitgenossen etwa umfangreicher, tiefer und solider, als dasjenige war und ist, das uns

[1]) Dieser Weckruf an Eltern und Erzieher, von Pater Familias, einem Anonymus, geschrieben, ist bei W. Frick, Hofbuchhandlung in Wien, im Vorjahre (1900) erschienen.

seinerzeit bei einem bloß vormittägigen Unterricht und vielfach schulfreien Donnerstag beigebracht wurde? Ich möchte es auf eine Probe nicht ankommen lassen! Auch scheint es, als ob auf jener Culturstufe, welche das heutige Jugendbildungswesen erreicht zu haben wähnt, die Gesetze der Natur ihre Berechtigung verlören. Naturen von wenig physischer Widerstandsfähigkeit brechen früher oder später unfehlbar unter der erdrückenden Last und Aufgabe des heutigen Schulwesens zusammen.

Umso freundlicher ist der Rückblick in die eigene goldene Jugendzeit, die mir nur dadurch in etwas vergällt war, als ich nach dem Willen der guten Tante niemals gänzlich müßig sein durfte und von ihr zu dem Behufe sonderbarerweise auch zu — weiblichen Handarbeiten, zum Stricken und Sticken u. dgl. angehalten wurde! Doch bleiben wir bei der Sache!

Als ich mit dem Herbst 1861 in die Lateinschule eingetreten war, zumal als ich im Jahre darauf in der zweiten Classe die ersten botanischen Studien zu machen hatte, war das häufige Ziel meiner Sonntagsausflüge das märchenhafte, zauberisch schön gelegene Schloss Miramar geworden. So artig und wohlgesittet war ich schon, dass ich nie ein Blättchen oder Blümchen eigenmächtig abgerissen hatte. Dafür stand ich mit den Gärtnersleuten auf gutem Fuße, befragte sie und erhielt Belehrung und Auskunft über jedes Gewächs, über jede Blume, jeden Strauch und Baum des wundervollen Gartens, den sie zu hegen und zu pflegen hatten. Meine Mitschüler und selbst Professor Raab, der uns nebst Latein auch Naturgeschichte tradierte, wussten sich's nicht zu erklären, woher ich mein erstaunliches botanisches Wissen haben möchte. Ich aber wahrte mein Geheimnis und gieng, wofern das Wetter nicht allzu hinderlich war, immer wieder hinaus nach Miramar und seinem Zaubergarten.

So war es auch am Sonntag in der ersten Maienwoche 1863. Nachdem ich bei einem Besuche der Gewächshäuser meine Kenntnisse in der Pflanzenkunde wieder um ein Bedeutendes bereichert hatte, setzte ich mich auf eine der Bänke in den nach Norden hin gelegenen schattigen Laubgängen und nahm die mitgenommene Latein-Grammatik zur Hand, um für den nächsten Tag die entsprechende Lection zu memorieren und mir eigen zu machen. Ich saß in der Ecke, am Ende der Bank. Als ich mit dem Studium schon bald zu Ende war und bereits an das Heimgehen dachte, gesellte sich, durch den Laubgang langsam daherschreitend, ein Herr mir zu, der auf der Bank platznahm und mit mir zu discurieren anfieng.

„Kleiner! Was ist dein stilles Thun dahier? Hast gewisslich einen Robinson zum Lesen, der dich so interessiert, dass du gar nicht aufhören magst.“

„Nein, Herr! Ich habe meine Aufgabe für morgen gelernt.“

„Nun, das lobe ich mir. Darf man auch wissen, was du da eben so eifrig gelernt hast? Zeig' mir einmal dein Buch!

Potz tausend! Bist ja noch recht ein kleiner Knirps und lernst schon Latein! Nicht wahr, das Meer heißt in der Sprache der alten Römer: mare?"

„Das schon; die Dichter aber übersetzten dieses Wort auch öfters mit pelagus, das sie abwechselnd mit mare gebrauchen, wie wir im Deutschen statt ‚das Meer' lieber ‚die See' schreiben und sagen", setzte ich erklärend bei, mit meinem Wissen keineswegs bescheiden hinterm Berge haltend.

„Pelagus — richtig! Nach welcher Declination geht dieses Wort und welches Geschlecht hat es? Weiß er das auch?"

„Pelagus, mein Herr, geht nach der zweiten Declination und ist sächlichen Geschlechtes, weil es eine Ausnahme ist; denn regelmäßig wäre es männlich, wie es die Reimregel bestimmt, wenn sie sagt:

Er, ir, ur, us sind mascula,
Um steht allein als neutrum da.

Die Ausnahmen aber gibt uns folgender Gedächtnisvers an:

Die Städt' und Bäume auf ein us
Man weiblich nur gebrauchen muss;
Von anderen Wörtern merke man
Sich alvus neben humus an.
Doch sächlichen Geschlechts auf us
Sind vulgus, virus, pelagus."

„In welcher Classe bist du denn, dass du schon so viel weißt? Und wie heißt du?" fragte mich der Herr, während er dabei aus der Brusttasche seines Rockes ein Notizbuch hervorzog, gerade so eines, wie ich es mir schon längst zum Christkind gewünscht hatte. „Geh! schreib' mir gleich selbst deinen Namen auf dieses Blatt da her. Möcht' doch auch sehen, wie du schreiben kannst! Auch sag' mir, wer und was deine Eltern sind."

War mir nichts so erwünscht, als solche Fragen zu beantworten. Natürlich erzählte ich dabei fast mehr als von Vater und Mutter von meinem lieben, guten Onkel Protzer. Als ich so treuherzig plaudernd zu berichten wusste, wie der mich zu sich genommen, meinen Eltern Grund und Boden gekauft, das Haus und den Stall gebaut und ihnen auch zwei schöne Kühe hineingestellt habe, da sah ich ganz deutlich ein Feuchtes in seinem Aug' erglänzen.

„Bist du nicht vor einer Stunde drüben im Glashaus bei dem Gärtner gestanden?"

„Ja; ich gehe immer, wenn ich heraus nach Miramar komme, zum Gärtner, weil er mir alle Pflanzen und Blumen erklärt. Mir ist auch in der Schule die Botanik das Liebste."

„Dann bist du mir besonders lieb; denn auch ich habe nichts so gerne als die botanischen Studien. Sieh' mal her! Unter was für einem Baume sitzen wir da?"

„Unter einer Tanne."

„Richtig! Und du wirst mir wohl auch den Unterschied zwischen einer Fichte und Föhre und einer Tanne angeben können — nicht wahr? Hast du aber auch schon gehört, warum wohl diese letztere zum Christbaum taugt?

Nicht! Dann höre und merke dir auch die Geschichte, die ich dir noch schnell erzählen will!

Die Gottesmutter sang einst, als sie mit dem Jesuskind noch im Stall zu Betlehem weilte, dasselbe in Schlummer. Tiefe Stille herrschte vor dem Stalle. Die Vöglein setzten sich zur Ruhe und die Schäflein legten sich nieder; selbst die Engelein, welche über dem Stalle schwebten, nahmen an der Stille Antheil, denn sie rauschten nicht mit ihren Flügeln. Der Jesuknabe entschlummerte süß und seine heilige Mutter deckte ihn mit ihrem Schleier zu.

Plötzlich entstand ein Brausen und Rauschen in der Luft und um den Stall klang es wie Heulen und Hohngeschrei, das aus den nahen Bäumen kam. O erbarmt euch! rief die Gottesmutter den lärmenden Bäumen zu, erbarmt euch des schlummernden Kindes, gönnet ihm Ruhe; es wird euch segnen dafür! Aber die Bitten Marias waren umsonst, die Bäume schüttelten ihre Wipfel und tobten erbarmungslos weiter. Doch siehe da! Ein Baum theilte nicht den Lärm seiner Genossen: es war die — Tanne. Sie breitete ihre Äste schützend über den Stall und wehrte dem Lärm das Eindringen in denselben, so dass die Ruhe des göttlichen Kindes nicht gestört wurde.

Dankend schaute die Gottesmutter zu der schlanken Tanne auf und sprach: Ewiges Grün soll dich von nun an schmücken und ewig sanftes Säuseln soll durch deine Wipfel ziehen. Mit deinem Odem sollst du die kranke Brust erquicken und der müde Wanderer soll deinen Schatten als Ruheplätzchen sich auswählen,

Du sollst der Kinder Lieblingsbaum,
Du sollst bei Tag ihr freudig Denken,
Sollst sein bei Nacht ihr schönster Traum;
Denn an dem heiligen Weihnachtsabend
Soll allen Kindern hochentzückt
Mein liebes Christuskind bescheren
Ein Tannenbäumchen lichtgeschmückt!"

So jener Mann im Garten von Miramar. —

Noch jetzt mache ich mir meine Gedanken ob der Eigenart meiner Erziehung, die mehr in der Hand der Tante als in der des Onkels gelegen war. Auf einer Seite so viel Freiheit, dass ich zumeist ganz allein hinaus nach Miramare gehen durfte und so halbe Tage lang

ohne jede Aufsicht mir allein überlassen war, andererseits so große Nüchternheit, dass ich, ehe man mir wie anderen Kindern ein Märchenbuch in die Hand gegeben hätte, als Heilmittel gegen jeden Müßiggang, wie schon vorhin bemerkt, ungeschickterweise lieber zu Arbeiten herangezogen wurde, die wohl mehr einem Mädchen als einem Knaben geziemen. Solch ein Ding, ein Märchen, war mir bis zu jenem Sonntag noch gänzlich unbekannt. Da freilich begreift sich die weihevolle Stimmung und der geradezu verklärte Blick, wenn ich immer wieder auf jenen Tannenbaum vor dem Stall in Betlehem zu sprechen kam und dabei um tausend Dinge zu fragen hatte, auf die man mir noch bis heute die Antwort schuldet.

„Hab' ich nicht recht?", sagte die nicht allzu poetisch veranlagte, doch sonst gewiss gute Frau Tante, „dass die Märchen für die Kinder nichts taugen, ja ihnen vielmehr noch schaden. Das sieht man ja bei uns, wo der Bub jetzt ganz närrisch ist und man sich rein fürchten muss, dass er uns nicht gar noch umschnappt."

Wahr ist's schon: es hat nimmer viel gefehlt, ich wäre wirklich bald umgeschnappt, aber nicht des Märchens, sondern dessentwegen, wie ich mit dem Herrn, der es mir erzählt gehabt, einige Tage darnach etwas besser bekannt geworden war.

Niemand hatte mich gefragt, wer denn jener Märchenerzähler eigentlich war, nicht einmal, wie er ausgesehen, ob jung oder alt und was der Fragen leicht mehr gewesen wäre. Doch sollt' ich's bald erfahren, in derselben Woche noch.

Diese hatte wie ihren Sonntag, mit dem sie angefangen, so auch ihren Samstag mit s e i n e m Zaubermärchen. In der Schulstube war es just so still, als wie damals zu Bethlehem, wo nicht einmal die Engelein mit ihren Flügeln rauschten. Da aber klopft es an der Thür und bittet der Schuldiener den docierenden Herrn Professor auf einige Augenblicke hinaus auf den Corridor; es wünsche ihn jemand zu sprechen. Es war der Diener des damaligen Polizeirathes und hatte für jemand eine Vorladung überbracht. Nach beendetem Unterricht aber wurde ich in ganz unauffälliger Weise zum Katheder hinausgerufen; dort erhielt ich ein Blatt Papier, die eben erwähnte Vorladung, in die Hand, mit der ich zur Polizeidirection gehen und dort etwas abholen sollte. Zu meinen Leuten heim aber schickte der Herr Professor zur Vorsicht einen der Mitschüler, durch den er ihnen sagen ließ, ich käme heute etwas später nach Hause, da ich für ihn einen Gang zu besorgen hätte.

Für ihn? — Nein, es war für mich selbst; nur durfte ich nicht vorzeitig um die Freude der Überraschung gebracht werden.

Zu schildern vermag ich sie ohnehin nicht, als mir in einer der vielen Kanzleien des Polizeigebäudes ein freundlicher alter Herr mit

schneeweißem Bart und Haar nach einigen Fragen, die ich ihm beantworten musste: Wie heißt du, Kleiner? Gehst du ins Gymnasium? In welcher Classe bist du? Hast du in Miramar einem Herrn pelagus und mare erklärt? schließlich die Eröffnung machte: Nun, dieser Herr, den du nicht erkannt zu haben scheinst, ist der Besitzer von Miramar, und hat er dir für deinen Christbaum das da, was in dem Couverte liegt, durch meine Kanzlei überschickt. Unterschreibe dich auf diesem Bogen und bestätige so den richtigen Erhalt von 20 fl. Auch läßt jener Herr dir sagen, dass du auch fortab fleißig und brav bleiben sollst, damit du deinen Eltern und besonders auch deinem lieben Onkel viel Ehr' und Freude machest."

Du mein Gott! Damals habe ich freilich nur auf den schnöden Mammon, auf mein erstes Geld, auf meine zwanzig Gulden geschaut und gedacht und rein gar nicht auf deren Übersender, selbst auf sein schönes Märchen nimmer. Das ist heute wohl anders und will mir schier jeden 19. Juni mein Herz von neuem bluten, wenn ich gedenke, wie an solchem Tage im Jahre 1867 in aller Morgenfrühe der Besitzer von Miramare als Kaiser Max von Mexico, verkauft und verrathen von seinem Oberst Miguel Lopez, in Queretaro erschossen wurde, auf einem weitumschauenden Hügel, dem Cerro de las Campanas, als sich die strahlende Sonne der Tropen über die Berge erhob. Es wurde ihm, dem großen Freunde der Natur, wenngleich anders, als er gemeint hatte, erfüllt, was er vor Jahren auf dem Altan seines unvergleichlich schönen, von der Adria umspülten Schlosses stehend, als seinen Wunsch geäußert hatte:

„Ich möchte nicht im Thal verderben,
Den letzten Blick gehemmt durch Zwang;
Auf einem Berge möcht' ich sterben,
Im gold'nen Sonnenuntergang!"

Dieselbe Fregatte Novara, die den Kaiser nach Veracruz gebracht hatte, führte nach dem blutigen Drama von Mexico seine Leiche nach Triest zurück. Am 18. Jänner 1868 wurde sie dann in die Capuzinergruft zu Wien, wo, mit den Ahnen unseres Kaiserhauses eingesargt, die Weltgeschichte schläft, zur ewigen Ruhe beigesetzt und bestattet.

Wie aber im Wechsel der Zeiten so manches auf dieser Welt sich ändert, so auch erhält jetzt, wie die Blätter des Langen und Breiten unlängst zu erzählen wussten, in Wien eines erlauchten Erzherzogs Sohn von einem Schottner den naturhistorischen Unterricht, während dem Schreiber dieses, der auch ein Schottner ist, vor Jahren solchen Unterricht ein — Erzherzog gegeben hatte, der unglückliche Kaiser von Mexiko, in seinem Park von Miramar, im Schatten einer breitästigen Tanne, dem Lieblingsbaum der Kinder — groß und klein.

„Strizzi."

Ein Bildchen aus dem Wiener Leben von **Vincenz Chiavacci.**[1])

Meine Frau ist an ihrem Geburtstag immer glücklich. Sie hat eine frohgestimmte Gemüthsart. Sie kann nicht enttäuscht werden; denn jede, auch die geringfügigste, ja die denkbar unpassendste Gabe macht ihr aufrichtige, ungeheuchelte Freude. Sie freut sich auf die Freude und darum kann sie der Gegenstand an ihrem Rechte, sich zu freuen, nicht irre machen. Diesmal aber sollte sie ihren legitimen Grund haben, vor Freude außer sich zu sein.

Karl, der Bruder meiner Frau, kam gerade noch rechtzeitig, um unseren Frühstückstisch zu bewundern. Ein Frühstückstisch zum Rasend-werden — vor Vergnügen. Ein neues Damasttischtuch, ein großer Gugelhupf, ein „Gegangener" und dann die Blumen: von mir ein Strauß, von ihrer Freundin desgleichen und kleine Bouquets von den Dienstleuten. Dazu kamen noch die Geschenke, worunter eines in einem kleinen Etui. Da hatte Karl — darauf war er schon gefasst — lange zu schauen und zu bewundern. Er war aber, da er seine Schwester liebt, an dem Tage so milde gestimmt, dass er sich sogar ihren Wäscheschrank zeigen ließ und ihn laut bewunderte. Den Wäscheschrank muss nämlich jeder anschauen, der uns besucht; die Verwandten natürlich machen keine Ausnahme; die ihn jedesmal anschauen, wenn sie kommen. Sie hatte ihrem, sonst nicht so geduldig zuhörenden Bruder eben erklärt, aus wieviel Dutzend Servietten und Handtüchern, Lein- und Tischtüchern dieses Leinwandbergwerk zusammengesetzt ist, als sie einen sonderbar quietschenden Laut hörte, der aus nächster Nähe zu kommen schien. Meine Frau sah ihren Bruder Karl erstaunt an und dieser griff feierlich in die Tasche seines Überziehers und brachte ein junges Möpschen hervor, nicht größer als eine Faust.

Hierüber großes Entzücken! Meine Frau, die seit Wochen von nichts anderem gesprochen hatte, wunderte sich darüber, dass Karl ihre geheimsten Gedanken und Wünsche errathen hatte. Schwager Karl, vor dessen sportlichen Kenntnissen wir alle den größten Respect haben — ich halte ihn, nebenbei gesagt, auch für den Paganini des Tarokspiels — erklärte uns in längerer Rede, was für einen Fang wir mit dem Mops-

[1]) Aus „Wiener Bilder. Heiteres und Ernstes aus dem Wiener Volksleben von Vincenz Chiavacci." Leipzig. Philipp Reclam jun.

säugling gemacht hätten. Ich merkte mir davon nur soviel, dass unser Adoptivsohn einem der edelsten Mopsgeschlechter des Landes angehörte; seine edle Geburt verrathe sich schon dadurch, dass er das Schwänzlein nach der linken Seite aufwärts geringelt trage; diese aristokratischen Allüren und zwei schwarze Warzen auf der Schnauze wurden vom Schwager Karl besonders gepriesen. Ich muss gestehen, ich fühlte infolge dieser Enthüllungen eine gewisse Befangenheit im Umgang mit unserem neuen Hausgenossen und empfand wieder einmal recht bitter meine schlichte Geburt. Freilich wurde ich später durch die Thatsache ernüchtert, dass alle seine Vorfahren bis zu den Kreuzzügen diese adeligen Merkmale getragen haben, aber auch niemals zimmerrein gewesen sind. Schwager Karl, dessen Bicycle im Hofe ungeduldig wieherte, empfahl sich nun eilig und wurde mit unseren Dankversicherungen überschüttet, die auch nicht wärmer und herzlicher dem leibhaftigen Storch gegenüber hätten lauten können.

Wir sahen uns diese Handvoll Hund näher an. Es war ein lieber Kerl. Zwei große dumme Glotzaugen guckten hinter dem schwarzen Schnäuzchen hervor; die Stirne zeigte ein paar Denkerfalten und das Ganze, auf die Füße gestellt, wackelte so putzig herum und überpurzelte sich so ungeschickt, dass uns keine Ahnung aufdämmerte, dass sich dieses Kerlchen in der Nacht als ein trojanisches Pferd, vollgefüllt mit vielgestaltigen Tücken, entpuppen werde.

Als die Nacht herankam, bettete ihn meine Frau im Schlafzimmer so warm und weich als möglich in einem Korbe. Wir wünschten ihm gute Nacht und sagten ihm, er möge sich drei Nummern träumen lassen, und „Strizzi", so hatte ich ihn ahnungsvoll benamset, that wirklich so, als ob er schlafen wollte.

Wir waren kaum eingeschlafen, als uns ein schauerlich gespenstischer Ton weckte, der beiläufig klang, als ob jemand einer nachtwandelnden Ahnfrau auf die Hühneraugen getreten wäre. Gleich darauf hörten wir ein Knistern und Rauschen, dann fiel ein Korb um und etwas mit Holznägel Beschlagenes gieng unter den Betten spazieren; jetzt schien es meine Pantoffeln anzuhaben und schlürfte damit durchs Zimmer. Meine Frau verkroch sich unter die Bettdecke; ich aber zeigte dasselbe, was auch der Mameluck bei ähnlichen Gelegenheiten zu zeigen pflegt, sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und trat auf etwas Weiches, das sofort die Sterbearie aus Lucia von Jammernor zu singen anfieng.

„Siehst du, Strizzi", sagte ich in väterlichem Tone, „jetzt habe ich Dir wahrscheinlich ein paar Rippen eingetreten. Was hast du davon, wenn ich jetzt „Pardon" sage? Man geht eben nicht mitten in der Nacht in einer fremden Wohnung mit anderer Leute Pantoffeln spazieren."

Glücklicherweise schien „Strizzi" keinen Schaden genommen zu haben; denn als ich nach einiger Zeit mit dem großen „Weidling" aus der Küche

zurückkam, knusperte er ganz vergnüglich an meinen Pantoffeln herum und hatte ein für seine kleinen Zähne recht großes Loch hineingebissen.

„So, Strizzi", sagte ich, „aus diesem tiefen Weidling mit der glatten Wand kommst du mir nicht heraus." Ich legte ihn in den Weidling, deckte ihn mit der Peluchejacke meiner Frau zu und versuchte, weiterzuschlafen. Aber nach wenigen Minuten wurde es in dem Weidling lebendig; es kribbelte und krabbelte, als ob zwei Dutzend Solokrebse nach einem Ausweg suchten. Ich hörte genau, wie er es versuchte, mit Hilfe der Peluchejacke bis zum Rande emporzuklimmen, dann aber den Halt verlor und auf seinen Krallen wie auf Skischuhen über die glatte Fläche herunterrutschte; das erzeugte aber auf der Lasur einen Ton, von dem sogar eine Mumie von der vierten Dynastie den Veitstanz bekommen könnte.

„Ich hab' noch kein Auge geschlossen", jammerte meine Frau. „Ich bitte dich, was sollen wir denn mit dem Vieh anfangen?"

„Enden!" antwortete ich mit der finsteren Stoa der Verzweiflung. Noch nie hatte ich die Berechtigung des Wortes „Mordlust" so klar erkannt, wie in diesem Augenblicke. Aber ich versuchte das Letzte noch. Ich ging abermals in die Küche und schleppte das große blecherne „Häfen" herbei, in dem die Wäsche gesotten wird. Da hinein versenkte ich unseren „Strizzi", deckte das Häfen gut zu, so dass sein Geheul nur wie aus weiter Ferne tönte, und trug ihn in das Badezimmer.

So hatten wir für den Rest der Nacht Ruhe. Freilich erzählte uns am anderen Tage unsere Köchin, als sie vom Einkaufen zurückkam, eine schreckliche Geschichte. Die Hausleute hatten gegen Mitternacht das Wimmern eines Kindes gehört und eine mitleidige Nachbarin hatte den Hausmeister geweckt, der sofort die Canalräumer herbeirief, welche die ganze Nacht nach einem in verbrecherischer Absicht weggelegten Kinde forschten. Das Kind fand man nicht; dafür aber glaubte man die unnatürliche Mutter entdeckt zu haben und es hätte wenig gefehlt, so wäre meine brave Köchin als Kindesmörderin verhaftet worden.

„Strizzi" war am andern Tage der jovialste und liebenswürdigste Kerl; zutraulich und fidel. Er zeigte nur eine genialische Gleichgiltigkeit gegen die Beobachtung gewisser Anstandsregeln, die anderen Geschöpfen zur zweiten Natur geworden sind. Er ließ zwar der ersten freien Lauf, wollte aber von der zweiten nichts wissen. Da wir die fernere Erziehung vertrauensvoll in die Hände unserer bewährten Köchin gelegt hatten, so kamen uns bald Klagen über Klagen über die schlechten Sitten „Strizzis" zu Ohren. Während sein Gemüth immer mehr verwilderte, machte sein äußerer „Hund" sichtliche Fortschritte. Nach acht Tagen war er doppelt so groß, nach acht Wochen hatte er die Größe eines glattgeschorenen Merinoschafes erreicht. Onkel Louis verglich ihn mit einem Seifensieder-

Löwen und in der That hatte er eine frappante Ähnlichkeit mit diesem heraldischen Thiere, das gewöhnlich mit einem Bündel Kerzen in der Pranke abgebildet erscheint.

Die Köchin fand jeden Tag einen neuen Anlass zur Klage. Einmal hatte sie aus Schlagobers Schnee geschlagen und wurde auf einen Moment abberufen. Gleich darauf kam „Strizzi“ mit der Miene eines Geschöpfes, das gar keinen Wunsch mehr hat, ins Zimmer. Seine schwarze Schnauze war wie zum Rasieren eingeseift — er hatte das ganze Schlagobers ausgeleckt. Ein andermal hatte er eine künstlich geformte Rosette von Sardellenbutter so glatt geleckt, wie eine halbe Billardkugel. Unsere Köchin behauptete steif und fest, dass „Strizzi“ mondsüchtig sei und in mondhellen Nächten auf und abgehe und mit sich selbst spreche.

Die meisten Sorgen machte uns jedoch „Strizzi“, als er zu mutieren anfieng und bald darauf seine Männlichkeit mit aller Energie zum Ausdruck brachte. Das war eine schwere Zeit für diejenigen, die ihn auf seinen Promenaden zu begleiten hatten; denn „Strizzi“ gieng im Verkehr mit seinesgleichen oft weit über die Grenzen des guten Geschmacks. Der kleine possierliche „Strizzi“ war inzwischen ein Riese mit einem Stiergenick geworden, der seine Begleiter an der Leine zog, wohin er wollte. Manchmal riss auch die Leine und dann verschwand er mit der Geschwindigkeit eines Luftballons und ließ sich auch ebenso leicht zurückrufen, wie dieser.

Eines Tages kam er nicht mehr zurück; meine Frau und mein Hausgesinde weinten sich die Augen wund. Es vergieng ein Tag, und ein zweiter und er kam nicht. Jetzt erst erfuhr ich von meinen Angehörigen, was dieser „Strizzi“ für Tugenden besessen hatte. Man wurde nicht müde, alle seine lieben Eigenschaften zu preisen. Da fuhr ich, mehr um sie zu trösten, mit der allerdings gemüthsrohen Bemerkung dazwischen, dass um den Kalfakter eigentlich nicht schade wäre.

Schwager Karl, in seinen heiligsten Gefühlen als erster Ziehvater verletzt, gieng stumm zur Thür hinaus. Meine Schwiegermutter — sonst meine eifrigste Partisanin — sah mich mit einem Blicke an, als wollte sie sagen: „Und das will ein Vater werden? Es gibt Männchen, die ihre Jungen auffressen.“

Ich bereute meine Gemüthsroheit, lief ins „Tagblatt“ und inserierte: „Mops verlaufen — hört auf den Namen „Strizzi,“ wenn er will. Gegen gute Belohnung abzugeben.“

Es waren traurige Tage. So oft meine Frau eine abgebissene Vorhangquaste oder ein angenagtes Stuhlbein, oder einen zerbissenen Stiefel fand, stürzten Thränen aus ihren Augen.

Am fünften Tage kam er, verwahrlost, zerbissen, abgemagert, ohne Halsband, ohne Hundemarke. Der Überbringer erhielt eine fürstliche

Belohnung und „Strizzi" wurde mit den Ehren eines Triumphators empfangen.

Aber es dauerte nicht lange, so wurde sein zügelloser Lebenswandel neuerdings Gegenstand des Ärgernisses. Es wurde Familienrath gehalten. Schwager Karl erklärte, er getraue sich ihn noch auf den rechten Weg zurückzuführen. Als Güte nichts nützte, wendete er Strenge an. Da kam es zur Katastrophe. „Strizzi" war auf Prügel nicht eingerichtet. Das edle Geschlecht der „linksseitigen Ringelschwänzler" konnte die Schmach der Prügel nicht geduldig ertragen. „Strizzi" war über diesen Affront aufs tiefste empört; das musste blutig gerochen werden; seine ohnehin gequollenen Augen traten ganz aus den Höhlen und sahen aus wie ein paar Tollkirschen — seine Haare sträubten sich und das geringelte Schwänzchen wurde starr und spitz wie ein Dolch; jeder Zoll ein Seifensiederlöwe! So stand er da, als Schwager Karl zum zweitenmal zum Schlag ausholte. Aber es kam nicht mehr dazu. „Strizzi" hatte seinen Wohlthäter in den Finger gebissen und Schwager Karl zog selbstverständlich die Hand von ihm ab. Jetzt war „Strizzi" der Blutrache der Familie verfallen. Er musste aus dem Hause. Ein Fiakerkutscher erklärte sich bereit, ihn als ersten Stallaufseher anzustellen. Am Abend werde er kommen, ihn abzuholen. Es herrschte eine sehr gedrückte Stimmung, als der Bösewicht abgeholt wurde. Die weiblichen Hausgenossen vergossen sogar Thränen. „Strizzi" aber sprang fröhlich bellend auf den Kutschbock und sah sich beim Davonfahren nur einen Moment nachlässig nach den mit den Tüchern wehenden Hausgenossen um. Er hatte ein verhärtetes Gemüth. — Von da an war es wieder ruhig in unserem Hause.

Von „Strizzi" erfuhr ich später, dass er immer tiefer und tiefer gesunken ist; nachdem er die Lieblingskatze des Kutschers ermordet hatte, verschenkte ihn dieser an den Verwalter des Armenhauses in Ybbs. Dort wurde er ein gefürchteter Wilderer. Und als er eines Tages auf der Hasenjagd in flagranti ertappt wurde, schoss ihn der Jäger nieder.

Er wurde schon früher seines Adels verlustig erklärt und seinen Nachkommen verboten, das Schweiflein nach links oben geringelt zu tragen.

Von dem schmachvollen Tode „Strizzis" habe ich aber meiner Frau, um sie nicht aufzuregen, nichts erzählt.

Bei uns dahoam.

Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber.[1])

Von der Weiten.

Wia ih mein Schatz han kenna glernt,
Däs warn schwăre Zeiten!
All Wochn oamal hat's mr glückt,
Dass ih die Gretl han dablickt,
Und däs glei — von der Weiten.

Uns alle zwoa hat's so viel druckt
Da auf der linken Seiten,
Doh koans hat sih nix zsagn traut;
Mir habn uns glei valiabt angschaut
Ganz hoamli — von der Weiten.

Bis endla in Jakobitag,
Da mach ih gach an Gscheiten:
Zerst han ih ihr an Kirta kast,
Aft zwegn der Gretl höllisch grafft,
Und däs nit — von der Weiten.

Hiaz is s' mein Weib, hiaz denk ih oft
An dö varruckln Zeiten —
Ja, kunnt's nit noh amol so werdn!
Hiaz sahet ih mein Lebta gern
Dö Gredl — von der Weiten.

Die Ausred.

Der Kropfmoar treibt amol in d'Stadt
A Kaibl zan vakaufn,
Und wia der Handel obgmacht is,
Aft hebt er an zan saufn.

Und wia er hoamkimt mit an Rausch,
Da schreit sein Weib voll Zorn:
„Du Lump, wo hast 'n's Geld hinbracht?"
„Ja mein", sagt er — „valorn!"

„So", schreit's, „valorn willst es habn —
O halige fünf Wundn —
Wo hast'n aft den Rausch herkriagt?" . . .
„Den", sagt er, „han ih gfundn!"

Mir thuat die Welt so weh!

Woher ih kim, wohin ih geh,
Allweil däs gleiche Liad:
Es is koa Freud am Lebn mehr,
Die Welt wird alt und müad!
Was is mit deiner Schöpfung gschegn?
's is neama so wia eh,
Du liaba God, ih sag dr's frei —
Mir thuat die Welt so weh!

Die Menschn lebn in Neid und Streit,
Magst hinschaun wo derwöll,
An iada will'n Himmel habn
Und gunt sein Nachbern d'Höll.
Däs is a Gjagad und a Hetz!
Wia auf a flüchtads Reh,
So rennen s' Lust und Reichthum nach —
Mir thuat die Welt so weh!

Ih han an altn, süaßn Tram:
Hoch üba Schnee und Eis,
Da wart auf uns viel tausnd Jahr
's verlorne Paradeis.
Ös Narrn, suacht's enk brüaderli
Die Straßn hin auf d'Höh!
Da fahrn s' drunt in Grabn um —
Mir thuat die Welt so weh!

---

[1]) Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. Diese köstlichen Gedichte bedürfen wohl keines Wortes der Empfehlung; sie sprechen für sich selbst. Gerade mit dieser Sammlung hat Fraungruber alle seine mundartlichen Mitsänger überflügelt. Die Red.

Die Dackln.[1])

Die Mirz hat noh koan Dackl gsegn,
Drum macht s'an Eselsgschroa,
Wia znachst der Jager zuawikimt,
Der hat glei eahna zwoa.

„Uh mei Gad", schreit s' „dö arma Hund!
Hörst, Jager, dö daschiaß —
Dö habn nix Guats nit auf der Welt
Mit eahnre brochna Füaß."

[1]) Dachshunde.

Die Bekehrung.

'n Nazn, den vadriaßt sein Lebn,
„Hiaz", fluacht r, „wird's mr z'dick —
Ih henk mih auf, und auf der Stell,
Glei kaf ih mr an Strick!"

Und wia r aft zun Kramer kimt,
Da is eahm koana recht,
„Na", schreit r, „däs is doh a Welt,
Sogar die Strick san schlecht!"

Auf oamol gibt's 'n Buam an Riss —
Er hat erst in sein Gnäd[1])
Nit gsegn, dass gstatt der Kramerin
A saubre Dirn dasteht.

Hiaz guckt r halt. „Was is'n däs?
Bist du leicht[2]) da dahoam?"
„Na", moant s', „von Ennsthal bin ih her,
Die Kramerin is mein Moahm."

Der Bua, der draht'n Schnauzbart auf
Und gamt[3]) auf's Dirndl hi —
„Hörst, sag amol, hast schon an Schatz?"
„Na", lacht's, „wer möcht'n mih!"

Da fallt'n Naz ihr Fensterl ein,
Und's Herzload is begrabn —
„Was", fahrt r auf, „a Stridl? Na —
A Loata möcht ih habn!"

[1]) Eifer. [2]) vielleicht. [3]) liebäugelt

Mein Muata.

Wia mag's dena sein,
Dass du go so guat bist,
War dein Red und dein Güat
Doh so oft umasist!

So oft umasist
War dein Red und dein Güat,
Aber d'Muataliab wird
Halt's Vazeichn net müad.

O Muata, mein Muata,
Bin dena dein Kind.
Und ih woaß, dass ih ninderscht
Koa bessene find.

Hast gwoant üba mih,
Han ih d'Zacherln[1]) gspürt,
Hat an iads auf mein Herzn
Wia a Gluattröpfl glüaht.

Aft war ah dein Red
Und dein Güat net umsist,
Aft hat mr mein Gwissn
Wohl gsagt, was d' mr bist!

[1]) Thränen.

Ja — die Schul!

„Na", schreit der Kirchnvota neuli,
„Wia's in der Schul zugeht, is greuli!
Was da oan Fratz von andern hört,
Dass mr sih's Törischsein begehrt!
A so a Bengel hat a Sprach,
Da kimt eahm unseroans nit nach;
A so a Bratl bringt schon Nam',
Dass's oan'n Magn umdraht, hoam;
A Mäul hat so a Rackersbua,
Und scheltn thuat der Rigl dazua . . .
Höllsaprament, a so a Grull — —"
Wo lernen s' däs? — No, in der Schul!

Der Vaterlandsvertheidiger.

Der Seppl kimt von Militär
Auf Urlaub in sein Dörfl her,

Schaut d'Leut all üba d'Irxn an,
Ja, a Soldat is halt a Mann!

Und wia r auf der Hausbank sitzt,
Da habn die andern Buama gspitzt.

Na Seppl, hast brav exaziert?
„Ih han mein Hauptmann d'Hund ausgführt."

Na Seppl, habn s' dih urntli gstutzt?
„Ih han mein Hauptmann d'Stiefeln putzt."

Na Seppl, hast dih wacker gschlagn?
„Ih han mein Hauptmann Briaf austragn."

Na Seppl, hast koan Schuss nit kriagt?
„Ih han mein Hauptmann Kina[1]) gwiagt."

[1]) Kinder.

A guata Tröster.

Der Wagner hat schon seit an Eicht[1])
An Lungldampf, an festn,
Da kimt amol der Schmied auf d'Nacht
Und will sein Nachbern tröstn.
„Du Saprawolt", so schreit r'n an,
„Was san denn däs für Sachn?
Die ganzen Leut in Dörfl sagn,
Du möchtest schon abkrachn!"
„Oho", wiehrt sih der Wagner stad,
„Is gar koa Red von Mögn . . ."
„Dih werdn mr fragn", schreit der Schmied,
„'bal's is, gibt's nix dagögn."
„Mir feit[2]) ja nix — als wia — der Luft —
Ih kann halt frei — nit pfnausn . . ."
„Ui je, bal oans nit pfnausn kann,
Da thuat mr eh schon grausn!
Und stechn thuat's dih gwiss ah wo?"
„A weng — da auf — der Seitn . . ."
„No alsdann, 'bal's dih stechn thuat,
Däs hat was zan bedeutn.
Hiaz mach nur glei dein Testament,
Und lass dr d'Ölung gebn!
Nutzt nixi, schau, mein liaba Freund,
Ma kann nit ewi lebn." —
So sagt der Schmied, und vo der Thür
Da moant r noh auf d'lössl[3]):
„Siachst, Wagnerin, hiaz han ih halt
Dein Mann a weni tröst."

[1]) seit einer Weile. [2]) fehlt. [3]) zuletzt.

Was die Frauen thun sollen.

Seit Jahrhunderten ist unser Volk derart an den Genuss geistiger Getränke gewöhnt, dass die Mahnungen durch Wort und Schrift, das Verbot, die Einrichtung von Trinkerheilanstalten nicht mehr genügen. Das Tempo dieses Kampfes steht nicht mehr im Verhältnis zu der wachsenden Größe des Verderbens. Die ungeheure Woge hat alle künstlichen Dämme niedergerissen; die entfesselte Flut läßt sich nicht mehr willig lenken und leiten. Durch Gesetze, durch Einschränkung der Wirtshausconcessionen, durch Änderung der bisherigen Volksbelustigungen kann das Übel wohl abgeschwächt, beschränkt, aber nicht vernichtet werden. Der einzige Weg, eine durchgreifende Besserung zu erzielen, ist in der ernstlicheren Behandlung gesundheitlicher Fragen zu suchen. Ein solches Vorbeugen kann nur durch eine Erziehung von Jugend auf geschehen; eine Erziehung, die nicht durch Gesetze, sondern durch eine Veränderung der Auffassung des eigenen Lebens geschieht. Diese wichtigste, lohnendste und schönste Aufgabe im Kampfe gegen die Trinksitten, gegen das Gewohnheitstrinken, gegen den Alkoholismus überhaupt, die rettende That, fällt den Frauen zu.

„Die Hand, welche die Wiege schaukelt, regiert auch die Welt." Jedenfalls ist der Einfluss der Mutter der nachhaltigste auf die ganze geistige und körperliche Entwicklung des Kindes. Es handelt sich nicht allein um die Wohlfahrt der Frauen, sondern um die Wohlfahrt, die Gesundheit und das Glück des ganzen Volkes und um die Zukunft des Vaterlandes. Auch kann eine Cultur, welche eine wirkliche innere Bereicherung und Veredlung der Menschheit anstrebt, sich nicht ohne die Frauen vollziehen. „Die Frau ist das Medium, das der Genius der Menschheit zu Hilfe rufen muss."

Der Glaube an die Unentbehrlichkeit alkoholischer Getränke wird heute noch förmlich mit der Muttermilch großgezogen; zur Angewöhnung von Kindesbeinen an kommt dann noch die Nachahmungssucht der Menschen, die sogar (nach Dr. Bunge) die Hauptursache der Trinkgewohnheit ist. Professor Dr. Friedrich Paulsen, der berühmte Ethiker und Pädagoge, urtheilt sehr richtig: „Willst du Kinder kindlich erhalten, so gib ihnen Milch zu trinken; willst du aufgeregte, naseweise, frühreife und früh abgelebte junge Greise, so gib ihnen reichliche Spirituosen und nähre sie mit gewürzter Fleischkost."

Eine Neigung zum reichlichen Genuss alkoholischer Getränke existiert zwar bei allen Völkern der gemäßigten und kalten Zone. Aber der hauptsächlichste Grund, weshalb gerade bei uns Deutschen die Gewohnheit des Trinkens mehr als bei anderen Völkern verbreitet ist, liegt in dem regelmäßigen und anhaltenden Wirtshausbesuche, sowie in der Verquickung alles freundschaftlichen Verkehres mit dem Genusse alkoholischer Getränke. Eine Form der Geselligkeit, wo Männer zusammenkommen, ohne zu trinken, ist in Deutschland kaum mehr denkbar. Jene Trinkgeselligkeit aber ist ein Attentat auf die Gesundheit, besonders für diejenigen, die sich durch das Beispiel anderer angeregt fühlen und schon an sich zur Unmäßigkeit neigen. Und die Zahl dieser ist eine große. Unsere Ahnen tranken zwar auch viel, aber im allgemeinen doch nur Getränke von geringem Alkoholgehalt; auch nahm die breite Masse nicht täglich und gewohnheitsmäßig, wie heute, daran theil. Das ausgeprägte Kneipen- und Stammtischwesen, wie es in allen Schichten der Bevölkerung heute üblich und gebräuchlich ist, war unseren Ahnen fremd.

Man wird allerdings vorerst darauf verzichten müssen, Studenten, Officiere und Soldaten, die gegenwärtig nun einmal in jungen Jahren an alkoholische Getränke gewöhnt sind, in großer Anzahl zur völligen Enthaltsamkeit vom Alkohol zu bekehren — aber man darf gerade in der Gegenwart, die einer gesunden Erhaltung und Zusammenfassung aller Volkskräfte dringend bedarf, nicht unterlassen, vor jeder Übertreibung, z. B. vor einer Beibehaltung der Gewohnheit des Früh- und Abendschoppens zu warnen. Wenn nur erst die Erkenntnis von der Schädlichkeit des Alkohols weitere Verbreitung gefunden haben wird, und die höheren Stände die Verpflichtung fühlen werden, den übrigen Volksclassen (und namentlich der Jugend) ein besseres Beispiel zu geben, so wird auch das deutsche Volk, wie andere Völker, sich allmählich von seinen Trinkunsitten befreien. Einen ganz besonders wichtigen Einfluss können die Officierskreise und die akademisch gebildeten Stände und in ihnen wieder die Frauen auf die übrigen Berufsclassen ausüben.

Man sollte dem Übel einer lediglich alkoholischen Männergeselligkeit endlich von Seite der deutschen Frauen durch anregendere, feinere Formen des Zusammenkommens von Männern und Frauen entgegenwirken, und gerade die tonangebenden Frauen des deutschen Volkes sollten den Anfang machen mit einer Geselligkeit, bei der nicht mehr das Essen und Trinken die Hauptsache ist. Wir müssen diesen Zwang, diese engherzige Unduldsamkeit, die Nachäfferei, die Unnatur in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen abstreifen. Das „Menu“ darf nicht mehr die Hauptsache sein, offen und einfach müssen wir mit einander verkehren — das darstellen, was wir sind — und uns freimachen von allem unnatürlichen Schein. Wir müssen zurückkehren zu einem ehrlichen, zwanglosen, harmlosen Ver-

kehr, denn die gesellschaftliche Täuschung, wie sie gegenwärtig besteht, ist eine der hässlichsten Unsitten, unter denen wir zu leiden haben.

Es fragt sich nun, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln man den Alkohol am besten bekämpfen und zu einer Veredlung der Geselligkeit gelangen kann? Das erste Mittel ist die Erkenntnis der Alkoholgefahr und ihre Abwehr durch Einführung gesunder Ersatzgetränke und edlerer geselliger Sitten, sowie die Anregung zu geistigen Interessen, eine Reform der Geselligkeit und endlich die Entwicklung des Arbeitstriebes beim einzelnen. Nur hierdurch kann ein Ersatz für das Wirtshaus- und Kneipenleben gegeben werden, nicht nur für die wohlhabenden Classen, sondern auch für die Arbeiter, überhaupt für alle. Die Fürsten, die höheren Stände, die Officiere, die Wohlhabenden müssen aber damit beginnen; die Damen dieser Stände müssen in diesem Sinne wirken, dann werden die übrigen Stände schon nachfolgen. Dr. Grotjahn-Berlin („Der Alkoholismus") sagt hierüber sehr zutreffend: „Gelingt es erst einmal, die öffentliche Meinung in den oberen Gesellschaftsclassen zu einer wirksamen Ächtung aller Trinksitten zu bestimmen, dann wird schon von selbst auch in den niederen und mittleren Schichten der Gesellschaft eine energische Stellung den geistigen Getränken gegenüber eingenommen werden. Das scheint mir die erste und dringendste Aufgabe zu sein."

Noch wichtiger als Verbot und Strafe ist die Erziehung, eine Erziehung, die nicht nur die Kindheit, sondern das ganze Leben umfaßt. Der Begriff „Erziehung" setzt die Bereitwilligkeit dessen, auf den eingewirkt werden soll, voraus; diese Bereitwilligkeit wird sich in Bezug auf das Trinken ganz von selbst ergeben, wenn ein Kind den Alkohol überhaupt nicht kennen gelernt hat, wenn ihm die Schädlichkeit der alkoholischen Getränke in der Familie, in der Schule, in der Öffentlichkeit gelehrt, und wenn ihm kein schlechtes Beispiel gegeben wurde. Gegen die Macht der Gewohnheit anzukämpfen, ist unendlich schwer und gewöhnlich aussichtslos. Alles will gelernt sein, auch das Leben ohne Alkohol. Solange die Schädlichkeit der geistigen Getränke nicht von jedem einzelnen im Volke richtig erkannt ist und jeder einzelne aus sich selbst heraus diese Überzeugung gewonnen hat, ist freilich das Zwangsverfahren, das Gebot, d. h. die Einschränkung des Schnapsverkaufes an gewissen Tagen und Zeiten und bis zu einem gewissen Alter nöthig. Wir müssen es uns aber klar machen, dass dies Verbot oder eine Drohung vor Strafen den Genuss alkoholischer Getränke nur bis zu einem gewissen Grade verhindert, denn gerade das Verbot erzeugt Unwillen, der Unwille hat den Missbrauch zur Folge. Die Einsicht und die Überzeugung, dass der Genuss dieser Getränke ungesund und schädlich ist und zu unserem Nachtheil gereicht, ist das einzige, wirklich wirksame Mittel zur Verhinderung.

Die Erziehung soll den Alkoholgenuss nicht an-, sondern aberziehen. Die Erziehung muss der treibende Factor, das bewegende Element in unserem Volksleben sein und kann allein ein geordnetes Gemeinschaftsleben erwecken. Die Erziehung ist das Universalmittel zur Hebung der Volksgesundheit und zur Sicherung der nationalen Wohlfahrt. Es wird in unserer Zeit viel für Volksaufklärung und Bildung gethan. Wie aber Kinder körperlich, geistig, vernunftgemäß zu erziehen und zu ernähren sind, wird selten gelehrt, obgleich davon das ganze Wohl und Wehe der Völker abhängt. Hierüber sollten vor allem mehr Vorlesungen gehalten, mehr Flugschriften verbreitet werden. Die Jugend ist die Zukunft; auf ihr ruht die zukünftige Größe, Gesundheit und Wohlfahrt des Vaterlandes. Wahre Bildung besteht in Gesittung, und nicht im Wissen. „Ist unser Volk im ganzen überhaupt erzogen? Ist es überhaupt in irgend einem Lande versucht worden, das Volk im ganzen zu erziehen? Nein! Einzelne von uns sind zuweilen durch Eltern, Lehrer oder Erzieher erzogen, aber nirgends ist es versucht worden, das Volk als Ganzes so zu erziehen, dass der einzelne das thut, was das Interesse der Mitmenschen erfordert, und was die Gesetze vorschreiben." (M. v. Egidy: Über Erziehung.)

Die Verknüpfung der Formen des gesellschaftlichen Lebens mit dem Genuss geistiger, Alkohol enthaltender Getränke ist das größte Hindernis für eine edlere Geselligkeit. Deshalb handelt es sich darum, einen Ersatz für das Trinken und Wirtshausleben auch für die unteren Kreise zu finden. In den Volksheimen, wie diese durch Herrn Professor Dr. Böhmert in Dresden eingeführt sind und auch in anderen Theilen Deutschlands mehr und mehr Eingang finden, wird der Jugend und den Erwachsenen in der freien Zeit und an Sonn- und Festtagen eine erfrischende, belebende, geistige Unterhaltung geboten, damit der Sinn für das Gasthausleben gar nicht erst angeregt wird. Die winterlichen Unterhaltungen und Vortragsabende in diesen Volksheimen und die Volksunterhaltungsabende während des Winters in den größten Sälen der Stadt, sowie die „Heidefahrten" im Sommer und die Theatervorstellungen im Naturtheater werden von Tausenden besucht. Die ärmere Bevölkerung der Hauptstadt findet hier Gelegenheit, sich von ihrem eintönigen Dasein zu erholen und frische Lebensfreude zu schöpfen.

In Zürich besteht seit 1894 ein „Frauenverein für Mäßigkeit und Volkswohl", der die Bekämpfung des Wirtshauslebens zum Zweck hat. Der Verein hat in den verflossenen fünf Jahren sieben alkoholfreie Wirtschaften errichtet, die sämmtlich gut gedeihen. Darunter befindet sich ein besseres Restaurant „zu Karl dem Großen". In diesem Local essen täglich über zweitausend Menschen, die dabei die Erfahrung machen, dass durch die Ernährung ohne Alkohol der Gesundheitszustand gehoben und

eine bedeutende Ersparnis erzielt wird. Frauen, die eine Thätigkeit suchen und dem Volke wirklich wohlthätig sich erweisen wollen, sollten ähnliche Einrichtungen überall begründen.

Freilich darf es den Frauen allein nicht zugemuthet werden, die Trinksitten und mit ihnen die Trunksucht zu bekämpfen. Es muss vielmehr versucht werden, dass alle rettenden Kräfte unter einander Fühlung nehmen. Diese rettenden Kräfte können in erster Linie die Fürsten, die Minister, die höheren Stände, die Hofgesellschaft, die Gelehrten, Geistlichen, Lehrer, Schriftsteller, Künstler und vor allem die Ärzte sein. Aber der classische Ausspruch Professors Hiltys in Bezug auf die Trinksitte kann nicht oft genug wiederholt werden: „Wenn in einem Lande irgend ein Missbrauch überhand nimmt, so haben die Frauen, die Hüterinnen der Sitte, nicht ihre Schuldigkeit dagegen gethan."

Mögen die Leserinnen dieses Artikels nicht nur zum weiteren Nachdenken über diese Sache angeregt werden, sondern auch zur thätigen Mitwirkung und zum Handeln sich dadurch veranlasst sehen. Ein gründliches Studium der Alkoholfrage ist allerdings hierzu nothwendig. In allzu kurzer Zeit werden sie freilich auch durch ihre Einwirkung keine sichtbare Änderung und Abnahme der Trinksitte bemerken können. Sie müssen sich damit begnügen, die augenblicklich herrschende Ansicht über die Trinksitte zu verbessern, die Kinder bereits vom frühesten Alter an vor dem Genuss geistiger Getränke zu bewahren und weiterhin vor den Gefahren Alkohol enthaltender Getränke zu warnen, so dass diese im späteren Leben selbst vermeiden, was ihnen nur Unheil, Kummer und Krankheit bereitet. Wenn sie so wirken, wird ihre Arbeit lohnend sein.

N. v. Lücken.

Merks.

Lerne, weißt du auch nicht, wofür,
Spare, weißt du auch nicht, für wen.

M.

Kleine Laube.

Die neue Zeit.

Endlich sind wir eingetreten in das neue Jahrhundert. Der Wandel am letzten Sylvestertage vollzog sich ruhiger, als nach dem Streite über den Jahrhundertbeginn, der vorher zehn Jahre lang gedauert hatte, zu vermuthen war. In der Neujahrsnacht auf 1901 vollzog sich der Übertritt amtlich, kirchlich und gesellschaftlich, und auch in unserem Gemüthe. Die Volkszählung, die stets zum Jahrzehnten-Wechsel einsetzt, fiel in die Jahrhundertwende. Die Gottesdienste und Geläute um Mitternacht waren in unseren Ländern etwas noch nicht Erlebtes. Nur aus Bozen wird berichtet, dass der dortige Pfarrer den Mitternachts-Gottesdienst nicht abhalten ließ, weil er — Unruhen befürchtete. In Tirol! — Die Sylvesternacht hatte diesmal eine besonders erhöhte Stimmung. Wenn man ein neues Jahrhundert anfängt, so geschieht es im Bewusstsein dessen Ende nicht zu erleben. Obschon wahrscheinlich Kinder unter uns sind, die dabei sein werden, wenn einst die Glocken das einundzwanzigste Jahrhundert einläuten.

Die Wende war selbstverständlich und sicher und wenn wir zurückdenken an die wüstumstrittene Frage, ob das alte Jahrhundert mit 9 oder mit 10 aufhöre, so erscheint uns das wie ein Auisitzer. Der Spuk ist vorüber und dass wir nun im zwanzigsten Jahrhundert leben, bestreitet niemand.

Allein, nun taucht ein ganz andere Frage auf, eine erdenschwere, himmelgroße Frage: Was haben wir im zwanzigsten Jahrhundert zu thun? Nicht, was habe i c h zu thun? Das Ich muss zurücktreten; je höher die echte Gesittung, je völliger tritt das Ich zurück. Die menschliche Gesellschaft! Das Menschengeschlecht! Das ist unsere große Sache. Was haben wir zu thun im zwanzigsten Jahrhundert?

Erst einmal einen Rückblick: Was ist geschehen im neunzehnten Jahrhundert? Nicht, was einzelne geleistet, wie es einzelnen ergieng, vielmehr was für die Gesammtheit geschaffen, inwiefern sich das menschliche Leben in großen Zügen geändert hat, das ist uns wichtig. Die Befreiung des Volkes von der Oberherrschaft des Adels. Die Befreiung des Gewissens und des Gedankens von den Vorschriften der Hierarchie. Die großen Anfänge des Naturerkennens. Die Dienstbarmachung vieler Naturkräfte. Die Einführung eines gewaltigen Verkehres um die ganze Erde. Die Errichtung einer grandiosen Industrie. Die beispiellos rasche Vergrößerung der Städte. Das sind Hauptzüge des neunzehnten Jahrhunderts. Von den politischen Änderungen spreche ich deshalb nicht, weil es noch nicht ausgemacht ist, ob und inwiefern sie zur Entwickelung der Menschheit im ganzem von Einfluss waren. Die großen Kriege, die geführt wurden, haben vieles umgestaltet, besonders zum diesweiligen Vortheile

unserer deutschen Nation. Aber es ist zu befürchten, dass in diesen Kriegen die Keime zu künftigen, die innere Entwicklung störenden Katastrophen liegen. Denn diese Kriege haben eine ungeheuere Wehrmacht geschaffen und ausgebildet, andererseits den Rachegedanken aufgestachelt und die nimmer schlummernde Beunruhigung in die Völker geworfen — so dass von Vervollkommnung wirtschaftlicher Cultur und geistiger Anlagen noch lange nicht wird die Rede sein können.

Das neue Jahrhundert wird sicher Ungeahntes vollbringen, ob es jedoch auch das Nothwendigste leisten und vollenden wird?

Das Nothwendigste dünkt mich Folgendes zu sein. Erstens politische Gleichberechtigung aller arbeitenden Classen. Zweitens Umkehr zum einfacheren, bedürfnisloseren, natürlicheren Leben auf dem Lande. Die großen Städte müssen zurückgehen, alle wirkliche Cultur muss über das Land verbreitet werden. Drittens muss Schule und Erziehung sich völlig reformieren. Viertens müssen sich die Menschen überzeugen von ihrem ewigen Ichbewusstsein und von dem liebenden Weltgeiste.

Wenn diese vier Hauptpunkte sich vollziehen, dann werden hundert andere Reformen, die den Leuten heute im Kopf stecken, überflüssig sein. R.

Der Mann mit dem gesunden Menschenverstande.

„Zweimal fünf ist zehn", sagte ich zu einem Kaffer.

Der Kaffer betrachtete seine Finger und sagte endlich: „Ja!"

„Zweimal zehn ist zwanzig", sagte ich hierauf.

„Dies kann niemand wissen", antwortete der Kaffer.

„Zähle es an deinen Fingern und Zehen ab."

Der Kaffer zählte seine Finger und Zehen, war sehr erstaunt und sagte schließlich zögernd: „Ja!"

Dann fuhr ich fort: „Ist fünfmal zehn fünfzig?"

„Welcher Unsinn! rief der Kaffer aus. „Dies ist ja der reinste Mysticismus. Mein gesunder Menschenverstand sagt mir, dass kein Mensch so viele Finger und Zehen hat."

Er war eben ein Kaffer. Volkserzieher.

Der Tappnachi.

Lieber Heimgärtner!

Du fragst an, warum ich mich in meinem letzten Schreiben einen „alten Tappnachi" genannt habe. Das ist sehr einfach. Ich bin nämlich ein gewissenhafter Mensch, der überall gern dabei sein und mitthun möchte, der alleweil mit dem Schock vorantraben möchte und doch immer hinten bleibt — „nachitappt", wie bei uns die Bauern sagen. Zum Beispiel:

In den Sechziger Jahren habe ich noch gefunden, dass in der Politik der conservative Standpunkt der verlässlichste sei, weil man ihn schon erprobt hat und die alten Conservativen oft Grafen, Bischöfe oder gar Vorbeter geworden sind. Da höre ich auf einmal, die gescheiteren Leute wären liberal. Fortschrittlich liberal. Leute, die über die alten Vorurtheile sich hinaussetzen, mit der Wissenschaft vorangehen, jedem in der Wirtschaft, Politik und Religion die Freiheit sichern und alles einem gesunden Wettkampfe überlassen. Das gefiel mir, das fand ich anständig und

ich bemühte mich, die alte Art allmählich abzulegen und in den Liberalismus hineinzusegeln. Leicht geht's nicht, so mit allem aufzuräumen und sich eine ganz andere Seele anzuschaffen, aber endlich hatte ich mich modernisiert, war liberal.

Und nun hörte ich, der Liberalismus sei schon abgethan, er habe nur das Kleingewerbe ruiniert, das Volk verdorben und es wären überall die Juden dazwischen gekommen. Die einzige Rettung sei der Antisemitismus. So! Wenn das ist, dann heißt's umsatteln. Ich wußste zwar nicht recht, wie man das anzufangen habe, antisemitisch zu sein. Man kriegt doch am leichtesten beim Juden Geld, kauft doch am billigsten beim Juden ein, liest doch am liebsten die jüdischen Zeitungen und lebt doch am scrupellosesten nach jüdischer Manier. Nun sah ich, dass alles das auch die Antisemiten thaten, dass der Antisemitismus einstweilen nur darin bestehe, gegen die Juden Stimmung zu machen. Recht tapfer über die Juden schimpfen, sie bei jeder Gelegenheit wacker anrempeln, vor allem aber die Judenliberalen gründlich verachten — das wird man doch zusammenbringen. Na, ich ward Antisemit und hab's als solcher tüchtig getrieben. Nach dem Vorbild meines Leibblattes hatte ich auf der Straße immer nur mit Saujuden herumgeworfen und — obschon als Angestellter einer jüdischen Actiengesellschaft — stets: Kauft nur bei Christen! ausgerufen.

Wie ich jedoch nun wieder einmal meine antisemitische Zeitung las, fand ich darin sehr wenig gegen die Juden, im Gegentheil, es waren auch die Juden willkommen, wenn sie mitthaten gegen die Tschechen und Clericalen — denn Hauptsache sei der Nationalismus.

Ich hatte mich in meinen Antisemitismus gerade so schön eingeschossen gehabt, und nun hieß es wieder übersiedeln. Ich nahm mir vor, ein strammer Nationaler zu werden und abonnierte mich neu auf mein deutschnationales Blatt. Und wie ich es wieder einmal aufmerksam durchlese, ist das ehrenwerte Journal socialdemokratisch.

Mit Schrecken meine lässige Zurückgebliebenheit gewahrend, trachtete ich nachzutappen. Der Socialdemokratismus, das wird schon das Richtige sein. Warum sollen die fleißigen Arbeiter schlecht gestellt sein und die Faulenzer schlemmen und prassen? Warum sollen nicht auch die Arbeiter ihre politischen Rechte haben? Mit glühender Überzeugung ward ich Socialdemokrat, bis mir mein Greißler, bei dem ich den Käse kaufe, eines Tages ins Gesicht lacht und sagt, ich sollt' mich nicht auslachen lassen. Der Socialdemokratismus sei so viel als abgethan, alle anständigen Leute heutzutage seien christlichsocial. Ich setze mich sofort zu meinem Bier, nehme mein Blatt zur Hand um mir Rathes zu erholen und siehe — der Wisch ist christlichsocial.

Nun will ich aber einmal stehen bleiben und mich ausschnaufen. Morgen kommt wahrscheinlich socialnational dran, übermorgen liberalökonomisch, dann christlichsemitisch, etwas später ökonomischinternationalistisch. Ich warte, bis die Reihe wieder einmal herum ist, dann mache ich den Tanz neuerdings mit und werde — weidlich politisch geschult — im öffentlichen Leben hoffentlich einer der Ersten werden, ein charakterfester Abgeordneter, oder gar ein gesinnungstüchtiger Leitartikler mit halbjähriger Überzeugungs-Kündigungsfrist, keineswegs aber der alte Tappnachi, als der sich heute noch zeichnet Dein

ergebener

N. N.

Die Hamerling-Ausgabe vollendet.

Die Volksausgabe der Werke Robert Hamerlings (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) ist durchgeführt. Sie umfasst vier stattliche Bände: I. Ahasver in Rom. Der König von Sion. II. Homunkulus. Amor und Psyche. Germanenzug. Danton und Robespierre. Teut. III. Venus im Exil. Sinnen und Minnen. Blätter im Winde. IV. Aspasia. Biographie Robert Hamerlings von M. M. Rabenlechner. Im Verhältnisse zu den bisherigen Ausgaben ist der Preis von 24 Kronen ein billiger. Bei neuen Auflagen dieser Volksausgabe könnte vielleicht an der Eintheilung eine Änderung getroffen werden. Jetzt ist der dritte Band zu dünn und der vierte zu dick. Es könnte in den dritten Band die Aspasia kommen, und in den vierten Band Venus im Exil, Sinnen und Minnen, Blätter im Winde und die Biographie. Bei der überaus fleißig abgefassten Biographie wäre zu wünschen, dass jene partei-politischen Darstellungen betreffs Schönerers wegblieben, die seinerzeit allerdings zur Aufklärung nöthig gewesen sind, die auch in dem ausführlichen biographischen Werk über Hamerling Platz finden sollen, die aber in der Volksausgabe nichts zu thun haben. Dieser Dichter ist für alle und es soll von keiner Seite ein Gegensatz geschaffen werden zwischen ihm, einer Partei oder einer Persönlichkeit.

Übrigens haben wir dem Herausgeber von Herzen zu danken. Von allen Freunden des Dichters, ob sie nun seine Werke verbreiten oder ihm Denkmäler bauen, hat keiner so viel geleistet, als Professor Rabenlechner, der, bei seiner wenigen freien Zeit als Lehrer, mit der größten Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit gearbeitet hat, bis die schöne Ausgabe endlich vollendet war. R.

Ein sonderbarer Schwärmer.

Ein Vagabund war aus dem Wasser gezogen worden. Der war darüber nicht wenig ungehalten. „Was geht's dich an, wenn ich fort will aus dieser lumpigen Welt!“

„Ha, ha, bist ja wohl selber ein Lump!“ wurde ihm entgegnet, denn er sah in seiner Zerfahrenheit danach aus.

„Natürlich bin ich einer, weil ich auf dieser lumpigen Welt habe leben müssen, und darum will ich fort!

„Geht's dir denn so schlecht?“

„Gut geht's mir nicht, das siehst du. Aber deshalb wäre das Gewand nicht nass geworden. Viel ist mir nie gelegen gewesen an der Sache. Seitdem aber das mit den Buren ist — dass sie so angefallen werden und beraubt und gewürgt wie von Straßenräubern, und die Könige und Kaiser schauen zu und thun nichts, und die Völker sind empört und jeder weiß, dass die Buren im Recht sind und die Engländer im Unrecht und keiner von den großmächtigen Moralprotzen rührt den Finger — na, seitdem schäme ich mich, ein Zeitgenosse zu sein und will fort“.

Die Zeitungen brachten über den Fall pikante Notizen und nannten den Mann einen „sonderbaren Schwärmer“.

Dass der Handwerksbursche keine Arbeit fand, dass er hablos und obdachlos war, dass er betteln musste — er hatte es ertragen. Über seine Drangsal hinaus hatte er täglich nach den Burennachrichten hingehorcht, und als sie von Sieg zu Sieg gingen gegen die europäischen Heimats- und Freiheitsräuber, da war ihm das eine persönliche Genugthuung. Dass ein schwaches Volk sich erwehrt gegen die rohe Übermacht, das war ja geoffenbarte Gerechtigkeit. Vielleicht setzt die Gerechtigkeit

doch auch einmal anderswo ein, dass ein braver Arbeiter zu seinem Theil kommt. Und nun die Wendung. Das Recht unterlag, das rothe Gold siegte und die „gesitteten" Völker, die „christlichen" und „allerchristlichsten" Fürsten schauen thatlos zu und die Führer denken: Was gehen uns die Buren an, wenn die schlimmen Engländer nur uns nichts thun. Keine Gerechtigkeit auf Erden, keine, keine. Also ins Wasser. —

Was nur Wilhelm II. zu diesem sonderbaren Schwärmer sagt?

Poetenwinkel.

Besuche.

Ich wandere landein, landaus,
Kann nirgends Ruhe finden;
Das Mutterhaus, das Vaterhaus —
Ach, alles musst' verschwinden!

Fast alle, die mir lieb und wert,
Sind schon dahin geschwunden;
Wo ist der theure eig'ne Herd,
Wo sind die trauten Stunden!? —

Die Eltern todt, Geschwister todt,
Viel Freunde fortgezogen,
Und alt und krank, was kämpft in Noth
Noch auf den Lebenswogen.

Besuche sind nun bald gemacht,
Ich brauch' nicht weit zu gehen;
Dort, wo der ew'ge Friede wacht,
Kann ich — die Namen sehen.

Ich geh' und suche Kreuz und Stein
An heil'ger Ruhestätte,
Und les' und lese, wein' und wein'
Auf manchem grünen Bette.

Da drunten liegt die Lieb' verscharrt,
Kann nicht sie wiedersehen;
Umsonst hab' ich gehofft, geharrt —
Herr, lass mich „schlafen" gehen!

Hans Fürnschuß.

Letzter Wunsch.

Nicht ekle Würmer soll mein Leib einst nähren,
Die reine Flamme nur soll ihn verzehren;
Ich liebte stets die Wärme und das — Licht,
Darum verbrennet mich — begrabt mich nicht!

Hans Fürnschuß.

Ich frug dich doch . . .

Ich frug dich doch,
Was ich dich niemals fragen sollte,
Ein Dämon war es, der es wollte —
Ich frug dich doch!

Wie bebte ich
Vor jenem Wort aus deinem Munde,
In dieser qualvoll bitt'ren Stunde
Wie bebte ich!

Du sprachst es nicht,
Das Wort, vor dem ich stand in Bangen,
An dem mein Glück und Leid gehangen —
Du sprachst es nicht.

Und nur dein Blick
Ist bang und schuldbewusst gewesen,
Und schaudernd habe ich gelesen
In jenem Blick.

Er sprach zu viel —
Ich schlug vors Antlitz mir die Hände,
Mein schönster Traum war jäh zu Ende —
Du sprachst zu viel!

Anna Besser.

Der Sohn des Hauses.

Ein Bild aus der guten alten Zeit.

In dem kleinen, aber wohlbestellten Hofe eines Hochthales waltet ein schöner, kräftiger Jüngling.

Er ist ein Bursche, wie jeder seine Freude an ihm haben kann.

Sein Vater und seine Mutter lassen für ihn ihre Habe, ihre Gesundheit, und wenn es sein muss, in Gottesnamen auch ihr Leben. Die Geschwister tragen ihn auf den Händen und auf Gold möchten sie ihn betten. Das Gesinde liebt und ehrt ihn. Die Tauben des Hofes fressen ihm aus der Hand und die Schwalben bauen ihre Nester gerade über seinem Bette.

Er ist der Sohn des Hauses.

Drin' im Stüblein ist seine Wiege gestanden; schier zwanzig Jahre sind seitdem vergangen und das ganze Haus hat es gesehen, wie er aus dem lieben, lebhaften Kind zum tollen Knaben und endlich zum freundlichen Jüngling geworden ist. Nun ist er junger Herr im Hause, aber er thut, als ob er es nicht wüsste. Er trägt mit den Knechten die gleiche Kleidung, die grobe Tuchjacke, die kurzen Lederhosen, die Bundschuhe, er verrichtet mit ihnen die gleiche Arbeit, er isst mit ihnen an demselben Tische.

Man meint, junge Leute hätten einen guten Schlaf, aber er sitzt oft in seiner Kammer und sieht zum Fenster hinaus in die Mondnacht. Er ist in Gedanken, er zieht sich gar an, mitten in der Nacht und verlässt still das Haus.

Ein Nachtwandler? Rufet ihn zurück! Rufet ihn beim Namen! — Georg!

Der Vater ist alt, die Mutter gebrechlich; Georg wird wohl bald eine junge Wirtin heimführen, so verlangt es das Haus und so steht es geschrieben.

Aber — da steht auch noch was anderes geschrieben. Auf einem kleinen bläulichen Brieflein steht's, in ungefügen, leichtsinnigen Federstrichen. Und Streusand klebt daran.

Wer hat den Zettel gebracht? — Der Amtsbote hat ihn gebracht; rauh und derb war er durch das Haus gepoltert, ängstlich waren die Tauben umhergeflattert im Hofe — nun ist er wieder fort.

Der alte Bauer hält das Brieflein in der Hand. Was mag's wohl sein? Er wischt seine Augengläser ab, dann streicht er den Streusand weg, dann buchstabiert er mühsam die Worte zusammen. — Dann lacht er überlaut, dann legt er die Hand an den Backen und starrt finster vor sich hin, dann geht er zu seinem Weibe, lacht wieder, und sagt: „Den Buben wollen sie uns abstellen!"

Georg jauchzt, wie er's liest, dann aber geht er in seine Kammer und lehnt sich an den Stuhl und sinnt. Hernach, wenn er über die Gasse schreitet, flattert ein buntes Band an seinem Hute. Die Leute sehen ihm nach; andere Bursche, die auch den Zettel bekamen, die auch das Band auf dem Hute tragen, die Knechte, oder Holzschläger, oder auch Söhne des Hauses sind, gesellen sich zu ihm, legen ihre Arme um seinen Nacken und sagen, wie halb triumphierend: „Du bleibst, du bist Kaiserlicher!"

Dann stürmen sie ins Wirtshaus, und jetzt wird getrunken auf den Kaiser, auf das Vaterland. Und:

„Phüat dih Gott, mei kloans Diandl,
Es muaß a so sein:
Mei Leb'n g'hört in Koaja,
Mei Herzerl g'hört dein!

Und mei Herzerl, dös loss ih
Dahoam in dein' Haus,
Sist traf's leicht a Kugl,
Nun (rann) d' Liab olli aus?"

Ein allebendiger, flammender Geist ist in die Burschen gefahren. Sie mögen singen und trinken. Der Alte läßt einspannen und fährt zum Kreisgerichte. Das Hütlein unter dem Arm und die grauen Haare über die Stirne gekraust, so klopft er schier zitternd an die Thür; er stolpert über die Schwelle hinein zu den Herren und bittet tausendmal um Verzeihung, dass er gestolpert, er sei da, weil man ihm seinen einzigen Sohn zu den Soldaten nehmen will und er sei ein alter, mühseliger Mann, und er knie nun nieder, und bitte, und stehe nicht eher auf, als bis man seinen Georg in dem Recrutenbriefe ausgestrichen habe.

Aber sie geben ihm kaum eine Antwort, sie weisen gegen die Thür, dass er gehen möge, sie winken einem Diener, dass er den Alten hinausführe.

Da ruft der Greis: „Ich geh' nicht! Du Herrgott im Himmel, ich lass mir meinen Sohn nicht wegnehmen. Mein ist der Georg, ich hab' ihn auf den Händen getragen, ich hab' ihn gepflegt, beschützt, erzogen, er ist mein Blut, er ist der einzige Trost meiner alten Tage. Gott weiß es, ihr Herren!"

Der alte Mann kann nicht weiter sprechen, er bricht in Thränen aus.

Da tritt ein strammer, graubärtiger Oberst auf ihn zu: „Was soll das Gewinsel? Heißt das Vaterlandsliebe?"

„Vaterlandsliebe!" entgegnet der Bauer, „in meinem Grundbuche steht's aufgemerkt; ich zahl' ja allweg meine Steuern und ich thu' es zu tausendmal gern, ich zahl' sie doppelt, dreifach — und ich —" leiser spricht er es, „ich schau heut' tausend Gulden nicht an!" Er fährt mit der Hand krampfhaft in die Brusttasche.

„Bestechen!" schreit der Officier, „Marsch hinaus!"

Und der alte Mann wankt davon und fährt wieder seiner Heimat zu.

Sein Weib holpert ihm entgegen: „Gelt, Alter, bist glücklich gewesen?"

Er mag sie nicht anblicken. „Vaterlandsliebe!" lacht er, „ei, das ist freilich was anderes, da geben wir gern unser Hab und Gut, da schicken wir gern unsere Kinder aufs Schlachtfeld — das Vaterland gibt uns ja den steinigen Boden! O, das getrau' ich mir zu sagen: Mein Sohn gilt mir mehr, wie mein Vaterland, wie alles auf der Welt! Und da stellen sie ihn hin und schießen auf sein Leben! — O Gott, o Gott im hohen Himmel droben, dich ruf' ich an: wer hat das Recht!"

Das Weib schlägt die Hände ineinander: „Mein Mann ist halb närrisch, was hat sich zugetragen?"

Die Recruten ziehen vorüber und johlen und jauchzen; sie brechen Zaunstangen ab und knüpfen rothe Sacktücher daran, sie schleppen Fässer und Holzkübeln herbei und trommeln, und sie stürzen im Übermuthe Fuhrwägen um, und das Dorf ist in Aufregung.

Der alte Bauer reißt das Fenster auf und ruft den Namen: Georg. Aber der Bursche hört ihn nicht, er schwingt sein Fähnlein und johlt und jauchzt: „Der Kaiser, das Vaterland!"

Da eilt der Alte hinaus, reißt seinen Sohn aus der tollen Schar: „Georg, dein alter Vater!"

„Lebt wohl, lebt wohl, es ruft mich mein Kaiser, wir schützen das Vaterland!"

„So gehen wir alle, mein Sohn; dann nimm ich alter Mann auch noch den Prügel. Jetzt aber ist Ruh' und Fried' auf der Welt, und die Menschen sollen zu ihrer Arbeit."

Der Bursche hört es nicht, er stürmt fort mit den anderen und ist übermüthig, wie die anderen.

Der Alte will zusammenbrechen vor Herzleid. — War das sein Sohn, sein guter Sohn mit dem zarten Gemüthe, der stets so ruhig war und immer mit Überlegung handelte?

Aber es hat ihn der Wahn und die Tollheit erfasst. Recrutierung ist, wenn auch die Angehörigen klagen und die Mädchen weinen, was ein frischer Bursche ist, der muss auf und davon und hinaus in die Welt.

Es gibt ohnehin wenige Dörfer, in denen kein Schandflecken wäre. Zufall ist es nicht, dass mancher Bursche just um die Zeit der Recrutierung sich mit der Axt in das Bein fährt und sich mancher an dem Zeigefinger schwer verwundet, so dass er unfähig ist fürs Schießgewehr. Den sieht auch kein ordentliches Mädchen mehr an, in seinem ganzen Leben.

Umso höher stehen die anderen, umso mehr thun die anderen für die Ehre des Dorfes.

Und am Tage der Assentierung ziehen sie fort. Noch immer berauscht, singen sie Abschiedslieder. Jauchzend sagen sie Lebewohl, im Taumel der Begeisterung ziehen sie davon und die alten Eltern bleiben zurück in Verlassenheit.

Zügellos ist die junge Schar.

In Muthwillen und Ausgelassenheit zieht sie die Straßen entlang, jeder will der Tollste, will der „Teufelskerl“ sein. Wenn Mädchen auch gerne durch die Fensterchen lugen, so schließen die Leute doch ihre Häuser zu und Handwerksburschen und Hausierer weichen der Straße aus — unsicher ist die Gegend, durch welche die „Vaterlandsbeschützer“ wandern.

Wandern? Marschieren heißt es nun, marschieren in Reih' und Glied, und

„Wer will unter die Soldaten?“

Und endlich nahen sie der Stadt. Kein Kranz, kein Triumphbogen zum Einzug; an dem Hause der Assentierung steht eine Compagnie finsterblickender Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten. So ziehen sie ein durch das weite Thor, und das Thor rasselt hinter ihnen, und fällt schwer in das Schloss. Jetzt sind sie gefangen.

Officiere, steif und kalt wie Eisenmänner, schreiten durch den Saal, fassen einen oder den anderen Burschen derb an, geben ihm einen Stoß, dass er richtige Stellung annehme, heißen ihn „Lümmel“ und fluchen über die Bauerntölpel.

Da werden die guten Burschen schweigsam und es kühlt die Begeisterung. Nicht ohne Bangen entledigen sie sich ihrer Kleider und treten in den Musterungssaal.

Und hier stehen sie — Menschen ohne Menschenrecht?

Eine Ware sind sie und müssen über sich entscheiden lassen. Und der edle Menschenleib, einst so liebreich bewahrt, so treu gepflegt von Mutters Händen, so heilig gehalten von Mutters Herzen, wird leichtsinnig gemustert.

„Die Schönheit und die Stärke sei königlich vereint,
Wer auf dem weiten Felde will streiten mit dem Feind!“

Die Schönheit und die Stärke für die Kugel? —

Das empfindet der Recrut, und nun geschieht es wohl auch, dass er plötzlich lahm oder taub wird. Die Bauernburschen können sich trefflich verstellen, sie sind schlau, aber ihre Finten gelingen doch nur selten, die Herren sind noch schlauer.

Viele ziehen wieder heim, und jetzt erst johlen und jauchzen sie recht von Herzen. Andere sind aufgeschrieben, und wenn sie zur Thüre hinaus wollen, so halten ihnen Wächter die gezogenen Bajonette entgegen. Sie sind abgeschnitten von

den Ihren, von der Heimat; sie müssen bleiben in der öden Kaserne, müssen sich zu strengem Dienste bequemen, ungewohnte Entbehrung leiden, müssen die Launen und Gewalthabereien schweigend ertragen, und müssen gar fort in ein fremdes Land.

Georg ist geblieben. Der Hauptmann sagt von ihm: „Das ist ein Bursche, wie jeder seine Freude an ihm haben kann!"

Und als der Sohn nicht zurückkehrt ins Heimatshaus, da weinen die Schwestern, da beginnt Vater und Mutter zu siechen. „Vaterland!" ruft der alte Mann oft, „ich bin dir treu gewesen in der Familie, in den Angelegenheiten der Gemeinde, in der Arbeit all meiner Tage; jetzt hast du mir mein Bestes und Einziges genommen, und läſst mich verderben!"

Das Gesinde geht auseinander, die Wirtschaft stockt; es fehlt der rege Geist im Hofe, es fehlt der Sohn des Hauses. Im nächsten Jahre kommen auch die Schwalben nicht mehr, und die Nester bleiben leer über dem einsamen Bette.

Zu seltenen Zeiten kommt wohl ein Brief von Georg. Er rühmt nicht, er klagt nicht, er erzählt nur, wie weit die Welt, wie wunderlich die Menschen — und bittet um ein paar Gulden.

Der Vater schickt dem Sohne alles Geld, über das er verfügt, und bittet zu tausendmalen, daſs er doch bald heimkomme.

Aber die Welt ist weit und die Menschen sind wunderlich; Georg marschiert in dem Heere herum in fernen Ländern, hilft Saaten zertreten und Städte verwüsten, und zieht durch ruhmreiche Pforten.

Von der Heimat werden Briefe an ihn geschickt, Briefe voll Klage und trauriger Botschaften; sie finden ihn nicht. Es ändern sich die Zeiten. Das Heer hat Verluste, wird in unbekannte Gegenden verschlagen, verfolgt und zerstreut.

Erst nach Jahren kehrt Georg zurück. Ein Krüppel und zerfetzt wie er ist, bettelt er sich durch die Gegenden, um endlich in den Armen der Seinen zu ruhen. Aber auf den heimatlichen Feldern wachsen Erlen, und sein Vaterhaus ist verlassen und eine halbe Ruine. Lange steht er in dem Hofe, in welchem Sauerampfer und Brennesseln wuchern. Da kommt wohl ein altes Weiblein, das einst hier gedient hatte und sagt zu dem Bettler: „Wenn Ihr hier eine Gabe sucht, so seid Ihr unrecht; alle Menschen, die da gewohnt, haben sich zerstreut, und die alten Leut' sind gestorben. — Fehlt Euch was? Maria und Josef, ihr seid ja bleich bis in den Mund hinein! Einen Trunk Wasser mag ich Euch wohl reichen. Woher kommt Ihr denn, wohin wollt Ihr denn?"

Jetzt überblickt Georg sein verlorenes Leben, gebrochen sinkt er auf das Gras und ruft die Worte:

„Ich bin der Sohn des Hauses!"

Bücher.

Der Wegmacher. Schauspiel in drei Aufzügen von Richard Freiling. (Berlin. Ernst Litfaſs' Erben. 1900.) Dieses Drama, das in einer protestantischen Dorfgemeinde Oberösterreichs spielt, behandelt den Conflict zwischen Religion und Naturwissenschaft, freilich, ohne ihn zu lösen. Ein junger Theologe ist ausgesprungen, Naturforscher geworden und kommt heim, um den armen, gläubigen Leuten seine Heilslehre zu verkünden. Seine alte todkranke Mutter will er überzeugen, daſs alles Glück nur in diesem

Erdenleben zu suchen und von einem Leben jenseits keine Rede sein kann. Es ist dem Jungen ernst mit seiner Lehre, er will nur Gutes, was er jedoch Schlechtes damit stiftet, das ist der Hauptinhalt des Schauspiels. Wie es bei solchem Gegenstande kaum anders möglich ist, kommen auch Widersprüche vor. Die Gestalten übrigens sind plastisch herausgearbeitet, wenn bisweilen auch das Theatralische auf Kosten der Naturwahrheit in den Vordergrund tritt; im ganzen ist doch, besonders was die Sprechweise betrifft, echte und packende Volksthümlichkeit vorhanden. Enggefügte Handlung und längenlose Dialoge sind Hauptvorzüge dieser Arbeit eines jungen Talentes. R.

Herrisch und bäurisch. Volksposse in fünf Aufzügen von Hans Hauer. (Selbstverlag des Verfassers, Wien, IV/1, Floragasse 4, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.) Das Friedrich Kaiser'sche Volksstück „Der Viehhändler aus Oberösterreich" könnte dem vorliegenden Stücke vielleicht gegenübergestellt werden, insoferne es sich um einen Gegensatz zwischen Stadt und Land handelt. Denn auch hier ein sonderbares Zusammentreffen: ein Bauer will eine vermögendere Städterin heiraten, um seinem Hauswesen einigermaßen aufzuhelfen, und umgekehrt, eine reiche, etwas übertragene Städterin, welche in der Großstadt schon stark vernachlässigt wird, einen gesunden kräftigen Landwirt gewinnen. Wer wird aber von beiden Theilen den kürzeren ziehen? Ist es, dass der Bauer sofort ja sagen wird, sobald er nur die Stadtfrau mit ihren 100.000 Gulden in Augenschein genommen? Fehlgeschossen! Der Holzner — so heißt nämlich der Held unseres Stückes — zahlt lieber noch 100 fl. Reugeld darauf, dass er die männernärrische Heiratswerberin wieder los- und an einen anderen Mann bringt. Das Opfer ist diesmal zur Abwechslung der Schulmeister des Ortes. Die Frage, ob eine Städterin für einen Landmann zum Eheweibe passt, wird also vom Verfasser unseres Volksstückes entschieden verneint. Etwas anders allerdings dürfte die Antwort lauten auf die Frage, ob nicht etwa ein hübsches aufgewecktes Landdirndl an der Seite eines vornehmen Stadtherrn auch einmal eine Gnädige in der Stadt spielen könnte? Zum Spielen nämlich gehören weit weniger Erfordernisse als zum Arbeiten und Rackern. Indessen läßt diese Seite der Auffassung der Inhalt des Stückes selbstverständlich völlig unberührt, es soll vielmehr die Lösung dieses Problems, wie wir hören, die Vorlage für ein Stück desselben Verfassers, genannt „Stadtfieber", bilden Wer also mehr als einmal herzlich lachen will, nehme das Büchlein getrost zur Hand; es wird vielleicht selbst als sogenanntes Lesedrama seinen Weg machen, falls kein Theater dasselbe zur Aufführung bringen sollte. H.

Der deutsche Bauer in Wort und Bild. Adolf Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. Mit 168 Facsimiles alter Holzschnitte und Kupferstiche. (Leipzig. E. Diederich.) In einer Zeit, wo unsere schöne Literatur sich darauf besinnt, in dem Heimatgefühl, in dem tieferen Wurzelschlagen in Stammesart und Volksthum neue Kräfte zu gewinnen, ist es doppelt erfreulich, wenn uns der Vorkämpfer dieser Bewegung, der Dithmarsche Adolf Bartels, den Blick öffnet, um den deutschen Bauer in seiner Entwickelung zu verstehen. Er thut dies im sechsten Band des von Dr. Georg Steinhausen herausgegebenen nationalen Monumentalwerkes „Monographien zur deutschen Culturgeschichte". Will man von einem deutschen Bauer reden, so kann man es erst nach dem Jahre 1000, denn die germanischen Freien waren zur Zeit der fränkischen Könige meistens zu Hörigen herabgesunken und zur Zeit Karls des Großen war der Großgrundbesitz derart angewachsen, dass 12 Procent des Landes im Besitz des Königs waren, 9000—18.000 Morgen in einer Hand waren gewöhnlich, 30—60.000 keine Seltenheit. Auch die Zeiten der fränkischen und salischen Kaiser brachten nicht viel Gutes, bis dann im elften Jahrhundert die Entwickelung der Hörigen soweit vorgeschritten ist, dass sie mit den wenigen Freien verschmolzen Hofgenossenschaften bilden, deren Rechte sowohl, als die der Grundherren, gegenseitig begrenzt sind. Doch mit der Entwickelung des Geldwesens steigen Grund und Boden in ihrem Wert, der Dienstadel, der sich aus den tüchtigsten bäuerlichen Elementen recrutiert, entsteht, die Klöster gehen jetzt besonders stark in der Colonisation vor, die deutsche Bauernkraft steigt im Wert und man kann sagen, dass zur Hohenstaufenzeit die Blütezeit des Bauernstandes war. An dieser Stelle setzt auch der Verfasser mit einer lebendigen Schilderung des bäuerlichen Lebens ein. Es wird behandelt Anlage und Bauart der Dörfer mit Häusern, Zäunen, Bäumen; innere Einrichtung des Hauses; Arbeit, Essen, Trinken, Kleidung, Sitte und Brauch bei der Arbeit, Viehzucht; das sociale Leben des Dorfes mit Brautschaft, Ehe, Schätzung des Weibes, Kinder, Tod; Gemeinderechtverhältnisse; Antheilnahme am Gericht, Abhalten des Dings, Dorffrieden; Dorffeste mit Tanzen, Spielen und Raufen. Zwar gibt es noch keine gleichzeitige Kunst, die den Bauern bildlich veranschaulicht, aber dafür schildern später unsere besten Künstler wie Beham, Burgkmair, Dürer, Hopfer, Hollar, Rembrandt u. a. das bäuerliche Leben so unübertrefflich realistisch, dass diese Bilder das Gesagte gut illu-

strieren. Wir sehen die Braut feierlich in die Kirche ziehen, den Hochzeitsschmaus, den Tanz bei Schalmeien, Streit und Unmäßigkeit mit ihren Folgen; den Bauer, der als Wärwolf herumläuft und Menschen frisst. Überfall des Dorfes und Mord, die Wundererscheinungen, die die bäuerliche Vorstellungswelt beschäftigten, Marktscenen, Dorfinterieurs, den Bauer bei der Feldarbeit und seine Ackergeräthe, kurz alles, was mit seinem Leben zusammenhängt, findet auch bildlich seine Darstellung. — Ergreifend und warm ist die Geschichte des großen Bauernaufstandes mit seinen Greueln und Blutbädern geschildert, nach denen die trübste Zeit des Bauern begann, die Zeit des 30jährigen Krieges und die des Absolutismus. Erst das Zeitalter der Aufklärung und die Einwirkung der französischen Revolution führten zur Befreiung des Bauernstandes von den mittelalterlichen Lasten und zu seiner aufsteigenden Entwickelung im 19. Jahrhundert. Das Buch ist im besten Sinne zeitgemäß. V.

Maria von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter von Anton Bettelheim. (Berlin. Gebrüder Partel. 1900.) Nur kurz hinweisen wollen wir auf diese mit großer Wärme verfasste glänzende Beschreibung des Lebens und der Werke unserer edlen Dichterin. Die Schrift gibt ein klares Bild der Persönlichkeit und der Dichtungen und (was bei solchen Büchern wohl die Hauptsache sein muss) sie führt den Leser zu den Werken. Das Buch ist mit mehreren Bildern, darunter auch dem lieblichen Jugendporträt der Dichterin geziert. M.

Herbstblüten. Lieder eines schlichten Mannes von Wilh. Heinr. Luckau. (Magdeburg. Creutz'sche Verlagshandlung. 1901.) Lieder eines schlichten Mannes für schlichte Leute, wie der Verfasser selber sagt. Kaum neue Gedanken, aber edle Gedanken, keine moderne Form, sondern die traute sangliche Liederform der Deutschen. Die Poesie dieses Unbekannten hat mich vielfach gerührt. M.

Leo Freymann. Sociales Zeitbild in vier Aufzügen von Ernst Gutfreund. (Wien und Leipzig. 1900. M. Breitenstein.) Wir möchten diese schöne, sehr zeitgemäße Dichtung ein gelungenes Seitenstück zu Gerhard Hauptmanns „Weber“ nennen. Der Verfasser will bereits mit seinem offenbaren Pseudonym-Namen schon andeuten, dass er mit seinem neuesten Opus wie ein guter Freund es meint, wenn es auch ernste Worte sind, die er uns zu hören, beziehungsweise zu lesen gibt. Ob sein Drama zur Aufführung im Theater kommen wird? Wir möchten es wünschen, bezweifeln es aber, weil es wohl zu sehr aufregend — nicht aufreizend — wirken dürfte, während es als Lectüre die größte Beachtung und weiteste Verbreitung verdient. Namentlich die Arbeiter könnten daraus die nöthige Vorsicht in der Wahl ihrer Führer lernen. Je weniger sich um die Aufführung auf der Bühne erwarten lässt, umso öfter geht solches Drama leider im wirklichen Leben in Scene. Wir sehen einen leibhaftigen Arbeiter-Ausstand vor uns mit all seinen Einzelheiten, später eine spannende Arbeiter-Versammlung; lernen in dem früheren Aufzuge die diplomatischen Künste des gräflichen Regierungscommissärs bewundern, der die Idee eines staatlichen Vermittlungsamtes vordemonstriert, aber dann nicht imstande ist zu verhindern, dass in die strikenden Arbeiter geschossen wird, und die Sache in das Röcheln der Sterbenden und schwer Verwundeten ausklingt. In nicht misszuverstehender Absicht hat der Verfasser eine Rolle auch dem Pfarrer zugewiesen, dem die eigene Tochter des bedrängten Fabriksherren auf dessen Befürwortung der schärferen Maßregeln gegen die vor dem Hause tobende Menge die Worte ins Angesicht schleudert: Wenn Sie Ihr Amt und den Glauben, den Sie predigen, wahrhaft auffassen würden, dann stünden Sie nicht hier, sondern dort unten an der Seite der Bedrückten und Geknechteten.“ Wg.

Das Werden der Welt als Entwicklung von Kraft und Stoff. Ein Beitrag zur einheitlichen Weltanschauung von J. Hörhager. Ausgehend von der Erkenntnis, dass alles Bestehende geworden ist, wird die Lehre von der Entwicklung auch auf Kraft und Stoff angewendet. Darnach sind die sogenannten Kraftformen, ebenso wie die chemischen Grundstoffe nicht auf einmal entstanden, sondern allmählich aus einander hervorgegangen, und die Erforschung dieses Entwicklungsganges nach rückwärts ergibt im Weltäther und dessen Bewegung den gemeinsamen Ursprung von Kraft und Stoff und damit die Einheit der Welt. Die Weiterentwicklung von Kraft und Stoff — der Substanz Spinozas — erfolgt durch das Leben, welches Ordnung und Gleichrichtung der Kräfte und Verfeinerung des Stoffes bewirkt. Durch den scheinbar leblosen Stein, durch den Körper von Pflanzen und Thieren hindurchgehend, wird die Kraft — in der gegenwärtig höchsten Form — endlich zum Geist des Menschen. Durch diese Ableitung des Geistes aus den rohen Formen der Naturkraft wird die Einheit der Welt — der Monismus — auch für das weite Reich des Geistes und seiner Gedanken begründet und da hiemit das Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft auch auf den Geist und seine Werke ausgedehnt wird, so wird letzteres zur Grundlage der sittlichen Weltordnung; nichts auf der Welt geht verloren, und nichts ist umsonst zu erlangen, sei es nun etwas Stoffliches oder Geistiges. Wie die Bildung des Menschen-

körpers aus den Rohstoffen durch Stoffwechsel sich vollzieht, so erfolgt die Umwandlung der rohen Naturkraft in den Geist des Menschen durch Umsatz der Bewegung, durch bewusste oder unbewusste Thätigkeit. Damit erhält die bewusste Thätigkeit — die Arbeit — ihre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung und diese Erkenntnis führt „zu der Weisheit letztem Schluss": „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss." — Also die Meinung dieses Buches. D. V.

Das Buch der Frau. Ein Rathgeber für die deutsche Frau. Herausgegeben von Anna Plothow. (Leipzig. J. J. Arnd. 1901.) Die Frau als Gattin und Mutter, die Erziehung, Hygiene, Kleidung der Frau, die Hausfrau, das Haus, die Gesellschaften, die Handarbeiten, die Frau im öffentlichen Leben, Stellung der Frau im Rechte, Frauenliteratur, — das alles und anderes ist in diesem wertvollen Buche mit Geschick behandelt. Wir können unseren Leserinnen das Werk allerwärmstens empfehlen. M.

Heinrich Seidels Erzählende Schriften. Wohlfeile Gesammt-Ausgabe. Jetzt vollständig in 53 Lieferungen oder in sieben elegant gebundenen Bänden. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) Die letzten Lieferungen, den siebenten und letzten Band der Buchausgabe enthaltend, sind autobiographischen Charakters. In dem Hauptstück ist die Lebensreise des Dichters aus liebereicher Erinnerung zusammenhängend dargestellt unter dem Titel „Von Perlin nach Berlin" — ein Wortspiel des Schicksals, durch das Seidel geradezu zum Humoristen prädestiniert scheint. Freilich liegt dem feinen Humor seiner Schriften nichts ferner als billiger Wortwitz; Seidels Humor ist der eines edlen Optimisten, der das Schöne, Gute und Heitere in allen menschlichen Verhältnissen zu erkennen und zu schätzen weiß, besonders aber in den kleinen, bescheidenen, die dem zersetzenden Einfluss einer überfeinerten und überhasteten Cultur weniger ausgesetzt sind. V.

Letzte Geschichten und Gedichte von Josef Willomitzer. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.) Das letzte Buch eines der liebenswürdigsten und begabtesten humoristischen Dichter, deren sich die moderne deutsche Literatur erfreuen durfte. Am 3. October 1900 ist Josef Willomitzer, der tapfere Leiter der Prager „Bohemia", nach kurzem Leiden in der Blüte seiner Kraft dahingeschieden. Das vorliegende Buch bringt, von Karl Emil Franzos gesichtet, von Alfred Klaar eingeleitet, das Beste aus seinem reichen Nachlass. Es enthält eine Auswahl der von Willomitzer anspruchslos „Scherzgeschichten" betitelten zehn Geschichten, die eine Blütenlese der verschiedensten Humore repräsentieren, des drastischen wie des feinen, des phantastischen wie des derb-realistischen, des ausgelassenen wie des wehmüthigen, des satirischen wie des gutmütigen Humors. Daran schließt sich eine Auswahl der Gedichte des Autors, in denen gleichfalls das Heitere weitaus überwiegt. Ernsthaft gehalten sind nur die nationalen Lieder, in denen der Dichter den Empfindungen seiner bedrängten deutschen Stammesgenossen in Österreich Ausdruck gibt. V.

Im Verlage von Robert Mohr in Wien erschienen:

Vincenz Chiavacci, der Schilderer des kleinbürgerlichen Wieners, bringt unter dem Titel: **„Wiener Leut' — von gestern und heut"** eine Sammlung prächtiger Skizzen aus dem Wien von heute und dem Wien zur Zeit unserer Väter und Großväter.

Eduard Pötzl tritt diesmal schneidiger und schärfer auf, als man es sonst gewohnt ist; seine Skizzen: „Der Herr von Demolierer", „Das Kunstamt", „Die moderne Wohnung", „Das neue Kaffeehaus", „Das Überbeingehen den Auswüchsen der moderner Richtung scharf zu Leibe; dabei leuchtet überall sein sieghafter Humor durch. V.

Ein neues Buch für die reifere Jugend können wir heute unsern Lesern ankündigen, und zwar das soeben erschienene Werk **„Der Wald"**, Charakterbilder aus der heimischen Thier- und Pflanzenwelt von Ed. Feldtmann. (Ravensburg. Otto Maier.) Es will den Naturfreund mit den Geheimnissen und Wundern des Waldes, mit seinem Leben und Weben vertraut machen und als kundiger Führer den Weg zur Erkenntnis der heimischen Natur weisen, und zwar in lebendigen Darstellungen. V.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Für jung und alt ausgewählt von Oskar Dähnhardt. Mit Buchschmuck von Robert Engels. 1. Aus Marsch und Heide. Niederdeutsche Gedichte und Erzählungen. 2. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen. 3. Aus Hochland und Schneegebirg. Oberdeutsche Gedichte und Erzählungen.

Das Riesengebirge im Winter. Von Berthold Lessenthin. (Breslau. Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.) Die Fülle des Stoffes und der Abbildungen dürfte „Das Riesengebirge im Winter", zumal es das einzige Werk ist, welches sich ausschließlich mit den Winterverhältnissen des Riesengebirges beschäftigt, den Freunden unserer Bergwelt empfehlenswert machen. Wenn auch „Das Riesengebirge im Winter" in erster Linie der Hebung des Wintersports dient, so bietet es doch so viel des allgemein Interessanten.

Allgemeines Fremdwörterbuch, enthaltend die Verdeutschung und Erklärung der in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie in den einzelnen Künsten und Wissenschaften vorkommenden fremden oder nicht allgemein bekannten deutschen Wörter und Ausdrücke mit Bezeichnung der Abstammung, Aussprache und Betonung von Friedrich Wilhelm Looff. Vierte, vielfach vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Fr. Ballauff. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne.)

Ein Blick in den Katalog der „**Hendel-Bibliothek!**“ — das haben die eben verflossenen Festwochen wieder gezeigt — ist für jeden, der ein gutes Buch zu mäßigem Preise erwerben will, ein zweckmäßiger Gedanke. Das Beste aus dem Schriftthume aller Völker findet sich hier in schönen neuen wohlfeilen Ausgaben dargeboten Zur Jahrhundertfeier der Geburt Vörösmartys, des Dichter-Heros Ungarns, erscheint das großartige Epos desselben „Zalans Flucht“. Es folgt Lord Byron's geistvolles Werk „Manfred“. Schubarts, des Gefangenen auf Hohenasperg, zumtheil tiefergreifende „Gedichte“.— In dem folgenden Bande die Fortsetzung der Flavius Josephus-Ausgaben mit der Geschichte des Jüdischen Krieges“.

Aus Frommes Verlag sind uns folgende empfehlenswerthe **Kalender für 1901** vorgelegt worden: Neuester zwanzig Heller-Schreibkalender. Frommes Wiener Taschenkalender. Frommes Geschäfts-Notizkalender. Frommes Wiener Portemonnaie-Kalender. Frommes Wandkalender. Frommes Abreiß-Blockkalender. Fromme, Kalender für die elegante Welt.

Die Zeitschrift: „**Renaissance**“ erscheint von jetzt an monatlich. Aus dem Inhalt: Das sexuelle Leben der alten und modernen Culturvölker. – Das Bild (die Metapher) in der Dichtung. – Referate über den katholischen Gelehrtencongress in München, den Reformcongress in Bourges. — Neukatholicismus betreffs der Ehe. — Studien über Tolstoi, Dostojewsky, Huysmoos und die modern-katholische Dichtung in Frankreich, Nietzsche 2c. — Katholicismus und ethische Cultur. — Die kirchlichen Zustände in Österreich. — Socialismus und Christenthum. — Die Reform des Doctorats 2c. Herausgeber: Dr. Josef Müller, Pasing, Gaterburghof.

Büchereinlauf:

Der Dorfapostel. Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer. (Adolf Bonz & Comp.)

Tragische Novellen. Von Rudolf Schäfer. (Dresden. E. Pierson.)

Das große Schweigen und andere Novellen von Paul Robran. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

Der Freiherr. Regulus. Der Heiland der Thiere. Drei Novellen von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. (Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.)

Wilde Rosen. Novellen von Oswald Bergener. (Raudnitz. August Hoffmann. 1901.)

Amata. Neue römische Novellen von Richard Voss. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1901.)

Bis ans Ende. Ein vergessener Kuss. Novellen von Agnes Harder. (Magdeburg. Faber'sche Buchdruckerei.)

Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande. F. A. Feddersen. (Hanau. Clauß & Feddersen.)

Folgt ihm nach. Drei Erzählungen von Henryk Sienkiewitz. (Wiener Verlag. 1900.)

Das grobe Hemd. Volksstück in vier Acten von C. Karlweis. (Wiener Verlag. 1901.)

König Sabin. Schauspiel in fünf Aufzügen von Josef Orel. (Brünn. Deutsches Haus. 1900.)

Frühlingsblumen. Märchen und Geschichten für große Kinder von Karl Lampl. (Prag. Gust. Neugebauer. 1901.)

Jugendschriften herausgegeben vom Lehrervereinshaus in Niederösterreich:

Das kalte Herz. Märchen von Wilhelm Hauff.

Märchen der Brüder Grimm. Auswahl.

Wiener erlag: **Zwischenspiele in Versen** von L. Ysaye.

Boubouroche u. s. w. Von Georges Courteline.

Die Reise ins Blaue. Von Otto Roquette. (Leipzig. Robert Baum.)

Früh am Morgen. Studien von Gallus Walz. (Leipzig. Robert Baum.)

Gedichte von Johannes Trojan. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1901.)

Gedichte von Rud. Jul. Lehner. 1. Auflage. (Selbstverlag. 1900.)

Aus meiner Waldecke. Gedichte von Karl Ernst Knodt. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1900.)

Klänge aus Bosnien. Von Eduard Koller. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Einsamkeit. Gedichte von M. Scherlag. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Durchs Herz. Gedichte von Friederike Rohrbeck. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Am Kirchsteig. Gesammelte Lieder von Dora Naumann. (Leipzig. A. Feichert'sche Verlagshandlung. 1901.)

Lieder für Kinderherzen. Von Egon Hugo Strassburger. (Dresden. E. Pierson.)

Unter Habsburgs Kriegsbanner. Felderlebnisse aus der Feder von Mitkämpfern und Augenzeugen. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Deitl. VI. Band. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Die Marchfeldschlachten von Aspern und Deutsch-Wagram im Jahre 1809. Allen Österreichern und Vaterlandsfreunden erzählt von Anton Pfalz. (Korneuburg, Julius Kühkopf. 1900.)

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht der Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik. Von Launhardt. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Geschichte der italienischen Literatur. Von Dr. Karl Voßler. (Sammlung Göschen.)

Hemmungen des Christenthums. Orthodoxien und Gegner. Von Alexander Otto. (Berlin. J. A. Schwetschke & Sohn. 1900.)

Das Gebet des Herrn. Eine Laienauslegung von M. Rieger. (Freiburg i. B. J. C. B. Mohr.)

Petrus in Rom und der päpstliche Primat. Von Prof. W. Soltau. (Hamburg. Druckerei A.-G. 1900.)

Heilig ist mir die Sonne. Montagsansprachen von Otto Schroeder. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Römische und evangelische Sittlichkeit. Von Prof. Dr. W. Herrmann. (Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.)

Gänge durch Jammer und Noth und einiges andere. Ein Weckruf an das deutsche Herz und Gewissen von Arnulf Lieber. (Heilbronn. Eugen Salzer 1901.)

Der freie Samstag-Nachmittag. Von G. Benz. (Basel. Friedrch Reinhardt. 1901.)

Offenbarungen des Wachholderbaumes. Von Bruno Wille. Zweiter Band. (Leipzig. Eugen Friedrichs 1901.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Herausgegeben von Kunstwart. (München. Georg D. W. Callwey.)

Neues Skizzenbuch. Von Heinrich von Schullern. (Wien. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Kinderbilder. Von Emma Croon-Mayer. 2. Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

Alte Gedanken neu gedacht und in Knüttelverslein gebracht für jung und alt zu mäß'gem Genuss. Von Till Eulenspiegel posthumus. (Göttingen. Franz Wunder.)

Die Perle Antiums. Von Hugo von der Palten. 1900.

Unsere Müllern. Ernstes und Heiteres aus dem Leben einer alten Postmeistersfrau. Von Karoline Hertzog. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Theodor Körners Grabstätte. Von Prof. Dr. Eugen Wildenow. (Dresden. C. Heinrich. 1901.)

Rede auf Adolf Pichler. Gehalten auf dem akademischen Trauer-Commers in Innsbruck von Josef Seemüller. (Innsbruck. Wagners Universitäts-Buchdruckerei. 1900.)

Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals (Wien. Alfred Hölder. 1900.)

Materie nie ohne Geist. Vortrag von Dr. Bruno Wille. (Bern. Dr. John Edelheim. 1901.)

Weihegesang der Deutschen in Österreich. Männerchor und Clavierbegleitung von Rudolf Pensler. Dichtung von Franz Füssel. (Komotau. Anton Stumpf.)

Offener Brief eines deutschen Flüchtlings an den König von Württemberg und seine Collegen. Von G. Zürn, Fideris. (Graubünden Selbstverlag des Verfassers. 1899.)

Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Unsere Stellung zur Socialdemokratie. Rede von Dr. Otto Lecher. (Brünn. 1900. Verlag des Reichsrathswahl-Ausschusses der vereinigten deutschen Parteien.)

Ein Freiwilligenjahr für Frauen in der Krankenpflege. Erfahrungen und Urtheile von Schwestern des Ev. Diakonievereines, mitgetheilt von Prof. D. Dr. Friedrich Zimmer. (Berlin-Zehlendorf. 1900. Verlag des Ev. Diakonievereines.)

Jakob Kulles Sammlung schwedischer Muster für Kunstgewerbe und Stickereien. (Verlag Stockholm. Ferdinand Heyl.)

Arco in Südtirol. Die Geologie, Flora, Fauna und das Klima des Thales von Arco, seine Bevölkerung und Geschichte, sowie der Curort selbst mit seiner Umgebung in Skizzen von Dr. Max Kuntze. (Arco. C. Eurer. 1898.)

Vogtländische Monatsblätter. Zeitschrift für Freunde des Vogtlandes. Herausgegeben in Verbindung mit namhaften Mitarbeitern von R. Merkel und Dr. E. Gerbet. Erscheint monatlich einmal. (Leipzig. R. Merkel.)

Jahrbuch für die evangelische Landeskirche Baierns. 1901. Herausgegeben von Siegfried Kadner. (Erlangen. Fr. Junge.)

Rohrers Kalender-Handbuch. 1901. (Brünn. Rud. Rohrer.)

Vorstehend besprochene Werke 2c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“.

J. L., Wien. Groß wollen Sie sein? Nun, so seien Sie groß, Sie können es. Wie sagt Goethe? Versuche deine Pflicht zu thun. Was ist aber deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

P. St., Berlin. Nein. Es schiene mir gar nicht so ungeheuer schwer, den Zunftliteraten interessant zu sein und die Ästhetiker zu befriedigen. Aber dahin geht mein Ehrgeiz nicht. Menschen, die aus des Lebens Drangsal manchmal zur Schrift und Dichtung flüchten, die möchte ich ergreifen, erquicken, ergötzen und erbauen. Wenn mir das gegönnt wäre! Ob ein „literarisches“ Verdienst dabei ist oder die papierene „Unsterblichkeit“ daran hängt, das ist mir gottlos gleichgiltig. Also beruhigen Sie sich man. R.

J. M., Troppau. Nur nicht zu weichmüthig. Das Leben packt uns hart an, so muss man's wieder hart anpacken. In Ihrer Sache können Sie nur bei denen Unterstützung finden, die Sie und Ihre Fähigkeiten kennen.

P. H., Hannover. Bei den vielen, theilweise allerdings berechtigten, theils aber auch unberechtigten Abdrücken aus meinen Schriften, und den Wiederabdrücken der Abdrücke, ist es schwer, solche verzweigte Nachdrücke zu controlieren, beziehungsweise die Berechtigten vor Schaden zu schützen. Nach der ersten Veröffentlichung im „Heimgarten“ hat nur ein einziges Haus für eine bestimmte Zeit das Nachdrucksrecht. R.

H. St. Wien.

„Und alles neigt sich voll Vertrauen
Vor seiner himmlischen Gestalt,
So geht der Herr durch seine Auen,
So geht der Herr durch seinen Wald.“

Ist hübsch gesagt, erinnert aber zu sehr an ein Gedicht von Eichendorff. Die Gegenwart verlangt vom Lyriker besondere Eigenart. Es müssen tief menschliche Gefühle und Stimmungen in neuer Form gesagt werden. In der alten ist ja schon alles gesagt.

* Der zuerst gemeinte Grazer Dichter braucht diesen Zuspruch nicht, also nach wo anders hin adressiert zur Feier eines dramatischen Misserfolges:

Tapfer ertragst du
Der Bühnenwelt Tücke.
Auf schwankender Brücke,
Nach aufwärts die Blicke,
Zum Himmel fragst du:
Warum meine Stücke,
O Himmel, schlagst du? —
Der Ob're gibt Antwort:
Ich weiß es, warum.
Ein Gift ist der Ruhm.
Geh sei nicht so dumm,
Zu glauben, die Kunst,
Sie mache glückselig.
Und ist doch nur Dunst.
Und kommt sie schon zu dir,
So kost't sie die Ruh' dir.
Natur nicht gefällig?
Die hast du umsunst.

M. G., Linz. An der Thatsache, dass so viele gebildete Katholiken noch nicht zum Evangelismus übergetreten sind, ist die clericale Presse ganz unschuldig. Sie thut ihr Möglichstes.

Gr. P. Das Weihnachtsfieber, von dem Pfarrer Cordes spricht, das sich nicht um die Christfreude dreht, sondern nur ums Verdienen, Hasten und Jagen, grassiert nicht bloß bei den Protestanten. In den katholischen Ländern ist es um kein Haar anders.

A. O., Wien. Die gefräßige, immer langweilige Bestie reißt dreimal den Rachen auf: Wenn sie Reclamegebrüll ausstößt, wenn sie verschlingt und wenn sie gähnt.

J. L., Dresden. Das Gedicht: „Mit Brettern verschlagen“ finden Sie in „Zither und Hackbrett“, Graz 1894. — Das andere haben Sie wohl unrichtig bezeichnet, es ist uns nicht in Erinnerung.

H. E. P., Wr.-Neustadt. Edith Salburg in Görz dürfte Ihrem Wunsche besser als wir zu entsprechen imstande sein.

E. N., Wien. Vielleicht später.

* Leider nicht den zehnten Theil der eingeschickten Bücher vermögen wir zu besprechen. Wie viele gute, empfehlenswerte Werke und Schriften gäbe es darunter, doch uns mangelt es vor allem an Zeit und Raum. Wer sich mit kurzen Anzeigen nicht begnügen kann, der möge die Sendung von Recensionsexemplaren unterlassen.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Jänner 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(3. Fortsetzung.)

Das war keine kleine Überraschung — beiderseits.

Sie sollen in der That nicht gewusst haben, wer auf Finkenstein haust.

Die Kleine, im schwarzen Sammtkleide, detto Sammthütchen mit einem ausgestopften Vögelchen, trat zuerst ins Speisezimmer, da war es schon zu spät zur Flucht, sie hatte mich erkannt und wandte sich rasch um nach ihrem Begleiter. Fräulein Durassel!

Hausler senior zog sich auf das glänzendste aus der Affaire.

Anfangs stand er da und spielte eine freudige Erregung.

„Wie? Was sehe ich? Ah — das ist ja nicht möglich! Sebald! — Helene, sieh ihn doch an — ist er's denn nicht?"

„Mein Gott, Herr Sebald!" rief die Dame, doch mitten im Ausruf versagte ihr die Stimme.

„Ja, Sohn, und — und wie du jünger geworden bist! Aber bist denn du der Finkensteiner? Dann nimm zwei müde Pilgrime für diese Nacht in deine Burg auf."

Gut, dachte ich, es ist jetzt am bequemsten, auf diesen Ton einzugehen. Ich begrüßte sie höflich, reichte ihnen die Hand, die der Alte fest und die Junge zart kneipte.

Ich lud zu Tische: „Mögen die Herrschaften fürlieb nehmen mit dem Geringen, was wir zu bieten vermögen. Es fehlt noch an manchem."

„Und vor allem an einer Hausfrau, wie ich sehe", sagte Senior, und zwar mit einer Unbefangenheit, als ob es nie einen andern Tag gegeben hätte.

„Bitte sich zu bedienen, meine Gnädigste!" Damit hielt ich ihr die Forellenschüssel hin.

„Ah, das sind ja Prachtexemplare!"

„Wohl gar aus dem Finkensteiner Gewässer?"

„Gewiss. Auch Mayonnaise gefällig?"

Der Verwalter trat ein.

„Verwalter Herr Frank. Die Herrschaften haben sich ja schon begegnet!"

„Sind bereits Bekannte!" versetzte Hausler senior. Und dann:

„Du erlaubst schon, dass ich mir etwas Bordeaux nehme."

„Bitte doch!"

„Eine seltene Marke, wie ich sehe. Superb! Darf man die Quelle wissen?"

„Damit wird Herr Frank dienen können."

So gieng es noch eine Weile fort mit den Phrasen. Dem Fräulein Turassel war aber, wie mir schien, nicht ganz so glatt zumuthe, wie dem alten Herrn. Sie beschäftigte sich eifrig mit den Fischgräten, wobei sie ihr Haupt mit dem aufgelockerten Haar soweit vorneigte, dass ihr geröthetes Gesicht kaum zu sehen war. Auch Herr Frank schien etwas eigenthümlich davon berührt, dass der fremde Herr, der ihm gar nicht eigentlich vorgestellt war, einen so vertraulichen Ton anschlug und mich sogar duzte. Bald jedoch lichtete es sich so weit, dass er wusste, es sitze der Chef der Firma Hausler und Compagnie bei Tisch, der Herr Papa!

Senior ermuthigte das Fräulein, auch ein Gläschen Wein zu kosten und nannte sie „mein liebes Kind". Sie dankte, schob die goldene Kette mit dem Kreuzchen zurecht, die sie am Halse trug. Ein ganz kurzer Blick aus ihrem glasgrauen Auge flog auf den Alten und dann auf mich, mir war er mehr fühl- als sichtbar. Ich hielt mich in strenger Zucht, so sehr in mir allerlei kochte.

„Ein Stückchen Huhn? Ich bürge nicht für eine allzugroße Güte."

„Aber das Wildkirschen-Compot ist zu empfehlen", setzte Herr Frank bei.

„Es muss herrlich sein, wenn man mit Früchten eigener Wirtschaft so den Tisch decken kann!" rief Senior aus.

„Es ist herrlich", war meine Antwort.

„Na, mein Sohn, du bist früher auf den Geschmack gekommen", sagte er und legte mir traulich seine Hand auf die Achsel. „Das war

längst auch mein Ideal, so 'n Gut zu haben und mich der Idylle des Landlebens widmen zu können. Aber ein Mann, wie der Kettenhund ans Haus gefesselt! Nun, endlich habe ich mir's anders gemacht. Du wirst vielleicht gehört haben, dass ich die Fabrik verkaufte!"

„Ich glaube, es in der Zeitung gelesen zu haben."

„Nun bin ich Freiherr und suche mir eben auch so 'nen Landsitz. Aber ich sage dir, es ist äußerst schwer, etwas Rechtes zu finden."

„Vielleicht wäre es mit einem Vermittlungs-Bureau zu versuchen", meinte Herr Frank.

„Die verkäuflichen Güter sind zumeist in einem elenden Zustande."

„Nicht wahr! Na, wie hat's auf unserem Finkenstein auch ausgesehen? Was?" Der Verwalter wendete sich an mich zur Bestätigung. „Herr von Hausler, ich sage Ihnen, Sie würden Finkenstein nicht wieder erkennen, wenn Sie es in dem Zustande vor drei Monaten sehen möchten! Das hat Sorgen und Arbeit gekostet — ich bitte Sie. Schon manche Wirtschaft habe ich eingerichtet, so eigentlich zufrieden jedoch bin ich nur mit dieser. Allerdings, ein Verweser, der einer so vernünftigen Herrschaft sich erfreut, hat leichtes Spiel. Denken Sie sich einen Herrn, der nichts versteht und der überall und in allem dahintersteht: So wünsche ich's! So muss man es machen! — und wenn's misslungen ist, dem Verwalter die Schuld gibt. Das ist schon gar reizend!"

„Frisches Wasser!" bestellte ich von der Magd.

„Ich gestehe offen", sagte Senior, „Finkenstein würde ich kaufen."

„Es ist nicht feil", sagte ich.

„Man könnte ärgerlich werden", lachte er, „im ganzen Land findet man keinen Besitz, der begehrenswert erschiene und alle wollen verkaufen. Und der erste, den man haben möchte, ist nicht feil. Vielleicht machen wir doch noch ein Geschäft, Hausler und Sohn. Ob das Gut nun billig wäre oder kostspielig, es käme nicht aus der Familie."

„Frisches Wasser wünsche ich!" Und ein heftiges Schellen mit der Tischglocke. Da verstand man.

Das Fräulein hatte mit dem Nussknacker einige Haselnüsse zersprengt, aber keine verzehrt. Ihr Auge schlug sie kaum mehr auf und ich hätte eigentlich wissen mögen, ob noch dieser verdammte Funke drinnen ist. Das längliche, zarte Gesichtchen, das auf dem schlanken, weißen Halse saß und so niedliche Dinge an sich hatte, war nicht die Hauptsache; nicht einmal der Mund, dessen Lippen sich so reizend auseinanderfalteten in der Mitte, nach unten und nach oben, so dass man ein feines Zähnchen hervorblicken sah — das war nicht die Hauptsache. Der lichtglasige Augenfunke, der so sprühend war und doch so weich, nicht brennend, nur warm anglühend, der war des Teufels an diesem

Mädel. Ich hätte gerne gewusst, ob er noch da ist, aber sie hielt die Lider herabgesenkt und knackte Haselnüsse.

Senior hatte sich weidlich eingeschenkt und wurde immer gemüthlicher.

„Du erlaubst schon, Sebald, dass ich mich hier fühle, wie daheim!"

„Ist mir ein Vergnügen. Ich hoffe, dass mein umsichtiger Hauswart die Herrschaften gut untergebracht hat. Wenn etwas gewünscht wird, bitte ich, sich an Herrn Frank zu wenden. Und ich — für den Fall morgen früh, wenn die Herrschaften abreisen, schon die Pflicht gerufen haben sollte, denn es gibt jetzt im Walde zu thun — möchte mich gleich heute verabschieden."

Nun war das frische Wasser da. Senior hatte zusammengezuckt wie ein Pudel unter kaltem Guſſe, als er sich so schnöde hinauscomplimentiert sah. Aber er capitulierte nicht.

„Abreisen", sagte er, „das wird sich noch finden. Einstweilen wollen wir schlafen gehen und etwas Gutes träumen. Und das mit Finkenstein — überleg dir's, mein Sohn. Du würdest es nicht zu bereuen haben."

„Wünsche wohl zu ruhen!"

Als Herr Frank die Gäste in ihre Appartements untergebracht hatte, kam er noch zu mir, um zu sehen, ob das Zimmer wohl durchwärmt sei. Dann wühlte er mit dem Haken in der Ofenglut und beim Fortgehen meldete er, die Leni bestimmt zu haben, fürder meine Kleider zu besorgen und die Fußbedeckung zu reinigen. Ich habe ihm etwas unwirsch gute Nacht gesagt. Die Sachen sind wohl auch früher ohne Leni besorgt worden.

Es war eigentlich ein abscheulicher Tag, das. Indem man es so zu Papier bringt und überblickt, ist es, als verdichteten sich die zufälligen Einzelheiten zu einem Schicksal. Und der Herbststurm wird nicht müde, an meinen Fenstern zu rütteln. Heute das erstemal ist mir unheimlich auf Finkenstein. Wie? Auch noch um Mitternacht keine Ruhe? — Es klopft.

Jawohl, es hatte geklopft in jener Mitternachtsstunde, ganz leise zuerst an der Thür, dann vernehmlicher, und dann nicht mehr. Ich warf das Tagebuch zu, zerrte mir die Stiefel von den Füßen — es geht auch ohne Schackerl — und wollte gerade die Lichter auslöschen, als die Thür kraxte und eine Spanne weit aufgieng.

„Was ist?!"

„Da öffnete sie ganz und trat ins Zimmer. Die Durassel, fast im Nachtkleide, nur mit einem Tuche eingehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen. Das Tuch hielt sie mit der Hand vorne krampfhaft zusammen,

seine Ecken hiengen hinab bis zu den Knöcheln. Über den Kopf war es so weit vorgeschlagen, dass das Gesicht tief drinnen fast verdeckt schien.

Nur die Augen leuchteten hervor, wie zwei Phosphorlichter für sich. Und dann begann sie zu flüstern: „Sebald, vergib mir und denke nichts Schlechtes. Ich muss dich sprechen. Er schläft, ich habe das Schloss umgedreht. Ich will dich warnen. Weißt du, wie er von dir denkt?"

„Das weiß ich. Wenn Sie nichts anderes zu berichten haben —"

„Es war mir empörend, wie schlangenlind er sich heute an dich heranmahen wollte. Ich danke dir, dass du ihm nicht Gehör gegeben hast. Lasse dich durchaus nicht mit ihm ein. Der kann kein Schloss mehr kaufen."

„Nun", sagte ich, „wenn es so wichtige Dinge zu besprechen gibt, da wollen wir doch neben einander Platz nehmen. Bitte schön. Wenn es sehr wichtige Dinge sind, da entschuldigt sich auch das Negligé. Was sagt Hauslers Erbin? Er kann kein Schloss mehr kaufen?"

„Eben ja, ich meine nur. Ich weiß es ja nicht, wie das zugeht. Mir scheint, er macht alle Bestimmungen wieder rückgängig. So muss er doch nichts mehr haben."

„Hat er am Ende auch — Sie enterbt?"

Sie schrak ordentlich zusammen. „Aber nein", hauchte sie. „Wie du mir nur vorkommst, Sebald! Warum sagst du denn — Sie zu mir? Ich weiß ja, dass ich nicht ohne Fehler bin. Mein Gott, wer wäre es denn? Ich vermuthe es auch nur und es bleibt unter uns. Aber, dass er sich bei dir wieder einschmeicheln will, um das Vermögen an sich zu reißen, das er dir nothgedrungen gegeben hat — es scheint mir völlig sicher. Du weißt nicht, wie er über dich spricht. Er hasst dich, so wie ich ihn hasse. Dich will ich retten, Sebald. Ich bin furchtbar unglücklich deinetwegen, wie ich dich da gefunden habe in diesem alten Landschlosse, lebendig begraben. Sebald!"

Das Tuch sank ihr über das Hinterhaupt zurück, mit den nackten Armen, so wie sie mich einst auf dem Balle umarmt, umschlang sie jetzt meinen Nacken. „Sebald, lass Vergangenes vergessen sein und lass mich wieder bei dir sein."

Lechzend hat sie mich angeschaut.

Da bin ich natürlich weich geworden, und ein Humor, der seit langem nicht mehr mein war, flog mich an.

„Mich dünkt, du bist wirklich das süße Kätzchen noch. Nein, bei einem solchen darf man das Du nicht verlernt haben. Das wäre dumm. Du bist ja sehr schlau, und das gefällt mir. Siehe, einst hat ein thörichter Bursche um die Liebe einer Schönen gebettelt. Dabei hat sie ihm gerade ein bisschen in die Taschen geguckt. Und als sie gesehen, dieselben wären nicht ganz so vollgespickt, als jene des Herrn Papa —

da hat sie gemeint, die Alten hätten treuere Herzen als die Jungen, und hat sich an den Papa gehalten. Und hat ihm wohl auch die Augen geöffnet, dass der Junge ein Taugenichts ist, ein halbverrückter Mensch, ein Schwärmer, der für nichts weniger als ein großes Geschäft tauge, der nur Unheil und Unfrieden stiftet und der sich mit einer kleinen Abfertigung auf seinen erträumten Glückweg machen solle. Wie?"

„Aber nein, Sebald, das habe ich nicht gethan, das habe ich wirklich nicht gethan", antwortete sie in flehendem Tone.

„Aber Katze, wer sagt denn, dass du das gethan hättest! Du bist ja eine reizende Katze. Ich erzähle nur eine kleine Geschichte. — Und siehe, also ist die Schöne beim Alten geblieben. Da trug es sich zu, dass der Alte sein Geld verlor, verspielte oder sonst verthat und dass der Junge ein hübsches Schloss hatte. Siehst du, und was die schlaue Schöne jetzt that, das gefällt mir. Weil der Alte schlief, sperrte sie ihn ins Zimmer ein, gieng zum Jungen zurück und gestand ihm, dass sie ihn liebe."

„War sie noch jung und schön?" fragte mich die Katze.

„Und ob sie schön war!"

„Nun, und was hat der Junge gesagt, als sie zu ihm kam?"

„Herzlein, das will ich dir schon erzählen."

„Sei lieb, Sebald!" schmeichelte sie und hat sich enge an mich angerankt, dass der süße Duft ihrer Haare mich fast ersticken wollte.

„Nun, was er gesagt hat, meinst du? Er hat gesagt: Schöne, du bist mir sehr willkommen. Aber bedenke, es kann morgen irgendwo einer sein, der zwei Schlösser hat — du sollst nicht gebunden sein."

„Quäle mich nicht, Sebald. Ich kann ohne dich nicht leben."

„Nun, vielleicht geht es doch. Etwas wird dir der Alte doch aussetzen können."

„Du glaubst es nicht, wie sehr ich ihn verabscheue!"

„Ich kann mir's beiläufig denken. Ein bankerotter Mann."

„Aber das allein ist es ja nicht."

„Ich verstehe dich, und du siehst, dass ich Mitleid mit dir habe." —

Am nächsten Morgen hatte Herr Frank Auftrag, aus Gug den Wagen holen zu lassen. Mittlerweile erwachten die Gäste, machten sorgfältig Toilette und frühstückten. Als dieses geschehen war, machte der Verwalter aufmerksam, dass im Hof ihr angespannter Wagen stehe. Senior protestierte, er habe mit seinem Sohne zu sprechen.

„Der gnädige Herr sind früh morgens verreist."

„Wohin?"

„Unbekannt."

„Wann kehrt er zurück?"

„Unbekannt.“

„So hol euch der —“

Seniors sonst so weltmännischer Tact soll beim Abschiede einiges zu wünschen übrig gelassen haben.

Vom Fenster meines Zimmers aus blickte ich dem offenen Wagen nach. Der alte Herr saß sehr aufrecht. Die Durassel schmiegte sich in die Ecke, dass ihr Sammthütchen mit der Vogelleiche kaum zu bemerken war. Und als der Wagen hinter der Ecke der Parkmauer verschwunden, gieng ich hinaus in die reine Luft.

Es war ein krystallklarer Herbsttag. An den fernsten Bergen glaubte man die einzelnen Bäume und Steine sehen zu können. Die Höhen leuchteten in frischem Schnee. In den Schatten des Gebäudes lag Reif und der Hofbrunnen hatte Eiszapfen. Die Luft war ganz ruhig, von den halbkahlen Bäumen tänzelte dort und da ein Blatt nieder, und als die Sonne höher stieg und den Frost löste, da war das Spiel wie gestern, und doch ganz anders. Knisternd begannen an den Bäumen die gelben Blätter zu fallen, dichter und dichter, senkrecht auf die Erde, dass unter jedem Baum, der noch Laub gehabt hatte, bald eine feuchte Schichte lag. So erntet der Herbst — unerbittlich.

Mitten im sonnigen Garten blieb ich stehen und gab acht darauf, wie mir war. Gab's nicht auch in mir Eiszapfen, wo gestern noch warmes Blut rann? Und dieses Weib wollte ich einst zu meiner Frau machen! Es wäre geschehen, wenn mir sie Senior nicht entwunden hätte. — Man sollte seinen Eltern immer dankbar sein. Ich gieng in die Stallkammer, ob nicht der Schackerl heimgekehrt sein würde. Er war nicht da. Und sein Bett war auch nicht mehr da. Herr Frank hatte es aufheben lassen.

Sechs Tage nach seinem Verschwinden ist ein Briefchen da:

„Wohlgeborner Herr Hausler!

Ich bin halt verführt worden, bei der Nacht abgefahren und hab' nicht die Kurasch, dass ich heimgeh'. Ich bitte um Verzeihung und danke für alles Gute. Dem Peter seinen Schreibnamen weiß ich nit, ich lass ihn grüßen und ersuchen, er sollt' so gut sein und mir, wenn er Zeit hat, meine Sachen zum Franzwirt tragen. Die Kleider sind im Bedientenzimmer, ein paar Stiefel sind noch in der Stallkammer. Dem gnädigen Herrn wünsche ich alles Gute, werd's wohl mein Lebtag nimmer so gut haben, und bin mit Dankbarkeit

der Jakob.“

Da haben wir's denn. Verführt ist er worden und deswegen muss der Thor bei Nacht und Nebel davon. Bei solcher Mode gäbe es in

der Nacht mehr Wanderer, als am Tage. Ein Kind, das aus Sodom und Gomorrha rein hervorgeht, wird von einer ländlichen Unschuld verführt. Und soll man jetzt mit ihm „Adam wo bist du?“ spielen. „Heim“ nennt er Finkenstein. Dieses Wort ist mir ein Licht, ihn zu suchen! — Der Peter, das ist der Ochsenknecht, von dem weiß er den Schreibnamen nicht und er selber — hat keinen. Die Mutter konnte ihm keinen geben und der Vater wollte ihm keinen geben. Hat seine Ziehmutter, die Obstlersfrau, nicht Kirchner geheißen? Also einstweilen: „Lieber Jakob Kirchner! Der Peter wird dir deine Sachen nicht bringen. Du wirst persönlich kommen, um sie zu holen und mit deinem Herrn abmachen, wie es Schick ist.“

Allein, bevor diese Zeilen abgeschickt wurden, nahm ich Hut, Mantel und Stock und gieng selber. Es gibt ja eigentlich nichts zu thun für mich, als etwa verführte Knaben heimzuholen. Im Tage lag dichter, frostiger Nebel, die kahlen Baumzweige und die dürren Halme hatten kleine Borsten bekommen auf und auf — feine Eisnadeln. Auf dem Feldweg waren Tapfen von Menschen und Thieren hart gefroren, dass sie fast klangen an den Schuhen. Mir war frisch und wohlgemuth.

„Ist nicht ein Schackerl hier?“

„So viel Sie wollen!“ antwortete der Franzwirt. Der Junge arbeitete im Stall. Die Braunen waren nicht zu Hause, er hatte gebeten, ob er den Pferden nicht frisches Stroh in den Stall legen dürfe. Jacke und Hut hatte er an die Stallthürklinke gehangen, in seinen weiten Hemdärmeln hantierte er flink, zerrte mit einer Kraue das Haferstroh zurecht, das er den Pferden gestreut hatte. Sein Haar hieng nicht mehr in einer langen Locke nach rückwärts, es war kurz geschnitten, nur an der Stirn stand ein Schöpfchen auf. Das ist wohl der Kamm, der diesem Hahne nun gewachsen zu sein scheint. Sein munteres Gesicht sah nicht besonders büßermäßig aus. Als er mich in der Thür stehen sah, richtete er sich auf, lehnte den Krampen an die Wand und machte eine Handbewegung, als ob er den Hut vom Kopfe ziehen wollte.

„Schackerl, was treibst du denn?“

„Ich hab' dem gnädigen Herrn einen Brief geschrieben“, sagte er, gleichsam, als ob alles weitere Gerede überflüssig sei.

„Junge, du wirst mit mir nach Finkenstein gehen.“

Der Ton dieses Wortes war zu weich — mehr Bitte als Befehl. Der Schackerl antwortete: „Wenn mir der Herr nichts nachtragt, so gehe ich schon mit. Aber mit dem Frank will ich nichts zu thun haben.“

„Der geht dich nichts an. Du bist für mich. Er hat sein Gesinde und da soll ihm nicht dreingeredet werden. Du gehörst nicht dazu. Ich will dich um mich haben. Du wirst freie Zeit haben und kannst sogar etwas lernen, wenn du willst.“

„Wenn ich im nächsten Jahr das Pflugführen lernen kann, so ist's mir recht. Will mir nimmer nachsagen lassen, dass ich nur Brot essen kann, aber keins anbauen. Ja, das haben sie gesagt!"

„Ich dächte, du könntest auch anderes lernen. Zum Beispiel die Buchführung, oder eine fremde Sprache. Oder etwas Naturgeschichte."

„Wenn ich die Landwirtschaft lernen könnte und vielleicht ein bissel geigen."

„Geigen?"

„Der Lindwurm-Michel kann auch geigen."

Nun, das war der erste Theil unserer Verständigung. Unterwegs nach dem Schlosse wurde er fröhlich über die „verzuckerten" Bäume und Sträucher, die weiß im grauen Nebel standen. Vom armen Sünder war verdammt wenig zu merken. Ich habe es länger nicht ausgehalten und ihn unmittelbar befragt nach seinem Vergehen. Er möge mir nur treuherzig alles mittheilen, auch mir wäre die Menschennatur nichts Neues —

Nun, so hat er mir treuherzig alles mitgetheilt und ich will versuchen, es ordnungsgemäß zu erzählen.

Schon seit paar Wochen habe er einen Briefwechsel gehabt und habe der Michel geschrieben, ehe wenn er an seinem Brustleiden in der Stadt stürbe, gieng' er heim nach Sesam. Und er, der Schackerl, habe darauf geantwortet: Recht hast. Krank oder gesund — geh' heim! — Und dann am Abende zu Allerheiligen, als der Schackerl nach dem Nachtmahl in seine Stallkammer geht — oft, denkt er sich, werde er hier nicht mehr schlafen, weil er Kammerdiener ist — merkt er, dass im Hofe, hinter der Streumoosschichte, etwas hockt. Er guckt, und ist's der Lindwurm-Michel.

„Da bin ich", sagt dieser, „jetzt sorge, dass ich irgendwo schlafen kann. Ich hätte ja in Gug übernachten können, habe aber kein Geld. Mein Schaltuch hab' ich schon verkauft, sonst hab' ich nicht viel mit."

Der Schackerl ist zuerst nicht wenig erschrocken und denkt, jetzt lauft dieser kranke Mensch bei solchem Wetter herum.

„Wohin willst denn?"

„Aber natürlich heim nach Sesam. Du musst mir weiterhelfen, sonst weiß ich mir niemand. Meinen Brüdern hab' ich nichts gesagt, die sind so viel stolz geworden. Ich mag nicht mehr bleiben in dieser schrecklichen Stadt. Ich will heim und Bauer werden."

„Aber — dein Kranksein?"

„Jetzt ist's schon besser. Ich gehe ganz leicht, bin gar nicht müde, am liebsten möchte ich die ganze Nacht laufen, um morgen früh daheim zu sein."

Diese Worte lallt er fast nur mehr und im nächsten Augenblick schläft er. Der Schackerl bringt ihn mit Noth in sein Bett und legt

sich dann zu ihm. Fünf oder sechs Stunden werden sie selbander geschlafen haben wie zwei Rübensäcke, da regt sich der Michel und steht auf.

„Gib Ruh', Michel und schlaf!"

„Ich mach', dass ich weiter komm."

„Jetzt willst du fort, jetzt bei der stockfinstern Nacht?"

„Ich kann nicht mehr schlafen. Bin ganz frisch und heut' mittags will ich daheim sein."

„Michel, da kannst du machen, was du willst. Du bist krank gewesen, und allein lass' ich dich nicht weiter."

„So geh' mit, Schackerl."

„Gut, Michel, ich geh' mit dir. Meine Pferde haben sie mir ohnehin weggenommen. Hab' eh nix zu thun, als dem Herrn die Hosen ausklopfen, das kann wer anderer auch thun — ich gehe mit dir, bis du daheim bist."

Demnach sind sie auf- und davongegangen und das war's, wie der Junge verführt worden ist. So hatte ich mir die Geschichte nicht gedacht. Als es tagte, hatten sie die stundenlangen Rabenschluchten schon hinter sich, aber dort legte der Michel sich plötzlich ins feuchte Heidekraut. Armselig soll er dagelegen sein in seinem grauen, verschobenen Studentengewand, abgemüdet und verhärmt. Was soll man jetzt machen? Soll man in dieser Wildnis den armen Menschen versterben lassen?

„Geh voran, Schackerl", murmelt er, „beim Staudenwirt kannst auf mich warten. Ich komm' schon nach." Und liegt mit halbgeschlossenen Augen dahin. Der Schackerl hebt mit seinem Hute aus dem Bach Wasser und gießt es dem Ohnmächtigen in das Gesicht. Der zuckt ein wenig, hebt den Arm: „Lump! Was hab' ich — dir gethan?"

Der Schackerl läuft rathlos wegs auf und ab und ist ihm weh, dass der Freund den Wasserguss für eine feindselige That gehalten. Endlich, hinter der Bergböschung sieht er ein Haus. Dort heißt es „zum Staudenhansel" und ist 's ein Wirtshaus. Und dort hat er Leute aufgetrieben, die ihm den Studenten ins Haus tragen halfen, und Nahrung, um den Erschöpften, der weiß Gott wie lange schon nichts gegessen, zu laben.

Am Mittag wandern sie weiter, einem rasenden Sturmwind entgegen, der aus den Hochthälern hervorbricht. Gegen Abend sind sie in eine freie Gegend gekommen, in eine Hochebene, die von finsteren Bergsockeln begrenzt ist; wie hoch diese Berge aufsteigen, habe man nicht sehen können, denn die Wolken hiengen tief herab. Da gibt es Bauernhöfe und das ist Sesam.

Dann hat mein Schackerl mit großer Lebhaftigkeit die Ankunft im Lindwurmhof erzählt. — Die Hausmutter ist eben vor der Thür beschäftigt gewesen, an einem Holzstoß Scheiter aufzunehmen, um sie für

das Herdfeuer ins Haus zu tragen. Da sieht sie die beiden daher kommen und erkennt ihren Michel. Die Scheiter fallen aus ihren Armen, dann läuft sie ins Haus, kommt sogleich wieder hervor, streicht mit der Schürze ihre rechte Hand ab und gibt sie dem heimkehrenden Sohn.

„Was ist denn das?“ sagte sie. „Ist denn das Jahr schon aus? Eper aussehen thust!“

Der Junge eröffnet ihr unumwunden, durchgegangen wäre er. Nun sei er da, und gehe nicht mehr fort, und eher ließe er sich schlagen. Geschluchzt hat er dabei und sie — die Mutter — man kann sich's denken.

Und als sie in der Stube beisammen sind, sagt sie: „Gott sei Lob, dass du daheim bist. Ich hab' keine ruhige Stund' gehabt, weil ich dir's wohl angesehen, wie hart du von heim fort bist und dass du krank bist gewesen. Und hab' mir's wohl gedacht, dass es so wird kommen. Der da ist leicht auch ein Student?“

„Der heißt Jakob und ist mein Freund.“

Nun aber der Vater! Er ist im Augenblick nicht da, ist in der Kornmühle.

„Heut' kannst dich ihm nit aufzeigen, ist in schlechter Laune, weil er wieder einen Brief bekommen hat, dass die zwei älteren Studenten Geld brauchen. Schon wieder Geld und alleweil Geld. Und daheim ist niemand zum Verdienen. Da wird er halt auch verzagt.“

Und erlaubt sich der Schackerl zu sagen: „Vielleicht ist gerade darum jetzt der rechte Zeitpunkt, dass er's erfährt: Ein geldfressender Sohn weniger, und ein Verdienender daheim mehr.“

Und wie der Alte hernach kommt, recht tief gebeugt von dem Mehlbottich, den er auf dem Rücken hat, da sieht er wohl gar nicht so lustig drein, der Lindwurm, wie dazumal beim Franzwirt in Gug. Vielleicht ist es auch der Mehlstaub, der ihn blass macht, oder die Arbeit, weil die Dienstboten an solchen Tagen nicht angreifen wollen und der Bauer selbst sein bester Knecht sein muss.

Nun sieht er den Michel. Er schaut ihn an und sagt nichts.

Der Michel hält ihm die Hand hin: „Lieber Vater. Es soll das letztemal gewesen sein, dass Ihr am Feiertag Mehl tragen müsst.“

„Michel! — Aber Michel! Du wirst mir doch keine Schand' machen und etwan gar ausspringen?!“

„Mein Gott, Schand machen!“ ruft die Mutter dazwischen. „Wo uns eh die Nachbarsleute schon ausgelacht haben, dass wir die starken Buben in die Stadt schicken und uns alte Leut' selber zu Tod rackern.“

Und was geschieht jetzt? Der Lindwurm stolpert rasch zur Thür hinaus und bleibt fort, bis es finster wird. Und wie der Michel in der Stube die Talgkerze angezündet hat, dann seine Stiefel auszieht und sich

auf die Bank legt und dem Freunde räth, er soll es auch so machen, da kommt der Alte herein.

„Wo ist er denn?“ brummt er und blickt scharf umher, „ah, da auf der Bank lasst er sich's gut sein, natürlich! Du Michel, jetzt hör', was ich dir sag'. Du taugst nit in die Stadt, du gehst mir nimmer hinein. Kein Wort will ich hören, du bleibst von heut' an daheim im Lindwurmhof und wirst arbeiten gleich einem Knecht! Hast's gehört?“

Das ist nicht übel, Lindwurm, ich halte dich für einen klugen Mann. Jetzt werden die Sesamer nicht sagen, der Junge ist aus der Schule gesprungen. Jetzt wird es heißen, im Lindwurmhof geschieht es doch noch immer, wie der Alte will. Du wirst Bauer! hat er gesagt zum Studentl, und heim hat er müssen!

Am nächsten Frühmorgen regiert der Michel schon in den Ställen herum, begrüßt vor allem den Schimmel, streichelt die Kälber, die Kühe, die Ochsen und versichert sie, nun gänzlich bei ihnen bleiben zu wollen. Dann zeigt er dem Schackerl, der an diesem Tage fort wollte, aber nicht fortgelassen wurde, alle Merkwürdigkeiten des Hofes, mischt sich fröhlich unter die Dienstboten, hantiert in der Tenne mit dem Dreschflegel, in der Streuhütte mit der Stallgabel, in der Futterkammer mit dem Strohschneidestock, mit dessen scharfem Messer er sich ohne weiteres eine Figerspitze wegschneidet. Das Blut quillt nur so hervor, die Mägde wollen es mit Spinnweben stillen, die Knechte rathen, dem Michel kaltes Wasser an den Nacken zu gießen, der Schackerl reißt seinen Riemen vom Leib und will den Arm unterbinden. Der Michel aber lacht und meint, sie sollten's nur herauslassen, das wäre lauter Stadtblut. — Zum Verwundern frisch und lustig ist der Bursche, der wenige Tage vorher noch so bedenklich brustleidend gewesen sein soll.

Dann ist es recht gemüthlich worden im Lindwurmhof, der Schackerl ist als alter Gläubiger des Bauers anerkannt, dann aber auch ausbezahlt worden. Und nun bleibt er im Hof noch fast drei Tage lang, und der Michl geigt auf seiner „alten Raunzen“ dem Freunde zu Ehren lustige Landler. Der Lindwurm ist in seinem verschlissenen Werktagsgewand viel demüthiger, als wenn er mit dem Schimmel und drei Buben in die Großstadt fährt. Und sie, die Wurmin ist gar ein gütiges Weib, das keinem Käfer etwas zuleide thun kann, geschweige einem Wurm, sei es nun Vater oder Sohn. Die Thiere laufen ihr nur so zu; wenn ihre Stimme lockt, da ist alles um sie voll Kälber, Schafe, Schweine, Hühner und selbst die Kaninchen kommen aus ihren Verstecken hervor und machen auf den zwei Hinterfüßen der Hausfrau ihre Aufwartung. — Dann noch das Haustöchterlein, aber von dem hat mein Schackerl auffallend wenig erzählt. Nur ganz nebenbei bemerkt, dass der Michel seine Studentenhaar stutzen gemusst, weil das Liserl keine

langen Haare leiden könne. Und weil der Hausvater schon einmal bei der Schur gesessen, habe sich auch der Schackerl der überflüssigen Hauptsachen entledigen lassen.

Am dritten Tage läſst sich der Schackerl nicht mehr länger halten und der Lindwurm begreift es, daſs ein dienender Geist, und selbst wenn es ein Stallmeister oder gar Kammerdiener wäre, füglich nicht viel länger als vier, fünf Tage ohne Erlaubnis ausbleiben kann!! Er läſst also den Michel den Schimmel an den Schlitten spannen, denn Sesam ist in Schnee gedeckt, und seinen Freund herabkutschieren bis zum Staudenhansel. Dort hört der Schnee auf und der Schlitten muſs umkehren. Natürlich hat der artige Schackerl versprochen, bei nächster Gelegenheit wieder beim Lindwurmhof vorzusprechen. —

Der Weg von Gug bis Finkenstein war noch nie so kurzweilig gewesen, als unter diesen Erzählungen des Jungen. Jetzt ist mir nicht mehr bange, daſs die Zeit vergeht, auch an Winterabenden. Wenn er nur erst warm wird, mein Junge, dann packt er vielleicht doch auch intimere Geschichten aus. Noch nichts erlebt haben in solchen Jahren — lächerlich!

Herr Frank hat viele Anschaffungen gemacht und besonders auch Jungvieh und Futter für dasselbe über den Winter, ebenso Roggen, Weizen, Fett und einen Schlagochsen für Haus und Gesinde. Solche Einkäufe sind jetzt am günstigsten. Im nächsten Jahre hofft er ohne sie auszukommen. So ist er heute bei mir gewesen, um Geld in Empfang zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit deutete er sein Erstaunen an, daſs der Stalljunge (das war sein Ausdruck) wieder aufgenommen worden ist. Die Knechte hätten gelacht über seinen gerupften Schädel und daſs er jetzt schon aussehe, wie der richtige Galgenvogel.

„Lassen Sie das gut sein, Herr Frank."

„Aber natürlich geht's mich weiter nichts an, als daſs ich eben auch für die Moral auf dem Hofe, für den Vortheil der Wirtschaft, besonders aber für die Sicherheit meines Herrn zu sorgen habe."

— Die Sicherheit —?

An der Thür klopfte jemand. Auf das Herein erschien der Kopf einer jungen Magd, der sich jedoch im Augenblick wieder zurückzog.

„Es ist nicht so leicht, unter den Leuten Ordnung zu halten", bemerkte der Verwalter noch, „man glaubt nicht, wie viele Corruption und Intrigue auch schon unter dem Gesinde herrscht. — Ich danke, Herr, den Empfangschein werde ich heraufschicken."

„Der Ordnung wegen — gut."

Als er hierauf durch die Nebenthür abgegangen war, kam die Magd unsicher, ängstlich herein. Sie hatte ein schwarzseidenes Tuch um

den Kopf gebunden und unter dem Kinn geknüpft, wie die Weiber es an Sonntagen für den Kirchenweg machen.

„Suchen Sie den Herrn Verwalter?“

„Gott behüte mich. Den gnädigen Herrn suche ich auf, weil ich gehe.“

„Fort wollen Sie? Meine Liebe, das geht mich nichts an, das haben Sie alles mit Herrn Frank abzumachen.“

„Einzig nit. Und wenn Sie mir den Kopf abreißen.“

„Was gefällt Ihnen denn nicht auf Finkenstein? Ist Ihnen der Lohn zu gering, oder die Arbeit zu stark, oder die Kost zu schlecht?“

„Wenn ich reden darf: Der Lohn ist nit hoch, die Arbeit nit leicht und die Kost nit gut. Deswegen will ich mich aber nit beklagen, weil's anderswo auch nit alles gut ist. Just darum meld' ich mich beim gnädigen Herrn, gegen den wir keines was haben, und dass er nit glauben soll, ich wär' ein hoffärtiges Ding.“

„Ja, also, warum wollen Sie denn fort?“

„Mehr kann ich nit reden und will ich nit reden. Bedank' mich schön für alles und wenn ich das Bissel Lohn vom Herrn Frank seiner Hand nehmen soll, da pfeif' ich lieber drauf. Von dem will ich nichts. So, jetzt hab' ich's gesagt.“

Also gegen den Verwalter haben Sie etwas. Wissen Sie, meine Liebe — ich mische mich da nicht drein. Ich mische mich wirklich nicht drein. Vielleicht ist er nur zu knauserisch, der gute Herr Frank, wie? — Die Tugend soll auf dem Dorfe ja größer sein, als die in der Gesellschaft, nun so wird sie auch etwas theurer zu stehen kommen.

Das ist ja ganz verteufelt langweilig, auf einem solchen Landnest im Winter. Außer dem allerdings recht liebenswürdigen Geplauder des Herrn Frank bei Tisch keine Anregung; außer den Geigenübungen Schackerls im Nebenzimmer keine Kunstgenüsse. Lectüre? Pah, Romane sind nur erträglich für Leute, die noch nicht Welt kennen. Ist alles dummes, unmögliches Zeug, was die Herren zusammenschreiben. Die landwirtschaftlichen Studien, sehe ich ein, werden aus Büchern allein nicht gemacht, sie müssen auf den Sommer verschoben werden, wo man sie gleichzeitig auch praktisch betreiben kann.

Der Verwalter ahnt diese tödliche Leerheit. Etwas Nimrod wollte er in mir züchten, aber der gedeiht nicht recht. Vor einigen Wochen habe ich einen Rehbock getroffen, nein, das war zu komisch, dass ich ihn wirklich traf! Habe das Vergnügen aber mit einem Schnupfen bezahlen müssen, den ich heute noch nicht los bin. Vom Fenster aus habe ich mit dem Schrotgewehre ein paar Wildtauben geschossen, die

mir Herr Frank auf den Eschbaum geködert hatte. Ist auch nicht viel Spaſs daran. Für den Jagdsport bin ich zu wenig brutal. Finde kein Vergnügen an diesem Hinmorden unschuldiger Thiere und das umso weniger, als man wunderselten eines trifft.

Was gäbe ich jetzt manchmal für das Café Centrale! —

Und da die Tage immer noch kürzer und die Abende immer noch länger werden, so hat Herr Frank ein besonderes Wintervergnügen für mich ersonnen.

Theater! Aus dem Gesinde und etwa aus Leuten umliegender Bauernhöfe will er eine Truppe zusammenbringen, die Komödie spielt. Einige waren sofort dafür zu haben; sie hatten, glaube ich, schon früher mitgethan, wenn etwa „Genofeva", oder „der bairische Hiesel" zur Darstellung kam. Herr Frank will höher hinaus, nach seinem Kunstprincipe ist das Theater kein Hörspiel, sondern ein Schauspiel.. Nicht was dabei gesprochen wird ist wesentlich, sondern was es zu sehen gibt. Ich finde das sehr richtig. Vor allem schöne Menschengestalten — dem Grundsatze nach, daſs der Mensch das Schönste der Schöpfung ist. Natürlich nicht verunstaltet durch Kleider, am wenigsten solche, wie sie in unserer Zeit modern sind. Es ist reiner Vandalismus, ein schönes Frauenbild mit Tüchern oder Leinwandlappen zu verunzieren. Herr Frank hofft, daß die Dorfschönen — immerhin mit Ausnahmen natürlich — weniger prüde sind, als so manches Stadtdämchen, dessen Sittlichkeit lediglich in einem guten Decorum besteht. Wie die Leute von der „schönen Helena" hören, sind sie Feuer und Flamme. „Ist halt doch ein christlicher Mann, unser Herr Verwalter", sagte der alte Simon, „daſs er auf die heilige Helena was gibt, die das Kreuz erfunden hat." Dieser Irrthum steht wohl nur vereinzelt da.

Die Proben sollen nächstens beginnen. Der große Festsaal wird hergerichtet, und soll die gründliche Ausheizung bald beginnen.

Mein Intendant stößt auf Schwierigkeiten. Dieses Landvolk ist aber auch zu beschränkt. Und wie sehr fehlt's an Bildung! Nicht ein einziger ist, der die Historie von Paris und der schönen Helena kennt, geschweige von der Operette eine Ahnung hätte. Als ihnen Herr Frank die Sache kurz erklärt, wollte es nicht in den Kopf und sie thäten nicht mit. Er versprach ihnen Spielhonorar, dessen Höhe er bei den Weibern von der Schürzung der Röcke abhängig machte. Denn insoweit hätte er einige beisammen, die man der Königin nöthigenfalls als Hofdamen beistellen könnte, bei denen aber freilich die griechische Schönheit durch die bäuerliche Gesundheit ersetzt werden muſs. Aber sie wollen nicht. Der Hinweis darauf, daſs die Vorstellung in geschlossenem

Zirkel, „ganz unter uns" stattfinden würde, hat nicht die mindeste Wirkung. Selbst die Männer opponieren so stark, dass außer einem Paris keiner zu haben ist; am wenigsten wäre ein Menelaus aufzutreiben. Hingegen, beim Krippelspiel, beim Passionsspiel, beim Paradiesspiel hatte man schon mitgethan. Eine unglaubliche Versumpfung!

So muss Herr Frank die schöne Helena fallen lassen. An das Paradiesspiel denkt er. Das ist die bekannte Geschichte von Adam und Eva und dem Sündenfall. Das Textbuch haben sie von einem alten Häusler. Es sei eine sehr einfältige, theils ganz bigotte Bauernmache, sagte mir der Verwalter, aber es sei etwas daraus zu machen, das sich sehen lassen könnte. Bis Neujahr getraue er sich die Sache auf die Bretter zu stellen. Um die Wiederholungen sei ihm nicht bange. Ich erbot mich, Costümbilder kommen zu lassen. Der Verwalter meint, man brauche keine. Die Vielseitigkeit des Mannes ist wahrlich zu bewundern. Und diesen Muth, der alle Schwierigkeiten überwindet.

Ich bin nun wirklich einigermaßen in Spannung auf unsere Theatersaison.

Die Rollenvertheilung hat stattgefunden. Das war eine Ochsenarbeit! Am wenigsten Schwierigkeiten machte Gott Vater. Der alte Simon übernahm ihn bedingungslos und studiert schon die Rolle. Bei dem Adam dachte ich an den Schackerl, davon wollte aber der Intendant schlechterdings nichts wissen, dieser Mensch würde alles verderben. Der Sohn des Leinwebers zu Gug gibt den Adam. Für die Eva meldete sich das gesammte Frauenpersonal, mit Einschluss der alten Dorl. Herr Frank hat Humor genug gehabt, dieser Bewerberin zu sagen, mit größtem Vergnügen würde er sie bevorzugen, wenn es ihrer großen Familie zuzumuthen wäre, die Pflegerin so lange zu entbehren, bis diese die schwere Rolle lerne und über die zahlreichen Proben hinauskomme. Geschmeichelt hat sich die Alte zurückgezogen zu ihren Schweinen. Schwieriger war es schon, die Leni zu beruhigen. Ihre Eva wäre zu massiv ausgefallen, aber sie verzichtete erst, als der Intendant sie zur Chorführerin der Engel ernannte. Die Eva bekam ein junges, schmächtiges Mädchen, das erst der Schule entwachsen ist. Es versieht sonst im Hofe den Dienst einer Küchengehilfin. Vom nächsten Frühjahre ab hat der Verwalter sie als Weidmagd bestimmt, mit Aufbesserung. Der Chor der Engel kam mühelos zusammen, dazu eignen sich sowohl Knaben als Mädchen. Die größten Unannehmlichkeiten machte der Teufel. Den wollte keiner spielen, und ist doch eine so dankbare Rolle. Schließlich übernahm sie Herr Frank selber. „Aus Liebe zur Sache", wie Schackerl munkelt. Als das nun gut war, stellte es sich heraus, dass auf eine wichtige Rolle vergessen wurde, die im Paradiesspiel durchaus nicht fehlen

darf, weil von ihr der Schlusseffect abhängt. Der Erzengel, der mit flammendem Schwert das gefallene Menschenpaar aus dem Paradiese treibt. Die ganze Gesellschaft verlangte den Kammerdiener, Herr Frank konnte weiter nicht widerstreben, doch der Schackerl wollte nicht dabei sein. Fast verdarb diese Weigerung auch anderen die Freude und stellte das ganze Unternehmen in Frage. Da beredete ich den Jungen, er solle doch nicht fade sein und schon „aus Liebe zur Sache“ die Rolle übernehmen. Oder glaube er, für den Erzengel nicht schön genug gewachsen zu sein? — Auf diese Spindel ist er geflogen.

Heute erzählte mir Herr Frank von der ersten Probe. Das sei zum Verrücktwerden. Komischeres könne nicht mehr gedacht werden, als wie diese quatschigen Stimmen das geschraubte Zeug herabschreien zu hören im Predigerton. Die Dichtung sei ja zum Davonlaufen. Darum alles Gewicht auf das Schauspiel. Oh, diese Figuren! der Schneider Mandel arbeite nach den Angaben, nur dünke ihm der Stoff zu wenig. „Denn hier habe ich sehr gekargt!“ raunte er mir bedeutsam zu. Recht gut machen werde sich die Kleine. Alles verderben aber werde der Kammerdiener, der mit dem alten Franzosensäbel wie verrückt umherhaue.

„Ja, mein lieber Herr Frank, das ist recht schön, doch, wenn alles spielt, wer soll denn Publicum sein!“

Da macht er eine artige Verbeugung vor meiner Person.

„Ich allein soll Publikum sein! Vielleicht wollen wir doch auch die Herren von Gug einladen, den Pfarrer, den Lehrer.“

„Ich glaube, gnädiger Herr, es wird besser sein, wir halten das ursprüngliche Programm ein und bleiben unter uns.“

Die Weihnachten hatte ich gefürchtet. Nicht etwa wegen des mangelnden Familienkreises, so sentimental ist man nicht mehr, Gott sei Dank. Allein die Gesellschaft wird vermisst in solchen Zeiten, da die Welt aus ihren gewöhnlichen Behältern überschäumt.

Nun hätten auch wir ein bisschen Leben auf Finkenstein, dank der bevorstehenden Theateraufführung. Alles rüstet sich darauf, alles sucht zu überbieten und plant heimliche Tricks, um zu überraschen. Es ist doch eigentlich sehr hübsch, wie sie bestrebt sind, mir diesen abscheulichen Winter erträglich zu machen. Nun ja, schließlich — wozu sind sie denn da, als um ihrem Herrn zu dienen?

Tritt mich heute im Garten der Verwalter an: „Wissen Sie schon das Neueste, Herr? Die Aufführung muss verschoben werden. Wenn ein

Todter im Hause ist, sagen sie, wollten sie nicht spielen. Und die ganze Todtenwoche hindurch nicht."

Es ist in dieser Nacht nämlich ein alter Bettelmann verstorben, der gestern zusprach, und dem der gütige Herr Frank gestattet hatte, auf dem Stroh zu schlafen. Nun ist die Angelegenheit fertig. Zwei Knechte sollen an den Verwalter das Verlangen gestellt haben, die Leiche landesüblich aufbahren zu lassen. Und wenn es nicht von der Herrschaft aus geschehe, so wollten sie zusammenschießen, um den alten Riegler anständig zu begraben, denn er sei ein braver Dienstbote gewesen und ihnen selber — gleichwohl sie für einen reichen Mann arbeiteten — könne es auch einmal so ergehen, dass sie auf einem Strohhaufen verstürben.

Um solchen Vorstellungen ein Ende zu machen, hat Herr Frank das einzig Richtige gethan und veranlasst, dass der Todte sofort nach Gug in die Todtenkammer überführt wurde. Nun giengen diese Knechte zu den übrigen herum und wollten sie zu einem gemeinsamen Ausstande bewegen. Herr Frank bedeutete ihnen, dass sie damit nicht etwa ihm einen Possen spielten, als vielmehr sich selber. Im Winter brauche man ohnehin keine Leute, und er werde recht froh sein, wenn sie ihre Bündel schnürten. Sollen sie gelacht und gesagt haben, der Schwächere müsse immer nachgeben und sind geblieben. — Die Winterpfründe sei noch immer zu fett für diese Leute, meinte der Verwalter. Ich sagte, er solle das hingehen lassen, und trachten, dass es bald zur Aufführung käme. „Mich macht nicht bald etwas gespannt, aber eine solche Komödiantentruppe, von einem solchen Director geleitet, wird doch der Mühe wert sein."

„Das wird's auch, Herr. Vielleicht haben wir das Vergnügen, alle Erwartungen zu übertreffen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirtin von Bornau.

Von **Heinrich Seidel.**[1])

In Bornau war eine junge, hübsche Wirtin, die besonders gut tanzte und wegen ihrer Kochkunst ringsum berühmt war. Damit war sie jedoch nicht zufrieden, denn der Ehrgeiz plagte sie, besser kochen und besser tanzen zu können als irgend jemand in der ganzen Gegend. Dies war aber nicht der Fall, denn die schöne, braunäugige Tochter des Teichmüllers, die so zierlich auf den Füßen gieng wie eine Bachstelze, tanzte noch besser, so leicht wie die Luft und so flink wie ein Vogel, weshalb alle Leute ihr den Preis zuerkannten. Und was nun das Kochen

[1]) Aus „Heinrich Seidels erzählende Schriften". Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

betraf, so kehrten öfters Fremde bei ihr ein, die weit in der Gegend herumkamen und manchmal einen kleinen Umweg nicht gescheut hatten, um in dem berühmten Wirtshause ihres Leibes zu pflegen. Jedoch immer hieß es dann: „Ja, ja, recht gut, aber die Wirtin im ‚Silbernen Ross‘ zu Goldberg versteht es doch noch besser.“ Darüber verzehrte sich die junge Frau fast vor Neid und Ehrgeiz, denn mit aller Mühe konnte sie dies nicht ändern und trotz aller Übung und alles Fleißes blieb sie in ihren Lieblingskünsten immer nur die zweite.

Da geschah es eines Tages, dass ein vornehm gekleideter Mann, der auf einem glänzenden schwarzen Rösslein ritt, in das Gasthaus zu Bornau einkehrte. Die Wirtin, die gerade am Fenster stand, konnte sich nicht genug verwundern über die zierliche Leichtigkeit, mit der sich dieser Mann vom Pferde schwang, während er bei Berührung des Bodens sogleich wieder ein wenig in die Höhe schnellte, als hätte er Sprungfedern in den Beinen. Sodann warf er dem herbeigeeilten Hausknecht die Zügel zu und trat mit so leichten Schritten in das Haus, dass der jungen Wirtin voller Verwunderung der Gedanke kam, sie sehe heute zum erstenmal in ihrem Leben, was wirklich gehen heiße. Als der Fremde der Wirtin ansichtig wurde, begrüßte er sie mit einer Verbeugung von so außergewöhnlicher Schönheit, dass es die junge Frau heiß überlief und sie stotternd vor Verwirrung über die Ehre, die ihr der Fremde erwies, ihn in das Herrenzimmer nöthigte und ihn nach seinem Begehren fragte. Da musste man nun wieder sehen, wie er einen Stuhl mit leichter Handbewegung zurechtrückte, sich niedersetzte und die wohlgeformten Beine übereinander schlug — um einen Begriff zu bekommen, dass sich selbst die gewöhnlichsten Handlungen im Leben so ausführen lassen, dass sie den Eindruck vollendeter Schönheit machen. Die Wirtin nun gar war durch alles dies wie verzaubert, denn dergleichen war ihr nie begegnet, und sie starrte den schlanken Fremdling an wie ein Wunder. Dieser ließ sich davon wenig beirren, sondern bestellte ein gutes Essen und eine Flasche vom Besten, indem er zugleich in zierlicher Wendung einflocht, dass er von der Kochkunst der jungen Frau bereits manches Rühmliche gehört habe. Da gedachte diese ihre ganze Fertigkeit aufzuwenden, um den vornehmen Herrn zu befriedigen, eilte in die Küche und bereitete das Beste für ihn zu, das im Hause nur zu finden war. Den Tisch ließ sie ihm decken mit dem feinsten Linnen, das sonst nie gebraucht wurde, sondern nur, um gelegentlich besehen und bewundert zu werden, in dem lavendelduftigen Leinenschranke ruhte, und sogar das alte Erbsilberzeug gab sie heraus, so hatten es ihr die feinen Manieren dieses Mannes angethan. Dieser unterhielt sich derweil dadurch, dass er in einem Taschenbuche blätterte, das in rothem Corduan gebunden war und allerlei Namensunterschriften enthielt, die mit einer seltsamen röth-

lichen oder ins Gelbliche verblassten Tinte geschrieben waren. Zuweilen rechnete er dann ein wenig, und hätte die Frau Wirtin das böse Lächeln gesehen, das dann seine schmalen Lippen kräuselte, so wäre ihr wohl sonderbar zumuthe geworden.

Endlich, nachdem schon das ganze Haus von köstlichem Küchendufte erfüllt war, trug die junge Frau das Essen auf und wünschte dem Gaste eine gesegnete Mahlzeit. Dieser aber, wie es oft die Art vornehmer und verwöhnter Leute ist, genoss von allem nur ein wenig, lobte aber die Gerichte in wohlgesetzten Worten, jedoch in einer solchen Weise, dass das ehrgeizige Gemüth der Wirtin nicht vollständig befriedigt ward, und sie alle Augenblicke die ihr so verhasste Redensart von ihrer Nebenbuhlerin in Goldberg zu hören erwartete. Dies ereignete sich jedoch nicht, sondern am Schlusse sagte der Fremde, indes er leicht mit den weißen, schlanken Fingern auf dem Tisch dazu trommelte: „Nun, ich habe erfahren, dass das Gerücht über Eure Kochkunst der Begründung nicht ganz entbehrt, allein noch weiteres sagt man von Euch, dass Ihr nämlich auch im Tanze so geschickt seid, wie man es selten findet. Da Ihr nun meinen Leib so wohl gepflegt habt, wie wäre es, wenn Ihr auch mein Auge durch eine Probe dieser Eurer Kunstfertigkeit ergötzen möchtet."

Die Wirtin wollte anfangs nicht, denn sie schämte sich vor dem feinen Herrn, der gewiss schon genug berühmte und vornehme Tänzerinnen gesehen hatte, deren Kunst und Gunst man mit Säcken Goldes bezahlt, aber ehe sie es sich versah, hatte der Fremde eine flache Tanzmeistergeige hervorgezogen und begann so wunderseltsam zu spielen, dass es ihr in alle Glieder fuhr und sie tanzen musste, ob sie wollte oder nicht. Und während sie nun zierlich das Kleid mit den Fingerspitzen fasste, sich drehte und wandte und gar behende die Fußspitzen warf, ward das Geigenspiel immer wilder und aufreizender, dass der jungen Frau das Blut feurig durch die Adern rieselte und ihre Augen vor Lust blitzten. Es war ihr, als würde sie von den Tönen getragen und tanze ganz von selber.

Als der Fremde nun mit seinem Spiele aufhörte und die Wirtin athmend stand, um ihr vom heftigen Tanze verwirrtes Haar zu ordnen, da sagte jener: „Nicht übel, nicht übel! Ihr tanzt und kocht wohl am besten in der ganzen Umgegend?"

Da wurde die junge Frau erst bleich, dann roth, und das vom Tanze erhitzte Blut gab ihr wohl den Muth, so plötzlich mit ihrem Lieblingswunsche herauszufahren: „Nein, leider nicht, aber dies zu können, ist der höchste Wunsch meines Lebens."

Der Fremde wiegte sanft den Kopf hin und her und sprach: „Nun, dazu kann wohl Rath werden. Ich bin der Tanzmeister Diabelli

aus der Residenz und auch in der edlen Kochkunst nicht unerfahren, ich könnte Euch beide Dinge wohl lehren in kurzer Zeit."

„Was verlangt Ihr dafür?" fragte die Wirtin von Bornau begierig.

„Nicht viel, nur eine Kleinigkeit", sagte der Tanzmeister, indem er sanft sein rothes Buch ein wenig auf- und zuklappte, „ein Ding, was man nicht sehen kann, ein Ding so gut wie Luft, und dies auch erst nach zwanzig Jahren. Ihr braucht nur Euren Namen in dies kleine Buch zu schreiben, das genügt. Er steht da in großer und guter Gesellschaft."

Aber ein katzenhaft grünliches Blitzen seiner dunklen Augen war der jungen Frau dabei doch nicht entgangen, und mit jähem Schreck kam ihr plötzlich die Eingebung, wen sie vor sich habe. Obwohl es sich um die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches handelte, so erschienen ihr diese Kunstfertigkeiten mit der Hingabe ihres unsterblichen Theiles an den alten und pfiffigen Seelenfänger doch zu theuer erkauft. Dieser, der ihr Zurückfahren und Zaudern wohl merkte, sprach so verloren und gleichmäßig vor sich hin: „Zwanzig Jahre ist eine schöne lange Zeit für ein Leben voller Ruhm und Herrlichkeit. Wollt Ihr aber immer, solange Ihr lebet, hören und erfahren, wie des Müllers flinke Bachstelze oder irgend eine andere Euch vorgezogen wird, wollt Ihr immer wieder das Lied hören von der Wirtin in Goldberg? Denkt nur, ein kleiner Federzug, und niemand kann Euch mehr den Ruhm rauben, am besten zu tanzen im ganzen Lande, selbst des Königs oberste Ballettspringerin nicht, und was das Kochen anbetrifft, so soll des Königs erster Koch kommen, um von Euch zu lernen, hier vor Euch soll er stehen und Euch demüthig bitten, ihn zu belehren."

Es ist nicht festgestellt, ob es Hilfsgesellen des Meisters Urian in der Gaststube waren, die jetzt in der Gestalt zweier Reiter an dem geöffneten Fenster der Gaststube langsam vorüberkamen, so dass man ihr Gespräch vernehmen konnte. Der eine sagte: „Wollen wir einkehren, hier ist ein berühmtes Gasthaus." — „O nein", sprach der andere, „unsere Pferde sind noch frisch, und wenn wir uns dazuhalten, können wir noch vor Abend im ‚Silbernen Ross' zu Goldberg sein, dort ist es unvergleichlich, dort wird am besten gekocht in der ganzen Gegend." Dazu schnalzte er bewundernd mit der Zunge, und beide ritten vorüber.

Die junge Wirtin schritt hastig auf den Fremden zu und rief: „Ist es wahr, was Ihr mir versprecht?"

„Soferne es sich nicht bewährt", sagte der Fremde, „soll unser Vertrag null und nichtig sein. Ihr wisst doch, dass ich bei solchen Dingen mein Wort zu halten pflege."

„Gebt her die Feder!" sagte die Frau.

Mit großer Geschicklichkeit bemächtigte sich der Gast ihrer Hand, ritzte den Arm mit einem verborgen gehaltenen Messerchen so zierlich, dass nur ein einziges Tröpfchen Blut zum Vorschein kam, tauchte die Feder ein und bot sie mit verbindlichem Lächeln der schönen Frau dar. Ohne sich weiter zu besinnen, schrieb diese ihren Namen in das Buch. Der Fremde dankte, und während er auf die Schriftzüge blies, um sie schneller zu trocknen, fuhr er mit der schmalen weißen Nase witternd darüber hin, scheinbar wollüstig den Duft des frischen Blutes einsaugend.

Sodann ergriff er wieder ihre rechte Hand und betrachtete sie sorgfältig. „Es fehlt an dem richtigen Gefühl“, sagte er dann, zog eine kleine, feine Raspel hervor und begann zart und sorgfältig die Fingerspitzen abzuschleifen, bis die Haut so dünn war, dass das Blut rosig durchschimmerte. „So“, sagte er, „nun werdet Ihr Euch nimmermehr vergreifen in Maß und Würze.“

Dann zog er ein Döschen mit köstlich duftender Salbe hervor und fuhr fort: „Hier, nehmt dies, meine weise Großmutter kochte dieses Arcanum aus Zauberkräutern des indischen Gebirges. Morgen haben wir Neumond. Da nehmt ein Bad um Mitternacht und salbet Euch danach den ganzen Körper mit dem Inhalt dieses Döschens. Das wird Euren Gliedern Geschmeidigkeit und Euren Geberden Anmuth verleihen, und niemand im Lande wird Euch mehr im Tanze gleichkommen. Und somit empfehle ich mich. Auf Wiedersehen in zwanzig Jahren!“

Bei diesen letzten Worten ließ der Gast die ihm lästige Maske des geschniegelten Tanzmeisters fallen. Die Züge seines Gesichtes wurden ledern und faltig und unter den buschigen, zusammengewachsenen Brauen hervor funkelte sein Blick in katzenhafter Tücke. Er glich nun ganz einem alten, hässlichen und ausgedorrten Zigeuner, verließ mit schlürfendem Schritt das Zimmer und ritt gleich darauf mit grinsendem Nicken am Fenster vorbei. Auch sein Pferd war nicht mehr das glatte schwarze Rösslein von vorhin, sondern ein rauher und hagerer Klepper, der von seinen Hinterbeinen nur eines benutzte, während er den anderen Schenkel an den Leib zog und der untere Theil wie zerschossen hin- und herbaumelte. Die Wirtin befiel ein Grauen und eine furchtbare Angst über ihre That, sie rannte schnell hinaus und hinter dem Fürchterlichen her, indem sie rief: „Hier, nehmt alles wieder und gebt mir meine Schrift zurück.“ Der andere aber ritt ruhig im Schritt weiter, zog nur zuweilen die Schulter hoch, und man sah an dem Schüttern des Leibes, wie er in sich hineinkicherte. Und obwohl die junge Frau rannte und rannte, so schaffte es sie doch nicht vorwärts, sondern sie blieb immer zehn Schritte hinter dem humpelnden Pferde zurück. Endlich kamen sie an einen von düsteren Eichen beschatteten Teich an dem Dorfe, den man „das schwarze Soll“ nannte. Der Fremde ritt, ohne sich umzusehen,

kaltblütig hinein und versank immer tiefer, bis auch der Deckel seines spitzen Hutes verschwunden war. Einige große Blasen blubberten noch empor, und Wellenkreise schwangen sich in immer sanfteren Ringen ans Ufer, bis endlich der Teich wieder so schwarz und blank dalag, als wäre nichts geschehen.

Der Ruhm der jungen Wirtin von Bornau verbreitete sich in kurzem durch das ganze Land. Die Besitzerin des „Silbernen Rosses" in Goldberg bekam vor Ärger die Gelbsucht, denn nun hatte die Sache sich umgedreht und sie musste die unliebsamen Vergleiche hören, und die schöne Müllerstochter wurde aus lauter Neid vor der Zeit alt und häßlich. Das Wirtshaus bekam einen ungeheuren Zulauf und manche Feinschmecker aus der Residenz scheuten sogar eine kleine Reise nicht, um sich an der unvergleichlichen Kochkunst dieser Frau zu ergötzen. Alle Hochzeiten aus weitem Umkreise wurden zum großen Zorn der übrigen Wirte der Umgegend in dem Gasthause zu Bornau gefeiert, und zuweilen holte man fast gewaltsam die junge Frau aus der Küche zum Tanz. Obgleich sie dann nicht im Staat war und die Küchenschürze nicht ablegte, so tanzte sie doch so, dass die Augen der Greise leuchteten und sich die Herzen der jungen Männer begeisterten. Ja selbst die Mädchen und Frauen konnten nicht umhin, ihr Beifall zu spenden. Nun geschah es eines Tages, dass ein vornehmer Graf, der in geheimer Sendung an den Hof des Königs gieng, bei ihr einkehrte und sie diesen unter anderem mit einer von ihr neu erfundenen Entenpastete bewirtete, dergleichen köstliches Gericht dieser noch niemals gegessen zu haben glaubte. Es trug sich ferner zu, dass, als dieser Mann später an der Tafel des Königs speiste, ebenfalls eine Entenpastete aufgetragen ward, in deren Bereitung der königliche Oberkoch seinen höchsten Ruhm suchte. Da konnte sich nun der Graf nicht enthalten, die Kunst der Wirtin von Bornau zu preisen, die in der Bereitung dieses Gerichtes einen so hohen Meister wie des Königs obersten Koch noch übertreffe. Darob runzelte der strenge Herrscher die Stirn, denn in solchen Dingen verstand er keinen Spass und erachtete es als eine heilige Pflicht, in Sachen der Kunst dem Volke als ein Beispiel voranzuleuchten. Wie sollte aber das geschehen, wenn sein berühmtester Kochkünstler sich schon von einer einfachen Landköchin übertreffen ließ. Dem Oberkoch fuhr die ihm bewiesene Ungnade so in die Glieder, dass er sich nicht anders zu helfen wusste, als heimlich mit den schnellsten Pferden nach Bornau zu fahren und sich bei der gerühmten Wirtin Rath zu holen, den diese, auch von Stolz geschwellt, dem fetten, weißlichen Manne mit den drei Unterkinnen freundlich gewährte, so dass er bald imstande war, seinen erschütterten Ruf wieder herzustellen.

So lebte die Wirtin von Bornau herrlich und in Freuden und ihr Ruhm mehrte sich von Tag zu Tag. Aber immer rascher schienen ihr die Jahre hinzuschwinden, je mehr die Zeit herannahte, da sie einlösen musste, was sie mit der verhängnisvollen Unterschrift versprochen hatte. Und je näher dieser dunkle Tag heranrückte, desto mehr verlor sie die Lust an den sonst so gerne geübten Künsten. Zuletzt war sie kaum noch zum Tanze zu bewegen und stand oft wie abwesend in ihrer Küche am Herde, von schweren Sorgen geplagt. Des Nachts quälten sie böse Träume, und als nun das letzte Jahr herangenaht war, kam sie aus den angstvollen Gedanken gar nicht mehr heraus. Am Ende konnte sie diese ewige Gewissenspein nicht mehr ertragen, fasste sich ein Herz und klagte ihre Noth einem Pfarrer in der Nachbarschaft, der wegen seiner ausbündigen Frömmigkeit in großem Rufe stand und schon manchen bösen Geist für ewig zur Ruhe gebannt hatte. Dieser, der ihre tiefe Reue sah und die große Pein, die sie bereits erlitten hatte, redete ihr liebreich Trost zu und flößte ihr neuen Muth ein, indem er seine Hilfe an dem schweren Tage zusagte, so dass die Wirtin dessen Herannahen mit leichterem Herzen entgegensah. Als nun die zwanzig Jahre um waren, fand sich an dem bestimmten Tage der fromme Pfarrer ein und auch der Teufel ließ nicht lange auf sich warten. Er kam in Gestalt eines alten Advocaten in einem Einspänner vorgefahren und trug einen Stoß Acten unter dem Arm, darunter man auch das rothe Buch mit den Unterschriften bemerkte. Als er nun in der Gaststube einen seiner schlimmsten Feinde, den frommen Pfarrer, bemerkte, da verzerrten sich seine Züge zu einem scheußlichen Grinsen, allein er verlor nicht den Muth, denn konnte er seinem Gegner auch nur die kleinste unrechte Handlung vorwerfen, so vermochte dieser nichts über ihn. Deshalb blätterte er, als der Pfarrer seine Beschwörungen begann, ganz gemächlich in den Acten, und als eine kleine Pause eintrat, fragte er, indem er einen Ton widerlicher Sanftmuth in seine Stimme legte:

„Erinnert Ihr Euch wohl noch an jenen siebenzehnten September vor acht Jahren, Herr Pfarrer? Da zogt Ihr eine Rübe aus fremdem Felde, putztet sie säuberlich ab und verzehrtet sie mit großem Appetit, obwohl es gestohlenes Gut war.“

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl“, sagte der Pfarrer, „und auch dessen, was ferner geschah. Ich gieng auf der Stelle zu jenem Bauern, dem das Feld gehörte, und bezahlte ihm die Rübe mit einem Groschen.“

Der Teufel blätterte emsig weiter und sagte dann: „Am vierzehnten April vor fünf Jahren, als Ihr den Stand Eurer Feldfrüchte besahet, nahmt Ihr einen großen Stein von Eurem Acker und warft ihn über die Grenze auf das Nachbarfeld, das könnt Ihr nicht leugnen.“

„Dies that ich“, sagte der Pfarrer, „unbedachtsam einer sündlichen Regung meines Herzens folgend, allein im nächsten Augenblicke schon gieng ich hinüber und trug den Stein auf meinen Acker zurück.“

Der Schwarze knirschte vor Wuth mit den Zähnen, dass es draußen vor der Thür zu hören war, dann aber fasste er Muth zu einem neuen Angriff:

„Am sechsten November, abends sieben Uhr einunddreißig Minuten, habt Ihr Eure hübsche Dienstmagd geküsst!“ sagte er dann, schob leise wiehernd das Kinn vor und blinzelte triumphierend den Pfarrer an.

„Es ist wahr“, sagte dieser unbeirrt, „das Mädchen hat die Gestalt meiner Frau, und als ich an diesem Abend voller Sehnsucht nach den Meinen von längerer Reise zurückkehrte und eilends die Treppe hinaufgieng, da kam es mir entgegen; im Halbdunkel habe ich beide verwechselt und gethan, was nicht in meiner Absicht lag. Nur Gott irrt sich niemals!“

Nun aber wusste der Teufel nichts mehr, und der Pfarrer setzte ihm alsbald mit den kräftigsten Beschwörungen also zu, dass sich der Schwarze wand und krümmte wie ein Wurm und man bald sah, er könne auf die Dauer so kräftigem geistlichem Zuspruch nicht standhalten. Er begann Ausflüchte zu machen und mit dem Prediger zu handeln, allein alles half ihm nichts, er musste die Unterschrift herausgeben und nur der eine Wunsch ward ihm zugestanden, dass er durch die Wand hinausfahren dürfe. Der einst so zierliche und schöne Tanzmeister Diabelli erschien jetzt in seiner greulichsten Gestalt mit Hörnern, Hufen und Klauen, und mit gräslichem Geheul und entsetzlichem Geprassel fuhr er jetzt mit dem Kopfe voran gleich einer Kanonenkugel durch die Wand hinaus. Das Loch, wo er hindurchgesaust ist, wird noch heutigen Tages im Wirtshause von Bornau gezeigt. Man hat es mit Brettern zugeschlagen, denn so oft es auch am Tage vermauert wurde, in der Nacht sind immer die Steine wieder herausgeflogen. Die Wirtin von Bornau hat aber von nun an ein Leben geführt, der Frömmigkeit und guten Werken gewidmet, und ist hernach eines seligen Todes gestorben.

Der schlaue Bürgermeister.

Eine Dorfgeschichte von **Peter Rosegger.**

Warum gerade beim Birnbaumwirt? Hatten sie doch ihre Gemeindestube, wo sie tagen und sitzen konnten nach Herzenslust und wo der Gemeindediener und der Beamte alles in bester Ordnung hielt. In den alten Ledersesseln berieth es sich doch bequemer, als auf den Holz-

bänken der Hinterstube beim Birnbaumwirt. Der Bürgermeister ist ja doch sonst kein Wirtshaussitzer. Aber diesmal hatte er die sechs Räthe gerade beim Birnbaumwirt um sich versammelt.

„Sind unser alle, so können wir anfangen.“

„Der Gemeindebeamte fehlt noch, der faule Zach!“

„Der Gemeindebeamte kommt nicht“, sagte der Bürgermeister, „und den brauchen wir auch nicht. Wir wollen unter uns sein. Hansel-Höfer, sei so gut, mach' die Thür zu und dreh den Schlüssel um.“

„Was hat er denn heut'?“ fragte der Zugnagel und schaute die Rathsgenossen an, einen nach dem andern.

„So, Männer“, sagte der Bürgermeister und wendete noch einen Blick auf die Fenster, ob sie wohl auch gut zugemacht seien und nicht irgendwo ein unberufenes Ohr hervorstehe. „So, wenn wir allein sind und alle beisammen, nachher kann ich reden. Männer, ich habe euch eine wichtige Mittheilung zu machen.“

„Oh!“ sagte der Zugnagel.

„Oho!“ sagte der Hansel-Höfer.

Der Bürgermeister dämpfte seine Stimme: „Meine Herren! In der Gemeindecasse fehlt Geld!“

„Wär' nit schlecht!“ sagte der Rothbrand leise und schaute um sich.

Der Bürgermeister stützte seine Ellbogen auf den Tisch, neigte sich weit über denselben hin und wiederholte fast zischend: „In der Gemeindecasse ist ein Abgang von achthundert Gulden.“

Sie waren sprachlos, der Scherer-Lodl hieb die Faust auf den Tisch. Jetzt verstanden sie, weshalb diese Sitzung nicht in der Gemeindestube war.

„Wer hat's?“ fragte der Zugnagel. Einen scharfen, nahezu beleidigenden Rundblick machte er.

„Haben wird's der Beamte“, sagte der Bürgermeister. „Sonst kann außer meiner niemand in die Casse.“

„Freilich, freilich“, sprach der Rothbrand gelassen, „alsdann hat's der Gemeindebeamte oder der Bürgermeister.“

Der Bürgermeister würdigte diese Bemerkung keiner Antwort. Der Hansel-Höfer sagte hingegen: „Rothbrand, lass dich eingraben mit deinem dummen Witz.“

„Einen Verdacht hab' ich schon lang' gehabt. Der Mensch spielt“, sagte der Bürgermeister.

„Auf der Stell' anzeigen!“ verlangte der Scherer. „Auf der Stell' um die Gendarmen telegraphieren! Der schlechte Lump! So ein Lump da! Dem doppeln wir fünf Jahr' Arrest hinauf!“

„Ja, ja, fünf Jahr' Arrest!“ sagte der Bürgermeister brummend. „Was haben wir, wenn er sitzt.“

Der Scherl war ein Mann der Gerechtigkeit. Ein großer Vertilger war er und lebte davon. Er vertilgte auf Feldern und Wiesen die Scheren (Maulwürfe), er vertilgte die Feldmäuse, die Maikäfer, die Ratten, die Wanzen, auch die verdächtigen Hunde und die gichtischen Pferde. Jeder, der etwas zu vertilgen hatte, rief den Scherer, er war so beinahe der Scharfrichter von Knollbach. Es war noch zu verwundern, dass er nur vom Arrest sprach, nicht gleich vom Galgen. Sofort wollte er jetzt aufs Telegraphenamt, der Bürgermeister musste ihn gewaltsam am Rockschößel festhalten.

„Geh, lass mich, alter — jetzt hätt' ich bald etwas gesagt, wenn du nicht der Bürgermeister wärest", knurrte er. „Wer stiehlt, der wird eingenäht! Auf der Stell'! Wir wollen Strafe!"

„Strafe?" fragte der Bürgermeister betroffen, „na, Scherer-Lodl, Strafe? Das kann uns gleich sein. Wir wollen unser Geld."

„Ein grundverdorbenes Gesindel seid ihr!" rief der Scherer. „Anstatt Gerechtigkeit Geld. Pfui. Die Schaben sollen euch fressen."

Der Bürgermeister von Knollbach ist ein kluger Mann, und so einer braucht sich nicht zu erhitzen, er richtet auch mit ruhiger Rede was aus.

„Du Scherer", sagte er daher überaus ruhig, „hast du noch nie darüber nachgedacht? Einen, der eine Schlechtigkeit oder eine Dummheit gemacht hat, gleich einsperren, das ist das Allerverkehrteste. Im Arrest, da kann er gerade am allerwenigsten was gutmachen. Wer stiehlt, der muss zurückgeben, das ist das Wichtigste, und wer ihn daran hindert, der macht sich selber mitschuldig. Verstehst?"

„Wenn ich den Dieb einsperr', so bin ich mitschuldig?"

„Denk' wohl! Weil der Bestohlene seine Sach' am allerwenigsten kriegt, wenn der Dieb sitzt und nichts thun kann. — Manner, ich glaube, wir machen's anders. Wenn wir etliche Wochen Zeit lassen, so verhoff' ich, dass wir wieder zu unserem Geld kommen."

„Und ich fange ihn doch ab, den Spitzbuben!" rief der erregte Scherer.

„Lodl, sei du ganz ruhig. Du magst deine Scheren und Marder einfangen, den Gemeindeschreiber und Cassenwart aber lass' uns in Ruh' — ich muss schon bitten."

Der Scherer sagte nichts mehr, gieng nur bis zum Stubenwinkel, rang dort die Hände und klatschte sie auf seine Glatze nieder. — Wohin mit der Welt, wenn die Stehler und Hehler frei herumlaufen!

Der löbliche Gemeinderath von Knollbach hat hernach berathen, und endlich sind sie aus der Hinterstube des Birnbaumwirtes hervorgegangen, so gelassen und gleichmüthig, als ob nichts gewesen wäre. Selbst der Scherer. Wenn er innerhalb des Rathes auch der scharfe

Oppositionsmann ist, nach außen hin hält er's so fest zum Rath, wie der Reifen zum Fass.

Eine Stunde später kam der Bürgermeister in die Gemeindestube, wo der Schreiber emsig kritzelte und für den Eintretenden nur einen flüchtigen Gruß hatte.

„Wie geht's, wie gehts, Herr Secretär!" fragte der Bürgermeister leutselig. „Ist viel Arbeit da?"

„Nicht zu klagen, Herr Bürgermeister. An Arbeitslosigkeit verrosten wir nicht."

„Muss sein. Muss halt sein. Haben Sie den Grundbuchauszug vom Bezirksgericht zufällig bei der Hand?"

„Da haben wir ihn!" sagte der Beamte und legte ein schweres Bündel Schriften auf den Tisch.

„Gut, gut. Alles in Ordnung", sagte der Bürgermeister. „Ordnung ist die Hauptsache im Amt. Haben Sie was dagegen, Herr Secretär, wenn wir Ihnen von Neujahr ab in Ihrem Gehalt eine kleine Zulage bewilligen?"

„Ich kann's brauchen, Herr Bürgermeister", antwortete der Beamte in seiner natürlichen Schlichtheit.

„Das sind die Raiffeisen-Scheine, nicht wahr? Die können zugestellt werden, wenn der Diener Zeit hat. Sonst nichts Neues? Na, dann grüß Gott, derweil. Übermorgen ist Sitzung."

„Weiß es, Herr Bürgermeister."

„Ja richtig, was ich noch sagen wollte, Herr Wieselböck. Vor der nächsten Gemeinderathswahl — Sie wissen ja. Nur des Brauches wegen — Cassenschau."

„Ja — — ja", sagte der Beamte, legte sehr emsig die Kanzleibogen übereinander und hustete.

„Da schauen Sie halt, dass nicht zu viel Kleingeld vorhanden ist, der Einfachheit wegen, umso mehr großes, nicht wahr? Die Pfandbriefe sind ja auch in Ordnung."

„Ganz wohl, Herr Bürgermeister."

Aber Herrn Wieselböcks Antlitz war nicht mehr zu sehen. Es gab plötzlich so viel Arbeit auf dem Tisch, in dem Laden, er hatte kaum Zeit, guten Abend zu sagen, als der Bürgermeister davongieng.

Und als er davon war, richtete der magere Herr Wieselböck sich starr auf, sein Gesicht war schmal und fahl, seine Augen strebten hervor, sein dünnes Blondhaar sträubte sich.

„Jetzt ist der Teufel los!" sagte er heiser. Dann stürzte er zur Lade, erraffte die Schlüssel, sprang an die Thüre, um sie zu schließen, an die Casse, um sie zu öffnen. Riss die Mappen heraus und zählte die Scheine, diese noch vorhandenen waren alle vinculiert. Er zählte sie

zweimal, als ob sie durch doppeltes Zählen sich verdoppeln könnten — aber der Teufel blieb los.

Davongehen? Wohin jetzt zu Beginn des Winters? Wohin ohne Geld, ohne Zeugnis? — Selbstmord? Nein, so tragisch will er's nicht nehmen. Sechs Wochen hat's ja Zeit. Die Gemeinderathswahl ist doch erst um Weihnachten angesetzt. Mittlerweile kann viel geschehen. Es kann eine Feuersbrunst geben, es kann eine Überschwemmung geben. Ist ja der Himmel voll von unerhörten Zufällen — einer wird doch herabfallen! Vielleicht ist's nur ein Spuk, ein dummer Traum, dass wir Gemeindegeld angegriffen und verspielt haben. Man träumt ja manchmal so dumm. Und schließlich und endlich — der Mensch hat gute Bekannte, Freunde. Verzagt sein, lächerlich! Hundert Auswege gibt's. Die Lage ist anregend, nichts weiter. Angenehm aufregend, spannend — wie ein Spiel. Du spielst ja doch so gern. Ein sechs Wochen langes Spiel um Geld, um Ehre, um Freiheit, was willst denn mehr! — Die beiden Arme schlang er lustig aus. Jetzt ist's doch wieder einmal der Mühe wert, dass man lebt!

Und in den nächsten Tagen begegnen wir den Gemeindebeamten beim verwegenen Spiele.

Aber nicht beim Kartenspiel. „Das mag ich nicht mehr!" sagte er zu seinem Kameraden, dem Sattler Franz. „Immer kann der Mensch nicht leichtsinnig bleiben. Er muss auch einmal an die Gründung einer Existenz denken, an einen eigenen Haushalt. So eine Gemeindeschreiberstelle, weißt du, ist immer etwas Unsicheres. Was hilft mir das Vertrauen, das ich genieße, wenn das Gehalt so miserabel ist! Nicht einmal ein Vertrag. Wenn die neuen Herren Rappelköpfe sind, so kann ich jede Stunde entlassen werden. Das passt mir nicht. In Schlägelau ist eine Bezirksbeamtenstelle ausgeschrieben, mit Pension. Äußerst vortheilhaft. Aber Caution wird verlangt. Gott, wenn mir ein guter Freund jetzt tausend Gulden borgen wollte! Oder wenigstens achthundert. Ein gemachter Mann wäre ich und in drei Jahren alles zurückbezahlt."

„Ja, Freund, da kann ich nicht helfen."

„Erinnerst du dich noch, Kamerad, wie wir vor zwei Jahren dem frommen Viehhändler das Wort Teufel haben aussprechen gelehrt? Mit den gekratzten Karten?"

Nein, tausend Gulden konnte der Sattler Franz nicht. Achthundert auch nicht.

„Aber fünfzig Gulden, höchstens hundert, wenn dir damit gedient wäre!"

„Mein Gott, Franz, mein Lebtag lang wollt' ich dir's gedenken. Bleib' mir stehen auf hundert. Vielleicht finde ich sonst noch gute Leute."

An einem der nächsten Tage machte der Gemeindebeamte wieder einmal einen Besuch bei Frau Ida Wolfsmilch. Die war gerade nicht schön, aber gut. Besser als ihr Name. Sie war die Witwe eines Rentiers, der vor einigen Jahren Knollbach als Sommerfrische gewählt hatte, aus Neigung zu dem schönen Ort dort geblieben war und aus Anhänglichkeit für ihn sich dort begraben ließ. Dieser Frau Wolfsmilch entwickelte Herr Wieselböck einen Plan. Er gedenke sich zu verheiraten. Weil er selber schon in den Dreißigen sei, so wolle er kein junges Schlamperl nehmen, sondern sich mit einer etwas gesetzteren Dame, und selbst wenn es eine junge Witwe wäre, verehelichen. Doch das Los eines prekären Gemeindebeamten zu theilen, das könne er seiner Erwählten nicht zumuthen, niemals! Und da denke er nun daran, in Spindelgrub ein Haus zu kaufen. Es sei dort eins auf der Gant, mit Ökonomie und Wirtsrecht. Er besitze ein kleines Vermögen und bis zehntausend gienge er mit. Doch müsse er für alle Fälle noch irgendwo etliche hundert Gulden auftreiben, um das Gut sofort auszahlen zu können.

Frau Ida Wolfsmilch war gerührt, dass ein Mann, der das Vertrauen der Gemeinde besaß, ihr so herzensfreimüthig entgegenkam. Sie schoss ihm fünfhundert Gulden vor. Anstatt des Schuldscheines begnügte sie sich mit einem Eheversprechen unter dem Gesichtspunkte: Mein' Sach' dein Sach.

Als aber dieses Geschäft abgeschlossen war, blieb Herr Wieselböck noch im Zimmer stehen, und er habe halt noch etwas auf dem Herzen. Falls er heut' oder morgen abberufen würde — er fühle sich zwar durch und durch gesund, wie eine Gemse. Doch das Leben des Menschen stehe in Gottes Hand — könne er den Gedanken nicht ertragen, eine mittellose Frau zurückzulassen. Ein Haus ohne etwas Kleingeld sei eine Last. Deshalb wolle er für die liebe Frau sein Leben versichern lassen, dazu bedürfe er freilich noch ein paar hundert Gulden, die ihn und sie aber gänzlich sorglos machen und unter Umständen sich hundertfach lohnen würden.

Frau Ida Wolfsmilch gieng noch einmal an ihr eisernes Kästchen, nahm dreihundert Gulden heraus und glaubte, mit diesem Assecuranzbetrag sich des Mannes, der gesund wie eine Gemse war, völlig zu versichern.

Wieselböck wunderte sich nicht wenig, dass es auf einmal so leicht gehe, Geld aufzutreiben. Man musste das eben beim richtigen Hefte anfassen. Jetzt hatte er mehr, als zur Deckung des Casseabganges nöthig war. Oder — sollte er nicht durchbrennen? Der Sattler Franz wird es ihm bitter verargen, wenn die vorgeschützte Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau nicht vorhanden ist, und Frau Ida wird ungehalten darüber sein, wenn sie erfährt, dass das Haus in Spindelgrub ein

Luftschloss ist. Um solchen Verdrießlichkeiten auszuweichen, wäre doch vielleicht eine größere Reise vorzuziehen. Allein mit den etlichen hundert Gulden springt man nicht weit. Unter zwanzig, dreißigtausend in der Tasche fragt selten einer an, was drüben die neue Welt kostet. Zudem hat der Bürgermeister ihm von Neujahr ab eine Aufbesserung zugesagt. Die Verlässlichkeit seines Charakters wird ja neu erhärtet, wenn man die Casse in bester Ordnung findet. Wenn bishin die Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau von anderwärts besetzt ist, wenn das Haus in Spindelgrub mittlerweile in feste Hände übergegangen ist, wer kann dafür? Ein gewissenhafter Beamter läuft auch nicht in erster Stunde davon, wenn anderswo Günstigeres winkt. Das Verhältnis zu Frau Ida und ihrem Eisenkästchen wird kaum viel darunter leiden.

Wieselböck denkt, dass er bleiben wird. Fest und treu auf seinem Posten. —

Als denn die sechs Wochen ihrem Ende nahten, wurde der Bürgermeister neuerdings liebenswürdig. Er that, als ob er sich um die Casse gar nicht kümmere, hatte aber doch nächtlicher Weile Nachschau gehalten, ob die fehlenden achthundert Gulden schon da wären. Sie waren nicht da. Nur die vinculierten Papiere fanden sich — sonst nichts.

Aber das Geld musste kommen.

„Nein", sagte er laut lachend, „der Sparcassecassier zu Spindelgrub — an dem seiner Stell' möchte ich jetzt nicht sein. Wissen Sie, Herr Wieselböck, was dem passiert ist? Von zwei Spitzhauben ist er gestern in den Kotter geschleift worden. Vom Strick hatten sie ihn geschnitten noch zur richtigen Minute. In der Casse fehlt Geld. Seine sechs Jahre kriegt er mindestens und ist ihm die ganze Zukunft verschandelt. So ein Leichtsinn! Als ob einer — wenn er sich schon so dumm vergessen hat — nicht unter der Hand Geld schaffen könnte! Gar so viel ist's ja nicht. Alles lasst sich ordnen, ohne dass es wer zu erfahren braucht. Aber wenn einer so bockbeinig in sein Unglück rennt, da ist nicht zu helfen. Na, ich sag's! Froh soll jeder sein, der verlässliche Leut' um sich hat!"

Wieselböck hatte zu dieser Erzählung nichts gesagt, es gab wieder so viele Arbeit mit den Papieren.

„Richtig, Herr Wieselböck, in vierzehn Tagen ist Gemeinderathswahl. Sind auch die üblichen Förmlichkeiten damit verbunden — na, Sie wissen ja alles."

„Ganz wohl, Herr Bürgermeister."

Und an einem grauen Nebelmorgen im December. Die Herren Gemeindeväter kamen in langen Mänteln und wulstigen Pelzen die Gassen heran.

„Heut' werden wir was erleben", sagte der Scherer-Lodl zum Rothbrand. „Der Bürgermeister wird einmal Augen machen. Ich habe die kaiserkönigliche Gendarmerie verständigt."

„Ich glaub' nicht, dass es so schlimm wird. Ich vertraue unserem Bürgermeister."

„Ich traue niemandem."

„Hörst du, Lodl, das ist grob! Aber dir muss man verzeihen. Wer alleweil nur mit so Bestien und Mistviehern zu thun hat, wie du, der kann sich gar nichts Gutes mehr vorstellen."

„Mit euch nehm' ich's in dieser Sach' just noch auf, mein Lieber! Ihr seid Pfennigfuchser. Anstatt nach Gerechtigkeit geht ihr nach Geld. Anstatt dass ihr den Dieb gleich festgenommen hättet, wartet ihr zu, bis er noch mehr stiehlt, bis er die ganze Gemeinde ausraubt. Saubere Rathsherren das — ich küss' die Hand!"

Durch eine andere Gasse trabten würdigen Schrittes der Hansel-Höfer und der Zugnagel.

„Wenn der Vogel kein Gimpel ist, so finden wir den Käfig leer", sagte der eine. „Dem Bürgermeister möcht' ich's gunnen. Höchste Zeit, dass Änderung gemacht wird."

„Ich bin neugierig", gab der andere bei. „Davon ist er nicht, weil ich ihn vor einer Stunde noch aus dem Friseurladen gehen sah. Frisch rasiert."

„Frisch rasiert?"

„Rasiert und ein breit angelachtes Gesicht. Defraudanten hab' ich mir anders vorgestellt."

„Meinst du nicht, dass er gerade in der Abreise begriffen sein konnte?"

„Er grüßt vom Fenster herab."

Herr Wieselböck hatte von der Gemeindestube herab die ankommenden Räthe artig mit einem Kopfnicken geehrt.

Wenige Minuten später hatte die Sitzung begonnen. Erster Gegenstand war der Herr Pfarrer, der vom Pfarrhof bis zur Kirche um einen Holzsteg ansuchte. Er wurde durchgepeitscht. Zweiter Gegenstand das Gesuch der Birnbaumwirtin um die Erlaubnis, am Gemeindebach ihre Wäsche schwemmen zu dürfen. Sie wurde durchgepeitscht. Ohne Debatte rasch bewilligt, so dass Herr Wieselböck kaum mit seiner Feder nachkommen konnte. Dann eine Eingabe des Kirchenbäckers mit der Beschwerde, dass am Sonntag die Bauern so wenig Respect vor seiner Hausecke hätten, und es möchte sich der Gemeinderath dreinlegen.

„Alter G'spass. Nix da!" rief der Zugnagel drein, „wir können nicht an jeder Hausecke einen Wachter aufstellen!"

„Zurückgewiesen."

— „Haben Sie fertig geschrieben, Herr Wieselböck?“ fragte der Bürgermeister. „Dann seien Sie so gut und bringen uns einmal den Casseschlüssel.“

Der Secretär löste von seiner Uhrkette ein Schlüsselchen, sperrte eine Lade auf, nahm den Schlüsselbund heraus und überreichte ihn dem Bürgermeister mit einer so gleichgiltigen Gelassenheit, als wäre es die Streusandbüchse.

Der Rothbrand war schwerathmig, aber jetzt, als sie zur Casse traten, die der Bürgermeister unten und oben aufschloss, hörte man nicht das leiseste Schnaufen. Der Scherer fasste den Secretär ins Auge, der sich in der Nähe des Ausganges zu schaffen machte.

„Was machen Sie dort an der Thür!“ herrschte er ihm zu. „Sie haben an der Casse zu sein!“

„Ich bitte!“ sagte Herr Wieselböck, da stand er auch schon am eisernen Kasten und legte die Hand ganz militärisch an die Stirn.

Der Kasten gieng auf, bedachtsam hob der Bürgermeister Pakete heraus und legte sie vor den Augen des Rathes auf den Tisch. Gemeindeurkunden, Katastralmappen, vinculierte Wertpapiere, Sparcassebücher, Pfandbriefe. Eine hölzerne Schale mit Silber- und Goldmünzen. Eine Ledertasche mit Banknoten. — Die Männer zählten alles nach und verglichen mit dem Inventar und den Rechnungen.

„Es stimmt nicht!“ rief der Scherer plötzlich mit kreischender Stimme.

„Aber, es stimmt ja ganz genau“, sagte der Bürgermeister. „Ich bitte, doch ruhig zu sichten, es fehlt nicht eine Nummer, nicht ein Knopf. Es ist alles in Ordnung.“

Sie guckten, sie zählten, sie verglichen, sie legten endlich die Sachen zusammen auf einen Stoß und sagten:

„Es ist alles in Ordnung.“

Der Scherer hieb sich die Hand auf seinen ledernen Oberschenkel, dass es klatschte. Sagte aber kein Wort mehr.

Als die Schätze wieder geborgen waren in der Casse, setzten sie sich der Reihe nach an den Tisch und unterzeichneten den richtigen Befund. Dann nahm der Bürgermeister eine feierliche Miene an.

„Meine Herren“, sagte er, „ich glaube, wir sprechen unserem Secretär und Cassenwart, Herrn Wieselböck, Dank und Absolution aus.“

Keiner redete dawider.

„Dem Secretär und Cassenwart Herrn Wieselböck wird für die Mühewaltung im verflossenen Geschäftsjahre Dank und Absolution ausgesprochen.“

„Danke, meine Herren. Werde mich auch in Zukunft befleißigen —“

„Hat einer der Herren sonst etwas vorzubringen?“ fragte der Bürgermeister, in die Runde blickend. „Wenn das nicht der Fall ist, so erkläre ich die Sitzung für geschlossen.“

Als sie wieder ihre Mäntel und Pelze anzogen, wartete der Secretär, um dem Bürgermeister bei dem seinen zu helfen.

„Danke, lieber Wieselböck, ich ziehe noch nicht an. Ich habe hernach in der Kanzlei noch eine Kleinigkeit zu ordnen. Seien Sie so gut.“

Den Räthen aber nickte er ausdrucksvoll zu: Wir haben unser Geld wieder!

Vor dem Gemeindehause standen zwei Gendarmen.

„Was macht's denn da? Wir brauchen euch nicht!“ knurrte ihnen der Scherer zu und gieng eilig gassab in Begleitung des kleinen Leilasser-Buben; der Leilasser-Vater hatte schön bitten lassen — sie wüssten sich vor lauter Ungeziefer nicht mehr zu helfen.

Der Bürgermeister war in die Kanzlei gegangen, hatte hinter sich langsam die Thür zugelehnt und war zum Tisch getreten, wo der Secretär auf seinem Stockel saß und jetzt fragend die treuen Augen erhob — was noch sei.

„Wieselböck“, sagte der Bürgermeister und schaute ihn ruhig an, „Sie sind entlassen. Sie können gleich gehen. Sie wissen warum.“

— Warum, das wusste er freilich, aber wohin, das wusste er nicht. Ich weiß es auch nicht.

Die Scholle.

Gedicht von Heinrich Vierordt.[1])

An nebligem Octobertage,
Das Herz von Herbstgefühl geschwellt,
Trat ich aus junger Eichen Schlage,
Recht in Gedanken auf das Feld.

Blieb lange stehn, mich still vergnügend
Rings an der Ack'rer schönen That;
Gar emsig säend, eggend, pflügend
Bestellten sie die Wintersaat.

Da brach ich aus der Furche Falten
Ein bröckelnd Stücklein Ackerland,
Mich deucht', ich hätte just gehalten
Die ganze Erde in der Hand.

Ich hob empor die dunkle Scholle,
So wurzelfasrig, pflugzerzaust,
Als drückt' ich eine schwielenvolle
Und sommerbraune Bauernfaust.

Welch Tönen, wie aus Abgrundfernen,
Berauschend flutet' um das Ohr!
Sang's der Krystall? Quoll's aus den Sternen?
Aus Körnern Sandes schwoll's hervor.

Die Scholle sprach: Am Herzen liegen
Der Erde — welch ein köstlich Los!
Die Riesen und die Götter stiegen
Zum Licht aus meinem nächt'gen Schoß.

Ich bin der Völker herbe Wiege,
Ich bin der Völker rauher Sarg,
Den Ruhm und seine welken Siege
Und auch die Schmach ich schweigend barg.

Was weltdurchschreitend mir entsprungen,
Die mit dem Pflug, die mit dem Schwert,
Ich habe sie hinabgeschlungen —
Sie alle sind noch heimgekehrt.

Doch Muth! Ob auch zerklüftet, starrend,
Das Schicksal weist sein Angesicht,
Sei wie die Erde, zäh beharrend,
Sei wie die Erde fest und schlicht! . . .

Wohl mocht' ich oft die Welle neiden
Am wolkenhellen Sommertag,
Dass sie, bekränzt von Schilf und Weiden,
Das Bild des Himmels spiegeln mag.

---

[1]) Aus „Fresken. Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt“. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1901.

Doch träumend ich mich gern bescheide,
Und gern lass ich die Lust dem Born,
Wogt mir zu Häupten das Getreide
Mit reifem, schwerem, gold'gem Korn.

Der Gott, der das Gepflügte feuchtet,
Und Sonnenstrahl und Regen gibt,
Mit ewigen Gestirnen leuchtet,
Hat segnend mich zumeist geliebt.

Siehst du am Berg die Traube stehen?
Ich spende Brot, ich spende Wein:
Ja, wer zum Himmel ein will gehen,
Muss erst zur Scholle worden sein! —

Dankbar gedacht' ich ihrer Spenden,
Die oft gewürzt des Lebens Glück,
Und legte sie mit frommen Händen
Ans Herz der Erde sanft zurück.

Anzengruber-Briefe an den Herausgeber.

Dem Wunsche von Freunden des Dichters nachkommend, veröffentliche ich hier einen Nachtrag zu den Anzengruber-Briefen, die im „Heimgarten“, Jahrgang XV, XVI und XX erschienen sind. Von großen Charakteren, und Anzengruber war ein solcher, sind ja auch die kleinsten Charakterzüge interessant.

Wolkersdorf, den 3. Februar 1874.

Verehrter Freund!

Erst jetzt komme ich dazu, Ihnen für Ihre „Geschichten aus den Alpen“ zu danken, ich habe dieselben auch während der Zeit gelesen — und ich werde sie wieder lesen. Ich sage Ihnen Dank für den Genuss, den diese „Geschichten“ mir verschafft haben, dieselben lassen in der künstlerischen Gestaltung, sowie in ihrer tiefangelegten Tendenz oder andernfalls in ihrer tiefgemüthlichen Schilderung des localen Lebens nichts zu wünschen übrig.

Wenn Eines — ich wüsste aber nur das und nichts anderes — mich als etwas unwahrscheinlich und daher nicht in den Rahmen passend berührt hat, so ist das im „Adel im Dorfe“ (dieser prächtigen Erzählung) das Geständnis des „Wagnerfaltl“ (herrliche Figur) vor der Dorfjugend. Sie zeichnen dasselbe ja selbst als ein Geschehnis, das zu nichts führt, was auch in dem Begriffsvermögen der anjetzt lebenden lieben Dorfjugend nur zu begründet ist. Das sollte Ihr „Wagnerfaltl“ nicht selbst einsehen? O gewiss — eine testamentarische Enthüllung nach dem Tode dieses Wackeren würde das gewünschte Resultat bei den Kindern derer, an welche ein offenes Geständnis nutzlos verschwendet ist, ganz sicher hervorrufen oder zum mindesten mit mehr Wahrscheinlichkeit.

In diesem Punkte war mir der Pfiffikus zu naiv. Und es wirkte auf mich fast wehthuend, als ich den alten Mann ohne Nutz vor den Dorffratzen sich demüthigen sah, wo die ältesten Bengel und reifsten Menschen darunter, ja eben nur bis zu seinen Bundschuhen reichen und kein Verständnis haben.

Das war für mich die einzige heikle Stelle. Ob ich sie ganz weg wünschte oder in angedeutetem Sinne umgestaltet? Verehrter Freund, niemals, wenn Sie es nicht drängt, Hand anzulegen oder Sie vielleicht bessere Gründe für die Haltbarkeit der beregten Scene haben. Ich achte stets an jedem Autor das Niedergeschriebene und eher denke ich, dass ich auf falscher Fährte bin, als er. Bitte jedoch zu bemerken, wenn ich sage bei jedem Autor, so meine ich eben einen Schriftsteller, den ich achte, schätze und hochhalte, der eben einer ist — ich aber liebe Sie als Autor und auch als Menschen, als Autor selbander ist mir der „Wagnerfaltl“ etwas in

seiner Angelegenheit aufgefallen, als Mensch (Irren ist menschlich) überlasse ich es Ihnen, von diesem meinem Bedenken das Beste zu denken.[1])

Von mir und den Meinen an Sie und den Ihren die besten herzlichsten Grüße, nochmals meinen Dank. Schaffen Sie freudig weiter und muthig, vor Ihnen liegt ein großer Weg, jedes neue Buch von Ihnen ist ein Zeugnis Ihres Fortschrittes, jedes ist ein anmuthiges Rastplätzchen, zu dem die Lesewelt auch dann noch immer zurückkehren wird, wenn Sie auch schon sehr weit vorgeschritten sind, denn Sie gehen einen recht schönen, hübschen, geraden Weg, müde werden Sie nicht so bald, lieber Bergsteiger, so wünsche ich Ihnen für allzeit nur das beste Wetter, reinen, heiteren, häuslichen Himmel dazu.

Ihr Sie hochschätzender und liebender
L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 23. Februar 1874.

Vielwertester Freund!

Für Ihr liebes Schreiben meinen herzlichen Dank. Ich und Mutter und Frau wünschen viel, recht viel Glück zu dem kleinen Sepp, auf dass er gedeihe, heranwachse zu seiner lieben Eltern Freude.

Der Frau Gemalin meinen Handkuss, Grüße von meinen Lieben an Sie und Ihre werte Frau. Dass ich Sie grüße und für Ihr Schweigen durch eine solche kleine, himmelschreiende Ursache entschuldigt halte, ist selbstverständlich.

Mehreres habe ich heute nicht in der Feder, viel nicht im Kopfe, oder wenn Sie wollen umgekehrt, weil ich mehr im Kopfe habe (ich versuche nämlich fleißig zu sein), so kommt mir nicht mehr in die Feder. Aber von Ihrem freundlichen Aviso musste ich alsogleich Notiz nehmen und so sei denn Ihr kleiner Sepp bei seinem Eintritte in dieses Dasein bestens von mir gegrüßt. Gehe es ihm recht wohl.

Seinen Vater aber grüßt dessen getreuer Freund L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 13. Mai 1874.

Liebwertester, verehrter Freund!

Vorerst herzlichen Dank für Ihr aufklärendes Schreiben (Ihre Neugierde zu befriedigen, schalte ich ein, dass „Gwissenswurm" erst nächsten Herbst zur Aufführung gelangt), dann aber erlauben Sie mir herzlichst zur Jahresfeier Ihrer Vermählung zu gratulieren.

Ein Wiedersehen ist mir leider nicht gestattet, abgesehen davon, dass der Himmel sich mit einem recht abscheulichen Wetter meinem Ausfluge nach dem Semmering entgegenstellt, ist der Gesundheitszustand meiner Frau ein sehr angegriffener, der mir, recte uns derartige weite Ausflüge dermalen noch nicht gestattet. Allein aber auch mindestens zwei Tage kann ich gegenwärtig die Meinen nicht lassen. Daher wünsche ich von ganzem Herzen, Sie mögen den Tag in recht freudiger und freundlicher Stimmung zubringen und nicht vergessen, dass Sie in der Ferne einen theilnehmenden Freund besitzen an Ihrem Sie schätzenden L. Anzengruber.

PS. Herzliche Grüße und Gratulation von Mutter und Frau, sowie von mir Achtung und Empfehlung an Frau Gemalin. Der Obige.

Wolkersdorf, den 30. Juli 1874.

Werter Freund!

In Anbetracht Ihres letzten Schreibens lasse ich alle andere Controverse fallen, es ist schon solange her, dass Sie jedenfalls nimmer wissen, was Sie geschrieben haben, ich mache nur darauf aufmerksam, dass Sie in einem Punkte sich gewaltig irrten und das ist, als Sie meinten, ich „faulenzete" — oho, eben darum,

---

[1]) Bewusste Erzählung ist nicht wieder aufgelegt worden. Die Red.

weil dös nit der Fall ist, komme ich erst heute dazu Ihren Brief vom 16. d. M. zu beantworten. Ich habe soeben den dritten Act eines Trauerspieles für das Burgtheater bestimmt und betitelt Hand und Herz vollendet und stehe vor dem vierten und letzten Acte dieser Arbeit und brauche nunmehr Erholung, und nun bin ich in der Lage zu sagen: Ich komm!

Da Sie sich stets bereit erklären, wird es keinen Schwierigkeiten unterliegen, einer Aufforderung von uns (Schlögl und mir) Folge zu leisten. Denn ich schreibe dem Schlögl unter einem. Meine kleine Frau bringe ich mit und führe ich auch, zum erstenmal in ihrem Leben, in die Alpenwelt ein. Gekraxelt wird aber von mir und meiner Frau nicht ihr verbietet es ein dritter und i, i mog net.

Aber angesichts der Berge wollen wir wieder einmal lustwandeln, plaudern, essen und trinken — kurz thun, was sich thun läſst, aber so nicht in der Stadt.

Natürlich schreibe ich sofort nach Abmachung. Ich grüße Sie und die Ihren von mir und den Meinen aufs beste. Ihr L. Anzengruber.

Vielleicht nächste Woche, dann benachrichtigt Sie wohl der F. S.

Wien, den 20. September 1874.

Verehrter Freund!

Schlögl schreibt mir, er habe Sie von unserem Wiedner Theater-Erfolge benachrichtigt, ich kann jetzt weiter nichts schreiben, als dass ich Ihnen in der Anlage das Stück übersende, dass ich hoffe, dass Sie und die lieben Ihren in bestem Wohlsein sich befinden, auch meinen Lieben geht es erträglich und mit vielen Grüßen und Empfehlungen verbleibe ich Ihr getreuer L. Anzengruber.

Wien, den 7. März 1875.

Theurer Freund!

Meinen herzlichen Dank für Ihre Zeilen vom 4. d. M., für die liebevolle Theilnahme, die aus denselben spricht.

Was Ihr Kleines betrifft, das an diesem Tage das Licht der Welt erblickt, so wollen wir hoffen, dass es ihm so gut werden soll, als es eben hier thunlich, wir wollen nicht sagen, dass es ob früh ob spät nicht anders werden kann, sondern hoffen, und wünschen, es möge so viel Freude genießen als jener guten lieben Frau[1]) beschieden war, nur möge ihr ein ruhigerer, schmerzloserer Heimgang dereinst, spät, beschieden sein.

Mögen Sie und Ihre gute Frau viel Freude an den beiden Kleinen erleben, dies wünschen wir, ich und meine kleine Gattin, aufrichtig und mit dem besten Gruße verbleibe ich Ihr getreuer Freund L. Anzengruber.

Werter Freund!

Es ist eine geraume Zeit her, dass Sie mir ein Schreiben schuldig sind, ich hoffe, dass Sie an Schreibeunlust litten und dass nicht ein anderer Umstand Sie zum Schweigen veranlasst, kurz, dass wir für Sie nichts zu befürchten brauchen, in dieser Hoffnung, und darauf bauend, dass wir Ihnen doch wieder einmal ins Gedächtnis kommen werden, benachrichtige ich Sie, sehr beschäftigt mit diesen wenigen Zeilen, dass ich nicht mehr Wehrgasse wohne, sondern VI., Hofmühlgasse Nr. 2, 2. St., Th. Nr. 16. Mit herzlichem Gruß Ihr L. Anzengruber.

Den 4. Juli 1875.

Wien, den 25. Juli 1875.

Werter Freund!

Ihre Empfangsbestätigung über mein Aviso von meiner neuen Wohnung haben wir erhalten und uns damit getröstet, dass Sie wenigstens noch unter den

---

1) Anzengrubers Mutter. Die Red.

„Vegetierenden“ weilen! Sie vermeinen auf Ihrer Karte bald eine fröhliche Nachricht aus meinem Hause zu hören — —

Sie sehen, dass auch ich mit fröhlichen Nachrichten nicht dienen kann, dazu fehlt mir auch meine Heimgegangene allüberall — ich brüte dahin — und bin auf dem besten Wege, gemüthskrank zu werden, ich kann nicht arbeiten und sonst zerstreut mich gar nichts, das, lieber Freund, ist meine gegenwärtige Lage. Warum ich gerade Ihnen das offen schreibe, weil Sie es verstehen werden, und ich will darum Ihretwegen nicht zu deutlich werden, es grüßt Sie auf das beste Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 18. September 1875.

Werter Freund!

Ich bemerke mit wahrer freundschaftlicher Sorge, dass Sie noch immer Ihrem Schmerze, Ihrer Trauer sich hingeben, Sie haben die ganze Zeit über nichts von sich hören lassen und hätte Sie der „Kalender“ nicht gezwungen, Ihr Schweigen zu brechen, Sie hätten wohl noch nicht geschrieben.

Ich habe Ihnen von Wien nichts Neues zu berichten, ich leide unter einer Verstimmung, man könnte sie eine „großstädtische“ heißen, ich erlahme, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich, andere verstehen es doch besser; es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen, man hat nichts als Anfeindungen davon. Meine Frau befindet sich wohl, ich gönne es ihr, sie ist selten ganz ohne Anfechtung irgend eines Übels, sei dasselbe auch nicht von Bedeutung, so ist es doch unangenehm genug. Ich bitte Sie, das Nöthige wegen der Retournierung zu veranlassen und grüße Sie aufs herzlichste von mir und von meiner Frau

Ihr freundschaftlichst gesinnter L. Anzengruber.

Wien, den 29. December 1875.

Werter Freund!

Wenn ich auch erst heute die Feder ergreife, wenn ich auch erst heute Ihnen den „Doppelselbstmord“ sende, so geschieht es nicht, weil ich nicht Ihrer gedacht hätte, sondern weil ich heute erst zur Sammlung komme, ich weiß nicht, letztere Zeit peitscht mich ein unruhiger Geist rastlos von Plan zu Plan, von Ort zu Ort, ich find' nicht Halt noch Ruhe, dabei kommt aber gar nichts weiter; so z. B. zögerte ich so lange um Ihnen unter einem, den für ihren Kalender bestimmten Aufsatz „Wie manche mit ihrem Herrgott umgehen“ zu senden, aber sehen Sie, ich komme auch mit dieser kleinen Arbeit nicht fort und muss Sie bis etwa Ende Jänner vertrösten.

An jenem Abend, wo Sie das letztemal in Wien mit mir zusammensaßen, da ist der Geist der Frotzlerei in mich gefahren und ich habe mich über Ihre „Zirbeltanne“ oder wie sie heißen wird, lustig gemacht, aber schon am nächsten Morgen waren Sie furchtbar gerächt, denn dieses Kopfweh! Für jeden freundschaftsmörderischen Witz bekam ich einen Stich oder ein Gebohr, es war schändlich, ich habe daraus die weise Lehre gezogen, dass ich entweder nicht mehr „frotzeln“ oder nicht so viel Wein dazu trinken darf.

O es war bitter!

Ich habe Ihnen diesmal außer unseren Grüßen, dem meinen und dem meiner Frau, auch den meines Schwagers Franz Lipka mitzubestellen. F. S. ist wieder in Wien, doch das werden Sie ja wissen, denn er arbeitet ja mit an „Wiener Luft“,

der Beilage des „Figaro“, aber bei mir hat er sich weder vor-, noch nachmittägig sehen lassen.

Von Schum weiß ich auch nichts und von Martinelli nicht viel mehr, als dass er lebt, da er am Theaterzettel steht, also spielen dürfte, was doch eine Äußerung der Lebenskraft ist.

Ich bin sehr neugierig, was das neue Jahr dem Staat, dem Lande, der Stadt, meiner Theaterdirection bringt, was es mir bringt, geht alles hin, so grob wie das vergehende und Samstags schon vergangene, kann es mir nicht mehr mitspielen, armer Freund, Ihnen wohl auch nicht!

Es würde ein bitterer Sylvester, wenn wir die Summe dieses Jahres ziehen wollten, thun wir es lieber nicht! Es ist genug, dass ich für meine Person das kommende Jahr nicht fürchte, dass ich nichts von ihm hoffe, was könnte es mir bringen, darüber ich mich so recht aus Herzensgrund erfreuen könnte? Ich wüsste nicht was.

Werter Freund! Ich wünsche Ihnen alles Gute in dem 1876er Jahre, verbleiben Sie mein Freund und bedenken Sie mit ein paar Zeilen

Ihren getreuen L. Anzengruber.

Verehrter Freund!

Damit es Sie nicht drückt, mein Mädel so arm zu wissen, so gebe ich Ihnen hiemit bekannt, dass dasselbe im Besitze eines kleinen silbernen Trinkbechers ist, den sie als Pathengeschenk bei der Taufe erhielt und dass sie nach ihrer Großmutter, männlicherseits, Marie heißt.

Sie sammt Mutter befindet sich wohl, seien Sie herzlichst von uns gegrüßt.

Ostersonntag ist das erstemal am Carltheater „s Jungferngift“.

„That's fleißig beten, ös Leut!“

Sobald ich Exemplare bekomme, schick' ich Ihnen eins.

Ihr Freund L. Anzengruber.

Wien, 27. October 1876.

Verehrter Freund!

Für Ihre freundliche Benachrichtigung wegen meines Stückes, Aufführung und Aufnahme in Graz, meinen besten Dank.

Hätte Ihnen schon lange gerne geschrieben, muss es aber, weil von Arbeit überhäuft, aufschieben; das konnte nicht mit dem Dank für Ihre Freundlichkeit geschehen. Ausführlicheres behalte mir also vor, über Ihr Unternehmen[1]) insbesondere, für nächstens. November ist Kunstpause, da schreib' ich. Frau und Kind sind wohl. Erstere lässt Sie grüßen. Hoffe Sie und Ihre Kleinen auch wohlauf. Es grüßt Sie auf das beste L. Anzengruber.

Wien, den 29. October 1877.

Vielwerter Freund!

Ich athme nicht, ich bin jetzt Schreibmaschine, dramatische Schreibmaschine, ich habe nichts als Conflicte in der Seele, Figuren im Kopfe und vor den Augen, seelenerschütternde Reden im Herzen und anders erschütternde in der Gegend des Zwerchfells.

Ich habe die Absicht, Ihnen sobald es mir möglich werden wird, etwas zu schicken, da Sie ohnehin die freundliche und freundschaftliche Absicht hegen, nach Wien zu kommen, so werde ich Ihnen das Nähere sagen können, denn vorher, das ist vor der von Ihnen zu diesem Zwecke in Aussicht genommenen Zeit, d. i. No-

[1]) Gründung des „Heimgarten“. Die Red.

vember oder December, könnte ich ohnehin keine Feder ansetzen. Den Abend sollen Sie haben, wie Sie ihn wünschen, ich bin ja übrigens gar nicht der, der unseren Kreis zu einem zahlreichen macht, Freund Schlögl ist es, der Ihre Verehrer avisiert — Eben jetzt sehe ich auf das Datum, das Ihr Schreiben trägt und sehe mit Schreck einen 10. October mich anstarren, da sehen Sie selbst, ich glaubte Ihr Brief sei noch neu — ich bitte Sie, zürnen Sie nicht Ihrem Sie herzlichst grüßenden, freundgesinnten

L. Anzengruber.

Perchtoldsdorf, den 11. Juni 1879.

Verehrter Freund!

Diesmal ist Ihr Vorwurf, dass allemal Sie anfangen müssen, ein ungerechter, ich musste doch erst abwarten, bis Sie wieder in Ihr Heim zurückgekehrt, dann hatte ich die Absicht Ihnen zu schreiben, ich habe daher bei Ihrem Herrn Verleger angefragt, wo Sie weilen. Als ich die Karte mit der Rückantwort erhielt, waren Sie allerdings schon in Krieglach, aber früher konnte ich es doch nicht wissen und dann kam schon fast unter einem Ihr lieber Brief.

Was ich Ihnen zu schreiben vorhatte, das war mit wenigen Worten gethan und ich hole es jetzt mit nicht mehr, als zu dieser Einleitung erforderlich, nach; aufrichtig wünsche ich Ihrem neuem Hausstande das beste Gedeihen. Empfehlen Sie mich „ung'schauter" Ihrer Frau Gemalin als Ihren Freund, Sie können das thun! Grüßen Sie die Kinder.

Aus Ihrem Schreiben ist mir nur die eine Stelle unliebsam aufgefallen, wo Sie von Ihrer Kränklichkeit sprechen, ich hoffe, dass Sie nun darüber weg sind. Sie sagen selbst, jetzt wird's schon besser gehen und in dieser Erwartung möge Ihnen ein freundliches Geschick vollkommen recht lassen.

Was einen Beitrag ob groß, ob mitter ob klein anlangt, so muss ich Ihnen offen gestehen, geht es, so kommt einer, aber zusagen kann ich nichts. Ich arbeite mich jetzt hart.

Ich bin sehr abgespannt und ich weiß es wahrhaftig nicht woher. So bleiben dürfte es gar nicht, da ich für die Wiedener Bühne feste Verpflichtung eingegangen.

Gesund wären Frau und Kinder. Soweit also alles gut. Nur ich bin müde, ohne gearbeitet zu haben. Das ist nicht gut.

Wollen ja sehen.

Herzlich grüßend Ihr

L. Anzengruber.

Perchtoldsdorf bei Liesing, Hochstraße 133.

Wien, den 11. November 1879.

Verehrter Freund!

Habe durch Herrn Manz Ihre Geschichten zu Defreggers Bildern erhalten und danke Ihnen bestens dafür, wie ich auch unter einem Ihrem Verleger danke.

Ich freue mich sehr über das Geschenk, und lasse es für etliche Zeit unberührt liegen, um es dann bei Muse und Stimmung vorzunehmen und in einem Zuge durchzulesen.

Was ich Ihnen dann über Ihr Geisteskind, das sich in so lockender Außenseite präsentiert, zu sagen habe, werde ich Ihnen nicht vorenthalten.

Ich denke mir, dass ich den alten werten Freund Rosegger darinen finde, und darum verspare ich mir auf eine gemüthliche geraume Weile die Lection auf, als gälte es ein Zusammensein mit Ihnen selbst.

Indes nehmen Sie meinen besten Gruß und auch der Frau Gemalin meine Empfehlung von dem sehr ergebenen

L. Anzengruber,
jüngster Possendichter Deutschlands.

Werter Freund!

Ich komme kaum dazu, Ihnen auf Ihre freundlichen Zeilen zu antworten. Also bleibt mir nichts anderes über, als vorläufig dem Redacteur des „Heimgarten" zuzurufen: „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht" — hoff' aber, dass Sie das letztere ganz behalten.

Januar kann ich keinen Federstrich neben thun, ich muss fürs Theater arbeiten, sehr mit Abneigung — aber ich muss.

Besten Gruß

17. Jänner 1880.

L. Anzengruber.

„Heimgarten" habe bis jetzt regelmäßig erhalten. Im letzten „Die besessene Trautel" möcht ich selber geschrieben haben, — nicht wegen dem Honorar.

Sehr verehrter Freund!

Ich ergreife den doppelten Anlass, erstens: dass mir „Heimgarten" dies Monat nicht zugegangen, zweitens: dass ich von Hartleben nicht ein Heft Ihrer Werke (wie Sie gütigst mir versprachen, sollte ich alle kriegen) zugeschickt erhielt, drittens: um diese Zeilen an Sie zu richten, denn ich möchte auch ein paar von Ihnen erhalten, um zu wissen, wie es Ihnen geht. Mir geht es leidlich. Mein Fuß spielt zwar „Barometer", mein Kopf ist zwar durch Arbeitsüberhäufung in Anspruch genommen, aber der Rumpf ist soweit von zufriedenstellender Lebensäußerung, als er sich nichts Übles merken lässt.

Ich grüße Sie aufs beste

Ihr freundgesinnter

11. Februar 1881.

L. Anzengruber.

Wien, den 4. März 1881.

Verehrter Freund!

1. Haben Sie wohl Ihren, von mir durchgesehenen Pfarrer von Kirchfeld-Artikel erhalten?

2. Denken Sie doch daran bei Ihrem nächsten Schreiben und theilen Sie mir die Stelle wortgetreu mit, derowegen man das Heft des „Heimgartens" confiscierte.

3. Theile ich Ihnen mit, dass Sie, wenn es Ihnen gelegen ist, nunmehr „Ein Verschollener" aus dem Lahrer Kalender zum Abdrucke im „Heimgarten" bringen können, ich habe mir vom Verleger das Recht erwirkt, die betreffenden Artikel ein Jahr nach ihrem Erscheinen weiter verwerten zu dürfen.

4. War meine Frau krank, befindet sich dermalen aber wieder wohl, hoffe es wird dies mit Ihnen und den Ihren auch der Fall sein.

5. Grüßt Sie aufs beste

Ihr freundgesinnter
L. Anzengbuber.

Wien, den 8. Juli 1881.

Verehrter Freund!

Anbei erhalten Sie einen kleinen Beitrag, den Sie für das bewusste Jahrgangs-Eröffnungsheft benützen mögen. Das Ihnen zugegangene kleine Gedicht können Sie nun nach Ihrem Ermessen früher oder später verwenden.

Ich hoffe, dass Sie sich doch relativ wohl befinden mögen, man gibt sich, je älter man wird, mit je weniger zufrieden. Ich thu's auch.

Herzlichen Gruß

Ihr
L. Anzengruber.

Wien, den 11. Juli 1882.

Mein sehr verehrter Freund!

Ich habe Ihnen eigentlich nichts besonderes zu schreiben, wenn Sie wieder einmal nach Wien kommen werden, so plaudern wir eins, das ist jedenfalls für beide Theile angenehmer. Auch Schreiben geht an, wenn man sich was zu berichten hat, diesmal aber habe ich Ihnen weiter nichts bekannt zu geben, als dass Ihnen nächstens etliche Gedichte von einer Dame, Namens Mathilde P., zugehen werden, ich habe etliche davon gelesen und diese wohl einer Aufnahme wert gefunden, habe aber selbst, da es Dialect-Dichtungen sind und die „Heimat" solche nicht bringt, von einer Verwendung absehen müssen. Das ist alles!

Können Sie etwas von den Einsendungen brauchen, so werden Sie's ja ohnehin nehmen.

Ich hoffe, dass Sie dieses Schreiben wohlauf trifft, das wäre mir das Erfreulichste.

Ihr getreuer
L. Anzengruber.

Wien, den 2. August 1883.

Verehrter Freund!

Jetzt, da ich alles einlade am neuen Jahrgang, der mit October beginnt, mitzuarbeiten, kann ich als Herausgeber eines Blattes doch nicht an Ihnen vorübergehen; man könnte mir das als ein Pflichtversäumnis aufrechnen; daher bitte ich Sie denn, falls Sie etwas für die „Heimat" Taugliches liegen haben, oder in nicht allzu langer Zeit fertig bringen, an mich zu denken.

Wie geht's denn Ihnen?

Ich arbeite wie — es gibt gar keinen Vergleich, wie ich arbeite. Befinde mich übrigens den Umständen angemessen, es ist das einer der schönsten Zustände, und selbst einer, der aufs Rad geflochten ist, kann den Umstehenden diese beruhigende Auskunft geben.

Es grüßt Sie

Ihr
L. Anzengruber.

Erhielt ein sehr liebenswürdiges Schreiben von Hamerling, das mich sehr erfreute.

Wien, den 5. November 1884.

Mein verehrter Freund!

Leider sind wir, Schlögl und ich, nicht in der Lage, in Ihrer Gesellschaft diesmal den Abend zuzubringen. Schlögl ist, bedauernswerterweise, so leidend, dass er nicht ausgeht, er bittet mich, Sie davon zu verständigen.

Ich habe heute Zusammenstellung des „Figaro", die mich, ich weiß es nicht wie lange, beschäftigt. So ist denn heute eine Zusammenkunft nicht möglich. Ich bringe Ihnen das zur — mir selbst unangenehmen — Kenntnis.

Ich grüße Sie auf das beste und hoffe auf ein andermaliges Wiedersehen in Frohsein und Gesundheit.

Ihr Freund
L. Anzengruber.

Verehrter Freund!

Mit Dank bestätige ich den Empfang des Honorars. Freue mich, dass Ihnen der Beitrag gefällt, er ist doch, glaube ich, unleugbar von mir, und darauf kommt es doch vor allem Ihnen als Redacteur an. — Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

20. Juli 1885.

L. Anzengruber.

Werter Freund!

Es war gar nicht nothwendig, nachzufragen oder zu entschuldigen, mein Raimund-Gedicht stand jeder Zeitung nachzudrucken frei, es freut mich, dass es Ihnen gefiel.

Wenn Sie im October kommen, werden Sie mir, wie auch zu sonstiger Jahreszeit, willkommen sein.

Befinde mich gegenwärtig in nicht günstigen Gesundheitsverhältnissen, obgleich ich durch selbe das Verderben jedes Partners in Piquetspiele wäre, — ich glaube 14 Ass ansagen zu können.

Bestens grüßend

27. September 1886.

L. A. in Penzing.

Was die Leute über das Buch „Mein Himmelreich" sagen.

Nun will ich etwas thun, das sich nicht schickt. Über mein eigenes Buch in meinem eigenen Blatte Berichte abdrucken. Aber von Autoreneitelkeit soll sie sicher nicht Zeugnis geben, diese Auswahl der Besprechungen über das neue Buch „Mein Himmelreich". Es handelt sich um etwas ganz anderes. Es ist ein „unerhörtes Buch", auf das die Recensenten nicht vorbereitet waren, für das sie keine Schlagworte und kein Fach hatten. Die Fachrecensenten schwiegen daher vorwiegend. Umso charakteristischer sind solche, die nicht schwiegen. Ferner erhoben ihre Stimme die Leser, denen das Buch etwas angethan hatte. Die einen legten in Briefen und Zeitschriften ihren begeisterten Dank nieder, die anderen schrien vor Ärger auf und stampften mit den Füßen und ballten die Fäuste: wie ein Mensch es nur wagen könne, in unserer Zeit ein solches Buch herauszugeben!

Den Vortritt soll Seine Gestrengen in der „Kölnischen Zeitung" haben. Der schrieb alsbald nach Erscheinen des Buches:

„Peter Rosegger hat bei L. Staakmann in Leipzig ein Buch ‚Mein Himmelreich' erscheinen lassen, in dem er die Öffentlichkeit über seine religiösen Anschauungen unterrichtet. Rosegger tischt uns da mit einer wunderlichen Selbstgefälligkeit einen theologisch-philosophischen Dilettantismus schwächlichster Art auf. Man findet ähnliche Meinungen bei gebildeten Katholiken nicht ganz selten. Liebe Gewöhnungen, sentimentale und ästhetische Gemüthsstimmungen halten an gewissen Einrichtungen, Sitten u. s. w. des Katholicismus fest, man macht sich nicht gern von so hübschen Dingen los, aber den starren Ernst des Dogmas, die strenge Zucht der Kirchengebote und dergleichen schiebt man mit leichter Hand beiseite. So sichert man sich sein Plätzchen hüben und drüben, beim Pfarrer und beim Doctor. Das

mag man nun im Privatleben halten, wie man will. (!) Aber ein Buch darüber zu schreiben und es dem ernsten deutschen Publicum bieten, das ist doch mehr als überflüssig. Oder meint Herr Rosegger, er sei wirklich ein gar so bedeutender Mann, dass solche Spielereien seines Denkens für die deutsche Nation von Wichtigkeit seien, weil eben er so denkt? Ganz im Gegentheil! Gerade auf diesem Gebiete können Pfuschereien und Tändeleien am wenigsten geduldet werden. Gerade hier wollen wir ernste Arbeit sehen. Es liegt durchaus nicht etwa im Interesse des Liberalismus, solche seichten, sentimental mit den größten Fragen des menschlichen Denkens spielenden Halbheiten im großen Publicum Einfluss gewinnen zu lassen. Damit wird erst recht eine schlaffe Gesinnungslosigkeit großgezogen, die, nicht rechts, nicht links stehend, wenn es schwere Kämpfe gibt, in der Mitte zwischen den Kämpfenden durchschlüpft und im Hintergrunde abwartet, wie der Kampf ausläuft."

Nicht wahr, das ist schlimm! Mit wenigen Keulenhieben ist der Verfasser gerichtet und sein Buch vernichtet. Mich interessiert nur der Grundton der Recension — es ist die Besorgnis, dieses „Himmelreich" könne dem Liberalismus schaden. Der Recensent eines heimischen Blattes war von derselben Furcht durchdrungen, er wünschte, dass der Verfasser das Buch nur seinen Verwandten und persönlichen Freunden gewidmet haben möchte, denn sonst würde es sehr, sehr viel gelesen werden! — Bücher, die Gefahr laufen, viel gelesen zu werden, soll man also nicht veröffentlichen. Es könnten ja die Liberalen verführt werden!

Die Unduldsamen und Schiefseher fanden sich diesmal wieder im liberalen Lager. Entweder wüstendürre Gleichgiltigkeit, oder nervöse Aufgebrachtheit darüber, dass es noch immer Leute gibt, die an Gott glauben. Das können die Liberalen nicht vertragen. Religiöse Dinge sind ihnen unendlich langweilig. Weit mehr Neigung für religiöses Leben und tiefere Auffassung ist in der jüngeren Schichte, bei den Nationalen zu finden, auch bei jungen Philosophen und Literaten. Der katholische Clerus hingegen lehnt wohl principiell jede religiöse Regung ab, die nicht geradewegs von ihm ausgeht, ihm ist der schweigende Atheist tausendmal lieber, als der bekennende Christ, wenn dieser nicht haarscharf mit den römischen Dogmen stimmt.

Aber auch ein Philosoph ist bei dem Buche kopfscheu geworden. Derselbe schrieb in der Berliner Zeitschrift „Das Land" Folgendes:

„Hätte sich Peter Rosegger beschränkt, uns eine objective Schilderung des volksthümlichen Katholicismus seiner Heimat zu geben, so hätten wir wohl ein wertvolles, brauchbares, dauerhaftes Buch erhalten können. Aber leider hat es ihn gereizt, unter die Religionsstifter zu gehen. Er predigt einen Katholicismus, den er sich so recht zum Privatgebrauch zurechtgemacht hat, in dem nicht ohne einen naiven Jesuitismus die Dogmen, Heiligenverehrung, Mariendienst in ein halbphilosophisches Symbolisieren hinübergezaubert werden. Rosegger ist naiv genug, den Mariencultus auch den Protestanten zu empfehlen. Es kommt ihm gar nicht darauf an, was der Mensch glaubt; wenn er sich die Sätze des Apostolicums auf seine symbolisch-dichterische Weise zurechtgemacht hat, dann glaubt er, auch dieses sein ‚Himmelreich' als besonderes Heilmittel empfehlen zu können. Das Buch ist für den Schrift-

steller Rosegger ein wahres testimonium paupertatis, ein Zeugnis von schiefem, confusem Verständnis der Probleme deutscher Denkarbeit, dass wir, als alter Verehrer Roseggers, von einer wahren Bestürzung ergriffen sind. W. K."

„Confuses Verständnis der Probleme", das ist nicht schlecht. Übrigens ein Philosoph, der uns erst vor kurzem seine für sich selbst zusammengetüftelte Religion vorgelegt hat, könnte etwas mehr Objectivität und Toleranz aufbringen, wenigstens so viel, dass er die Persönlichkeit eines anderen, wenn auch nicht verstehen, doch gelten lassen möchte. Darin hat der Mann allerdings recht, dass es mir nicht in erster Linie darauf ankommt, was geglaubt wird, sondern vor allem mit Goethe, dass geglaubt wird. Manches Glauben macht allerdings — dämlich. So wenn Wolfgang Kirchbach glaubt, das Recht persönlicher Meinungsäußerung gebüre nur ihm allein.

In Magdeburg erscheint ein evangelisches Blatt unter dem Titel „Aus unsers Herrgotts Kanzlei". Das schreibt über mein neues Buch wie folgt:

„Überall tritt uns hier ein keusches, religiöses Empfinden entgegen, und darin unterscheidet R. sich von den hundert Modeschriftstellern, für die es eine Religion überhaupt nicht mehr gibt, oder die mit keinem Worte das religiöse Gebiet streifen. Salonluft — Jockeyclub — Coulissenwelt — unlautere Ehen — freie Liebe; wer das sucht, darf nicht bei dem ehrlichen Peter anklopfen. Aber wer Gedanken lauschen will, wie sie trotz der Moderne an manche Schläfe klopfen — wer sich mit Fragen beschäftigt, die abseits des Salons liegen, mit der Frage nach einem unbefleckten Gewissen, mit dem Frieden mit Gott, nach dem ewigen Heil der Seele, der mag bei Rosegger eintreten.

Rosegger ist kein Theologe — und ich glaube, eben darum lauscht ihm gern eine große Gemeinde, wenn er von religiösen Dingen redet; man hat den Eindruck, dass hier einer spricht, der das Religiöse, das Christliche nicht durch Schulung, nicht durch Begriffe u. s. w. kennen gelernt, sondern durch Erfahrung in Besitz genommen hat. Er kennt weder die Ursprache des alten und neuen Testamentes, noch die vielverzwickte Exegese des Schriftwortes, er weiß nichts von Dogmengeschichte und Dogmenbildung, nichts von historischer Kritik — — er kennt nur eines: Die Kritik des Herzens. Und darum ist uns sein neuestes Werk, das er, bezeichnend genug, ‚sein Himmelreich' genannt hat, außerordentlich wertvoll."

Vom dogmatischen Standpunkte aus, sagen auch andere protestantische Blätter, müsste man dem Verfasser an hundert Stellen widersprechen. Aber dogmatisch wolle er ja gar nicht sein. Er wolle nur sein religiöses Herzensleben, und gerade seines darlegen, ohne Absicht, andere dahin zu bekehren. „So bin ich. Wer mich nicht mag, wie ich bin, der kann ja vorübergehen."

Einer beklagt sich über die allzugroße Gemüthlichkeit, die in „Meinem Himmelreich" herrsche, er könne es nur schwer vertragen, dass der Verfasser bei dem zwölften Glaubensartikel ausrufe: „Ein ewiges Leben — juchhe!" — Darf ich auch hier gestehen, dass mir wirklich zum Jauchzen ums Herz ist bei der Zuversicht, dass mein Ichbewusstsein

nie verloren gehen wird, dass ich ewig leben und der Gottheit immer näher kommen werde? — Was das die Welt zu wissen braucht? Viele Hunderte haben mir gedankt für das Buch. „Es sei ihnen zum Troste, zur Erhebung geworden.“

In der „Internationalen Literaturzeitung“ (Leipzig) sagt Gustav Adolf Erdmann:

„Das Buch enthält wirklich ehrliche Bekenntnisse und Geständnisse, und wenn man alles, was Rosegger da schrieb, zusammenfasst, so ergibt das wirklich ein ‚Himmelreich‘, in dessen Besitz sich Rosegger wohlfühlen kann. Aber ich bemerke gleich: dies Himmelreich hat sich Rosegger für sich selbst geschaffen, die Pforte, die zu ihm führt, ist nicht für jede Individualität passierbar. Es ist ein individuelles Himmelreich, das man wohl anschauen, und an dessen Existenz man sich herzlich erfreuen kann; aber doch wird sich mancher gleichzeitig sagen: für mich passt es nicht, ich müsste es mir anders einrichten, um mich wohl darin zu fühlen! Gut, so thue! Rosegger wird niemandem davon abrathen, sich seinen eigenen Himmel zu bauen, er will vielleicht dadurch, dass er sein Himmelreich zeigt, nur den Menschen zurufen: wie ich mir mein Himmelreich gründete, so kann es jeder von euch auch thun und sich wohl dabei fühlen. Also folgt meinem Beispiel, meinem Denken und Fühlen braucht ihr nicht zu folgen!

Außerdem ist seine Auslegung des Glaubensbekenntnisses, wenn auch oft nicht mit der Wissenschaft in Einklang stehend, doch menschlich schön und tief ethisch, so dass ich sie trotz aller Proteste doch gern gelesen habe. Es thut nichts zur Sache, dass mein Himmelreich ein anderes Aussehen hat, die Hauptsache ist und bleibt, dass der Mensch schon hier auf Erden sein Himmelreich haben kann und hat, dies Zugeständnis ist mir tausendmal wichtiger, als alles andere.“

J. V. Widmann widmet dem „Himmelreich“ im Berner „Bund“ eine schöne und ernste Besprechung, in welcher unter anderem gerügt wird, dass die „unbefleckte Empfängnis Mariens“ Seite 35 missverstanden werde. Ich habe bereits im Jännerheft dieses Blattes erklärt, dass hier ein Druckfehler mitspielt, der bei neuen Auflagen berichtigt wird. Leider konnte es erst vom fünfzehnten Tausend ab geschehen.

Eine ausführliche, verständnisvolle und vornehme Besprechung brachte das „Grazer Tagblatt“ von Dr. Seelich. Aus dessen Charakterisierung des Buches:

„Rosegger betont seinen Glauben mit dem ruhigen, freudigen Bewusstsein eines Mannes, der mit jenem in uns Menschen unversieglichen, ebenso echt menschlichen als göttlichen Drange nach der Wahrheit gesucht und sich endlich etwas errungen hat, was er als seinen größten Schatz, als sein höchstes Heiligthum hütet, liebt und, wenn es noththut, auch vertheidigt: es ist seine Wahrheit, sein Glaube — sein Himmelreich.

Nicht eine aus kaltem Verstande geborene, religiös-philosophische Abhandlung ist es, was Rosegger im ersten Abschnitte seines Buches uns bietet — er versucht auch nicht, Beiträge zu einer Apologetik des Christenthums zu schreiben, wie ihm ja überhaupt alles Scholastische und Dogmatische tief innerlich verhasst ist — er entschleiert nur seine eigene religiöse Persönlichkeit vor unseren Augen und lässt uns anspruchslos und ohne besondere Absicht, ohne uns befehden, widerlegen, bekehren

zu wollen, in den gottseligen Frieden seines Innern blicken. Und das, was wir da sehen, benimmt uns die Lust zu jedem Widerspruche, zu jedem Wortgefechte, das diesen heiligen Frieden entweihen könnte. Es zwingt uns, vor dieser harmonischen, echt herzensgläubigen, von wahrer Menschenliebe und edlem Gottesbewusstsein durchdrungenen Individualität die Waffe, die sich etwa zum Streite erheben wollte, nicht nur zu senken, vielmehr mit einem Freudenrufe aus der Hand zu werfen, um — diesmal nicht dem Dichter, auch nicht dem klügelnden Philosophen, der er ja nicht ist und nicht sein will — sondern dem lieben, guten Menschen, der uns da in seiner heiteren Ruhe und Herzensmilde so sympathisch entgegentritt, in Verehrung die Hände zu drücken. Wahrlich, wir verstehen jetzt nur umso besser, warum Rosegger auf seine Zuhörer noch so bedeutend inniger einzuwirken versteht, als auf seine Leser: in dem lebendigen Worte des Dichters gelangt ein gut Theil seiner Persönlichkeit am deutlichsten und unmittelbarsten zum Ausdrucke: eben jene Seite seines Ich, die ihn in seiner neuesten Gabe uns so liebenswert erscheinen lässt. Und jeder, der das vorliegende, nicht nur gut christliche, sondern g'radaus katholische Glaubensbekenntnis Roseggers mit Verständnis und Aufmerksamkeit liest, wird zugeben, dass ein solches Credo mehr glaubensfähige Menschen zum Glauben zurückzuführen vermöchte, als ungezählte — „Missionspredigten". Denn „jene Dinge, die buchstäblich genommen", sagt er — „Unsinn sind, deute ich mir eben zum Rechten", und so findet er sich nach seiner Art unschwer mit ihnen ab, indem er ihnen solch tiefen, anziehenden, religiösen Sinn zu geben und sie aus ihrer starren, wunderlichen Form so glatt und schön herauszuschälen weiß, dass man diese starre, wunderliche Form beinahe als gut und schön und angemessen anzuschauen gezwungen wird. In seiner seelischen Anschauung kommen Glaube und Wissen nie in unlösbaren Widerspruch; er betrachtet beide nicht als heterogen, sondern gleichsam nur als verschieden entwickelte Blüten ein und desselben Stammes, dessen Wurzeln sich an der Grenze unserer menschlichen Erkenntnis alle gleichmäßig in demselben mystischen Dunkel verlieren. „Der Glaube ist das Wissen des Herzens", sagt er an einer Stelle.

Und dieses an sich meist subtile und doch manchen Lebenslauf so gewaltig bestimmende Gefühl, es ist nicht nur eine angeborene, bei jedem Individuum verschieden ausgebildete Eigenschaft, es ist nicht nur die Grundlage und Bedingung jeder Religion, es ist die Religion selbst. „Religion kann man nicht sagen, nicht thun, man muss sie haben. Sie besteht nicht in Gedanken, nicht in Leistungen, sondern in einer persönlichen Eigenschaft."

Der „Pester Lloyd" sagt unter anderem:

„Roseggers ‚Mein Himmelreich' ist ein merkwürdiges Product der Zeit. Es enthält ‚Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben', die der Autor im Laufe der Jahre gesammelt hat und die nun im Zeitalter der ‚Los von Rom'-Bewegung sozusagen actuell geworden sind. Zwar gegen eines sträubt sich Rosegger mit allen Kräften: ihm widerstrebt es, die Religion in den Dienst des Parteikampfes zu stellen, und wenn er jenen, die „Los von Rom!" rufen, grundsätzlich nicht abgeneigt zu sein scheint, so ist dies auf Gefühlsmomente zurückzuführen; er will in der Kirche seine Muttersprache hören, unter reinem Orgelklang deutsche Weihelieder vernehmen, mit einem Worte, er begreift, dass der nationale Gedanke den ersten Anstoß zur neuen Bewegung gegeben hat. Und schließlich geht aus allen seinen Darlegungen hervor, man müsse mehr Gewicht legen auf den Wein als auf den Krug. In der Vorrede weist er darauf hin, wie sich „im Gemüthe eines an Himmelheimweh leidenden Weltkindes die ewigen Dinge und ihr irdischer Abglanz widerspiegeln". Mit der Weltkindschaft Peter Roseggers

war es seit je nicht so weit her. Wie gern auch der steierische Dichter von irdischen Dingen fabuliert, ein Zug nach dem Transcendentalen findet sich in jeder seiner Schriften, und auch der Mysticismus blieb ihm nicht fern. So gilt denn ein wesentlicher Theil seines Buches den Glaubensartikeln und Bibelsprüchen, und mit dem ganzen Aufwand der Beredsamkeit seines Herzens sucht Rosegger nachzuweisen, dass er glaube, innig glaube, brünstig glaube, wenn auch nicht den Worten, so doch dem Sinn der Schrift. Er offenbart in seinem neuesten Werke sich als eine Art süddeutschen Egydis, dem das Gezänke über spitzfindige Dogmen zuwider ist und der seiner Seele Heil in einer allgemeinen, Alle umfassenden Kritik findet. Insoweit wäre das Buch weniger von literarischem, als von persönlichem Interesse. Aber was der Dichter fühlt, wird zum Gedicht, und so hat auch Rosegger manchem von dem, was er denkt und was er empfindet, so schönen poetischen Ausdruck verliehen, dass man an Propaganda und Tendenz vergisst, und die einschlägigen Capitel mit derselben Empfänglichkeit liest, wie etwa die altchristlichen Erzählungen Tolstois. Und dabei kommt einem noch Roseggers Persönlichkeit zu Hilfe, welcher den Schalk selbst dann nicht zu verleugnen vermag, wenn er vom Himmelreich spricht."

Das evangelische Blatt „der alte Glaube" in Leipzig widmet dem Buche eine eingehende Abhandlung, in der es bei verständnisvoller Charakterisierung unter anderem heißt:

„Der Mann hat die Tiefen und Höhen der Menschheit wie einer durchmessen. Aus dem armen Waldbauernbuben, dem ehemaligen Schneiderlehrling, ist ein Dichter geworden. Wenn irgendwo, so lag bei ihm die Versuchung nahe, in dem, was er geworden, zu verachten und zu verleugnen, was er gewesen, dem engen Gesichtkreis seiner Jugend hochmüthig und völlig den Abschied zu geben. Mehr als andere hat er unter dem harten Joche der ertödtenden kirchlichen Sitte und des Gebetszwanges geseufzt, schärfer als irgendjemand die Schäden des Aberglaubens erkannt. Aber auf dem Gipfel seines Ruhmes ist er doch immer mehr zum Glauben seiner Kindheit zurückgekehrt, ein ernster ‚Gottsucher', ein treuer Sohn seiner Kirche. Bei der freimüthigsten Bekämpfung unleugbarer Misstände gestattet ihm die Pietät doch nicht, aus einer Gemeinschaft endgiltig zu scheiden, welche ihn längst verketzert und zu den Todten geworfen hat. Im Gegentheil, er hofft noch immer im kindlichen Sinn, dass diese unverbesserliche Kirche ‚durch vernünftige Reform die unwiderstehlichste auf Erden werden könne.'

Aber die Krone von allem bleibt doch das neueste Werk. Hier spricht der Dichter wirklich zu seiner großen Gemeinde als ein Volksprediger im Laiengewande. Nicht eine Streitschrift, sondern ein bescheidenes Bekenntnis seines inneren Lebens will er darbieten. Was er selbst in seinem reichen Leben erfahren und erprobt hat, wird, wie es bei einer rechten Predigt sein muss, in schlichter und doch herzandringender Form vorgetragen.

Schon der Titel ist bezeichnend. Der berühmte Volkswirtschaftslehrer Roscher schrieb die ‚Geistlichen Gedanken'. Der Culturhistoriker Riehl hinterließ uns ‚Religiöse Studien eines Weltkindes'. Der Dichter Rosegger preist uns ‚sein Himmelreich'.

‚Er hat auch gottlos viel zusammengelesen', was über diese geheimnisvollen Dinge geschrieben ist. Aber das legt er alles beiseite, um allein zu sein mit sich selbst. Denn die Buchstabentüftelei zersetzt den Glauben. ‚Wollte ich', sagt er, ‚fremde Meinungen, Schriften und Dogmen mit hereinziehen, so würden zu meinen eigenen Irrthümern sicherlich auch noch fremde kommen und die Verwirrung wäre noch heilloser. Ich verlange nicht, dass man mir stets beistimmt, bin zufrieden, wenn man mich versteht.'

‚Ich bin noch immer ein gar weltlicher Mensch. An keiner, keiner einzigen Sünde bin ich ganz unversehrt vorbeigekommen. Zur Erde schauend, fühle ich das Schicksal der Unseligen. Ich irre, ich leide, ich bange. Aber der Blick zu den Sternen rettet mich — ich glaube.‘

Gleich bei dem ersten Artikel leuchtet uns das einfältige, sonnig frohe Gottvertrauen strahlend entgegen. Die rechte christliche Hoffnungsfreudigkeit des Gotteskindes überwindet sieghaft alle Einwände des Zweifels und des Unglaubens. Das Schönste aber und der sichere Grund, auf welchem alles ruht, ist der Glaube an Jesus.

Bei seinem persönlichen, freien Standpunkt nimmt Rosegger das Recht für sich in Anspruch, alles in seinem Sinne zu deuten, was ihm, buchstäblich genommen, als Unsinn erscheint.

Als ein beredter Prophet und Volksprediger hat uns Rosegger sein Paradies in den glänzendsten Farben geschildert und dem Katholicismus eine so ideale Fassung gegeben, wie evangelische Christen es kaum für möglich halten mochten.

Da folgen zunächst auf das ‚Glaubensbekenntnis‘ drei ‚Legenden‘. Am tiefsten empfunden ist die zweite, in welcher der Heiland vor seinem Leidensgange noch einmal die letzte Rast, das Haupt im Schoße der schmerzensreichen Mutter sanft gebettet hält.

Das künstlerisch wertvollste Stück der ganzen Sammlung scheint mir die Erzählung: ‚Christ auf der Heide‘ zu sein. Hier schildert uns Rosegger mit gewohnter Meisterschaft sein Ideal. Eine einsame Gebirgsgemeinde tritt zum Protestantismus über. Sie bittet den ehrwürdigen, alten Pfarrer, mitzugehen. Er vermag das nicht. Trotzdem aber sorgt sie in treuer Liebe für seinen Lebensabend und räumt ihm in der evangelisch gewordenen Kirche einen Seitenaltar ein, an welchem er für die wenigen Katholiken Messe lesen kann.

Schier unerschöpflich ist der Dichter dann im Lobpreis ‚unserer lieben Frau‘, die ihm, dem armen Waldbauernbuben, geradezu eine zweite Mutter geworden ist. Man möchte es fast bedauern, dass alles Schöne und Herzbewegliche, was darüber gesagt wird, doch thatsächlich nur irrende Frömmigkeit und Menschenvergötterung genannt werden kann.

Den Schluss bildet ein letzter, köstlicher Lobpreis der Religion. Sie ist die Demuth im Menschen und der Hochmuth in Gott, ein Schutzorgan gegen die unendliche Trostlosigkeit dieses Lebens. Wer sie hat, dem kann nichts geschehen. Denn das Äußerste, was ihm widerfahren kann, ist sterben müssen. Und gerade darin liegt seine Erneuerung.

So ist ein religiöses Leben schön, gut und glücklich. Es müsste selbst dann gehegt und gepflegt werden, wenn Gott und ewiges Leben zweifelhaft wären, eben weil es schön, gut und glücklich macht. Das Modechristenthum, wie es jetzt vielfach wieder droht, ist Rosegger ein Greuel. Ja, ein redlicher Gottesleugner erscheint nach ihm auch vor Gott tausendmal mehr wert, als ein gleißnerischer Christ. Aber ‚wer reinen und treuen Herzens in seiner Weise nach dem Hohen strebt, der steht an der Schwelle des Himmelreiches. Und indem er etwa in heißem Wissensdurste trotzig den Schleier zerreißt, um die Wahrheit zu sehen, steht die Gottheit vor ihm in einer so unermesslichen Größe, Schönheit und Güte, dass der Mensch sein Zweifeln und Haschen vergisst und anbetend niedersinkt aufs Knie.‘

Ohne Frage, wir freuen uns über jedes mannhafte Zeugnis für den Glauben in dieser glaubensarmen Zeit. Es ist uns eine Stärkung, wenn ein Mann von so anerkannter Bedeutung kühn dem Aberglauben entgegentritt, als wäre es jetzt nicht mehr zeitgemäß, religiös zu sein, als müsste sich jeder Gebildete nur der Verwesung und des ewigen Stoffes trösten. Auch das gewichtige Wort, das in diesem

Buche für die evangelische Bewegung in Österreich bei aller zarten Schonung und Pietät gesprochen wird, ist der Beachtung wert. Wer weiß, ob die gewohnte Unduldsamkeit der Priester nicht doch schließlich auch diesen milden Geist aus seiner unhaltbaren Mittelstellung heraus und ganz in das evangelische Lager drängen wird!

Und doch ist unsere Freude an dem Buche getheilt. Der durchaus moderne Zug, der durch das Ganze weht, die schrankenlose Willkür in religiösen Dingen, die ihm den größten Beifall in weiten Kreisen des liberalen Protestantismus eintragen wird, offenbaren sich gerade hier als eine ernste Gefahr. Wo alles, sei es auch in noch so schöner Weise, nach den Grundsätzen kindlicher Pietät und geistvoller Ästhetik beurtheilt wird, gewiss, da lässt sich manches tragen, treffend versinnbildlichen und in seinen Einwirkungen auf das Menschenherz preisen. Aber der feste Grund der thatsächlich gegebenen Wahrheit fehlt. Und an dem schönen, glänzenden Gebäude, das der Glaube errichtet, um in ihm selig zu leben, wird der Ungläubige doch wohl erst recht achselzuckend vorübergehen, wird mit Goethes Faust sagen: ‚Gefühl ist alles! Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgut.‘

Ein anderes kommt aber hinzu. Hier fehlt, was einem Luther die rechte persönliche Freiheit gegenüber allem starren Kirchenglauben des Mittelalters verlieh, jene eine Erfahrung, ohne welche kein Mensch in das Paradies des vollen, bewussten evangelischen Glaubens dringt. Ich meine die ernste Erfahrung von Sünde und Gnade. Sie mangelt bei Rosegger nicht ganz. Aber in der vollen Tiefe, wie ein Luther, ein Paulus sie nach dem Evangelium gemacht und gepredigt haben, suchen wir sie bei ihm vergebens.

Das ist der schwächste Punkt des Buches, das auch hier wieder eine merkwürdige Verwandtschaft mit den modernen Anschauungen der liberalen evangelischen Theologie verräth. Rosegger kennt keine Erbsünde.

Darum ist seine Predigt von der Gnade ganz die katholische. „Wir müssen die begangenen Sünden möglichst gut machen. Soweit seine Kraft reicht, soll der Mensch selbst dem guten Gewissen zustreben. Und erst, wo sie aufhört, die Verdienste Jesu anrufen. Aber nicht gleich in vornherein auf Rechnung der Verdienste Jesu drauf lossündigen, um hinterher bloß ‚büßend‘ auf die Brust zu klopfen: Herr, sei mir armem Sünder gnädig! Jesus wollte den Menschen doch nicht erniedrigen zu einem sich in unendlichem Schuldbewusstsein windenden Wurm, sondern erheben zu einem gerechtfertigten, jauchzenden Kinde Gottes.‘

Diese Sätze reden eine deutliche Sprache. Sie zeigen uns: Bei allem treuen Ringen hat Rosegger den Kern des Evangeliums doch nicht erfasst. Das Wunder des Glaubens, dass Jesus gerade den in unendlichem Schuldbewusstsein sich windenden Wurm ohne Verdienst, allein aus Gnaden, rechtfertigt und zum Kinde Gottes macht, bleibt ihm fremd.

‚In einer religiös aufgeregten Zeit erscheint dieses Buch. Es schaukelt gleichsam wie ein Schifflein auf dem Meere zwischen der Flut himmlischer Anziehungskraft und der Ebbe irdischer Schwerkraft‘; so schreibt unser Dichter in dem kurzen Vorwort.

Ohne Frage, wir haben unter der Kanzel dieses Volkspredigers etwas gespürt von jener Flut, welche mit mächtigen Wogen die Seele aufwärts hebt. Wir kennen auch alle die Ebbe des Zweifels, des trotzigen Weltsinnes und des kleinmüthigen Verzagens, welche so oft vor den dunklen Fragen des Lebens die Seele abwärts zieht. Keiner von uns darf es wagen, den Mann zu richten, der hier freimüthig sein Schwanken bekennt, keiner sich wundern, wenn ihm der Weg zum Leben noch

nicht in voller Klarheit vor Augen liegt, der Weg, den ungezählte evangelische Christen nach einer Jahrhunderte währenden Gnadenzeit noch nicht einmal so ernstlich suchen wie er."

Im Weiteren wissen zahlreiche evangelische Blätter genug Unbefangenheit aufzubringen, um das Buch im katholischen Sinne wohlwollend zu beleuchten. So schreibt der „Schweizerische Protestant":

„Man weiß, wie Rosegger über Gott, Christus, Bibel, Kirche denkt. Er redet sehr aufrichtig heraus. Dabei ist das Hervorstechende, dass er für die katholische Kirche eine außerordentlich große Liebe und Pietät hat, in der er ihr alles zum Guten auslegt. Auch in der Messe, in der Ohrenbeichte, in der Marienverehrung findet er Heiliges, denn er fasst alles von der schönsten, idealsten Seite. Indem er das apostolische Glaubensbekenntnis Artikel um Artikel durchgeht, findet er alles schön, tiefsinnig, wahr, auch die Höllenfahrt Jesu, die unbefleckte Empfängnis und die Auferstehung des Fleisches. Warum? Weil er in alles sein eigenes, kindlich frommes, poetisch vertiefendes Rosegger-Gefühl hineinlegt. Auch er ‚weiß, wie nach den uns bekannten Naturgesetzen es nicht möglich ist, dass ein todter Menschenleib als solcher lebendig werden kann"; er ist im Grund so aufgeklärt wie irgend jemand, aber wo ein anderer bloß Aberglauben sieht, findet er, es bedeute doch immer noch etwas und zwar Gutes, Großes. Alles wird ihm Symbol und als Symbol wertvoll. Vor dem Beweisen empfindet er Angst; eine Religion, die sich beweisen ließe, wäre ihm keine Religion mehr. Wie jeder tiefangelegte Mensch findet er an der Wurzel aller Dinge ein unlösbares Geheimnis. So ist Rosegger der beste, treueste Katholik, der sich denken läst."

In diesem Sinne sind die meisten der Besprechungen gehalten. Ignoriert wurde meines Wissens das Buch bisher größtentheils von der liberalen Großstadtpresse und ausnahmslos von den clericalen Blättern. Diese drücken sich an dem Buche vorbei, ihm nur gelegentlich einen Rippenstoß versetzend, ohne den Muth zu haben, ihm offen ins Auge zu schauen. So pflegt diese Presse aus eingehenden Besprechungen (mit gewissenhafter Umgehung anerkennender Theile) die tadelnden Stellen gegen mich abzudrucken, ohne aber das Buch je mit Namen zu nennen. Trotzdem dürfte von den bisher gestellten 25.000 Exemplaren wohl ein Drittheil in die katholischen Länder gewandert sein — hoffentlich nicht zum Schaden des religiösen Lebens. Dem rein dogmatischen Maßstabe wird und darf dieses Buch nicht entsprechen. Nicht Unkenntnis, sondern Zurücksetzung der Kirchendogmen wird ihm vorzuwerfen sein — und das verantworte ich.

Peter Rosegger.

Ein Staat am Rhein — klein aber fein.

Wie „nothwendig“ die großen Staaten sind, das beweist so recht klar das Fürstenthum Liechtenstein.

Dieser kleinste der Kleinstaaten liegt eingezwängt da hinten zwischen Vorarlberg und der Schweiz. Wir glücklichen Bürger eines Großstaates empfinden es ordentlich, wie sie zwischen den beiden Mühlsteinen gequetscht werden, die armen Liechtensteiner. Sie selber scheinen von Quetschung und Druck nicht viel zu empfinden.

Allerdings, dass es in diesem Fürstenthum keine Steuer gäbe, ist ein liebliches Märchen. Zu unserer Beruhigung sei es gesagt, es gibt nichts Steuerloses auf der Welt, als etwa — ein untergehendes Schiff. Aber die Liechtensteiner wissen, wofür sie ihre geringen Steuern leisten. Das Liechtensteinische Staatsbudget von 1896 stellt sich so: Einnahmen 207.251 Gulden, Ausgaben 199.538 Gulden. Activvermögen 194.484 Gulden! Also ein Reich ohne Staatsschulden! Und so etwas will am Ende auch noch mitthun! — Es könnte freilich noch mehr Geld haben. Da sind schon Anfragen gekommen an den Fürsten, ob er nicht Spielbanken errichten lassen wollte, die wie in Monaco, San Marino jährlich Millionen von Steuern zu zahlen erbötig wären. Diese sauberen Herren sind so schroff abgewiesen worden, dass sie sobald nicht wieder kommen werden. Der Fürst ist eben zufällig auch ein Edelmann.

Das Fürstenthum prägt sein eigenes Geld nach österreichischer Währung, aber das verschwindet auf dem Weltmarkt, wie Tropfen auf heißem Eisen. Die Sammler geben hohes Agio dafür. Zu Neujahr 1899 erfolgte die Ausgabe von 1500 Zwanzigkronen-, 1500 Zehnkronen-, 5000 Fünfkronen- und 50.000 Einkronenstücken. Auch diese sind heute schon in den Sammelkästen verschwunden. Wenn das Fürstenthum anstatt österreichische Briefmarken liechtensteinische hätte — was wäre das für ein Balgen darum bei den Sammlern!

Dieser Staat ist ein Curiositätenstück, schon darum, weil er — keine Schulden hat. Kein Welttheil hat eine Staatensammlung, in der ein so wertvolles Stück vorkäme! Und das Fürstenthum hat auch keine Civilliste. Der Fürst besorgt das Regieren gänzlich kostenfrei. Nur einen Fehler hat dieser Fürst, der den getreuen Staatsbürgern viel Herzeleid macht: Er ist fast nie daheim, lebt immer außer Landes, am liebsten zurückgezogen auf seinem Schlosse Eisgrub in Mähren, wo er vor sechzig Jahren geboren worden ist. Sogar, als vor zwei Jahren sein

vierzigjähriges Regierungsjubiläum war, blieb er ruhig auf diesem Schlosse sitzen und gieng nicht heim in sein Reich. Die wichtigste Körperschaft des Landes ist der landwirtschaftliche Verein, der zur Feier des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Durchlaucht eine Viehprämie für Zuchtthiere stiftete. Seit seiner vierzigjährigen Regierung soll der Fürst nur zweimal dort gewesen sein. Aber wenn sie was brauchen daheim, sei es für Verkehrsmittel, für Landwirtschaft, Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten, Elementarschäden, so hat er eine offene Hand. Auch wenn Landsleute in fremden Ländern an seinen Schlössern anklopfen, so geschieht es nie vergebens, falls er anwesend ist.

Daheim hat der Fürst seinen ständigen Landesverweser — derzeit Cabinetsrath Freiherr Karl von In der Maur auf Strelburg und zu Freifeld. Der Verweser hat zwei Landräthe, einen Secretär und einen Landtag von fünfzehn Mitgliedern zur Seite — und das ist die Regierung. Aber nichts weniger als eine absolutistische. Drei Landtagsabgeordnete werden allerdings vom Fürsten ernannt, zwölf aber vom Volke gewählt. Jeder Liechtensteiner, der vierundzwanzig Jahre alt und im Genusse der bürgerlichen Ehrenrechte ist, hat das Wahlrecht und — nun höre man aber! — auch die Wahlpflicht! Sie m ü s s e n wählen. So schlecht steht es um die bürgerliche Freiheit im Fürstenthum Liechtenstein. — Die fünfzehn Volksvertreter werden auf vier Jahre gewählt und beziehen Tagesgelder. Gezankt und geschimpft wird in diesem Parlamente nicht, bloß gearbeitet. Denn nun kommt noch ein Mangel, der in keinem der modernen Staaten zu finden ist: In Liechtenstein gibt es keine Parteien. Wie Karl Guismann in einem Berichte sagt und der „Türmer" beigibt, dem wir diese Darstellung ablauschen, herrscht im Parlamente zu Vaduz ein grundsolider, verständiger, im besten Sinne conservativer Ton. Es gibt weder einen Radicalen, noch sonst einen Oppositionisten, nicht einmal einen „Genossen", obschon das Ländchen auch eine Industrie hat, nämlich zwei große Spinnereien. — Und das nennt sich ein Parlament?

Wo steckt aber der Fehler? Es mangelt in diesem unglücklichen Lande der Hauptculturträger — die Presse! Im ganzen Lande gibt's nicht eine einzige Druckerei, nicht eine einzige im Lande hergestellte Zeitung. Ein „Liechtensteiner Volksblatt" für amtliche Kundgebungen, das wöchentlich einmal erscheint, wird drüben in der Schweiz gedruckt. Ferner gibt es keinen Culturkampf, denn das ganze Reich ist katholisch, hat aber nicht einmal einen Bischof. Es gehört zum schweizerischen Bisthum Chur. Ein klein bischen Nationalismus spielen sie nur insoferne, als zwar der allergrößte Theil der Bevölkerung alemannisch ist, ein kleiner Theil aber, die Triesenberger, als aus dem Walserthal eingewandert gelten, demnach im Verdachte stehen, etwa romanisches Blut in sich zu haben. Das wird manchmal betont, aber deswegen keine Feindschaft nicht.

Alle Welt steht heute unter dem Zeichen des bewaffneten Friedens, das Reich Liechtenstein aber unter dem Zeichen des waffenlosen Krieges. Obschon es kein Militär hat, soll es mit Preußen im Kriegszustande leben! Und zwar noch von 1866 her. Damals sollen die Preußen vergessen haben, mit dem Fürstenthum Frieden zu schließen. Dieses hatte bis dahin zur deutschen Bundesarmee zwei Officiere, fünfzig Scharfschützen und einen Trommler zu stellen, im Kriegsfalle sogar eine Armee von einundneunzig Mann. Dieses Heer nun zog im Jahre 1866 mit Trommelschlag und Hörnerschall aus, um zur Tiroler Landwehr zu stoßen und gegen Preußen ins Feld zu ziehen. Auf dem Arlberg angelangt, hörten sie das Wörtchen „Königgrätz!" Das genügte. Die Heersäule machte rechtsumkehrt und zog wieder heim nach Vaduz. — Dieses Geschichtchen ist wohl nur zum Spott erfunden worden, weil nicht bloß einer, der den Schaden, sondern auch einer, der den Nutzen hat, unter Umständen für den Spott nicht zu sorgen braucht. Übrigens wird behauptet, dass der Beschluss des deutschen Bundestages, der auch die Liechtensteiner ins Feld rief, dem Wortlaute nach nicht gegen Preußen gerichtet gewesen sei. Nun — gut für Preußen!

Die einzige bewaffnete Macht des Landes besteht aus fünfzig österreichischen „Finanzern", Zollbeamten, die im Hochgebirge die Pascher und Schmuggler abzufangen haben und dafür vom Ländchen besoldet werden.

Das Fürstenthum Liechtenstein kann genau das Datum nennen, wann es gegründet worden ist. Vor zweihundert Jahren kaufte Fürst Johann Adam Andreas Liechtenstein dem halbverkrachten Grafen Jakob Hannibal von Hohenembs-Gallara-Vaduz die Herrschaft Schellenberg ab, für 115.000 Gulden — und damit waren Land, Staat und Nation Liechtenstein gegründet. Bald darauf ist der junge Staat zum deutschen Reichsfürstenthum erhoben worden. Die liechtensteinischen Schulkinder, sind sie nicht zu beneiden um eine solche Einfachheit der vaterländischen Geschichte? Und auch der Geographie. Sechzehn Ortschaften. 10.000 Einwohner. Stadt keine. Auch die Metropole Vaduz (Vallis dulcis, das liebliche Thal) ist ein Dorf mit 1200 Einwohnern.

Meine schöne Leserin! werden Sie nicht das Näschen rümpfen über diesen Staat? Ganz ohne Militärmacht! Gemach, vielleicht beneiden Sie noch die Liechtensteinerinnen, denn da es dort weniger Frauen als Männer gibt, so ist nach ersteren größer Nachfrage und wenn eine trotzdem „alte Jungfer" bleibt, so habe sie — meint der „Türmer" — es sich selber zuzuschreiben.

Die einzige große Sorge des Fürstenthums ist der Rhein. Der schöne deutsche Rhein! Für den Liechtensteiner hat die „Wacht am Rhein" eine besondere Bedeutung. Die Wildwässer dieses Stromes ver-

wüsten gar oft große Strecken des schönen Alpenthales, und Hunderttausende müssen alljährlich aufgewendet werden, um das Unheil einzudämmen. Aber durch das völlig einheitliche Zusammenwirken wird auch der Riese gebändigt. So dass die Bewohner dieses Landes in ruhiger Arbeit und in frohem Genusse des Lebens friedlich ihre Tage genießen können.

Soweit kann es kommen, wenn ein Staat altmodisch nur seinen bürgerlichen Pflichten genügen will, nicht nach äußerer Macht strebt, wenn er klein bleibt, ohne König, ohne Militär, ohne Bischof, ohne Zeitung, ohne — Schulden.

Hans Malser.

Hausmittel.

Von **Dr. Ernst Schneider.**

Gewöhnlich versteht man unter Hausmitteln solche Mittel, die man im Hause halten und ohne complicierte Geräthschaften zubereiten kann, die auch ohne ärztliche Verordnung gebraucht werden, und, wenn falsch angewendet, keinen erheblichen Schaden anrichten können. Diese Anschauung hat schon viel Unheil angerichtet: es sind keineswegs alle Mittel an sich ungefährlich — es sei an das Ricinusöl, die Arnica erinnert — und selbst das an sich harmloseste Mittel kann verhängnisvoll werden, wenn man mit seiner Anwendung die Gelegenheit versäumt, das gerade im vorliegenden Falle einzig helfende Medicament oder den rettenden chirurgischen Eingriff zur rechten Zeit wirken zu lassen. Dabei spreche ich hier keineswegs von Geheimmitteln und Sympathiemitteln, von denen die einen nicht controlierbar sind, die anderen lediglich bei eingebildeten Krankheiten abergläubischer Personen Erfolg haben können, und deren Spender die Speculation auf die Dummheit und Hilflosigkeit der Menschen gemeinsam haben. Auch erwarte der Leser nicht, im Folgenden eine Anleitung zur Behandlung der Krankheiten mit Hausmitteln zu finden. Das hieße ein leichtsinniges und gefährliches Spiel treiben; denn die Kunst und Wissenschaft, Kranke zu behandeln, lernt man durch Lectüre ebensowenig, wie etwa die Fertigkeit, eine in Unordnung gerathene Maschine, z. B. eine Uhr instand zu setzen. Zu dem einen wie zu dem anderen gehört Wissen, geübte Beobachtungsgabe und Erfahrung. Es kommt mir hauptsächlich darauf an, an Beispielen die Bedeutung der Hausmittel auch in der heutigen Heilkunde nachzuweisen.

Dabei drängt sich zuvörderst die Wahrnehmung auf, dass die einfachsten und am leichtesten zu erlangenden Mittel die wichtigsten sind. Jedem ist bekannt, welche große Rolle das Wasser in seinen drei

Aggregatzuständen in der Heilkunde spielt. Es ist eben das bequemste Mittel, um jede beliebige Temperatur auf den Körper einwirken zu lassen. Das Eis, gewöhnlich mittels eines Gummibeutels appliciert, bewirkt eine Zusammenziehung und somit Verengerung der Blutgefäße; infolgedessen erhalten die von ihnen versorgten Organe weniger Blut. Das ist von außerordentlicher Wichtigkeit bei allen heftigen und schmerzhaften Entzündungen, die ja mit Überfüllung des entzündeten Organs mit Blut und Veränderungen der Gefäßwände einhergehen. So ist das Eis z. B. bei Bauchfell- und Gehirnhautentzündungen nicht allein segensreich, weil es den Schmerz stillt, sondern auch, weil es die Ausbreitung der Entzündung hindert. Diese Fähigkeit, die Blutgefäße zusammenzuziehen, macht auch die Erfolge des Eises bei der Stillung der Blutungen innerer Organe, z. B. der Lunge oder des Magens erklärlich. Der Blutungen äußerer Theile freilich kann man unmittelbarer Herr werden. Ebenso ist die Beruhigung, die der Eisbeutel den an Blutwallungen zum Herzen oder zum Kopf Leidenden spendet, seiner Wirkung auf die Blutgefäße zuzuschreiben.

Ist das Eis hauptsächlich für den schon Erkrankten von großem Segen, so vermag das frische, kalte Wasser viel zur Verhütung von Krankheiten beizutragen, da es das hauptsächlichste Abhärtungsmittel ist, das sich ja zwar stetig wachsender, aber noch nicht genügender Verbreitung erfreut. Es bedarf zur Abhärtung keiner kostspieligen Geräthschaften. Eine Wanne, ein Schaff, mit Wasser in einer Schicht von 1 bis 2 Decimeter gefüllt, genügt; hat man noch einen großen Schwamm, umso besser. Wer jeden Morgen nach dem Aufstehen, in dieser Wanne stehend[1]) und aus ihrem Wasser schöpfend, schnell — in einer oder zwei Minuten — seine ganze Körperoberfläche mit Wasser bespült, sich dann unter kräftigem Reiben abtrocknet und, um nach der plötzlichen Wärmeentziehung durch Bewegung wieder warm zu werden, sich schnell anzieht, der wird frisch sein Tagewerk beginnen und mancher Erkältung Trotz bieten können. Eine solche Morgenwaschung ist ein wirkliches Hausmittel, nützlicher als mancher Kräutertrank, und in dem kleinsten Haushalt durchführbar; sie ist umso schätzenswerter, als sie immerhin einigen Anspruch an Selbstüberwindung und Energie stellt und so auch erzieherischen Wert hat. Dazu möchte ich jedem, besonders den Leuten mit sitzender Lebensweise, rathen, nüchtern ein großes Glas Wasser zu trinken. Das ist außerordentlich günstig für die Function, in der mit Narciss viele andere eine Vorbedingung zum glücklichen Leben sehen, für die Verdauung, und macht Brandt'sche Schweizerpillen und Haberecht'schen Thee meist überflüssig.

---

[1]) Es ist rathsam, hierbei die Füße wassertretend in Bewegung zu halten. (Die Red.)

Kaltes Wasser, in größeren Quantitäten getrunken, vermindert, wenn auch nicht erheblich, die erhöhte Körperwärme und wird daher, mit Fruchtsäften, wie Citronen-, Apfelsinen- oder Himbeersaft vermischt, als altbewährtes Fiebergetränk geschätzt. Sterbenden spendet man mit frischem Wasser die größte Erquickung, die ihnen kein anderer Trank auch nur in annäherndem Maße verschaffen kann. Noch mächtiger als durch Wassertrinken wird das Fieber mit kalten Bädern, kalten Packungen und Umschlägen bekämpft; daher dieses einfache Mittel, dessen Technik und wissenschaftliche Begründung jedoch eingehendes Studium verlangt, in allen fieberhaften Krankheiten ausgedehnte und mannigfache Verwendung findet. Besonders haben die Erfolge des kalten Wassers in der Behandlung des Typhus großes und berechtigtes Aufsehen gemacht und das Grauen vor dieser immerhin gefährlichen Krankheit vermindert. Vielen „Nervösen“ und wirklichen Nervenkranken haben kalte Abreibungen, Douchen und Bäder Hilfe und Linderung gebracht. Nie sollte bei ernsteren Leiden ein Laie die Form und die Temperatur der Wasseranwendung bestimmen, weil Übertreibungen ebenso schädlich sein können, ja noch schädlicher als gänzliche Unterlassung; kranke Nervensysteme oder kranke Blutgefäße vertragen extreme Temperaturen schlecht.

Behaglicher als das kalte Wasser pflegt den meisten das warme zu sein. Warmes Wasser, auf die Haut appliciert, bringt die Blutgefäße der Haut zur Erweiterung, macht also die Haut blutreicher und erhöht ihre Thätigkeit. Dadurch wird das Blut aus den tiefer liegenden Theilen nach der Haut abgeleitet. Es ist demnach verständlich, wieso heiße Umschläge unter Umständen denselben Erfolg haben können, wie kalte: sie machen beide tiefer liegende Theile blutleer. Doch ist daraus nicht die Folgerung abzuleiten, dass es gleichgiltig sei, ob man heiße oder kalte Umschläge anwende. Der bekannte Prießnitz'sche Umschlag, mit Recht eines der beliebtesten Hausmittel, wirkt anfangs als Kälteanwendung, nimmt aber bald die Wärme des Körpers an und gleicht dann dem warmen Umschlage. Er hat vor dem heißen Umschlage den Vorzug, dass er sich nicht abkühlt, sondern erwärmt, und deshalb länger liegen bleiben kann; heiße Umschläge dagegen müssen öfter erneuert werden, wirken dafür allerdings intensiver. Der Prießnitz'sche Leibumschlag bewirkt, indem er das Blut nach der Haut des Unterleibes und des Rumpfes zieht, eine relative Blutleere des Gehirns und gilt deshalb als ein gutes Schlafmittel, das vor den leider zu leicht erhältlichen Brompräparaten den Vorzug der Unschädlichkeit für die Nerven voraus hat.

Um die Wärme länger zu erhalten, kann man entweder das wärmende Mittel in dickerer Schicht auflegen, also die sehr praktischen Leinsamen- und Breiumschläge anwenden, oder die heiße Compresse in

einen schlechten Wärmeleiter, wie Flanell einhüllen. Die Domäne der heißen Umschläge und der warmen Bäder sind Krankheiten mit krampfartigen Schmerzen, also Magen- und Darm-, Blasen- und Nieren-Koliken, Rheumatismus und Gicht. Aus der physiologischen Wirkung des warmen Wassers erklärt sich auch die Wohlthat warmer Bäder nach körperlicher und geistiger Überanstrengung; das kalte Bad würde dann an den geschwächten Organismus nur eine neue Anforderung stellen. Es ist daher eine uralte Volkssitte, dem Gastfreunde, der eine längere Reise hinter sich hat, ein warmes, nicht ein kaltes Bad anzurichten. Die Erfrischung, die ein warmes Bad gewährt, wird durch Zusatz von Pflanzenabkochungen, von Kamillen, Pfefferminze und den in Gebirgsgegenden beliebten Fichtennadel- oder Krummholznadelabsuden, erhöht. Ein solches Bad nach einer anstrengenden Hochgebirgstour beruhigt die Aufregung des Herzens und der Nerven, verwandelt die Erschöpfung in ein wohliges Ruhebedürfnis, reinigt die Haut von Schweiß und Staub und regt sie, besonders durch die in ihm enthaltenen aromatischen Stoffe, zu lebhafter Thätigkeit an. In manchen Gegenden werden mehr die ähnlich wirkenden Ameisenbäder gebraucht.

Leider sind die warmen Bäder mehr ein Hausmittel für wohlhabendere Leute, als für das „Volk“. Der „kleine Mann“, besonders der Proletarier der großen Stadt, kann nicht zu Hause baden. Es wäre die dankbare Aufgabe einer hygienischen Bauordnung, dafür zu sorgen, dass in jedem Stockwerke einer Mietskaserne ein oder mehrere Baderäume den Mietern zur Verfügung stehen müssen.

Handlich und sehr brauchbar zu längerem Warmhalten einzelner Glieder sind die schon den alten Ägyptern bekannten Ein- oder Umhüllungen mit heißem Sand. Sand nimmt mehr Wärme auf und gibt sie langsamer ab als das Wasser; daher verträgt ein Körpertheil höhere Wärme in einer Umhüllung von heißem Sande, der überdies noch das Gute hat, durch seine Trockenheit und seine unzähligen Körnchen die Haut kräftig zu reizen.

In genügender Menge getrunken, vermehrt heißes Wasser die Schweißabsonderung und die Harnausscheidung. Das ist wohl auch der Hauptgrund, warum gewisse Thees, wie Flieder- und Lindenblütenthee, deren Wirkungen Zusatz von Zucker- und Citronensaft unterstützt, als Hausmittel gegen Erkältungen so geschätzt werden; kalt genommen, würden sie wenig nützen. Der Schweiß lindert die hauptsächlichsten und lästigsten Symptome einer Grippe, die Eingenommenheit des Kopfes und die Abgeschlagenheit, und heilt vielleicht auch, indem er mancherlei schädliche Stoffe — modern ausgedrückt: Stoffwechselproducte der Bakterien — aus der Haut wegschwemmt. Der Zusatz der genannten Theearten zum heißen Wasser ist nicht unbedingt nöthig, erhöht aber zweifellos die Wirkung.

Wenn man den Magen mit zu vielen oder schwer verdaulichen Speisen überladen hat, ist heißes Wasser, in großen Zügen getrunken, nützlich, indem es entweder zum Erbrechen oder somit zur Entleerung der schädlichen Massen führt oder sie wenigstens im Magen verdünnt. Anstatt dessen pflegt man in solchen Fällen mit einem Cognac oder einem anderen alkoholischen Getränk, das den überreizten Magen zu neuer Thätigkeit anregen soll, das Tüpfelchen auf das i zu setzen, das heißt, den Magen erst recht zu verderben. Ist dieser Zustand aber erst einmal eingetreten, so ist Fasten, bis sich mächtiger Hunger regt, das beste Hausmittel und überdies das billigste. Häringe, „magenstärkende" Tropfen und Schnäpse und dergleichen sind zum mindesten überflüssig. Dabei ist nicht genug vor dem leichtsinnigen Gebrauch des Ricinusöls, das sich leider immer mehr als Hausmittel einbürgert, zu warnen; denn es ist überhaupt kein Mittel für den Magen, sondern für den Darm, und ist auch da sehr häufig durch die viel harmloseren Wassereingießungen zu ersetzen, die freilich etwas mehr Ansprüche an die Umgebung des Kranken stellen, als das Eingeben des widerlich schmeckenden Ricinusöls.

Wasserdämpfe werden zweckmäßig, um zähen Schleim zu verflüssigen, zu Einathmungen bei Erkrankungen der Athmungswege und an Stelle von Sitzbädern zu schmerzstillenden Bähungen bei Stuhl- oder Harnzwang benutzt; zu diesem Zwecke setzen manche dem heißen Wasser die getrockneten Blüten der Katzenpfötchen oder der Kamillen zu, was unschädlich, aber auch unnöthig ist. Auch bei von Erkältung stammenden Ohren- und Zahnschmerzen haben Bähungen zuweilen Erfolg.

In der großen Vielfältigkeit der Anwendung kommt die Milch dem Wasser gleich. Weil sie alle zum Leben nothwendigen Stoffe in einer leicht verdaulichen und bequem abzumessenden Form darbietet, ist sie gerade für den geschwächten Körper ein unübertreffliches Nahrungsmittel, und weil ihre Verarbeitung die angegriffenen Organe nur wenig in Anspruch nimmt, ein Mittel zu ihrer Schonung, also geradezu ein Heilmittel. Es gibt daher kaum eine Krankheit, bei der man den Milchgenuss nicht empfohlen hat; nur bei Durchfällen ist sie nicht verwendbar, und wo viele Flüssigkeit schlecht vertragen wird, zum Beispiel bei Magenerweiterungen. Allgemein bekannt sind die Erfolge, die man bei Lungenleidenden, Blutarmen, Nierenkranken, bei gewissen Magenkrankheiten mit einer Milchcur oder wenigstens mit reichlichem Milchgenuss erreicht hat. Immerhin stellt die Milch an die Verdauungsorgane doch einige Anforderungen, so dass man nicht kritiklos jedem Kranken ohne weiters und ohne Einschränkung Milch verordnen kann. Menschen, die eine unüberwindliche Abneigung gegen Milch haben, kann man sie durch Zusatz geringer Mengen von Kaffee, Gerstenschleim, Cognac, Kalkwasser

erträglich machen. Weniger verbreitet, als ihrem Werte entspricht, sind die Buttermilch, bei uns schon ein altes, und der Kefyr, ein neueres, sich erst einbürgerndes Hausmittel. Die Buttermilch, an Nährstoffen, besonders an Fett, ärmer als die Vollmilch, stellt noch immer ein gutes Nahrungsmittel dar und hat wegen ihres Reichthums an Milchsäure einen vielen zusagenden, frischen Geschmack und leicht abführende Wirkung, was außer bei der Behandlung der habituellen Stuhlverstopfung auch bei vielen fieberhaften Krankheiten sehr willkommen ist. Der Kefyr, ursprünglich ein Nahrungs- und Heilmittel kaukasischer Bergvölker, ist das Product der Einwirkung der Kefyrkörner auf die Milch. Die Kefyrkörner bestehen aus Hefezellen und einer Art von Bakterien, die die Milch bei bestimmter Temperatur in saure und alkoholische Gährung versetzen. Der, zumeist gebrauchte, junge (vierundzwanzigstündige) Kefyr enthält dieselben Nährstoffe wie die Milch, nur etwas weniger davon, aber etwas Kohlensäure, Milchsäure und Alkohol, Substanzen, die ihm den erfrischenden süß-säuerlichen, an Champagner erinnernden Geschmack und die anregende, leicht abführende Wirkung verleihen. Diese Eigenschaften erklären, warum er Reconvalescenten, Blutarmen, Lungen- und Magenkranken oft so gute Dienste thut. Seines Alkoholgehaltes wegen wurde er Trinkern, die ja fast alle an Magenkatarrhen leiden, als anfängliches Mittel „zum Abgewöhnen“ empfohlen und hätte sich wohl auch dieser Empfehlung würdig gezeigt; doch scheinen Versuche nach der Richtung nicht angestellt worden zu sein.

Warme Milch mit oder ohne Selterser-Wasser oder mit Honig wenden viele tüchtige Hausmütter bei Entzündung der Luftwege an. Das ist zweckmäßig und „verschleimt“ nicht, wie man so häufig hört, sondern die warme Milch löst vielmehr den zähen Schleim und befördert den Auswurf. Milch wegen ihrer fettigen Beschaffenheit zu Schönheitspasten und erweichenden Umschlägen zu gebrauchen, ist zwar nicht unrichtig, aber unrecht, weil man mit Salben und Breiumschlägen ohne Milch dasselbe erreicht, die Milch aber würdiger und besser verwenden kann.

Ähnliches gilt vom weißen Käse, auch Topfen oder Quark genannt, den Kneipp als vorzügliches Hausmittel zu Umschlägen bei Entzündungen, zum Beispiel der Augenlider, des Brustfells preist. Dass er kühlt, ist begreiflich, aber dass er irgend eine geheimnisvolle Kraft haben sollte, „die schlechten Säfte herauszieht“, ist widersinnig; andere kühle Umschläge wirken ebenso gut.

Unter den Hausmitteln der einfachen Küche sind die Getreidemehlsuppen, besonders die Gersten- und Haferschleimsuppe, von jeher sehr angesehen. Sie sind, wenn mit Sorgfalt zubereitet, reizlos und beruhigend für die Verdauungsorgane und deshalb bei Erkrankungen des Magens und Darmes sehr verwendbar, um so mehr, als sie einigen

Nährwert haben. Auch bei Reizzuständen des Kehlkopfes und der Luftröhre scheinen sie gut zu thun.

Einen den Schleimsuppen entgegengesetzten Einfluss auf die Verdauungsorgane hat das Obst, das seit alten Zeiten, weil es wegen seines Gehaltes an Zucker und Pflanzensäuren abführend und harntreibend wirkt, von Leuten mit träger Verdauung, aber doch im wesentlichen gesunden Verdauungsorganen mit gutem Erfolge gebraucht wird. Einige Arten, wie Pflaumen, Äpfel, rohe und gekochte, sowie Weintrauben, sind besonders beliebt. Dieser Erfolg wird noch befördert durch Schrotbrot, also Brot, das die nahrhaften Eiweißkörper der äußeren Schicht, aber auch die unverdaulichen, den Darm mechanisch reizenden Zellstoffbestandtheile der Hülse des Getreidekorns enthält. Viele preisen daher eine derartige Diät, aus Dankbarkeit für die Befreiung von den ihnen lästigsten und auffallendsten Verdauungsbeschwerden, als Panacee gegen alle möglichen anderen Leiden. Früher hielt man die Erdbeeren für besonders heilbringend den Gicht- und Steinkranken, doch kann man ihnen bei strengerer Kritik nur Wohlgeschmack und Unschädlichkeit nachrühmen. In den letzten Jahren fand die mit großem Lärm und vielfacher Begeisterung als neu eingeführte, aber in Wahrheit alte und längst verlassene Citronencur wiederum Eingang beim großen Publicum. Es sollten Leber-, Magen-, Nierenkrankheiten mit Sicherheit geheilt werden, wenn man täglich neun und noch mehr Citronen genösse. Das ist ungesund, weil die Aufnahme einer so großen Säuremenge — eine Citrone enthält bis neun Procent Citronensäure — die Schleimhäute des Magens und Darmes schädigen kann, und auch unrichtig, wie viele Misserfolge gezeigt haben. Auch ist es nach kurzer Zeit wieder stiller geworden von der Citronencur. Immerhin ist die Citrone eine Frucht, die kein Arzt bei der Krankenbehandlung entbehren möchte, da sie ein wesentlicher Bestandtheil der erquickenden und wohl auch ein wenig temperaturerniedrigenden Limonade ist. Nebenbei bemerkt, das Saugen an einer zerschnittenen Citrone kann ich als ein vorzügliches Mittel zur Stillung des Durstes, zur Erfrischung und zur Abkühlung bei körperlichen Strapazen, wie Bergbesteigungen, langen Märschen, rühmen; das kann in solchen Fällen, wo Trinkwasser nicht gerade immer zur Hand ist, für viele Stunden jede andere Flüssigkeitszufuhr entbehrlich machen. Bekannt ist, dass Abreibungen mit Citronenscheiben, übrigens auch Essigwaschungen, die entkräftigenden Schweiße, unter denen Lungenkranke oft leiden, erheblich mildern, und dass Frostbeulen gut abheilen, wenn man sie mit Citronenscheiben bedeckt; das rührt daher, dass Citronensäure und Essigsäure, in verdünnten Lösungen kurze Zeit angewendet, die kleinen Blutgefäße einer erschlafften Haut sich zusammenziehen lassen und die Absonderung und Zersetzung des Schweißes hindern.

Dem Essig schreibt man die Fähigkeit, Krankheitskeime zu vernichten, also zu desinficieren, zu; daher oft der lästige Essiggeruch in Krankenzimmern. Fleißige Lüftung und peinliche Reinigung, wenn nöthig mit Hilfe der grünen Seife, machen zwar mehr Umstände, vermindern aber Krankheitskeime ebenso sicher und belästigen den Kranken weniger. Dasselbe gilt von der Karbolsäureverschwendung, die man gerade da am öftesten bemerkt, wo die Sauberkeit am meisten zu wünschen übrig läßt. Es kann gar nicht oft genug betont werden, dass die stärksten Desinfectionsmittel und besten Desinfectionsmethoden dem Kranken ohne genügende Zufuhr frischer Luft und ohne eine bis ins kleinste gehende Sauberkeit nichts nützen, dass aber gute Luft und Reinlichkeit häufig die Desinfection überflüssig machen können.

Essig zu trinken, um sich zu einem blassen, „interessanten" Teint zu verhelfen, wie thörichte junge Mädchen zuweilen thun, ist verwerflich, weil die so erzeugte Blässe der Haut mit einer schweren Schädigung des Magens durch den Essig erkauft und durch sie zum Theil bedingt wird.

Die, selbst nur summarische Besprechung der gesammten nicht diätetischen Hausmittel, also solcher, die gewöhnlich in Küche und Keller nicht vorhanden sind, würde einen dicken Band füllen. Jedes Land, ja jede Landschaft hat ihre eigenen Hausmittel. Zudem gibt es viele gleichwertige, unendlich viele veraltete und überflüssige, viele geradezu schädliche darunter. Es sei gestattet, im Folgenden nur von einigen, besonders viel gebrauchten zu reden.

In der Behandlung kleiner einfacher Wunden und anderer oberflächlicher Verletzungen wurde von jeher viel und wird noch heute gesündigt, wenn sich auch die Erkenntnis allerwärts Bahn bricht, dass die beste Gewähr für schnelle und ungestörte Heilung durch peinlichste Sauberkeit geleistet wird, welche die in der Luft schwebenden oder den Gegenständen anhaftenden Fäulniskeime fernhält und zerstört. Wenn keine Schlagader verletzt ist, was sich durch rhythmisches Spritzen des Blutes aus der Wunde zu erkennen geben würde, lasse man ruhig die Wunde einige Zeit ausbluten, reinige sie, wenn antiseptische Mittel nicht vorhanden, mit reinem Wasser und verbinde sie mit reiner Leinwand, besser noch mit Verbandgaze und Watte, Stoffe, die in jedem Haushalte vorhanden sein und an geschützter, staubfreier Stelle geschlossen aufbewahrt werden sollten. Statt dessen wird noch immer häufig Spinnengewebe oder ein Häutchen von Eiweiß zur Blutstillung gebraucht. Das Spinnengewebe bringt allerdings eine kleine Blutung zum Stehen, weil an seinen Fasern das Blut gerinnt, und das Gerinnsel die Wunde verstopft. Doch ist das Gewebe mit Staub bedeckt — Spinnweben sind ja ohnehin kein gutes Zeugnis für die Sauberkeit in einem Haushalte — und daher

eine Verunreinigung der Wunde leicht möglich, die Spinnenwebe als Blutstillungsmittel daher zu verwerfen. Auf dem Lande werden langsam heilende Wunden und Ausschläge mit den unglaublichsten Dingen, wie Kuhmist, Harn, Gartenerde misshandelt; wenn sie trotzdem zuweilen darunter heilen, so ist das kein Beweis für die Heilkraft dieser Dinge, sondern nur für die Widerstandsfähigkeit der menschlichen Natur, die übrigens den Landleuten in ihrer reinen und gesunden Luft auch manche andere Sünde gegen die Hygiene ungestraft durchgehen läſst. Das Eiweißhäutchen wirkt, wenn überhaupt, ähnlich wie das Heftpflaster: es klebt die Wundränder zusammen. Durch die Homöopathen haben sich Umschläge mit Arnica-Tinctur, besonders bei Quetschungen, eingebürgert, so daſs der Begriff der Quetschung oder Verstauchung sich bei manchen so unwillkürlich mit Arnica verbindet, wie bei anderen der des verdorbenen Magens mit Cognac. In großer Verdünnung mögen diese Umschläge zwar nicht schaden, doch sieht man nach Arnica-Anwendung häufig juckende Ausschläge, sogar Blasen und Pusteln entstehen, und die Wunden werden gereizt und verschmiert. Jedenfalls ist die Arnica entbehrlich. Blutungen aus der Nase, die ja bei jungen Leuten so häufig sind, sucht man durch Auflegen eines kalten Schlüssels oder eines kalten Umschlages auf den Nacken, auch durch Aufziehen von kaltem Wasser zu stillen, zuweilen mit Erfolg. Wirklich kann auch der plötzliche Kältereiz durch Vermittelung der Nerven die Zusammenziehung der Blutgefäße der Nasenschleimhaut veranlassen. Viel sicherer und schneller kommt man zum Ziel, wenn man einen Watteprops in die blutende Nasenhälfte stopft, womöglich einen mit Citronensaft oder Essig getränkten; beide Substanzen bewirken ja unmittelbare Zusammenziehung der Blutgefäße. Wenn dies nicht zur Hand ist, kann man aus einem reinen Taschentuch eine solche Wicke drehen oder es mit einfachem Zuhalten der blutenden Nasenhälfte versuchen. Etwas Geduld gehört auch zum Erfolg; man muſs dem Blute Zeit zum Gerinnen lassen und die Pfröpfe nicht fortwährend wechseln.

Die Furunkel, Blutschwäre, ein bei jung und alt häufiges Leiden, aber doch vornehmlich bei Leuten, deren Hautpflege zu wünschen übrig läſst, werden mit einer unheimlichen Zahl von Pflastern malträtiert. Manche Blutschwär würde, ohne zu vereitern, abheilen, wenn sie mit Watte bedeckt und, vom Druck der Kleidung befreit, sich selbst überlassen bliebe. Anstatt dessen wird sie, damit sie sich „zertheile“, mit irgend einem Pflaster bekannter oder unbekannter Herkunft, zum Beispiel dem sogenannten Hamburger Pflaster, beklebt. Damit wird das Entgegengesetzte erreicht; denn diese Pflaster, deren wichtigster und ständigster Bestandtheil Terpentin ist, reizen die Hautstelle, auf der sie liegen, führen ihr noch mehr Blut und Gewebssaft zu, als sie ohnehin hat, und be-

fördern so die Eiterung. Wenn sie überhaupt Sinn haben, so nur dann, wenn der Furunkel so ausgebildet ist, dass er nur durch Eiterung heilen kann. Aber das wird mit warmen Umschlägen irgend einer Art, wie den sehr bequemen französischen Breiumschlägen besser gefördert und ohne Verschmierung der Haut. Zu solchen warmen Umschlägen werden eine Menge Hausmittel gebraucht: Compressen mit heißem Wasser getränkt, das sauberste, aber nicht genügend lange vorhaltende, Leinsamenbrei mit oder ohne Milch, Hafergrütze, Foenum Graecum (Bockshornsamen), Kamillen, Bohnenmehl u. a. Ihre Wirkung ist im ganzen die gleiche; die Breiumschläge aber halten noch länger warm, besonders, wenn sie mit Flanell bedeckt sind, und spenden feuchte Wärme, lindern daher mehr die Spannung, weshalb sie bei oberflächlichen Entzündungen am zweckmäßigsten sind. Von größerer Bedeutung als die Heilung der Furunkel ist die Verhütung dieses kleinen, aber sehr unangenehmen Übels. Fleißig baden, und, namentlich am Halse, keine beengenden und unsauberen Kleidungsstücke tragen, sind die Hauptgebote. Häufig wiederkehrende Furunkel können ein Symptom eines inneren Leidens sein, worüber ein Arzt zu befragen ist.

Das Heer der Pflaster spielt in der Volksmedicin eine übergroße Rolle, weil sie oft angewendet werden, wo sie überhaupt zwecklos sind oder keinen Zweck mehr haben. Das stärkste Zugpflaster kann keinen Zahnschmerz, dessen Ursache ein hohler, faulender Zahn ist, auf die Dauer heilen, oder einen größeren Flüssigkeitserguss in die Brusthöhle verschwinden machen. Da sind andere Eingriffe erforderlich, die nicht versäumt werden dürfen. In Berlin erfreut sich das Oxycroceum-Pflaster, ein harziges Safran-Pflaster, gewöhnlich „Executius-Pflaster" genannt, einer unberechtigten Beliebtheit. Wie erwähnt, machen alle diese Pflaster die unter ihnen liegenden Hautstellen blutreicher, natürlich auf Kosten der tiefer liegenden Gewebe. Daraus eben erklärt sich die schmerzstillende Wirkung solcher Pflaster, dass sie aus Geweben, in denen sich entzündliche Vorgänge abspielen, überschüssiges Blut ableiten. Bei solchen Erkrankungen, zum Beispiel beginnenden Entzündungen des Brustfells, Entzündungen oberflächlicher Nervenstämme, Muskelrheumatismen können Zugpflaster gewiss wertvoll sein, doch sollte man die Entscheidung über ihre Anwendung dem Arzte überlassen. Senfpflaster, Senfteige, Senfbäder finden als hautreizende und ableitende Hausmittel zur Linderung von Blutstauungen und Athembeklemmungen bei Laien und Ärzten großen Anwert und haben den Vorzug, dass sich ihre längere Anwendung durch ihre Schmerzhaftigkeit verbietet. Senfmehl, innerlich mit warmem Wasser genommen, reizt den Magen und erregt Erbrechen. Außer zu Pflastern nimmt das Publicum zur Linderung, besonders rheumatischer Schmerzen, vernünftigerweise auch zur Wärme und den Einrei-

bungen seine Zuflucht. In Berlin ist das heiße Bügeleisen, mit dem man den mit Flanell bedeckten leidenden Theil bearbeitet, ein noch nicht ganz außer Gebrauch gekommenes Hausmittel; es vereinigt Wärme und Massage und ist nicht widersinnig, aber etwas gewaltsam. Der Neger am Senegal soll sich, wenn er von Kopfschmerzen geplagt wird, die Stirn mit einer lebendigen Kröte reiben. Auch nicht übel! Die Kröte ist glatt und kalt, kühlt also den Kopf ab und mag etwa wie der Migränestift, dessen Hauptbestandtheil das kühlende Pfefferminzöl ist, wirken. Die Einreibungen, unter denen wohl das flüchtige Liniment die volksthümlichste ist, nützen hauptsächlich durch die mit ihrer Anwendung verbundene Massage, werden aber häufig zu früh gebraucht, da entzündete Muskeln oder Gelenke vorerst der Ruhe bedürfen. Eine gewisse Hautreizung mag wohl die Wirkung der Einreibungen verstärken.

Eine größere Menge von schmerzstillenden Hausmitteln wird gegen Magen- und Darmbeschwerden gebraucht. Leider gehört auch das Ricinusöl dazu, das als ein zu längerem und wiederholtem Gebrauch sich durchaus nicht eignendes Medicament in der Apotheke nur auf ärztliche Verordnung und in den Droguenhandlungen gar nicht abgegeben werden sollte. Von den beruhigenden, krampfstillenden Theesorten sind für diese Zwecke der Kamillen- und der Baldrianthee, der erste auch zu warmen Umschlägen, die verbreitetsten und nützlichsten. Doch hüte man sich auch hier, mit unnützer Anwendung solcher Mittel die Wirksamkeit einer später doch nothwendigen ärztlichen Behandlung zu erschweren; hinter dem „verdorbenen Magen" verbirgt sich nur zu oft eine ernstere Krankheit. Ein überladener Magen wird vom Laien am besten durch Hunger curiert, nicht durch Brechmittel und Abführmittel. Abführmittel besonders werden viel zu häufig angewendet. Die Verbreitung der habituellen Stuhlverstopfung, die Bedeutung, die man ihr beilegt und die verkehrtesten Ansichten über ihre Bekämpfung sind daran schuld. Stuhlträgheit, mag sie eine Folge sitzender Lebensweise, allgemeiner Körperschwäche oder von Schwäche des Darmes und Schlaffheit der Bauchmuskeln sein, oder mag sie auf unrichtiger Ernährung, meist wohl zu reichlichem Fleischgenuss, beruhen, muss in erster Linie durch Änderung der Lebens- und Ernährungsweise bekämpft werden. Körperliche Übungen, Obst und Gemüse und andere diätetische Mittel, Massage und Wasseranwendungen können oft genug selbst die vorübergehende Anwendung von Abführmitteln, die freilich dem Patienten bequemer sein mögen, überflüssig machen. Weitaus die meisten Abführmittel versagen bei längerem Gebrauch, weil sich der Darm an sie gewöhnt und immer größere Gaben und stärkere Mittel verlangt; sie machen also das Übel auf die Dauer schlimmer, anstatt es zu heilen. Das gilt auch von den Brandt'schen Schweizerpillen, Aloë-Pillen, die vor anderen Abführmitteln durchaus keinen Vor-

zug haben, aber den Nachtheil vieler Geheimmittel, dass sie, weil ihre Zusammensetzung wechselt, in ihrer Wirkung nicht zu controlieren sind. Für dieses und andere Abführmittel schwärmen viele jungen Leute, denen ihre „unreine Haut" oder ihr „unreines Blut" Kummer macht. Die Möglichkeit, dass dieses Übel im Zusammenhange mit Verdauungsstörungen steht, ist nicht von der Hand zu weisen, doch haben sie auch hier mehr von allgemeiner Besserung der Lebensweise, diätetischen Mitteln und sorgfältiger Hautpflege zu erwarten, als von Pillen und Tränkchen. Die Wahl des einzuschlagenden Heilverfahrens überlasse man also dem Arzte; erscheint aber einmal ein Abführmittel durchaus und sofort nothwendig, so ist ein Wasserklystier mit oder ohne Zusatz von Essig oder Seife harmloser und zweckmäßiger. Gegen Durchfälle werden u. a. Abkochungen von Heidelbeeren, Hammelfleischbrühe, Haferschleimsuppe, ein schon den Römern bekanntes Hausmittel, mit Nutzen gebraucht. Hämorrhoiden, hauptsächlich ein Leiden von Leuten mit sitzender Lebensweise und von Frauen, sind in ähnlicher Weise wie die habituelle Stuhlträgheit zu behandeln. Überdies sind Bäder und peinliche örtliche Sauberkeit unerläßlich. Jüngere Hämorrhoidarier mögen das Radeln allen Haus- und Apotheker-Mitteln vorziehen.

Erkältungen, die ja meist die Luftwege befallen, werden im Beginn oft mit schweißerregenden Proceduren, wie bereits erwähnt, erfolgreich bekämpft und abgekürzt. Heißer Grog erscheint einigen, wenn nicht wirksamer, so doch genießbarer, als heißer Thee. Gegen den quälenden Husten, der sich häufig einstellt, wenden pflanzenkundige Hausmütter warmen Eibisch-, Wollblumen-, Leinsamen-Thee gerne an oder den käuflichen Brustthee, der die erstgenannten Sorten auch enthält. Sie mildern in der That den Hustenreiz und regen den Schweiß an, sie sind also häufig brauchbar. Doch soll sich der Laie hüten, sie versehentlich bei Lungenentzündungen anzuwenden. Den Rauch von verbrennenden Blättern der Tollkirsche und des Stechapfels läist man, namentlich das Landvolk, Leute einathmen, die vom „Lungendampf" (Asthma) gequält werden. Es sind in diesen Pflanzen Stoffe enthalten, die die Lungennerven beruhigen. Die in den Apotheken käuflichen Asthma-Cigaretten enthalten diese Mittel in bequemerer Form und sind brauchbar, doch immerhin nicht ohne Bedenken, weil man die Menge der Stoffe in der einzelnen Cigarette nicht genau kennt. Mit Unrecht wird der von den Homöopathen viel empfohlene Aconit (Sturmhutknolle) bei Erkältungskrankheiten der Athmungsorgane geschätzt; die durch ihn bedingte Reizung der Hautnerven wird zwar als Wärme empfunden, doch tritt der Schweiß häufig erst unter Herzklopfen und Angstgefühl ein. Aconit ist unter Umständen ein Herzgift, deshalb kein geeignetes Hausmittel. Bei uns in Deutschland wird das Terpentinöl, ein Product des aus den Tannen,

Föhren und Lärchen gewonnenen Saftes, mehr auf ärztliche Anordnung, weniger als Hausmittel zur Verminderung lästigen Auswurfes verwendet, meist, indem man einige Tropfen davon, auf heißes Wasser gegossen, einathmen läſst; bei anderen Krankheiten wird es innerlich gebraucht. In den österreichischen Alpenländern dagegen spielt das mit ihm fast identische „Pechöl“, die Rolle eines Allheilmittels.

Nicht gering ist auch die Zahl der Hausmittel zur Vertreibung der Wassersucht, die bekanntlich keine Krankheit für sich, sondern ein Zeichen ungenügender Wasserausscheidung durch die Nieren ist und die mannigfachsten Ursachen haben kann, zum Beispiel Herz-, Nieren- und Leberleiden. Birkenblätter-, Bohnenhülsen-, Katzenpfötchen-, Hagebutten-, Wacholder- und Bärentraubenthee, Petersilienwasser sind die bekanntesten und harntreibenden Mittel, die auch von Ärzten geschätzt werden. Auch hier kann unnütze, gedankenlose Anwendung, Unwissenheit und halbes Wissen viel Unheil stiften. Schmerzhafter Harndrang wird durch warme Sitzbäder, auch durch Bähungen mit Wasserdämpfen allein oder mit Abkochungen der genannten Pflanzen gelindert. Weicht aber der quälende Zustand nicht bald, so muſs ärztliche Kunsthilfe zur Harnentleerung in Anspruch genommen werden.

Es ist selbstverständlich, daſs Hausmittel, die ja zum Ressort der Hausfrau gehören, auch zur Kräftigung schwächlicher Kinder versucht werden. Freilich sind gute und passende Nahrungsmittel, überhaupt gute Körperpflege, trockene, luftige und helle Wohnung, ausgiebiger Aufenthalt im Freien die Haupterfordernisse, ohne die die Medicamente nichts leisten, die aber oft ohne Medicamente alles leisten können. Schwächliche, sogenannte scrophulöse Kinder mit schlaffer Haut badet man oft in warmem Wasser, dem Kamillen, Kalmuswurzeln, Staſsfurter Salz, Kleie oder gar — überflüssigerweise — Wein zugesetzt werden. Das ist nicht zu miſsbilligen, weil diese Stoffe die Thätigkeit der Haut reizen und einen lebhaften Blutzufluſs zu diesem wichtigen Organ veranlassen. Bei solchen Kindern wirkt auch der Leberthran gut, und zwar gerade bei den Kindern ärmerer Leute, vornehmlich wohl, weil er ein leicht verdauliches und nahrhaftes Fett ist. Möglich, daſs auch seine anderen Bestandtheile, wie Jod, dabei von Bedeutung sind. Schwächliche Kinder, wie es früher geschah, Walnuſsblätter-Thee trinken zu lassen, in der Absicht, die schlaffen Fasern der Körpergewebe fester zu machen, ist unrichtig, weil die in den Blättern enthaltenen zusammenziehenden Stoffe in solcher Verdünnung in das Blut und die Gewebssäfte gelangen, daſs sie die beabsichtigte Wirkung nicht mehr ausüben können.

Aus der großen Zahl der Hausmittel habe ich nur einige von Bedeutung herausgerissen. Von den an sich schon widersinnigen möchte ich als abschreckendes Beispiel nur eines für viele erwähnen: Man hört

noch immer, dass Leute kleine Körperchen, die ihnen ins Auge gekommen sind, zu entfernen suchen, indem sie Krebssteine oder Krebsaugen, Kalkconcremente aus den Magentaschen des Krebses, ins Auge bringen. Das ist ein thörichter Unfug. Kann man den Störenfried nicht mit dem Taschentuch oder mit einer kleinen Rolle angefeuchteten Papiers entfernen, so suche man den Arzt auf, der, nöthigenfalls mit der Lupe und mit Hilfe eines schmerzstillenden Mittels, die kleine Operation vornimmt. Das Auge ist denn doch zu wichtig und edel, als dass es nicht mit aller Kunst und mit aller Sorgfalt behütet werden sollte. —

Vom Danken.

Von **Max von Weißenthurn.**

„Wer von den Menschen Dank erwartet, wenn er ihnen Wohlthaten erweist, hat nur die Hälfte seiner Pflicht gethan!"

„Grüßen ist Höflichkeit, danken ist Schuldigkeit."

Diese beiden Citate aus gelehrtem Munde kennzeichnen die zwei verschiedenen Richtungen, von welchen aus der wahrhaft Gebildete den Begriff des Dankes ins Auge fassen kann und soll. Der eine dieser Begriffe hat es gewissermaßen nur mit der gesellschaftlichen Form zu thun, aber er ist deshalb doch ein interessanter Wegweiser, und die Art des Dankes auf einen gesellschaftlichen Gruß, der an und für sich ja nur eine jener Nebensächlichkeiten ist, die zum großen Ganzen gefügt, das Leben bildet, ist wohl eine Charakterstudie, welche Beachtung verdient. Wer Umschau hält in den verschiedenen Gesellschaftskreisen, dem wird sich nach und nach die Überzeugung aufdrängen, dass im wechselseitigen Verkehre der Menschen, sowohl unter Gleichstehenden, als unter verschiedenartig Situierten, die Verbitterung eine große Rolle spielt, dass sie manchen Genuss vergällt, manche Thräne erpresst. Unwillkürlich stellt man sich die Frage, woher das kommen möge und ob jener, der über den Parteien steht, wohl berechtigt ist, den Stab zu brechen über dieses Gefühl, das Schmerz erzeugt und demjenigen, welcher es hegt, auch Schmerz bereitet. Die Empfindung mag nicht recht sein, aber sie ist menschlich und verzeihlich, das wird man sich, wenn man die Dinge leidenschaftslos betrachtet, eingestehen müssen.

„Thu' Gutes um des Guten willen; das ist der Liebe Religion" — sagt Oskar von Redwitz, und zur Ehre der Menschheit will ich auch fest daran glauben, dass die meisten derjenigen, denen es im großen

oder kleinen Maßstabe vergönnt ist, Gutes zu thun, dabei sicherlich nicht den Hintergedanken haben, Dank ernten zu wollen oder sich selbst eine Stufe zu dem Himmelreich damit zu vergewissern, wenn es sich auch nicht in Abrede stellen läſst, daſs es eine Kaste gibt, bei der nur persönliche Eitelkeit die Humanität und die Munificenz des Gebens hervorruft. Der Begriff „Gutes thun“ ist ein relativer; der eine sieht es darin, wenn er mit vollen Händen von seinem Überflusse spendet, aber er thut dies in einer Weise, durch die er weit eher verletzt, als Wohlthaten übt; der andere, Feinfühlendere, weiß, daſs er mit einem Blick, mit einem Wort, mit einem Händedruck im rechten Moment eine größere Wohlthat übt, als mit der Verabfolgung kostbarster Schätze, denn für das Seelenleben bringt nicht der Mammon Glück. Die spendende Hand und das spendende Herz, sie beide rechnen nicht auf Dank, sie begehren ihn nicht, sie geben, weil das in ihrer Natur liegt und der Mensch immer nur nach dieser thun kann. Das mindeste aber, was der Gebende beanspruchen kann und soll, das ist der Mangel an Undank; er braucht nicht der meist Gehaſste zu werden, wie das unzähligemal der Fall ist, weil er der Gebende gewesen. Ich begreife eher, daſs man ein Geldgeschenk vergessen kann, als daſs man je das gute Wort übersieht, den liebenden Blick vergiſst, welcher uns in Stunden des Leidens aufgerichtet und getröstet hat! Das Kind, dem Fremde Wohlthaten erweisen, dem Fremde zu Seelenverwandten wurden und das als erwachsenes Wesen dessen vergessen kann, ist eine rohe, niedere Seele, die niemals ideale Ziele erreichen, niemals edlem, hehrem Vorbilde nachstreben wird, ist ein Ichling, der in den ernsten Stunden des Lebens doch alleinsteht!

Dankgefühl, Würdigung von erwiesenen Wohlthaten, ist ein Ding, das im Blute liegt, von keinem Leitfaden der guten Erziehung angedrillt werden kann und dessen Mangel den nicht vorhandenen wahren Seelenadel beweist! Wenn mir jemand auf dem dornigen Pfade des Lebens Gutes thut, oder wenn ich mit Berechtigung auch nur eine solche Absicht ahne, so wird mein Dankgefühl dafür ein so lebhaftes sein, daſs ich dessen stets eingedenk bleibe, selbst wenn der oder die betreffende Person, mir im weiteren Verlauf des Lebens harte Worte gibt, oder mir vermeintlich unrecht thut. Das Bewuſstsein des mir erwiesenen Guten wird immer die Oberhand behalten und mich veranlassen, da versöhnlich zu schweigen, wo sonst vielleicht eine heftige Entgegnung mir auf die Lippen treten könnte. Viele empfinden das Bewuſstsein, Dank zu schulden, als eine Last, welche sie gerne abschütteln, ohne zu bedenken, daſs sie dadurch nur sich selbst als niedere Seele stempeln, denn mit dem bloßen Dankeswort ist der echte Dank nicht abgethan. Er lebt in vornehm veranlagten Naturen bis zum letzten Herzschlag weiter, ja er geht von

Generation auf Generation über. Freilich sind solche Fälle selten. Mir ist in einer ziemlich langen Lebenslaufbahn ein einziger vorgekommen und eben weil er eine solche rara avis ist, verdient er in wenigen Strichen festgehalten zu werden. In höherer militärischer Stellung, als Personaladjutant des einst so populären Erzherzogs Johann Reichsverweser, kam mein Vater in die Lage, einem seiner Untergebenen, einem Schreiber in seiner Kanzlei, eine Anstellung im Civilstaatsdienste zu verschaffen. Durch eigene Kraft und Tüchtigkeit, durch Pflichttreue und Fleiß arbeitete sich der Mann empor und war zuletzt Telegraphendirector in Graz. Natürlich brauchte das Jahre, aber keines derselben gieng zur Neige, ohne dass er meinem Vater Dank gesagt, ihm Segenswünsche für das kommende Jahr dargebracht hätte. Nie verabsäumte er eine Gelegenheit, um seinem „Wohlthäter“, wie er meinen Vater nannte, eine Aufmerksamkeit zu erweisen, und als der Tod ihm endlich seine müden Augen schloss, betraute er seine Tochter noch mit der Mission, meinem Vater seinen letzten Gruß und Dank über das Grab hinaus zu sagen.

Das war ein ausgeprägtes Gefühl für Dankbarkeit, wie man es selten findet, ein Gefühl, das in der Brust eines schlichten Mannes gelebt, der in einfachen Kreisen aufgewachsen. Wenn ich also sage, das Dankgefühl sei ein Ding, das im Blute liegt, so meine ich damit nicht in jenem Blute, das blau durch die Adern schlägt und von der entsprechenden Ahnenreihe repräsentiert wird, sondern in jenem, welches das Herz richtig pulsieren läst und ihm eingibt, was wahres Gefühl sei. Das Vergessen findet Gelegenheit, im Leben der Menschen eine große Rolle zu spielen, ohne dass wir es nothwendig hätten, je des Guten zu vergessen, das uns erwiesen wurde. Man erlebt so viele Enttäuschungen, so viele Bitternisse, so viele unschöne Dinge, die man gut daran thut, nicht dem Gedächtnisse einzuprägen. Diese zu vergessen und sich durch dieselben nicht von dem Wohlwollen abschrecken zu lassen, das man den Menschen entgegenbringen sollte, ist lobenswert, Worte und Thaten aber in den Sand zu schreiben, die uns selbst zunutzen kamen, ist ein Attribut niederer Denkungsweise, dessen jeder Gebildete sich schämen sollte. Ich verstehe unter dem Worte Bildung nicht allein die Schulweisheit, sondern jenes angeborene noblesse oblige, welches das Herz dictiert und das stets den rechten Weg zeigt, ob man nun unter der seidenen Decke oder in der Hütte der Armut geboren. Das Verständnis für den Begriff des Dankes in des Wortes höherer Deutung kann nach meinem Dafürhalten nicht leicht anerzogen werden und zu beklagen sind jene, denen es abgeht.

„Gezählt, gewogen und zu leicht befunden“ — könnte man ihnen bei einer Wertschätzung menschlicher Tugenden sagen, denn zur Elite des

Herzens gehört nie, wer des wahren Dankes unfähig. Die äußere Form des Dankes aber, den gesellschaftlichen Drill des höflichen Grußes, das Dankeswort für eine erwiesene zarte Aufmerksamkeit von Gleichstehenden oder Untergebenen, die kann und muss in der Kinderstube eingelernt werden, will man sich dieselbe fürs Leben wahren. Auf den devoten Bückling eines in sich selbst zusammenknickenden Untergebenen gar nicht, oder nur mit nonchalanter Geringschätzung denken, ist ebenso unwürdig, als wenn man selbst nach oben kriecht und in Heuchelei erstirbt, um nach unten zu treten. Gesellschaftliche Formen gehören genau ebenso zum Leben, wie das Waschen, das Kämmen, das Anziehen. Ich will zugeben, dass sie, genau beleuchtet, nicht jenen Wert haben, welchen man ihnen oftmals beimisst, aber sie nehmen unstreitig für denjenigen, welcher sie übt, ebenso sehr ein, wie der Mangel derselben peinlich berührt, deshalb müssen sie dem Kinde eingeimpft werden, damit sie dem Erwachsenen zweite Natur seien, und zur Grundbedingung gesellschaftlicher Form gehört unstreitig der höfliche Gruß, welcher, unentwegt um Laune und Stimmung, stets der gleiche zu bleiben hat, ehrerbietig gegen oben, ohne dabei kriechend zu sein, freundschaftlich gegen Gleichstehende, wohlwollend gegen Untergebene, ohne jene Familiarität, die so häufig zu Missdeutungen Veranlassung gibt und den Halbgebildeten dazu veranlasst, über die Grenzen dessen hinauszugehen, die er sich zu stecken hat.

Unter der glorreichen Regierung des Grafen Wutsch.

Ein Dorfbild.

Das war der Graf von Wutsch. Der hatte weit draußen in einem Bauerndorfe sein Schloss stehen und war voller Sorgen. Denn er war reich, also die Sorge, dass der Reichthum nicht weniger werde, sondern mehr. Er wollte imponieren, also die Sorge, dass männiglich vor ihm sich neige. Er hatte viele Zeit, daher die Sorge, wie dieselbe mit Vergnügungen ausgefüllt werde. Er wollte, dass alles nach seinem Sinne gehe, hatte aber im Gemeinderathe nur eine Stimme und im Reichsrath gar keine. Daher zog er über alles los, und es war ihm nichts recht. Was die Regierung that, das war allemal schlecht, was sie unterließ, das wäre gut gewesen. Was die Reichsboten beschlossen, das war allemal sehr dumm, was er selber verordnet haben würde, das wäre gescheit gewesen. Alle anderen waren Schwindler und Betrüger, er allein war der ehrliche Mann. In seiner Gemeinde machte er sich erst recht scharfeckig, der Gewerbsmann war ein Esel, der Bauer ein Ochs, und der Gemeindevorstand war beides in einer Person.

Da dachte nun aber der Gemeindevorstand, er wolle die Würde doch lieber dem Herrn Grafen überlassen und dankte ab. Darauf haben die Bauern und Gewerbsleute den Herrn Grafen zu ihrem Oberhaupte gewählt.

Das war schon gar vornehm, jetzt hatten sie einen Grafen zum Vorstande, und da merkte man's gleich, die Dorfgemeinde wurde auf den Glanz hergerichtet. Die Misthaufen durften nicht mehr so vor den Häusern liegen, sondern hinter denselben; das war in der That gescheit; aber die Jauche durfte nicht mehr frei auf die Felder und Wiesen hinausrinnen, sondern musste in Canäle abgeleitet werden. Die Besoffenen durften nicht mehr im Straßengraben schlafen, sondern unter Dach und Fach im Gemeindekotter. Die Burschen durften nicht mehr in den Wirtshäusern raufen, sie mussten einander vorschriftsmäßig verklagen, dann wurden sie ruhig eingesperrt oder konnten zahlen. Die Dirnen durften nicht mehr zu Hause entbinden, sondern mussten ins Gebärhaus, und die Dorfarmen wurden zu Bausch und Bogen in eine Siechenanstalt gesteckt.

Also hatte der neue Vorstand einmal ordentlich ausgefegt in der Gemeinde und ein strammes Regiment eingeführt. Jetzt war den Bauern das aber nicht recht. Die neuen Einrichtungen kosteten heidenmäßig viel Geld. Und da war ein altes Bäuerlein, das hieß der Pamperl-Hans. Und das saß gerne im Wirtshaus, nagte an seinem Pfeifenstummel und raisonnierte: „Uns Bauern", sagte er „bringt diese Grafenwirschaft um. Was brauchen wir die neue Wasserleitung vom Karwald herab? Wir haben jeder seinen eigenen Brunnen beim Haus, und der Graf soll sich in seinem Garten den Springbrunnen selber zahlen. Was brauchen wir die Gemeindejagd und den Förster? Wenn der Graf jagen will, so soll er selber für die Kosten aufkommen. Was brauchen wir die kostspieligen Straßen! Wir haben doch keine so schönen Wägen und feinen Rösser wie der Graf, und unser Bauernzeug ist das Holpern und Stolpern schon gewohnt. Wir müssen alleweil für das zahlen, was wir nicht brauchen, oder was wir uns billiger könnten anschaffen. Seit dem neuen Vorstand sind die Gemeindeumlagen gestiegen wie ein Geier, eh er auf die Hühner niederstoßt. Und die Umlagen sind auch so ein Geier, werdet es schon sehen, der wird auch bald niederstoßen und uns auffressen."

In solcher Art hat der Pamperl-Hans sich ausgelassen in den Wirtshäusern und dabei alleweil einen sehr beistimmenden Zuhörerkreis gefunden. Dem Grafen kam das zu Ohren, da ließ er sich vernehmen: „Wer etwas vorzubringen und etwas einzuwenden hat, der soll's im Gemeinderathe sagen. Im Gemeinderath wird geredet! Im Wirtshaus hat die Canaille zu schweigen!"

Nun saß der Pamperl-Hans aber nicht im Gemeinderath, jeder kann ja nicht drin sitzen, und die drin saßen, die hatte sich der Graf schon

hergerichtet. Opposition litt er keine, und „wenn's der Herr Graf will, so muss man halt ja sagen, man hat ihn allemal zu brauchen und darf's mit ihm nicht verderben."

Aber der Pamperl-Hans saß halt gar nicht drinnen und so glaubte er, dürfe der Mensch seine Meinung auch anderswo sagen. Dem war nicht so. Eines Tages wurde der Hans vorgeladen, dass er sich einfinde zu einer Gemeinderathssitzung. Das einfältige Bäuerlein glaubte, nun werde es dort Sitz und Stimme haben und freute sich dessen.

Fürs erste, als der Hans hineinkam und der Rath schon beim langen Tische saß, hieß ihn niemand niedersitzen, so blieb er stehen. Der Graf war eine gar imponierende Gestalt; er wandte sich zum Alten und herrschte ihn an: „Pamperl-Hans! Wie wir hören, schimpfet Ihr in den Wirtshäusern umher über unsere Gemeindewirtschaft!"

„Ah, das nit, schimpfen nit", antwortete das Bäuerlein ganz erschrocken und verlegen. „Bitt, Herr Graf, der Mensch thut halt auch bisweilen gern ein wenig plaudern."

„Wisset Ihr was?"

„Wissen nit gar viel, aber spüren, Herr Graf, oft schon höllisch spüren."

„Saget einmal, Hans, wie viel haben wir jetzt Gemeindeumlagen?"

„Nau, wir werden halt haben, so beiläufig ihrer fünfzig Procent."

„So. Und wie hoch sind sie früher gewesen?"

„Früher? So viel ich weiß, an dreiunddreißig, höchstens fünfunddreißig Procent", meinte der Hans.

Da stand der Graf schon auf, trat stramm hin vor den buckligen Alten, schrie ihm ins Gesicht: „Ich werd' Euch was sagen, Hans. Wer was reden will, der muss was wissen. Ihr seid ein unwissender Tölpel! ein nichtsnutziger Strick! Und wenn Ihr noch ein Wort sagt, so in den Kotter mit Euch!" Fasste ihn am Kragen und warf ihn im Angesichte des ganzen Gemeinderathes zur Thür hinaus.

Nun, was sagt Ihr dazu? War das nicht prächtig vom Herrn Grafen? So legt man den Maulhelden das Handwerk.

Nur eine Kleinigkeit möchte ich dazu bemerken. Um hundert Jahre früher hätte der Herr Graf seine Heldenthat ausüben sollen; heute ist's erlaubt, dass jeder über die öffentliche Wirtschaft seine Meinung sagt, auch wenn er nicht im Rathe sitzt. Ist die Meinung gescheit, so kann sie nützen, und ist sie dumm, so kann man sie auslachen, und gut ist's. Ja, Herr Graf, wenn Sie außerhalb des Rathes jede Meinungsäußerung unterdrücken wollten, dann hätten Sie viel zu thun, heutzutage. Sie müssten alle Wirtshäuser und Kaffeehäuser und Vereinslocale räumen lassen in Stadt und Land, Sie müssten die Zeitungsredactionen amtlich versiegeln lassen und die Buchdruckereien und die Theater und die Partei-

redner und endlich, Herr Graf, müssten Sie mit Ihrem großen gräflichen Siegel sich selber den Mund verpetschieren — wenn nicht mehr raisonniert werden darf. Wie ich höre, sind Sie mit der Staatsregierung durchaus nicht und gar nie einverstanden und Ihre gottlob sehr gesunde Lunge bringt Ihre scheidewasserscharfe Gegenmeinung zu drastischestem Ausdruck.

Das alte Bäuerlein ist nachdenklich seines Weges nach Hause gegangen. Ich an seiner Stelle wäre anderswo hingegangen, hätte dem Herrn Grafen, der in dieser Sache seit hundert Jahren zu schlafen scheint, aufwecken lassen, hätte vor Gericht aber auch meine Unrichtigkeiten corrigiert und ziffernmäßig klar gestellt, dass früher die Gemeindeumlagen nicht dreiunddreißig oder fünfunddreißig, sondern thatsächlich nur achtundzwanzig Procente betragen haben, und dass dieselben seit der glorreichen Regierung des Herrn Grafen Wutsch nicht fünfzig, sondern vierundfünfzig einhalb Procent ausmachen.

Aber der Pamperl-Hans ist ein dummer Bauer. K.

Der Kastelbauer auf Freiersfüßen.

Der Kastelbauer steigt gemächlich zur Thür herein in die Pfarrersstube.

Pfarrer: Schau, schau, der Kastelbauer! Wie geht's immer? Setzen Sie sich.

Kastelbauer: Oh — ah. Guat sa weit. Kon mih nit beklogn.

Pfarrer: So setzen Sie sich doch!

Kastelbauer: Kon eh stehn ah, Herr Pforrer. Hon hiaz nit viel Zeit zan Sitzn.

Pfarrer: So, so. Was haben Sie denn vor, Kastelbauer?

Kastelbauer: Wada nix extrigs. Bittn hon ih wölln, dass mih da Herr Pforrer va da Konzl schmeissn that.

Pfarrer: Von der Kanzel schmeissen! Aufbieten! Heiraten? Sapperlot, da gratulier ich. Was haben Sie sich denn für eine ausgesucht?

Kastelbauer: Wos moanens, Herr Pforrer? Rothns amol. Nit? Nau, in Großhe:scher seine.

Pfarrer: Die Ältere?

Kastelbauer: Na, die hon ih nit mögn. Die Jüngere pock ih her.

Pfarrer: Das ist wohl eine gute Partie? Wie?

Kastelbauer: Glaub wul. Kriagg a tulle Aussteuer. A Truhn vul Leinwad, a por Sau und fünfhunerd Guldn Vorgeld.

Pfarrer: Da schau her! Und sonst? Hat sie einen guten Charakter? Dass Sie wohl glücklich mit ihr leben werden?

Kastelbauer: D'rum is ma nit bong, Herr Pforrer, gor nit. Sie woass mit die Kälber und Sau guat umzgehn.

(Nach Freudenthals: „Dat Upgebot“.)

Kleine Laube.

Zwei alte Scherzgeschichten.

Von einem, den wir nicht vergessen können.

Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Westfälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde, thaten sie sich alles Herzeleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder“, schrieb er, „es geht mir doch im Kopfe herum, dass wir nicht einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser.“ Also beschied er ihn in den „rothen Adler“ nach Neuwied, wo er wegen eines Geschäftes durchreiste. „Dort wollen wir's ausmachen.“ In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der Lutherische: „Der Papst ist der Antichrist“, schalt der Katholische: „Luther ist der Widerchrist.“ Berief sich der Katholische auf den heiligen Augustin, sagte der Lutherische: „Ich hab' nichts gegen ihn; er mag ein gelehrter Herr gewesen sein, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei.“ Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder“, sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen“; und abends ging schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder“, sagte er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant.“ Den anderen Tag wollten sie miteinander zuerst in die Frühmesse, danach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von heute über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem „grünen Baum“ nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn: „Augenblicklich setzt Eure Reise fort. Hab' ich Euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied geschickt, oder sollt Ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten?“ Und der andere fand einen Brief von seinem Vater: „Lieber Sohn, komm heim, sobald du kannst, du musst spielen.“ Also giengen sie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sache auseinander, und dachten jeder für sich nach, was er von dem anderen gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder, deine Gründe haben mich unterdessen voll-

kommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den Eltern ist es insofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen." Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zornes und der Ungnade, willst du denn mit Gewalt in die Verdammnis rennen, dass du die seligmachende Religion verleugnest? Gestrigen Tages bin ich wieder lutherisch geworden." Also hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer.

Fünf Prügel ums Ross.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hat's schriftlich.

Ein Cavallerieofficier, ein Rittmeister, kam in ein Wirtshaus. Einer, der schon drin war, und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehen, ein Hebräer, sagte: „dass das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden darauf hergeritten sind."

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs?" fragte der Officier.

„Dass ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre", erwiderte der Hebräer.

Der Officier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was braucht's hundert", sagte er, „Ihr könnt ihn um fünfzig haben."

Der Hebräer sagte: „Thun's fünfundzwanzig nicht auch?" — „Auch fünfundzwanzig", erwiderte der Rittmeister — „auch fünfzehn, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt."

Niemand wusste, ob es Spass oder Ernst ist. Als aber der Officier sagte: „Meinetwegen auch fünf", dachte der Hebräer: „Hab' ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch koscher. — Herr", sagte er, „Sie sind ein Officier. Officiersparole?" Der Rittmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?"

„Lieber wär's mir", sagte der Hebräer.

Also beschied der Officier einen Notarius und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Officier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Officier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderungen, alsogleich als Eigenthum zustellen. So geschehen da und da, den und den."

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Officier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hintertheil dergestalt, dass der Hebräer bei sich selbst dachte: „Der kann's noch besser, als der Gerichtsdiener in Günzburg", und laut auf Auweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Officier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thut's, Sohn Jakobs?" Der Hebräer sagte: „Na, wie thut's, gebt mir die andern auch, so bin ich absolviert."

„Das kann geschehen", sprach der Officier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, dass der erste nur eine Lockspeise dagegen zu sein schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch einen Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht,

dass Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Officier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt Ihr lange warten“, und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesenden, dass man fast das Haus unterstützen musste, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekessen, was thu ich damit. Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, dass er muss.“ Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften Prügel und auf den Fuchs.

Peter Hebel.

Die zwei Brüder.

Volkslied aus Obersteier. (Vermittelt durch Thomas Ortner.)

Hansl: Brüderl, ich hab' g'hört
Du hast a Weib dir g'nomma.
Seppl: Es ist ja kaum sechs Wochen her,
Ist dir zu Ohr'n schon komma.
Hansl: Ja willst denn du das besser hab'n?
Seppl: O ja, das will ich glauben.
Hansl: Es lebt sich wohl vergnügt mitsamm'.
Seppl: Ja grad' als wie zwei Tauben.
Hansl: Ich möcht' schon nicht verheirat' sein,
Nit um a Million.
Schaut man nur so a Heirat an,
Da siecht man's Elend schon.
Seppl: Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
Nit um a Million,
Und schaut ma nur das Weiberl an,
So lacht am's Herzerl schon.

Hansl: Du wirst dir wohl verheirat' hab'n
A drei, viertausend Gulden.
Seppl: 's Geld krieg'n wir erst, wann d' Mutter stirbt,
Derweil mach'n wir halt Schulden.
Hansl: Kommst aber einmal in die Noth,
Seppl: Dann thun wir d'rauf vergessen,
Hansl: Und habts einmal kein schwarzes Brod,
Seppl: So thun wir Kipfeln essen,
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Hansl: Wenn du aber sollst einmal
So a Familie kriegen —
Seppl: Ja, da mach' ich mir nix draus,
Thu' ich halt Kinder wiegen.
Hansl: Bei Rahm und Milch da geht viel auf.
Seppl: Ich thu' mir keine nehma.
Hansl: Ja, ziehst sie denn beim Wasser auf?
Seppl: Ich thu's auf Brantwein g'wöhna —
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Hansl: Was hast denn mit dem großen Topf
Dort auf der Gassen wollen?
Seppl: Ja, das hat zum Frühstück g'hört,
Ich muss mir's selber holen.
Hansl: Ja, trinkt dein Weib so viel Kaffee?
Seppl: Da wird nix übrig bleiben.
Hansl: Ja, thut das denn dein Sack nit weh?
Seppl: Wir lassen all's aufschreiben.
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Hansl: Wie werd's denn die Wirtschaft führ'n,
Kochen werd's doch könna?
Seppl: Lassen's aus dem Wirtshaus holn,
Was soll' ma Holz verbrenna?
Hansl: Habts vielleicht ka G'schirr im Haus?
Seppl: Ja, nit anmal a Schaln,
Hansl: Mit deiner Wirtschaft is schon aus.
Seppl: Ja, Bruder, mir thut's g'fall'n —
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Hansl: Dein Weib wird dir ja dennoch z'Haus
Fleißig stricken und schlingen.
Seppl: O, Bruder, das hat's gar nit noth,
Thau allweil lustig singen.
Hansl: Wer flickt dir deine Hemden aus?
Seppl: Ich hab' ja noch ka z'riss'n.
Hansl: Was thuats denn nachher sonst noch z'Haus?
Seppl: Das kunntst scha völli wissen.
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Eine Zuschrift.

Zur Hebung des Fremdenverkehres in den österreichischen Alpenländern.

Ende Jänner d. J. fand im Eisenbahnministerium in Wien eine Besprechung über die Einleitung einer umfassenden Action zur Hebung des Reiseverkehres aus dem Auslande nach den österreichischen Alpenländern statt. An der Besprechung nahmen außer den Functionären des Eisenbahnministeriums theil: Vertreter der in den Alpenländern bestehenden Landesverbände zur Förderung des Fremdenverkehres, dann der betheiligten Verkehrsanstalten, des Vereines für Alpenhotels in Tirol, sowie anderer am Fremdenverkehr interessierten Körperschaften. „Seitens des Eisenbahnministeriums wurde bei dieser Besprechung" — so lesen wir — „insbesondere die Frage der planmäßig fortgesetzten Veröffentlichung von Beschreibungen österreichischer Alpengegenden in ausländischen Zeitungen durch nach Österreich zu entsendende Correspondenten solcher Zeitungen, ferner der Errichtung von österreichischen Reisebureaux in den hervorragendsten Verkehrscentren des Auslandes, sowie der Ausstellung von Bildern mit Ansichten aus den Alpengebieten in ausländischen Städten zur Discussion gestellt. Die Anregungen des Eisenbahnministeriums wurden von sämmtlichen Theilnehmern an der Besprechung beifälligst aufgenommen und wurde ein engeres Comité eingesetzt, welches mit der Aufgabe betraut ist, bestimmte Vorschläge für die durchzuführende Action auszuarbeiten."

Die Maßnahme, wonach ausländische Correspondenten zu uns kommen sollen, um über heimische Alpengebiete für ausländische Zeitungen Berichte zu schreiben, ist nicht recht zu verstehen. Unserer Ansicht gemäß können gründliche und richtige Schilderungen von Land und Leuten heimischer Alpengebiete doch nur wieder von heimischen Schriftstellern, welche die Alpenwelt und ihre Eigenthümlichkeiten einerseits, Sprache, Sitten und Gebräuche der Bewohner andererseits durch jahrelangen, intimen Verkehr genau kennen gelernt haben, gemacht werden. Oberflächliche Skizzen aus der Feder Ortsunkundiger, die sich erst mühsam Orientierung verschaffen müssen, haben nur geringen Wert. Deshalb wäre es gut, wenn dieser Beschluss baldigst eine zweckentsprechende Änderung erfahren würde.

Franz Goldhann.

Bozen, im Februar 1901.

Bücher.

Kunstwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. Monatlich zwei Hefte. (München. Georg D. W. Callwey.) Da kann man weit gehen, um ein so durchaus ehrliches, freimüthiges Kritikblatt zu finden, wie der „Kunstwart" es ist. Schon manchen neuen Gesichtspunkt hat er eröffnet und Anregungen nach vielen Seiten des Kunstlebens gegeben. Bei einem Kreise vortrefflicher Mitarbeiter bringt fast jedes Heft einen Aufsatz aus der glänzenden Feder des Herausgebers selbst. Rücksichtslos gegen Corruption aller Art in der Künstlerwelt, ist er ein wohlwollender Freund jedes redlichen Kunstbestrebens. Ein kerndeutsches Blatt, dessen stillem, ernstem Wirken die Deutschen bereits mehr verdanken, als manchem täglich erscheinenden politischen Schreihals. Jedes der handlichen Hefte bringt Bilder- und Musikbeilagen, gleichsam als Belege für das im Text Behandelte. Es ist wahre Pflicht des Kunstfreundes, den „Kunstwart" verbreiten zu helfen.

R.

Das große Schweigen und andere Novellen von Paul Robran. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.) Diese junge Dichterkraft erscheint hier nicht das erstemal vor der Öffentlichkeit. Und gewiss nicht das letztemal. Die Novelle „Das große Schweigen“ lässt noch Bedeutendes von ihr erwarten. Diese Novelle, voll Naturwahrheit und Tragik des Alltags, ist besonders jungen Männern zu empfehlen. Warum, das merken sie dann schon. M.

Höhenfeuer. Gedichte von Franz Eichert. (Stuttgart und Wien. Josef Roth'sche Verlagshandlung. 1901.) Lieder voll echter und frommer Poesie, wie sie in unseren Tagen nur selten noch erklingen. Religiösen Gemüthern besonders zu empfehlen. R.

Der als Jean Paul-Forscher, Autor der „Keuschheitsideen“, einer „Philosophie des Schönen“, „Pädagogik auf modern-wissenschaftlicher Grundlage“, eines „Systems der Philosophie“, des „Reformkatholicismus 2c. bekannte Theologe Dr. Josef Müller gibt eine Zeitschrift für Culturgeschichte, Religion und Belletristik: „**Renaissance**“ (Augsburg, Lampart & Comp.) heraus. Sie erscheint als Monatsschrift (in je zwei Bogen). Das Journal ist ein Organ für Gebildete und soll speciell der Erneuerung des religiösen Lebens dienen. Bei dem Druck, der gegenwärtig auf jeder selbständigen Regung im katholischen Lager lastet, wofür wir erst vor kurzem ein drastisches Beispiel erfahren haben, ist ein literarischer Centralpunkt die erste Bedingung zu einer Besserung unserer kirchlichen Zustände. Die „Renaissance“ ist das einzige Organ seiner Art in Deutschland und hat die Zierden der katholischen Wissenschaft zu Gönnern und Mitarbeitern. Wenn der Geist noch eine Macht ist, dann muss das Organ auch in weiteren Kreisen Platz gewinnen und den Bann durchbrechen, in dem eine innerlich hohle, aber äußerlich mächtige Richtung das katholische Leben krampfhaft gefangen hält. Die Renaissance brachte im vergangenen Jahr eine längere Arbeit über „Das sexuelle Leben der Naturvölker“, der in diesem Jahr „Das sexuelle Leben der modernen Culturvölker“ folgen wird — ein Thema, das zum erstenmal als Specialarbeit nach den umfassendsten Quellen und auf Grund einer immensen Literatur bearbeitet wird. Weitere größere Abhandlungen sind: „Reformkatholicismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung“. Dazwischen wechseln kleinere Arbeiten über Tolstoi, Dostojewsky, Nietzsche, Huysmans und die modernkatholische Dichtung in Frankreich, Referate über den Gelehrtencongress in München, die kirchlichen Zustände in Österreich, Katholicismus und ethischen Socialismus und Christenthum 2c. Schon dieser Überblick wird belehren, dass die Renaissance keineswegs ein theologisches Fachorgan ist, sondern weitesten Kreisen, auch nichtkatholischen, Belehrung und Anregung gibt. Jeder Gebildete möge dies Unternehmen unterstützen, welches der Krystallisationspunkt zu einer Wiedergeburt des christlichen Lebens in zeitgemäßem Sinn zu werden geeignet ist.

Moderne Opfer. Drei Bilder aus dem Lehrerleben der Jetztzeit. Nach der Wirklichkeit gezeichnet von Wilhelm Schwaner. (Berlin, M. Glünicke). Der Verfasser sagt im Vorworte: Weder Sensationslust noch Speculation auf einen etwaigen Reinertrag ließen mich dies Büchlein schreiben, sondern es leitete mich bei Zeichnung dieser der Wirklichkeit entnommenen Bilder lediglich die Liebe zu dem Stande, aus welchem ich hervorgegangen. Wird die Mahnung, welche in diesen erschütternden Erzählungen liegt, an der richtigen Stelle beherzigt, gibt man der Schule endlich die zu einer gesunden Entwicklung dringend nothwendige Freiheit, schützt man den Lehrerstand, der neben dem Stande der Ärzte in erster Linie zur Lösung der socialen Frage durch Heranziehung eines neuen, an Leib und Seel' gesunden Geschlechts berufen ist, gegen die äußerste Noth, so würde ich mit Freuden einst auch ein Büchlein über Lehrerfreud' schreiben.“ Damit ist der Geist des Büchleins, das besonders der Lehrerwelt wichtig sein muss, angedeutet. V.

Büchereinlauf:

Das edle Blut. Eine Erzählung von Ernst v. Wildenbruch. (Berlin. G. Grote).

Das Kaser-Mandl. Eine Erzählung von Ludwig Ganghofer. (Berlin. G. Grote).

Fata morgana. Sociales Drama in vier Aufzügen von Georg Wilhelm Peters. (Dresden und Leipzig. E. Pierson).

Orchideen im Lößgrund. Geschichten von Pauline Wörner. (Freiburg im Breisgau. Paul Waetzel.)

Alm-Disteln. Hochlands-Novellen von Adam Alber. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Herz. Ein Buch für die Jugend von Edmondo de Amicis. Autorisierte Übersetzung von Raimund Wülser. 24. Tausend. (Basel. Adolf Geering. 1901.)

Vom Stamme der Eiche. Westphalenbuch von C. Hüter. (Essen. G. D. Baedeker.)

Die erste Geige von Markneukirchen. Historisches Schauspiel in drei Aufzügen von Friedrich Bunger. (Markneukirchen. F. A. Hofmann. 1900.)

Mein Frühling. Kleine Geschichten von Egid v. Filek. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Hansjörgels Geschichten. (Nordböhmische Mundart.) Von Josef Schmidt. (Selbstverlag in Morchenstern i. B. 1900.)

Menschenbilder. Von Ludwig Kurowski. (Wien. Wittasek. IX. Universitätsstraße 19.)

Die deutsche Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts. Von Theodor v. Sosnosky. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.)

Einsamkeit. Gedichte von M. Scherlag. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Herzblut. Neue deutsche Lieder von Adolf Grafen von Westarp. (München. Verlag der deutschen Buchhandlung.)

Deutsche Lieder. Von Adolf Grafen von Westarp. (München. Verlag der deutschen Buchhandlung.)

Ergebnisse. Ein Buch Lyrik von Karl Ginzberg. (Wien. Karl Stetter.)

Die sieben Worte der Jungfrau Maria. Von P. Constantin Vidmar. (Wien. H. Kirsch.)

Der Lehrer als Dichter. Gesammelte Dichtungen aus der Lehrerwelt Deutsch-Österreichs. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger und vier Bildertafeln in Lichtdruck. Herausgegeben von Herm. Clem. Kosel und Emil Hofmann. I. Band. (Neurode. Leuschner & Tesch. 1901.)

Adolf Pichler, der Dichter und Mensch. Von Dr. S. M. Prem. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung.)

Die Frau der Gegenwart im Umgang und Verkehr (weiblicher „Knigge"). Von Joë v. Reuß. (Berlin. Wilhelm Möller.)

Allerlei brauchbarer Unsinn. Welt-Perpetuum. Märchen oder Ernst. Verfasser: der Einfall. Das Werkzeug des Verfassers: Arthur Kurz. (Meran. F. W. Ellmenreich.)

Der Spielmann. Monatsblätter für deutsche Dichtung. Herausgegeben von Ernst Wachler. (Berlin. Fischer u. Franke.)

Das Banner der Freiheit. Von Gottfried Schwarz. (Heidelberg. Selbstverlag des Verfassers.)

Der gute Kamerad. Illustrierte Knabenzeitung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsgesellschaft „Union".)

Karte des Afrikander-Aufstandes im Caplande. Bearbeitet von Paul Langhans. (Gotha. Justus Perthes.)

Agrarische Presse. Organ der deutschen Bauernpartei. (Budweis. Verlagsanstalt „Moldavia".)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

* In der „Ärztlichen Reformzeitung" (Wien) keift mich jemand giftig wie ein eifersüchtiges altes Weib an, weil ich seinerzeit den Aufsatz „Gotteslästerer, Umstürzler und Curpfuscher" veröffentlicht. Wenn der Mann erst wüsste, wer diesen schlimmen Artikel geschrieben hat! Ich bin, wie viele andere Redacteure, nur schuldig der Veröffentlichung. Sehr leicht zu verantworten ist der bezügliche Sinn jenes Aufsatzes: Wer einen Kranken heilt, ist der Arzt, wer ihn verpatzt, ist der Curpfuscher. — Der hämische Herr hätte besser gethan, sich — nicht getroffen zu fühlen. R.

W. D., Salzburg. Mehr kann niemand studieren, als Tolstoy studiert, und doch sagen seine Gegner (vorwiegend die Orthodoxen), er sei unwissend. Das sagen sie ja von jedem, der ihnen nicht passt und auf ihre scholastischen Sophistereien nicht eingeht. Die alten Satzungen und Verordnungen in der Theorie zu lernen ist wahrlich kein Kunststück, aber es genügt bloß nicht. Welt und Menschen kennen lernen, das ist's.

M. G., Salzburg. Doch nicht ganz, wie Sie meinen. Im Jahre 1898 zählte das Königreich Baiern 860 evangelische Pfarreien mit 1,243.319 Seelen.

U. U., Graz. Natürlich verdammt der „Heimgarten" die Vivisection auf das lebhafteste und hat das oft und rückhaltslos zum Ausdrucke gebracht.

J. P., Neudörfel. Vielen Dank. Kann mich aber im „Heimgarten" nicht ansingen lassen. Am liebsten auch anderswo nicht. R.

Treuer Abonnent, München. Wegen Überladung mit Arbeit zur Zeit nicht möglich.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Februar 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

7. Heft. April 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(4. Fortsetzung.)

Diese Erzählung ist bisher in der ursprünglichen Aufzeichnung des Tagebuchs mitgetheilt worden. Das Tagebuch wird aber im weiteren so zerfahren, dunkel und mangelhaft, andererseits auch so ungezügelt in der Darstellung, dass es zur wörtlichen Veröffentlichung sich nicht mehr eignet. Auch ist der Tagebuchschreiber zu selbstgefällig und zu schönfärberisch, einer der sich zu wenig kennt und zu sehr liebt. Die Schrift kann im Verlaufe wohl als Hauptquelle der Erzählung dienen. Aber es mussten auch andere Berichte und Zeugenschaften mit hereinbezogen werden, um von dem unseligen Manne Sebald Hausler und seinem Lieblinge, dem Schackerl, ein getreues Bild geben zu können.

Das Tagebuch bricht ab bei der gespannten Erwartung des „Paradiesspiels", wie es der Verwalter Frank geplant hatte und die Erzählung fährt fort zu berichten, wie die Unternehmung für diesmal zu Wasser wurde.

Denn es erschienen zwei Knechte, Abgeordnete, und sie erklärten, überhaupt nicht spielen zu wollen. Es wäre des Todten wegen, aber nicht darum allein. Das Paradiesspiel sei ein heiliges Stück und in früherer Zeit ganz anders aufgeführt worden. Da hätten Adam und Eva und die Engel weiße Hosen getragen. Anders nicht. Nein, anders

nicht. Das möchte ein sauberes Gerede werden. Kurz und gut, sie spielten nicht.

Da wurde Sebald ganz plötzlich zornig: „Wenn ich's aber befehle!"

Sie zuckten die Achseln, lachten und giengen davon.

„So jagen Sie doch das ganze Pack davon!" rief er dem Verwalter zu.

Dieser machte ein verschmitztes Gesicht. Das eine Auge drückte er zu, das andere ließ er halb offen.

„Vor dem Gerede haben sie Angst," sagte er. „Weiter nichts. Lassen Sie mich nur machen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Fortjagen möchte ich sie schon darum nicht, weil ein paar unersetzliche Kräfte dabei sind — wissen Sie?" Die letzten Worte wurden fast unverständlich gemurmelt. „Die Zeit wird schon kommen. Ehe das Jahr um ist — ei, was sage ich, das Jahr! Wollen gelegentlich fleißig Proben halten. Ich setze meinen Kopf drein, dass wir unser Schauspiel haben werden."

Von dieser Zeit an ließ Frank es sich angelegen sein, auf die Bildung der Leute hinzuwirken. Die Zeitungen des Schlossherrn giengen lange schon von Hand zu Hand, sogar bis Gug hinüber. Der Franzwirt hatte sich sogar auf eine abonniert, da die Leute daran Gefallen fanden. So that Frank ein Übriges. Monatlich einmal kam ein Mann in die Gegend, mit Lieferungswerken. Um lächerlich billigen Preis konnten sie bezogen werden von Heft zu Heft, und wunderschöne Geschichten standen drin. Frank bestellte solche Schriften und abends wurden sie in der Gesindestube vorgelesen. Anfangs ganz kurze Erzählungen, allmählich längere, und endlich war ihnen nichts mehr lang genug. Das war kein schlechtes Gegreine bei den Frauenzimmern, wenn es gerade an den außerordentlichsten Stellen hieß: Fortsetzung folgt. Sie konnten es gar nicht genug unter einander besprechen, wie „unteressant", wie „rumantisch", wie „reizend" die Sachen seien, sie drückten sich gewählt aus und zeigten Verständnis. Nur die Kleine, die künftige Eva, that manchmal eine kindische Frage, bei der die übrigen nur schmunzelten. Ein oder der andere Bursch machte sich erbötig, ihr die dunklen Stellen einmal näher zu erklären.

„Natürlich", sagte Frank einmal bei Tische. „Lectüre bildet Geist und Herz."

„Wohl lauter Gediegenes, Classisches", meinte Sebald.

„Aber selbstverständlich. Da möchte ich die Verantwortung am allerwenigsten tragen. Allerdings auch gut realistische Sachen. Ein edler Realismus wird auch der Komödie nicht schlecht bekommen."

„Glauben Sie, dass es noch dazukommt?"

„Aber gewiss."

Der Schackerl gieng um diese Zeit täglich nach Gug zum Geigenunterricht beim Schullehrer. Es that sich gar nicht schlecht und manchmal in der Abenddämmerung spielte er in seinem Zimmer ganz grausame Melodien. Sebald schauerte manchmal davor zusammen; wenn aber der Junge versicherte, es wäre Mozart, dann hob er die Augenbrauen und nickte mit dem Kopf. Im Tagebuch findet sich folgende Stelle: „Es ist ein Unwesen oft. Auch der Mozart ist schrecklich. Manchmal aber, manchmal doch! Da kommt ein Klang, ein zarter, leiser, trauriger. Und da fällt mir ein: Er ruft seine Eltern."

Und einmal zur gewohnten Stunde, da wartete Sebald, und der Junge spielte nicht. Weil er wusste, dass der Schackerl auf seinem Zimmer war, gieng er in den Vorgang und horchte an der Thür. Es war ganz still. Das reizte ihn und er trat rasch ein.

Der Schackerl sprang auf und wurde roth, als decke das ganze Gesicht ein einziges Feuermal. Auf der Lederbank war er gelegen und aus einem gelben Heft hatte er gelesen.

„Ei, Junge, du amüsierst dich."

„Man kann nit aufhören", antwortete der Junge, sich entschuldigend.

„— Süße Sünderinnen. — Woher hast du das?

„Gestohlen!" lachte er. „Dem Küchenmädel entwendet."

„Aber nein! Wie kommt die Kleine zu solchem Lesefutter?"

„Der Jäger soll ihr's geborgt haben."

„So, so."

„Man soll so was wirklich verbrennen", sagte der Schackerl. „Ich will's nur noch vorher zu Ende lesen."

„Wenn es nicht dein Eigenthum ist! Ich werde die Sache prüfen."

„Ich möcht' nur wissen", sagte der Junge, „warum einem solche Sachen gefallen. Man sieht, sie sind schlecht — und gefallen einem doch."

„Ja, mein Lieber, da muss man stark sein", sagte Sebald groß überlegen. „Lesen kann der Mensch alles, aber stark sein! Ein sittlich gereifter Charakter kann alles vertragen. Und alles thun."

„Ist es wahr, dass ganz Gesunden kein Gift schadet?"

„Man sagt es."

„Mich däucht, früher, wie ich noch klein war, bin ich stärker gewesen als heut'. —"

„Im gewissen Sinne magst du schon recht haben. Doch der Mensch soll sich stets in seiner Gewalt haben", sagte Sebald großartig.

„Es werden halt nit alle gleich sein", meinte der Junge. „Wird vielleicht auch auf die Gattung ankommen. Immer einer hat's halt leicht

— wenn nix angreist. Aber unsereins, so ein armes Findelkind. Wer weiß, was für Haderlumpen meine Eltern gewesen sind!"

„Deine Eltern —." Sebald machte ein paar Schritte durch das Zimmer und kam wieder zurück an die Stelle. „Hast du gar keine Ahnung, Jakob, wer deine Eltern gewesen sind?"

Der Junge zog die eine Achsel auf: „Haben sie sich nit gekümmert um mich, so kümmere ich mich auch nit um sie."

„Jakob — —. Wenn dir irgendwo plötzlich einmal eines entgegenkäme, die Mutter, oder — der Vater —?"

„Weiß Gott. Immer einmal ist es doch traurig, wenn man denkt, wie man so allein dasteht — so mutterseelenallein — auf der weiten Welt . . . ."

Als er diese Worte gesagt hatte, so fast nur für sich hin, begann in Sebald etwas zu zittern. Er langte nach des Jungen Hand. Da sprang dieser auf, erfasste das gelbe Heft und mit dem Wort: „Es ist zu dumm!" schleuderte er es in die Glut des Kamins. Dann gieng er ins Freie.

— Bin ich auch einmal so gewesen? fragte sich Sebald. Er begann zu träumen. Er hatte Durst nach einer großen Betrübnis, empfand aber nur Öde. Er war zu unglücklich, um sich unglücklich zu fühlen.

Gegen Ende des Monats Februar wurde aber doch etwas in ihm beinahe rebellisch. Er dachte an den Carneval. Das braust und schäumt da draußen — und hier? Im eisernen Kasten ein Paket Banknoten. Doctor Kerbholz hatte wieder einmal Kräfte geschickt. Was könnte man für diese Fetzen alles haben, dort in der schönen, großen, schäumenden Stadt! Die Lüste hatte er sich gemerkt, die Katzenjämmer schon vergessen.

Doch auch hier auf Finkenstein verschaffte ihm das Geld eine Zerstreuung. Denn besser als Langweile ist Ärger.

Kam wieder einmal der Gutsverwalter mit seiner Kümmernis.

„Nichts peinlicher", sagte er unmuthig, „als immer nur nehmen müssen und nie geben können."

„Andere hinwiederum möchten lieber nehmen als geben", entgegnete Sebald. „Sie brauchen wohl wieder Geld!"

„Aber das soll nun bald ein Ende haben. Jetzt müssen wir Kalk und Guano kaufen, ferner Samenkorn und endlich noch einige Geräthe. Es thaut schon der Föhn über die Berge. Wenn wir, was Gott gebe, ein fruchtbares Jahr haben, dann soll sich der gnädige Herr einmal wundern. Für jedes Körnchen hoffe ich eine volle Ähre zurückgeben zu können. Ich steche manchmal gern mit dem Stock in den aufgeweichten

Boden. Kohlschwarzer Humus und Erdschmalz dran! Wenn wir ein paar Jährchen fortfahren, diese dankbare Scholle noch zu verbessern, so ist der Wert des Gutes in kurzer Zeit verdoppelt."

„Gut, gut, also wie viel denn?"

„Zweimal hundert. Ich bescheide mich auf's äußerste."

„Nehmen Sie, was Sie brauchen."

Frank zog zwei Scheine aus dem Päckchen und legte es wieder in die Eisencasse zurück. „Noch etwas, gnädiger Herr, zu meiner Beruhigung. Der Casseschlüssel — er wird wohl sorgfältig aufbewahrt? Nein, nicht das! Ich will nicht wissen, wo. Muss protestieren! Ich meine nur im allgemeinen. Der Herr sind zu vertrauend. Ich halte es für meine Pflicht —."

„Es geschieht nichts, lieber Frank." —

Das junge Jahr gieng an. Es kam der laue Wind, aus allen Gräben heraus kamen die Schneewässer, durch die Rabenschluchten herab wogte ein trübrother Strom, über welchem Raubvögel hin- und herschossen, weil es Beute gab. Alles knospete und schwoll, alle Düfte wurden wach aus verwesenden und werdenden Dingen. Auch die Leute wurden wach aus ihrer Winterdämmer.

Ihrer sieben, die drei stärksten Knechte und die drei keckſten Weibsleute traten vor den Verwalter: „So, Herr Frank, jetzt gehen wir."

„Was soll das heißen?"

„Ganz so, dass wir jetzt gehen und uns einen anderen Platz suchen."

Er wüthete. Jetzt, nachdem sie über den Winter fettgemästet worden, nachdem die Arbeit beginne, wollten sie laufen! Ob sie nicht wüssten, dass auf solchem Vertragsbruch das Zuchthaus steht!

Da hatten sie die Dreistigkeit zu antworten, man brauche sich ja nicht aufzuregen, man könne es auch ruhig bereden. Sie verlangten doch nichts Ungebürliches. Der Herr Verwalter habe sie zu Weihnachten ja selber fortschicken wollen, ohne zu fragen, ob es ein Vertragsbruch sei. Damals sei er obenan gewesen und hätten sie nachgeben müssen. Jetzt seien sie obenan, weil die Arbeit verrichtet sein wolle, und mit zwanzig zu hundert Tagesaufbesserung seien sie zufrieden.

„Und ich sage euch, dass wir nicht einen Heller bessern!"

„So macht's auch nichts, Herr Verwalter. Jetzt finden wir überall Arbeit. Oder wir gehen gleich am liebsten nach Schluttenthal in die Fabrik."

Der Verwalter sagte gemessen: „Ich bleibe bei meinem Wort. Nicht einen Heller. Wenn der gnädige Herr aufbessern will — meinetwegen. Ich will mit ihm reden.“

Mit allem Zorn, der aufzutreiben war, kam er zu Sebald: „Herr, wir haben Räuber im Hause! Und müssen sie noch mit Glacéhandschuhen bedienen, diese Lumpen, diese Gauner, diese Tagediebe! Zwanzig Procent Aufbesserung verlangen sie!“

„Nicht bewilligen!“

„Dann schneiden sie uns die Gurgel ab. So viel als die Gurgel ab, wenn wir jetzt nicht ackern können.“

„Also bewilligen.“ —

Schon am nächsten Tage konnte der Schlossherr sich der Anhänglichkeit freuen, mit der seine Dienstboten ihm ergeben waren.

Auf der Treppe begegnete ihm die Magd Leni. Sie wollte gerade zu ihm gehen, sie hatte im Körbchen Isländer Moos.

„Ich bitt' Ihnen, Euer Gnaden, sein's nit bös'. Aber ma' kann's nit ansehen, wenn wer so krank ist, einwendig. Und da hätt' ich halt ein gutes Mittel für die Brust.“

„Was soll's! Ich brauche kein Mittel für die Brust.“

„Aber mein Gott, der Herr Kammerherr hat doch gesagt, dass der gnädige Herr so krank sind!“

„Der Jakob hat das gesagt?“

„Aber freilich hat er's gesagt.“

Sebald stand zu ihr, legte ihr seine Hände auf die vollen Achseln und sagte leise: „Ich krank? Soll ich dir den Gegenbeweis liefern?“

Wie Sonnenschein in den Hundstagen hat sie ihn angelacht, ist dann mit ihrem Körbchen munter treppab und über den Hof gelaufen in ihr Stübchen.

Sebald gieng und suchte den Schackerl. Der war draußen auf dem Acker und kraute mit dem Eisenkrampen Dung in die Furche.

„Du Schackerl! Hör' mich einmal an. Was soll denn das heißen? Du hast der Magd Leni gesagt, dass ich krank sei.“

„Das ist nit wahr“, begehrte der Junge auf.

„Du hast es also nicht gesagt?“

„Gesagt hab ich's schon, aber nit der Leni.“

„Wieso kannst du sagen, dass ich krank bin?“

Der Junge stemmte sich mit dem Ellbogen auf den Krampenstiel, that einen frischen Athemzug und sprach: „Herr, das ist halt so. Jetzt gibt's alle Händ voll zu thun, man glaubt es gar nit. Und da thun mich die Leut alleweil fragen, warum denn der Herr nit auch ein bissel thät arbeiten helfen. In Gug geht zur Anbauzeit und bei der Fexung sogar der Pfarrer aufs Feld mit und steht ihm nit schlecht an, sagen

sie. Und wär's für den größten Herrn keine Schand, haben sie gesagt. Alsdann, die Rederei ist mir zuwider und sag ich, der gnädige Herr ist halt ein bissel krank auf der Brust."

„Aber — woher hast du denn das?"

Er antwortete nicht mehr, sondern kraute wieder Dung in die Furche.

Wenn man wen gern hat, so legt man ihm alles zum Guten aus und trifft damit meistens das Richtige. So auch Sebald. Er grübelte nach, was denn der Junge gemeint haben mochte mit dem „Kranksein". Er ahnte wohl, die Bauersleute mögen in arbeitsnöthiger Zeit keinen Nichtsthuer sehen und der Junge schämt sich und entschuldigt den Herrn mit Kranksein. Wenn der Bauer nicht selber sein bester Knecht ist, so geht's nicht, hatte der alte Simon gesagt. Auf diesem Gut aber will der Bauer ein großer Herr sein, und dafür gibt es keine andere Rechtfertigung, als — „Kranksein". Sebald Hausler fühlte es ja selber oft genug, dass er nicht so war wie andere. Überschwung oder Stumpfheit. Und das Eiskorn im Blut. Ein einziges Feuer noch manchmal, doch — es fröstelt ihn über den Rücken. Ein invalider Großstädter. Dann kommen sie mit ihrem isländischen Moos und lachen dumm. Die sollen es noch erfahren, dass der Stadtherr nicht bloß einen Kopf, sondern auch Arme hat!

Mit energischen Zügen wurde der Entschluss festgenagelt im Tagebuche.

Und eines Tages im Heuen, nach dem Mittagsschläfchen gieng er rüstig hinaus auf die Wiese. Ein glühender Julitag lastete über den welken Matten. Und gerade in solcher Hitze muss das Heu geheimt werden. Aber er sah die Leute nicht gleich. Sie saßen in zusammengeschobenen Heuhaufen, aßen Weißbrot und tranken Wein, sich ihrer erstrittenen Rechte freuend. Eines gab dem andern den großen Krug in die Hand und ein paar übermüthige Mägde rangen darum, gleich nach dem Mannsbild zu trinken — wenn der Krugrand noch nach Bart rieche. Sebald wäre sie gerne näher angeschlichen, da erhob sich aus einem abseitigen Nest der Verwalter, unweit von ihm die kleine Küchenmagd, dann allmählich auch die anderen. Als sie den Herrn sahen, riefen ein paar überlaut: „So, a bissel gelabt haben wir uns, jetzt wieder an die Arbeit!" Und griffen munter zu ihren Heugabeln und Rechen.

Sebald hatte nach dem Jakob ausgeschaut, er sah ihn nicht und fragte nach ihm den Verwalter.

„Der Kammerherr!" entgegnete Frank spöttisch, „den darf der Herr nicht bei der Arbeit suchen."

„Aber er ist ja da!" rief ein Knecht dazwischen. „Er hat seit aller Morgenfrüh gearbeitet."

Im Schatten eines Eschbaumes lag er. Auf dem Rücken lag er, den Arm unterm Kopf, ein Knie aufgestemmt. Die Augen zu, der Mund offen und eine sportslustige Heuschrecke hüpfte über Berg und Schlucht, über Nase und Mund hin und her. Sebald hatte auf ihn hingeblickt, wohlgefällig und schadenfroh, den Jungen auch einmal bei einem „Kranksein“ ertappt zu haben. Er ließ ihn schlafen, nahm ihm aber die Heugabel von der Seite. Diese Gabel war ein ungefüges langstieliges, dreispießiges Ding. Sebald fasste sie tapfer an und mischte sich unter die Arbeiter. So wie sie, kraute er die dünne Heuschichte zusammen in Häufchen, wie sie schob er diese zu großen Haufen, wie sie baute er das Heu um eine aufrechtstehende Stange, an der es ein ringsumlaufender Knabe festtrat. Die Leute staunten und arbeiteten mit größter Emsigkeit. Er warf nun den Rock weg und wie sie in Hemdärmeln — diese nur weißer wie die ihrigen — schupfte er die knisternden Mahden. Auch Frank griff lebhaft zu. Eine schweigende Beweglichkeit über die ganze Wiese hin, und so schnell war der weite Plan wohl noch niemals aufgeräumt worden, als an diesem Nachmittage. Nachdem Sebald sehr lange so gearbeitet hatte, zeigte seine Taschenuhr, dass es kaum eine Stunde war. Aber er hielt aus, bis das ganze Heu in Schöbern stand.

Der Schackerl war aufgewacht. Rasch erhob er sich, nahm eine der Sensen, die im Strauchwerk am Rain verborgen gewesen, und gieng hinüber, wo noch das lange Gras stand. Auch die Knechte thaten dasselbe. Sebald hatte gemeint, es würde nach dem Schobermachen Feierabend sein, nun konnte er aber doch nicht ausspringen. Weil es mit der Gabel so gut gegangen, machte er sich auch an die Sense.

„Den gnädigen Herrn müssen wir schon voran lassen“, sagte einer der Knechte und Sebald ahnte nicht, wie viel Tücke in dieser Ehrerbietung lag. Als er sich weitbeinig und gekrümmt anstellte, kicherten sie schon über die Figur. Er wollte lind wie die andern Mähder seine Sense durch das sinkende Gras streichen, da zeigte sich dieses Werkzeug als sehr plump und ungeschickt. Zwei dumm angebrachte Stiele, ein halbgekrümmtes Riesenmesser — eine Waffe für Barbaren. Als er damit den ersten Hieb that, duckte sich das Gras, so dass die Sense darüber hinwegglitt. Die folgenden Hiebe waren glücklicher, da fiel Gras, und die Knechte stimmten ein Lobgeschrei an. Das hob ihn sichtlich und es gieng ein Weilchen ganz gut. Plötzlich aber stak die Sensenspitze tief im Rasen, dass Erde aussprühte. Heftig riss er das Werkzeug heraus, that neuerdings einen scharfen Hieb, da war die Sense entzwei. Mitten entzwei und am Hebel war der gebrochene Stumpf. Er warf das Zeug ins Gras, lachte überlaut, als sei es ein Spiel gewesen und gieng davon.

Er hatte genug. Wie ein Sträfling war er sich vorgekommen bei dieser Verrichtung. Nein, für einen Culturmenschen ist das nichts. Die

Weltordnung ist schon richtig. Es muss Herren und es muss Knechte geben. — Aber mit dieser Philosophie war es nicht abgethan. Nun kamen an den Händen die Schwielen, an den Gliedern die Schmerzen, die Arme thaten ihm weh, das Kreuz that ihm gar sehr weh. Am nächsten Morgen vermochte er nicht einmal, sich den Rock anzuziehen, der Schackerl musste ihm dabei helfen.

„Ja, mein Junge, das ist umgekehrt. Nicht weil ich krank bin, kann ich nicht arbeiten, sondern weil ich gearbeitet habe, bin ich krank. — Übrigens, du warst gestern auch mit der Sense draußen."

„Mir ist's eh zuwider, dass ich eingeschlafen bin."

„Das kannst du dir gönnen. Arbeiten, dafür sind ja die Dienstboten da, die kosten ein schweres Geld! Warum sollst du dich noch für sie plagen?"

„Ich hab' ja Zeit dazu. Wenn ich nit immer einmal ein bissel arbeite, so hab ich keinen Schlaf. Und g'freut mich auch sonst nix." —

Eines Tages schritt Verwalter Frank auffallend laut die Treppe hinan und klopfte lebhaft an die Thür. Er war in gehobener Stimmung.

„Auch dieser Tag ist gekommen", rief er anstatt des Grußes dem Herrn entgegen. „Einen Eid darauf, ich erwartete ihn schwerer als Sie. Die weiße Fahne muss man auf den Giebel stecken. Ich bringe Geld!"

Ein schweres Paar Ochsen hatte er verkauft. Die Banknoten, in Zehnguldenscheinen, deckten fast die ganze Tischfläche.

„Ich könnte es heute verdreifachen", sagte er und seine Stimme schnarrte vor Vergnügen. „Wenn ich das Jungvieh verkaufen wollte. Ziehe aber vor, im nächsten Jahre es zu versechsfachen."

Sebald schüttelte ihm warm die Hand: „Ich dank' Ihnen für Ihre redlichen Bemühungen."

Dann allerdings kam der Verwalter auch mit einem Anliegen. Es waren Steuern fällig, wofür er sich Geld erbitten müsse.

„Sie haben doch nicht alles fatiert?"

„Aber! Was denken Sie!" Beinahe entrüstet war er über die Frage. Er beruhigte sich aber bald und begann darzulegen, dass der Aufschwung der Viehzucht den Bau eines großen Stadls bedinge, wozu bereits Holz und Zimmerleute bestellt seien. Dann denke er auch an eine Kornmühle. Es sei unverantwortlich, an fremden Mühlen mahlen zu lassen, da es auf der ganzen Welt keine günstigere Wasserkraft gebe, als in Finkenstein. Das Bachbett liege höher und könne das Wasser vermittelst einer einfachen Rinne ins Gehöfte geleitet werden. Jetzt, da die Wirtschaft endlich in Schwung komme, sei es sogar eine Freude, Geld auszugeben, man wisse wofür. Die Nachbarn fiengen schon an, ihre Köpfe zu erheben und herüberzugucken auf Finkenstein, um zu sehen, wie auch heute noch eine Landwirtschaft Früchte trage, wenn sie gut

geleitet werde. Ein Großbauer in Kieshofen habe sogar unter der Hand anfragen lassen, ob er nicht den Vorknecht haben könne. Der Mann würde wissen wollen, wie es gemacht wird. Als ob's an einem Vorknecht läge.

„Ich weiß, an wem es liegt", sagte Sebald freundlich, hieß den Verwalter das Geld wieder zusammenstreichen und gab das Fehlende dazu. Dann sprach er von der Nothwendigkeit der Mühle und von einem Missverständnis, das er mit dem Müller in Gug gehabt habe. Es sei geschrieben worden um acht Säcke Weizenmehl, und es sei Maismehl geschickt worden.

„Die Confusion kommt wieder einmal vom Schackerl", sagte Frank. „Haben Sie doch die Gnade, die Correspondenz persönlich zu besorgen. Sollte es gewünscht werden, wäre auch ich dazu bereit. Ordnung ist die Hauptsache."

„Guten Abend, Herr Frank!"

Na, da konnte er ja gehen. Wenn er auf den Jungen zu sprechen kam, da hieß es immer gleich: Guten Abend!

Es ist bekannt, dass im Landvolke das Ideal vom Guten mehr gilt, als das vom Schönen. Je ursprünglicher ein Volk, je mehr lebt es in der tüchtigen That, je weniger hat es mit der Kunst zu schaffen. Je mehr ein Volk sich verfeinert, umso sicherer entfernt es sich von dem Begriffe Tugend, umsomehr nähert es sich der Kunst. In den Städten macht Tugend fast niemandem mehr Freude, nur wenigen Ehre, sie ist verachtet wie eine altväterische Sache und an ihre Stelle ist vielfach Schönheitssinn getreten.

Sebald fand, dass der Bevölkerung dieser schönen Berggegend aller Kunstsinn abgehe. Außer rohen Heiligenbildern nichts. „Die Häuser auswendig ohne Sachen, und inwendig ohne Schulden", wie der Schakerl sagte. Auch in Finkenstein fand sich außer den Herrlichkeiten des Rittersaales nichts vor, als im Park ein plumper Herkules. Da hatte der Herr auf Finkenstein den Einfall, zur ästhetischen Bildung des Volkes beizutragen.

In einer Kunstausstellung hatte er einmal eine überlebensgroße Aphrodite gesehen. Auf deren Schulter ein schelmischer Amor, ihr etwas ins Ohr flüsternd, dieweilen er einen Fuß über ihren Busen hinablegt und dort mit der Zehe ein Grübchen drückt. Diese Gruppe konnte Sebald nicht vergessen, bis er sie nun ankaufte und nach Finkenstein bringen ließ. Und als sie vor dem Schlosse stand, nahe dem Wege, der nach Gug führt, da machte es dem Eigenthümer einen besonderen Spass, manchmal die Vorübergehenden zu beobachten vom Hinterhalte. Waren ihrer mehrere, so streiften sie die Gruppe nur mit einem

scheuen Blick, war nur einer, so blieb er stehen und betrachtete das schöne Weib und den ungezogenen Jungen.

Sebald freute sich an dem „Aufzucken des göttlichen Funkens", wie es im Tagebuche heißt. Auch nahm er sich vor, persönlich Kunst zu treiben. Weshalb sollte er sich nicht im Modellieren versuchen, im Malen? Der Thon ist so schmiegsam, die Farbe willig, im freien Ermessen der Hand liegt es, was zu machen ist. Modelle werden wohl auch zu gewinnen sein, wenn Vorurtheil und Prüderie einmal gebrochen ist.

Wenn man in diesem Arkadien wieder ein classisches Griechenthum aufwecken könne! Im warmen Menschenblute muss es ja schlummern — das Götterleben!

Man sieht, Sebald hatte Gedanken und er freute sich manchmal darüber, dass er weise werde. —

Mittlerweile waren ringsum die grünen Felder gelb geworden, die Schnitter standen der Reihe nach am reifen Korn und legten die Garben. Da war es eines Tages, dass vom Bergwalde her ein alter Mann kam, am wogenden Felde hinstrich, manchmal einen Halm in die Finger nahm, eine Ähre zerdrückte und das weiße Köpfchen schüttelte. Und als er zu den Schnittern kam, rief er ihnen mit einem dünnen Kinderstimmlein zu: „Euer Korn hat ja 's Braune!"

„Was geht das dich an!" wies ihn ein Knecht lachelnd zurück.

Der Alte wackelte ohne Unterlass mit dem Kopf, seine runden Äuglein that er sehr weit auf und sagte: „Das geht mich freilich wohl was an, weil's zu meinem Korn auch hierüber kommen wird und weil's aufs Jahr in der ganzen Breitengrub krank sein wird. Es ist der Brand. Ihr habt schlechten Samen gehabt. Es ist der Flugbrand!"

Der Alte gieng vorüber. Die Leute lachten nicht mehr. Als hernach der Verwalter den Rost an einigen Halmen sah und einige Körner zwischen den Fingern zerrieb und die Finger davon schwarz wurden, sagte er überlaut: „Ei wo! Flugbrand! Halmrost ist's und nichts weiter. Das schadet nicht."

Dann rieth er den Leuten, sie möchten das vom Flugbrand nicht weiter sagen. Ein bisschen Vitriolbeize im nächsten Frühjahr, für den Samen, und die Sache habe sich gehoben.

„Es ist fabelhaft!" sagte Sebald Hausler zum Schackerl. Sie saßen im wohldurchwärmten Zimmer beisammen am Tisch und hatten geschrieben. Vor den Fenstern wirbelten Schneeflocken.

„Winter! Wieder Winter! Es ist fabelhaft, wie die Zeit rast. Die Stunden kriechen und die Jahre fliegen. Kaum eine Erinnerung.

„Und leere Säcke liegen platt“, entgegnete der Junge. Sebald verstand das nicht.

Man kann die Zeit festhalten, wenn man sie in That umsetzt. In der Gestalt eines geschaffenen Werkes umgibt die Zeit des Großvaters noch den Enkel. Das ist Leben. Sebald? Er dürfte nicht nachdenken, that's auch nicht allzu oft. Was war er? Was wollte er? Was that er? Auf dem Papier suchte er manchmal das Flüchtige festzuhalten, auf dem Papier suchte er das aus sich zu machen, was im Leben nicht gelang. Und die Schrift las er nie wieder. Als er noch in der Geschäftsstube der Fletz gesessen war, gab er die Schuld dem Gelde, der Jagd nach dem Gelde, der Angst vor dem Wiederverlieren. Nun war ja das alles fort. Und doch blieb es öde, wurde immer noch öder. Wenn er sein Inneres durchwühlte nach irgend einem Gute — nichts als Lappen, Lumpen, verdorrte Brosamen. Aber Gelüste noch, häßliche Fettflecke, üppiger Zeiten Rest. In früher Jugend schon hielt er es für eine mannliche und löbliche Eigenschaft, die Sünde zu lieben. „Vor dem Laster der Tugend haben mich die Götter behütet“, heißt es in einem der Blätter. Aber die Tugend des Lasters hatte ihn nicht selig gemacht. Alle seine Versuche, aufzustehen, sich einer geregelten, ernsten Thätigkeit hinzugeben, waren bisher missglungen. Mit Gier hatte er manch Neues, Ersprießliches begonnen, um es an einem der nächsten Tage wieder fallen zu lassen. Viele Regungen und wenig Fähigkeit. Heute Entzücken für das, was ihm morgen zum Ekel wurde — und auch umgekehrt. Und immer wieder der eiskalte Tropfen im Innern. Daneben aber — und das gehört zu dem Beständigen des Unbeständigen — als zartes, glühendes Fünklein die Neigung zu dem einen Menschenkinde. Diese Neigung war seltsam süß und warm, erfüllte ihn aber auch mit Unruhe, mit Angst vor Verlust.

„Bleibe noch sitzen, Jakob. Nimm dir eine Cigarre. Ach, du kannst sie noch immer nicht vertragen. Dann lieber nicht. Mich dünkt übrigens, du hättest einmal Pfeife geraucht. Und dir's abgewöhnt — ich glaube gar, mir zuliebe — ?“

„Ja, und weil mir davon allemal übel geworden ist.“

„Na, siehst du, was die Liebe vermag! Will dir mal Cigaretten kommen lassen. So für die Plauderstunden. Es plaudert sich besser beim Rauchen.“

„Wenn's nit leicht geht, kann man's ja sein lassen“, meinte der Schackerl.

Sebald fand den Jungen manchmal keck — aber das behagte ihm. Nach einer Weile sagte er: „Du gehst hin und plauderst mit anderen. Hast du noch nie darüber nachgedacht — ich meine so nachgedacht — was ich für ein armer, einsamer Mann bin? — — Ich habe niemanden auf der Welt.“

„'s ist doch der Herr Frank da!"

„Das gehört nicht hierher."

„Der ist ja viel unterhaltlicher als ich."

„Das zu unterscheiden ist meine Sache. Herr Frank ist ein braver Mann. Aber — weißt du, Jakob, man möchte — jemandem möcht' man gern so recht herzlich gut sein dürfen. Begreifst du das?„

Der Junge fuhr sich mit seinen Fingern ins Haar und wurde unruhig. „Ja freilich, ja freilich . . ."

„Sprich, Jakob."

„Weiß nit, was man da sagen soll."

„Nun in Gottesnamen, so sage gar nichts. Höre mich bloß an und glaube, dass — eigentlich, es spricht sich wirklich schwer. Die Sache ist die, du bist ein guter Kerl und ich habe dich lieb."

Unbeweglich, wie eine Holzfigur saß der Junge da und ließ es über sich ergehen. Und als ihm Sebald die Hand auf die Achsel legte: Ein bisschen — ein klein bisschen gerne, nicht wahr, das hast du mich auch?"

Jetzt sprang der Schackerl auf und wendete sich gegen das Fenster und sagte: „Da geschieht einem g'rad hart. Freilich weiß ich's, wie viel Dankbarkeit ich schuldig bin."

Sie giengen auseinander und was hätte geschehen sollen, es ist wieder unterblieben. Auf dem Blatte des Tages steht: „Dieser Mensch ist mir die einzige Freude und die einzige Pein. Was die Zunge nicht vermag, muss die Feder verrichten. Demnächst das Testament. — Übrigens, welcher Mann ist in dieser Sache ganz sicher?

Als das Jahr immermehr in die Winternacht versank, da begannen neuerdings die Proben zum Paradiesspiel. Und nun gieng es.

Bei den Proben gab's Wein. Der stärkt das Gedächtnis, meinte Herr Frank, gibt Muth und macht die Glieder geschmeidig. Das Jahr vorher wäre es ein steifledernes, lamentables Bauernspiel geworden, diesmal konnte es eine Schaustellung geben, die sowohl Mitwirkenden als Zuhörern zum Vergnügen werden sollte. Die Gesellschaft war mit wenigen Ausnahmen die gleiche. Die Eva, verrieth Frank dem Herrn, habe sich ganz überraschend gebessert. Ihm sei leider die Rolle zugefallen, die am allerwenigsten für ihn passe. Aber was könne man machen. Er gedenke einen möglichst ergötzlichen Teufel zu schaffen. Ausspringen wolle bloß einer — natürlich wieder der Schackerl. Sebald beschwor diesen bei seiner Liebe, das wirkte nicht. Er beschwor ihn bei seinem Worte, das er früher gegeben und das als gutes Manneswort doch wenigstens auf ein Jahr vorhalten würde! Das wirkte. Der Junge nahm den Erzengel auf sich, sagte aber, er stehe für nichts. Es habe alles seine Grenzen.

„Ist schon gut, Schackerl. Du wirst das Spiel nicht verderben.“

„Lassen Sie mich wirklich nicht los, Herr? Wenn ich noch einmal bitte?“

„Unsinn, Junge, du gibst den Engel!“

„Na — gut.“

„Und am dritten Weihnachtsfeiertage ist dann die Komödie losgegangen. Der Erzähler muss vorwegs sagen, dass sie nicht zu Ende gespielt wurde.

Im Festsaale war die Bühne errichtet worden. Ein blutrother Vorhang war durch Schnüre auf- und zuzuziehen, was schon einmal eine tragische Stimmung gab. Davor als Rampe eine Reihe Wachslichter. Der Bühne gegenüber an der Wand ein erhöhter Sitz mit Baldachin. Das war die Hofloge und zugleich das ganze Auditorium. Der Saal war übermäßig geheizt und völlig still. Nun erschien Sebald. Er war in weitem Hauskleide und setzte sich behaglich auf den Thron. Hinter dem Vorhang geheimnisvolle Unruhe, Flüstern, Kichern. Die vergnügte Kunst! Sebald fühlte nachgerade etwas wie Beklommenheit. So gespannt war er.

Es klingelt. — — Ruhe. Stille. Nichts rührt sich. Plötzlich ein Gepolter, dann wieder Stille. Die Kerzen flackern und senken ihre flammenden Lanzen, als verneigten sie sich vor dem Schlossherrn. — Es klingelt noch einmal. Der Vorhang spaltet sich auseinander. Man sieht den Himmel — nichts Geringeres. Im Hintergrund ein blaues Tuch mit güldenen Sternen besetzt. Im Vordergrund ein paar Wolkenballen, hinter denen Engel schweben. Wenn man bei Engeln von Realismus sprechen könnte — sie sind danach. Auf erhöhtem Wolkenthron, der an Stricken hängt und leider ein wenig schaukelt, sitzt der Allvater mit langem Barte, erschafft mit einigen Knittelversen den Adam und schärft ihm ein, keinen Apfel zu essen. — Nach dem Scenenwechsel sieht man das Paradies. Das kann natürlich vor unbeschreiblicher Schönheit nicht beschrieben werden. Unter einem Baum ruht Adam, mit einer Schafshaut bekleidet. Er erwacht, schaut um sich, bewundert das Paradies und klagt bald darauf über Langeweile. Er spricht in Reimen und schläft aus Langeweile wieder ein. Da erscheint der Allvater, gehüllt in ein rothes langes Schlepptuch, und während er feierlich erklärt, dass er dem Adam aus der Rippe eine Gehilfin mache, kraucht aus dem Tuch die kleine Eva hervor. Sie ist verhüllt mit langem, losem Haar und auch mit Laubwerk, das ist aber winterdürr und raschelt. Das junge Wesen schmiegt sich an den Adam und macht ihm Vorwürfe, dass er so lange geschlafen habe, wogegen er ihr vorhält, dass sie ihn so lange warten ließ. Der häusliche Zwist löst sich in Hunger auf, da zirpt vom Baume herab ein dünnes

Stimmlein: „Erschrecket nicht, ich bin die Schlange wohlbekannt und gebe euch einen Apfel in die Hand, so ihrer auf dem Baume wachsen.“ Sagt der Adam: „Was sind das für Faxen! Die Äpfel sind ja sper (bitter), so gib ihn endlich her!“ Die Eva meint, verbotene Früchte seien süß und sie wage einen Biss. Sie reizt den Adam zum Kosten, er weigert sich, schiebt den Apfel mit beiden Händen weit von sich, bis er denselben mit beiden Händen muthig anfaßt und zum Munde führt.

Sebald fand diese Scene reizend, nur war er mit der Costümierung nicht ganz zufrieden. Eine noch größere Einfachheit, meinte er, würde eine noch größere Wirkung erzielen.

In der weiteren Verwandlung ein Buschwerk, hinter welchem das junge Paar sich versteckt hält, laut jammernd, auch nicht einen Faden Gewandung zu besitzen. Da pfaucht ein schwarzes, zottiges Ungethüm heran, mit rothen Glotzaugen, einem blökenden Mund, heraushängender Zunge, mit gekrümmten Bockshörnern und einem langen, sich schlängelnden Schwanz. Der Teufel waltet sofort seines Amtes und macht den armen Sündern die Hölle heiß. Er sei der Fischer, „den Apfel an der Angelstangen, um junge schmackhafte Menschlein zu fangen und im höllischen Feuer zu braten.“ Das Paar verkriecht sich angstvoll noch tiefer ins Gebüsch, aber der Teufel, lüstern nach den schimmernden Fellen, sucht sie hervorzuzerren. — Diese Scene war bestimmt gewesen, recht realistisch ausgesponnen zu werden, da erscheint zu früh der Cherub. Hoch und schlank in langem, weißem Hemde, sein junges Gesicht leuchtet in heiligem Zorn, in der Hand hält er gezückt ein krummes Schwert. Der Teufel duckt sich und kichert: „Packt der sie am Kragen, brauch ich mich nicht zu plagen, die Hölle ist ihnen doch gewiss.“

Der Engel wendet sich gegen den Adam und spricht:

„Hinaus aus diesem Paradies,
Weil du ein armer Sünder bist.
Verflossen ist die Gnadenfrist,
Hinaus aus diesem Garten.“

Das Menschenpaar huscht nach hinten davon.

Sebald ist erfreut über die Würde des Cherub und denkt, das möchte man dem Schackerl nicht zutrauen. Da wendet der Engel sich gegen den Teufel, seine Augen lodern, sein ganzer Körper bebt, als er mit einer Stimme, die durch alle Nerven dringt, hinschmettert:

„Hinaus aus diesem Paradies,
Dieweilen du ein Schurke bist,
Voll Unzucht und voll Hinterlist.
Hinaus aus diesem Garten!“

Der Teufel, in höchster Verblüffung, scheint Einspruch erheben zu wollen, sucht aber statt dessen davon zu huschen. Mit einem wuchtigen Hieb haut ihm der Engel den Schwanz ab.

Der Vorhang fällt plötzlich. Auf der Bühne Getrampel, wirre Stimmen. Ein Fehler sei gemacht worden, ruft laut die Stimme Franks.

„Ich hab' keinen gemacht!" schreit die kleine Eva.

„Ich hab' auch keinen gemacht!" schreien andere. Alles läuft in der Vermummung oder halbnackt durcheinander, auseinander.

Als der Schackerl, im langen Hemde noch, die Treppe hinab gieng, flog ihm ein Kuhschwanz auf den Rücken, dass es klatschte. Das war des Teufels abgehackter. Andere Kränze wurden dem Mimen nicht geflochten.

Ein besonders leckeriges Abendbrot war veranstaltet gewesen, aber der Verwalter erschien nicht. Der Schackerl suchte sich harmlos zu gehaben. Gelang aber nicht ganz.

„Du hast etwas Coulissenreißerei getrieben, mein lieber Schackerl!"

Der Junge schwieg behaglich vor sich hin.

„Das kann Unannehmlichkeiten geben."

„Hab's ja gesagt, dass es was geben wird."

Und am nächsten Morgen erschien er. Sebald war noch kaum ordentlich angekleidet, als Frank sich melden ließ, es erleide keinen Aufschub. Feierlich und gemessen trat er ein, im schwarzen Anzuge, so wie vor anderthalb Jahren, als er die erste Aufwartung gemacht.

„Herr Hausler, Sie werden sich wohl nicht wundern, mich heute in dieser Verfassung zu sehen. Ich muss um mein Zeugnis bitten."

„Wieso, Herr Frank?" fragte Sebald mit argloser Minne, die aber gekünstelt war.

„Sie haben es ja gehört — gestern."

„Na, na. Sie werden doch des bisschens Übertreibung wegen —. Allerdings hat der Junge in der Schlussscene etwas zu viel Temperament entwickelt, auch nach meinem Geschmack. Obschon ich mich sonst ganz ausgezeichnet amüsiert habe, ich versichere Sie. Und ich bin Ihnen wirklich dankbar, dass Sie sich so viele und erfolgreiche Mühe gaben, mir den angenehmen Abend zu verschaffen. Leider war er nur viel zu kurz. Einige der lebenden Bilder hätte ich wiederholt gewünscht. Nun, das gibt sich ein nächstesmal. Ich muss nur immer Ihre Vielseitigkeit bewundern, Herr Frank, ein wahrer Tausendsassa. — Aber gewiss!"

„Lassen wir das. Dieser Mensch hat Worte gebraucht, die nicht im Texte stehen."

„Wie? Extemporiert hat der Schlingel?!" lachte Sebald überlaut.

„Er hat, wie Sie recht gut gehört haben werden, Worte gebraucht, die mich auf das tiefste beleidigen mussten. Von dem Gespötte, dem ich ausgesetzt bin, gar nicht zu reden."

„Herr Frank, ich bin in der größten Verwunderung. Wie Sie, sonst ein so kluger Mann, diesem Komödienscherz so viel Gewicht beilegen können."

„Das ist kein Komödienscherz, Herr! Das ist ein vorsätzlicher Schimpf. Der ist auf mich berechnet gewesen."

„Mein Gott, das denkt doch kein Mensch auf der Welt! Ha, ha, dass Sie ein — ich weiß nicht was —. Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, wie der Ausdruck gelautet hat."

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Hausler, Ihren jungen Herrn werden Sie nicht rechtfertigen. Ich kümmere mich nicht darum, in welchem Verhältnisse Sie etwa zu diesem Menschen stehen, und wie es kommt, dass jeder unbescholtene Mann bei Ihnen im Unrecht ist, der sich gegen diesen — ich will das richtige Wort unterdrücken — kurz, der sich gegen ihn zu wehren hat. Haben Sie die Güte, mir das Meinige auszufolgen. Mit dem — Andern werde ich meine Abrechnung halten."

„Nun — mein Herr! Wenn die Sache für Sie wirklich ein so schweres Gewicht hat, dann wollen wir doch auch den Angeklagten vorladen und zur Rede stellen."

„Das ist mir gleichgiltig. Damit Sie aber nicht glauben, dass nur hinter seinem Rücken — gut. Ob es mir aber gelingen wird, jene Mäßigung beizubehalten, die Sie wahrscheinlich wünschen — das kann ich nicht versprechen. Versuchen will ich es."

So ist der Junge gerufen worden. Als er eintrat und den Verwalter mit dem Herrn zusammen sah, nahm sein Gesicht einen fremden Ausdruck an. Die Augensterne wurden klein, mit den Oberzähnen biss er auf die Unterlippe. Im weiteren blieb er ruhig.

„Komm her, Jakob", sagte Sebald mit kalter Gemessenheit. „Herr Frank beschwert sich, dass du ihn gestern auf offener Scene und ins Gesicht beschimpft hättest."

Dem Jungen zuckten jetzt die Mundwickel. Dann that er verblüfft. „Ich? Den Herrn Frank? Bei offener Scene ins Gesicht? Aber — Herr Frank war ja gar nicht da."

Trat der Verwalter vor: „Sie haben Ausdrücke gebraucht, die nicht im Texte enthalten sind."

„Das ist schon möglich. Ich hab' mein Blatt verloren und nachher die Sachen so hersagen müssen."

„O nein, mein Lieber! Absichtlich haben Sie den Text gefälscht."

Nach kurzem Schweigen entgegnete der Schackerl: „Wenn Sie mir so kommen, Herr Verwalter, alsdann will ich Ihnen auch was sagen. Den Text haben Sie gefälscht. Durch das ganze Stück. Jawohl! Da soll man nur einmal vergleichen, wie es im Büchel steht und wie Sie es den Leuten eingelernt haben. Im Büchel steht keine Schweinerei, Herr Verwalter! Und wie die Komödie gespielt werden muss, das steht ganz anders im Büchel. Ich hab' mich geschämt für alle jungen Leut', die dabei gewesen sind."

„Nun, nun“, sagte Sebald. „Das ist etwas anderes, das gehört nicht hierher. Gestrichen und geändert wird auf dem Theater nach Belieben. Auf jedem. Und ist zum Mitspielen auch niemand gezwungen worden. Jetzt handelt es sich darum, ob du den Herrn Frank mit Absicht lächerlich gemacht hast —“

„Nicht bloß lächerlich gemacht!“ rief Frank dazwischen, „beschimpft, verleumdet!“

„Also — beschimpft hast, als du in der letzten Scene die Worte an ihn gerichtet, und ihm gewaltsam einen Theil der Vermummung abtrenntest —“

„Ja, den Kuhschwanz!“ lachte der Schackerl auf.

„Was im Buche durchaus nicht vorgeschrieben ist und war! Und das ihm niemand eingelernt hat!“ rief der Verwalter.

„Nun, Schackerl, was sagst du dazu?“

Da antwortete der Junge: „Ich hab' schon gesagt, dass der Herr Frank gar nit da war, und dass von ihm auch keine Rede gewesen ist. Das werden alle sagen, die dabei waren. Ich hab's just einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, mit diesem falschen, unzüchtigen Schurken. Dem hab' ich den Kuhschwanz abgeschlagen, und wenn ein anderer auweh schreit, so kann ich nix dafür.“

„Es ist also ein Missverständnis“, fand Sebald für gut, jetzt zu sagen. „Ein Missverständnis, das sich völlig aufgeklärt hat. Ich hoffe, Herr Verwalter, dass Sie zufrieden sind und die Sache ist abgethan.“

„Sie ist abgethan, wenn mir der junge Herr Abbitte leistet,“ begehrte Frank.

Darauf sagte der Schackerl: „Abbitten? Da lass ich mir lieber die Händ' und die Zung' abschneiden,“ und gieng zur Thür hinaus.

„Natürlich“, sagte Sebald stets beschwichtigend, „er kann natürlich nur den Teufel gemeint haben und könnte also höchstens der eine Abbitte verlangen. Ich denke, das ist seine Sache, das geht uns nichts an. Vielmehr ist es so, lieber Frank, Sie hatten eine undankbare Rolle. Dankbar hingegen ist die Rolle, die Sie als Verwalter auf Finkenstein zu spielen haben. Wüsste nicht, wer Sie ersetzen könnte. Thun Sie mir den Gefallen und lachen Sie über die dumme Geschichte.“

Er war überaus mit sich zufrieden und auch Frank schien zuletzt nicht unzufrieden zu sein mit der guten Verfassung, in welcher der Herr sich befand. Der Verwalter schwieg nun und starrte zu Boden. „Es mag ja richtig sein“, sagte er endlich, „den Kopf voller Sorgen, wird man eben manchmal unwirsch. Welche Absicht er bei der Sache gehabt hat, kann mir schließlich gleichgiltig sein. Mir genügt es zu wissen, dass Sie die richtige Auffassung haben. So will ich mich bequemen. Mir ist

— offen gesagt — dieses Gut zu lieb. Wenn man etwas, ich darf wohl sagen, so völlig aus nichts geschaffen hat, zum mindesten in den Stand gesetzt — es wächst einem ans Herz. — Nur um eines möchte ich bei dieser Gelegenheit ersuchen, für die Zukunft. Lassen Sie nicht von anderen, die weder Schick noch Blick haben, geschäftliche Briefe besorgen. Das bringt allerlei Verdrießlichkeiten und erschwert mir mein Amt. Jetzt zum Beispiel beklagen sich die Leute, dass sie statt Weizenklöße Maisbrei essen sollen und geben mir die Schuld. Und Ursache ist die briefliche Confusion des — des — Kammerherrn, wenn man schon so sagen soll. Nein, wenn schon alles andere auf meinen Schultern ruht, so überlassen Sie mir doch auch die Correspondenz, Herr Hausler."

Sebald fand dieses Begehren durchaus billig. Er dachte, mich enthebt es der Mühe, ihm erleichtert es die Verwaltung.

„Aber ganz selbstverständlich, Herr Frank. Ich begreife es vollkommen, dass der Steuermann alle Radhebel in der Hand haben muss. — Wollen Sie sich nicht bedienen?"

Frank nahm aus dem gebotenen Kästchen eine Cigarre, und die Angelegenheit war geschlichtet.

Sebald hatte darüber ein rechtes Wohlgefallen. Auch mit dem Jungen war er zufrieden. Wie schlau und stolz er sich aus der Schlinge gezogen hat! Ja, ja, es liegt im Blute!

Dann war es einmal, dass Verwalter Frank zu spät zum Mittagstisch kam — zu spät um eine ganze Stunde. Er musste mit Aufgewärmtem vorlieb nehmen, hingegen hatte er Geld gebracht. Mit einem Holzhändler war er im Walde gewesen, um Lärchen aufzusuchen und zu verkaufen.

„Ich bitte nur um Entschuldigung, mich so sehr an der Tageszeit geirrt zu haben. Es ist doch nicht auf mich gewartet worden?"

„Geht denn Ihre Uhr nach?"

Da gestand Frank lachend, er hätte gar keine. Er hätte seine Uhr verkauft.

„Aber wie kann man seine Uhr verkaufen?" fragte Sebald.

„Ja —" machte achselzuckend der Verwalter. „Es gibt eben Umstände!" Einen kurzen Blick auf den Schackerl, dann schwieg er von der Sache. Dem Herrn fiel das auf und als er später mit Frank in den Wirtschaftsgebäuden umhergieng, um sich Vorräthe zeigen und auf dem Merkbrett die Stundung der Arbeiter erklären zu lassen, brachte er ihn noch einmal auf die Uhr.

„Sie können doch unmöglich die Taschenuhr entbehren. Darf ich Ihnen die meinige borgen?"

„Diese goldene? Nein. Wenn Sie ein bescheideneres Werkchen hätten, — nichts weiter, nur Verlässlichkeit beanspruche ich —. Würde bitten, mir sie von der nächsten Gehaltsrate abzuziehen.“

„Aber sagen Sie mir doch, Frank, wie man seine Taschenuhr verkaufen kann! Ebenso gut ja auch das Taschenmesser, das Taschentuch.“

„In der That, ja!“ lachte der Verwalter. „Doch wie gesagt — Verhältnisse. Lässt sich schwer darüber reden. — Das ist ein strammer Geselle, nicht wahr?“ Bei diesem Wort hieb er seine flache Hand auf den Rücken eines grauen Stieres, der in der Herde eben über den Hof getrottet kam. „Von dem verspreche ich mir etwas. Oberländerrasse. Das Geheimnis in der Viehzucht ist, gute Rassen zu erzielen. Einige Geduld, dann aber hat man — ich möchte sagen — eine nie versiegende Quelle des Wohlstandes.“

Sebald aber dachte an die Sackuhr, und da müsse was dahinter sein. Er kam wieder darauf zurück.

„Nun, Herr, wenn Sie es durchaus wissen wollen“, sagte Frank. „Dann aber bitte ich Sie, in meinen Salon zu treten.“

Er führte den Schlossherrn in die Strohkammer und auf einem der großen Schaube, wie sie dalagen, war es nicht minder gut sitzen als auf einem Sammtsofa. Sie setzten sich darauf und lehnten sich an die Wand.

„Ich habe“, begann Frank, „keinen Grund, Ihnen meine Verhältnisse zu verschweigen, Herr Hausler. Es ist nicht meine Sache, mich besser zu machen, als ich bin. Von Haus aus arm, habe ich mich nur durch Arbeit und Fleiß emporgebracht und mir im Leben Kenntnisse erworben, so dass ich mich getraue, jedes Gut, auch das größte, zu leiten. Erfreue mich auch stets eines anständigen Gehaltes, und doch — um es kurz zu sagen, ich kann auf keinen grünen Zweig kommen. Gerade dass man knapp, ohne Schulden machen zu müssen, auskommt. Von irgend einem Luxus kann bei mir keine Rede sein. Werden Sie mir glauben, dass ich im ganzen nur zwei Anzüge besitze? Und nicht einen Lappen mehr.“

„Wohl ein bisschen — ein bisschen spielen?“ meinte Sebald etwas schüchtern.

Der Verwalter lachte grell auf, würdigte aber die Bemerkung keiner weiteren Antwort. „Mir geht es auch gerade nicht in die Nerven“, fuhr er fort, „ich mache mir nichts draus. So lange man anständig auftreten kann. Und seinen Verpflichtungen nachkommen könnte —.“

„Sie haben also Verpflichtungen.“

„Bis an — die Taschenuhr.“

„Eine Familie? Arme Verwandte?“

„Alles das nicht. Aber Sie sitzen schlecht. Sie rutschen hinten hinab. Rücken wir den Schaub. So. — Wissen Sie, schuld bin ganz allein ich. Doch eben — wer kann für seine Natur, für sein Temperament! Die Sache ist die: Frauenzimmern bin ich verpflichtet. Dass ich nur alles mittheile, in Kieshofen steht eine. In der Passing sind ihrer zwei. Das junge Gewürm, wenn man es ja anständig besorgen lassen will, kostet Geld. Nun hat sich auch in Gug eine gemeldet. Man kann's natürlich nie wissen, allein, bei einem ehrlichen Kerl — es gibt auch keine Ausflüchte. Nun, der letzte Fall gieng an die Uhr, und das ist die ganze Geschichte."

Sebald hatte mit voller Hingabe zugehört und sagte nun: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Frank. Und da Sie mich einmal zum Vertrauten gemacht, werden Sie auch vielleicht gestatten — gelegentlich eine Beisteuer —."

„Niemals", antwortete Frank trocken und erhob sich.

Sebald fand sich an demselben Abende nachgerade gehobenen Gemüthes. Dieser schöne Freimuth! Nur schade, dachte er, dass Jakob das Geständnis nicht gehört hat. Das müsste ihm sein Vorurtheil zerstreuen. Ein Mensch, der an die Herrschaft gewissenhaft das Geld abliefert, einen völlig unvorhergesehenen Erlös für ein paar alte Bäume, und gleichzeitig seine Taschenuhr verkauft, um seiner Ehrenpflicht nachzukommen! Das schlägt wohl doch jeden Argwohn ein- für allemal zu Boden. — Ich glaube, der gute Schackerl wird ihm noch einmal ordentlich Abbitte leisten müssen.

Und trotzdem. Der Conflict verschärfte sich von Woche zu Woche und endlich stand er auf des Messers Schneide. Früher hatten sie manchmal zu dreien abends ein Kartenspielchen gemacht. Dazu brachte Sebald sie jetzt nicht mehr zusammen. Kam der eine, so entschuldigte sich der andere. So saßen sie wieder einmal allein beisammen, Sebald und sein Liebling. Jakob war ein hübscher Bursche geworden, an Lebensart jedoch — dünkte es den Herrn — habe er eher verloren, als gewonnen. Wortkarg, unlustig saß er da und mischte die Karten. Er mischte sie schlecht, gab unrichtig aus und spielte zerstreut.

„Aber Schackerl!" rief Sebald. „Du treibst ja Selbstmord."

Jakob legte die Karten weg und sagte: „Nein, das ist nichts. Ich hätt' gern einmal etwas besprochen."

„Es soll dir leicht werden, Jakob", sprach Sebald und hielt ihm die Hand hin.

„Wissen's, mich g'freuts nimmer da. Ich weiß nit, wozu ich bin. Und überhaupt —. Schon auch des Verwalters wegen, ich kann nix dafür, dass kein Zusammsehen ist mit dem."

„Weißt du etwas Schlechtes über ihn?"

„Nein", antwortete der Junge fest.

„Nun also!"

„Ich muss nein sagen. Weil ich noch keine Beweise hab'. Es geht mich weiter nix an. Aber was mich angeht: Ich hab' keine rechte Arbeit da. Allerweil im Sonntagsgewand soll ich herumgehen. Und kommts mir vor, ich sollt' zum Faulenzen abgerichtet werden. Das passt mir nit. Nit einmal Gewand ausstauben und Stiefel putzen. Ich krieg' viel und verdien' nix. Das mag ich nit. Am liebsten möcht' ich zum Vieh, und das geht da nit. Wenn ich geh' — Arbeit gibt's überall. Nachher im Frühjahr fortgehen, da möcht's gleich heißen: Im Winter hat er sich mästen lassen. Da geh' ich lieber jetzt, und will's auch sagen wohin. Ich geh' ins Sesam hinauf."

Und dann hat er einen tiefen Athemzug gemacht, als hätte er eine Last los.

„— — Also, fort willst du", sagte Sebald, die Stimme war gedämpft.

„Dass es dem Herrn nicht recht sein möcht', das ist halt mein Anliegen. Weil er mir's immer gut gemeint hat. Aber einmal muss es doch anders werden und das hab' ich halt bereden wollen."

„Jakob. Gebunden bist du bei mir nicht. Es ist dein freier Wille. Wenn — wenn du mich verlassen kannst . . . ."

Jakob war aufgestanden und stand hilflos da. — Wenn er so spricht, da kann man nit. — Das Herz that ihm weh.

„Junge, ich will dir etwas sagen", sprach Sebald. „Die paar Wintermonate bleibe noch. Die bleibe noch. Arbeit weiß ich dir. Es muss da oben im Dachboden einmal Ordnung gemacht werden, unter den alten Möbeln, Kisten und Papierwerk. Das Zeug ist sogar feuergefährlich. Es könnten auch Sachen von Wert darunter sein."

„Wenn's mir geschafft wird, so werd' ich's ja thun", antwortete Jakob. „Aber lieber wär's mir, wenn ich draußen im Hinterschoppen die Holzscheiter klein schneiden dürft'. In der frischen Luft."

„Gut, du sollst Scheiter schneiden. Was du willst. Dann, wenn der Winter um ist, will ich —. Ich meine, wenn das Frühjahr kommt und wir einmal mitsammen einen größeren Spaziergang machen —. Ich will dir einmal etwas mittheilen."

Und der Junge blieb. Als er dann allein umhergieng, draußen, lange so umhergieng, ärgerte er sich. Warum bleibe ich wieder da? Warum geh' ich nit fort? Da ich doch will und mich kein Mensch halten kann. Warum geh' ich nit fort? Warum kann ich nit!

(Fortsetzung folgt.)

Rentier Himmelstoß auf der Alm.

Eine Erzählung aus dem Kärntner Oberlande von **Karl Krobath.**

Der Rentier Thaddäus Himmelstoß hatte sich glücklich seiner besseren Ehehälfte entledigt. Ein mitleidiger Arzt hatte mit seinen ehelichen Leiden Erbarmen gehabt und ihm eine Sommerfrische im Möllthale als unumgänglich nothwendig empfohlen. „Aber recht hoch muss sie gelegen sein, nahe an der Grenze des ewigen Schnees!“ hatte der einsichtsvolle Äsculap ausdrücklich bemerkt. In eine solche Höhe konnte nämlich Frau Eulalia Himmelstoß, die ihrem Ehegespons eine rührende Anhänglichkeit bezeigte, demselben zu ihrem größten Bedauern doch nicht folgen, da sie sich eines recht respectvollen Körperumfanges erfreute und an Kurzathmigkeit — allerdings nicht in der Gesellschaft ihrer Kaffeeschwestern und im Schutze der Gardine — litt.

Vor der Abreise aber schärfte sie Herrn Himmelstoß noch nachdrücklich ein, keine Hochtouren zu unternehmen, da dies halsbrecherisch, und noch weniger schönen Sennerinnen den Hof zu machen, da dies ehebrecherisch sei. Dann war er, den Schersack am Rücken, den Bergstock in Händen, wohlausgerüstet fortgezogen und athmete auf, als sei ihm eine Centnerlast vom Herzen gefallen.

Frei wie der Vogel in den Lüften, überglücklich, für längere Zeit den Rosenketten und allen fesselnden Eigenschaften Eulaliens entronnen zu sein, zog der Rentier seines Weges und konnte bald sein mit „biconcav Nr. 5“ bewaffnetes Auge an den Schönheiten der majestätischen Alpenwelt weiden. Der frische Gottesodem der dunklen Nadelwälder machte selbst sein in fünfundzwanzigjähriger, ununterbrochener Ehe und niemals gebrochener ehelicher Treue etwas dickflüssig gewordenes Blut schneller pulsieren und seine Brust hob sich nicht mehr in unterdrückten, bangen Seufzern. Vielmehr suchte er sich die Stunden der goldenen Freiheit möglichst angenehm zu gestalten und setzte sich gerade über das, was ihm seine besorgte Gattin am eindringlichsten verboten, am schnellsten hinweg, getreu dem Wahrworte, dass verbotene Früchte doppelt gut schmecken. Auf die schroffsten Felsenzinken „kraxelte“ er, um Edelweiß und Enzian zu pflücken. Doch nicht genug an dem. — Nach Verlauf einer Woche hatte Himmelstoß auch schon — ein Dutzend echter Gebirgsküsse gesammelt. Sechsmal war ihm dieser geistige Ehebruch mit einem vertraut klingenden „Alter Esel!“ und dreimal mit einer kosenden

Berührung seines Gesichtes durch eine ausdrucksvolle Hand belohnt worden. Dreimal aber hatte er sein Heil in schleuniger Flucht suchen müssen. Das hatte ihm jedoch keineswegs die kühne Unternehmungslust zu rauben vermocht. Er fuhr unverdrossen fort, seinen struppigen Bart zu schwärzen und mit wohlriechender Bartwichse stolz aufzuwirbeln, wie auch seinen Augen durch feine Kohlenstriche an den Liderrändern einen künstlichen Glanz zu geben. Um aber die sich schon kreuz und quer in seinem Antlitze breit machenden Furchen, die er leider nicht mit dem Rasiermesser wegschaben oder durch Reismehl ausfüllen konnte, vergessen zu machen, hatte er ein probates Mittel: eine wohlgespickte Geldkatze, die er besonders in Gesellschaft junger und sauberer Dirnen stark in Anspruch nahm. Obwohl bisher seine Liebenswürdigkeit so schmählich belohnt worden war, gieng er doch mit unentwegter Freudigkeit neuen Abenteuern entgegen.

Eines Tages hatte Himmelstoß eine weite Tour ins Gebirge unternommen und sich tüchtig verirrt. Die Sonne war schon hinter die Berge, die den Saum des tiefblauen Firmamentes bildeten, gesunken und die tiefe Stille der Nacht, nur zeitweilig durch den kläglichen Ruf eines Käuzchens unterbrochen, senkte sich auf Baum und Busch. Nur das unsichere Licht der Sterne stahl sich durch das Gezweige und kalte Schauer durchrieselten den für seine körperliche Zuträglichkeit besorgten Sommerfrischler in der geheimnisvollen Einsamkeit. Kalter Schweiß perlte sich auf seiner Stirne, als er nach stundenlangem Suchen noch immer keinen thalwärts führenden Weg fand. Mit immer erhöhter Angst wand er sich durch das Niederholz, welches zwischen den Baumriesen den Durchgang erschwerte, stolperte oft über hervorstehende Wurzeln und machte bei dieser Gelegenheit einigemale unfreiwillige Verbeugungen, welche seine stattliche rothe Nase mit dem Erdboden in unzarte Berührung brachten. Zu allen diesen Beschwerden gesellte sich noch ein Gefühl des Hungers, als hätte sich ein Dutzend Krebse in seinem Magen etabliert, und an seine ohnehin klapperdürren Fortbewegungsorgane hefteten sich die Bleigewichte der Ermattung. Er hätte daher vor Freuden aufjauchzen mögen, als sich endlich das Waldesdunkel lichtete und eine freie Stelle vor ihm ausbreitete, deren saftige Kräuter im Vereine mit dem frischen Gras wohl den wiederkäuenden Sommerfrischlern als Nahrung dienten. Geschwätzig plätscherte ein Bächlein dahin, einen kühlen Labetrunk verheißend, und der weiche, duftige Teppich zu den Füßen des verirrten Touristen konnte im Nothfalle ein prächtiges Ruheplätzchen abgeben. Doch die Blicke des überseligen Himmelstoß richteten sich vor allem auf eine Sennhütte, die sich ganz deutlich vom nächtlichen Himmel abhob. Es war zwar nur ein sehr kleines Hüttchen aus Holz, ohne Prunk und Bequemlichkeitsvorrichtungen, und doch schien es ihm in seiner fatalen

Lage einladender, als unter anderen Umständen ein mit allem Comfort eingerichtetes Hotel ersten Ranges. Hoffte er dort doch, ungeachtet der späten Stunde, Unterkunft zu finden und einen tüchtigen Imbiss zu bekommen. Man wird es daher wohl sehr begreiflich finden, dass er, so schnell ihn die Füße nur tragen konnten, auf das Ziel seiner Sehnsucht lossteuerte und herzhaft an einen hölzernen Fensterbalken pochte. — Merkwürdig schnell bekam er Antwort.

„Was is denn das für Heidenlärm?“ fragte eine weibliche Stimme in vorsichtigem Flüstertone. „Bist du's, Franzl?“

Herr Himmelstoß war sich zwar wohlbewusst, dass er Thaddäus, und nicht Franz heiße. Jedoch die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, versetzte ihn in eine derartige Spannung, dass er ohne sonderliche Gewissensbisse seinen Namenspatron verleugnete. Mit der nämlichen Vorsicht wie die Fragestellerin, schon um sich nicht durch die Stimme zu verrathen, antwortete er deshalb: „Ja, i bin's!“

Dabei tastete er, weil er die Sennerin bei dem herrschenden Zwielicht nicht sehen konnte und sich doch mindestens gerne überzeugt hätte, ob sie alt oder jung sei, nach der Stelle, woher die Stimme gekommen war. — Er hatte mit seiner Entdeckungsreise Glück, denn er griff auf eine volle, weiche, warme Wange.

„Aber schön warm is bei dir!“ lispelte er angenehm überrascht, indem er tüchtig in das Occupationsgebiet kniff.

„Geh' Franzl, lass die Faxen!“ wurde ihm etwas verdrießlich zur Antwort. „Sollt' i mit neunzehn Jahrln schon ka Blut hab'n? Und sollt' i kalt sein, wenn der Bua kimmt?“

An diesen Aufklärungen fand Himmelstoß nichts auszusetzen, da sie sich mit seinen eigenen Ansichten darüber völlig deckten. Er entgegnete deshalb eifrig: „Recht hast — ganz recht! Aber a warme Liab lasst nit lang af a herzhaft Busserl warten.“

Und wirklich! Ehe er es sich recht versah, hatte ein Paar schwellender Lippen den süßen Sold der Liebe gespendet. — Er hatte den dreizehnten, unverfälschten Gebirgskuss bekommen, der sich von seinen Vorgängern dadurch in angenehmer Weise unterschied, dass er freiwillig gegeben wurde und weder einen „alten Esel“, noch einen „Händedruck“ im Gefolge hatte und auch nicht mit Fersengeld bezahlt werden musste. Himmelstoß dachte gar nicht daran, dass es der dreizehnte, der unglückverheißende Kuss gewesen war. Vielmehr ließ er demselben noch so viele schallende Namensbrüder folgen, dass die Sennerin endlich dem Treiben durch eine Bewegung nach rückwärts ein Ende machte und verwundert sagte: „Aber bist du heut' g'schnappig af's Busserlgeb'n! Das schnalzt ja so, dass man's in's Dorf hören könnt! Mir scheint's, du kriegst mi immer lieber, und d' alte Wurzel-Sepha hat g'logen, die g'sagt hat,

dass du zur Bergkoff-Sennerin liaber als z'mir giengst und mi bald ganz im Stich lass'n wirst."

„G'logen hat sie, natürl', die alte, krahschinkete Hex!" betheuerte der falsche Franz mit überzeugender Entrüstung. „Wia könnt' ma no z'aner andern Dirn geh'n, welche könnt' an denn no g'fallen, wenn man di zum Schatz hat! — Nur dein is mei Herz und soll's a ewig bleib'n."

Man sieht, dass Himmelstoß Wilhelm Müller vortrefflich in die kärntnerische Mundart zu übertragen und jungen Dirnen zu schmeicheln verstand. Der Lohn für seine wohlgesetzten Worte sollte nicht lange auf sich warten lassen, denn er wurde von weichen Armen umfangen und bekam unaufgefordert ein „Busserl", wie ihm ein solches seine Eulalia, deren Oberlippe übrigens noch ein recht ansehnlicher Schnurrbartanflug zierte, Zeit ihres fünfundzwanzigjährigen Ehebestandes noch nicht gegeben hatte. Der Rentier schwebte im „siebenten Himmel". Es war doch ein köstlicher Spass, auf die Tage seines Spätherbstes noch das „Fensterln" bei einer nach allen Wahrnehmungen zweifelsohne schönen Sennerin erlebt zu haben. Seiner Gattin hätte er allerdings nicht gerne Mittheilung von demselben gemacht.

„Geh', Franzl, werst nit draußen steh'n in der kalten Nacht. I will dir die Thür aufmach'n, damit einer kannst. Dann woll ma no a Stünderl plaudern!" sagte die verliebte Maid nun ziemlich laut.

Himmelstoß fand die Nacht zwar gar nicht kalt. Doch gefiel er sich immer mehr in der Rolle des mit Minne so reich bedachten Franz und er würde dieselbe wohl noch weiter gespielt haben, wenn sein galantes Abenteuer nicht mit einemmale einen unvermutheten Abschluss gefunden hätte. — Eben schickte er sich an, der Aufforderung Folge zu leisten, als er sich äußerst unsanft am Kragen erfasst fühlte und mit verschiedenen Püffen in einen Kreis von etwa zehn Bauernburschen gezerrt wurde. Vergeblich war sein Protest gegen eine solche Behandlungsweise in einem Culturstaate, nutzlos sein verzweifeltes Zappeln und Winden unter den festen Fäusten der Gewalthaber. Selbst seine kläglichen Hilferufe und Bitten schlugen nur an taube Ohren und unbewegliche Herzen. Er sah nur noch, dass die Sennerin mit dem angstvollen Aufschrei: „Jesus, Maria und Josef! Jetzt kreuzigens mein' Franzl!" den Fensterbalken schloss. Dann wurde er fortgezerrt.

Gekreuzigt sollte er werden! Dem unglücklichen Thaddäus würden die Haare zu Berge gestanden sein, wenn er noch welche gehabt hätte, und in blutigen Bildern trat ihm die Passionsgeschichte vor Augen. Seine Knie schlotterten und mit erlöschender Stimme flehte er um Gnade für sein hoffnungsvolles, zwar nicht mehr junges, aber dafür zähes Leben.

„Was flennst denn, wia a alt's Weibl. Wer will dir denn 's Leben nehmen? — Lei g'kreuzigt wirst!“ gab einer der Burschen trostreiche Auskunft.

Herr Himmelstoß hatte manches „Ecce homo!“ in Bildergalerien und an Wegkreuzen gesehen. Er konnte sich daher von den Leiden, die seiner harrten, eine ziemlich lebhafte Vorstellung machen. Kalter Schweiß drang ihm aus allen Poren.

„Das die Stadtleut' sich all's so z' Herzen nehmen!“ meinte der nämliche Bursche phlegmatisch. „'s ja nit so viel dabei. Wer „brenteln[1]) geht, muſs 's Kreuzig'n sich a g'fallen lassen!“

Das unglückliche Opfer der Volksjustiz verwünschte seinen Leichtsinn, der es in eine solche unangenehme Situation gebracht hatte. Er, der ehrsame Rentier Thaddäus Himmelstoß, sollte auf schmähliche Art gekennzeichnet werden für immer, sollte öffentlich auf den Pranger gestellt und lächerlich gemacht werden! Und das alles — wegen eines kleinen Seitensprunges. Er verwünschte diese gefühls- und rücksichtslosen kärntnerischen Dorfbarbaren, er verwünschte seine Hochtour und er verwünschte sich selbst. Was hätte er darum gegeben, wenn er dem Strafgerichte des Himmels entrinnen und wieder wohlbehalten an der Seite seiner Eulalia hätte sein können! Doch daran war nicht zu denken. Das belehrten ihn die derben Hände, die ihn wie mit Eisenklammern festhielten und jede freie Willensbethätigung seinerseits unmöglich machten. Dennoch machte er einen letzten Rührungsversuch. Mit weinerlicher Stimme wandte er sich an die Folterknechte.

„Habt do' Erbarmen, junge Herr'n, und belastet Euer Gwissen nit mit einem Mord, der aner armen Ehefrau die männliche Stütze raubt. Wär' i schuldig, so wollt' i a büßen. Aber i hab' ja gar nit für mi ‚g'brentelt', sondern für an andern.

Dadurch hatte sich Himmelstoß erst die Hölle recht heiß gemacht. Er wollte noch weiter sprechen, aber ein allgemeiner Zornesausbruch des Burschen verhinderte ihn daran.

„Er schaut uns wohl für solche Teppen[2]) an, wie er selber aner is! An seiner Lug' soll er ersticken!“

„So a krahschinketer Stadttschinkel[3]) will uns über die Diandlan geh'n und uns no obendrein anplausch'n. Das soll ma ihm g'höri austreib'n!“

„Durchklösch'n[4]) ihn!“ knurrte kategorisch eine rauhe Stimme.

So und noch ärger schwirrte es durcheinander, und der in tausend Ängsten schwebende Gefangene wäre wohl vor der „Kreuzigung“ noch weidlich durchgeprügelt worden, wenn sich nicht ein ruhiger, denkender

[1]) Fensterln. [2]) Idioten. [3]) Tschinkel, gleichbedeutend mit „Fex“. [4]) Durchprügeln.

Bursch vor ihn hingestellt und seinen Kameraden von ihrem Beginnen abgemahnt hätte.

„Lasst's ihn nur. Wenn wir so a Krispindl durchledern wollten, könnten wir z'guater letzt no seine Knochen z'sammenklauben. Kreuzigen wir ihn jetzt erscht recht, dass ihm 's Lugnau und 's ‚Brenteln' das nächst' Mal vergeh'n wird. Das is Straf gnua!"

Die Worte fanden Eingang. Doch war es für den armen Himmelstoß nur ein schwacher Trost, den Prügeln entgangen zu sein, um dennoch gekreuzigt zu werden. Verzweifelt folgte er seinen Henkern und beschloss, fern von jeder polizeilichen Hilfe, den letzten Gedanken an seine Eulalia gerichtet, möglichst muthig zu sterben. Dass er die Schande überleben werde, glaubte er nicht annehmen zu können.

Der Marsch hatte schon gegen eine halbe Stunde gedauert, als sich ein Dorf in unmittelbarer Nähe zeigte und die Burschen nun an die Ausführung ihres Planes schritten. Doch glücklicherweise kam es anders, als es sich die rege Phantasie des geängstigten Rentiers so gräulich ausgemalt hatte. Es wurde ein tüchtiger Stock abgeschnitten und ihm hinter dem Rücken durch beide Rockärmel gesteckt, so dass er am freien Gebrauche der Arme behindert war und ungefähr das Bild eines Gekreuzigten bot. — Das ist im Kärntner Oberlande die Strafe für jene Burschen, die — von Nebenbuhlern oder anderen, ihnen nicht wohlgesinnten Personnen verrathen — beim „Fensterln" ertappt werden.

„Was haben die Unholde nun weiters mit mir beschlossen?" fragte sich Himmelstoß nach seiner „Kreuzigung" mit banger Erwartung. Er sollte darüber nicht lange in Zweifel bleiben. Die Burschen nahmen ihn in die Mitte und einer derselben stimmte das Spottlied an:

„Der Esel hat g'schrier'n
Zur Wiesen hin.
Der Esel war grau
Und d' Wies'n war grün.

Zum Diandl bin i's gangen,
Zum Fensterl, zur Thür';
Da hoben's mi g'fongen
Und gekreuzigt dafür. — Juhu!"

Das Lied wurde von allen wiederholt. Eine unbändig heitere Stimmung hatte bei den Burschen platzgegriffen, und das Jauchzen, Hüteschwenken und Spotten wollte kein Ende nehmen. Endlich setzte sich der Zug gegen das Dorf zu in Bewegung und einer sang:

„Wärst nit aufe g'stieg'n,
Wärst nit ober g'foll'n,
Wärst nit häng'n blieb'n
Af der Kommerschnoll'n."

Wieder stimmte der volle Chor ein. Im Dorfe aber öffneten sich im Fluge alle Thüren und Fenster. Verschlafene Gesichter mit Zipfelmütze oder Kopftuch, Männer und Frauen im nothdürftigsten Anzuge wurden sichtbar. Ja, die Dorfrangen liefen scharenweise herbei und machten Witze, die weit über ihre Jahre hinausgiengen.

Kurz, alles wollte den „Gekreuzigten“ sehen, und an beißendem Spotte fehlte es besonders nicht, weil dieser ein „Herrischer“, ein Städter war, denen man schon ob ihrer geistigen Überlegenheit keine besonderen Sympathien entgegenbrachte. Nun hatte sich Einer blamiert, trotz seiner geistigen Überlegenheit, und dazu noch so jammervoll! Das war Wasser auf die Dorfmühlen. — Der beklagenswerte Thaddäus Himmelstoß, dessen verzerrtes Gesicht das fahle Licht des eben aufgegangenen Mondes leichenhaft erscheinen ließ, glaubte vor Schande in die Erde sinken zu müssen. Wie ein Nachtwandler schritt er mechanisch einher. Die Bäume, die Häuser, die Menschen — alles drehte sich um ihn und er hatte das Gefühl, als weile er gar nicht mehr unter den Lebenden, sondern sei schon zu den Vätern heimgegangen.

Wohl eine gute Stunde hatte der sonderbare Umzug gedauert, als er dadurch ein Ende fand, dass der zu Tod gehetzte Sommerfrischler zusammenbrach. Aufs äußerste erschöpft von den Strapazen der Bergpartie, gepeinigt vom wüthendsten Hunger, zermalmt von der erlittenen Demüthigung konnte der arme Rentier nicht mehr weiter. Seine Peiniger trugen ihn zu einem Raine und ließen ihn dort in thaunassen Grase liegen. Mit Worten des Hohnes entfernten sie sich von dem modernen Ahasverus, der sich nur mit Mühe des Stockes entledigen konnte, der zur „Kreuzigung“ gedient hatte. Wie Jakob im alten Testamente, versank unser Held bald in erquickenden Schlummer. Doch gaukelte ihm der Traumgott keine Himmelsleiter vor, sondern das Conterfei eines wohlbekannten, weiblichen Wesens, welches den „Karawatsch“ über einem Manne schwang, der dem Träumer auf ein Haar ähnlich sah. — —

Mit der neubelebenden Sonne des jungen Morgens erwachte auch Himmelstoß. Nachdem er sich mühsam die Kleider gereinigt hatte, schleppte er sich mit der letzten Kraft zu einem Wirtshause, um nicht als das Opfer der Volksjustiz erkannt zu werden. Thatsächlich erkannte ihn niemand. Doch während er sich gerade nach Herzenslust an „hausgeselchten“ Würsten, delicater Butter und mehreren Gläschen Schwarzbeerbrantwein labte, näherte sich der Wirt dem guten Gaste und erzählte ihm mit größter Ausführlichkeit, dass in der verwichenen Nacht im Dorfe ein „Brentler“ „gekreuzigt“ worden sei. Im Anschlusse daran schilderte er sehr anschaulich den Hergang bei einer „Kreuzigung“, und um nicht Verdacht zu erregen, musste der Rentier mit kochendem Groll

im Herzen den redelustigen Mann aussprechen lassen, obwohl jedes Wort desselben unangenehmste Erinnerungen in seinem Busen wachrief.

Wohl wäre Herrn Himmelstoß das vollste Recht zugestanden, wegen „Einschränkung der persönlichen Freiheit eines Menschen“ strafrechtliche Anzeige zu erstatten. Doch er fand es rathsamer, Gras über die fatale Geschichte wachsen zu lassen, denn sonst hätte höchstwahrscheinlich Frau Eulalia Himmelstoß nähere Details aus dem Sommerfrischleben ihres Gatten erfahren, und dann — hätte es eine zweite „Kreuzigung“ gegeben. Soweit wollte es Thaddäus aber nicht kommen lassen, denn er hatte noch die eine in frischer Erinnerung. — Da ihm die Sommerfrische gründlich verleidet worden, kehrte er zu seinem Eheweibe zurück, welches, ehe es noch dem Erstaunen über diese unvermuthet frühe Heimkehr Ausdruck gab, ihn auf das Gewissen fragte, ob er wohl keine Hochtouren unternommen oder die Lippen eines fremden Weibes im sündigen Kusse berührt habe. Entrüstet über diese Zumuthung, legte Himmelstoß die Hand auf die Herzseite zur Betheuerung seiner Unschuld.

* * *

Der Erzähler hat nur noch hinzufügen, dass in der Nacht, in welcher Himmelstoß „gekreuzigt“ worden war, auch der wirkliche Franz noch zum Fenster seiner Herzliebsten kam. Es gab dann zwischen den beiden eine heftige Auseinandersetzung, an deren Schlusse der Bursche ausrief: „Die alte Wurzel-Sepha hat do d' Wahrheit g'sagt. I geh' justament zur Bergkoff-Sennerin, denn bei dir wer'n jetzt die Burschen der Reihe nach „gekreuzigt!“

Und er gieng fortan wirklich nur mehr zu Bergkoff-Sennerin.

Der Prandtner Franz und seine Kameraden.

Eins aus dem Waldleben von **Peter Rosegger.**

Prandtner Franz — was soll man dir auf deinen Bierkrug schreiben? Fürst Toppsteinischer Jäger, ist dir das genug? Andere haben auf ihrem Thon schöne Sprüchlein von Muth und Treue und allerlei sonstigen Eigenschaften, deren Gedenken den Trunk erst weiht. Na — du bist Fürst Toppsteinischer Jäger — auch gut. Erinnerst du dich gern daran, wie du's geworden bist?

Darf man davon sprechen, wie der Prandtner Franz nächtig in den Wald gieng, nicht um Wildschützen zu fangen, wie jetzt, sondern um Böcke zu schießen, solange der Jäger wo möglich noch in seiner

Höhle lag? Aber er lag nicht immer, wenn du's dachtest. Eines Morgens, es hub kaum erst an zu grauen auf den schneebedeckten Bergen, stand er unter der Fichte, zwanzig Schritte von dir, und von seinem Gewehre hättest du selbst bei Tageslicht nichts gesehen, als ein kleines schwarzes Loch — weißt du? Du wolltest rasch in eine andere Weltgegend reisen, brachest aber mit jedem Sprunge tiefer in den Schnee, bis der Jäger gemüthlich herüberrief: „Aber Franzl, was plagst du dich denn so kindisch! Es geschieht dir ja nichts. Gib bloß einmal dein Gewehr her."

Und du? „Mein Gewehr", riefest du zurück, „das kriegst du schon lang' nicht, mein lieber Jäger."

„Wir wollen es gleich haben", sagte der Jäger und fängt an, herüberzusteigen.

Du rufest ihm entgegen: „Jäger, ich sag' dir's. Wenn du mich nicht in Fried lasst, so schieß ich! Anzeigen kannst mich, wenn du schon drauf anstehst. Wer ich bin, siehst du ja."

„Der Prandtner Franzl bist halt", sagt der Jäger, „ich werd' dich schon kriegen, du kommst mir nicht aus."

Darauf ist er davongegangen und du bist wieder dein eigener Herr gewesen. Es ist immer schön, wenn Jäger und Wildschütz gut auseinanderkommen, ohne dass es kracht.

Drei Tage später sind die Spitzhauben schon dagewesen, aber du hast ihnen ins Gesicht gelacht. „Wie? Ich soll auf dem Schottsattel gewesen sein, am Andreastag in der Früh? Na, dieser Jäger muss Schusterpech im Kopf haben anstatt Augen. Wo bin ich am Andreastag gewesen! O du lieber Gott! Da bin ich in aller Früh zu Trewang gewesen beim Engelamt. Wo ist Trewang und wo ist der Schottsattel!"

Dieweilen hat dir das aber nicht viel geholfen. Du hast mitspazieren müssen und in den Untersuchungskotter. Da hast du wieder gelacht. Einem geplagten Bauersmann schadet ein paar Tage Sitzen nichts und mit deinen Kameraden hast du es gut verabredet. In so was verlässt einer den andern nicht. Keiner weiß, ob er nicht auch einmal eine verlässliche Zeugenschaft brauchen kann. Bei der Gerichtsverhandlung sind sie alle dagewesen, die Zeugen, die du aus der Nachbarschaft verlangt hast. Nach deinem Sprichwort kann ich schwören darauf, dass es lauter gewissenhafte Leute sind — aber wetten mag ich nichts! — Nun also hat einer wie der andere, haben alle übereinstimmend der Wahrheit gemäß ausgesagt, dass du an jenem Andreas-Frühmorgen in Trewang bist gewesen, beim Engelamt. Wenn man in Trewang beim Engelamt ist, so kann man zu derselben Stunde nicht auf dem Schottsattel sein, hat der Richter gemeint, und ich hätte auch so gemeint. Der Jäger hat scharf einen Eid verlangt. So frägt der Richter sänftiglich, ob sie auch

einen Eid könnten ablegen, die Zeugen, darauf hin, dass sie den Prandtner Franz wirklich in der Kirche gesehen hatten? Haben sich die Zeugen einen Augenblick etwas absonderlich angeschaut. Sollten wir jetzt nein sagen, wo wir früher ja gesagt haben? Sollten wir als Lügner heimgehen? Sollten wir den Kameraden im Stich lassen, wo es doch heißt: deinen Nächsten sollst du lieben? — Natürlich schwören sie den Eid, einer wie der andere, alle, und was wahr ist, das muss wahr bleiben, der Franz ist in der Kirche gewesen zu Trewang.

„Auf das ist leicht schwören!" fährt der Jäger drein. „Die Hauptsache, dass er damals ist dort gewesen, in diesem Jahr am Andreastag, um sechs Uhr früh morgens. Schwört, wenn ihr könnt!"

Und sie haben darauf den Eid abgelegt, einer wie der andere, alle.

Dem Jäger ist blau geworden vor den Augen, er hat nicht gewusst, wie ihm geschieht. Aufs Crucifix hat er geschaut, ob der Herrgott nicht den Arm loslöst und dreinschlägt. Mit leiblichen Augen hat er den Prandtner Franz gesehen auf dem Schottsattel, im Schnee stecken mit dem Gewehr; es war ja schon taglicht, hat mit ihm gesprochen und der Franz selber hat gesagt: Wer ich bin, das siehst du ja. — Und das alles soll nicht wahr sein. — An den Kopf hat er sich gegriffen mit beiden Händen. Ist es möglich? Ist es möglich?

„In der Dämmerung kann sich jeder irren und am Frühmorgen ist der Mensch noch verschlafen", hat der Richter gesagt, „sie haben den Eid abgelegt, da lässt sich nichts mehr machen."

Sohin hat der Jäger mit Schand und Spott abziehen müssen. Ein anderer an seiner Stelle würde wohl auch einen Schwur gethan haben, dass er keinen Wildschützen mehr laufen lässt, dass er jedem das Merkzeichen aufs Fell brennen wird. Nicht so der alte Jäger. Den hat's zu arg geekelt und er hat zu seinem Herrn gesagt: „Hoheit, halten zu Gnaden. Wenn es so zugeht auf der Welt, da mag ich nicht mehr mitthun. Ich bitte unterthänigst um meinen Abschied."

Und nachdem er das drittemal um den Abschied ersucht, hat den der Fürst nicht verweigern können. Und war jetzt die Verlegenheit da. Woher sogleich einen Jäger nehmen? Die Wilderer mehren sich von Tag zu Tag, das ganze Revier verdirbt, wenn kein Jäger ist.

Solcher Zustände hast du dich erbarmt, lieber braver Prandtner Franz. Und hast es dem Fürsten in schicksamer Weise wissen lassen, dass du dich vielleicht bewegen ließest, falls Seine Hoheit einen tüchtigen und verlässlichen Jäger suchte.

Der Fürst hat sich gedacht: Soviel man hört vom Prandtner, ist er ein tüchtiger Kerl, der vor einiger Zeit sogar den Process gegen einen Jäger gewonnen hat. Und sei es, dass der Mann wirklich wildert, so wissen wir, dass gerade die passioniertesten Wildschützen später die besten Jäger werden.

Etliche Tage nachher bist du Fürst Toppsteinischer Jäger geworden. Allen Respect! Und wahrlich, Seine Hoheit hat sich nicht geirrt. So viele Wildschützen hat keiner erwischt und eingeführt als du, dieweilen du ihre Schliche allzugut kennst.

Aber der Sager Mirtel war doch einer, der sich von dir nicht fangen lassen wollte, oben damals auf dem Edelanger. Seine Rohre waren schon losgepfeffert, so hat er ein anderes Mittel versucht, um den fürstlichen Jäger zu bändigen.

„Du Franzl!" hat er gesagt. „Weißt du, wo du jetzt wärest, wenn wir, deine Kameraden, nicht für dich Zeugenschaft abgelegt hätten?"

„Du meinst, im Kotter dürfte ich sein", darauf deine gemüthliche Antwort, „du, das wäre schon möglich. Aber was willst du denn? Ich bin halt zufällig nicht im Kotter, bin der Herrschaftsjäger und habe jetzt einen gutgeladenen Doppelstutzen in der Hand."

Darauf der andere, der freche Besen: „Und glaubst du nicht, dass wir dir schaden könnten, wenn wir jetzt aussagen, dass du damals halt doch auf dem Schottsattel gewesen bist?"

Er hat geglaubt, niederwerfen wird er dich mit solcher Rede, du aber hast ihn frisch ausgelacht.

„Schau, Mirtel", hast du gesagt. „Du bist zwar ein durchtriebener Schelm. Du wärest es schon imstand, einen andern ins Unglück zu stürzen, wenn er nicht ein bissel gar zu fest thät' stehen. Aber für so schlecht hätte ich dich nicht gehalten, dass du dich selber auf sieben Jahr ins Zuchthaus bringen wolltest. Ein falscher Eid kostet so viel, kannst mir's glauben."

„Du bist ein Teufel!" hat der Mirtel geknirscht.

„Das ist übertrieben", sagst du, „ich bin bloß ein Jäger, der jetzt den Wildschützen ins Thal treibt. Na, wirds?"

Und hast ihn vor dir hergetrieben, immer den Finger auf dem Hahn, falls der Mirtl was Ungebürliches gegen dich hätte unternehmen wollen. Und das war eins. Wirst dich mit Vergnügen erinnern, wie du im Lauf der Zeit alle jene Zeugen, die dich damals herausgelogen hatten, als Wilderer in den Kotter geführt hast. Dafür ist deine Hoheit, das heißt Seine Hoheit schon erkenntlich gewesen und hat dir ein gülden Verdienstkreuzlein, oder so was, an die Lodenjoppe geheftet.

Ist auch feiner und angesehener, als wenn beim Wirt auf deinem Bierkrug das Sprüchlein stünde: „Ehrlich und treu und tapfer dabei." — Du gehst überhaupt nicht mehr zum Wirt, weil dort deine früheren Kameraden immer stänkern und weil einige Gefahr vorhanden ist, du könntest auf dem Heimweg bei der Nacht einmal durchgeprügelt werden. So Spitzbuben wären imstand und legten nachher darauf, dass sie's nicht gewesen, einen falschen Eid ab. — Adieu, schlechter Kerl! Nichts für ungut.

Die Geschichte von den zwei — —.

Ja, das wäre doch wenigstens mal ein Abenteuer gewesen. Wochenlang sich mutterseelenallein im Hochgebirge umhertreiben ohne abzustürzen, ausgeraubt oder ein bisschen erschlagen zu werden — das wird auch langweilig. Dieser frevelhafte Gedanke fuhr mir durch den Kopf, als ich von Schluderbach auf einem Steirerwägelchen straßab fuhr gegen Doblach. Trotz Regens und Wind, die mir entgegenströmten vom Urgebirge her, war ich recht fidel bei mir selber. Die Dolomitenpartie war doch zu entzückend ausgefallen. Nun gieng's nordwärts, und für eine allfällige Langweile am letzten Tage sollte auch noch gesorgt werden.

Fürs erste wurde mein Geldbeutel pikant. Zwei güldene Zwanzig-Markstücke alles in allem — nun ja, wenn's geht, so kann's gehen. Fürs zweite bekam ich Reisegesellschaft. Bald unter Landro stapfte ein Mensch wegshin, an dessen etwas zerfahrener Gewandung der Regen den Staub abzuschwemmen trachtete, ein löbliches Trachten, aus dem — Dreck entstand. Mein Schimmel trabte tapfer voran, aber der Mensch stellte sich mitten auf die Straße, so dass der Kutscher halten musste. Da war jener auch schon bei mir und bat eindringlich, ihn auf dem Wagen mitzunehmen bis Doblach. Er wäre erschöpft, müsse den Mittags-Eisenbahnzug nach Klagenfurt noch erreichen, was dem Fußgeher bei dem Hundewetter platterdings unmöglich sei.

„Setzen Sie sich mal 'rauf!" sagte ich und rücke. Er nannte einen Namen, ich den meinen: Professor N., Architekt aus Berlin. Er war soweit ein leidlicher Kerl, machte sich an meiner Seite bequem und guckte mich mit klugem Auge ganz gemüthlich an. Nur bisweilen wollte es scheinen, war sein Auge nicht recht bei der Sache, sondern flog wegshin, wo es meines Erachtens nichts zu thun hatte. Dabei hatte er mit mir in äußerst harmloser Weise ein Gespräch über Geldangelegenheiten begonnen. Die Fahrpreise wurden erörtert, die bis Klagenfurt und die bis Innsbruck, Kufstein und Berlin. Nach wenigen Minuten war mein neuer Reisegefährte in Kenntnis meiner Zwanzig-Markstücke. Er ertheilte auch Rathschläge, wie man billig reist, worin besonders die dritte Wagenclasse gute Dienste thue.

Während solchen Gespräches der Wildnis entlang zwischen Wasser und Felsen und Wald fiel mir auf, dass vor uns auf der kothigen Straße ein Individuum dahinhuschte von nachgerade tragikomischer Gestalt. Die tropfnassen Kleider, sonst wohl grau, jetzt völlig schwarz,

hiengen schlapp am Körper herab, klebten an den Armen, an den Beinen, der Hut war mit einem Taschentuch an den Kopf gebunden, den Oberleib vorgebeugt, wie ein stoßender Bock; als ob er mit dem Kopf der Luft ein Loch rennen wollte, so hastete er voran. Als der Wagen diese Gestalt einholte, nahm mein Reisegefährte dem Kutscher den Leitriemen aus der Hand und ersuchte mich mit merkwürdiger Entschiedenheit, auch diesen Mann auf den Wagen zu nehmen. Er sei sein Kamerad, er sei der so und so — den Namen natürlich verstand ich nicht, er müsse ebenfalls höchst nothwendigerweise auf den Bahnhof, ja bei den Strapazen und dem schlechten Wetter sei er nachgerade in Gefahr, zu erkranken. Neben dem Kutscher auf dem Bock habe er ja wohl Platz.

„Nun denn schon, in Gottes Namen!" Aber sonderbar fand ich sie, diese Dreistigkeit. Doch, was sollen sie denn machen, wenn kein anderer Wagen zu haben ist und sie mittags auf dem Bahnhofe sein müssen. Der neue Passagier auf dem Bock hatte den schwammigen Rockkragen so hinaufgezogen, dass von seinem Gesicht nichts zu sehen war als die Nasenspitze und ein sprühendes Auge. Allem Anscheine nach war der Mann weniger gefährlich als erbarmungswürdig, besonders als ich merkte, wie er vor Frost am ganzen Körper bebte. Ich dachte schon d'ran, ihm meinen Übermantel anzubieten, der unbenutzt auf meinen Knien lag, weil ich einen Schirm gespannt hielt, da griff mein Beisasse schon eigenmächtig nach dem Mantel und hüllte damit seinen Kameraden ein. Der Arme, solcher Dinge nicht gewohnt, sei in höchster Gefahr einer Lungenentzündung. Der Schüttelfrost sei schon da. Übrigens entwickelte mein Nebensasse einen trockenen Humor, der die lustigsten Dinge mit hohem Ernste und die ernstesten mit ruhigem Gleichmuthe behandelte. Das war drollig, wie er es ausmalte, wenn da ein Felsblock, wie sie schon zu Dutzenden umherlagen, niederbräche und uns zu vieren in den Erdboden dippte, als ob gar nie was gewesen wäre. Die Rienz würde uns allmählich gratis mithinaus nehmen in die Etsch und aufs Adriatische Meer. Der auf dem Bock jedoch schien mir zu knirschen vor irgend einer Wuth, die mir unbekannt war.

Mir war schon ganz unheimlich geworden, andererseits freute ich mich doch wieder, diesen Leuten etwas Menschliches erweisen zu können und der eine an meiner Seite zeigte sich auch dankbar.

Auf raschem Trabe hielten wir nach einer Stunde vor dem Hotel Ampezzo in Toblach nächst dem Bahnhof. Da gab es nun, sowohl für mich, der über den Brenner wollte, als auch für die beiden Herren, die nach Klagenfurt zielten, Zeit zu einem behaglichen Mittagessen. Im Angesichte desselben und bei einem feurigen Italiener wurden wir selbander lebendig. Die Kleider trockneten verwunderlich rasch und jetzt konnte ich mir auch den zweiten Reisegenossen, der meinen Mantel der Wärme halber noch

am Leibe behielt, mal zu Gemüthe führen. Ein blasser, bartloser, rothblondhaariger Bursche, an dem mir nur eine beständige Unruhe und Hast auffiel, besonders sein starrer, durchbohrender Blick. Etwas studentisch Kraft-genialistisches war in ihm. An dem anderen, dem Behäbigen, glaubte ich immer noch zu bemerken, dass sein Auge manchmal forschend auf mir ruhte. Wir bestellten ein Mittagsmahl, und zwar zur Feier des glücklichen Eintreffens in Doblach, wie meine Begleiter sagten, ein gutes. Ich hatte ihnen eine Visitkarte von mir gereicht in der Meinung, auch die ihren zu bekommen; sie suchten in den Taschen so eine Weile herum und der eine brachte endlich eine Karte hervor, die nebst des mir fremd klingenden Namens mit Zahlen und anderen Zeichen beschrieben war und schon durch mehrere Hände gegangen zu sein schien. Der andere behauptete, dergleichen Sachen nicht bei sich zu führen.

Bier war sofort gekommen, der Österreicher kann nicht eine Minute lang beim leeren Tisch sitzen; nun, und der Berliner? der findet, dass die Lebensführung seiner deutschen Brüder im Süden vielfach nachahmenswert ist.

Ich will nunmehr auch den Speisezettel ewig machen, den die beiden Herren abgegessen haben, er ist mir noch gut erinnerlich. Na, denn also: Suppe mit Leberknödeln, Schinken mit Meerrettig, Rindfleisch mit Essigtunke, Schweinsbraten mit italienischem Salat, Apfelstrudel, Käse mit Obst, schwarzen Kaffee mit Cuba-Cigarren. Alles war vorzüglich, nach übereinstimmendem Urtheile meiner Reisegenossen. Ich hatte in Anbetracht meines pikanten Geldbeutels nur das erste Drittheil der Speisekarte abgegrast. Der Apfelstrudel besonders soll so köstlich gewesen sein, dass jeder sich noch eine zweite Portion bestellte und hübsch in Papier einschlug zur Zehrung unterwegs.

Somit wurde es aber Zeit, nach der Uhr zu sehen. Der eine fragte mich, wie viel ich auf der meinen hätte, sie dürften den Zug keinesfalls versäumen.

„Fahren die Herren gegen Kärnten?“ fragte der Kellner.

„Aber natürlich. Machen Sie uns aufmerksam, wenn der Zug kommt!“

„Aber, der steht ja schon auf dem Bahnhof! Es ist die höchste Zeit, wenn Sie mitfahren, er hält nur fünf Minuten.“

Herrgott! Wie die beiden Bursche jetzt emporsprangen und ihre Hüte und Stöcke zusammenrafften! Der eine auf mich ein: „Zahlen Sie einstweilen für uns, ich bitte Sie! Ich bitte Sie recht sehr!“ Der Zug pfiff. „Adieu! Nochmals Dank!“ — und dann waren sie fort.

Ja, dann waren sie fort. Und ich konnte vom Fenster aus bequem sehen, wie der Schaffner die Kerle mit einem Gepäck, das sich auf einmal zeigte, noch ins Coupé warf und der Zug abdampfte. — Nun

stand der kluge Berliner da. Eine Depesche an die Polizei? Vielleicht konnten die Herren in Lienz oder in Villach noch feierlich empfangen werden. Nein, für so naiv durften sie mich nicht halten, die Erzgauner, die doch gewiss schon in Innichen oder in Silian ausstiegen, um die Naturschönheiten des Sextenthales zu bewundern. Man sollte es nicht glauben, dass es im biederen Alpenvolke so geriebene Spitzbuben gibt. Sogar der Residenz an der Spree würden sie Ehre machen. Der Blamierte thut am besten, von der Blamage weiter kein Aufhebens zu machen, so halten es wenigsten wir Berliner und fahren gut damit. Ich habe das Diner für die beiden Reisegefährten ruhig bezahlt, man sollte nicht ahnen, in welcher Gesellschaft sich der forsche Architekt aus Berlin befunden hatte. Der Ärger kam erst später, als sich in den Reiseauslagen die Beklemmungen bemerkbar machten und in kühler Nacht der Mantel fehlte.

Damit, meine Herren, glauben Sie das Abenteuer zu kennen? Warten Sie erst auf die Spitze, denn die kommt nach. Als ich nach einer Woche wieder zu Hause im Atelier sitze, bringt mir der Postbote einen Brief aus Graz, den besitze ich noch und steht darin geschrieben:

„Mein geehrter Herr!

Der Unterzeichnete ist fest überzeugt, dass Sie sich noch der beiden Reisegefährten bei Doblach erinnern werden — nur möchte er nicht gerne untersuchen, mit welchen Gefühlen. Gewiss werden Sie in Freundeskreisen eine lustige Geschichte von zwei Erzlumpen und dem geprellten Berliner erzählen wollen, sehen Sie, und diesen Spaß muss ich Ihnen verderben. Jene zwei Reisegenossen waren soweit ganz redliche Leute, aber einerseits im Rausche der Naturschönheiten, womit das Ampezzothal die Reisenden benebelt, andererseits im Drange der unaufschiebbaren Weiterreise, endlich in der Verwirrung wegen des abscheulichen Wetters haben sie Dinge vollführt, die ihnen nachträglich selbst geradezu ungeheuer vorkommen. Mit der Ungeschicklichkeit haben Zufälligkeiten so zusammengespielt, dass Sie gar nicht anders denken können, als es sei auf eine Prellerei abgesehen gewesen. Indem gegenwärtig Ihre Auslagen annähernd beglichen werden, und zwar mit allerwärmstem Danke für Ihre Bereitwilligkeit und nicht zum wenigsten dafür, dass Sie uns keine Gendarmen nachgeschickt haben, wollen sich die zwei Gesellen Ihnen endgiltig vorstellen. Der Schreiber dieser Zeilen, der das Vergnügen hatte, im Wagen an Ihrer Seite zu sitzen und nachher Sie um Begleichung der Zeche zu ersuchen, ist wohlbestallter Arzt zu Graz in Steiermark, bisher völlig unbestraft. Der andere, der Ritter vom Bock und nachträglich wüthender Apfelstrudelesser, ist ein berühmter Mann, der im Concertsaale allerdings besser Bescheid weiß, als bei Regenwetter in der

Wildnis. Sie haben auf der Straße bei Landro den Componisten Hugo Wolf aufgehoben, in ihrem Wagen nach Doblach gebracht und für ihn dort das opulente Mahl bezahlt. Die beiden Kumpane danken nochmals und hoffen, Ihnen in freundlicherer Erinnerung zu bleiben, als es die beiden problematischen Gestalten hätten sein können.

Wir werden Ihre Güte nicht wieder vergessen.

Mit deutschem Gruße

Graz, am 30. August 1898. Dr. H. P . . . .

Ist es nicht jammerschade, wenn man auf solche Weise um ein köstliches Abenteuer gebracht wird? Eine Geldnote lag dem Briefe bei, die die Romantik zuschanden machte. Einen Tag später kam das Paket mit dem Überrock. Zwei redliche Leute anstatt ein paar geriebener Gauner — wie prosaisch! Zudem — weil der Architekt zwar einen Sinn für Harmonie im Stil, aber keinen für Harmonie in Tönen hat — bin ich unmusikalisch, so dass mir der ganze Hugo Wolf nichts nutzt, außer ich baue Concertsäle für seine Lieder. Der andere, der Dr. H. P., soll, wie ich seither erfahren, der Enkel eines deutschen Dichters sein. Also zu schämen brauch' ich mich meiner Reisegefährten eigentlich nicht, und somit ist alles auf das Beste planiert. Wüsste unsereiner nur mit der Feder umzugehen, aus dem Materiale ließe sich eine spannende Geschichte bauen, mit schönen Ornamenten und einem pyramidalen Thurm. Als Rosette der Dichterenkel und als Knauf Hugo Wolf — wie?

Gedichte.

Von Jenny von Reuß.

Sonnentag.

Des Frühlings Wundermächte weben
Den Pappeln schon ein duftig Kleid,
In blauen Fernen siehst du weit
Auch nicht ein einzig Wölkchen schweben.

Und Stille — Stille rings. — Weit offen
Des Himmels glühend Auge thront,
Wir schau'n empor, thöricht gewohnt,
Von dort ein irdisch' Heil zu hoffen.

Mir bangt in diesem Gottesfrieden,
Ich ahne einen Donnerschlag —
Weiß ich es doch, es ist kein Tag
Voll reinen Glückes uns beschieden.

Versuchung.

Blutroth im Korn der wilde Mohn —
Die volle Ähre neigt sich schon
Gereift und schwer des Schnitters Hand,
Dem trieft die Stirn im Sonnenbrand.
Still ist's im Dorf. Schon früh hinaus
Zur Mahd ist alles froh aufs Feld.
Als wär' allein sie auf der Welt,
Sitzt eine junge Dirn' zu Haus'.
Sie weint sich fast die Augen aus,
Ihr ist so bang, so recht verzagt,
Denn morgen früh schon soll sie fort,
Fort in die Stadt als Herrschaftsmagd.
Ein schluchzend Lied die Drossel singt,
Der Tauber girrt im Hof und klagt — —
Dass alles heut' so trüb doch klingt! —
Da schreckt sie auf — ein Tritt im Flur —
Er ist's — wie sie den Ton erkennt!
Der reichste Bauernsohn im Ort,
Der jüngst beim Tanz ihr Liebe schwur.
Ihr Busen fliegt, ihr Antlitz brennt —
Sie weiß, dass der sie nimmer freit,
Und doch wird ihr so licht, so weit,
Sie möchte jubelnd schrei'n vor Lust
Und fühlt sich doch in Furcht erglüh'n.
Er tritt herein — so siegeskühn,
Reißt sie empor an seine Brust
Und küsst sie heiß und sinnentoll.
Sie weiß nicht, wie sie's wehren soll
Und lässt's gescheh'n halb unbewusst. —
Da sieht sie — und fast will ihr's grau'n —
Ihr altes Muttergottesbild
Mit strengem Blick herniederschaun'n.
Dies Auge, sonst so engelsmild,
Es scheint entflammt in heiligem Zorn,
Es blickt so vorwurfsvoll, so wild —
Und tief erschrocken, bleich, entsetzt
Springt sie empor und flieht durch Dorn
Und Feld dahin, bis sie zuletzt
Ermattet hinsinkt auf die Knie.
Fromm faltet sie die Hände jetzt
Und spricht: „Bedankt sei du, Marie!"
— — — — — — — — — —
Du arme Dirn, du heißes Blut,
Heut' standst du noch in heiliger Hut —
Wird, bist du in der Stadt allein,
Maria immer bei dir sein?

Verwelkte Veilchen.

Halbwelke Veilchen fallen
Aus deinem Brief.
Ich saug' ihn ein, den süßen Duft,
So tief — so tief! — —
Und hohe Buchenkronen seh' ich wallen,
Ein mittagsmüder Vogel ruft
Im goldverbräunten Laub;
In breiten Streifen tanzt der Sonnenstaub
Und malt verzitternd Ring auf Ringe.
So still! Zwei gelbe Schmetterlinge
Nur übertaumeln sich verliebt und lüstern,
Der Wald, vollsonnentrunken,
Scheint ganz in tiefen Schlaf versunken.
Da hör' ich heiße Liebesworte flüstern,
Ich fühl' ein Herz dicht an dem meinen hämmern,
Ein sonnig Glück nach langem Schmerzes-
dämmern,
Zwei Lippen, wild auf meinen Mund gepresst,
Umschlungen meinen Leib so fest, so fest!
Zwei heiße Augen voll Begehr
Und Seufzer — Küsse —
Ein Liebesmeer — —
— — — — — — — — — — —
Ein Veilchen glitt aus meiner Hand —
Ich schau um mich — allein, allein —
Kein Buchenwald, kein Sonnenschein.
Ein starres Bild an kahler Wand,
Und deines Briefes todte Worte gähnen
Mich spottend an — kein Liebespfand,
Nur Thränen — Thränen — —

Das letzte Gebet.

Die zarten Birken zittern schmeichelnd, leise,
Geschwätzig flüstert's hoch im Ahornbaum,
Die greise Fichte nur — sie rührt sich kaum,
Sie kennt sie längst — die alte, traute Weise.

Doch heute muss sie jäh erschrocken lauschen,
So seltsam tönt der wohlbekannte Sang,
So dumpf und trüb, wie er noch nie erklang,
Wie einer Klage ängstliches Verrauschen.

Ein armes Menschenherz liegt dort zertreten,
Und heiße Thränen trinkt der Waldesgrund,
Zum Himmel steigt aus tiefer Todeswund'
Für seinen Mörder noch ein zärtlich Beten.

Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Von **Karl W. Gawalowski.**

Knapp vor Thorschluss des neunzehnten Jahrhundertes gab der hundertste Geburtstag des Dichters Karl Gottfried von Leitner der Steiermark Gelegenheit, das Gedächtnis eines ihrer besten Söhne in stiller, aber würdiger Weise zu begehen. Wie so viele seiner österreichischen Sangesgenossen war auch Leitner zur Zeit seines besten Schaffens minder als billig beachtet worden und erst spät gelang es ihm, die ihm gebürende Stellung in der Geschichte unseres Schriftthumes zu erringen. Dass er diese Anerkennung seines Wirkens und Schaffens überhaupt noch erlebte, das verdankt er dem hohen Alter, das ihm ein gütiges Geschick zu erreichen gewährte: volle neun Jahrzehnte durfte er unter den Menschen seiner Heimat wandeln und seine schöne sinnige Begabung ganz ausleben lassen. So ragt die Gestalt des Mannes, der in seiner Kindheit den Einfall der Franzosen miterlebte, noch in unsere Tage herein, und der Zeitgenosse Kalchbergs und Fellingers, der Freund Anastasius Grüns und Johann Gabriel Seidls ist auch der Gefährte Hamerlings und Roseggers gewesen.

Aus einem altadeligen Geschlechte am 18. November 1800 als Sohn des ständischen Rechnungsrathes und Schriftstellers Kajetan Franz von Leitner in Graz geboren, verlebte der Dichter seine Knabenjahre theils auf dem obersteirischen Schlosse Rothenfels bei Oberwölz, theils in seiner Vaterstadt, wo er auch als Zögling des k. k. Convictes das Gymnasium und später die Universität besuchte. Leitner wendete sich, wie damals üblich, zunächst dem Studium der Philosophie und Geschichte, dann als Beruf dem der Rechtswissenschaften zu. 1825 wurde er zum provisorischen Gymnasiallehrer in Cilli ernannt und im folgenden Jahre in der gleichen Eigenschaft nach Graz versetzt. Die geringe Aussicht, die zu jener Zeit die Laufbahn eines Gymnasiallehrers bot, bestimmte ihn jedoch, in die Dienste der Stände zu treten, deren Körperschaft er vermöge seiner Geburt selbst angehörte. Anfangs im Archive des Joanneums, dann als Conceptsbeamter bei der Landesverwaltung beschäftigt, wurde er 1836 vom Landtage zum zweiten, 1837 zum ersten landständischen Secretär ernannt. In dieser Stellung wirkte er verdienstvoll bis zu seiner 1854 erfolgten Pensionierung. Erholungsreisen führten ihn nach Deutschland, Frankreich, England und Schott-

land. Seit 1846 vermählt, genoss Leitner ein Jahrzehnt späten, aber ungetrübten ehelichen Glückes. 1857 wurde ihm die geliebte Gattin auf einer Reise durch Italien in Pisa durch den Tod entrissen. Den Schmerz über diesen Verlust hat er lange nicht verwunden. Es scheint, dass in ihm die Wurzel der spiritistischen Neigungen und Studien zu suchen ist, denen sich Leitner im Alter vielfach hingab. Sein 70. und 80. Geburtstag gaben Gelegenheit zu reichen Ehrungen des Dichters. Wenige Monate, ehe er den 90. hätte begehen können, starb er nach kurzem Krankenlager am 20. Juni 1890 in Graz. Fünf Tage vorher hatte er sein letztes Gedicht geschrieben.[1])

Schon 1825 war Leitner mit seiner ersten selbständigen Sammlung „Gedichte" hervorgetreten, aber erst 1857 erschien die zweite, stark vermehrte Auflage, die den wichtigsten Theil seines Schaffens umfasste. Später folgten noch „Herbstblumen" (1870) und „Gedichte und Novellen" (1880). Nicht unbedeutend ist Leitners Nachlass, den er in seinem letzten Willen der Obhut seines Freundes Fritz Pichler anvertraut hat. Er enthält einen Band „Jugendpoesien aus den Jahren 1816 und 1817", zahlreiche Novellen, einen Band „Zeitgedichte und Nachklänge", das Trauerspiel „König Tordo", von dem 1833 nur ein „Abriss" im Drucke erschienen war, ein zweites Trauerspiel „Der Richter von Galway", das der Dichter erst wenige Monate vor seinem Tode vollendet hatte, Entwürfe und Bruchstücke mehrerer anderer dramatischer Werke, von denen nur „Medeas Heimkehr", „Friedrich der Streitbare", „Johann Hus" und „Ladislaus Hunyady" genannt seien; endlich sehr umfangreiche Vorarbeiten zu einem steiermärkischen Schriftstellerlexikon. Hoffentlich wird bald durch Herausgabe einer geschmackvollen, mit Sorgfalt zusammengestellten, wirklich volksthümlichen Auswahl der besten Schöpfungen Leitners, wie sie A. Schlossar vorbereitet, ein Herzenswunsch des Dichters erfüllt.

Was Leitner von seinen Werken selbst bei Lebzeiten veröffentlicht hat, das ließe sich alles bequem in einen, allerdings umfangreichen Band zusammenfassen. Aber, wie so oft, stehen auch bei Leitner der äußere Umfang und der innere Wert des Gebotenen im umgekehrten Verhältnisse: einer Kette echter edler Perlen gleich, reihen sich die einzelnen Dichtungen aneinander auch heute noch in unvermindertem Glanze Herz und Gemüth aller jener erquickend, die imstande sind, sich an dem Schönen um des Schönen willen zu erfreuen.

[1]) Eine liebevolle erschöpfende Darstellung von Leitners Lebensgang hat Franz Ilwof in den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark (Heft 41, Gedenkbuch) gegeben, während Anton Schönbach (in den Gesammelten Aufsätzen zur neueren Literatur, Graz, 1900, Seite 199–211) und R. M. Werner (in dem Buche „Vollendete und Ringende", Minden, 1900, Seite 3 14) das Schaffen des Dichters in gehaltvollen Aufsätzen beleuchtet haben.

Die dichterische Entwickelung und das erste Auftreten Leitners fallen ungefähr in die erste Hälfte des dritten Jahrzehntes unseres Jahrhundertes. Aus dem mit großer Erbitterung geführten Kampfe zwischen Classicismus und Romantik war eine neue, vermittelnde Richtung hervorgegangen, die gleich dieser das nationale Wesen mächtig zum Ausdrucke brachte, aber von jenem den strengeren Formsinn angenommen hatte. Schwärmerische Liebe zur Natur, insbesondere zu der der eigenen Heimat, und die Wiedererweckung der vom Zauber der Sage umsponnenen ruhmreichen Vergangenheit bilden die Grundzüge dieser neuen, bald allenthalben, namentlich aber in dem gemüthreicheren Süddeutschland volksthümlich gewordenen Dichtweise. Hier im Süden lebten auch die hervorragendsten ihrer Vertreter, Uhland, Justinus Kerner, Schwab u. a., nach deren engerer Heimat sie denn auch in der Geschichte unseres Schriftthums als „schwäbische Schule" bezeichnet worden ist. Sie ist auf die Entwickelung des jungen steirischen Dichters von größtem Einflusse gewesen; nach ihren Grundsätzen hat er, wie auch sein Altersgenosse, der Deutschböhme Karl Egon von Ebert, singen und sagen gelernt und ist diesen Grundsätzen, die so sehr dem Wesen seiner eigenen dichterischen Persönlichkeit entsprachen, zeitlebens treu geblieben.

Nicht zum Himmel stürmende Titanengedanken und gewaltige Phantasie begegnen uns in Leitners Dichtungen, sondern zarte Innigkeit, wahre Empfindung und herzliche Gemüthstiefe, nicht mächtige Gestaltungskraft und nur wenig dramatisches Leben, aber behaglich erzählte, anschauliche epische Bilder. Auch die tröstliche Gabe jenes echt deutschen, etwas trockenen und doch schalkhaften Humors, der die Trauer im Wappen trägt, ward Leitner zu theil. Nicht allzu umfangreich ist das Gebiet, aus dem der Dichter seine Anregung schöpft. Er findet sie zumeist in der eigenen Brust, in der ihn umgebenden Natur, auf der heimatlichen Scholle. Philosophische Erwägungen und Betrachtungen pflegt er nur selten anzustellen.

Leitners Lyrik ist anspruchlos, zart und innig, in ihrer Schlichtheit und Unmittelbarkeit warm zum Herzen sprechend. Wenn wir die ungekünstelten, meist einfach gebauten Verse lesen, ist es, als schauten uns zwei blaue Augen treuherzig an, und eine warme Freundeshand streckte sich uns entgegen zu verständnisinnigem Drucke. Des Dichters Seelenleben zieht an uns vorüber; tiefe, durch keinen Zweifel getrübte Religiosität, Sehnsucht in die Ferne, Reiselust, Liebe zur Natur, Erinnerungen aus der Kindheit, Freiheitsliebe, ein echt männliches Liebesleben von seltener Reinheit und Keuschheit, unerschütterliche Treue für die Geliebte auch über das Grab hinaus, häufiges Gedenken an liebe und werte Freunde. Nirgends lodert uns die verzehrende Glut unbändigen Lebensdranges entgegen. Ein Hauch sanfter Verklärung liegt

über allem. Es ist, als ob wir in der durchsichtigen Dämmerung einer mondhellen Frühsommernacht dahinwandelten: leise duften die Blumen, und aus der Ferne klingt das Lied einer Nachtigall zu uns herüber. Trauer und Glück, Lust und Schmerz — alles klingt in gedämpften Tönen wieder, die schließlich in einem weichen Moll-Accorde verhallen. Wie Justinus Kerner, mit dem er wohl auch sonst am nächsten verwandt ist, beschäftigt sich auch Leitner gerne mit Gedanken an Tod und Sterben und an die übersinnlichen Dinge: ruhig heitere, mit innigem Gottvertrauen gepaarte Ergebung ist fast immer der Schluss, zu dem er gelangt.

Überaus ernst ist es dem Dichter um seinen Beruf zu thun; das spricht besonders schön die Schlussstrophe des tiefempfundenen Gedichtes „Dichter und Taucher“ aus:

Eins ist noch tiefer als die tiefe See
Und hüllt Versunk'nes mehr noch in sein Schweigen,
Die Menschenbrust; — und da hinabzusteigen
Ist Dichterpflicht, und ach! — sein stilles Weh!

Kürzere Gedanken liebt Leitner im Sonette zum Ausdrucke zu bringen, dessen Formen er mit großer Meisterschaft handhabt und mit edlem Inhalte erfüllt, nie aber zu leerem Reimspiel missbraucht. Zu den schönsten Gedichten dieser Gattung gehören die fünf „In Pisa“ überschriebenen; den Tod der geliebten Gattin behandelnd, üben sie eine erschütternde Wirkung, so vor allem das dritte, das zugleich als eine Probe für die Echtheit und Tiefe der Leitner'schen Lyrik dienen möge:

„Zu Ende gieng die Nacht, am Äthersaume
Brach matt die Dämm'rung an; doch du, die immer
Mit Ungeduld ersehnt des Tages Schimmer,
Lagst theilnahmslos in deiner Kissen Flaume.

Da zuckte leis dein Mund, umher im Raume,
Wie grüßend, wandtest du des Auges Flimmer,
Riefst theure Namen, froh, als trät' ins Zimmer
Manch lieber Gast, längst nur erblickt im Traume.

Entzückt vernahmst du sel'ge Harmonien,
Sahst hold vor dir verklärte Blumenwiesen,
Und lächelnd dann entwalltest du auf diesen. —

Ich aber lag gebrochen auf den Knien,
Die Arme nachgestreckt mit glüh'ndem Sehnen
Und flehte fruchtlos: ‚Bleib!‘ mit tausend Thränen!“

Neben der Liebe zu der ihm so früh entrissenen Gefährtin seines Lebens ist wohl die Liebe zum Vaterlande das stärkste Gefühl, das Leitner beherrschte; vor allem ist ihm jener Theil desselben ans Herz gewachsen, den er mit Stolz seine Heimat nannte — die Steiermark. Sie zu preisen, wird er nie und nimmer müde:

Dir weih ich, was ich hab' und bin,
Du bist mein höchstes Gut,
Für dich entströmt mein Lied der Brust
Und, thut es noth, mein Blut.

Schon das erste Lied, das er in die Welt schickte, preist in sinniger Auslegung ihre Farben „weiß und grün“:

Wie schön sich dort am Fahnenband
Das Weiß und Grün vermählet!
Hast wohl, du liebes Steirerland,
Die Farben gut gewählet!

Weiß glänzt der Alpen Silberhaupt
In deines Nordens Gauen,
Und heiter rings mit Grün belaubt
Der Lenz des Südens Auen.

Nicht minder weiß er der Heimat Eisen, ihren Wein, die Gemsjagd und das Almenleben, die Berge und Wälder und nicht zuletzt sein liebes „Grätz“ zu rühmen.

Die traurigen politischen Zustände, der schwere Druck, der auf dem gesammten Geistesleben seines engeren Vaterlandes während der größeren Hälfte seines Lebens lastete, erfüllten den Dichter mit schwerem Unmuthe, der sich mit herben Worten aus seinem sonst so gütigen Herzen losringt:

In eine schlimme Zeit fiel, ach! die meine;
Jed' mannhaft Wort ward kerkerwert zum Fehle
Und Häscher fragten streng, wenn's kaum aus Kehle
Und Feder trat, nach seinem Kundschaftscheine.

So schwieg ich denn und frohnt am Actenschreine,
Ein Dienstknecht, unbefragt, ob's ihn nicht quäle;
Doch nicht vertrocknet noch ist mir die Seele
Wie meinem Schreiberkiele hier die seine.

Allein verfrohnt ist doch das schöne Leben,
Der Früchte bar die lange, herbe Mühe,
Und niemand mehr vermag Ersatz zu geben.

Bald werd' ich in die Gruft hinab auch steigen,
Die dich, geliebtes Weib, mir barg so frühe,
Und uns bedeckt Vergessenheit und Schweigen.

Rückhaltlos hat Leitner stets sein Deutschthum bekannt und sein nationales Denken und Fühlen in einer Reihe von Gedichten, die aus den verschiedensten Zeiten seines langen Lebens stammen, edel und würdig zum Ausdruck gebracht. So heißt er schon 1843 die deutschen Naturforscher, die sich damals in Graz versammelten, mit den Worten willkommen:

Kommt und sehet selbst, durchschreitet
Rings das gasterfreute Land,
Euch zum Gruß entgegenbreitet
Mancher Biedermann die Hand.
Drückt sie, treu, nach deutscher Sitte,
Deutsches Blut ja rollt darin,
Und in unserer Berge Mitte
Blieb uns treu der Väter Sinn.

Nicht mit fremder Zwangsgeberde
Blickt um euch; auch dieser Grund,
Er ist heil'ge, deutsche Erde,
Deutsch das Herz, das Wort im Mund.
Seid uns doppelt denn willkommen,
Doppelt freuderfüllten Muth's!
Seid als Brüder aufgenommen
Eines und desselben Bluts.

Je älter Leitner wurde, desto schärfer und bestimmter tritt sein nationales Bewusstsein zutage. Die großen Ereignisse der endlichen Einigung Deutschlands hat auch seine Leier mit schwungvollen Liedern begleitet. Während sich auf 1866 keines seiner Gedichte bezieht, lässt er 1870 den Vater Rhein über die Siege der deutschen Heere aufjubeln und „laut erbrausen, seit links und rechts von seiner Flut nur deutsche Brüder hausen". In dem schönen Gedichte „Der deutsche Österreicher 1870" wird der Dichter vollends zum Seher und sagt das deutsch-österreichische Bündnis schon damals voraus, also zu einer Zeit, da kaum jemand es für möglich gehalten hätte:

„Und ihr denn, deutsche Fürsten!
Den Siegern reicht die Hand,
Und schafft, wonach sie dürsten,
Ein einig Vaterland.

Will's Gott, steht an den Marken
Euch Östreich dann zur Seit',
Den Arm, den wieder starken,
Zu Schutz und Trutz bereit.

Dann wollen fest wir, Rücken
Gestemmt an Rücken, steh'n
Und einer Welt von Tücken
Furchtlos ins Auge seh'n.

Für den Reichthum der Leitner'schen Lyrik an musikalischem Gehalte zeugt, dass viele seiner Lieder von Meistern ersten Ranges vertont worden sind, so eine ganze Reihe von dem unsterblichen Könige des deutschen Liedes, Franz Schubert, andere von Anselm Hüttenbrenner, dem viel zu wenig gewürdigten steirischen Tondichter, mit dem den Dichter innige Freundschaft verband, von Konradin Kreutzer, Franz Lechner, Siegmund Thalberg, J. H. Metzger, anderer namhafter Vertoner nicht zu gedenken.

Die Dichtungen, die Leitners Namen zuerst in weitere Kreise getragen haben, sind jedoch nicht seine Lieder, sondern seine Balladen und Romanzen gewesen. In ihnen zeigt sich die volle Stärke seiner Begabung. Ihre Zahl ist denn auch nicht gering. Fast die Hälfte aller Gedichte Leitners gehören ihrer Gattung an. Sehr abwechslungsvoll sind die behandelten Stoffe: am liebsten entnimmt sie der Dichter der steirischen und deutschen Sage und Geschichte, wobei das Mittelalter besonders bevorzugt wird, das bei ihm ebenso wie bei den anderen Sängern der Spätromantik in

idealisierter Beleuchtung erscheint. In diese Gruppe gehören unter anderen „Die Sage von Grätz", worin in sinniger Weise die Gründung der Stadt baierischen Auswanderern zugeschrieben wird, „Ulrich von Lichtenstein", „Ritter Weißeneck", „Die Bergknappen zu Zeiring", der Romanzenkranz „Die Sennerin von Kaiserau", „Diez von Schweineburg", „Herzog Inguos Mal", „Die Hunde von Kuenring", „Der Venediger", „Liutwinde von Silberberg".

Neben der heimischen, deutschen Vergangenheit gibt auch ihm der Norden mit seinen eisernen Reckengestalten und eigenthümlichen Landschaftsbildern willkommene Anregung, so in den Stücken: „König Hackons letzte Meerfahrt", „Das Gastgebot zu Gömör", „Schloss Dumbar", „Die Wettfahrt", „Der Herr des Meeres", „König Hans von Falster". Anderes wieder ist allgemein in das Mittelalter versetzt, ohne jede Zeit- und Ortsfärbung, so z. B. „Des Greises Schlaflied", „Des Harfners Meisterstück", „Das Kloster", „Hirtin und Schlange", „Die Erbtheilung". Aber auch aus dem Leben der eigenen Zeit versteht es der Dichter, uns prächtige Bilder mit packender Naturwahrheit vorzuführen; man lese nur Stücke, wie „Die Seiltänzerin", den dem pflichttreuen festen Sinne des Bauernstandes so schön gerecht werdenden „Bauerntod", „Die Königin des Balles" und den „Kleinen Holzsammler", ein Gedicht, das längst einen Platz in den Lesebüchern unserer Jugend, die mit so viel minderwertigem Ballast überladen sind, verdient hätte. Auch einige Legenden in der Hans Sachs-Goethe'schen Weise finden wir, und bedauern von ganzem Herzen, dass Leitner ihrer nicht mehr geschrieben hat. Man wird sich kaum ein hübscheres Gedicht dieser Gattung denken können als das in seiner Einfachheit so anmuthige „Maria spinnt". Nicht minder gelungen sind „Vergissmeinnichtblau" und „Die Erschaffung der Preiselbeeren". Dass der Grundton der Balladen — natürlich abgesehen von den eben erwähnten Legenden — im allgemeinen düster und schaurig ist, das liegt wohl zum Theile in dem ursprünglichen Wesen dieser Dichtungsform, zum Theile aber gewiss in dem Geschmacke der Zeit ihrer Entstehung. Die Beschäftigung mit grauenerregenden Dingen war damals geradezu eine Art Gegengift geworden gegen die entsetzliche Öde und stumpfsinnige Ruhe, die dem öffentlichen Leben von den absolutistischen Regierungen aufgezwungen worden war. Dass Leitner aber auch humoristische Stoffe zu behandeln verstand, bezeugt vor allem der treffliche „Bürger zu Hildesheim".

Der Art des Stoffes weiß der Dichter stets die Behandlung anzupassen. Mit wenigen, aber kräftigen Strichen wird die Lage, in die wir versetzt werden, umrissen, alles ist überaus anschaulich, aber knapp gehalten — kein Wort mehr, als unbedingt nothwendig ist. Rüstig schreitet die Handlung fort, so dass der Leser nirgends ermüdet, sondern dem

Dichter gespannt bis zu dem immer wirkungsvollen Schlusse folgt. Niemals verliert sich die Handlung im Sande lehrhafter Betrachtungen. Das Ende bildet stets auch den Höhepunkt der Erzählung.

Ich greife aufs Gerathewohl als Beispiel den Ritter Weißeneck heraus:

Von seiner in der Nähe von Graz gelegenen Burg zieht der Ritter mit seiner Meute auf die Jagd. Da hört er aus einer Waldkapelle Orgelton. In frevlem Übermuthe bricht er während der Messe in das Gotteshaus und entreißt dem Priester den heiligen Becher, damit ihm an dem kühlen Morgen der feurige Wein sein „kalt Gedärme durchwärme“:

„Nun leer ich, Gott und Teufel
Zum Trotz, den gold'nen Krug,
Bis rein der Boden blinket.“
Und trinket,
Und trinket Zug um Zug.

Doch mehr stets dünkt zu schwellen
Der Wein ihm dunkelroth,
Er neigt den Goldkelch über, —
Und über, —
Und stürzt sich rücklings todt.

Die Lösung rascher, knapper, erschütternder herbeizuführen ist wohl kaum möglich. Meisterhaft weiß Leitner auch den Kehrreim zur Unterstützung der beabsichtigten Wirkung zu verwenden. So spricht in der Romanze „Der Herr des Meeres“ aus dem stets wiederholten Schlussverse „Und laut erbrausen die Wogen“ nicht nur die Majestät des Meeres, sondern auch die der göttlichen Allmacht überzeugend zu uns. Nicht minder glücklich ist der Vers „Das Schifflein schwanket und wanket“ in der „Überfahrt“ verwendet, die Napoleons Donauübergang nach seiner Niederlage bei Aspern schildert. Auch in der Wahl des Versmaßes bekundet Leitner einen feinen Künstlersinn, stets schmiegt sich die metrische Form dem Inhalte genau an.

So ausgerüstet, können Leitners Balladen wohl in jeder Beziehung mit den Schöpfungen seiner besten Zeit- und Sangesgenossen verglichen werden. Die hervorragendsten Stücke aber, wie „Diez von Schweineburg“, „Ritter Weißeneck“, „Der Bauerntod“, und vor allem das unvergleichliche „Der Herr des Meeres“ gehören zu den Perlen der Gattung in unserem gesammten Schriftthume.

Verwandte Züge mit den Balladen zeigen die Novellen des Dichters, die, obwohl erst im Alter veröffentlicht, gleichwohl seinen ersten Mannesjahren entstammen; man könnte fast sagen, sie seien Balladen in Prosa, kleine Geschichtchen, mit dem Zug ins Anekdotenhafte, in besonderer Weise erzählt. Auch hier die nämliche Vorliebe für das Seltsam-phantastische, Schaurige und Grausenerregende, das durch eine leiden-

schaftslose, völlig objective Darstellung noch ergreifender auf den Leser wirkt. Es ist etwas von der Erzählungskunst eines Heinrich v. Kleist in diesen ruhig dahinfließenden Sätzen, die in keinem Worte eine Antheilnahme des Dichters erkennen lassen. Die erschütternden Ereignisse spielen sich gleichsam unmittelbar vor unseren Augen ab, so dass wir des hinter den Coulissen stehenden Dichters ganz vergessen. Wenn er aber einmal plötzlich hervortritt, wie im „Meister Kunbert“, dann ist auch die Wirkung eine ganz besondere. Auf Wunsch des Bürgermeisters verfertigt Kunbert einen kunstvollen eisernen Thurmhahn, der stündlich den Thurm umschreitet und den Bürgern durch sein Krähen die Zeit verkündet. Als sich das Werk bewährt hat, lässt der Bürgermeister dem Künstler zwar den vereinbarten Lohn ausbezahlen, aber ihm auch die Augen ausstechen, damit er nicht etwa für eine andere Stadt ein ähnliches, noch kunstvolleres Werk schaffe. Da ruft der Erzähler plötzlich in die Klagen des armen geblendeten Kunbert hinein: „Aber lieber Meister! wo steht es denn geschrieben, dass Ihr gerade außerordentliche Erfindungen und geniale Kunstwerke machen sollt? Windet Garn ab, schleißet Federn, oder treibet andere dergleichen nützliche Beschäftigungen; thun es doch auch andere ehrliche Leute und sind dabei gesund und zufrieden. Und überdies, was schreit Ihr denn? Seid Ihr denn nicht ein seltener Prophet im Vaterlande? Hat man Euch nicht aus bloßer Anerkennung Eures Talentes die Augen ausgebrannt? Was wollt Ihr denn noch mehr? Hätte man Euch etwa auch noch die Hände abschlagen sollen, um Euren Ehrgeiz zufriedenzustellen?“ Ob wohl die Wiener Censur, als sie 1830 die beabsichtigte Sammlung der Leitner'schen Novellen verhinderte, den bitteren Hohn gemerkt hat, der sich aus diesen Worten über die Zustände des vormärzlichen Österreichs ergoss? Einen ähnlich gräßlichen Eindruck hinterlässt „Der stumme Reiter“, während „Die Gedächtnistafel auf dem Traunstein“, „Die seltsame Maske“ und „Monsieur François“ durch allerlei Fährlichkeiten und Schrecken schließlich doch zu einem guten Ende führen. Besonderes Lob verdient namentlich die zuletzt genannte Erzählung, die das unerwartete Wiederfinden von Vater und Tochter nach einer Reihe herber Schicksale behandelt. Die Vorgeschichte ist mit vielem Geschick geschürzt, die Erkennungsscene ergreifend geschildert. Zu trüber Ergebung in das Schicksal führt „Das Hausaltärchen“. Ein Jüngling wird von seiner Mutter über die Treue der Geliebten getäuscht und dadurch zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu bewogen. Kaum aber ist dies geschehen, wird der Orden aufgehoben. Der junge Priester kehrt in die Heimat zurück und findet das geliebte Mädchen wieder: treu, aber dem Tode verfallen. Als sie stirbt, weiß er sich durch einen befreundeten Arzt ihren Finger, an dem noch sein Verlobungsring steckt, zu verschaffen und verwahrt nun diese seltsame Reliquie in einem Hausaltärchen bis an sein

Ende. Etwas von der Stimmung der Erzählungen Ernst Theodor Amadäus Hofmanns liegt in der „Geschichte meines Hundes", der eigentlich von Haus aus kein Hund, sondern ein Uhrmachergeselle aus München ist. Erst zur Strafe für seine allzuweitgehende Treue wurde er in einen Pudel verwandelt und erzählt nun in der Walpurgisnacht seinem Herrn die Geschichte seines Lebens als Mensch und Hund. Ein allerliebstes, kleines Geschichtchen mit heiterem Ausklang, das in seiner sinnigen Harmlosigkeit so recht aus dem Rahmen des vormärzlichen Österreich herausgeschnitten erscheint und von allen Leitner'schen Erzählungen am erfreulichsten zu lesen ist, ist „Der Asternkranz". Die duftlose Blume des Herbstes gibt Veranlassung zum Wiedererwachen einer verschollenen Jugendliebe:

Wenn die Veilchen verblüht,
Wenn die Rosen verglüht,
Nur warten! nur warten!
Oft blumen noch Astern den Garten!

Auch in den übrigen, minder bedeutenden Novellen, zu denen auch die erst kürzlich aus dem Nachlasse an die Öffentlichkeit gekommene „Wie viel Uhr?" zu zählen ist, offenbart sich jene große Erzählungskunst des Dichters, der es einzig und allein zu danken ist, dass die Leitner'schen Novellen, als sie ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung doch noch gesammelt herauskamen, die Theilnahme einer Lesewelt zu erregen vermochten, die den veralteten Stoffen fast ganz fremd gegenüberstand und in dieser Beziehung inzwischen andere Bedingungen zu stellen gewohnt war.

Nicht viel lässt sich über Leitner als Dramatiker sagen, da außer der zur Eröffnung des neuen ständischen Schauspielhauses in Graz 1825 verfassten Gelegenheitsallegorie „Styria und die Kunst" und dem Texte zu Anselm Hüttenbrenners Oper „Lenore" nur ein für die Beurtheilung unzulängliches Bruchstück des Trauerspieles „König Tordo" gedruckt vorliegt. Soweit aus diesem und einer kurzen Inhaltsangabe geschlossen werden kann, knüpfen in dem in Skandinavien spielenden Stücke allerlei Missverständnisse, Misstrauen und Eifersucht den Knoten, den schließlich ein verhängnisvoller Zufall im tragischen Sinne löst. An Leitners lyrische und epische Schöpfungen reichen jedenfalls seine dramatischen Versuche nicht heran.

Wie bereits erwähnt worden ist, hat Leitner auch eine Reihe von Prosaaufsätzen verfasst, die nicht in das Gebiet der schönen Literatur gehören. Sie sind meist in steirischen Zeitschriften erschienen und behandeln entweder geschichtliche und staatsrechtliche, die Heimat betreffende Gegenstände, oder schildern Leben und Wirken von Männern, die sich um die Steiermark verdient gemacht haben. Zu der erstgenannten Gruppe gehören die beiden wertvollen Abhandlungen „Die Erbhuldigung im Herzogthum

Steiermark" und „Über den Einfluss der Landstände auf die Bildung in Steiermark", worin insbesondere die Verdienste des steirischen Adels um Volkserziehung, Wissenschaft und Kunst während des 16. Jahrhunderts, da er zum größten Theile dem evangelischen Bekenntnisse angehörte, in hellem Lichte erscheinen.

Unter den Lebensbeschreibungen nimmt wohl die des Erzherzogs Johann den ersten Platz ein, die in liebevoller Weise dem Wesen des volksthümlichen Prinzen gerecht wird. Doch auch die Erinnerungsblätter, die Leitner seinen Freunden, dem Tondichter Anselm Hüttenbrenner, dem Theosophen Lorber und den Dichtern Karl Schröckinger und Anastasius Grün, sowie einer Reihe heimischer Gelehrter (Wartinger, Anker und Göth) gewidmet hat, zeichnen sich durch warme Herzlichkeit aus. Außerdem finden sich noch Schilderungen herrlicher, damals noch der großen Menge fremder Gegenden der Heimat, schlicht wiedererzählte Volkssagen u. a. m. aus seiner Feder vor. Alle diese Schriften athmen in jeder Zeile die große Liebe des Dichters zur heimatlichen Scholle wieder, in der sein ganzes Sein und Schaffen fest wurzelt.

Mit dem heiligen Ernste, mit dem Leitner seinem Dichterberufe oblag, steht auch die große sprachliche Sorgfalt, die er auf seine Schöpfungen verwendete, in vollem Einklange. Unablässig glättete, feilte und verbesserte er, um seinem edlen Werkzeuge, der deutschen Sprache, das Beste für seinen dichterischen Zweck abzuringen. Hiebei war er sich wohl bewusst, dass auch auf dem Gebiete des sprachlichen Ausdruckes wahre Größe nur in der Einfachheit erreicht werden kann. Voller Erfolg belohnte des Dichters Streben: wie glücklich vermag er mit wenigen schlichten, aber schön und treffend gewählten Worten Stimmungen festzuhalten, die wiederzugeben so mancher unserer modernen Dichter ein ganzes Arsenal von prunkenden Neubildungen und an den Haaren herbeigezogenen Zusammensetzungen in üppigem Redeschwall vergeblich aufwendet. Den Jungbrunnen, der aus unseren Mundarten quillt, kannte Leitner gar wohl und versäumte auch nicht, daraus zu schöpfen. Nirgends verleugnet er den Steirer. Das gibt seiner Sprache den Reiz der Ursprünglichkeit und verleiht ihr etwas von dem herben Dufte der frischgebrochenen Scholle.

Über ein Jahrzehnt schon ruht nun der Dichter in der heimischen Erde. Fort hastet die Zeit hinweg über das Alte, neuen Zielen, neuen Idealen zu. Andere Zeiten, andere Lieder. Heftig tobt wieder einmal auf dem deutschen Parnass der Kampf um die Dichtung der Zukunft, und viel flüchtige Spreu fliegt dabei zwischen dem Weizen umher. Sei's darum! Was nach den launischen Gesetzen der Mode für den Tag geschaffen wurde, das mag mit dem Tage wieder vergehen, was aber den Stempel der Unsterblichkeit an der Stirne trägt, das wird dauern, un-

bekümmert ob dem Wirrsal der Zeiten. So mag denn auch mit Zuversicht der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, dass das Beste, was Leitners Muse in ihren heiligen Weihestunden geschaffen hat, in unverwelklicher Frische auch das zwanzigste Jahrhundert hindurch und darüber hinaus unserem Volke erhalten bleiben werde, als ein köstliches Kleinod von Geschlecht zu Geschlecht!

Die Leuchter der Baukunst.

Dem Weltweisen John Ruskin sind die Leser des „Heimgarten" schon wiederholt mit Vergnügen begegnet. Heute erscheint er mit einem geradezu herrlichen Buche, mit einem Buche über die Baukunst, das unseren Baumeistern noth thut, von denen Ruskin sagt, dass die modernen Baumeister nur wenig können und das Wenige nur halb thun. Es nennt sich „Die sieben Leuchter der Baukunst". Deutsch von Wilhelm Schorlemann, verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. Doch nicht bloß für Freunde der Baukunst wurde es geschrieben; seines allgemeinen Standpunktes wegen, der viele wichtige Felder oft wunderbar beleuchtet, ist es auch für solche wertvoll, die wünschen, es möchte in allem Wichtigen des menschlichen Lebens stets das Richtige, Wahre gedacht und gethan werden.

Wir lassen aus den sieben Leuchtern einige Streiflichter in unsere Bereiche fallen. Wissen, was man zu thun hat, und es thun — darin besteht nach Ruskin der ganze große Mensch. Wir können stets fühlen, was recht, aber nicht immer was möglich ist, und alle geschriebenen Gesetze sind Erläuterungen des Sittengesetzes. Damit ist das Buch gerechtfertigt.

John Ruskin sagt über bauliche Pracht und Zier:

Ich möchte gerne jeden möglichen Aufwand an Schmuck, Glanz und Schönheit eingeführt sehen; aber ich möchte nicht die unnützen Ausgaben für unbeachteten Zierat und Formenkram, Karniese an der Zimmerdecke und Marmorieren der Thüren, Befransen der Fenstervorhänge und tausenderlei Dinge, die thörichter- und gefühlabstumpfenderweise zur Gewohnheit geworden sind — Dinge, von deren allgemeiner Anwendung und Nachfrage ganze Handelszweige abhängen, aus denen aber noch niemals der Segen wirklicher Freude entsprungen ist, noch der entfernteste und geringfügigste Nutzen; Dinge, welche die Hälfte der Ausgaben verschlingen und mehr als die Hälfte des häuslichen Behagens zerstören, dabei auf die Männlichkeit, Frische, Anmuth und Ehrenhaftigkeit der Lebensführung nachtheilig einwirken. Ich spreche aus Erfahrung:

ich weiß, was es heißt, in einem Landhäuschen mit einem Fußboden und Bretterdach aus Fichtenholz und einem Feuerherd aus Glimmerschiefer zu wohnen; und ich weiß, dass dies in vieler Beziehung gesunder und zufriedener macht, als zwischen türkischen Teppichen unter goldverzierten Plafonds zu leben, mit einem Feuerrost aus Stahl und einem blankpolierten Kaminvorsetzer. Ich sage nicht, dass solche Dinge am rechten Ort keine Berechtigung haben.

Nehmen wir an, wir hätten so und so viel ausgesetzt für decorative Zwecke; dann müssen wir aber zum ersten Bildhauer seines Zeitalters gehen und ihn beauftragen, eine einzige Statue, oder einen Fries oder ein Capitäl zu liefern mit der einzigen Bedingung, dass es das Allerbeste sein soll, was er leisten kann; bringen wir das Kunstwerk an einen Platz, wo es am meisten zur Geltung kommt, und damit gut. Alle andern Capitäle mögen einfach behauene Quadrate sein, alle übrigen Nischen leer bleiben, — das schadet nicht viel, besser nicht vollzählig und unvollendet, als ganz schlecht. Für den Fall, dass wir keinen Schmuck von so ausgesuchter Art wünschen, so wählen wir einen weniger ausgebildeten Baustil und, wenn ihr wollt, auch einfacheres, roheres Material. Das Gesetz, worauf wir stehen und bestehen müssen, verlangt, dass das, was wir zu thun und zu geben beabsichtigen, immer nur das Beste in seiner Art sei. Nehmt darum ruhig normannischen Stein statt des Frieses und der Bildsäule aus Marmor, aber von der solidesten Arbeit, und Granitstein aus dem besten Bruch; und wenn nicht Steine, dann Ziegeln, aber von den allerbesten Ziegeln, die gebrannt werden; immer das Gutgearbeitete in einem einfacheren Material dem minder Guten in einem besseren vorziehend; denn dies ist nicht nur das einzige Mittel, jede Art von Arbeit zu verbessern, und jedes Material zur höchsten Ausnutzung zu bringen, sondern es ist auch ehrlicher und unaufdringlicher und in Übereinstimmung mit den männlichen und gerechten Grundsätzen.

Wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, Falschheit nur in ihrer schwärzesten Gestalt und durch die Brille ihrer verwerflichsten Absichten zu betrachten. Die Empörung, die wir über Verrath als solchen empfinden, beschränkt sich in Wirklichkeit nur auf böswilligen Verrath. Wir sind entrüstet über Verleumdung, Heuchelei und Verrätherei, weil sie uns schaden, nicht weil sie unwahr sind. Zieht von der Unwahrheit die Schädigung, die Verkleinerung unseres Selbst ab, und wir sind wenig gekränkt; verwandelt sie in Lob, und wir sind vielleicht ganz zufrieden damit. Und doch richten weder Verleumdung, noch Verrath den meisten Schaden in der Welt an, weil sie fortwährend niedergekämpft und nur empfunden werden in der Bekämpfung. Es ist die glitzernde und sanft ausgesprochene Lüge; die freundliche Ungenauigkeit; der einschmeichelnde

Trugschluss; die patriotische Lüge des Historikers; die vorsorgliche Lüge des Staatsmannes; die eifernde Lüge des Parteipolitikers; die barmherzige Lüge des Freundes und die leichtfertige Lüge jedes Menschen gegen sich selbst, die den schwarzen geheimnisvollen Trauerflor über die Menschheit breiten. Jedem, der ein Loch in diesen Schleier reißt, sind wir dankbar, wie wir dem danken, der einen Brunnen in der Wüste gräbt. Wohl uns, dass noch der Durst nach Wahrheit uns geblieben, nachdem wir eigenwillig uns von ihren Quellen abgewandt haben.

Fabrik-Ornament stellt einen Arbeitswert dar, den es nicht besitzt, und darum ist es eine Unverschämtheit, eine Pöbelhaftigkeit und eine Sünde. Nieder damit! Mahlt es zu Pulver und lasst seine Stelle lieber kahl an der Wand. Ihr habt nicht dafür bezahlt — mit eurem Sein — und darum braucht ihr es nicht. Niemand braucht Ornamente in dieser Welt, aber jeder braucht Echtheit und Ganzheit. Lasst eure Wände so kahl wie ein gehobeltes Brett, oder baut sie aus gebackenem Straßenschmutz oder gehacktem Stroh, wenn's sein muss, aber beklebt sie nicht mit Lügen!

Ferner spricht Ruskin vom Natürlichen: Alle Schönheit beruht auf den Gesetzen natürlicher Formen. „Natürlich" ist das, was am leichtesten und gewöhnlichsten gesehen wird.

Dann räth der Denker, nicht die Dinge zu schmücken, die zum Gebrauch des täglichen, thätigen und beweglichen Lebens gehören. Wo du ausruhen kannst, da schmücke, wo Ruhe verboten oder unmöglich, da ist auch Schönheit verboten und unmöglich.

Das dürften sich gar manche zu Herzen nehmen, besonders auch unsere modernen Buchstabenmacher, welche die nur praktischen Zwecken dienenden Schriftzeichen derart „verzieren", bis sie unleserlich werden.

Ferner sagt Ruskin, dass alte gute Arbeit freie Handarbeit sein müsse. — Ich habe gesagt, dass Handarbeit stets von Maschinenarbeit unterschieden werden kann, gleichzeitig bemerkend, dass Menschen sich in Maschinen verwandeln und ihre Arbeit bis zum Niveau der Maschine herabwürdigen können. Solange aber Menschen als Menschen arbeiten und mit Herz und Seele ihr Äußerstes hingeben, so macht es nichts, wie ungeschickt sie auch arbeiten mögen, in der Behandlung wird ein gewisses Etwas sein, das nicht bezahlt werden kann: man wird erkennen, dass einige Stellen mehr Freude gemacht haben als andere — dass ein Innehalten, ein Überlegen, ein Sorgen und Sehnen dabei war; und dann werden auch nachlässige Stellen kommen, und feste und flotte und flüchtige; dort wird der Meißel hart, hier leichter und da wieder viel schüchterner eingeschlagen haben; und wenn des Menschen Geist mit seinem Herzen zugleich bei der Arbeit waren, so werden alle Hammerschläge an der richtigen Stelle sitzen.

Weitere Aussprüche:

Ich behaupte, wenn Menschen wirklich wie Menschen lebten, so würden ihre Wohnhäuser Tempel sein, Tempel, die wir kaum wagen würden zu schädigen und in denen leben zu dürfen uns heilig machen würde. —

Der Gedanke der Selbstverleugnung um der Nachwelt willen, gegenwärtige Sparsamkeit zu üben für künftige Gläubiger, die noch ungeboren sind, Wälder zu pflanzen, damit unsere Nachkommen unter ihrem Schatten leben können, oder Städte für kommende Geschlechter zu erbauen, wirkt vermuthlich als treibende Ursache fast nie bei den öffentlich anerkannten Bestrebungen. Dennoch sind dies auch Pflichten der Lebenden; unsere Aufgabe auf Erden ist nicht erfüllt, wenn der Umfang unserer beabsichtigten und vorbedachten Wohlthaten bloß die Gefährten und nicht die Nachfolger unserer Pilgerfahrt mit umfasst. Gott hat uns die Erde für Lebenszeit gegeben: sie ist ein großes Fideicommiss. Sie gehört ebensowohl denen, die nach uns kommen und deren Namen schon ins Buch der Schöpfung eingetragen sind, wie uns; und wir haben kein Recht, durch unser Thun oder Unterlassen ihnen unnöthige Opfer aufzuerlegen, oder sie der Vortheile zu berauben, die ihnen zu hinterlassen in unsere Macht gegeben war. Und dies umsomehr, weil es eine von der Vorsehung bestimmte Bedingung der Menschenarbeit ist, dass die Fülle der Frucht im Verhältnis steht zur Zeitdauer zwischen Aussaat und Ernte; und das demnach, je weiter wir unser Ziel setzen und je weniger wir selbst die Zeugen unserer Errungenschaften sein wollen, je weiter und breiter wird das Maß unserer Erfolge sein. Man kann kaum denen so nützen, die mit uns sind, wie denen, die nach uns kommen; und unter allen Kanzeln, von denen die Stimme des Menschen je vernommen ward, giebt es keine, von wo sie weiterreicht, als vom Grabe. —

Weder vom Publicum, noch von denen, deren Obhut die öffentlichen Baudenkmäler anvertraut sind, wird die wahre Bedeutung des Wortes „Wiederherstellung" (Restaurierung) verstanden. Heute bedeutet sie die vollständigste Zerstörung, aus der keine Bruchstücke gerettet werden können, von einer falschen Vorstellung des zerstörten Werkes begleitet; falsch auch in einer parodistischen Weise, die verabscheuenswerteste aller Falschheiten. Täuschen wir uns doch nicht über diesen wichtigen Punkt: es ist ganz unmöglich, so unmöglich, wie die Todten zu erwecken, irgend etwas wiederherzustellen, das jemals groß oder schön in der Baukunst gewesen ist. Das Leben des Ganzen, der Geist, der nur durch die Hand und das Auge des Arbeiters übertragen wird, kann niemals wieder zurückgerufen werden. Ein anderer Geist mag durch eine andere Zeit gegeben werden, und dann ist es ein neues Gebäude; aber der Geist des todten Handwerkers kann nicht zurückgerufen werden, um andere

Gedanken zu bewegen. Und was das directe und einfache Copieren anbelangt, so ist das eine handgreifliche Unmöglichkeit. —

Die Baukunst eines Volkes ist groß nur dann, wenn sie so allgemein und feststehend ist wie seine Sprache, und wenn die provinziellen Stilabweichungen nichts weiter sind als Dialecte. —

Unter die Quellen ernstester Befriedigung, die ich in der Verfolgung eines Gedankens gefunden habe, rechne ich diejenige, die mich nach reiflicher Überlegung zur Erkenntnis geführt, wie merkwürdig falsch die Auffassung, wie unsinnig die Verfolgung jenes verrätherischen Trugbildes ist, das die Menschen Freiheit nennen: trügerischestes aller Trugbilder! Denn der kleinste Strahl der Vernunft könnte uns sicherlich zeigen, dass nicht nur das Erreichen, sondern überhaupt das Sein der Freiheit unmöglich ist. Es gibt kein solches Ding im Weltall und kann es niemals geben. Die Sterne haben es nicht; die Erde hat es nicht; das Meer hat es nicht; und wir Menschen nur das Spottbild und den äußeren Schein davon zu unserer schwersten Strafe. —

Diese Andeutungen, die uns zu denken geben, schließen wir mit Ruskins Ausspruch: Vielleicht hat alles, was wir zu thun haben, nur den Zweck der Übung von Herz und Hand und ist im übrigen nutzlos.

Nach meinem Tode.

Von **Ferdinand Groß**.[1])

Vor einiger Zeit hatte ich die Absicht, mich umzubringen. Weshalb? An Gründen fehlte es mir wahrlich nicht. Ich wüsste tausend für einen anzugeben: Migräne, schlechte Verdauung, die Aussicht, ein sechsbändiges Romanmanuscript lesen zu müssen und so weiter. Überhaupt meine ich, sollte man die meisten Menschen lieber befragen, warum sie sich nicht umbringen: sie kämen vielleicht in Verlegenheit, vernünftige Gründe anzugeben. Aber der Selbstmord ist ganz und gar Geschmacksache, und man soll deshalb nicht darüber streiten. . . . . Genug daran also, ich stand im Begriffe, mich aus der Welt hinauszubefördern. In einer fashionablen Waffenhandlung hatte ich mir einen zierlichen Revolver gekauft, ein wahres Bijou, eine Zierde für jeden Gueridon. Der Lauf blinkte wie ein Spiegel, es lag in dem reizenden kleinen Ding etwas Einladendes . . . Und nun, in der Abenddämmerung, legte ich den Revolver vor mich hin und beschloss, eine Cigarre, Regalia de

[1]) Diese köstliche Selbstironie des vor kurzem verstorbenen Wiener Schriftstellers Ferdinand Groß entnehmen wir den „Wiener Bildern". Die Red.

la Reina, zu rauchen, ehe ich ans Werk gieng. Es drängte mich ja niemand, und wenn ich mich um eine halbe Stunde später erschoss, so gieng das nur mich allein an. Dass ich aber gleich gestehe: ich habe mich nicht erschossen. Weshalb ich von meinem Plane abgekommen, das sei hier in Kürze mitgetheilt.

Während des Rauchens gerieth ich in eine Art von Halbschlummer — in jenen traumhaften Zustand, in welchem verblasste Gestalten wieder aufleben, Erinnerungen die Form realer Gegenwart annehmen, und auch ein Schimmer aus der Zukunft auf uns fällt, damit wir ein wenig errathen können, was die kommenden Tage bringen werden . . . Während ich im Fauteuil lehnte, die blauen Ringelchen der Cigarre zur Decke emporsendend, dabei sinnend und erwägend, legte sich ein zarter, leichter Schleier mir auf die Augen und ich sah, was ich nie zuvor gesehen: mich selbst als todten Mann.

Ich hatte mich erschossen. Die Kugel war mir geradeaus ins Herz gedrungen — ein kurzer Todeskampf, und das Leben war vorüber. Aber nachdem alle körperliche Schwere von mir genommen war, functionierten mein Gehör und mein Gesicht mit erhöhter Schärfe. Die Schranken von Raum und Zeit schienen gefallen zu sein, ich machte an mehreren Orten zugleich meine Wahrnehmungen, und was sich mit Pausen von Tagen und Wochen abspielte, gieng innerhalb Minuten wie eine Wandeldecoration an mir vorüber. . . .

Nachdem ich einige Zeit auf dem Boden gelegen war, trat mein Diener ein. Er wollte mich aufheben, betrachtete mich genau, fühlte mir den Puls, und nachdem er sich überzeugt, dass ich todt, griff er mit beiden Händen in meine Cigarrenkiste — wie gesagt: Regalia de la Reina, jedermann zu empfehlen — nahm etwa fünfundzwanzig Stück für seinen gewöhnlichen Gebrauch heraus, eilte dann ins Vorzimmer und begann zu weinen und zu heulen. Alsbald füllte die Stube sich mit Nachbarn, und ich hörte Äußerungen, wie die folgenden: „Etwas anderes war von ihm nicht zu erwarten, ein Mensch ohne Religion und Gefühl; unlängst hat er sich zum Hauseigenthümer darüber beklagt, dass meine Amalia nach Mitternacht noch Clavier zu spielen pflegt!“ . . . „Ich glaube, er hat ein ziemlich wüstes Leben geführt. Er war mit Schauspielerinnen bekannt und ist keinen Abend vor elf Uhr nach Hause gekommen“ . . . „Wie schrecklich er aussieht, ich werde die ganze Nacht von ihm träumen“ . . . „Na, schön war er nie. Er sah immer blass und übernächtig aus“ . . . „Was war er denn eigentlich?“ . . . „Wer kann das wissen? Man hat ihn ‚Herr Doctor‘ genannt, und in seinem Meldzettel figurierte er als Schriftsteller. Aber davon kann man doch nicht leben?“ . . . . „Natürlich nicht!“ . . . Einige bejahrte Damen vergossen bittere Thränen, aber offenbar nicht aus Schmerz über mein

Hinscheiden, sondern weil das Weinen ihnen Befriedigung verschaffte. Wer den von Frauen betriebenen Thränensport kennt, der weiß, was ich meine.

Nach Verlauf einer halben Stunde erschienen Vertreter der Behörde, ich wurde in die Leichenkammer transportiert, in meiner Wohnung legte man allenthalben Siegel an, nachdem man ein Inventar des Vorhandenen aufgenommen. Von Verwandten lebte ein Vetter, eine Tante und ein Stiefbruder. Sie alle geberdeten sich gerade untröstlich. Ihre Verzweiflung kannte keine Grenzen, und je mehr sie die Fassung verloren, desto befriedigter fühlte ich mich. Die Eitelkeit gehörte zu dem, was nach dem Tode in mir lebendig geblieben war, und so sagte ich mir denn mit dem Gefühle tiefer Genugthuung: „Es ist doch ein schönes Bewusstsein, einigen Menschen unersetzlich zu sein und nicht aus der Welt zu gehen, ohne eine Lücke zurückzulassen. So lebt man weiter in dem Gedächtnisse derer, die uns wahrhaft und selbstlos geliebt." Über dieses Moment freute ich mich, bis der Tag der Eröffnung meines Testamentes kam. Meine theueren drei Verwandten, in tiefe Trauer gekleidet, fanden sich beim Handelsgerichte ein. Die Tante im rückwärts lang hinabwallenden schwarzen Schleier sah besonders herzbewegend aus. Die edle Trias ergieng sich in Lobpreisungen meiner trefflichen Eigenschaften. Die Tante versicherte, sie hätte gern die Hälfte ihres Lebens gegeben, um das meine zu verlängern. Es war wirklich ergreifend. Die Verlesung des Testamentes brachte einen kleinen Umschwung hervor. Meinem Vetter hatte ich mein Porträt, das er sich so oft gewünscht, meinem Stiefbruder eine Taschenuhr, meiner Tante eine kleine Rente vermacht. Mein eigentliches Vermögen fiel einem Hospitalfonds zu. Kaum waren diese Bestimmungen mitgetheilt worden, so einigten meine drei Verwandten sich dahin, dass ich zeitlebens ein herzloser, erbärmlicher Geselle gewesen; der Vetter verzichtete auf das Porträt, das für ihn keinen Wert habe, der Stiefbruder erklärte sich mürrisch bereit, den Chronometer anzunehmen, die Tante protestierte mit Zetergeschrei und sprach sofort den Entschluss aus, gegen mein Testament durch ihren Rechtsanwalt Einsprache zu erheben. Dann begaben die drei sich nach Hause, legten die Trauerkleider ab — die Tante tröstete sich damit, dass man eine schwarze Toilette immer verwenden könne — und der Vetter kaufte vor Wuth sogar eine rothe Cravatte mit blauen Streifen. Ich brauche wohl nicht erst hervorzuheben, wie unangenehm die Wendung mich berührte. Aber ich überlegte, dass die Verwandten meistens auf Bereicherung ihres Säckels hoffen, wenn jemand von den ihren stirbt. Warum sollten gerade die meinen besser sein? Richtige, wohlwollende Anerkennung findet man doch nur bei Kameraden, bei Berufsgenossen, bei Gleichgesinnten und Mitstrebenden ... Zwei Stunden,

nachdem ich mich ermordet, war in einem bekannten Künstler- und Schriftsteller-Kaffeehause viel von mir die Rede. Am lebhaftesten gestaltete sich die Discussion, als der Heldenspieler Z. eintrat. „Was sagen Sie dazu", rief ihm der Lyriker B. entgegen, „dass der G. sich umgebracht hat?" — „Ich habe nie etwas von ihm gelesen, ich lese keine Zeitungen." — „Er war den Schauspielern nicht sehr günstig gesinnt." — „So?" — „Schade um ihn, er hat immerhin etwas Talent besessen." — „Aber auch wirklich nur etwas. Seine Lustspiele fielen regelmäßig durch, seine Novellen boten kein Interesse, und die Feuilletons, mit denen er die Zeitungen überschwemmte, die hatte er den Franzosen abgeguckt." Diese letztere wohlwollende Würdigung kam von dem Dramatiker K., dessen Werke ich immer mit übertriebener Gutmüthigkeit gelobt. „Ich glaube sogar", schloss der Kunsthistoriker F. sich an, „er hat die Feuilletons direct abgeschrieben." — „Ich könnte darüber Aufschluss geben", bemerkte Duzfreund L., „aber de mortuis nil nisi bene. Garçon, noch einen Cognac!" — „Es war ein bloßer Routinier", warf ein Jüngling mit wallenden blonden Locken ein, „ein Handwerker ohne höhere Absichten, bar jedes idealen Strebens." — „Er war nicht ohne Begabung, aber er hatte zu wenig gelernt, und das rächte sich. Einmal soll er Nero und Caligula miteinander verwechselt haben." Allgemeine Heiterkeit belohnte diese Enthüllung. Hierauf fragte der Blondgelockte: „Wer von euch geht mit dem Leichenbegängnisse?" — „Alle, alle", antwortete der Chor; „da darf niemand fehlen." Nachdem sie sich verabredet hatten, eine Viertelstunde vor dem Begräbnisse in einer renommierten Weinstube zusammenzutreffen, giengen sie auseinander. Mein Duzfreund L. gehört zu der Redaction einer Zeitung, mit welcher ich nie auf gutem Fuße gestanden. Er begnügte sich deshalb, für die Rubrik „Hof- und Personalnachrichten" neben der Meldung, dass jemandem eine serbische Medaille verliehen wurde, die kurze Nachricht hinzusetzen: „Der Journalist G., der für verschiedene Zeitungen thätig war, ist heute plötzlich gestorben." Der Blondgelockte dagegen eilte in ein anderes Redactionsbureau und erbat sich dort die Erlaubnis, mir, an dem er gehangen mit allen Fibern, einen Nachruf zu widmen (er zerdrückte mühsam eine Thräne). Er setzte sich und schrieb Dinge, die ich nicht wiederholen könnte, ohne mich schämen zu müssen. Nach diesem Nekrolog war Goethe ein kleines Kind gegen mich. In einer allgemein gehaltenen Einleitung sagte der Verfasser: „Der Journalist ist ein Soldat, ein Kämpfer. Wenn er fällt, tritt ein anderer an seine Stelle. C'est la guerre! Unser unvergesslicher G. stand auch in der Bresche; er mag nicht mehr die Kraft in sich gefühlt haben, gegen den Feind anzustürmen, und so richtete er die Kugel gegen die eigene Brust. Aber er hat geendet auf dem Felde der Ehre — er

tödtete sich an seinem Schreibtische, während noch die nasse Feder vor ihm lag." Es erschienen überhaupt sehr viele rühmliche Nekrologe. Noch schöner waren die Kränze, die man für meinen Sarg schickte, große Kränze mit breiten und langen Atlasschleifen und Inschriften in Goldbuchstaben, einer sogar von dem Heldenspieler Z., der niemals Zeitungen liest, Lorbeer und Palme, auf dem stattlichen Bande die Worte: „Der Mime flicht als Nachwelt Kränze." Ein Notizensammler verzeichnete die Kränzespender genau und theilte sie den Zeitungen mit. Da hatten sie, die Spender, was sie gewollt . . . An meinem Grabe sprach der Dramatiker K. Er hatte sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, bei solchen Gelegenheiten mühsam, aber nicht vergeblich gegen die auf ihn eindrängende Rührung anzukämpfen. So machte er es auch diesmal. Er brauchte einige Minuten, um sich zu sammeln. Dann lobte er mich geradezu unverschämt. Was er im Kaffeehause über mich geäußert, musste seinem Gedächtnisse entschwunden sein, denn er schloss seine Grabrede mit den Worten: „Kein Gebiet des literarischen Schaffens war dir fremd. Im Drama wie in der Erzählung stelltest du mit Meisterhand die Kämpfe der menschlichen Seele dar. Deine kleineren Arbeiten waren Muster an Ursprünglichkeit und Originalität. Und nun ist es zu Ende mit deinem Wirken und Schaffen, nun bist du uns entrissen. Aber in unserem Angedenken lebst du weiter für alle Zukunft. Fahr' wohl, theuerer Kamerad!" Sein Glück, dass ich todt war, denn ich hätte ihm sonst vor Wuth über seine Zweizüngigkeit eine Ohrfeige versetzt. In den Berichten über das Leichenbegängnis wurde den Rednern überschwänglich Weihrauch gestreut.

Nur in einem einzigen Hause fiel ein Wort aufrichtigen Bedauerns über mein Hinscheiden. Ich war bei dem reichen Fabrikanten E. zum Nachtessen geladen. Mein plötzlicher Tod bereitete der Hausfrau Verlegenheit. „Ich bin", äußerte sie zu ihrem Gatten, „über diesen Fall ganz entsetzt. G. war zwar ein langweiliger Gesellschafter, aber ich brauchte ihn diesmal als vierzehnten. Wir können nicht zu dreizehn zu Tische gehen." Herr E. wusste Rath, er lud an meiner Stelle seinen ersten Buchhalter ein, und Frau E. fand in diesem Gedanken einigen Trost . . . Aber ich bin ein Undankbarer, denn das Erfreuliche habe ich noch nicht erwähnt. Wohin ich spähen mochte, ich gewahrte keinen Schmerz über meinen Tod, ich erschien mir wie ein Blatt, das der Wind vom Baume herabgeweht hat; da fiel mein Blick auf ein junges Mädchen, auf Auguste mit den tiefschwarzen, milden Augen. Sie legte keine Trauerkleider an, denn dazu hatte sie kein Recht, sie war weder mit mir verwandt, noch verlobt. Sie gieng nicht mit meinem Leichenbegängnisse, und sie hielt keine Rede. Nur ihrer Mutter vertraute sie an, dass ihr in mir das Liebste auf Erden geraubt sei und dass sie

sich als meine Witwe betrachte. Das brachte sie schlicht und einfach vor; wer sie hörte, der konnte an dem tiefen Ernste ihrer Worte nicht zweifeln. Es that mir unsäglich wehe, das schöne Mädchen, das ich geliebt, ohne auf Erwiderung zu hoffen, unglücklich zu wissen, so wehe, dass ich wieder zu klarem Bewusstsein kam.

Die Cigarre war kalt geworden, wie der Ofen. Ich lebte noch, der Revolver lag unbenützt. „Nein“, sagte ich zu mir selbst, „bringe sich um, wer da Lust hat, ich aber nicht. Meinen Freunden und Collegen will ich nicht den Spass machen, Anlass zu boshaften Glossen und zu wohleinstudierten Grabreden zu liefern. Johann soll nicht meine guten Cigarren rauchen, meine Verwandten sollen nicht um mein Vermögen katzbalgen, Frau E. soll nicht in Angst gerathen wegen des fehlenden Vierzehnten. Auguste aber soll mein Weib werden, mit ihrer Witwenschaft hat es Zeit bis später einmal . . .“ Ich erhob mich, entlud den Revolver und gieng damit zu dem Waffenhändler, bei dem ich ihn gekauft. Gegen entsprechenden Nachlass möge er ihn zurücknehmen. Darauf gieng er ein. Mit dem Erlöse in der Tasche gieng ich in ein vornehmes Restaurant, ließ mir eine Flasche „Heidsick Monopole“ geben und leerte das erste Glas auf das Wohl des einzigen Sohnes meiner Mutter. Das zweite Glas weihte ich seiner zukünftigen Gattin. Am nächsten Tage warb ich nämlich um Augustens Hand. Die Antwort war kurz, aber gut. Sie lautete: „Ja!“ Die Leser entschuldigen also gütigst, dass ich mich nicht erschossen habe.

Kinderplaudern.

Von **Rosa Fischer.**

Lieber Gott, ich bitte Dich,
Ein frommes Kind lass werden mich;
Und wenn ich dieses nicht sollt' werden,
Nimm mich lieber von der Erden,
Nimm mich auf in Dein Himmelreich
Und mache mich den Engeln gleich.

Kinderlippen sprechen allabendlich beim Schlafengehen diese Worte, und Kinderaugen unschuldig und gläubig scheinen den Himmelvater und die Engel zu suchen und zu sehen, denn „Himmelvatersglaube“ und Engelssehnsucht“ wird von liebenden Müttern und Pflegerinnen wohl mit wenig Ausnahmen in die kindlichen Herzen gelegt.

Wo ist wohl die bäuerliche und bürgerliche Familie, wo nicht die kleinen Gebetlein daheim wären:

„Jesukindlein, bleib bei mir,
Mach ein frommes Kind aus mir,
Mein Herzerl ist klein,
Kann niemand hinein,
Als du, mein lieb's Jesulein.“

Und dann wieder:

„Schutzengel mein,
Lass mich dir befohlen sein,
Alle Tag und alle Stund,
Bis meine Seel' in den Himmel kummt'."

Oder:

„In Gott's Nam' gehn ma schlafn,
Schutzengerl wird wach'n,
Die liebe Frau wird uns nit verlassn."

— — — —

Lange schon, ehe die Kinder reden können, faltet man ihnen die Händchen, zeigt ihnen die Bilder von Jesus und Maria und fragt sie dann: „Wo ist der Himmelvater?" — „Wo ist die Himmelmutter?"

Welche Freude, wenn das Kleine das Händchen ausstreckt, auf die Bilder zeigt und schmeichelnd sagt: „Da, da."

Und es geht der Glaube, dass Kinder, die besonders freudig nach den heiligen Bildern verlangen, nicht groß werden, sondern als unschuldige Engel in den Himmel aufgenommen werden. Jenen aber, die am Leben bleiben, erzählt man vom Schutzengel, der sie behütet vor Unglück und Leid, und man hängt ein liebes Bildlein über das kindliche Lager, ein Bild, auf dem ein schöner Engel ein Kind auf gefahrvollem Wege schützt und leitet.

Und die Kinder ihrerseits, wie nehmen sie diese Engels- und Himmelvaterslehre auf? Mit gläubigem Herzen und glückseligem Gemüthe.

Dieser sichtbare und verheißende Himmelsglaube ist ihnen fassbarer als das heilige und ernste Vaterunser, und kindliche Aussprüche und Plauderworte verrathen zuweilen, wie das unschuldige und unwissende Gemüth glaubt und fühlt und sehnt.

So sagte unser damals dreijähriger Tonerl, dessen älterer Bruder „Willibald" heißt, jedesmal beim Vaterunser: „dein Willibald geschehe", und der ebenfalls dreijährige Ruperterl sprach und spricht seinen Schutzengel statt: „Engel Gottes, Hüter mein", beständig mit: „Engel Gottes, hinter mein", an.

Das Vaterunser fassen die Kinder überhaupt schwerer; sie verstehen die weihevollen Worte nicht, lassen manche aus und Willi, der in die erste Classe geht, spricht das Gebet des Herrn in einem gewissen lauten Leierton. Anders aber die gereimten Gebetlein, die die Mutter lehrte, und die der Willi von der Schule heimbringt.

Da sind die Kleinen ganz Hingebung, leicht und freudig lernen sie — innig, mit gefalteten Händchen und großen, sehnsüchtigen, glänzenden Augen beten sie allabendlich im Bettlein ihr: „Lieber Gott, ich bitte dich", und ihr: „Schutzengel mein" und „Jesukinderl, bleib' bei mir", oder auch das andere, von der Schule heimgekommene:

„Schutzengel mein
Lass mich dir befohlen sein,
In allen Nöthen steh mir bei
Und halte mich von Sünden frei.
Bei Tag und Nacht, ich bitte dich,
Behüte und bewahre mich.“

Oder:

„Kommt die Nacht mit ihren Sternen
Hört das Kindlein auf zu lernen,
Legt sich still ins Bett hinein,
Betet fromm und schlummert ein.
Und die Englein steigen nieder,
Singen ihm viel schöne Lieder,
An dem Bettlein leis und sacht,
Wachen sie die ganze Nacht.“

Zuweilen wollen die Kinder auch nicht beten und muss die Furcht vor dem „Nikolo“ und das Verlangen nach dem weihnächtlichen „Christkindl“ sie dazu bringen, anderseits aber sprechen sie wieder selber zuweilen so besondere „Glaubensansichten“ aus.

So meinte der damals drei- oder vierjährige Willi mit einem Blick zum Firmament einmal nachdenklich: „Mutter, wo ist denn das Loch, wo man in den Himmel hinein kann?“

Und ein andersmal sagte er recht ernsthaft, er möchte gerne sterben, und Vater und Mutter, und alle seine Lieben sollten auch sterben, damit sie in das Grab gelegt würden und dann in den Himmel kämen.

Dieser schöne Glaube aber ist dem Kinde einmal jählings wankend geworden.

Beim Onkel draußen war ein Kindlein gestorben, der kleine Peterl. Und als er auf der Bahre lag, kamen die anverwandten drei Buben und schauten den reglosen Kleinen an, der im weißen Kleiderl mit blauen Bändern unter Blumen und durchsichtiger Hülle auf weißem Kissen ruhte. Er mochte den Kindern wohl erscheinen wie ein friedlich schlummernder Engel, und neugierig und angelegentlich haben sie ihn betrachtet und schüchtern angefühlt, — vielleicht glaubten sie wohl, dass er vor ihren Augen in den Himmel auffliegen werde.

Am andern Tag aber durfte der Willi beim Begräbnis das Kreuz tragen und sah er den kleinen Leichnam in den Sarg legen und später in das Grab senken. Und als dann in den nächsten Tagen einmal der Ruperterl so recht treuherzig sprach: „Mutter, gelt, Peterl ist schon im Himmel“, da fiel ihm der fünfjährige Willi ganz bestimmt ins Wort: „Gar keine Red'. Wie kann er denn im Himmel sein, wenn er in die Erden eingraben ist word'n.“

Der Rupertel war über diesen Raub seines schönsten Glaubens-Ideales so empört, dass er mit seinem Patschhanderl dem Bruder ins Gesicht zu schlagen versuchte. — „Du sagst, Peterl nit im Himmel.“ —

Aber es hat auch später noch eine Weile und Mühe gebraucht, den Zweifler wieder an die Auferstehung und Himmelfahrt glauben zu lehren.

Die Kinderplauderei, dass ein Engel den Peterl aus dem Grabe holen werde, glaubte er nicht, und alles andere glaubte er nicht, bis ihm die ganz ernsthafte Lehre von der Ruhe des Leibes und dem jenseitigen Leben der Seele begreiflich gemacht wurde. Darüber hat er nun seine Zweifel aufgehoben und hat als Sechsjähriger zu Allerheiligen recht andächtig den Friedhof besucht und an den Gräbern seines Schwesterleins, der Großmutter und des kleinen Peterls gebetet und Lichter brennen geholfen. Und er ist gewandert durch die Reihen der fremden Gräber und hat sich nicht gewundert, dass die Leute da unten schlummern. Aber als die Mutter ihm erzählte, dass am Allerseelentage die „armen Seelen" frei hätten, am andern Tage aber wieder zurück müssten ins Fegefeuer, da meinte der Willi mit recht tiefem Gerechtigkeitsgefühl: „Warum denn g'rad' die Armen, — die sind ja auch nicht schlechter wie die Reichen."

Auf die Erklärung, dass man halt sagt, die „armen Seelen", weil sie für ihre Sünden im Fegefeuer büßen und leiden müssen, da meinte der Willi zur Beschreibung dieser Leiden: „Ja, da thut der Himmelvater auch Leut' martern." —

Andererseits hat er, als er noch ein kleiner Bube war und kaum sprechen konnte, einmal einen ausgestopften Hutvogel gefunden, hat ihn zum Großvater getragen und klagend gesagt: „Aber, Vogerl Augerl aussticht, das is Sünd'!" — Ein kleiner Grübler, der die Barmherzigkeit auch im Glauben sucht.

Der Rupertel aber ist kürzer angebunden. Der sagt ganz einfach: „Wer lüat (lügt), kummt in d' Höll'."

Was er unter Hölle versteht, weiß man nicht, aber wenn der schwarze Kaffee in sein Milchpaperl gegeben wird, ruft er scherzend aus: „Der schwarze Gangerl is einistieg'n" — und wenn er abends zu Mond und Sternen aufblickt, meint er wohl sinnend: „Im Himmel hab'n 's auch schon viel Lichterl anzünd', und a toße (große) Lamp'n a."

Wo der Mond beim Aufgang herkommt, erklärt er mit dem Blick auf den Horizont, wo Firmament und Erde sich einen: „Dort wo der Himmel 'broch'n is."

Die Allmacht Gottes erklärt der Tonerl ganz leicht: „Wann der Himmelvater die Schnur da knüpfen will, kann er's g'schwind, und wann er die Schachtel z'samm'bind'n will, is 's schon g'macht."

So gläubig wie der Himmelslehre horchen die Kinder auch den Märchenerzählungen, und es kommt wohl nicht leicht ein traulicher Winterabend ohne die Bitte: „Mutter, — Tant', G'schichten erzählen".

Und da können sie so heißbegehrend und ungestüm sein, dass zur Vertröstung auf morgen der Rupertel ganz einfach sagt: „Wenn du mir heut' nit erzählst, morg'n hei (hör') ih nit zu."

Und erzählt muſs werden in der „Muttersprache", das heißt in der alltäglichen Mundart und in der Form der Vergangenheit; das Vorlesen im Hochdeutsch und in der Mitvergangenheit ist den noch nicht schulbesuchenden Kindern unverständlich. Da halten sie sich die Ohren zu und rufen widerstrebend und sich sträubend: „Ih hör' nix, ih hör' nix."

Aber wird halt dann erzählt vom „Aschenbrödel" und „Dornröschen", vom „Schneewittchen" und „Rothkäppchen", vom „Schneeweiß und Rosenroth" und von den „weißen Schwänen", von Bären und Zwergen, von „Hansel und Gretel" und all den herzinnigen Märchengebilden, ach, da lauschen die Augen und Ohren, da lauschen die kleinen Herzen; — die Seligkeit, die vom deutschen Märchen ausgeht, hält wohl dem Engels- und Himmelsglauben die Wette.

Aber so gern Klein-Rupertel erzählen hört vom Zwerg und vom großen „Bei" (Bär) und vom Rothkäppchen und so vielen anderem, am liebsten hört er doch immer wieder das eine — „Aschenputerl". Und wenn man ihm's gerad' erzählt hat und und fragt ihn wieder: „Was soll ich erzählen?" so ist die schüchterne, sehnsüchtig glückliche Antwort: „Aschenputerl."

Und so gerne er auch hört von den Täuberln, die dem verlassenen Mädchen geholfen haben, Linsen aus der Asche klauben, und so sehr er sich freut über die schönen Kleider und Schleier und Schuhe, die vom Bäumlein am Grabe der Mutter fielen, — so silbern wie der Mond, so golden wie die Sonne und so schön, wie die Sterne am Himmel, — auf eins hat er am meisten acht, das ist ihm ans Herz gewachsen — wie das Mäderl am Grabe der Mutter gebetet hat.

Da schaut der Ruperterl, der selber seiner Mutter oft so schutzsuchend zuläuft und im Winter wie oft wohl die frierenden Händchen unter die Arme der Mutter hält mit der hilfesuchenden Bitte: „Lass' mich unter Dein Fügerl (Flügerl) einehalt'n" — aufmerksam und sehnsüchtig darein — und bleibt von ungefähr oder absichtlich unerwähnt, dass das Aschenbrödel am Grabe der Mutter gebetet hat, da kommt der Rupertel wohl jedesmal mit der kindlich sehnsüchtigen Frage: „Und aft'n (nachher) hat's nit 'bet'?"

— Ein Kinderplaudern, ein Märchenträumen und Himmelssehnen von stammelnden Kinderlippen, ein Mahnen an den Ernst des Lebens und des Glaubens, wie ein Ergeben und Anklammern an einen treuen, schlichten Hort.

Kleine Laube.

Gleiches Recht an geistigen Gütern.

Seit ein Paar Jahren werde ich von Arbeiterkreisen eingeladen, in Industrieorten den Arbeitern meine Vorlesungen im steirischer Mundart zu halten. Ich leiste solchem Ruf nach Möglichkeit recht von Herzen gerne Folge und lese den Arbeitern — ob schwarz oder roth — mein Bestes, so gut ich kann. Nirgends lese ich lieber, als bei den Arbeitern; in Bürgers- und Adelskreisen finde ich nicht überall dasselbe Verständnis für den Ernst des Lebens, sowie für den harmlosen volksthümlichen Humor, als bei diesen Menschen, denen die Welt so hart und herbe ist, dass sie in jedem Gruß der Poesie eine heißersehnte Labe finden. Natürlich gibt es auch in der Arbeiterschaft rohe, frivole, blasierte Leute, die lieber in der Schnapsstube, bei Spielkarten, im Tingl-Tangl und bei derlei Ergötzlichkeiten sitzen, als in einem Vorlese- oder Concertsaal oder im Theater. Und es gibt unter den Arbeitern auch solche glücklich zu preisende Menschen, die, des Lebens höchste Poesie nicht übersehend, ihre freie Zeit am liebsten daheim bei Weib und Kind zubringen. Ein sehr großer, ich glaube wohl der größte Theil unserer Arbeiter jedoch empfindet und bethätigt den lebhaften Drang, sich zu bilden. Bethätigt den Drang, nicht bloß zu politischem, zu wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Einfluss zu gelangen, sondern auch für sich ein erhöhtes geistiges Leben zu führen, das Herz an Literatur und Kunst zu erfreuen.

Wäre es nicht eine schöne Aufgabe unserer Literaten und Künstler, zu den Arbeitern zu gehen, um unser deutsches Schriftthum, unsere Kunst, unsere Ideale ihnen zu bringen? Es gibt ja viel Besseres und Bedeutsameres zu bieten als das, was ich vermag. Die Arbeiter haben das vollste Anrecht, nicht minder als andere, an dem ganzen geistigen Leben der Nation; aber sie haben weniger Gelegenheit, die Wissenschaft zu pflegen, die Kunst zu genießen. Für sie sind unsere Lehrsäle zu schwer erreichbar, unsere Theater und Concerte im allgemeinen zu kostspielig. Für die Arbeiter ist nicht bloß das Beste gut genug, sondern auch das Billigste theuer genug. Der Bauer ist lange nicht so bildungsdurstig als der Arbeiter, und doch sind wir immer lebhaft bestrebt, dem Bauern Bildung beizubringen. Das ist höchst wohlgethan! Warum aber nicht auch den lernfrohen und aufnahmsfähigen Industriearbeitern von unseren unermeßlichen Geistesschätzen mit vollen Händen theilen? Es ist ja wahr, sie haben Misstrauen gegen die Gesellschaftsclasse, die diese Schätze verwaltet und sie glauben vielfach, man wolle sie damit nur ködern und für das Bürgerthum gefügig machen. Aber ich meine, der

Dichter, der Künstler hat gar keine Ursache, die Arbeiter zu „ködern", er hat von den Arbeitern keine Vortheile zu erwarten. Aber er empfindet gerade so gut mit dem Arbeiter Brüderlichkeit, als mit dem Bürger und mit dem Fürsten, ihm ist niemand zu hoch und niemand zu niedrig, ja er kennt hoch und niedrig an sich gar nicht, ihm ist alles gleich, was Mensch heißt. An uns Schriftstellern und Künstlern, nicht weniger auch an Geistlichen und Lehrern wäre es, den Arbeitern so lange, so opferfroh, so innig und treu entgegenzukommen, bis sie endlich alle davon überzeugt sind, dass wir von ganzem Herzen ihr geistiges wie leibliches Wohl fördern helfen wollen. Von ihren besonderen Fehlern und Irrthümern lassen wir uns nicht zurückschrecken, weil wir den großen Fonds edler Geistes- und Herzenskraft erkennen, der in ihnen noch halb verborgen liegt. Ohne Proselytenmacherei für Sonderzwecke sollen wir diese Kraft wecken und auf ansteigende Bahnen lenken.

In manchen Städten sind Theatervorstellungen für Arbeiter aufgekommen, die besten Stücke zu den billigsten Preisen. Auch in unserem Graz ist nach Eröffnung des neuen Stadttheaters dieser gute Brauch eingeführt worden. (Siehe „Heimgarten", XXIV. Jahrgang, Seite 233.) Der Grazer Verein „Arbeiterbühne" vermittelt den Arbeitern Eintrittskarten zu billigen Preisen. Auch hatte er schon für bestimmte Tage alle Theaterplätze angekauft, um sie dann an Arbeiter gegen denkbar geringes Entgelt abzulassen. Das ist sehr erfreulich und in vielfacher Beziehung von günstigster Wirkung. Leute, die sonst jahraus jahrein nicht ins Theater kamen, denen diese Art von Erholung, Unterhaltung und Erhebung ganz fern lag, sie kamen nun dazu und wurden dafür warm. Freilich, sie mussten erst sehen, hören, verstehen lernen, aber dann war es auch eine Freude, diese andächtige Gemeinde zu beobachten, wie sie nicht aus Langeweile, oder um das Publicum zu beäugeln oder selbst gesehen zu werden, oder um die Schauspielerinnen zu charmieren, oder aus Lust zu nörgeln da waren, sondern naiv und kunstgläubig wie Kinder sich der Bühnenwirkung hingaben. Zu viel Theater, zu viel Kunst überhaupt, übersättigt die Leute, macht sie kritisch oder gleichgiltig und kann wohl sogar den Charakter verderben. Alles das ist beim Arbeiter nicht zu befürchten, für ihn wird die Kunst immer das bleiben, was sie sein will und soll — ein außerhalb des Gewöhnlichen stehender, lebenserhöhender Genuss, der die Seele mit neuem Lichte erfüllt. Glücklich zu preisen jeder Künstler, der ein naives Publicum hat! Und glücklich zu preisen der naiv Genießende, er empfindet etwas, das den anderen längst abhanden gekommen ist.

Was nun in Graz geschieht durch Vermittlung des Vereines „Arbeiterbühne" und durch die hochherzige Bereitwilligkeit der Theaterdirection, das sollte auch anderswo möglich sein, überall, wo Wissenschaft, Kunst und Industrie nahe beisammen wohnen. Alle, die Gelegenheit haben, der Arbeiterschaft Geistes- und Gemüthsbildung zu bringen, sollten da freudig mitthun. Das ist die erfolgreichste Bekämpfung der gefürchteten Socialdemokratie und die segensreichste Ausgleichung der Stände. Mit der gleichmäßigen Austheilung der materiellen Güter ist es nichts, dabei würde jeder arm und keiner reich werden, während heute der Ärmste und Geringste die Möglichkeit hat, mit Fleiß und Tüchtigkeit zu was zu kommen. Das hat auch die Arbeiterschaft längst eingesehen. Aber die Gleichberechtigung auf die geistigen Güter der Welt ist die große socialdemokratische Idee. Diese Gleichtheilung macht keinen arm und jeden reich.

R.

Über unsere Kraft.

Eben komme ich heim vom Schauspiel: „Über unsere Kraft“. Nicht eine einzige Liebesscene, und doch lautere große Liebe. Und eine große Lection. Es handelt von der Religion, vom Glauben, zum Ärger unserer liberalen Recensenten, die in dem schon fast mitteralterlich gewordenen Aberglauben befangen sind, dass Religion und Glaube eine längst abgethane Sache sei. Während es doch heute neuerdings angeht, und zwar ein erhöhtes Glauben. Das Stück war vor fünfzehn Jahren, als es geschrieben wurde, noch fast unmöglich, und heute hat es das größte Interesse der Gebildeten. Allerdings zumeist derer, die es missverstehen, als hätte der Dichter sagen wollen: Ihr seid mit eurem Gottesglauben auf dem Holzweg. Nein, nach meiner Auffassung besagt das Stück nichts anderes, als: Ihr könnt' nicht höher hinauf, seid aber mit eurem Glauben um eine Etage zu tief. Ihr wollt' nur an Gott glauben, wenn er euch für ein eigensüchtiges Verlangen Wunder wirkt, z. B. eine kranke Person gesund macht von heute auf morgen. Und auf das läſst sich Gott nicht ein, er weiß warum. Er hat's mit Menschen zu thun. Zwar sagen die immer: Nur *ein* handgreifliches Wunder, und wir glauben an dich! Wehe, wenn Gott darauf eingienge! Dann müsste er jedem Menschen jeden Tag alle besonderen möglichen und unmöglichen Wünsche erfüllen, auch solche, die anderen zum Verderben sein würden, oder der Verdruss wäre fertig immer von neuem. Wenn Gott *ein* Wunder wirkte und keines weiter, so würden sie schreien: Er kann's und thut es nicht, er ist boshaft! Und das letzte Ärgernis wäre schlimmer, als das erste. Also mit ein paar Wundern in kleinem Sinne wäre gar nichts Gutes erreicht, nur Schlechtes.

Nein, der Glaube muss höher und gewaltiger stehen. Nicht die kleinen Wunder, die dem Egoismus der einzelnen Person fröhnen, dürfen uns maßgebend sein, sondern die großen, die das ganze Menschengeschlecht, die ganze Welt umfassen, und alle Unendlichkeit. Die Wissenschaft mag allen Dingen und Geschehnissen engherzige Erklärung und Namen zuschreiben wie sie will, sie steht doch bald an der Grenze alles Erkennens. Und das große Wunder ist da. In unserem engeren Lebenskreise schon, der Frühling, der Winter, das Geborenwerden, das Sterben — ach, wie gewöhnlich! Und doch unermesslich Wunder, tausendmal größer, als wenn ein Kranker plötzlich gesund würde. Das ist ja Natur! sagen sie. Nun, Natur *ist* eben das größte Wunder. Da alles im Gleichgewichte lebt und webt und nichts verloren geht. Und wird irgendwo das Gleichgewicht scheinbar zerstört, sei es anderswo oder im menschlichen Leben, sofort ist die Kraft da, alles wieder auszugleichen. Es ist Gerechtigkeit! Diese Tendenz nach Gleichgewicht, nach Gerechtigkeit nicht in unserem alltäglichen, sondern im großen Maßstabe, ist für mich die Offenbarung Gottes. So hat's auch Christus gemeint mit dem Werke des Vaters. Aber auf das Wunderwirken, das die Kleingläubigen verlangen, hat er sich nicht immer gerne eingelassen. Es mag ja sein und ist thatsächlich, dass das Geschöpf in einem Leben zu kurz kommt, dass es die Gerechtigkeit nicht erwarten kann, dass es früher sterben muss. Aber er kann mit absoluter Gewissheit erwarten, dass im anderen Leben das Fehl ausgeglichen wird. Und *dieses* Wunder ist das große, ewige, göttliche Wunder, auf das sich unser Glauben beziehen muss, wenn es ein großes, hohes, seligmachendes Glauben ist. Von diesem Glauben einer *ewigen* Gerechtigkeit müssen alle zeitliche Wissenschaft und alle pessimistische Weltweisheit schließlich ihre Fahnen neigen, weil sie — bei dem besten Willen, die Menschenseele so recht unglücklich zu machen — kein Mittel besitzen, um die ewige Gerechtigkeit, die Unsterblichkeit unseres Ich, die gütige Vorsehung für alle Zukunft hinaus zu widerlegen.

Und das ist das große Glauben, auf das der Dichter des Schauspieles „Über unsere Kraft“ vielleicht die Menschheit verweist. Der Glaube an kirchlich gepredigte Wunder geht über unsere Kraft, weil wir immer wieder erfahren müssen, dass sie sich nicht erfüllen. Der Glaube jedoch an die ewigen Wunder, die nicht an Personen, sondern an dem ganzen Menschengeschlecht, an der ganzen Welt gewirkt werden, zum endlichen Heile aller Geschöpfe — dieser Glaube geht nicht über unsere Kraft, er ist vielmehr ein Ausdruck unseres Wünschens und Hoffens, unseres Glückbedürfnisses, unserer Sehnsucht nach Ausgleich, nach Gerechtigkeit — der Ausdruck unserer Natur. Rosegger.

Heim zu ihm!

Gelegentlich der Erörterungen über Björnsons Schauspiel „Über unsere Kraft“ ist dem „Heimgarten“ die folgende Mittheilung geworden, die als Beispiel hier Platz finden möge.

An einem Sonnabend nachmittag, den 15. Februar 1869, erhielt ich die dringende Aufforderung, in das weit entfernte Stadthospital zu kommen, um einem schwer Kranken das heilige Abendmahl zu reichen. Etwas missmutig machte ich mich auf den Weg. Die anderthalb Stunden, welche eine solche Fahrt immer beanspruchte, hätte ich so schön zur Predigtarbeit verwenden können. Indes — ein Sterbender! Da ist keine Zeit zu versäumen.

In einem Einzelzimmer fand ich den Kranken. Auf meine ersten Fragen gab er keine Antwort. Da bemerkte ich, dass er mit Leintüchern an sein Bett angebunden sei. Ich nahm die Krankenpflegerin beiseite und fragte, weshalb er gebunden sei. Da erzählte sie mir, er habe einen Selbstmordversuch gemacht, gegen zehn Schnitte hatte er sich mit dem Rasiermesser beigebracht. Keiner war tödlich gewesen. So war er ins Krankenhaus gebracht worden. Dort war er angebunden worden, weil er die feste Absicht ausgesprochen hatte, die Verbände der Wunden abzureißen und sein Vorhaben auf diese Weise auszuführen. Ich kehrte zum Kranken zurück, richtete einige freundlich mahnende, aber doch ernste Worte an ihn, und erhielt wenigstens eine Antwort, aber freilich keine ermuthigende. „Geben Sie sich mit mir keine Mühe, Herr Pastor“, sagte er, „mich werden Sie doch nicht bekehren. Ich glaube an gar nichts.“ Auf meine Frage, ob er wenigstens erlaube, dass ich ihm etwas vorlese, erwiderte er im Tone unendlich gelangweilter Gleichgiltigkeit: „Lesen Sie, wenn Sie wollen!“ Ich schlug das 23. Capitel des Lucas-Evangeliums auf und las die Leidensgeschichte mit kurzer Auslegung der einzelnen Abschnitte, besonders bei den ersten Kreuzesworten der Fürbitte des Herrn für die, welche nicht wissen, was sie thun, und vor allem bei der Geschichte des bußfertigen Schächers, der in der zwölften Stunde seines Lebens Gnade gefunden, verweilend. Nie in meinem ganzen Leben habe ich eine ähnliche Wirkung des Wortes Gottes auf eine Menschenseele wahrgenommen. Wahrlich, „das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn ein zweischneidiges Schwert, und durchdringet, bis dass es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens“. Mit steigender Aufmerksamkeit hatte der Unglückliche zugehört, allmählich fieng er an, kurze zustimmende Bemerkungen hinzuwerfen, sein fast erlöschendes Auge leuchtete auf und als ich geendet — es mochte eine Stunde gedauert haben — da fing er an zu reden und legte mit bebender Stimme, mit thränendem Auge eine Beichte ab, eine lange Generalbeichte.

Der Selbstmörder stammte aus einer guten Familie, hatte Gymnasium und Universität mit gutem Erfolge absolviert und hatte als Lehrer der Geschichte ge-

wirkt. Sein äußeres Leben in der Welt war also wohlgeordnet. Aber wie stand es mit dem inneren Leben? Er hatte es mir ja schon gesagt. Er glaube an gar nichts. „Durch Lüste im Irrthum verderbet.“ Diesen Spruch hätte man als Motto auch über seinen Lebenslauf setzen können. Seit seiner Confirmation — es mochten seitdem fünfzehn Jahre vergangen sein — war er nicht zum Abendmahle gewesen, die Kirche besuchte er nur zu Trauungen und Beerdigungen. Aber das Leben des Genusses war ihm zum Ekel geworden, die Berufsarbeit machte ihm keine Freude, Weib und Kind hatte er nicht, an Verwandten und Freunden lag ihm nichts. So beschloss er die Last dieses Lebens von sich zu werfen und griff zum Messer. Jetzt aber war ihm das Licht aufgegangen, mit tiefer Reue beklagte er nur sein verlorenes Leben, mit der letzten Kraft seiner erwachenden Seele griff er nach dem Rettungsseil, das ihm von armer Menschenhand zugeworfen wurde, gnadenhungrig und heilsdurstig vernahm er nun das Evangelium von dem, „der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist“. Jetzt bat er mich um das Mahl des Herrn als Siegel der auch ihm gewährten Vergebung der Sünden. Er war, wie ich aus seinem Lebenslauf ersehen hatte, reformierten Bekenntnisses. Ich fragte ihn, ob er nicht lieber bei dem Prediger der reformierten Gemeinde communicieren wolle, der ihn auch confirmiert hatte, und erklärte mich bereit, denselben sogleich zu benachrichtigen. Nein, seine Stunden seien gezählt, er wolle sogleich das Abendmahl empfangen.

Von Natur nicht schwärmerisch, eher etwas kritisch beanlagt, misstraute ich ein wenig der plötzlichen Bekehrung, wollte dem Reuigen jedenfalls Zeit zur fernerer Selbstprüfung, zur Vertiefung und Klärung schaffen. Da kam gerade der Arzt zum abendlichen Rundgang im Krankenhause. Als er den Zustand des Kranken geprüft hatte, folgte ich ihm auf den Corridor, theilte ihm den Wunsch des Kranken und mein Bedenken mit. Der Arzt sagte: „Ich würde Ihnen rathen, ihm heute das Abendmahl zu reichen. Die letzte Veranlassung zu seinem Selbstmordversuche war hochgradige Nervosität. Er hat vierzehn Tage nicht geschlafen, nicht einen Augenblick, und ich habe ihn jetzt so aufgeregt gefunden, wie noch nie, seit er bei uns ist. Sein Puls stieg und ich fürchte: Entweder er stirbt diese Nacht, oder er verliert den Verstand. Daher ist nicht zu zögern.“

Ich kehrte zu dem Kranken zurück und spendete ihm das Sacrament mit tiefer innerer Bewegung. Er empfieng es mit ernster Andacht und großer Freudigkeit. In das Schlussgebet wagte ich — der Herr hat's mir wohl selbst so eingegeben — die Bitte einzuflechten, der Herr möge zum Zeichen, dass er auch diesen armen Sünder noch in der zwölften Stunde angenommen, ihm ein wenig Schlaf bescheren. Nachdem der Segen gesprochen war, nahm ich von dem Kranken, der strahlenden Auges dalag, herzlichen Abschied „Auf Wiedersehen“.

Drei Stunden hatte ich bei ihm verbracht, vier Stunden waren vergangen, als ich zu Hause ankam. Meine Frau war schon ganz unruhig. „Ob mir etwas widerfahren wäre?“ Ja, es war mir etwas widerfahren, ein seliges Erlebnis hatte ich gehabt — es war aber noch nicht zu Ende. An meiner Predigt habe ich an dem Abende nicht mehr viel gearbeitet. Solch eine Erfahrung ist auch eine Vorbereitung. Am folgenden Tage fuhr ich nach beendetem Gottesdienste natürlich sofort wieder hinaus. Als ich von dem Hauptgange in den Seiten-Corridor, an welchem das Zimmer des Kranken lag, einbiege, kommt mir — die Stelle ist mir unvergesslich, oft bin ich später tiefbewegt an derselben vorübergegangen — die Krankenpflegerin entgegen, mit Blick und Geberde Schweigen gebietend. „Er schläft“, flüstert sie. „Wann ist er eingeschlafen?“ „Kaum, dass Sie gestern fort waren, schlief er gleich ein, nur zweimal ist er aufgewacht und hat zu

trinken verlangt. Kommen Sie, sehen Sie!“ Ich trat ins Krankenzimmer an sein Bett. Man hatte seine Bande gelöst, die Gefahr war geschwunden. Auch die Bande seiner Seele waren gelöst, der Knecht der Sünde war zum Kind Gottes geworden. Er schlief so sanft und süß, mit regelmäßigen Athemzügen, wie ein Kind an der Mutter Brust. „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes gethan hat. Du erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir!“ So klang's in mir in stillem Gebet. Ich ließ ihn natürlich nicht wecken und kehrte heim, um noch eine selige Erfahrung reicher. Am Montag, gleich nachdem ich meine Stunde in der Schule — es war damals immer die erste — gegeben, machte ich mich wieder auf den Weg ins Stadthospital. Er war heimgegangen. Nachmittags war er noch einmal aufgewacht, hatte zu trinken verlangt und war wieder eingeschlafen — um auf Erden nicht wieder aufzuwachen. In der Morgenfrühe des Montags hatte er seinen letzten Athemzug gethan. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Die Wahrheit dieses Erlebnisses verbürge ich mit meinem vollen Namen, der dem Herausgeber dieses Blattes wohlbekannt ist. P. E.

Poetenwinkel.

Das Bildstöcklein.

Wir wanderten mit frohem Sinn
Durch blumenreiche Triften hin.
So sonntagsstill war die Natur
Und reich an Düften Wald und Flur.
Die Berge ragten hoch, in blauen
Umrissen scharf und klar zu schauen.

Ein Bildstöcklein am Kreuzweg stand,
Das hatte eine treue Hand
Mit einem frischen Strauß geschmückt,
Den sie im nahen Feld gepflückt.
Die Blumen zu des Heilands Füßen
Bedeuteten ein frommes Grüßen.

Der Göttliche, der tiefstes Weh
Gelitten in Gethsemane,
Der treu uns liebte bis ans Grab
Und der für uns sein Leben gab,
Ist von den Seinen nicht vergessen;
An diesen Blumen lernt's ermessen!

Erfüllt von freien Wanderns Glück
Des Weges kamen wir zurück,
Zum Bildstöcklein, das leer jetzt stand;
Es hatte eine freche Hand
Den Blumenstrauß herausgerissen;
Wir mussten schmerzlich ihn vermissen.

So reißt von manchem Herzen aus
Der Lieb' und Andacht Blütenstrauß
Des grimmen Zweifels rauhe Hand,
Der kalte, harte Weltverstand.
Ach! Nie ersetzt das eitle Wissen
Was dem Gemüthe ward entrissen!

Luise Hitz.

Frage.

Kennst du des Schiffers Weh
Auf wüsten Ozeans Weiten,
Wenn die gold'nen Abendwogen
Zur fernen Heimat gleiten?

Kennst du des Menschen Weh
In öder Welten Weiten,
Wenn goldner Träume Schatten
Zur fernen Jugend gleiten?

Franz Reddi.

Sünde.

Die Bäume ringsum noch bereift
Und Schnee, wohin das Auge streift;
Doch in den Lüften schon ein Duft,
Und wie die Amsel zärtlich ruft!

Schneerosen an des Baches Hang,
Im Eise schon des Wassers Klang,
Der Kätzchen Zier am Haselstrauch
Und Sonnenblitz durch Höhenrauch.

Der Sünder, der nicht jubeln will,
Geht sinnend hin, betroffen-still;
Er höret, wo er lauschen mag:
Ein leises Lachen tönt im Hag.

Ein Lachen, das dem Thoren gilt,
Der über Los und Leben schilt,
Und der in seines Wesens Bann
Nicht einmal eben — leben kann.

Erlösung, die er finden wollt',
Sie fliehet, wo ein Wesen grollt,
Und weilet gleich und sinket mild
Auf alle Demuth ins Gefild!

Hermann Hango.

Mein Weh.

Mich flieht die lichte Jugendlust
Gleich einem zagen, scheuen Reh.
Ein Gast wohnt still in meiner Brust:
Ein dunkles, tiefes Weh.

Nicht zeigt es mir sein Angesicht,
Umsonst fleh' ich nun manche Nacht.
Man fragt mich, und ich weiß es nicht,
Was mich so elend macht.

Ich weiß nur: Es ist gar so treu,
Begleitet mich, wohin ich geh'.
Ich weiß nur: Es ist gar so scheu,
Mein tiefes, dunkles Weh.

Franz Floth.

Spinnt langsam!

Spinnt langsam, ihr Parzen,
Das Kind lacht hell
Wenn es Steine gesammelt, am rieselnden Quell.
Es jauchzet, wenn es den Schmetterling hascht
Der aus der duftenden Blüte genascht,
Nicht sieht es die Jahre kommen und gehen,
Drum lasset die Spindeln sich langsam drehen.

Spinnt langsam, ihr Parzen,
Der Jüngling träumt,
Wo die Zinnen des Schlosses von Grün umsäumt
Hernieder leuchten ins liebliche Thal,
Geküßt von dem scheidenden Sonnenstrahl,
Von der Zukunft Glück, von dem Liebchen hold,
Oh, hemmet die schimmernde Spindel von Gold.

Spinnt langsam, ihr Parzen,
Der Mann, er schafft,
Es fordert die Welt seine ganze Kraft,
Nicht jedem fiel 's Glück vom Himmel herab,
Er ringt und trotzt es dem Schicksale ab,
Sorg' und Enttäuschung zehren am Mark,
D'rum spinnet den Faden des Lebens stark.

Spinnt langsam, ihr Parzen,
Still sinnt der Greis,
Wie so schnell geworden das Haar ihm weiß,
Wie im Frühlingsschmuck und im Winterkleid
So manche Freude gewechselt mit Leid,
Erinnerung und Jugendhauch ihn umweh'n,
Bis endlich die Spindel wird stille stehn.

Jakob Sommer.

Der Selbstmörder.

Da stirbt einer neulich
Von eigener Hand —
Er hat halt wahrscheinlich
Verlorn' in Verstand.

Jetzt wär's von Herrn Pfarrer
A christliche Pflicht
Die Verwandten zu tröften
Mit an milden Gericht.

Aber gfehlt, lieber Peter!
Der schimpft nur und schreit:
I will nix mehr wissen
Von solcherne Leut'!

Der geht gar nit eini
Ins selbige Haus
Und auch auf'n Friedhof,
Da geht er nit naus.

So habn's 'n halt eingscharrt
Wie an räudigen Hund
Und das war auf der Kanzel
Zum Fluchen a Grund.

Verliert aner im Unglück
San ganzen Verstand,
So wär's do — ma glaubert's
Für'n Herrgott ka Schand.

Weißenegg

Als Bua und Greis beim Edelweis.

Als Bua bin i gstondn am Felsn,
Und hob so in's Thal obi gschaut,
's woa ollas so still und so heilig,
Hob' z'redn mi völli nit traut.
Da Himml, da Mond und die Steandl'n,
Woarn olle so nahe bei mir,
Hät's oft kinnan holf'n und bußl'n,
Hät ghobt i koa Diandl dafür.
Selm woa i recht froh und zufried'n,
Und 's Lebn des hot mih so g'freut,
Als Bua zwischn Stoana und Fels'n
Des woa holt mei glücklichste Zeit.

Die Zeit, jo wia schnell is vagong'n,
Daweil i valossn mei Nest,
Als Greis steh' i wieda am Fels'n
Just duat, wo i ehnta bin g'west.
Auf d'Olm, wo die Kuhlröserl'n wachsn
Auf Stoana das Edelweiß bllüaht,
Is ollas dem Herrgott viel näher
Und hot a an onderes G'müath.
Jeds Stoandl, jeds Blüaml nnd Blatl,
Des mocht an jo doh viel mehr Freud,
Als ollas des Schöni und Groß̈i
In unsara giftign Zeit.

Hob gwifs a wos mitgmocht im Lebn,
Woa zwamol sogoa übam Meer,
Und dou woa ma ollas zu ebn
Und ollas so trauri und leer.
Nit epa nua des wos um mih woa,
Na drinnan im Herzn hot's gfehlt,
Die Sehnsucht noch z'haus, noch da Hoamat,
Jo de hot so sakrisch mi quält.
Do hiatz, wo i wieda dahoam bin
Und siach, wia das Edelweiß blüaht,
Hiatz bin i im Olta no munta,
Hob wieda mei jugndlichs Gmüat.

Wia guat, dafs er is insa Herrgott,
Wia schön hoda d' Welt repariat
Die Stodtleut, de loista hübsch druntn
Und mi hoda do aufagfüat.
Und recht hoda ghobt, insa Herrgott,
Zum Frackmochn keat a a Schnitt
Moan selba da unt' bei die Nobln
In d' Stodt eini passat i nit.
Und umkeat, die Stadtleut von d'runtn,
De kearn a sei Lepa nit rauf,
Sist sollatns olle no obi
Und bald herat d' Welt nocher auf.

Walter Gregoritsch.

Die Schapper in Uggowitz.

Von Josef Steiner-Wischenbart.

Das kärntnerische Canalthal ist unstreitig eines der romantischesten der Monarchie. Gleich Mauern steigen die julisch-karnischen Alpen zu beiden Seiten des Thales auf, und wehe dem einsamen Wanderer auf der Reichsstraße in finsterer Winternacht, wenn ihn eine der häufigen Schneelawinen ereilt. So große Gefahren und Schäden der Winter dort dem Thale bringen mag, so lustig ist dem Canalthaler im Winter das „Heuziehen“ und — das Schappen.

Der Name „Schapper“ läßt sich weder von einem deutschen, noch von einem slavischen Worte ableiten. In unserem Sinne bedeutet es gleichviel mit: Liebestanz, Damenwahl &c.

Ich war in den letzten Weihnachtsfeiertagen im Dorfe Uggowitz. Fast eingezwängt liegt es zwischen den steilen Berghängen mit seinen niederen, hölzernen Häusern und wie ein Spiegel vor dem Angesichte starrt die hohe Felsenwand der Nebria dem Dorf in die Dächer. Auch dort inmitten hoher Felswand ist ein „Teufelsloch“, wohin der Teufel einst geflohen sein soll, weil er in Uggowitz zuviel böse Weiber vorfand.

Ein kräftiger slovenischer Stamm bewohnt die Hütten von Uggowitz. Die Burschen, stark und blühend, sind über den Sommer auf Holzarbeit in den Nachbarländern, im Herbste kommen sie mit ihren Ersparnissen in die „heimatlichen Wigwams“, wo es viele gesunde „Dirndlan“ gibt. Und in der That: Uggowitz hat viele Mädchen von seltener Schönheit.

In der Christnacht sah ich viele Burschen neben den herausfordernden Schildhahn- und Reiherfedern auf dem Hute Tannenzweige tragen. Ich hielt dies für ein Weihnachtssymbol, wurde jedoch aufgeklärt, dafs dies der „Schappenbuschen“ ist, denn alle Burschen, welche an dem „Schapp“ theilnehmen, tragen in der Christ-

nacht zur Mette Tannenzweige. Am Johannestage (27. December) ist das „Schappen", so sagte man mir, und ich wurde sogar eingeladen, mitzuschappen.

Der Johannestag brach an. Kein Wölklein schwebte über das weiße Haupt des „Mittagskofels". Ein reges Leben gab es im sonst stillen Dörflein Uggowitz.

Alles schrie plötzlich — es war vormittag — an den Hausthüren: „Die Schapper kommen!" — „Šaparji pridejo!"

„Aufg'schaut!"

Ich sah nun einen großen Zug von jungen, starken Burschen singend und gegenseitig sich neckend durch das Dorf ziehen. An der Spitze war ein Laternenträger — bei Tag — mit einem geschmückten Bergstock, den er schleifend trug. „Bum — trrr, bum — trrr, bum — trrr!"

Dann kam die Hauptsache, der „Schapper", der eigentliche „Schapp". Das war ein im Tannenwald ausgesucht buschiger Ast in Monstranzenform, steirisch eine „Tasche" genannt. Diese Tasche trug ein selbstbewusst aussehender Bursche, der „Schappenführer". In der Mitte des Astes war ein kleiner Spiegel befestigt und ringsumher hatten sämmtliche Burschen des Ortes ihren Schmuck gehängt, so dass um den Spiegel eine Auswahl von silbernen Uhrketten, Medaillen, alten Thalern und Zwanzigern, Silberstöckeln, Petrusschlüsseln, Gamskrickeln en miniature, silbergefasste Gebisse u. dgl. m. gar wunderlich und überraschend hiengen. Der „Schapp" glänzte also weit entlang der Straße.

Die Burschen der Alpenländer stecken ihr erspartes Geld zum guten Theile in schwere, silberne Uhrketten, um zu zeigen, dass sie immerhin so viel verdienen zu schwerem Uhrschmucke. Mit diesen Artikeln prangen auch die Canalthaler, beziehungsweise die Uggowitzer, und heute — beim „Schapp", sieht man, dass sie auf das, mit was sie sich geschmückt, auch stolz sind.

So zogen sie durch das Dorf. In jedem Hause, auch im Pfarr- und Schulhaus, kehrten sie ein. Ein Harmonikaspieler spielte dabei seine Ländler, an denen Kärnten sehr reich ist. Der Hausvater musste den „Schapp" ansehen und ein Guldenstück präsentieren, welches durch künstlerische Hand der Mädchen in die bereitgehaltenen Fassungen aus Seide gefasst und zu den übrigen Gegenständen des „Schapps" geheftet wurde. So gelangten viele gefasste Silbergulden auf den „Schapp".

Hübsche Mädchen, die man ehren wollte, sollten in den „Schapperspiegel" sehen. Wäre es nicht Sitte des Dorfes, seit langen Jahren würde sich eine jede vor dem „Schapp" verstecken, denn es ist allgemein bekannt, dass junge Mädchen vor Zuschauern nicht in den Spiegel gucken wollen, obwohl sie es heimlich gerne thun. Eine Uggowitzerin, die sich nicht getraut, in den „Schapperspiegel" zu sehen, erleidet durch das ganze Jahr einen Spott. Andere hingegen bilden die vielumworbenen Tänzerinnen beim „Schappertanz". Solche Gründe bewegen also jede Uggowitzerin, in den vorgehaltenen, mit Uhrketten und Gulden behangenen Spiegel zu blicken, was auf den Fremden einen sonderbaren Eindruck macht. Ich musste lachen und gestehe: Noch nie habe ich die Eitelkeit der Jugend in so ausdrucksvoller, volksthümlicher Weise beobachtet, als im schlichten Brauch der „Schapper" in Uggowitz.

Am Sonntag nach Dreikönig ist regelmäßig „Schappertanz" in Uggowitz. Da geht es hoch her, denn die Gulden auf dem „Schapp" gestatten es. Auf die Dauer des Tanzes hängt der vollständige „Schapp" in seinem Glanze über den Köpfen der Musikanten.

Der Schofhalter.

Von J. G. Frimberger.

Wer kimmt denn daher da,
Dass 's staubt, wia nit g'scheit?
Der Schofhalter is 's;
No, der lasst iahm schön Zeit!

Schleicht just, wier a Schneck so,
Wia d'Schof und sei Hund,
Und de staub'n mitanand,
Dass oam übel wer'n kunnt.

Und wier er ner ausschaut
Der Mann — o du mein —
So z'samm'g'richt't, er derfat
Wo auskema sein!

Sei Huit hat koa Krempen,
Und nachh'r dös G'wand!
Und z'rafft [1]) is er, kurz,
Wier a Bedler beinand.

Dazui raucht er aus an
Oelendigen G'stiam, [2])
Und glaubt's m'r's, der Mann
Hat an Himel in iahm!

Ja, mei Hof, dös is d'Welt,
Und der Himel mei Zelt,
Und dös is überall,
Und mei' Burg is a Stall.

Und a Stoa is mei Thron,
Und de Sunn is mei' Kron,
Ja, mei Kron, dös is d'Sunn,
Und mei' Keller a Brunn.

Und der Schipsel, mei' Hund,
Steht m'r bei alli Stund,
Is mei' Leibadjutant
Und mei Hofmusikant.

Und de Lerchan und Grüll'n
Than a fleißi' aufspül'n;
Doh, dös is noh nit gnui,
Ih pfeif' selber dazui.

Und da lieg'n meini Leut'
Und parier'n, 's is a Freud,
Schmausen Gras und an Klee,
Ich schrei „juh" und se „mäh"!

Holladio, di—e,
Hab koan Knopf Geld,
Weg'n den is doh a Freud
Auf derer Welt!

Holladio, di – e,
Leut', seid's fidel,
Nachh'r dalöst's ganz g'wiss
An armi Seel!

Holladio, di – e,
Ner nit z'vül thoa,
Essen und trinka
Und schlafa alloa!

Holladio, di – e,
Braucht wer a Schneid?
Der kriagt's vo mir umsunst —
Her da, ees Leut!
Jwi-juh-hu-hu-hu!

Der Schofhalter bin ih,
Vo Mühlhaus der Kini,
Der Kini vo d'Schof,
Und de Welt is mei' Hof.

Koan Streit gibt's bei mir
Und koan Kriag scho' gar nia,
Meini Leut', de san stüll
Und than all's, was ih wüll.

Ja und kam is 's recht Ta(g),
San m'r draust, ih hint' na(ch),
Ja, die Leuteln voran,
Und ih tauch hinten an.

Und der Schipsel, der schaut,
Dass sih wegga koans traut.
Und wo 's grean is und frisch,
Is mein Leuten iah Tisch.

Und ih steig' auf mein Thron,
Mit der sunngoldern Kron',
Jn mein lüftigen Zelt,
Tausch mit niam auf der Welt . . .

Tausch mit niam auf der Welt,
Hätt' er no so vül Geld;
Aber moan thui-r-ih schier:
—'s tauschert eh niam mit mir!

(„Ostmark.")

[1]) Zerrauft. (Haare und Bart). [2]) Pfeife.

Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Die Triebfeder des Fortschritts heißt: Unzufriedenheit.

*
* *

Viele Hausfrauen sind mehr — Ausfrauen.

*
* *

Ein Ministerium ist zuweilen ein Mysterium.

*
* *

Wir müssen dahinwirken, dass arme Einleger — Einleger bei den Sparcassen werden.

*
* *

Wer Eigensinn in kleinen Dingen zeigt,
Zur Willenlosigkeit im großen neigt.

*
* *

Knaben spielen gerne mit „Drachen"; Männer hingegen verzichten auf dieses — Vergnügen.

*
* *

Ob arm oder reich,
Bleibt sich ganz gleich;
Wenn nur kein Jammer
In der Herzkammer.

*
* *

Ein Palast wird zuweilen zum Ballast.

*
* *

Wer wenig leiden will, muss kurz leben.

Zur Hebung des Fremdenverkehrs in den österreichischen Alpenländern.

Was Herr Franz Goldhann-Bozen in Nr. 6 des „Heimgarten" bezüglich der Berufung fremder Zeitungscorrespondenten zur Verfassung von Artikeln über österreichische Alpengebiete seitens des österreichischen Eisenbahn-Ministeriums schreibt, ist vollkommen richtig. Auch ich habe mich über den betreffenden Beschluss gewundert, weil dieser Beschluss beweist, dass man im Eisenbahn-Ministerium einmal vom Presswesen eine irrige Meinung hat, und dann von einer Action sich Erfolg verspricht, der gar nicht eintreten kann, solange ein solcher Modus eingehalten wird. Die ausländischen Zeitungen werden sich energisch gegen die Zumuthung sträuben, dauernd Schilderungen von Landleuten zu bringen und den oft kostbaren Raum zu vergeuden. Denkt man in Wien etwa, diesen Raum bezahlen zu können? Welch

grandioser Irrthum! Es wird jede anständige Redaction eine solche Zumuthung entrüstet zurückweisen. In Wien scheint man des weiteren nicht zu wissen, dass trockene Schilderungen nicht gelesen werden. Das gleiche Schicksal haben bekanntlich die auffallend „ledernen“ Reisehandbücher und Beschreibungen der Staatsbahnlinien, die dem Reisenden in praxi soviel wie nichts nützen und der Frequenz auch nicht. Gleichwohl scheint man auf derartige Publicationen in Wien großes Gewicht zu legen!

Die Errichtung von Reisebureaux in hervorragenden Verkehrscentren ist an sich keine üble Idee, wird aber, wenn es gemacht wird, wie z. B. in München, nicht viel nützen; die alte Schablone ist zu sehr verbraucht. Praktischer wäre es, wenn ein Bureau mit Fachleuten für Bahnverkehr im österreichischen Alpengebiete, fur Touristik im Speciellen gegründet würde und zwar in der Weise, dass jedes mündliche und schriftliche Ersuchen um Auskunft, Zusammenstellung von Rundreisen, Touren zu Fuß und Rad 2c. kostenlos ertheilt wird. Dieses Bureau hätte aus eigener Initiative jede praktisch mögliche und lohnende Zusammenstellung von Rundreisen, Ausflügen, Touren, mit allen nöthigen Details über Unterkunft, Preise u. s. w. zu bethätigen und heftweise in Druck zu legen, so dass auf Ansuchen jedermann den gewünschten Theil eines Alpengebietes als (illustr.) Brochure erhalten und auf die Reise mitnehmen kann. Circa 200 Anfragen und Bitten um Rath in alpinen Angelegenheiten laufen jährlich bei mir ein, und können, so ehrend das in mich und meine Alpenkenntnis gesetzte Vertrauen von mir fremden Leuten auch ist, natürlich nicht beantwortet werden. Ausnahmsweise habe ich allerdings manchen Leuten geholfen und Rath in oben angedeuteter Weise ertheilt; die Consequenz war ein noch stärkerer Briefeinlauf vor Beginn der nächsten Saison. Würde in Wien ein derartig organisiertes Bureau mit dem Princip errichtet, dass jedermann in Verkehrsangelegenheiten gratis bedient wird, so würde ein nachhaltiges Interesse für die österreichischen Alpengebiete in breiten Schichten des reiselustigen Publicums erweckt, es würde sich hiedurch der Verkehr steigern und schließlich — ich gestehe das gerne ein — würde ich entlastet.

Die Sache muss aber praktisch, nicht bureaukratisch angefasst werden. Der Versuch einer Heranziehung fremder Journalisten, die vom Leben in den Alpen keine Ahnung haben können, ist ein Unsinn.

München, im März. Hofrath Arthur Achleitner.

Bücher.

Schnabelwetze. Zeitmärchen von Ferdinand Wittenbauer. (Wien Karl Konegen. 1901.) „Difficile est, satiram non scribere“, oft ist es in der That schwer, nicht satirisch zu werden, nicht eine Satire zu schreiben, besonders in der Jetztzeit, bei den Zuständen und Verhältnissen in Staat und Gesellschaft, leider besonders in unserem schönen Vaterlande. Und doch ist es schwer, darum erscheinen deren auch so wenige. Wittenbauers Zeitmärchen sind vorwaltend satirisch gehalten und treffen scharf und schlagend zahlreiche Einrichtungen, Sitten, Übelstände unserer Zeit. Sie heißen „Schnabelwetze“, denn solange, bis nicht ein kleiner Vogel einen mächtigen Felsen, der aus dem Meere emporragt und in dem die Mutter Weisheit wohnt, durch das Picken mit seinem Schnabel zerstört haben wird, solange werden die Thorheiten der Menschen fortdauern. Es ist eine reiche Auswahl, die der Dichter in seinem kleinen Büchlein darbietet: die Secession,

das Leben in den Großstädten, der Kampf der Deutschen gegen Slaven und Ungarn, die Frauenemancipation, die Journalistik in ihren Auswüchsen, das Studium der griechischen Sprache, die Ausartungen des Studentenlebens, die Sucht nach Orden und Auszeichnungen, die Missgriffe bei der Erziehung der Kinder, die Fürstengunst, die Übertreibungen des Thierschutzes, das Radfahren, die Bergfexerei u. a. Ist man vielleicht mit manchem, was Wittenbauer hier tadelnd und strafend schildert, auch nicht ganz einverstanden, so ist doch alles treu und ehrlich gemeint, in gute Form gegossen und bei dem meisten kann er der Zustimmung unbefangener Leser, deren die „Schnabelwetze" recht viele zu finden verdient, sicher sein. F. J.

Ergebnisse. Ein Buch Lyrik von Franz Ginzkey. (Karl Stetter. Wien, IX/2 Alserstraße 22.)

Dichterregel.

Trink aus Herz und aus Natur
Stets in vollen Zügen —
Diese beiden sind es nur,
Die uns nicht betrügen.

Halt nicht von den andern viel,
Von den Basen, Vettern!
Suche dir auch nie dein Ziel
Unter Lorbeerblättern!

Kommt ein Lob, so halte still,
Und es wird dir frommen.
Doch wenn es nicht kommen will,
Braucht es nicht zu kommen.

Wer da buhlend singen kann
Um die Gunst der Menge,
Steht als Leierkastenmann
Bettelnd im Gedränge.

So leitet er sein Buch ein, der Dichter, den die Heimgartenleser lange schon kennen, dem sie manches tiefe, innige Lied verdanken. Dieses Büchlein enthält reine Poesie, nicht von gewöhnlicher Abkunft. Und weil in solchen Dingen Probieren immer vor Recensieren geht, so theilen wir aus der Sammlung einige Proben mit:

Die Rose.

Soll ich die Rose, die sie heut' mir gab,
Schon heute pressen in ein Büchergrab?
Sie lächelt noch so hold, und süßer Duft
Schwebt märchenhaft durch meines Zimmers Luft.
Sie lächelt noch — o wie sie mich erfreut,
Die mir ein Gott auf meinen Pfad gestreut!
Sie ist ein Stück von diesem Sonnentag,
Ist wie das Herz, an dem ich heute lag.
Gewiss — sie soll noch blüh'n die kurze Zeit,
Zum Welken bleibt ihr eine Ewigkeit!

Hans und Peter.

Einen Schwächling wie den Hans,
Werdet ihr sobald nicht finden!
Seinen Schmerz, mit dem er rang,
Wusst' er nicht zu überwinden!

Als die Grete ihn verließ,
Ist in Thränen er zerflossen.
Als er nicht mehr weinen konnt',
Hat er sich durchs Herz geschossen!

Ach, wie lob' ich mir dafür
Meinen Freund, den wackern Peter!
Der verachtet aus Princip
Jedes Liebesschmerzgezeter.

Nichts beirrt sein ruhig Blut,
Selbst die Venus nicht von Milo!
Unversehrt und wohlgenährt
Wiegt er schon an hundert Kilo.

Brav und treu dient er dem Staat,
Frei von jedem Seelenleide. —
Heut begruben sie den Hans
Unter einer Trauerweide.

Schritt zur Weisheit.

Heut ist wieder so ein Tag vergangen,
So ein Tag, wie tausend schon vergiengen,
So ein Tag voll Bangen und Verlangen!
Welcher wird mir, was ich hoffe, bringen?

Hoffe nichts mehr, das ist wohl das Beste!
Denn den Seelen, welche nichts erwarten,
Macht ein Blümchen schon den Tag zum Feste,
Wenn sie's blühen seh'n in Nachbars Garten!

Sächsische Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Rob. Wuttke. Zweite, vermehrte Auflage. (Dresden. Schönfeld. 1901.) Der Verfasser der vorliegenden Anzeige wollte das obige vortreffliche Buch sofort nach dem Erscheinen zur Besprechung bringen, da war es aber auch schon vergriffen und wenige Monate darauf wurde diese zweite Auflage vorgelegt. Diese Thatsache allein dürfte schon den Wert und die Bedeutung des Werkes feststellen, das unter Mitarbeit einer Reihe ausgezeichneter Kenner der sächsischen Lande Robert Wuttke herausgegeben hat. Unter den verschiedenen Arbeiten, welche in der neueren Zeit zur Volkskunde eines deutschen Gebietes erschienen sind, ist der vorliegende Band jedenfalls die hervorragendste. Dies hat auch die sächsische Regierung durch die That anerkannt, indem sie gegen 3000 Exemplare der ersten Auflage zur Vertheilung an Schulen 2c. ankaufte und hiedurch die erwähnte Auflage so rasch vergriffen war. „Das Buch wirbt um Liebe zum Volksthum", schreibt der Herausgeber im Vorwort, es zeugt aber auch von Liebe und Hingebung für das Volksthum auf jeder seiner 578 Seiten. Die bewährtesten Fachleute schildern in einzelnen Abschnitten zunächst das Land und die geschichtliche Besiedelung desselben, sodann den Stand und das Wachsthum der Bevölkerung, hierauf das geistige Leben des sächsischen Volkes: Dichtung und Mundart, Volkssitten, Gebräuche und Aberglauben auch in der wendischen Bevölkerung des Gebietes und endlich die Anlage von Haus, Hof und Kirche, die Tracht und die bäuerliche Kleinkunst. Die treffliche Einleitung über das sächsische Land entstammt der gewandten Feder S. Ruges, einige Capitel über die Bevölkerung hat der Herausgeber selbst beigetragen. Gelehrte wie H. Dunger, C. Gurlitt, L. Schmidt und andere sind die Verfasser der übrigen Abschnitte, aber die

Darstellung wendet sich durchaus an das Volk selbst, und nicht etwa an den engeren Kreis der Gelehrten, sie ist frisch, eingehend und auf Grundlage des besten Materiales abgefasst, welche ja vielfach von der eifrigen Lehrerschaft Sachsens im einzelnen zusammengetragen wurde. Eine reiche Zahl belehrender schöner Abbildungen ziert den schönen stattlichen Band, dem auch eine Karte und mehrere Farbendrucktafeln beigegeben erscheinen. Dass in den bezüglichen Abschnitten reichlich Proben von Volksliedern, Sprichwörtern, Mundartstücken geboten werden, ist beinahe selbstverständlich. Kurz, man kann dieses Werk ein Ehrenbuch des sächsischen Volkes nennnen, das auch bei andern Freunden volksthümlichen Lebens die beste Aufnahme verdient und zweifellos finden wird. Wie schön wäre es, wenn auch unsere heimische Mark ein ähnliches Werk aufweisen könnte. An Material würde es nicht fehlen, und tüchtige Kenner wären ja auch da, also — ? (Diesem Wunsche ist bereits seit länger durch die Werke von Ferd. Krauß [Graz, Leykam] entsprochen. Die Red.) Dr. A. S.

Martin Greif. Von Dr. Karl Fuchs. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1900.) Die Bedeutung Martin Greifs ist bereits in einigen Monographien ins rechte Licht gesetzt worden. Dieser Dichter hat die widersprechendsten Urtheile erfahren und sein Name wurde fast zum Feldgeschrei. Das spricht schließlich für seinen Wert, denn nur über Wertloses sind die Menschen derselben Anschauung. Vor kurzem erschien nun eine neue Monographie, die in durchwegs kritischer Weise das Schaffen Greif's bespricht und ebenso sicheres Urtheil wie ästhetischen Geschmack verräth. Dass bei einem Poeten wie Greif die Besprechung der Lyrik eine eingehende ist, verwundert nicht; sind doch fast alle und auch die gegnerischen Stimmen hier einig, dass der Dichter ein bedeutendes und reines Talent für die Lyrik habe. Den weit umfangreicheren Raum der Broschüre nimmt die trefflich geschriebene Analyse der dramatischen Dichtungen Greifs ein. Der Autor schließt seine interessante Abhandlung, indem er die erziehliche Bedeutung des Dichters hervorhebt. Dr. Karl Fuchs hat mit seiner Monographie eine tüchtige Arbeit geliefert. S.

Fortunats Roman. Von Goswina v. Berlepsch. (Bielefeld. Velhagen u. Klasing.) In das gemüthliche Wien, in ein altes gutes Zinshaus, abseits von der großen Heerstraße der modernen Ringe, führt uns die Verfasserin, um ein Stück intimen Wiener Lebens in köstlich gezeichneten, oft fein humoristisch gefärbten Zügen vor uns zu entrollen. Im Mittelgrund der fesselnden Handlung steht Herr Fortunat, der von seiner Mutter am Gängelband zärtlicher Liebe geleitete Haussohn, der nie zur rechten Selbständigkeit gelangen kann und dessen ganzes Lebensglück darüber zum Scheitern zu kommen droht. Wie sich das Schifflein des armen Fortunat nach mancherlei süßen und herben Erlebnissen, Liebesfreud und Liebesleid denn schließlich doch noch zum rechten Hafen findet, das ist reizend geschildet. V.

Das Peverl von Walchensee. Oberbairische Volkssage in drei Aufzügen. (Bayreuth. Lorenz Ellwanger. 1900.) Ein in gebundener Form mit reizend volksthümlicher Ungebundenheit verfasstes, tiefpoetisches Gedicht. Der Stoff alt romantisch, was verschlägts, wenn ein Künstler ihn formt! M.

Geschichte des Christenthums in seinem Gang durch die Jahrhunderte. Von Friedrich Oehninger. (Konstanz. Karl Hirsch.) Das ist ein Buch, das uns fehlte. Wahrlich, die Kenntnis der Kirchengeschichte sollte zu den vornehmsten Stücken der Bildung eines Christen gehören; denn was ist die Kirchengeschichte anders, als der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben und Aberglauben? Nächst dem Studium der Bibel ist nichs so erbaulich und belehrend, wie das Studium der Geschichte des Christenthums. V.

Die Ligouri-Moral und die geheime Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses. (Wien. Stähelin u. Lauenstein.) Die Broschüre will den confessionellen Streit nicht schüren; sie will im Gegentheil der Versöhnung der Parteien dienen, indem sie die Sachlage der Wahrheit gemäß bespricht. V.

Spiel und Arbeit. (Ravensburg. Otto Maier.) Der Herausgeber Professor H. Cranz gibt wackeren Jungen in einer klar und leicht fasslich gehaltenen Anleitung Mittel und Wege an die Hand, ein schmuckes, seetüchtiges Segelschiff sich selbst herzustellen. V.

Der Tabak und das Rauchen von Pilz. Ernstes und Heiteres aus der Culturgeschichte. (Leipzig. Gustav Weigel.) Das Buch enthält alles, was der Forscher über den Tabak und das Rauchen, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart entdecken konnte. Da entrollt sich ein farbiges Culturbild, reich an ernsten und heiteren Scenen. Manche Erscheinungen sind beim besten Willen — nicht ernst zu nehmen und daher ist auch der Humor gerechtfertigt, der das Buch theilweise beherrscht. V.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft. (München. Vereinigte Kunstanstalten.) So ziemlich das Vollkommenste an Gebirgsbildern in Lichtdruck. Wir wollen später noch darüber sprechen.

Von **Nestroys Possen** gelangten in der „Allgemeinen National-Bibliothek" (C. Daberkow, Wien) wieder drei köstliche Werke zur Ausgabe: „Das Mädl aus der Vorstadt", „Der Zerrissene", „Glück, Missbrauch und Rückkehr". — Vor kurzer Zeit erschien im selben Verlage „Die Dialectdichtung der deutsch-österreichischen Alpen" (ausgewählt und eingeleitet von Karl Bienenstein).

Büchereinlauf:

Aus dem tollen Jahre. Eine Erzählung aus 1849 von Hans Blum. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1901.)

Die schwarze Madonna. Geschichten aus Kleinrussland von Hans Weber-Lutkow. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Auf dem Pfade zum Ruhm. Roman von O. Heller. (Berlin. E. Ebering. 1901.)

Verlorene Leute. Erzählungen von Maxim Gorki, deutsch von A. Scholz. (Berlin. Paul Cassirer. 1901.)

Allerhand Geschichten von Adolf Frankl. (Söchau, Steiermark. Selbstverlag des Verfassers.)

Waldskizzen aus Oberösterreich von Maurice Reinhold von Stern. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Der Sclavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Karl Hilm. (Naumburg a. S. A. Rietz & Sohn.)

Irrlichter. Drama in drei Theilen. Von Elisoir von Kupffer. (Berlin. E. Ebernig. 1900.)

Osterglocken. Ein Schauspiel von Paul Remer. (Berlin. Schuster und Löffler. 1901.)

Chryses. Märchendrama in drei Acten von Josef Trübswasser. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Vogelsang. Märchen aus dem Wienerwald. Erzählt von W. A. Hammer. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Von Lenz zu Herbst. Gedichte von Hermann Schuster. (Leipzig. Hermann Haacke. 1900.)

Lieder und Balladen. Von E. Roller. Neue Folge. Mit Anhang in Prosa. (Heilbronn. Julius Determann. 1900.

Stimmen und Gestalten. Gedichte von Adolf Vögtlin. (Zürich. Müller, Werder und Comp. 1901.)

Trutz England. Lieder der Erbitterung von Ferdinand Wittenbauer. Graz. Deutsche Vereins-Druckerei. 1901.)

Adolf Stern und seine dichterischen Werke. Eine Studie von Richard Stiller. (Dresden. C. A. Kochs Verlag. 1901.)

John Ruskin, sein Leben und Lebenswerk. Ein Essay von Sam. Saenger. (Strassburg. J. H. Heitz.)

Lebendige Bildung und ihre wahren, ernsten Grundgesetze. Beitrag zur Volkserziehung von Alfred Wolf. (Leipzig. Julius Klinkhardt. 1901.)

Pfarrer Gustav Benz: **Ein Stück eigen Land.** Betrachtungen über das Eine, was noth thut. Neue Folge. (Basel. Friedrich Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.)

Um Josefs II. Erbe. Von Wilhelm Schirmer. (Bonn. Karl Georgi. 1901.)

Die katholische Kirchenreform und der Altkatholicismus. Von L. K. Moos und Engelbert A. Zdenek. (M.-Schönberg. Im Selbstverlage von Engelbert Zdenek. 1900.)

Der religiöse Friede der Zukunft und seine Anbahnung durch die altkatholische Kirche. Mit einem Anhang über die Vor- und Nachspiele der Liguorischen Controverse von Friedrich Nippold. (Leipzig. Karl Braun. 1901.)

Der Beruf der Jungfrau. Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben. Von Henriette Davidis. Sechzehnte Auflage. (Leipzig. Eugen Twintmeyer.)

Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Eine volkskundliche, sprachwissenschaftliche Untersuchung von Alfred Baß. (Leipzig. Wiesenstraße. Selbstverlag. 1901.)

Schilderungen aus dem Isergebirge. Von Gustav Leutelt. (Reichenberg. Paul Sollors.)

Rudolf Bergner. Ein Beitrag zur Lebens- und Leidensgeschichte eines Thierfreundes und Idealisten von G. W. Gessmann. (Leipzig. Karl Richter, Verlagsbuchhändler.)

Mein Hausfreund. Mehr als achthundert Winke und Rathschläge für alle Gebiete des häuslichen Lebens. Gesammelt, aus eigener Erfahrung ergänzt und mit Unterstützung einschlägiger Fachleute herausgegeben von Rose Stolle. (Berlin. Wilhelm Möller.)

Jahresbericht über das Evangelische Diaconissen-Mutterhaus in Gallneukirchen bei Linz für die Zeit vom 8. September 1899 bis 8. September 1900. (Linz. Der oberösterreichische evangelische Verein für Innere Mission. 1900.)

Leben und Treiben einer Feriencolonie. Vortrag von Karl Fickenwirth. (Dresden. VIII. Bürgerschule.)

Die socialdemokratischen Reichsraths-abgeordneten in Bildern. (Wien. Ignaz Brand. 1901.)

„**Hendel-Bibliothek.**" Heute liegen vor uns die soeben erschienenen Nummern: Albert Lindners „Kurprinz von Brandenburg", N. A. Nekrassows „Russische Frauen", Plautus „Schiffbruch", Lustspiel, übersetzt von Dr. G. Schmilinsky; L. Passarge, „Drei neupersische Lustspiele"; Wilkie Collins' „Detectivgeschichten"; Lothar Schmidt, „Luigi Casarelli".

Postkarten des „Heimgarten“.

* Wie wäre es, wenn die Geistlichen beider Confessionen einmal ganz bei der Stange blieben? Wenn die Protestanten das Evangelium verkündeten, als ob es gar keine römische Kirche gebe, und wenn die katholischen Priester predigten, als ob es gar keine Protestanten und Altkatholiken gebe? Die gegenseitige Polemik bringt das bisschen noch vorhandenen Kirchenglauben ganz und gar um. Nun vielleicht muss es so sein.

* Das in Stettin erschienene Büchlein „Auszüge aus der von den Päpsten Pius IX. und Leo XIII. ex cathedra als Norm für die römisch-katholische Kirche sanctionierten Moraltheologie des Heiligen Dr. Alphonsus Maria de Liguori und die furchtbare Gefahr dieser Moraltheologie für die Sittlichkeit der Völker von Robert Graßmann“ ist in Österreich verboten. Die clericalen Zeitungen warnen das Volk vor dieser Moraltheologie, vertheidigen und erheben sie aber zugleich als höchst unentbehrlich für junge Beichtväter. Dann sagt man wieder, genannte Moraltheologie sei für jene Zeit geschrieben worden und heute nur schwer verständlich. Wäre es nicht am besten, diesen auch bei den Katholiken in Verruf gekommenen Liguori ganz fallen zu lassen? Er ist ein Ärgernis nach allen Seiten.

J. Sch., Innsbruck. Bismarck war ein großer Bibelfreund. Wie er sich gläubig zu diesem einzigen Buche verhält, welchen Einfluss die Religion auf sein Handeln genommen hat, das fänden Sie in dem Aufsatz: „Bismarcks Bekehrung“ von Christian Rogge, Türmer. Märzheft 1901. Stuttgart.

Gr. P., Graz. Nach unserer Meinung ist es auch ein falscher Eid, wenn ein Confessionsloser oder ein Atheist bei dem Gott jener Kirche schwört, in der er zufällig geboren und erzogen wurde. Denn er schwört bei etwas, das ihm nichts gilt. Wie bestraft unser Gesetz solche Eide? Es bestraft sie nicht, es verlangt sie unter Umständen.

F. im Moor. Unverfälschte deutsche Worte: Der „angeblich authentische“ Brief Hamerlings, sowie auch andere eigenhändige Briefe des Dichters stehen Ihnen zur Einsicht bereit. Vielleicht kommen Sie dabei auch zur Einsicht, dass Hamerlings nationaler Standpunkt mit dem Kesseltreiben der Parteien nichts gemein hat, und dass es Freundespflicht war, seinerzeit gegen den Missbrauch seines Namens zu protestieren. — Was wollen Sie sagen mit dem „Nichtverstehen“ und den „unangenehmen Erfahrungen“? Meine Auffassung der nationalen Sache, die stets die gleiche bleibt, konnte mir nur angenehme Erfahrungen bringen, besonders da man sie endlich allgemeiner verstehen lernt. Über die neue Hamerlingausgabe und deren Herausgeber siehe „Heimgarten“, Seite 389.

R.

* Bitten die letzte Notiz unten zu beachten.

S. P., Villach. Wird denn die Südbahn gelobt? Lesen Sie doch, bitte, genau, um zu finden, dass nur die herrlichen Gegenden gepriesen werden, durch die die genannte Bahn fährt und die dem Verfasser zugänglich sind.

G. M., N.-Österreich. Ihre Briefe immer herzlich willkommen, sie geben Licht und Wärme, beides für die Gesundheit vortheilhaft.

O. B., Dresden. Das Gedicht „Der Herrgott liabt d'Welt“ finden Sie in „Zither und Hackbrett“, vierte Auflage, Graz. Leykam.

H. St., Wien. Und wären die Gedichte noch so gut, uns fehlt der Raum zur Veröffentlichung. Und wären die Briefe noch so lieb, uns fehlt die Zeit zur Beantwortung. Haben Sie Dank. Sinnig ist Ihr folgendes Sprüchlein:

Auf jedem Blatt steht Gottes Schrift,
Auf dass sie achte Mensch und Thier.
Er schrieb es drauf mit grünem Stift:
„Der schöne Wald, der ist von mir!“

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. März 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(5. Fortsetzung.)

Ueber Finkenstein war eine sehr unlustige Zeit gekommen. Auf den Wiesen blühten schon die Dotterblumen neben den Maulwurfshaufen, auf den Feldern die Maßliebchen neben Sand, dürrem Gestrüpp und anderen Winterresten. Kein Rasen noch gebrochen, keine Handvoll Korn in die Erde gestreut. Die Karren, Pflüge und Eggen standen im Hofe bereit zur Ausfahrt und — kein Arbeiter vorhanden! Die einen hatten den Dienst aufgesagt und waren davongelaufen, die anderen hatten ihn nicht aufgesagt und waren auch davongelaufen. Fort waren alle — bis auf den alten Simon.

„Ist denn auch die Kleine davon?" fragte Sebald. Und die Antwort Franks: „Niemand ist unersetzlich."

Der Verwalter blieb guter Dinge und nahm Taglöhner auf. Da waren zwei Ungarn mit flatternden Linnenhosen und aufgeringelten Filzhüten. Da waren drei „Katzelmacher" aus Welschland mit grobzwilchigen Joppen und schwarzbärtigen Gesichtern. Da war eine Zigeunerfamilie, wovon das Weib einen verschlissenen Berghalterrock und der Mann einen narbenreichen Seidencylinderhut trug. Die braune Tochter mit dem glänzend schwarzen Haar kaute den ganzen Tag Tabak, zwei halbnackte Kinder huschten im Hof herum und suchten

Digitized by Google

Cigarrenstümpfchen oder bettelten den alten Simon an um Pfeifensatz. Mit solchen Leuten begann Frank die Arbeiten. Sie kosteten, sagte er zum Herrn, zwar das Doppelte, leisteten aber das Dreifache im Vergleich zu den früheren faulen Lottern, die man mit Glaubersalz einpökeln müsse, sollten sie nicht riechend werden. Es sei ein Jammer, aber es werde besser werden, bis das neue Gesetz komme. Es war zur Zeit nämlich von einem Retter des Bauernstandes eine Gesetzvorlage eingereicht worden, des Inhaltes, dass die Sträflinge aus den Zuchthäusern in die Bauernhöfe commandiert und dort für landwirtschaftliche Arbeiten verwendet werden sollten. Ein lieber Staat, dem die Landwirtschaft gerade noch als Strafanstalt gut genug ist, mochte der Herr Frank sich gedacht haben. Na, wenn von oben herab so viel geschieht, um den Bauernstand zu heben und zu veredeln, dann braucht sich unsereiner — kein Gewissen zu machen. Dann sind wir ganz an der rechten Stelle.

Sebald Hausler wurde aber nachdenklich. Wie einst gewohnt, wollte er einmal den Stand der Geschäftsbücher prüfen, aber es war mit Ausnahme gelegentlicher Aufmerkungen nichts vorhanden. Der Bauer, sagte Frank, müsse die Felder linieren, auf die Äcker Korngarben, auf die Wiesen Heuschöber und auf die Weiden Herden setzen, das seien seine Geschäftsbücher. Von Ziffern auf dem Papier habe der Landwirt nichts, die fräßen nicht einmal die Ferkeln. Dagegen regte sich in Sebald aber doch der alte Kaufmann und er nahm sich vor, demnächst den Verwalter zu einer klaren Darlegung des Soll und Habens auf dem Gute zu veranlassen. Für alle Fälle. Es sei ja keines Menschen Leben garantirt. Wie wenn Frank stürbe? Wer könnte die tausend Fäden so wieder zusammenfassen und beisammenhalten als er? Sebald fühlte sich manchmal gereizt gegen Frank, der so ganz eigenmächtig wirtschafte. Besonders aber seines Betragens gegen Jakob halber. Da hatte er einmal vom Fenster aus gesehen, wie der Verwalter den Jungen mit der Peitsche aus dem Stall jagte. Das war so: Es stand ein Maulthier im Stall, das für den Milchtransport nach Kieshofen gekauft worden war. Dieses Thier liebte der Junge nun wieder einmal, gab ihm Streu, striegelte es und gieng bisweilen nachsehen, ob ihm nichts mangle. Da fand der Verwalter, ein windiger Kammerherr oder was er sei, habe im Stall nichts zu suchen und ließ hinter ihm die Peitsche pfeifen. Kein Wunder, dass es zur Zeit dem Jungen einfiel, er soll es auch so machen, wie andere und — unbemerkt abreisen.

Der Schackerl war ja nicht wehleidig und fand es eigentlich ganz natürlich, dass Frank zeitweilig Neigung verspürte, den Kuhschwanz zu rächen. Unheimlicher war ihm — wenn er's manchmal bedachte — sein

Herr. Sein guter verrückter Herr, der ihn nicht brauchen konnte und ihn doch nicht von sich ließ. Nun wollte er sich aber den letzten „Anrand“ nehmen und sich mit einem Rucke befreien. Da kam eine Überraschung.

Es war ihm schon früher aufgefallen, dass der Schneider mit dem Faden an seiner Gestalt mancherlei Forschungen getrieben hatte. Und nun, eines Tages, als er auf sein Zimmer kam, fand er, über Stuhllehnen gelegt, zwei neue Anzüge. Einen schwarzen Salonanzug und einen Reiteranzug mit Pumphosen und hohen Stiefeln. Das Reitpferd, berichtete ein beiliegender Zettel, würde nachkommen.

Das verstand der gute Schackerl nicht. Und noch weniger verstand er es, als der Herr ihm durch den alten Simon sagen ließ, er solle sein schwarzes Kleid anziehen, die weiße Cravate umbinden, mit dem Kamm hübsch sein Haar ordnen und dann auf das Zimmer des Herrn kommen. — Da gibt's was! dachte sich der Junge. Eine Hochzeit kann's nicht sein, vielleicht ist es eine Scheidung. Er that sich feierlich zusammen und gieng hinüber.

Sebald stand an seinem Tische. Auch er war in schwarzem Anzug — im Frack sogar, und am Halse die große Brillantnadel, die er dem Schackerl zwar einmal gezeigt, die er aber noch nie so an seinen Leib gesetzt hatte. Er kam dem Eintretenden mit feierlicher Gehobenheit entgegen.

„Du bist da, Jakob. Komm nur her.“ Er geleitete ihn zum Sofa und setzte sich hin. „Ich will endlich einmal etwas mit dir besprechen. Willst du dich nicht setzen?“

„Ich will stehen bleiben“, sagte der Junge.

„Nun, dann muss ich mich auch erheben. — Du bist schnell gewachsen, Jakob, und ein stattlicher Bursche geworden. Streber bist du keiner, nein, durchaus keiner. Und hast es doch schon weit gebracht: Vom Kutscher bis zum — Kammerherrn, wie sie sagen.“

Der Junge zuckte die Achseln. Es schien ihm unbehaglich zu sein. Als ob der Herr ihn foppen wollte.

„Willst du nicht noch größer werden?“

„Es ist schon genug. Große Leute bücken sich schwer bei der Arbeit.“

„Nämlich, Jakob. Ich habe dich gerufen, um mich von meinem Kammerherrn zu verabschieden.“

„Ja—?“

„Und—. Aber, du musst mich ruhig anhören. Die Menschen haben oft sonderbare Schicksale, nicht wahr, das weißt du?“

„Das weiß ich.“

„Einmal hat es etwas gegeben, das hieß: Hausler und Compagnie. Die Firma existiert nicht mehr. Aber — ich möchte wieder so etwas

gründen. Und nun frägt dich, Jakob — frägt dich Sebald Hausler, ob du in Zukunft sein Compagnon sein willst? — Nein, Freund das ist kein Scherz. Ums Scherzen geht es mir jetzt gar nicht, weiß Gott. In allem heiligen Ernst, Jakob, ich möchte dich bitten um dein Vertrauen, um deine Kameradschaft für das weitere Leben. Ob Natur oder Zufall oder freie Wahl uns zusammengeführt hat, das untersuchen wir jetzt nicht. Ich möcht dich nur ganz enge an mich schließen, so eng, so treu, als es sein kann. Ich möcht dich zum Miteigenthümer von Finkenstein machen und — dir meinen Namen geben."

So sprach Sebald, selbst überrascht und gerührt von seiner Rede. Dann blickte er auf Jakob. Und dieser? Die schweren Worte hatten ihn nicht erschüttert. Die Befangenheit von vorher war weg. Die Hand, die er in der Tasche gehabt, zog er hervor und ließ sie hinabhängen. Die andere Hand hielt er ans Knie, wie um den vorgeneigten Kopf zu stützen.

„Du hast wohl verstanden, Jakob, was ich gesagt habe?"

Dann begann Jakob leise zu sprechen. Leise und stockend: „Wie soll ich das verstanden haben? Das kann man ja nit verstehen. Ich weiß nit, was Sie mit mir haben. Ich bin als Knecht aufgenommen worden. Und jetzt als Kindesstatt, oder so was — ich kann's nit verstehen."

„Verstehe ich's? Verstehe ich's?"

„Sie haben Mitleid, weil ich ein Waisenkind bin. Aber das macht ja nichts. Das bin ich schon gewohnt. Nur die gute Kirchnermutter kann ich nit vergessen. Die hat mir's wohl gut gemeint. Und jetzt soll ich ihren Namen hergeben?"

„Du sollst deiner braven Kirchnermutter dankbar bleiben", sagte Sebald. „Aber hindert dich denn das, auch mit mir ein wenig gut zu sein, mit dem verlassenen, kranken Mann? Ja ja, ich bin krank, vergiftet durch und durch und weiß nicht woher. Schon in der Jugend. Mein ganzes Leben ist missrathen. — Jakob! Einmal ist ein armes Mädchen gewesen, das hat wegen meiner sterben müssen. Das habe ich erst später erfahren, denn ich hatte es verlassen. Vielleicht hätte mich später eine andere retten können. Dieselbe liebte ich, oder auch nicht. Vielleicht habe ich mir's auch nur eingebildet. Aber den Willen hatte ich damals. Da ist sie mir von jemandem verdorben worden. Von da ab hat's angefangen. Keinem Menschen kann ich mehr vertrauen."

Antwortete der Jakob gelassen: „Der Herr thut nur allzuviel vertrauen."

„Nicht einmal dem eigenen Vater! — Auch ich bin ein armes Waisenkind, mein lieber Jakob! Also siehe, darum ist es so gekommen. Mehr kann ich dir nicht sagen. Vielleicht findest du selber das letzte Glied der Kette, die uns verbindet."

Nun gieng über Jakobs blass gewordenes Gesicht ein seltsames Licht. Betroffenheit in seinen Zügen, so schaute er dem Herrn starr ins Auge. Dieses zuckte.

„Jakob, mein Kind!“ fuhr Sebald fort. „Nenne mich Vater, Bruder, Freund — wie du willst. Und bleibe bei mir. Denke, wie du mich wohl auch einmal brauchen könntest, wie es in der Welt doch auch von Wert ist, nicht ganz allein und hablos dazustehen, nicht immer den Launen anderer, der Bosheit feindseliger Menschen hilflos ausgesetzt zu sein. Schlag ein, Junge! Halten wir fest!“

Was in diesem Augenblick vorgegangen sein mag in Jakobs Herzen, ob er fühlte oder erwog und was ihn bestimmte — das ist nicht ganz zu ergründen. Er hob langsam seine Hand, schlug ein und sagte frisch: „Halten wir fest. Grüß' dich Gott, Bruder!“

All seiner Tage wusste Sebald keine Stunde, in der ihm so wohl und warm gewesen ums Herz, als jetzt. War es, weil er den Jungen endlich an sich gebunden, oder war es, weil er sich ausgesprochen hatte, weil er Werte und Tiefen in sich entdeckt, von denen er bisher nichts gewusst. Klar war er sich nicht. Einmal auf dem Genfersee war er in einem Kahn gelegen und hatte sich von hochgehenden Wellen dahintragen lassen — auf und nieder — auf und nieder. Fast so kam's ihm jetzt vor, ein planloses Hinwogen und eine süße Betäubung. Fast zufällig kam es ihm bei: Du musst noch etwas thun, du musst es doch vollenden. Er schafft ja so gerne, übertrage ihm alles, dann freue dich deiner Sorglosigkeit, die du wahrlich längst verdient hast.

Zwei Tage später entlehnte Sebald beim Franzwirt die Braunen mitsammt dem Wagen. Dann fuhren sie hinaus nach Breitengrub zum Notar. Die Papiere waren da, es gab nicht viele Umstände. Als Jakob seinen neuen Namen zu unterschreiben hatte, guckte er vorher nur ein wenig auf die Federspitze, ob nicht etwa ein Härchen an derselben hänge. Und dann schrieb er die zwei Worte friedsam hin und machte hinter dem letzteren einen kühnen Schnörkel. Auf dem Rückwege hieß der Junge Jakob Hausler — Sebald Hauslers erklärter Universalerbe. Jakob saß auf dem Bocke und war recht munter — denn er hatte seine Rösslein wieder. Unter Zungenschnalzen trabten sie flink voran.

Plötzlich wandte er seinen Kopf nach rückwärts: „Bruder Sebald! Weißt du was? Die Braunen kaufen wir wieder zurück.“

„Einverstanden! Heißt das, wenn auf Finkenstein ein geeigneter Stall aufzutreiben ist.“

„Das werde ich schon machen.“

Sie kehrten beim Franzwirt zu um die Pferde zu kaufen. Jakob feilschte natürlich, die Thiere wären rund um ein Jahr älter geworden.“

„Und ich rund um ein Jahr gescheiter", lachte der Wirt.

„Ihr müsset nachlassen!"

„So viel Ihr wollt! So viel Ihr wollt, mögt Ihr feilschen, ich lass doch nix nach."

Sie gaben das Verlangte. „So, Trapperln, und jetzt sind wir wieder beisammen!" Nun erst leuchteten Jakobs Augen keck in die Welt. Nun war er's wieder.

Der Wagen rollte über die Brücke und hinab gegen das Schloss. Das lachte mit seinen hellen Fenstern dem Jungen heute besonders vielsagend entgegen, aber er schien nicht viel darauf zu geben. Er fuhr dem Wirtschaftshofe zu und zwischen den Gebäuden hinein. An der Ecke stand der Verwalter und schalt einen Taglöhner.

„Sie, Frank!" rief ihm Jakob vom Bock springend zu, „räumen Sie den vorderen Stall für diese Pferde!"

Frank erstarrte. Bewegungslos wie eine Thorsäule stand er da und richtete sein Auge fragend auf den Schlossherrn, und ob der noch lange säumen würde, dem kecken Jungen die Zurechtweisung zu ertheilen.

„Haben Sie verstanden? Den Stall sollen Sie räumen!" wiederholte Jakob.

Dem Herrn schien das einigen Spass zu machen, er stieg behaglich aus dem Wagen und sagte: „Herr Verwalter, hier stelle ich Ihnen meinen Compagnon, Herrn Jakob Hausler vor.

Jetzt wurde Frank wieder lebendig und machte eine Verneigung. Aber sie war zu tief gerathen — der Kopf stand tiefer als der Rücken, und das besagte auch etwas. Jakob war schlau genug, um auch diese Zeichensprache nicht ganz misszuverstehen.

Äußerlich änderte dieses Ereignis nicht viel auf Finkenstein. Der junge Mitherr machte sich mit den Pferden zu schaffen, oder mit den Taglöhnern. Vor allem hatte er sich beim Krämer in Gug ein Notizbuch angeschafft, in welches alle wirtschaftlichen Dinge, besonders Einnahmen und Ausgaben aufgeschrieben wurden. Frank wollte von dieser Zeit ab nicht mehr am Tische der Herrschaft speisen, er müsse stets bei den Arbeitern sein und sie überwachen. Besonders abends des Feuers wegen. Wenn er nicht zur Stelle gewesen wäre, läge Finkenstein seit acht Tagen als Schutthaufen da. „Lag der besoffene Zigeuner im Stroh und rauchte die Pfeife!"

Und gelegentlich, als Frank über die Leistungen der Tagwerker Bericht erstattete, fragte Sebald: „Ist die Zigeunerin noch da?"

„Die alte und die junge."

„Sagen Sie, Frank, was halten Sie von den Zigeunerkünsten? Von den Heilkünsten? Es ist ganz verdammt. Sie wissen ja, der

Eistropfen, ich bringe ihn nicht los. Man sagt, so ein Egypterweib hätte geheime Mittel."

„Wer glaubt, wird selig", antwortete der Verwalter. Er war auffallend wortkarg und zurückhaltend geworden. Wenn Jakob ihn über dies und das befragte oder sonst zur Rede stellte, so gab er keine Antwort, oder eine spöttische. Und als jener eine Zifferbelegung über die Tagwerker verlangte, sagte Frank kurz ab, die lege er vielleicht einmal dem Herrn und niemand anderem. Das beobachtete Sebald, und sachte begann der Verdacht zu wachsen.

Jakob forschte bei den nachbarlichen Bauernhöfen, wie sie es treiben. „Wir müssen von ihnen lernen, anstatt sie von uns", sagte er. Man sehe ja, wie sie's machen. Kein einziger der Grundbesitzer im ganzen Breitengruberkessel spiele den Herrn oder halte sich einen Verwalter. Jeder arbeite als der erste und der letzte mit seinen Leuten, und esse mit ihnen und trage dasselbe Gewand. Bauernhäuser, wo es so sei, stünden fest, die andern purzelten. Finkenstein sei freilich ein besonderes Ding, ein zweiköpfiges Kalb, halb Bauernhof, halb Herrschaft. Bauer und Knecht könne man sein zu gleicher Zeit, Graf und Knecht nicht. Und wenn er alles Geld hätte, um was die hohen Herren von ihren Verwaltern betrogen würden, er könne sich dafür das Königreich Baiern kaufen.

Ja, wenn das so wäre, meinte Sebald, da müsse freilich an eine Änderung gedacht werden. „Arbeite gelegentlich mal einen Wirtschaftsplan aus, Jakob, dann sprechen wir darüber."

Da ward Jakob unmuthig. — Immer Pläne machen und sprechen? Anfangen soll man, zugreifen soll man. „Nicht im Fragen und Wägen, nur im Wagen ist Segen."

Und plötzlich war das Verhängnis da, das unvorhergesehenste und schrecklichste — Finkenstein in Schutt und Trümmern.

Da standen sie an jenem schwülen Juliabende im Zimmer, die „Brüder Hausler". Das Licht war ausgelöscht, Sebald stand an dem einen Fenster, Jakob an dem andern. Die Fenster waren offen, sie schauten hinaus in die stille, todte Nacht. Die Luft war schwer zu athmen. Vom Bache herüber hörte sich das Rieseln des Wässerleins, das fast versickern wollte, denn es hatte wochenlang nicht mehr geregnet. Und doch flüsterte es herüber. Hinter fernen Höhen zuckte manchmal ein leichter Blitzschein.

Sebald war in weichmüthiger Stimmung. Er gieng leise zum andern Fenster hinüber, wo Jakob stand. Er hätte gerne den Arm um seinen Nacken gelegt, er dürstete nach einem zärtlichen Worte. Manchmal

früher hatte er geträumt: wenn der Junge das liebe Haupt nur einmal hinlegen wollte an seine Brust, wenn er es nur einmal an sein Herz ziehen könnte! Daran dachte er jetzt, als er im Dunkeln neben ihm am Fenster stand. Aber es geschah nur, dass er mit seiner Hand leise Jakobs Arm berührte; der Bursche schien es nicht zu merken, er schaute hinaus und schwieg. Die Blitze in den Wolken am Horizont zuckten in kurzen, dünnen Feuerstäbchen senkrecht auf und ab. Und alles blieb still. Hoch am Himmel die flimmernden Sterne.

„Nicht wahr, kommen wird nichts?" fragte Sebald leise.

„Ich hab' mir's gedacht", sagte Jakob. „Es sind die Schwalben so niedrig geflogen, den ganzen Tag."

Dann schwiegen sie wieder und blickten hinaus in die Nacht. In tiefer Ruhe lag der Hof nach dem heißen Tage. Selbst der Springbrunnen im Garten lag dahin, denn das Vieh hatte alles Wasser ausgetrunken oben im Behälter. Nur ein Rieseln vom Bache her.

„Ja, mein lieber Jakob, so geht's auf der Welt?" seufzte Sebald. Es war ihm allzubange, er musste Menschenstimme hören.

„Ich will doch schlafen gehen", sagte Jakob. „Gute Nacht!"

Sebald tastete nach seiner Hand: „Wenn du schon gehst — schlaf' wohl!"

An der Thür war Jakob ein wenig stehen geblieben und hatte leise gesprochen: „Gute Nacht, Vater!" Dann gieng er auf sein Zimmer, lehnte sich an den Schrank und dachte: das war nicht gut, was ich jetzt gethan habe. —

Ohne Licht anzuzünden, gieng auch Sebald zu Bett. Der Schreck hatte ihn zittern gemacht. Das Blut war heiß in alle Fingerspitzen und in den Kopf gezuckt, und so heftig, dass es weh gethan hatte. Endlich! Endlich dieses Wort! — Jahrelang hatte er es ersehnt und — gefürchtet. Und auch er fragte jetzt: War das gut? War das gut, Jakob? — Auch das! Auch das ist Qual.

Schlafen konnte er nicht. Die Luft! Es war keine Luft da, um athmen zu können. Ohne Decke, kaum mit leichtem Linnen überhüllt lag er. Das Blitzen war häufiger geworden. Immer wieder sprangen die Zimmerwände mit den Bildern und der Uhr grell vor ihm auf, um dann plötzlich wieder in Nacht zu versinken. Die Scheine waren gelb, grünlich, manchmal fast weiß, immer in kleineren Zwischenpausen, endlich verschwanden sie kaum mehr, sondern glühten ununterbrochen fort. — Sebald musste endlich doch ein bisschen eingeschlummert sein, er verlor sich ein Weilchen, um wieder durch die glühenden Schläge geweckt zu werden, die an sein Auge prallten. Fort und fort lohten die Lüfte und manchmal war's wie ein Donnerrollen aus der Ferne. Sebald konnte es nicht mehr aushalten, er stand auf und blickte neuerdings zum Fenster

hinaus. Am Himmel wogten Wolken und hinter den Bergen stieg eine schwefelgelbe Wand auf. Aus den Büschen heraus war es, als rühre sich irgendwo ein einziges Blatt. Alles schläft im weiten Hause, nur einer wird morgen zerfahren und zerrissen sein, und nach solchen Nächten ist die Zeit, da friedlose Menschen ihre Selbstmorde begehen. — Nun schlief er unversehens. Auf dem Lehnstuhl war er eingeschlummert. Aber grausam wurde er geweckt von einem schmetternden Knall. Der Fensterflügel schlug heftig hin und her, in den alten Bäumen toste es, das Grauen des kalten Tropfens rieselte durch seinen Leib. Er schloss das Fenster, aber die Scheiben zitterten vor den Schlägen, vor dem Sturme draußen. Sebald suchte den Winkel am Kamine auf und besann sich, ob das Schloss Blitzableiter hätte. Er konnte sich nicht erinnern. — Das soll ein Tod sein, von dem man nichts weiß, so urplötzlich. Jetzt ist man noch, denkt man noch, bangt man noch — und auf einmal nichts. Aber, warum hat man denn Angst, wenn es so ist? Es wird einem doch nicht leid thun um ein solches Leben? — Dann fiel es ihm ein, ob jenes junge Weib wohl auch so gerne gestorben sein mochte? Und fiel ihm ein, ob es nicht irgendwo einen alten Mann gebe, der vielleicht ebensosehr nach dem Worte „Vater" dürsten mochte. — Und diese Gedanken peinigten ihn. —

Das Getöse wurde immer mächtiger, es ächzten die mächtigen Trambäume an der Zimmerdecke. Wie! Durch das wüste Brausen, hört man nicht Menschenstimmen? Es war wie ein kurzer, greller Schrei gewesen. Sebald gieng wieder ans Fenster. Bei den grün und schwefelgelb lohenden Lüften sah er, wie die Baumwipfel rasten, da waren sie schon verschleiert in Wasserstürzen. Und dann die unermesslichen, die unversiegbaren rauschenden Wasser. Vom Dache nieder brach ein langer, dunkler Körper und nachgoss ein Schleier, der alles verdeckte. Die Dachrinne war gebrochen und der Sturm warf die Güsse ans Fenster. Wieder ein Schrei. Vom Hofe kam er.

„Das Wasser! Das Wasser ist da!"

Sebald warf ein Kleid um und eilte in Jakobs Zimmer. Der Junge war schon fort. Sebald lief hinab, und nur mit aller Anstrengung konnte er das große Thor öffnen; das daran drückende Wasser, nun schoss es auch schon herein in die Vorhalle, und der Wind pfiff wie hundert schwingende Peitschen. Im Hofe giengen Männer mit Laternen umher, deren Lichter in den Pfützen sich zuckend spiegelten. Sebald watete hindurch und rief nach Jakob.

„Der ist beim Vieh!" schrie der alte Simon, der mit einer langen Stange das untere Hofthor aufzustoßen suchte, um dem Wasser Abfluss zu geben.

„Zur Brücke sollen sie hinauf!" rief jemand.

„Ach, lasset jetzt die Brücke!“ sagte Sebald, „die mag hin sein.“

„O mein gnädiger Herr!“ schrie der alte Simon, „wenn sie hin wäre, wolle es Gott! Wenn die Brücke nit bricht, so ist es aus mit uns.“

Und einer der Welschen berichtete mit allen Geberden des Schreckens, an der Brücke habe es Treibholz angeschwemmt, das Wasser könne nicht durch und ergösse sich schon zum Schlosse herab.

„Zur Brücke hinauf, Männer!“ schrie der Alte. „Nehmt's Krampen und Hacken mit, nehmt's Pulver mit!“

„Wo ist der Verwalter?“

„Der wird schon oben sein!“

Jakob jagte die Rinder aus den Ställen, die Pferde, doch als diese zwischen Scheune und Schoppen hinauswollten, schreckten einige mit wilden Sprüngen zurück. Ein hohler surrender Ton drang herein, wie man ihn noch nie gehört hatte.

„Ins Haus! Ins Haus! Das Wasser ist da!“ lärmten Leute, die mit Fackeln erschienen waren.

„Nit ins Haus!“ schrie der alte Simon. „Auf den Rain! Auf den Rain! Auf den Rain!“

Während sie durch die quirlenden Tümpel und gießenden Fälle nach dem höher gelegenen Rain flüchteten, begannen die Fluten schon zu den Fenstern der Erdgeschoße hineinzugurgeln und an den Ecken und Grundfesten lockerte sich Stein um Stein. Die Blitze leuchteten zu allem: wie das Hausgeräthe im Hof um sich selber tanzte, wie es hinausglitt durchs Thor und rasch davon, wie Säulen fielen und Mauern lautlos niedersanken, zu allem leuchtete der Blitz. Im Hause waren noch einige Weiber, kreischend und jammernd warfen sie ihre Kleider zu den Fenstern hinaus ins Wasser, dann die leeren Koffer nach, dieweilen sie selber in höhere Stockwerke flüchteten.

Sebald, halb betäubt, taumelte so dahin. Er fühlte sich kaum mehr aufgeregt; wenn er später nachdachte, wie ihm zur Stunde gewesen, so erinnerte er sich fast nur an die Stimmung eines Zuschauers. Er wusste nichts mehr von Wind, Regen und Hagel, oder dass er Anordnungen getroffen oder selbst mit Hand angelegt hätte. Er stand oben und schaute her auf die mit dämonischer Gewalt sich entwickelnde Verheerung. Umso öfter hörte man die Stimme Jakobs, und jemand sah ihn ringen mit einem Pferde, das wild geworden, ins Verderben wollte. Die zwei Magyaren wateten im Wasser umher und däuchten sich viel zu leisten, wenn sie mit ihren hochgehobenen qualmenden Lunten zeigten, wie die Bauwerke stürzten, die Wägen, Karren, Pflüge davon getragen, die schrecklich röhrenden Thiere von den Wogen fortgerissen wurden. Auf der Mauer des Gartenwarmhauses stand ein brauner Gesell, bestrebt, mit einem Krampen allerlei Gegenstände aus dem Wasser zu haken. Dann

untersuchte er rasch die Beute, ob sie gut genug wäre, um sie für sich zu verbergen.

Endlich graute der Tag. Er enthüllte erst ganz den Jammer. Die Gebäude, die Einfriedungsmauern, die noch ragten, die Bäume, der Wildpark hin und hin — alles stand in einem unendlichen braunen See. Wo er ruhig war, da drehten die Sachen sich langsam um und um, wo reißende Strömung war, da glitten die Geräthe rasch dahin. Die Luft war ruhig geworden, aber ununterbrochen regnete es aus bleigrauem Himmel. Über den Tahlgrund hin rollte das hohle Donnern der wogenden Wasser.

Die Leute besannen sich, ob jemand fehle. Der Verwalter! Er war nirgends zu sehen, auch nicht oben am Bergbach, wo Bauern aus der Nachbarschaft mit Lebensgefahr arbeiteten, um die Brücke einzureißen und dem stauenden, zum Schlosse niederfahrenden Wasser regelrechten Abfluss zu verschaffen.

Da wurde Sebald gewahr, dass im inneren Hofe noch Rinder schwammen, hoch über die Flut reckten sie ihre Köpfe und röhrten gräßlich. Wo ein Kopf niedersank, da gurgelte das Wasser in Blasen. Einige der Thiere wurden an die Ecke getrieben, wo sie angstvoll mit ausgreifenden, strampelnden Beinen Stütze suchten, bis auch sie hinausgetragen wurden auf die fürchterliche See, wo die todten Körper dahinrannen. Sebald sprang vom Rain auf eine Terrasse, von dieser konnte er den rückwärtigen Theil des Schlosses erreichen. Er versuchte auf sein Zimmer zu kommen, um Papiere zu retten, aber es war die Treppe eingestürzt und der Schutthaufen lag im quirlenden Wasser. Er kehrte um, wieder ins Freie. Und nun sah er, wie plötzlich der rückwärtige Giebel des Gebäudes wankte. Nur wankte, dann blieb er schief geneigt stehen. Und dort — außerhalb der Hofecke, war dort nicht ein Mensch, der im Wasser zappelte? Der bemüht war, ein widerstrebendes Maulthier den Fluten zu entreißen? Das Thier hatte noch den Kummetriemen um den Kopf, bei dem fasste es der kühne Mensch; selbst in der Flut schon gleitend, das Haupt noch mühsam emporhaltend und eingedrungenes Wasser aus der Kehle sprudelnd, so zerrte und riss er, um das Maulthier gegen die Gartenmauer ans Ufer zu bringen.

Dem Schlossherrn schien, Jakob sei es. Es sah nun klar, Jakob war es. Er rief ihm zu, auszuhalten! Er schrie schmetternd laut! Jener hörte nichts und rang. Sebald gieng ins Wasser. Es stieg ihm bis zum Knie, bis zu den Lenden, bis zur Brust, es hob ihn empor; noch ein Stoß nach vorne, da erhascht er den Riemen des Maulthieres und reißt es mit sich ans Ufer. Jakob ist verschwunden. Weiterhin reckt sich ein Arm aus dem Wasser, Sebald läuft die Mauer entlang. „Nicht hineinspringen! Nicht hineinspringen!“ ruft man ihm zu — er springt

hinein. Er sinkt sofort unter, taucht auf, sinkt unter, so treibt es ihn hin gegen entwurzelte Baumstämme, noch einmal sucht er den Kopf zu heben, aber im gießenden Wasser ist alles verschleiert. Er kann noch denken: Also das! Also jetzt — — dann nichts mehr. —

Wir finden eine merkwürdige Tagebuchstelle, die auf diese Stunde Bezug hat. Sie lautet: „Es war wieder einmal gestorben. Fast so viel als gestorben — alles abgethan. Leute, die uns in die ewige Ruhe schicken, werden bestraft. Und die uns ins Elend zurückschleudern, gegen unseren Willen, sollen frei ausgehen? Aber Jakob hat sich gerächt. Ich hatte ja einst auch nicht gefragt, ob es ihm recht sei ....“

Ein absonderlicher Tanz war das gewesen, im Wasser. Jakob hatte sich auf einen schwimmenden Baumstamm geschwungen, von da aus in nächster Nähe den untergehenden Mann gesehen und nach ihm niedergegriffen. Sie rangen miteinander und jeder soll in diesem Augenblick die Empfindung gehabt haben, als wolle ihn der andere verderben, bis gleichsam der Instinct die Aneinandergeklammerten an das Ufer warf.

Nun lag Sebald hingelehnt an eine alte Ulme, sein Gewand, sein Gesicht voller Schlamm, und Schlamm ringsum. Leute umgaben ihn und einer kraute ihm mit dem Sacktuchknollen Sand und Schlamm aus dem Munde. Aber auch mit einem andern beschäftigten sie sich, der weiters abseits lag im Gesträuch.

„Der gnädige Herr wird uns bleiben“, sagte einer, „er hat wollen den Bruder herausziehen und hat das Maulthier erwischt. Darauf ist er noch einmal hinein, nachher hat ihn der junge Herr herfürgebracht. Tapfere Leut'!“

Das war so schön, wie eine Leichenrede. Aber Sebald lebte.

„Auch der junge Herr bleibt uns!“ rief jemand in der andern Gruppe.

Zu den Fenstern hat man sie hinein schaffen müssen in ihre Zimmer, die unversehrt geblieben waren. Sie erholten sich beide rasch. Schon am nächsten Tag saßen sie am Fenster beisammen, aber ihr Gespräch stockte und wollte nicht in Fluss kommen.

„Die Pferde sind hin“, sagte Jakob.

„Finkenstein ist ruiniert“, entgegnete Sebald.

Dann Schweigen.

„Du hast das Maulthier herausgezogen“, sagte Jakob.

„Ich muss lachen“, sprach Sebald. Lachte aber nicht.

Dann wieder Schweigen.

Der alte Simon kam herein. Über eine Leiter hatte er Nahrung heraufgebracht.

„Wie sieht's aus im Hof, Simon?“

„Es ist nit zu sagen, Herr. Halt auch ein Menschenleben wird's gekostet haben. Der Herr Verwalter wird vermisst. An der Brücke hat man seinen Hut gefunden."

Dann stieg der Alte wieder hinab.

„Der Hut ist gefunden."

„Er wird leer sein."

„Was denkst du, Jakob?

„Das allerbeste."

Lange jedoch blieb Jakob nicht sitzen auf dem Zimmer. Nun hatte er kaum mehr zu klagen, dass es nichts für ihn zu thun gab. Die Verwüstung war unbeschreiblich. So groß war sie, so gar alles zerrissen, zerstört, so unmessbar war das Wirrsal, dass Sebald sagte: „Mir ist ordentlich wohl ums Herz."

Denn übergroßes Unglück macht auch ruhig.

Das Schloss stand noch, mit Ausnahme weniger gebrochener Wände. Von den Wirtschaftsgebäuden standen Theile, aber sie waren halb verschüttet und verschlammt, stellenweise begraben in Sand und Schutt und in das angeschwemmte Gewüste von Baumstämmen, Sträuchern, Gewurzel, Scheitern, Heu, Garben, verklemmten Brettern und Zimmerbalken. Hie und da eingeklemmt ein todtes Thier, mit gebrochenem Auge ins Nichts hinausstarrend. In den Tiefungen standen noch die Tümpel, durch den Hof schoss noch ein trüber Bach herab, der von der Brücke her einen wüsten Graben gerissen hatte. An den Bäumen des Wildparkes hieng Stroh und anderer Wust. Um die schöne Marmorgruppe der Aphrodite war eine gelbe Lache, in der Kröten hin- und herpatschten. Aus Gug und anderen Ortschaften waren Leute gekommen, standen da und betrachteten die Verwüstung. Sie äußerten Meinungen und Rathschläge. Einige sagten, der beste Rath sei: davonlaufen. Andere erklärten mit etwelchem Behagen, sie wären bloß einmal neugierig, was der Finkensteiner jetzt beginnen würde.

Als Sebald lange auf den Ruinen hin- und hergestiegen war, kam ihm vor, als sei das eine ersprießliche Arbeit gewesen. Auf seinen früheren Gängen durch die Wirtschaftsgebäude hatte er nie so viel erfahren, als diesmal. An der Linde traf er mit Jakob zusammen. Diesen fragte er leise: „Was werden wir jetzt machen?"

„Ich hab' mir's schon ausgedacht."

„Hast du gehört, was die Leute munkeln? Sie sagen, der Frank wäre —"

„Glaubst du's jetzt?"

Es gieng das Gerücht, dass in der unteren Au ein angeschwemmter Mensch gefunden worden wäre. Aber ein Mann, der im Holzhandel umgieng, erzählte, dass er den Frank drüben bei Kieshofen gesehen hätte.

Freilich nur mit einem Blick, denn als er zur Thür einer Steinschläger-hütte hineingetreten, sei jener zum hinteren Thürchen hinausgehuscht. Er habe zu den Leuten noch gesagt, das müsse ja der Verwalter von Finkenstein gewesen sein. Sie behaupteten, ihn nicht gekannt zu haben. Weiter keine Spur von dem Mann.

Die Taglöhner meldeten sich beim Schlossherrn. Sie sähen, dass hier nichts mehr zu machen sei und bäten um ihren Lohn.

„Ihr seid doch wöchentlich ausbezahlt worden?"

„Für die erste Woche ja. Seit einem Monat haben wir nichts mehr bekommen."

Sebald begehrte derb auf. Das könne jeder sagen. Der Verwalter habe die Arbeiterlöhne regelmäßig in die Hand bekommen, um sie auszuzahlen.

Sie zuckten die Achseln. „Wenn's der Herr nicht glauben will, müssen wir unser Recht anderswo suchen."

„Wir glauben es euch ja", sagte Jakob.

Dann suchten sie geschäftliche Aufzeichnungen, aber es fand sich nicht ein Blättchen. „Das Wasser wird's vertragen haben", sagte Jakob nicht ohne Schalkheit.

Sebald wollte nicht vergessen, dass Frank für Finkenstein auch viel geleistet habe. „Er hat immer das Beste gewollt und man muss nicht gleich das Schlimmste annehmen."

„Eben, weil er das Beste genommen hat, müssen wir das Schlimmste annehmen", entgegnete Jakob fast lustig. Übrigens mochte er es dem Sebald weiter nicht unter die Nase reiben, wie sehr dieser mit seiner Vertrauensseligkeit aufgesessen war, und müsse man, meinte er, noch alle zehn Finger abschlecken, den Mann so billig losgeworden zu sein.

Der Junge kam nicht in die Lage, auch nur einen Finger „abzuschlecken".

Da fuhr er mit dem geretteten Maulthier und einem ausgegrabenen schiefwinkeligen Karren hinüber nach Gug, um Lebensmittel zu holen. Und dort ward ihm mitgetheilt, dass Frank seid Jahr und Tag Mehl, Fett, Obstwein, Reis und Salz auf Credit genommen hatte. Alles stand unbezahlt in den Büchern. Ferner kamen Maurer und Zimmerleute zum Schlossherrn und fragten an, was es nun mit ihrem Guthaben wäre? Der Herr Verwalter hätte sie immer vertröstet, hätte ihnen für das Zuwarten Zinsen versprochen, höher als je eine Sparcasse zahlen könne. Nun die Veränderung eingetreten, wollten sie sich doch bekümmern um ihre Sache.

Immer wieder versuchte es Sebald, die Leute an Herrn Frank zu zu verweisen. Der habe das Geld zur Auszahlung pünktlich bekommen

und wenn sie sich von ihm hätten beschwatzen lassen, so wäre dies ihr eigener Schaden. Und wo der Mann sich gegenwärtig befinde, das wisse die Herrschaft Finkenstein eben auch nicht, Frank habe durch die Flucht den Vertrag gebrochen, somit sei er nicht mehr Verwalter auf diesem Gute, also könne Finkenstein auch nicht für ihn verantwortlich gemacht werden.

Die Gewerbsleute lächelten nur über solche Ausflüchte und meinten sehr bescheidenen Tones, darüber wollten sie an dieser Stelle kein Wort weiter verlieren. Jakob gieng mit ihnen anders um, er bat sie nur um Geduld von einer Woche, dann würden sie das ihrige endlich erhalten. Schuldner sei die Herrschaft Finkenstein, das stehe fest wie der Amboss beim Schmied.

Er baute nämlich auf die Versicherungssumme, die für alle zugrundegegangenen Güter sofort ausbezahlt werden musste. Die Anzeige der Verheerung war ja gleich gemacht worden, aber es traf weder die Schätzungs-Commission ein, noch das Geld. Die Versicherungsscheine, die beim Notar liegen sollten, waren nicht vorhanden. Frank hatte gar nichts versichern lassen, sondern die Prämiengelder eingesteckt.

Endlich erschien noch der alte Ehrenpreis, ein Getreide- und Holzhändler, und zeigte höflich einen Schuldschein mit dem Gutsstempel Finkenstein auf, in welchem diese Herrschaft sich verpflichtet zur Rückerstattung von fünftausend Gulden binnen drei Jahren und zur Zahlung von zehn Percent Zinsen. Frank hatte das Geld heimlich aufgenommen und unterschlagen.

So war der Verwalter Lebrecht Frank ein interessanter, viel gesuchter Mann geworden und an seine Verunglückung beim Hochwasser wollte kein Mensch mehr glauben — es wäre zu schade um dieses wirthschaftliche Genie. Sebald aber schrieb in sein Tagebuch: „Ruiniert! Das heimelt an. Das riecht nach Welt.“

Auf Finkenstein wohnten noch vier Personen. Die „Brüder Hausler“, der alte Simon und eine alte Magd. Der Alte sagte, er hätte sich's für seine letzten paar Jahre gerne bequem gemacht und im Armenhause Unterkunft gesucht, aber weil er achtundvierzig Jahre lang auf Finkenstein Knecht und Hauswart gewesen sei, auch in guten Zeiten, so wolle er es sich nicht nachsagen lassen, dass er in schlechten Zeiten sein Bündel schnüre. Die alte Magd hatte sich aus Christenpflicht herbeigelassen, den zwei „armen Haschern“ die Suppe zu kochen, den Ofen zu heizen und die Strümpfe zu flicken.

Nun saßen sie einmal draußen auf der Wiese, die fast ohne Schutt war und weideten das Maulthier. Das war ihr lieber Besitz.

Selbst Sebald streichelte es gern. Es war ja sein, ganz sein, er hatte es sich so sehr verdient, dass nach seinem Dafürhalten nicht einmal die Gläubiger ihre Hand darauf legen dürften. Er hatte das Thier ja vor dem Ertrinken gerettet.

„Gelt, dass du eine Freude hast daran“, sagte Jakob. „An dem, was man sich persönlich erworben, hat man immer eine Freude!“

Sebald dachte, darauf ließe sich jetzt ein gutes Wort geben.

„Du Jakob! Hast nicht auch bei diesem Hochwasser du etwas erworben?“

„Ja. Und darum hab' ich dich seither auch lieber“, antwortete der Bursche und schaute ihm treuherzig ins Gesicht.

„Ich war damals sehr böse, dass du mich herausgezogen hattest.“

„Oha, Halbeselein!“ rief Jakob, denn das Maulthier wollte abseits lenken und zerrte am Strick, an dem er es hielt.

„Und hast auch dir nichts Gutes damit eingebracht“, setzte Sebald bei. „Dieses Maulthier, wenn du willst, schlägst du besser los als mich. Du bist gut mit mir, weil du glaubst, es läge bei Doctor Kerbholz noch etwas. Das ist nicht, mein Lieber. Seit dem Wasser ist ganz aufgeräumt worden. Wenn die Gläubiger alle befriedigt werden, so ist das ein Glücksfall. Was willst denn noch mit mir, Jakob? Bei mir heißt es wohl auch: graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich. Ei, Junge, so thue doch, wie es die Knaben machen, wenn sie beim Fischen anstatt der Forelle einen Kopen erwischen. Sie werfen ihn wieder ins Wasser.“

Jetzt sprang Jakob auf. Stramm und zornig stand er da in seinem Reiteranzuge.

„Das ist gottlos, so ein Reden!“ rief er aus. „Warum beschimpfst du mich? Als wäre ich einer, der dem Geld nachläuft. Hättest du lieber von einem andern so schlecht gedacht, als jetzt von mir! Ich hab' dieses Finkenstein schon lang' verflucht und vermaledeit. Schon wie du es gekauft hast, ist's mir gewesen, das nimmt kein gutes End'! Mit deinen Stadtgewohnheiten hast nur Unglück gestiftet bei den Leuten da herum. Und der andere, der Lump, hat dir dabei geholfen. Du bist ein fauler Mensch, der nit weiß, was er will, du gehörst hin, wo du hergekommen bist. — So, das hab' ich dir sagen müssen.“

Sebald tastete nach seiner Hand, als ob er sie aus Dank drücken müsse. „Du hast recht, Jakob, du hast recht“, sagte er dumpfig. „Verachte mich.“

„Verachten nit!“ rief der Bursche heftig. „Wie wir zwei zu einander stehen, das mag ich nit denken, gut bist zu mir gewesen, und zu deinem Bruder hast mich gemacht. Und ich wäre dir doch davongegangen. Aber erbarmt hast du mir so, oder was mich bei dir fest-

gehalten hat. Sebald, solang du keinen Bessern hast, verlass' ich dich nit. — Schau, seit Finkenstein beim Kuckuck ist, hab' ich wieder Hoffnung. Jetzt haben wir nichts mehr, als uns selber. Schau, musst es nit schlecht nehmen, was ich gesagt hab'. Wenn du auch wolltest, du kannst nimmer zurück. Das Hochwasser hat alle Brücken fortgerissen. Wir wollen zusammenhalten, wie zwei gute Kameraden. Schau! Ich hab' ja auch viel verloren." — Sprach es aber nicht aus, dass er die Braunen meinte.

Also redete Jakob und legte seine Ellbogen auf Sebalds Achseln und schaute ihm innig ins trübe Auge. Jetzt, dachte er, muss ich viel thun, um die harten Worte von vorhin wieder gutzumachen.

Sebald waren weder die einen, noch die anderen Worte tief zu Herzen gegangen. Wenig Feuer und viel Asche. Das war seit dem Unglück noch schlimmer geworden. „Was du willst", sagte er nun, „mir ist alles eins."

„Ich weiß schon, was wir thun", sprach Jakob, „Wir gehen ins Sesam hinauf. Dort brauchen sie alleweil Leut! Wir werden unser Brot selber verdienen, gelt, das ist dir recht? Nachher sind wir unser's selbst und brauchen weiter niemand."

Wie aus einer Betäubung erwacht wendete Sebald sein zerfahrenes Haupt und sagte sehr lebhaft: „Gut, Jakob, ich will arbeiten. Ich will kein Hundsfott mehr sein. Ich will arbeiten — was es auch sein mag. Gehen wir hinauf, noch weiter ins Gebirge. Ich will arbeiten, arbeiten!"

Alles lebte und bebte in seinen Mienen, so mächtig war die plötzlich aufflammende Begeisterung, und den ganzen übrigen Tag murmelte er noch hundertmal: „Ich will arbeiten!"

Im Tagebuche steht: „Nein, seine Verachtung wäre nicht zu ertragen. Er ist mir jetzt Freund, Bruder, Sohn — Vater. Seine Hand fahren lassen und ich bin verloren. Er soll einmal sehen! Ich will arbeiten. Wenn schon nicht Steine graben, so kann ich doch Mineralogie treiben. Wenn schon nicht Gras mähen, so kann ich doch die Pflanzen studieren. Naturgeschichte, Volkskunde, Alpinistik — ein neues Leben! Wie einen zerschlagenen Giftkrug lassen wir Finkenstein an der Straße liegen und gehen nach Sesam. Ein Mensch, der kaum vierzig ist!" —

Im Schlosse meldete sich Herr Ehrenpreis, artig, rücksichtsvoll. Er möchte nur mit dem gnädigen Herrn sprechen, nicht mit — dem andern. Aber als er eintrat, schob Jakob in der Thür sich hinten nach. Er wolle auch bei der Unterhaltung sein.

„Nein, Herr von Finkenstein, der Mann ist nicht so schlimm, als sein Ruf!" Mit diesen Worten führte der Händler sich anmuthig ein.

„Sie sitzen auf dem Trümmerhaufen, wie weiland Jeremias auf den Ruinen Jerusalems. Wie soll man da können hart sein. Was werden Sie machen? Ich will kommen zu meinem Geld, und die anderen werden auch wollen kommen zu ihrer Sache. Wie denken Sie, Herr? Werden Sie sitzen bleiben auf Jerusalem, oder werden Sie losschlagen?“

„Wir werden losschlagen“, redete Jakob drein, und die Hand hinter dem Rücken machte eine Faust.

Sebald fragte ernsthaft: „Wollen Sie das Gut kaufen?“

„Warum denn nicht? Sie sind ein zu kluger Mann, als dass Sie aufs Verganten warten. Das ruiniert den Credit. Nach den Lasten, die auf Finkenstein liegen, habe ich mich erkundigt, die sind wild. Herr, die sind wild. Ersparen wir uns die Unannehmlichkeiten und machen wir unter der Hand einen christlichen Preis. Ich bin ein muthiger Mann und nehme das Gut für die darauf haftenden Lasten.“

„Das glaub' ich“, sagte Jakob. „Herr Ehrenpreis, heut' sind Sie umsonst aufgestanden. Finkenstein um das bissel Schulden, das glaub' ich.“

„Schön. Sie haben recht. Es ist einfacher — Ihnen das Gut, mir das Geld.“

„Kommen Sie, bis Ihr Vertrag abgelaufen ist. Jetzt handeln wir nix“, entgegnete Jakob.

„Der junge Herr ist ungemüthlich“, sagte der Händler mit weinerlicher Stimme. „Ich erlaube mir aber, nur beim gnädigen Herrn vorzusprechen. Ein einsichtsvoller Mann. Wir machen was recht ist unter Brüdern.“

„Danke verbindlichst!“ sagte Sebald.

„Bei meiner Treu. Wir alle sind Brüder, nicht wahr? Denken Sie an Hausler und Ehrenpreis, zur weiblichen Seite — spreche ich.“

Sebald war ungeduldig geworden und sagte: „In geschäftlichen Angelegenheiten bitte ich, sich an meinem Compagnon zu wenden.“ Dann gieng er ins Nebenzimmer. Jakob aber blieb ungemüthlich. Er empfahl dem Händler, falls er ernstlich an einen Kauf denke, das Gut näher kennen zu lernen.

„Besser nicht, junger Herr, besser nicht. Es könnte mich gereuen. Vom Dachgiebel bis zum Grundstein —alles verlottert.“

„Ah, Sie haben es also schon besehen.“

„Nicht minder, wie Ihr Soll. Vom Hauptdebet nicht zu sprechen, sind Sie geklagt vom Krämer in Gug auf siebenhundert Gulden, vom Franzwirt auf hundertsechzig, von den Taglöhnern auf hundertdreizehn, von Gewerbsleuten auf sechzehnhundert, von —“

„Wollen Sie nicht trachten, dass Sie weiter kommen?“

„Und von mir auf sechstausend Gulden — ab morgen.“

Als Jakob merkte, mit der Ausübung des Hausrechtes sei hier nicht viel gethan, ließ er sich auf eine Unterhandlung ein. Aber während Ehrenpreis die Kauflust verlor und sein Angebot drückte, steigerte der Bursche seine Forderung hinauf. Endlich sagte er unwirsch, das Gut sei überhaupt nicht feil, und wenn, so gebe es Käufer genug, und seine Zeit die habe er nicht gestohlen. Hierauf empfahl sich der Händler mit dem Ausdruck des Bedauerns, dass der junge Herr mit seinem, wenn auch an und für sich löblichen Optimismus den Vortheil übersehe. Im Hofe, der öde und noch ganz vermuhrt war, stand er eine lange Weile und schaute mit mehrmaligem Achselzucken die Verwüstung an. „Nein, nein", murmelte er endlich, aber doch immerhin so, dass es der vorbeischreitende Jakob vernehmen konnte, „man kann's nicht übers Herz bringen. Es muss etwas geschehen. Zu leid thut es einem, denn ich kann nichts sehen verderben. Leichtsinnig will ich sein!" — Und er begann sein Angebot zu steigern.

Zehn Minuten später war Finkenstein verkauft. Jakob hatte noch einen Überschuss erzielt.

Den Hausler's stand es frei, sofort auszuziehen, oder den nächsten Winter über im Schlosse wohnen zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Sein besseres Ich.

Eine Geschichte von **Josef Willomitzer.**[1])

Der Mann, den wir Nikodemus nennen wollen, besitzt ein besseres Ich, das wirklich ein prächtiger Junge ist, selbstlos, großmüthig, durchdrungen vom menschlichen Solidaritätsgefühle, dabei aber von einem unglaublichen Leichtsinn, der von Nikodemus fortwährend gezügelt werden muss. Aber zum Glück ist Nikodemus ein sehr strammer Herr, der sein besseres Ich immer rechtzeitig zu bändigen weiß.

Wäre dies nicht der Fall, so würde Nikodemus längst ein Bettler sein, so aber wird man ihn, sobald sich die österreichische Kronenwährung vollends eingebürgert haben wird, mit Fug und Recht einen Millionär nennen können. „Es" — so sei der Kürze halber sein besseres Ich genannt — es regt sich in ihm fortwährend und will ihn zu den

[1]) Aus Willomitzers vor kurzem in der deutschen Verlagsanstalt „Concordia" zu Berlin erschienenen „Letzten Geschichten und Gedichten". Der unwiderstehliche Reiz dieser Geschichten zeigt uns neuerdings, wie viel wir an Josef Willomitzer, er starb am 3. October 1900, verloren haben. Wie ein heiteres Abendroth leuchtet der Genius seines Humors uns noch zurück.

Die Red.

unsinnigsten Ausschreitungen der Wohlthätigkeit verleiten. Jeden Bettler am Wege will es beschenkt wissen. „Sieh doch den armen Teufel an“, so ruft es seinem Besitzer zu. „Sieh, wie er klappert in dieser grimmigen Kälte! Sieh, wie der Hunger und die Sorge ihn zernagen! Hilf, Nikodemus, hilf, hilf!“ Aber der besonnene Nikodemus läſst sich nicht hinreiſsen. Er sagt sich, daſs er selber bettelarm werden müſste, wenn er allen armen Schluckern helfen wollte. Einmal aber hat „es“ doch in ihm gesiegt, und das soll hier erzählt werden.

Nach Tisch war's, er hatte sehr gut gegessen, rauchte eine Henry Clay, stand am Fenster und sah hinaus in das Schneeflocken-Gewimmel. Da fiengen er und „es“ miteinander zu plaudern an und Folgendes war ihr Zwiegespräch:

Es: Sieh, wie die kleinen, rothwangigen Jungen mit ihren Schlittschuhen, mit ihren schneeverbrämten Kappen lustig vom Schleifplatze nach Hause geh'n! Erinnerst du dich noch, Nikodemus, wie auch du einst so ein kleiner lustiger Schlittschuhläufer warst? Und wie du eines Tages mitten im fröhlichen Eislauf beinah ein trauriges Ende gefunden hättest? Auf dem Schwanenteich war's, da schwankt plötzlich der Boden unter dir, alles stiebt schreiend auseinander, nur du bleibst zurück und steckst bis zur Brust im eisigen Wasser. Da kommt dein Mitschüler Paul mit einer Stange, er schiebt sie dir zu und klammert sich, selber halben Leibes im Wasser, daran fest! . . . Erinnerst du dich, Nikodemus? Und dieser Paul, dein Lebensretter, der ist jetzt selbst in großer Noth. Es geht ihm schlecht mit seinen vielen Kindern, nun ist es an dir, ihm eine Stange hinzuschieben.

Er: Ach was, es wird so schlimm nicht sein. In dem kleinen Nest, wo er wohnt, lebt man sehr billig. Und die vielen Kinder sind seine eigene Schuld. Wenn er ledig geblieben wäre wie ich . . .

Es: Nikodemus, bedenke: Weihnachten ist nicht gar fern, und du brauchst nicht einmal allzutief in die Tasche zu greifen, um einen Schimmer des Glücks über den armen Paul und seine Kinder zu breiten.

Er: Warum schreibt er mir nicht, wenn er in Noth ist.

Es: Er wagt es nicht . . .

Er: Dummer Bettelstolz hält ihn ab.

Es: Dich aber soll nichts abhalten, dem Menschen zu helfen, der dir das Leben gerettet hat.

So sprach Nikodemus mit der inneren Stimme seines besseren Ichs. Da wird ein Brief gebracht, der dem Streite, warum Paul nicht schreibt, ein Ende macht. Der Brief kommt von Paul, und sein kurzer Inhalt ist: Hilf, Nikodemus, hilf!

Das bessere Ich freute sich gar sehr über diesen Brief, Nikodemus aber zerknüllte das Briefblatt und brummte ärgerlich: „Wollen die Sache

erst mal beschlafen!" Und als er die Sache beschlafen hatte, da wurde ein Compromiss daraus.

„Weißt du was?" sagte er zu seiner inneren Stimme, „nächstens ist der große Ziehungstag, und ich habe eine ganze Menge von diesen Lospapieren. Wohlan, ich schwöre dir's zu: wenn ich diesmal das große Los gewinne, dann soll der gute Paul den halben Haupttreffer haben, so wahr mir Gott zu dem anderen halben helfe! Das wird doch wenigstens für den armen Burschen und seine vielen Kinder eine gründliche Hilfe sein. Wenn schon etwas geschehen soll, dann soll es etwas Ausgiebiges sein. Paul soll sehen, dass er damals keinen Schubjack aus dem Eiswasser herausgezogen hat!"

„Sehr schön, sehr schön", entgegnete das bessere Ich, „allein wenn nun der Haupttreffer nicht kommt? Das ist doch immer eine sehr unsichere Sache . . ."

„Wenn er nicht kommt, dann wollen wir weiter miteinander reden!" sagte Nikodemus. „Indessen es liegt gar kein Grund vor, mit Bestimmtheit anzunehmen, dass der Haupttreffer nicht kommen wird."

Die gute innere Stimme hätte ja gern noch allerlei Einwendungen vorgebracht, aber sie war daran gewöhnt, unterdrückt zu werden, sie fügte sich also, wenn auch mit Widerstreben.

Das Nächste, was Nikodemus that, war, dass er in die Kirche gieng. Ja, das that er, und das thut er nicht selten, denn wenn er auch bisweilen das Jenseits im Verdachte hat, dass es gar nicht vorhanden sei, so pflegt er sich doch in seiner Besonnenheit immer wieder zu sagen, man könne das unmöglich ganz genau wissen, und am besten sei es doch, für alle Fälle vorzusorgen und es sich nicht ganz zu verderben mit dem Jenseits.

Diesmal aber hatte sein Kirchgang einen ganz besonderen Zweck: „Lieber Gott", so flehte er in der Betbank knieend, „thu's dem armen Paul zulieb, und lass diesmal den Haupttreffer kommen! Du siehst ja in mein Herz, und weißt, dass mein Vorhaben rechtschaffen ist! Dem armen Paul, der mich aus dem Eiswasser gerettet hat, thu's zulieb, denn ich hab's ja Gott Lob nicht so nöthig, und es liegt mir weniger an meiner Hälfte vom Haupttreffer, als an der seinigen . . ."

Nach diesem Gebet fühlte Nikodemus eine wunderbare Zuversicht. Er gieng nach Hause und schrieb dem Paul: „Lieber alter Freund! Geld schick' ich dir zwar heute nicht, aber vielleicht nächstens desto mehr. Vernimm: ich habe ein Gelübde gethan, dir, wenn ich nächstens einen Haupttreffer gewinne, die Hälfte davon zu schenken. Und ich habe das feste, frohe Vorgefühl, dass diesmal wirklich" — u. s. w. u. s. w. Das war der kurze Inhalt des Briefes an den armen Paul.

Wie wohl fühlte sich Nikodemus nunmehr, während der grimmige Winter ringsum nach der Pfeife seines Windes die armen Leute auf der Straße hüpfen und tanzen ließ, wie wohl fühlte sich Nikodemus in seinem warmen Pelze und in dem Gedanken an die schöne Weihnachtsbescherung, die er dem lieben Paul und seinen Kindern zu bereiten willens war! Er ward nicht müde, sich alles bis ins kleinste auszumalen.

Aber wie groß auch seine Zuversicht gewesen, so überlief es ihn doch siedend heiß, als der so fest erwartete Haupttreffer wirklich und wahrhaftig kam. „Bei Gott“, rief er dann, „es bleibt dabei: Paul bekommt die Hälfte, natürlich die kleinere Hälfte. Ich habe ja nicht gesagt, dass wir den Treffer in zwei gleiche Hälften theilen werden, und es geschieht in Pauls eigenem Interesse, wenn ich ihm eine mäßig abgerundete Summe sende, nicht die ganze Hälfte, denn wiederholt schon soll es vorgekommen sein, dass arme Schelme, wenn sie plötzlich eine gar zu große Summe Geldes bekamen, vom Schlag getroffen wurden oder überschnappten. Das wäre eine nette Weihnachtsbescherung für die armen Kinder, wenn der Vater vor Freude stürbe oder in den Narrenthurm käme. Nein, nein!“

Und er begann darüber nachzugrübeln, wie viel von Pauls Hälfte in dessen eigenem Interesse abzuzwacken wäre.

Aber da kam er schön an. Sein besseres Ich, das so lang zurückgedrängte, bäumte sich gewaltig auf und wurde sogar grob gegen Nikodemus. „Hüte dich!“ rief es ihm zu. „Hüte dich vor Winkelzügen, denn diesmal könnte dir das schlecht bekommen. Niemand kann genau sagen, ob es kein Jenseits gibt, und wenn du dem Paul nicht alles gibst, was du der Vorsehung versprochen hast, dann kann sich dies an dir bitter rächen!“

Das sah denn auch der besonnene Nikodemus ein. Sein besseres Ich trug den Sieg davon.

Aber unsere Geschichte ist leider noch nicht zu Ende.

Nikodemus war gerade mit schweren Seufzern darüber her, den halben Haupttreffer an den armen Paul abzusenden, da kam ein Brief von der Post. Es war Pauls Antwort auf den tröstlichen Brief, den Nikodemus nach jenem Kirchgang ihm geschrieben hatte.

Mit großer Bitterkeit wies Pauls Brief die Vertröstung auf den zu erwartenden Haupttrefferantheil zurück. „Hol' dich der Teufel! Ich pfeif dir auf deinen Haupttreffer!“ so schloss der Brief.

Da fiel dem Nikodemus ein Stein von der Brust. Die voreilige Großmuth seines Vorsatzes war durch die voreilige Ablehnung unschädlich gemacht. Nikodemus rieb sich vergnügt die Hände. Aber sein besseres Ich war sehr betrübt. Gern hätte es noch einmal das Wort ergriffen

für den armen Paul, aber das gieng doch wohl nicht an. Einem Menschen, von dem er zum Teufel gewünscht worden, zum Dank ein Vermögen zu schenken — so viel Edelmuth kann selbst sein besseres Ich von Nikodemus nicht verlangen. . . .

Leben.

Novelle von **Paul Robran.**[1])

An den Firsten der Häuser kämpfte das schwache Abendlicht gegen die heraufstrahlenden künstlichen Lichtfluten.

Laut lärmte das zuckende Großstadtleben auf der geraden Straße, deren Enden sich im Dunstschleier verloren. Schnurrend sausten die Wagen der elektrischen Straßenbahn und sprühten meterlange blaue und grüne Funken knisternd unter den Rädern hervor; Lastwagen polterten über das Steinpflaster; zwischen ihnen drängten sich die flinkeren Droschken mit ihren weißhütigen Kutschern hindurch.

Auf den Fußsteigen hastete und schlenderte die Menge: Arbeiter in graugrünen, verschossenen Anzügen; Maurer, deren blasse Gesichter vom Steinstaub roth getupft waren und die mit ungeschickten, steifen Schritten nach Hause giengen; hübsche und hässliche Fabrikmädchen ohne Hüte, aber mit modern frisierten Haaren, zu dreien und vieren untergefasst, kreischend, lachend und verlangend, dass man ihnen ausweiche; Männer im bürgerlichen Anzug, von denen viele am ledernen Riemen missmuthig ihren Musterkoffer schlenkerten, den sie nun schon den ganzen Tag von Geschäft zu Geschäft getragen hatten.

Mitten im Treiben des arbeitenden Berlins eilten Soldaten nach der nahen Kaserne, voller Sorge, ob sie sich nichts bereits um ein paar Minuten verspätet hatten.

Auf dem Pflaster brütete die schwüle Luft des Sommertags. Die unteren Fenster der Häuser waren noch geschlossen; aber in den oberen Stockwerken hatte man sie bereits geöffnet, in der vergeblichen Hoffnung, einen frischeren Hauch in die dumpfen Zimmer zu bekommen.

Der Generalmajor Heydeking hatte die Scheiben längst aufgestoßen. Unbeweglich saß er schon seit Stunden an seinem Schreibtisch, die Uniform aufgerissen, die Hände schlaff auf den Knien liegend und den weißhaarigen Kopf mit dem langen blonden Bart tief auf die Brust gefallen, die sich in schweren, keuchenden Athemzügen hob und senkte.

---

[1]) Aus „Das große Schweigen und andere Novellen“ von Paul Robran. Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.

Seitdem er am Mittag den Brief aus dem Cadettencorps bekommen und ihn in ahnungsvollem Schrecken geöffnet hatte, saß er so da und starrte auf das weiße Blatt, das nun im Dämmerlicht für seine blutunterlaufenen Augen nur noch ein Fleck war mit zackigen, bunten Rändern. Die Schrift war nicht mehr zu erkennen.

Schwerfällig tastete er nach den Streichhölzern, nahm eins heraus und strich es an. Das Licht blendete ihn so, dass er die Augen schließen musste und im Dunkeln nach der Lampe griff, deren Cylinder in seinen bebenden Händen gegen die weiße Glocke klirrte.

Nun hatten sich seine geblendeten Augen wieder an die Helligkeit gewöhnt; er konnte die steile Schrift lesen.

Pah, er brauchte den Wisch nicht mehr; er kannte ihn auswendig. Was darin stand, hatte sich ihm glühend in die Seele gebrannt, und die hochachtungsvollen Floskeln von tiefem Mitempfinden eines alten Kameraden, die Tröstungen von schlechter Gesellschaft und Verführung — das war alles fauler Zauber. Der Kuckuck sollte es holen!

Er sprang auf, reckte die mächtige Gestalt und schlenkerte mühsam die eingeschlafenen Glieder, bis das Blut in die Adern zurückströmte. Dann gieng er mit unregelmäßigen Schritten auf und ab.

Der langen Rede kurzer Sinn war eben, dass der Junge gemaust hatte. Einen Thaler! Um einen elenden Thaler war der letzte seines Hauses und seines Stammes zum Dieb geworden, um einen Thaler, den er in Berlin verjubelt hatte mit dem anderen sauberen Früchtchen, dem Wartsleben, den sie schon vor einem Jahr aus dem Corps geschafft hatten. Zu Ende die Soldatenlaufbahn, ehe der Junge sie nur angefangen hatte. Mit achtzehn Jahren, dicht vor dem Examen zu Ende. In den Schmutz gestampft alle Hoffnungen, alle stolzen Träume, aller Ehrgeiz, den er für Erich gehabt hatte. Nun war Erich weiter nichts als ein nichtswürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, jemand, der immer tiefer hinabgleiten würde, um eines Tages in der Zeitung aufzutauchen unter der Spitzmarke „Was Berlin verschlingt".

Der alte Mann ballte die Fäuste, und die Adern an seiner Stirn schwollen an. „Das nicht!" schrie er laut in das einsame Zimmer, „das nicht, und wenn ich's mit eigener Hand thun müsste!"

Hastig trat er an den Schreibtisch, drehte den Schlüssel um und zog den Kasten heraus. Da lag ein kleines Lederfutteral. Er nahm es und drückte auf den unsichtbaren Knopf. Das matte Licht der Lampe blitzte auf dem silberbeschlagenen Griff des Revolvers. Er untersuchte ihn — die Waffe war geladen.

Behutsam legte er sie auf die Tischplatte und deckte sein Taschentuch über das blitzende Ding. Es lag gerade vor dem Bilde seiner Frau, das in einem bescheidenen Rahmen auf dem Schreibtisch stand,

das Bild seiner heißgeliebten, nie vergessenen Frau. Dies war die erste Stunde seit ihrem Sterbetag, wo er sagte: „Gott sei Dank, dass sie todt ist.“

Er zuckte zusammen, hakte mit hastigen Fingern den Kragen ein, knöpfte den Rock zu bis auf die rothe Generalsklappe und zog die Uniform glatt.

Draußen hatte es geklingelt. Es konnte nur eine Ordonnanz sein; aber es konnte auch — Die Fäuste schwer auf den Tisch gepresst, der unter seiner zitternden Wucht bebte, stand der General da und horchte mit angehaltenem Athem auf den schweren Schritt von Laluschek, dem polnischen Burschen, der über den teppichlosen Corridor mit seinen Commissstiefeln nach der Thür stampfte.

Er fasste sich vorn in den Kragen. „Warum kommen sie nicht?“ murmelte er erstickt. „Warum kommen sie nicht?“

Secunden vergiengen. Draußen auf dem Corridor unterdrückt heftiges Sprechen, ein Geräusch wie von ringenden Menschen. Der General nahm die Fäuste vom Tisch und gieng zur Thür, die er aufriss.

Da stand ein junger Officier mit ausgebreiteten Armen vor der Glasthür nach der Treppe, Erich vor ihm und Laluschek in der Ecke, dummes Staunen auf seinem stumpfsinnigen Gesicht.

„Erich!“ grollte der General.

Erich wich zurück und hieng den Kopf, jetzt erst in sein Schicksal ergeben. Willenlos ließ er sich den eisernen Griff am Handgelenk gefallen und hineinziehen in das Zimmer, während der junge Lieutenant hinter seinen Fersen gieng, um ihm die Flucht zu wehren. Von draußen machte Laluschek die Thür zu, behutsam, wie es ihm anerzogen war.

Drinnen ließ der General die Hand seines Sohnes los; er schleuderte sie von sich wie ein ekles Etwas. Erich lehnte sich an den Thürpfosten, das hübsche, leichtsinnige Gesicht von Angst und Scham entstellt, mit zitternden Gliedern.

Durch eine Handbewegung wehrte der General der Meldung des jungen Officiers ab, der stramm vor ihm stand. „Ich danke“, sagte er heiser. „Haben Sie einen besonderen Auftrag?“

„Zu Befehl! Ich soll alle Informationen geben, die der Herr Generalmajor befehlen!“

„Ich — ich danke. Was ich wissen muss, steht in dem Brief. Das andere — wird er mir selber sagen. Sonst noch etwas?“

„Zu Befehl, Herr General. Wir hatten keinen Civilanzug. Darf ich gehorsamst bitten, dass der Herr General uns gelegentlich die Uniform des Cadetten zurückzusenden die Güte hätten?“

„Soll pünktlich geschehen. Ich danke Ihnen.“

Der Lieutenant war entlassen; aber er zögerte unmerklich. Sein Blick irrte von dem harten Gesicht des Alten nach der bebenden Gestalt, die da so haltlos am Thürpfosten lehnte. „Gestatten mir Herr General noch einige Worte", sagte er hastig und leise.

Der General neigte den Kopf.

Der Lieutenant trat zu Erich und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Leben Sie wohl", sagte er laut, „lassen Sie den Muth nicht ganz sinken. Ich war einmal Ihr Erzieher, und ich habe Ihre guten Gaben immer anerkannt, trotzdem ich Sie oft wegen Ihres Leichtsinns warnte. Werden Sie jetzt ein braver Mensch nach der furchtbaren Lehre. Ihr Herr Vater wird Ihnen seine schützende Hand reichen, halten Sie sich an der fest."

Erich bewegte tonlos die Lippen.

„Bedank dich", sagte der General mit eisigem Ton.

„Danke gehorsamst, Herr Lieutenant", stammelte Erich.

Der junge Officier fühlte, dass er kein Wort mehr sagen durfte, dass das schon zu viel gewesen war vor dem strengen Mann, der wie aus Stein gemeißelt regungslos dastand, Hohn in den düsteren Augen. Eine kurze Verbeugung, seine Hacken klappten zusammen, und er war fort.

Als die Thür hinter ihm zugeschlagen war, machte Erich eine hastige Bewegung — ihm nach, der doch wenigstens Mitleid hatte, fort von den blutunterlaufenen Augen des Vaters.

„Du bleibst", sagte der General kurz. „Komm her!"

Erich gehorchte mit einem Ruck. In militärischer Haltung stand er vor dem General in Uniform, der seine Hände auf dem Rücken verschränkte und ihn von Kopf bis zu Fuß schweigend musterte und den Athem schnaufend durch die zitternden Nasenflügel blies. Erich rührte sich nicht.

„Also so sieht ein Dieb aus — Warum antwortest du nicht?"

„Zu Befehl", sagte Erich mechanisch.

Der General lachte grimmig. „Zu Befehl", sagte er mit beißendem Spott. „Hab' ich dir das befohlen, Junge? Ich habe dir befohlen, du solltest mir und unserem Namen Ehre machen. Und was hast du gethan", fuhr er fort, während seine alte Commandeurstimme zu dem schmetternden Klang vor der Front anschwoll. „Schande hast du mir gemacht! Schande! Schande! Schande!"

Erich wich vor den geballten Fäusten und dem furchtbaren Ton zurück.

„Stillgestanden!" donnerte der alte Mann. „Feigling! So sprich doch endlich, du Lümmel! Wie hast du das thun können!"

Erich bewegte die weißen Lippen, vergeblich. „Ich bin nicht allein schuld", sagte er endlich tonlos.

„Wer ist denn noch schuld, Junge?"

Erich stöhnte, dann richtete er sich auf und sah dem Vater gerade in die Augen.

„Du!" sagte er leise.

Der Alte lachte höhnisch; dann sah er Erich wieder von oben bis unten an, wie ein seltenes Thier in der Schaubude. „Darauf — bin ich wirklich neugierig", sagte er mit kaltem Spott. „Erzähle. Aber setz dich erst, denn die Memme zittert wie Espenlaub. Natürlich, alle Diebe sind feig. Dahin setz dich!"

Von seiner strammen Stellung erlöst, die ihm noch den letzten Halt gegeben hatte, knickte Erich auf einem Stuhl zusammen. Er schlug die Hände vor das Gesicht und stützte die Ellbogen auf die Knie, so dass die weiten Ärmel von den mageren Handgelenken zurückfielen.

Der General zog die buschigen Augenbrauen zusammen; die Mundwinkel sanken ihm herab, und er starrte mit gesenktem Kopf auf den Sohn. Wie ähnlich der Junge seiner Mutter war! Dieselben schmalen Handgelenke, das gleiche Oval des feinen Kopfes.

Er griff nach der Wasserflasche, schenkte sich ein Glas ein und trank mit gierigen Schlucken, trank das wilde Schluchzen herunter, das in der Kehle heraufdrängen wollte. Dann gieng er schweigend auf und ab, bis er fühlte, dass er seine Stimme wieder in der Gewalt hatte.

„Sprich", sagte er endlich kurz. „Ich bin schuld, behauptest du. Das möchte ich doch wirklich wissen, wie du das herausdrehen kannst."

Erich nahm die Hände vom Gesicht. Nasse Spuren zogen sich von den Augen herunter zu den zuckenden Lippen, die von Durstqual fast zerrissen waren. „Ich wollte nicht Officier werden. Du hast mich dazu gezwungen. Ich passe nicht da hinein in den Drill."

Der General lachte höhnisch. „Jawohl — ein Maler wolltest du werden — ein Pinseler. Den Unsinn hab' ich dir gründlich ausgetrieben. Und deshalb hast du gestohlen? Du wolltest dir wohl Farbe kaufen, he?"

Erich hieng den Kopf.

„Angesehen!" commandierte der General. „Sag mir die Lüge noch einmal ins Gesicht!"

Erich sah in dumpfem Trotz auf. „Nein, das hab' ich nicht gethan. Aber man will doch auch mal ein Mensch sein, wenn man achtzehn Jahr ist. Wenn wir auf Urlaub waren, hatten alle Kameraden Geld, nur ich hatte nichts."

„Weil du es vorher vernascht hattest — natürlich."

„Sie hatten alle mehr, sie konnten was unternehmen, sie konnten sich amüsieren."

Der General lachte schnaufend. „Also amüsieren wollte sich der junge Herr, was unternehmen. Sehr schön. Und wie hast du dich

amüsiert? In Uniform bist du von mir weggegangen und hast dich bei Wartsleben umgezogen. Mit diesem Hunde hieltest du dich nicht für zu gut zu verkehren. Weiß der Teufel, wo ihr sauberen Bürschchen euch heimlich herumgetrieben habt. Dich hast du selber auf dem Gewissen, und vielleicht auch der Wartsleben."

Erich griff gierig nach diesem Namen. „Ja, es war immer Wartsleben, der mir zuredete. Er hat für mich bezahlt, und zuletzt wollte er nicht mehr. Da hab' ich die Dummheit begangen — es thut mir ja leid, furchtbar leid. Ich schwöre dir, ich wollte den Thaler zurücklegen, sobald ich mein Taschengeld von dir bekam. Cadet Müller zählte sonst niemals sein Geld nach — diesmal hat er's gerade gethan. Und so kam's heraus."

Der junge Mann schluchzte laut auf. Stromweis liefen ihm die dicken Thränen über die blassen Backen.

Der Oberst trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. In seinem strengen Gesicht arbeitete es furchtbar.

So hatte seine Mutter geweint — in der letzten Stunde.

„Sagen Sie ihr nichts vom Sterben, sie ist völlig ahnungslos", hatte der Arzt gesagt. „Lassen Sie sie so still hinüberschlummern — es wird ohne Todeskampf geschehen."

Der Mann hatte von seinem Standpunkt als Arzt gesprochen. Aber er war ihr Gatte; er war für ihre Seele verantwortlich, die er nicht unvorbereitet vor den Richter treten lassen konnte. Nicht ohne Abendmahl durfte sie hinübergehen.

Und er hatte sanft ihre Hand genommen, die schon so kalt war und sie leise gebeten, ganz vorsichtig, ob er nicht zu seinem Trost den Prediger mit dem Abendmahl kommen lassen dürfe, um es mit ihr zu genießen.

Da hatte sie die Augen in wahnsinnigem Schrecken aufgerissen. „Sterben", hatte sie mit heller Stimme geschrien, „ich muſs sterben! Ich will nicht sterben. Du bist schlecht."

Was er auch noch gesagt, wie er gebeten und sie vorzubereiten gesucht hatte, sie hatte ihn nicht mehr hören wollen. In ein wildes Zittern war sie verfallen, und zitternd war sie gestorben, von ihm abgewandt, das Todesgrauen in den brechenden Augen.

Vor zehn Jahren die Frau — heute den Sohn. Er stöhnte laut. Erich hörte es. Ein Hoffnungsschimmer blitzte in seinem vergrämten Gesicht auf. Scheu legte er die Hand auf den Ärmel des Vaters.

„Vater", sagte er stockend, „ich will ja auch ein ordentlicher Mensch werden! Ich gebe dir mein Wort, ich will nun ehrlich arbeiten, ich — ich bin doch nicht schlecht, Vater! Es war ja nur so dumm von mir! Und hätte der Müller nicht gleich gepetzt, wäre es ja auch gar

nicht herausgekommen — die Kameraden waren eklich böse auf den Müller."

Der General fuhr auf und schüttelte die Hand ab. „Schweig! Du bist nicht schlecht? Grundschlecht bist du, du bist nicht nur ein Dieb, du bist ein Feigling. Ob's herauskam oder nicht, das war deine einzige Angst. Vor dir selber hättest du nicht mehr leben dürfen — vor deinem eigenen Ehrgefühl."

„Vater!"

„Und ein Lügner bist du auch. Selbst jetzt willst du mich noch belügen. Du denkst wohl, ich weiß nicht alles? Deine Kameraden waren nicht böse auf Müller, sondern auf dich. Drei Wochen lang hast du den Verdacht auf einem ehrlichen Menschen liegen lassen, ohne dich zu rühren. Du hast es zugegeben, dass die Ordonnanz in Haft saß. Du hättest geschwiegen, wenn er deinetwegen zu einer entehrenden Strafe verurtheilt worden wäre. Du willst nicht schlecht sein? Pfui!"

Er spie Erich vor die Füße, wandte sich kurz um und riss das Taschentuch von der Pistole.

„Da", keuchte er, „wenn du überhaupt noch so viel Muth hast. Bist du auch dazu zu feige, willst du weiterleben trotz der Schande — weißt du, was aus dir werden wird? ‚Von Stufe zu Stufe', so steht immer in den ekelhaften Gerichtsverhandlungen, wenn ein Mensch aus guter Familie im Zuchthaus endet. Mit kleinen Betrügereien haben sie alle einmal angefangen, und als vollkommene Schufte enden sie. Nimm! Wenn ich dich nicht ganz verachten soll!"

Erichs Hand griff nach der Waffe. Stumm klappte er das Kästchen zu und nahm es in die Hand, und dann stand er regungslos im Licht der Lampe.

Der General trat an ihn heran. „Deine Uniform werde ich morgen zurücksenden. Wo dein Herz ist, wird ein dunkler Fleck sein. Bring vorher deine Sachen in Ordnung, geh!"

Erich sah auf. In seinen schönen Jünglingsaugen lag der Blick eines verhetzten Thieres. „Vater!" sagte er flehend.

„Ich habe keinen Sohn", sagte der alte Mann heiser. „In einer Stunde werde ich wieder einen Sohn haben. Dem Todten vergebe ich — dem Lebenden nicht."

Mit gesenktem Kopf gieng Erich.

Mächtig arbeitete es in der Brust des Alten.

„Erich!"

Dann presste er die Lippen fest zusammen und winkte mit der Hand ab.

„Später", sagte er rauh, „später. Geh — mein Sohn!"

Solch eine heiße, bange Angst in dem Wort Sohn — und Erich verstand diese Angst.

Straff nahm er sich zusammen und gieng hinaus ohne einen letzten Blick.

Er gieng. Über den kleinen Corridor, an der Küche vorbei, wo die beiden Burschen saßen und ihre Knöpfe putzten, stumpfsinnig, mit gelangweilten Gesichtern, hinein in das kleine Zimmerchen, das er immer bewohnt hatte, wenn er auf Urlaub zu Hause war.

Es war ein sehr kleines Zimmer und hatte gerade nur Platz für das Feldbett, einen eisernen Waschtisch, einen Schrank und eine Commode.

Laluschek hatte die Lampe auf die Commode gestellt und daneben zwei Flaschen Bier und ein paar Butterbrote. So war es jedesmal, denn zunächst hatte Erich immer furchtbaren Hunger und Durst, wenn er nach Haus kam.

Hunger hatte er nicht, aber Durst! Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Bier — Gott sei Dank!

Er bog den eisernen Flaschenverschluss zurück, die Porzellankapsel sprang mit einem Schnalzen auf, das warmgewordene Bier schäumte heraus. Erich goss es in das Glas und tauchte die brennenden Lippen lechzend in den Schaum.

Ach, wie wohl das that!

Und noch ein Glas, ebenso rasch getrunken bis auf die Neige. Kein Tropfen mehr drin; nur am Rand klebte der bräunliche Schaumstreifen.

Schon wollte er die zweite Flasche öffnen; da fiel ihm ein, dass das ja der letzte Trunk in seinem Leben sein würde, und schaudernd zog er die Hand zurück. Er setzte sich auf den Bettrand und starrte ins Leere.

Sterben!

Er hatte ja sterben wollen in der Nacht, nachdem am Abend alles herausgekommen war, und er so in die Enge getrieben wurde, dass er beichten musste. Keine Waffe hatte er gehabt, und draußen vor der Thür patrouillierte die Wache.

Da hatte er sich zum oberen Fenster hinausgewunden und hinabgesehen in den steinernen Hof hoch oben vom dritten Stockwerk. Als er in die schwarze Tiefe sah, hatte er es nicht gekonnt und war zurückgekrochen in sein Bett. Hätte er es doch gethan! Dann wäre ihm wenigstens die Scene vorhin erspart geblieben, und sterben musste er ja doch.

Erich nahm behutsam die Pistole heraus und setzte die Mündung an die Stirn. Jetzt nur nicht denken, ein leiser Ruck mit dem Finger — und vorbei war's. Nein. Der Vater hatte befohlen, er solle sich ins Herz schießen. In den Kopf war auch dumm. Man konnte vorbei-

zielen und lebte womöglich als Krüppel mit einem Auge weiter. Wo saß das Herz genau?

Die Pistole schlaff in der rechten, herabhängenden Hand, die Linke auf die Brust gepresst, stand er und fühlte sein Herz klopfen.

Da saß es! Wie es dumpf gegen die Rippen pochte.

Also dahin musste er zielen.

Er legte sich lang auf das Bett und legte die Pistole neben sich auf den Stuhl.

Wie's wohl sein würde? Eine Minute oder eine Ewigkeit? Ein rasender Schmerz oder gar keiner?

Sterben!

Er biss die weißen Zähne zusammen. Sterben — und nicht gelebt haben! Nur immer den Hunger nach Leben, das erst anfangen konnte, wenn er aus dem verfluchten Drill heraus war, in dem man ihn um seine Jugend und um seine Kindheit betrogen hatte. Ochsen, immer ochsen, fortwährend unter Aufsicht, und hinter den rothen Mauern lag die Freiheit und das lockende Glück.

Wartsleben hatte die Schande überlebt. Der hatte auch keinen Vater mehr, nur eine gute, kränkliche Mutter, und er kümmerte sich nicht darum, dass sie sich fast die Augen um ihn ausweinte. So ein Hund! Der war an allem schuld mit seinem ewigen: „Komm mit! Sei nicht so dumm! Dein Alter merkt's ja nicht; du musst es nur ein bisschen schlau anfangen."

Sterben!

Ein heißer Schauer überlief ihn, ein Lebensschauer seiner Jugend und seiner Kraft.

Wahnsinnigen Durst hatte er! Er sprang auf und öffnete die zweite Flasche. Ach, wie das wonnig durch die verbrannte Kehle rannte, wie so ein elendes Glas Bier einem schmeckte!

Ordnung sollte er vorm Sterben machen; beinahe hätte er das vergessen.

Er nahm den Schlüssel aus der Hosentasche und schloss den obersten Commodenkasten auf. Da lagen alle seine Heimlichkeiten: ein rothes Band, ein paar Glasperlen, die er Mizi vom Ärmel gerissen hatte, halb bezecht und wahnsinnig verliebt.

Ob er's wohl Mizi schreiben sollte? Oder noch einen Brief an Wartsleben und dem einen Gruß an die schöne Kellnerin auftragen?

Da lag auch noch in einem dünnen, goldgeränderten Couvert die Schnellphotographie: er und Wartsleben in Civil, auf dem Tisch sitzend. Wie ein paar richtige Bummler sahen sie aus, die verknitterten Hüte schief auf dem Ohr und Cigarren im Mund.

Das war alles von dem tollen Nachmittag, zu dem er den Thaler genommen hatte und damit sein Leben verspielt. Wenn ihm das einer in dem Augenblick gesagt hätte!

Und dabei hatte Wartsleben so viel ausgegeben, dass es ihm auf den Thaler auch nicht hätte anzukommen brauchen.

Wo der nur all das Geld her bekam? Denn so viel konnte ihm ja seine Mutter gar nicht geben, wie er bloß alle Tage vertrank und verrauchte.

Er war eben ein ganz gemeiner Kerl. Er spielte mit Gott weiß wem „meine Tante, deine Tante", auch mit Buchmachern und Jockeys, wenn er sonst keinen anderen Kumpanen fand.

Alles, was noch gut und anständig an ihm war, hatte sich immer gegen Wartsleben gesträubt.

So frech saß er da mit einem breiten Grinsen in dem schwammigen Gesicht, das richtige Bummelgenie, maßlos dick durch das viele Biertrinken.

So frech!

Aber das richtige, pralle Leben — und kein Tod.

Herrgott im Himmel! In den Adern diese Kraft, den ganzen Körper so zucken zu fühlen vor Lebensmuth und hineinmüssen in die dunkle Grube um einen einzigen dummen Streich!

Und wenn er es nun machte wie der andere? Rasch die Uniform ausziehen, in den Civilanzug kriechen und hinaus auf die Straße?

Aber wovon leben? Er hatte keinen Groschen Geld, keinen Verwandten und keinen Freund — außer Wartsleben. Der würde ihm für die ersten Tage helfen — und dann?

Auch spielen — meine Tante, deine Tante, gerade wie der andere „von Stufe zu Stufe"?

Aber leben — leben, und nicht sterben müssen!

Mit fliegenden Fingern riss er den Schrank auf und nahm den Civilanzug heraus. Er war ihm zu eng geworden. Die Knöpfe passten nicht mehr.

Da knarrte eine Thür.

Athemlos stand er und horchte. Es war nur Laluschek, der über den Corridor stampfte. Wenn ihn der Vater geschickt hatte?

Nein. Er gieng vorüber, und nun war wieder alles still. Erich nahm den Hut und blieb dann überlegend stehen. Auch nicht einen Groschen Geld hatte er.

Das goldene Kreuz fiel ihm ein, das der Mutter gehört hatte und das ihm der Vater bei der Confirmation als Andenken gab. Wie oft hatte er es in schwärmerischer Inbrunst geküsst, sich in seinem liebeleeren Leben nach der Mutter gesehnt!

Jetzt dachte er nur daran, dass es Gold war.

Ein langes Sammtband hieng daran, an dem man noch die Druckstellen der Schleife erkennen konnte, wo es immer zugebunden gewesen war.

Er steckte das Kreuz in die Hosentasche; als er die Hand herauszog, quoll das Band mit hervor. Ungeduldig stopfte er es zurück, und wieder kam es mit der Hand heraus. Endlich saß es darin.

Auf den Zehenspitzen schlich er hinaus, lauschte einen Augenblick an der Thür des Vaters und schlich weiter zu der Corridorthür, die er mit Herzklopfen öffnete, vorsichtig, sehr vorsichtig, dass sie nicht knarrte.

Nun stand er auf der Treppe und hielt den Thürknopf in der Hand. Das Schloss schnappte hart ein.

Der General hörte es. In einer Agonie von Schmerz hatte er auf den furchtbaren Ton gewartet, der ihm sagen sollte, dass er sich seines Sohnes nicht mehr zu schämen brauchte. War es jetzt eben geschehen?

Aber nein. Das hatte ja lauter klingen müssen, selbst durch die Thüren, und trotzdem er in seiner Qual beide Ohren mit den Händen bedeckt hatte.

Taumelnd stand er auf und tastete sich zu Erichs Zimmer. Die Thür war offen. Friedlich brannte die kleine Lampe. Da lag die Pistole an dem zerwühlten Bett, da standen die leeren Flaschen, und über der Stuhllehne hieng die Uniform. In einem Augenblick hatte es der alte Mann begriffen.

Mit ein paar großen Sätzen stürzte er in sein Zimmer und beugte sich zum Fenster hinaus. Eine Gestalt trat eben aus dem Hausflur und sah sich um.

„Erich!"

Seine mächtige Stimme drang nicht hinunter in den Straßenlärm. Die hellen Wagen sausten und glitten funkensprühend über die Schienen, rasselnd fuhr ein Wagen vorbei, der mit eisernen, knatternden Trägern beladen war. Da hasteten dichte Menschenscharen — und unter ihnen verschwand Erich — spurlos.

Mit einem furchtbaren Lachen, das seinen ganzen Körper krampfhaft erschütterte, stand der General da und starrte hinunter in das Getriebe.

Wieder einer mehr verschlungen von der Großstadt, die täglich so viele kranke Existenzen in ihrem Riesenmund zermalmt. Ob ihn die Flut ganz in den Schlamm wühlte, ob sie ihn noch einmal an die Oberfläche tragen würde, für ihn war der Sohn gestorben in dem Augenblick, als er nicht den Muth hatte, seine Schuld mit seinem Blut abzuwaschen.

Und plötzlich stahl sich in seine Seele eine wilde Freude, dass der Junge nun doch nicht todt war, das Vatergefühl, das er seinem Stande

und seinem Namen geopfert hatte. Zornig über seine eigene Schwäche, kämpfte er es nieder. Für ihn gab es kein Leben ohne Ehre.

Der einsame Mann brach an dem geöffneten Fenster zusammen.

Zu ihm herein drang das Hasten und Rollen und Raunen, der Pulsschlag der Menschheit, die täglich wächst und mehr und mehr die Erde erfüllt, weil sie dem großen Naturgesetz gehorcht, das den Tod mit dem schaffenden Leben überwindet.

Das Ehehindernis.

Eine überflüssige Geschichte von **Rosegger.**

Die Dorfkaufleute schelten sich bei guter Laune selbst gerne „Krämer“. Das vertragen sie ganz gut. Wenn sie aber gelegentlich ein anderer so nennt, das vertragen sie nicht. Und sie haben recht. Sie zahlen Steuer als Kaufmann und gehören wohl auch zur Handelskammer. Also — wenn sie sich selber „Krämer“ nennen, so ist das Bescheidenheit, und wenn sie andere so nennen, so ist das Unverschämtheit. Manche von ihnen reisen jährlich mehrmals in die Stadt, um Großeinkäufe zu machen. Hier nehmen sie einen Sack Reis, dort ein Kistel Zibeben, da ein Fäßlein Kaffee, hier drei Zuckerhüte, dort eine ganze Schachtel mit Zwirn und Bändern, da etliche Buch Kanzleipapier u. s. w. Jawohl! Da sind sie ganz Großkaufmann, dieweilen sie sich daheim natürlich als „gemischte Warenhandlung“ auf den Kleinverschleiß verlegen müssen. Aber das macht nichts. So hatten sie alle angefangen, auch jene Handelsherren, die später in Großstädten ihre riesigen Warenhäuser, in den Häfen ihre Docks und auf den Meeren ihre Schiffe haben.

Der Gustel von Oberbach will's ja auch noch so weit bringen, das heißt, er selber ist mit der Krämerei zu Oberbach vollauf zufrieden, aber sein Sohn einmal, wenn er Glück hat — ! Der Gustel sitzt mit seinem Oberbach in einem Landwinkel, in welchen bisher noch keine Eisenbahn hingefunden hat, so sehr sie auch im Lande umherkriecht durch Berg und Thal, um womöglich alle schönen Ortschaften an ihre Schnur zu fassen. Oberbach duckt sich hinten oben zwischen den Bergen und meint ganz leise, es wäre vortheilhafter, wenn Oberbach auf die Eisenbahn pfeife, als umgekehrt. Und so ist der Gustel noch einer von denen, die mit ihrer Kraxe über Berg und Thal gehen, um in der Stadt die Großeinkäufe zu machen. Dort wusste er gute Quellen. Im Denken und Reden war er sonst etwas schwerfällig und nicht der Geschickteste, aber was das Geschäft betraf, da stellte er seinen Mann, und sein Handel breitete sich aus über unterschiedliche „Branschen“.

So pflegte er auch die Bransch der Sämereien. In einer Vorstadt war ein Gärtner — der, wenn man auf dem Schlossberge stand — ganz gewaltig hereinfunkelte. Das heißt, der Gärtner selber funkelte nicht, auch die Augen seines Töchterleins konnte man ganz so weit nicht funkeln sehen, aber die Glashäuser funkelten, in denen der Gärtner seine Tropenwelt hatte. Also dort fand sich der Gustel öfter ein mit seiner Kraxe, um Samen zu kaufen für die fruchtbare Gartenerde zu Oberbach. Und wenn der Gärtner manchmal nicht zu wege war, so gieng er mit der Mitze so zwischen den Beeten hin, bewunderte die üppigen Kohlköpfe und die leuchtenden Theerosen und die Kakteen hinter den Glaswänden und die —. Es kann nicht mehr länger verschwiegen werden, dass der Gustel ein hübscher junger Mann war und dass die Mitze bisweilen eine rothe Nelke pflückte, um sie ihm ins Knopfloch zu stecken. Sehen Sie, liebe Leserin, und auch diese Nelken bewunderte er. Und wenn er Salatsamen, Kleesamen, Rübsamen gekauft hatte, gab ihm die Mitze als Draufgabe noch ein volles Dütchen mit, da war der „Allerlei-Blümel-Samen“ drin. Er möchte ihn nur einmal säen in seinem Garten zu Oberbach, dann würde er schon sehen, was da hervorkäme!

Und hernach im Frühsommer, als alles im wilden Prangen war im Gebirge, was kam hervor aus dem Samen, den der Gustel in einer Ecke seines kleinen Hausgartens eingehegt hatte? Lauter blaue Vergissmeinnichte und brennend rothe Herzlieberln! — Na, das hat den Gustel nicht schlecht nachdenklich gemacht. Da könnte man ja ein Geschäft machen. Die Nachbarinnen werden gewiss auch gern solche Gartenzier haben mögen, da will er doch nächstens auch Allerlei-Blümel-Samen einkaufen. — Und als er dann wieder in der Stadt war und wieder in der funkelnden Gärtnerei, da kam ihm die Mitze noch viel liebenswürdiger entgegen und fragte, was denn aus ihrem Samen gewachsen wäre? — Ob die Mitze hübsch war? Ich bitte Sie! Ein Gärtnerstöchterlein, das immer mit Blumen und Rosen zu thun hat, und nicht hübsch sein! Die beiden giengen Arm in Arm und saßen in der Laube, und der Gustel fragte sie, was sie meine, ob nicht das Wetter umschlagen würde. Seine Meinung wäre, dass es regnen solle, auf der Straße habe es schon einen abscheulichen Staub.

Ob es in Oberbach auch staubig wäre?

Es wäre auch in Oberbach staubig.

Sie gedenke einmal nach Oberbach zu kommen, um zu sehen, wie er lebe.

Das wäre schön. In Oberbach gebe es aber dies Jahr sehr viele Weißlinge. Dann im Herbste die Raupen. Vor drei Jahren hätten die Raupen ihm fast den ganzen Kohl gefressen.

Sie wollte ihm schon auf den Garten schauen.

Ja, man glaube nicht, was selbst ein Kohlgarten für Arbeit brauche.

So eine eigene Wirtschaft zu haben, das wäre ihre größte Freude.

Sie mache schon auch Sorgen. Wenn's halt wieder einmal regnen thäte. —

Weiter kamen sie nicht.

Im darauffolgenden Herbste erhielt der Gustel in Oberbach einen Korb Pfirsiche „von einer guten Freundin“, wie es auf beiliegendem Zettel hieß. Zu Neujahr kam ein Brief, in welchem sich ein nacktes Kindlein befand. Das Christkind konnte mit diesem Bild kaum gemeint sein, weil das Kindlein einen Bogen und einen Pfeil hatte. Der Gustel wusste nicht recht, was er sich davon denken sollte, versteckte aber den Brief, dass ihn niemand sehen konnte.

Im selbigen Nachwinter kam der Gustel wieder einmal in die Stadt. Der Geschäftsfreund, bei dem er Zwirn, Bänder und rothe Strickwolle einkaufte, hieß ihn niedersitzen, und dieweilen er ihm für den Korb das Paket zusammen machte, legte er gelinde die Frage hin: „Brauchen Sie heuer nicht wieder Gartensamen?“

„Wird eh sein, dass ich wieder einen brauche“, antwortete der Gustel.

„Ich glaube —“ sagte der Kaufmann, dann hielt er ein und guckte den Landkrämer schalkhaft an. „Mich däucht, Sie werden ohnehin schon wieder erwartet draußen in der Gärtnerei.“

„So! Hat er heuer besonders guten Samen?“

„Ich denk' schon. — Gut ist's, da haben Sie Ihre Sachen.“ Damit warf er das Paket in den Korb und setzte sich zu seinem Kunden, zu dem mittlerweile auch eine Flasche Wein gekommen war. Er schenkte zwei Gläser voll.

„Leben sollen's, Herr Gustel!“

„Ebensoviel!“

Sie stießen an und tranken.

„Ah, der Wein ist aber gut“, sagte der Gustel.

„Wollten Sie mich nicht einmal mitgehen lassen hinaus zum Gärtner?“

„Warum denn nicht“, sagte der Gustel. „Der Weg ist breit genug für allzwei.“

„Vielleicht könnt' ich mir einen Pelz verdienen. Wär' mir nicht zuwider, jetzt im Winter.“

„Einen Pelz kann man recht gut vertragen“, antwortete der Gustel.

„Herr Gustel“, sagte der Kaufmann und legte ihm die Hand recht freundlich auf die Achsel: „Vor mir brauchen Sie sich nicht zu

verstellen. Ich weiß ja so schon von der Sache. Ich sage Ihnen das Eine, Sie haben bloß zuzugreifen."

„Ich? Wo?"

„Das Mädel gefällt Ihnen doch!"

„Die Mitze. Ein liebes Mädel ist's, ich sag's gleich, wie ich mir's denke."

„Also machen Sie Ernst."

„Mit der Mitze, meinen Sie?" fragte der Gustel, nicht wenig verwirrt. „Das wird halt doch nicht gehen."

„Wieso nicht gehen? Bis über die Ohren verliebt ist das Mädel in Sie. Und die Alten sagen: In Gottesnamen. Verlassen Sie sich auf mich. Und kriegen ein par Tausend Gulden mit auf die Hand. Nicht zu verachten — was?"

„Wohl wahr, nicht zu verachten", gab der Gustel bei.

„Nun sehen Sie. Und fleißig ist das Mädel auch. Den ganzen Tag auf den Füßen und laufen wie ein Wiesel, im Haus, im Garten, überall, wo's noth thut. Das wird eine Muster-Hausfrau. Sie können keine bessere kriegen."

Der Gustel kratzte sich hinter den Ohren, im aschfalben Haar, und meinte: „Es ist halt so eine Sach'! Es wird nicht gehen. Es wird nicht gehen."

„Sie glauben, dass sich das Mädel nicht auf das Land wird schicken können. Oh, ich sage Ihnen, die schickt sich in alles. Die wird Ihnen das Haus und das Geschäft gerade so gut versorgen, wie den Garten."

Der Gustel trank einmal, wischte sich mit dem Ärmling die Lippen ab und sagte: „Ich glaub's ja, ich glaub's ja. Aber — es ist halt ein Ehehindernis."

„Ja — ist sie Ihnen etwa blutsverwandt?"

„Na, das glaub' ich nicht. Aber, wissen Sie, Herr Grammel", er unterbrach sich und trank, und stellte das Glas wieder hin und wischte sich die Lippen diesmal mit der Rückseite der Hand ab, „wissen Sie, ich bin halt schon seit drei Jahren verheiratet."

Kimmung.

Lieder von Gottfried Nickl.[1])

Kimmung.

Oft auf dem weiten, unbegrenzten Meer,
Wenn See mit Luft verschwimmt zu blauem Licht,
Siehst strahlend winken du von Ferne her
Mit einemmal ein wundersam Gesicht.

Ein Eiland schön, wie nie dein Aug' geseh'n,
Mit Bergen, Buchten, Hafen, Mastenwald.
Du rufst entzückt. Es lacht der Capitän:
„Ja, wie das gleißt und grüßt, — man glaubt' es bald!

„Und doch sind lang wir schon daran vorbei,
Die Kimmung gaukelt vor uns nur den Trug!
Totale Reflexion und mancherlei —
Sie hörten sicher drüber schon genug!"

So locket auch des Sängers Wort hervor
Viel schöne Bilder der Vergangenheit;
Wenn längst manch reiches Eiland sich verlor,
Gibt noch die Spiegelung uns das Geleit.

Was einst die Zeit gebracht an Lust und Qual,
Er hielt es fest, zu Rhythmen hold vereint,
Im Spiegelbild der Dichtung, dessen Strahl
Entschwund'ne Fernen traulich widerscheint.

Es rauscht der Kiel. Da steigt empor es, schau!
Dahingegossen liegt der Zaubertraum,
Verschwimmend in des Himmels Azurblau
Und in der Meereswogen weißem Schaum.

Es ist das Leben — und das Leben nicht,
Es ist die Wahrheit — und doch Trug zugleich,
Die Kimmung treibt ihr Spiel, das Seegesicht!
Sie lockt und schimmert. Tretet in ihr Reich!

Genesung.

Komm her, mein krummer Wanderstab,
Ich will hinaus ins Freie,
Lag lang genug in dumpfem Grab,
Der Monde ihrer dreie,
Aufs Krankenlager hingestreckt,
Mit Salben, Pflastern wohl verpflegt —
Nun kann ich ihrer Thaten
Entrathen!

Du lieber, heller Sonnenschein,
Von dir will ich gesunden,
Du klare Luft so kühl und rein,
Umfächle meine Wunden!
Ihr sollet mir doctores sein,
Ich folg' euch bis aufs Tüpflein,
Will täglich zu euch wallen
Vor allen!

Wie still und tief der Himmel blaut,
Und wie die Knospen sprießen,
Wie grün der Wald vom Berge schaut,
Und wie die Quellen fließen!
Es trinkt das Aug' die Herrlichkeit,
Die es entbehrt so lange Zeit,
Tief saugt die Brust die Lüfte
Und Düfte!

Und Leben, Leben überall,
Soweit die Blicke schweifen,
Mit heller Kehlen Jubelschall
Die Kinder hinterm Reifen;
Die Dämchen heben ihren Rock,
Die Alten wanken an dem Stock,
Die Jungen aber fahren
Zu Paaren.

Bin selber, ach, ein Alter nun,
Muss hinken, statt zu springen,
Doch weiß ich einen Jugendbrunn,
Den will ich mir erringen.
Der soll gar fein vermischet sein
Mit frischer Luft und Sonnenschein,
Und gar voll Kraft und Weihen
Im Maien!

„Geduld!" die liebe Sonne lacht,
„Es wird schon alles werden!
Es geht nun einmal mit Bedacht
Das Gute hier auf Erden.
Heut' kriecht ein Räupchen noch gering —
Wie balde fliegt der Schmetterling!
Verstanden, caro mio?
Addio!"

[1]) Diese Gedichte eines jungen heimischen Talentes glaube ich besonderer Beachtung empfehlen zu sollen. Rosegger.

Narrenlied.

Fortschritt und Wissenschaft,
Bildungsverfeinerung,
Wohlstand, Gesetzeskraft,
Roheitsverkleinerung,
Völkerfried', Weltenglück
Sonnenerhellt! —
Ich blieb allein zurück,
Pfeif' auf die Welt!

Bin just kein Sonntagskind
Grad so wie die.
Frag' wo ich Wahrheit find',
Treffe sie nie.
Fried' und Gerechtigkeit
Erdenvermählt?!
Floh'n wohl schon lange Zeit
Fort aus der Welt!

Höher noch, weiter noch!
Gilt heut' der Preis.
Mütterchen Erde doch
Dreht sich im Kreis.
Sagt, wo Zurück und Vor,
Anfang und End' gestellt?
Kam wer durchs Todesthor
Wieder zur Welt?

Wie sie um's Kalb sich
Wirbeln und drehn,
Sehen schon halb sich
Als Herrgötter stehn!
Täglich gescheiter!
Hui, wie das gellt!
Kommen nicht weiter
Doch auf der Welt!

Komm, alter Weinkrug,
Hervor aus dem Schrank!
Du machst allein klug,
Stark ohne Wank.
Lass nur der Schar
Was ihr gefällt —
Ich bleib' ein Narr
Und pfeif' auf die Welt!

Höhe und Tiefe.

Im Luftballon auf schwanker Gondel fliegt
Der Forscher auf zu unermess'nen Höh'n;
Er sieht des Himmels Blau und Glanz vergeh'n,
Und kaltes Nichts um seine Sinne liegt.

Tief in des Meeres tiefsten Gründen wacht
Der Taucher um versunk'ner Schätze Hort;
Es dräut die See in grauenvoller Nacht,
Das ew'ge Schweigen bricht kein Laut, kein Wort.

Hoch über Dem liegt warmer Sonnenschein,
Tief unter Jenem Leben, Lust und Glück —
Was kann die Höhe, was die Tiefe leih'n!

Das blüh'nde Leben schwand dem Forscherblick,
Die starre Einsamkeit nur hüllt sie ein
Und gibt die off'nen Fragen stets zurück.

Glaube.

Auf der Höhe beim Lindenbaum
Sitzt ein sinnender Greis.
Enkelein spielt am Wegessaum
Lustig nach Kinderweis'.

Hinter dem Berg im Flammenkuss
Sonne schied von der Welt,
Leuchtend streifet ihr letzter Gruß
Über Wälder und Feld.

Kindchen spricht: „Großvater, schau
Dort das goldene Thor;
Hinter dem Wald so dunkelblau
Strahlt es glänzend hervor.

Dort ist der Weg zum Himmel, gewiss,
Gern möcht' den Himmel ich seh'n,
Wo der liebe Gottvater ist,
Und die Engelein steh'n!"

Streicht der Alte mit der Hand
Ihm durch's goldene Haar:
„Nur ein kleiner Hügelrand
Trennt uns davon, fürwahr.

Sitzt auf goldenem Himmelsthron
Unser Gottvater im Saal —
Bist du brav, so kommst du schon
Auch zu ihm einmal.

Hab' einst durchreist die ganze Welt,
Schaute von Stern zu Stern,
Suchte die Kraft, die alles hält,
Suchte des Wesens Kern.

Weiß ward mein Haar, wie Wahnsinn mein Geist,
Irrend und blind der Blick —
Wissen ist Qual, gar trügend umgleißt —
Glaube, mein Kind, ist Glück!"

Natur.

Zur Höhe starren rings die Felsenschroffen,
Zerriss'ne Wände, wild und grau und kahl —
Als läg' ein grüner Himmel drunter offen,
Schmiegt sich an ihren Fuß das reiche Thal.

Natur, du Mutter alles Seins, in Fülle
Hast du gekleidet dich im Thal fürwahr,
Als ob nur Lust und Friede sei dein Wille —

Die muntern Bächlein, die smaragd'nen Matten,
Die gold'nen Felder und der dunkle Wald,
Vom warmen Sonnenscheine überstrahlt —
Hoch um die Schroffen nur weh'n Wolkenschatten.

Doch grau und düster starrt das wüste Kar —
So bist du, wenn du fallen lässt die Hülle,
So groß und hart, so wild und unnahbar!

Föhn.

Der warme Föhn braust in das Land
Und will was Neues bringen.
Der alte Winter hält nicht stand
Dem urgewalt'gen Ringen.
Was Herbst und Frostesnacht gedorrt,
Das dürre Reisig reißt er fort,
Juhei, mit Pfeifen und Singen.

Den Hut vom Kopf, und um die Stirn
Lass brausen Gesell, lass brausen!
Es ist so gut für ein fiebernd Hirn
Im freien, lüftigen Sausen.
Was im Herzen verdorret, modrig und alt,
Die wogende stürmende Lenzgewalt,
Die wirbelt's nach außen, nach außen!

Warum und wie soll man die Trunksucht bekämpfen?

Von **Prof. Dr. Vidmar.**

Auf dem Marktplatze von Athen war bekanntlich eines Tages der Cyniker Diogenes als Kaufmann erschienen. Er richtete eine sehr geschmackvolle Bude auf, über welcher mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Hier ist Weisheit zu verkaufen." Diogenes selbst stand in derselben und lud alle Vorübergehenden mit beredten und feurigen Worten ein, von seiner unschätzbaren Ware zu kaufen. Ein vornehmer Müßiggänger jener Stadt sah und hörte das; er rief seinen Diener und sagte ihm: „Gehe einmal hin und frage den Mann dort, wie viel Weisheit er für drei Sestertien verkaufe." Diogenes nahm von dem Diener jene paar Groschen in Empfang und gab ihm dafür folgende Lehre mit: „In omnibus respice finem. Bei allem denke an das Ende."

Hochgeehrte Versammlung! Dieser schöne Spruch ist wie geschaffen für den heutigen Vortrag.[1]) Wäre nicht das Ende zu bedenken, wo ich dann nicht als Phrase, sondern von der Fülle des Stoffes gedrängt, leicht in die Lage käme, schließlich bemerken zu müssen: „Wohl hätte ich

[1]) Derselbe wurde bei einem vom „Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsverein" in Krems a. D. veranstalteten Vortragscyklus gehalten. Wir bringen ihn hiermit zum Abdrucke, einerseits im Interesse seines beachtenswerten Inhaltes, anderseits unter dem Eindrucke der kaiserlichen Worte in der Thronrede bei Eröffnung des jetzigen Reichsrathes, betreffend die culturell-sittlichen Aufgaben des Parlamentes dem grassierenden Laster der Trunksucht gegenüber, zu deren Bekämpfung vom 9. bis 16. April d. J. in Wien der VIII. internationale Antialkoholcongress getagt hatte. Wie uns der Verfasser gelegentlich der Übersendung seines Vortrages mitgetheilt, hat er bei Abfassung desselben außer der im Texte angeführten Broschüre von Trull namentlich noch die Schrift des Bischofs Augustin Egger von St. Gallen: „Der Clerus und die Alkoholfrage" (Freiburg, Herder), wie für den sachärztlichen Theil die Pastoral-Medicin von Dr. Ferd. Marx (Paderborn, Schöningh) S. 216 ff. benützt.

noch vieles zu sagen, aber die Zeit erlaubt es nicht mehr; ich muss mich kurz fassen; kann nur eines oder das andere andeuten", würde ich wohl jetzt zu Beginn auch die Beziehungen meines Gegenstandes zu den Bestrebungen des Volksbildungsvereines erörtern. So aber glaube ich besser zu thun, gleich in medias res, ohne weitere Einleitung auf die Sache selbst einzugehen, und da meine ich: Würde jeder, der dem Alkoholismus huldigt, das Ende bedenken, wohin es noch mit ihm kommen werde oder müsste, dann hätte die Unsitte bald ein Ende und man dürfte wohl die Laterne des Diogenes zur Hand nehmen und man fände keinen mehr, der dem Genuss geistiger Getränke und der Trunksucht sich hingeben würde.

Da ich nun heute bei meinem Vortrage der Kürze halber öfter das Wort „Alkoholismus" gebrauchen muss und will, so sei vor allen Dingen dessen Begriff fest- und vorangestellt. Man versteht unter Alkoholismus die Summe derjenigen krankhaften Erscheinungen, welche durch langen fortgesetzten übermäßigen Genuss geistiger Getränke hervorgerufen werden.

Die Geschichte des Missbrauches geistiger Getränke ist ein Stück Culturgeschichte der Menschheit. Wenn auch im Alterthume und bei unseren Vorfahren — die Germanen tranken ja immer noch eins, ehe sie giengen — gewiss starke Excesse dem Bacchus zu Ehren vorkamen, so übten dieselben nicht jenen verderblichen, zerstörenden Einfluss auf das körperliche und geistige Wohlbefinden der breiten Massen des Volkes aus, wie das Laster der Trunksucht in der Neuzeit. Was unsere Altvordern tranken, war Wein und Bier, und noch dazu von geringem Alkoholgehalt.

Der Missbrauch der geistigen Getränke wurde erst zu einem Volkslaster mit der Einführung des Brantweines. Die Darstellung desselben ist, wie schon der Name (al-cohol) andeutet, auf die Araber in Spanien zurückzuführen. Der arabische Arzt Abul Kasim in Cordova († 1106) spricht mit Bestimmtheit von gebranntem Wein, der durch Destillation gewonnen wurde.

In Deutschland wurde der Brantweingenuss sehr gefördert durch den dreißigjährigen Krieg, wenn auch das Laster der Trunksucht schon in dem vorhergehenden Jahrhundert an vielen deutschen Fürstenhöfen ein weit verbreitetes war, wie aus den Schilderungen eines Kleinpaul, Wier, Janssen u. a. hervorgeht.

Die verderblichen Folgen der Trunksucht liegen klar zutage, insoferne sie krankheitserregend wirkt auf das Individuum auf leiblichem und psychischem Gebiete, wie desgleichen zerstörend in ethischer und socialer Richtung, also in leiblicher, in geistiger, in sittlicher und gesellschaftlicher Beziehung.

Wirkungen der Trunksucht im leiblichen Gebiete, in Bezug auf Leib und Gesundheit.

Personen, welche dem Missbrauche geistiger Getränke ergeben sind, erkranken viel häufiger, als Mäßige und Nichttrinker. Der Alkohol, gewohnheits- und übermäßig dem Körper zugeführt, bringt eine Verschlechterung der gesammten Constitution hervor. Dadurch wird die Lebensfähigkeit und Widerstandskraft des menschlichen Organismus krankmachenden Einflüssen gegenüber herabgesetzt. Zur Zeit von Seuchen (Cholera, Pest, Ruhr, Pocken ꝛc.) erkranken Trinker zuerst und in größerer Zahl und erliegen der Krankheit unverhältnismäßig zahlreich.

Jeder Trinker erliegt ferner viel leichter jeder akuten, fieberhaften Krankheit als ein Nichttrinker.

Diese Thatsache wird ziffernmäßig bewiesen, u. a. durch die Ergebnisse einzelner englischer Lebensversicherungsgesellschaften, bei denen zwei Abtheilungen bestehen: eine für solche Versicherte, die sich vollständig aller geistigen Getränke enthalten, und einer anderen, der diejenigen Personen angehören, die dem Enthaltungsprincip nicht huldigen.

In der Section der Enthaltsamen treten, wie ein gewisser Dr. Baar festgestellt hat, in einer 10jährigen Periode nur 71 % der erwarteten Todesfälle ein, in der anderen Abtheilung dagegen 97 %. Es sind also von den ersten, von den Nichttrinkern, 26 %, d. h. ein Viertel Personen weniger gestorben, als bei den letztern.

Dr. Baar hat ferner eine Vergleichung der Sterblichkeit männlicher Personen, welche als Schank-, Speise- und Gastwirte, Brauer, Brenner, Kellner u. s. w. an den missbräuchlichen Genuss berauschender Getränke mehr oder weniger gewöhnt waren, mit den in demselben Lebensalter verstorbenen männlichen Personen aus der Gesammtbevölkerung und den gesundheitsschädlichen Berufsarten angestellt. Das Resultat, das sich ergeben hat, ist folgendes:

Die schwerste Arbeit, durch welche der Mann sein tägliches Brot verdient, übt einen weit weniger ungünstigen Einfluss aus, als der Alkoholmissbrauch. Schlechte Ernährung, schlechte Kleidung, schlechte Luft, schlechte Wohnungen schaden weniger als der Alkohol. Selbst die Bleiarbeiter, die giftiges Material verarbeiten, sind besser daran als die Brauer, Wirte und das Personale der Schankwirtschaften.

Der unmäßige Genuss alkoholartiger Getränke wirkt in acuter Weise auf das Individuum in der Art, dass nach einer anfänglichen erregenden Wirkung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit alsbald und unausbleiblich eine Lähmung der willkürlichen Muskeln und der Gehirnthätigkeit eintritt — Rausch- und Alkoholvergiftung. Bei den höchsten Graden der letzteren ist der Tod durch Schlagfluss nichts Ungewöhnliches.

Die chronische Wirkung des Alkoholmissbrauches macht sich an erster Stelle in den Verdauungsorganen bemerkbar, deren Schleimhaut

direct durch die Einführung des reizenden Getränkes betroffen wird. Es stellen sich bald Rachen- und Magenkatarrh ein, der Appetit ist gemindert, das Durstgefühl gesteigert. Bei nüchternem Magen, besonders morgens, besteht Brechneigung und Würgen. Weiterhin wird die Leber verändert. Dieselbe zeigt eine krankhafte Fettablagerung. Bei vorgeschrittener Trunksucht, besonders bei Schnapstrinkern, erfolgt schließlich eine Schrumpfung des Organs, die neben der selten fehlenden Mitleidenschaft der Nieren den Grund allgemeiner Wassersucht bildet, die sogenannte Brantweinleber. Diese Krankheit, oder die Tuberkulose der Lungen bilden das gleich häufig in die Erscheinung tretende Schlusstableau bei dem durch die Trunksucht ruinierten Körper.

Die Trunksucht untergräbt ferner nicht bloß die Gesundheit des Trinkers; ihre verderbliche Wirkung erstreckt sich auch auf die Nachkommenschaft der Trinker.

Zunächst ist durch die Beobachtung gewiegter Forscher als festgestellt anzusehen, dass Kinder, die im Zustande des Rausches gezeugt sind, in hohem Grade zu Geistesstörung disponiert sind, oder mit Idiotie (Blödsinn) zur Welt kommen, oder an Lebensschwäche bald zugrunde gehen.

Nach Darwin sterben die Familien von Säufern in der vierten Generation aus. Für den Einfluss der Trunksucht der Eltern auf die Lebensfähigkeit und Gesundheit ihrer Nachkommen bringt der Bernerarzt Demme folgendes Beweismaterial vor. Er stellt zehn Trinkerfamilien zehn anderen gegenüber, über deren nüchternes Verhalten kein Zweifel war. Die directe Nachkommenschaft der Trinker belief sich auf 57, die der Nichttrinkerfamilien auf 61 Kinder; während von den 57 Kindern der ersteren (Trinker) nur 10, also 17·5%, eine normale Anlage und Entwicklung hatten, zeigten sich von den 61 Kindern der enthaltsamen Familien 50, also 81·9%, normal beanlagt und entwickelt. Wie viele Opfer des Alkoholismus werden sich dann wohl z. B. unter den Pfleglingen der niederösterreichischen Landes-Pflege- und Beschäftigungsanstalt für schwachsinnige Kinder in Gugging und anderwärts in dergleichen Anstalten befinden, wo (in Gugging) bis jetzt gegen 230 solcher Kinder im Alter bis zu sechzehn Jahren untergebracht sind?

Aus dieser traurigen Scala des menschlichen Elendes geht weiterhin hervor, dass die Trunksucht erblich ist und sich von Generation zu Generation, bis zum endlichen Aussterben dieser defecten Rasse, überträgt, wie auch Darwin dies gefunden und nachgewiesen hat.

Folgen der Trunksucht in der psychischen Sphäre in Bezug auf Geist und Seele des Menschen.

Der Alkoholmissbrauch schädigt in hervorragender Weise das Organ des Seelenlebens, das Gehirn, sowohl in seinem Aufbau als auch in

seinen Funktionen. Die Auffassungskraft, die Verstandesschärfe des Trinkers wird stumpfer, die Willenskraft erlahmt.

Die Trunksucht spielt als ätiologisches Moment, d. h. als veranlassende Ursache bei den Geisteskrankheiten eine hervorragende Rolle. Ein Viertel aller in den Irrenanstalten aufgenommenen Geisteskranken sind Trinker, nach der übereinstimmenden Beobachtung aller erfahrenen Irrenärzte, ja einem statistischen Ausweis zufolge, in den ich dieser Tage Einsicht zu nehmen Gelegenheit fand, sind bereits 40% von den in den niederösterreichischen Landes-Irrenanstalten Aufgenommenen infolge von Alkoholvergiftung geisteskrank geworden. Auf dem Boden des chronischen Alkoholismus entwickelt sich in vielen Fällen eine eigene Psychose, die nur der Trunksucht ihr Entstehen verdankt.

Bei bestehender Anlage zu Erkrankungen des geistigen Theiles im Menschen wirkt der Alkoholmissbrauch fördernd auf die Ausbildung der schlummernden Krankheit ein. Solche Individuen sind auffallend intolerant gegen spirituöse Getränke; bei ihnen genügen schon ganz kleine Mengen, um schwere Rauscherscheinungen hervorzubringen, den sogenannten pathologischen Rausch.

Eine der häufigsten Erkrankungen beim chronischen Alkoholismus ist das bekannte delirium tremens.

Wie schon der Name andeutet, sind seine Grunderscheinungen Delirien und Zittern, denen als weitere Symptome Schlaflosigkeit und Hallucinationen hinzutreten.

Als Gelegenheitsursachen zum Ausbruch der Krankheit sind alle schwächenden Momente anzusehen, die das ohnehin schon widerstandsunfähige Gehirn des Trinkers treffen. Die wichtigsten dieser Gelegenheitsursachen sind gehäufte Alkoholexcesse (a potu nimio), Entbehrung des Alkohols als gewohnten Nervenreizes (a potu intermisso), ungenügende Ernährung, acute fieberhafte Krankheiten, namentlich Lungenentzündung, äußere Verletzungen, Knochenbrüche. Nachdem mehrere Tage Vorboten der Krankheit, als: Reizbarkeit, Beklemmung in der Herzgrube, unruhiger Schlaf, Kopfweh, Schwindel vorausgegangen sind, bricht die eigentliche Krankheit: das Delirium, aus. Das Bewusstsein ist getrübt, das Delirium, der Säuferwahnsinn, dreht sich um Hallucinationen, die anfangs nur in der Dunkelheit, später auch bei Tage auftreten und vorzugsweise in Thiervisionen bestehen: die Kranken sehen Massen von Ratten, Mäusen, Hunden, Pferden, die sie umwogen und bedrängen. Der Schlaf fehlt vollständig, durch dessen eventuellen Eintritt aber dann die Heilung erfolgt.

Wirkungen der Trunksucht in ethischer, sittlicher Richtung.

In der gewohnheitsmäßigen Trunksucht werden, wie die Erfahrung lehrt, in specifischer Weise zuerst die sittlichen Eigenschaften des Menschen

vermindert und nach und nach ganz aufgehoben. Das Gefühl für Ehre, Pflicht, Anstand und gute Sitte geht dem Gewohnheitstrinker allmählich verloren.

Im Rausche ist die Selbstbestimmung geschwächt, Neigungen und Triebe treten stärker, gebieterischer hervor, deren Hemmung und Beherrschung durch Urtheil und Überlegung ist ausgeschaltet. Das im Rausche gesteigerte Selbstgefühl führt zur Zanksucht, zu gesteigerter Empfindlichkeit und diese wieder zu schnellerem unüberlegten Handeln, zu sofortiger Ahndung und Rache für vermeintliche oder wirklich zugefügte Kränkungen. Daher ist dem Kriminalisten und Strafrichter der Causalnexus „Trunksucht und Verbrechen" nur zu bekannt und wird ihm durch seine tägliche Erfahrung nur immer wieder vor Augen geführt.

Ein vielerfahrener Strafanstaltsdirector (Dr. Krohne) schildert den Zusammenhang zwischen Trunksucht und Verbrechen folgendermaßen:

„Von den Verbrechen gegen Leib und Leben sind die einfachen und schweren Körperverletzungen sämmtlich, die fahrlässigen Körperverletzungen fast sämmtlich, Todtschlag und fahrlässige Tödtung mit wenigen Ausnahmen auf den Brantwein zurückzuführen., Auch beim Mord ist in vielen Fällen der Brantwein die Ursache des Verbrechens; wenigstens pflegen sich Mörder öfters zu ihrer That erst die nöthige Courage anzutrinken. Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit — mögen sie wie immer heißen — haben fast ausschließlich ihre Ursache im Brantwein."

Derselbe Beobachter gelangt dann zu dem Resultate, dass 70% aller Verbrechen oder Vergehen mehr oder weniger in ursächlichem Zusammenhange mit dem Brantwein stehen.

Folgen der Trunksucht in socialer und gesellschaftlicher Hinsicht.

Die Trunksucht ist die erfolgreichste Ursache des — **Pauperismus.** „Überall, wo die Unmäßigkeit herscht", sagt der Franzose Picard, „folgt Armut und Elend bald nach, wie der Schatten dem Körper; an dem Tage, wo die Trunksucht verschwunden sein wird, wird mehr als die Hälfte des Pauperismus verschwunden sein."

Dieser Zusammenhang zwischen materieller Nothlage und Trunksucht darf nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, dass viele Arbeiter bis ein Fünftel und mehr von ihrem täglichen Arbeitsverdienst für ihren täglichen Schnaps- oder Bierbedarf verausgaben. Wovon sollen noch Miete, Kleidung, Nahrungsmittel &c. bestritten werden?

Die Trunksucht untergräbt jedes **Familienleben!** Der Trinker findet in seinem Heim, in seiner Familie, keine ihm genügende Erholung, er muss und will ins Wirtshaus. Durch den Wirtshausbesuch versäumt er Pflichten, die ihm zu Hause obliegen. Das Bedürfnis für Alkoholica

absorbiert bald alle Geldmittel, die Angehörigen gerathen in Noth und Elend. Bei der Rückkehr nach Hause steht der Trinker unter der Wirkung des Alkohols, vielleicht regt sich auch noch eine Spur von Gewissen bei ihm, aber er ist gereizt und läßt nur zu oft dieser gereizten Stimmung gegenüber seinen Familienangehörigen die Zügel schießen. Die Leiden, die Weib und Kind bei Trunksucht des Familienhauptes auszustehen haben, sind in vielen Fällen ein wirkliches Martyrium und spotten jeder Beschreibung. In anderen Fällen treiben die Verzweiflung und das böse Beispiel diese Familienangehörigen ebenfalls der Unmäßigkeit in die Arme.

Als Noah den Weinstock gepflanzt hatte — sagen die Araber — kam der Teufel und begoss ihn mit dem Blute eines Pfauen. Sobald der Stock Blätter trieb, begoss er ihn mit dem Blute eines Affen; als die Beeren sich zeigten, begoss er den Weinstock mit dem Blute eines Löwen; als die Trauben fast schon reif waren, begoss er ihn mit dem Blute eines Schweines. Der mit dem Blute dieser vier Thiere getränkte Weinstock — sagt die arabische Sage weiter — hat die Eigenschaft dieser Thiere angenommen. Deshalb wird der Trinker, nachdem er einige Glas Wein getrunken hat, selbstvertrauend, ruhmredig und stolz; das Blut des Pfauen bringt diese Wirkung hervor. Steigen die Dünste des heimtückischen Getränkes dem Trinker in den Kopf, so springt er wie ein Affe. Wird er betrunken, so gleicht er einem wüthenden Löwen. Ist die Trunkenheit am stärksten, so fällt er und wälzt sich und treibt es den Schweinen gleich. —

Bei diesen verheerenden Wirkungen der Trunksucht sind von jeher Theologen, Juristen, Ärzte, Socialpolitiker einig darüber gewesen, dass zur Abwehr der Trunksucht etwas geschehen müsse. In dieser Hinsicht ist der Erwähnung wert die Sitzung des niederösterreichischen Landtages vom 14. Jänner 1898, da dieselbe unter anderem auch die Errichtung eines Trinkerasyles zum Gegenstande der Verhandlung hatte. Ernste diesbezügliche Bestrebungen datieren schon aus der vergangenen Landtagsperiode her, wo über Anregung unseres (niederösterreichischen) Landesausschusses die Schweiz, Deutschland und England, welche Länder des Continentes bereits derartige Anstalten aufzuweisen haben, zum Zwecke von Fachstudien bereist wurden. Unter den Anträgen, welche in der oberwähnten Landtagssitzung namens des Verwaltungsausschusses gestellt wurden, heißt es im Punkte 3 und 4: „Der Landesausschuss wird beauftragt, die Frage der Schaffung von Trinkerasylen fortgesetzt im Auge zu behalten und im geeigneten Zeitpunkte, womöglich in der nächsten Session, gemäß der Beschlüsse vom 22. März 1892 und 23. März 1893 mit der Errichtung eines solches Asyles vorzugehen. Der Landesausschuss wird weiter aufgefordert, sich mit der Regierung behufs Ergreifung von gesetzlichen und administrativen Maßregeln zur Eindämmung

des Alkoholismus ins Einvernehmen zu setzen und dem hohen Landtage darüber in der nächsten Session Bericht zu erstatten."

Wer sich über die Verheerungen des Alkoholismus einmal klargeworden, wird diese Bestrebungen gewiss aufs freudigste begrüßen und sehnlichst wünschen, dass die Lösung einer für die Gegenwart so eminent wichtigen ethischen und socialen Frage nicht mehr lange auf sich warten lasse. Wenn die Gesetzgebung die Errichtung von Trinkerasylen ins Auge fasst, dann beweist die Thatsache, dass die Trunksucht ohne Übertreibung bereits zu einem Krebsschaden der Gesellschaft geworden ist, den man wo nur möglich beheben, demselben aber auch vorbeugen sollte.

Um dem Übel vorzubeugen, wird und ist es namentlich nothwendig, die Hebel schon früh anzusetzen, bei der heranwachsenden Jugend schon. Diese ist vor den Folgen der Trunksucht als eines Körper und Geist schädigenden Lasters zu warnen. Auf diesem Gebiete kann selbstverständlich die Schule gelegentlich durch Belehrung und Gewöhnung ungemein die Mäßigkeitssache fördern. Ich sage „gelegentlich", damit man nicht glaube, ich wäre der Meinung, es solle der Schule auf Kosten der allgemeinen geistigen, sittlichen und religiösen Bildung, etwa durch Ansetzung ganz besonderer Stunden, eine neue Last aufgebürdet und ihre Thätigkeit nach dieser Richtung zersplittert werden. Nein, bei jedem Gegenstande werden sich Gelegenheiten finden, ohne in den Vordergrund zu treten, fördernd für die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit vom Genuss geistiger Getränke einwirken zu können. (Schluss folgt.)

Kunstsinn im alten Bauernhaus.

Von **Rosa Fischer.**

In unserem Heimathause hängt im Vorhause, das einstmals „Lab'n" (Laube) genannt wurde, an der nach neuer Manier im Quadrate gestrichenen, roth und weiß bespritzten Wand ein Bild im schlichten schwarzen Holzrahmen, ein nacktes Menschenpaar — ein weinender Mann und ein verzweifelt blickendes junges Weib mit welligem Haar — hinter den beiden aber ein Engel mit dem Flammenschwert, der die Verstoßenen aus der Pforte eines Gartens treibt.

Die Unterschrift des Bildes lautet: „Adam wurde aus dem Paradiese getrieben und an die Pforte desselben der Cherub mit dem flammenden Schwerte gestellet."

Eine uralte Geschichte. Und wie dieses Bild an den Anfang des Menschengeschlechtes erinnert, so ist es auch in anderem Sinne eine Erinnerung an vergangene Menschen und vergangene Zeiten, denn wo sind

sie nun, die einstigen Bewohner dieses Hauses, die „alten Leute“, die einmal ihr schöneres Zimmer mit diesem Bilde schmückten?

Und wie dieses „Adam- und Evabild“ ist wohl noch manch andere Erinnerung an die Voreltern bewahrt geblieben, und wenn schon jüngere Menschenkinder sich ihre Heimstatt nach eigenem Sinne behaglich machen wollten, ganz hat man auch die alten Sachen nicht vernichtet, und so vieles auch im Laufe der Jahre verloren gegangen ist, Überbleibsel sind doch geblieben und die Erinnerung dazu als Zeugnis von Fleiß, Behaglichkeit und Kunstsinn im alten Bauernhaus.

Gegenüber vom Adam und Evabild hängt eine andere Zeichnung im braunen, leicht verzierten Rahmen: „Die Strafe des Schlafes“, — ein junger Mann, der unter einem Baume eingenickt ist, und ein junges Weib, das mit schelmischem Lächeln den Schlafenden mittelst eines Strickes an den Baum bindet.

Auch dieses Bild ist zu der Voreltern Zeiten als eine Zirde im Zimmer gehangen, sowie manch anderes im Holz- oder Glasrahmen. Ein „Maria-Hilf-Bild“, ein krausköpfiges Christuskind mit der Weltkugel in den Händen, ein „Johannes mit dem Lamm“, ein „Johann von Nepomuk“, ein Bild „Selig sind die Armen im Geiste“, „Herz Jesu“ und „Herz Maria“ umgeben von kleinen Darstellungen aus dem Leben und Sterben des Erlösers, eine Zeichnung des Kreuzes mit den Marterwerkzeugen, ein dornengekrönter Heiland mit blutigen Malen und schmerzlich gesenktem Kopfe ans Kreuz geschlagen, auf Glas gemalt der heilige Floriani, wie er Wasser gießt auf ein brennendes Haus, und ebenso auf Glas gezeichnet das Bild des Gekreuzigten, umgeben von feuerrothen Rosen.

Alle diese Bilder sind den alten Leuten heilig gewesen, und heilig war ihnen wohl auch das Christkindlein aus Wachs, das in einem Glaskastl unter künstlichen Blumen und Blättern und Gold- und Silberfäden auf seidenem Kissen ruhte und als „Altarl“ die Zimmerecke über dem Tisch und den Wandbänken schmückte.

Dieses kleine Heiligthum ist auch in späteren Jahren noch lang an seinem Platz gewesen und hat den ruhelosen Kindern viel Freude gemacht, weil das pausbackige Christkindlein, wenn man am Glaskasten an einem Schnürl zog, das Zungerl und die Augen bewegte.

In einem anderen kleinen Glaskasterl stand ebenfalls unter dürren Blumen und Blätterwerk eine Figur des heiligen Johannes von Nepomuk, hinter der unter dem bunten Kram ein Blatt Papier verborgen war mit Schriftproben von kindlicher Hand — die mehr als hundert Jahre alte Schularbeit eines im jugendlichen Alter verstorbenen Hauskindes.

Bunte Bilder haben unsere Vorfahren wohl geliebt, und was nicht unter Glas und Rahmen war, hat man anderswie befestigt. So ist sogar der Deckel der Mehltruhe auf der Innenseite mit farbenreichen

Zeichnungen beklebt -- die Mariazeller Kirche, die Abbildung einer Schlacht an der Moldau mit einer alterthümlichen Unterschrift und bunten Gruppen auf einander losmarschierender Soldaten, dann ein Blatt mit Bildlein von der Geschichte der Geburt Christi, Weiblein mit blauen oder rothen Röcklein und Jacken, mit bunten Tüchern und bloßen Armen und Füßen, mit Körben auf dem Kopf oder am Arm, Hirten mit Stäben, Könige mit Kronen, Hunde mit Schäflein, und Ochs und Eslein in einem Stall mit Krippe und Futterleiter. Und dann wieder grüne Palmen und Engel mit Flügeln, und unter einem Stern glückselig ein Mann und eine Mutter und ein unschuldiges Kind.

Kindlich fromme Darstellungen. Abwechselnd mit diesen sind auch ein paar Jagdbilder mit wildkläffender Meute und angstvoll fliehendem Wilde zu sehen gewesen. Die Bildlein aber, die die Innenseite der Kastenthüren zierten, waren wieder „heilige", — Muttergottes, Floriani, Barbara, Theresia, und verschiedene farbenbunte, und sehr anspruchslos gegebene Darstellungen heilig verehrter Personen. Andenken von Kirchtagen und Wallfahrten.

Und farbenfroh und bilderreich war wohl auch die übrige Ausstattung des alten Bauernhauses.

Selbst die harten, nussholzenen Betten im schönen Zimmer -- „Seitenstübl" — erhielten in das polierte, abgerundete Vorderblatt eine licht- und dunkelbraun gehaltene Verzierung, Musikanten mit Hirschen und Harfen und Trompeten, die „weichen" Kästen aus angestrichenem Holz aber waren mit rothen Rosen, mit Blumensträußen und roth und grün und schwarzer Marmorierung geschmückt, und ein grüner, einthüriger Kasten erhielt in der Thürverzierung rothe Blumen und das Abbild der „Zeller Muttergottes".

Und wie das rückwärtige Zimmer, wo die ledigen Dirndeln schliefen, das „hintere Stübl" hieß, so hätte es auch das „grüne" Stübel heißen können, denn grün war der runde Tisch, grün der Schubladenkasten mit den „vergatterten" (mit einem Holzgitter verzierten) Aufsatzthürln, — grün das Mauerkastlthürl und grün die an der Wand hinlaufende „Teller-Rem" (Rahmen), an der die blumigen Teller und Krüge lehnten und hiengen.

Grün war auch die Thür, außen schwarz und roth marmoriert, innen mit rothen Rosenbuschen geziert, und wenn der grüne Kachelofen wohlige Wärme gab, dann mag's wohl zur Feierzeit behaglich gewesen sein im „Stübl".

Und behaglich war es wohl auch in der „vordern" oder „großen Stub'n", wo am Durchzug[1]) die Namen der Besitzer zur Seite eines Stammbaumes eingezeichnet waren, — wo abends die Kienleuchte brannte

[1]) Trambaum unter dem Holzplafond.

und die Spinnräder schnurrten, wo die Betten für Eltern und Kinder standen sammt der niederen Schaukelwiege und dem Gatterbett für die Kleinen, und wo am Ofen ein niederes Kindertischerl mit zwei angemachten kleinen Bänken seinen Platz hatte.

Und behaglich war es wohl auch im Ausnahmstübel droben, wo an der Decke die Zeichnung und die Anfangsbuchstaben des „Süßen Herz Jesu" eingemeißelt waren, — wo der lederüberzogene hochlehnige, mit einer Schnitzerei verzierte „Großvaterstuhl" stand, und am hoch und alterthümlich gebauten, mit einer hohlen Vase gekrönten, gelblich weißen Thonofen eine weibliche Figur Blumen streute und eine andere eine Harfe spielte.

Und manch anderes Andenken an den bescheidenen Wohlstand und die Schönheitsfreude der Voreltern ist in jüngere Hände übergegangen, zum Beispiel Zinnteller und Schüsseln mit den eingravierten Anfangsbuchstaben der großelterlichen Namen und einem zuweilen recht alten Datum, blumige Krüge mit Sprüchen, eine Flasche mit dem Spruch: „Braut und Bräutigam sollen leben", zwei Trinkgläser dazupassend mit den Worten: „Braut" und „Bräutigam", farbenbunte, geschliffene „Seit'lstutzen" mit eingravierten Buchstaben, große Thonkrüge mit Zinndeckel, ein Türkenkopf mit rothem Turban und langem Schnurrbart, der einmal die Schlittenlehne zierte und die kleinen Kinder schreckte, dann ein Spiegel mit roth-schwarz gesprenkeltem Glasrahmen und einem trüben Hauch über die Scheibe, ein „Todtenhauch", der sich einmal beim Hinscheiden eines jungen oder alten Menschenkindes über die unbedeckte Spiegelscheibe wie eine traurige Erinnerung legte.

Und sind auch von diesen Andenken an vergangene Zeit und vergangene Menschen bei so mancher Veränderung viele verloren gegangen; haben auch andere neuen Einrichtungsstücken platzmachen und zurückweichen müssen in abgelegene Räume und auf den Dachboden hinauf, wo sie vermodern und verstauben, findet auch ein fremdes Auge kaum mehr eine Spur vom alten Bauernhaus, — Kind und Kindeskinder haben doch im uralten „Gatterbetterl" geschlafen und die Urenkel schlafen wieder drin, und wie sie am „Kindertischlein" spielten und aßen, so stellt die junge Hausmutter auch heute noch Zinnschüssel und Teller aus der alten Zeit auf den Tisch, und wenn die jungen Enkelmädeln sich einmal mit übrig gebliebenen Seidenbändern kindlich tändelnd schmückten und mit dem gestreiften Nadelpolsterl, das an der Innenseite einer Kastenthür aufgehängt war, und mit großköpfigen Stecknadeln spielten, so haften wohl heute reifere Blicke mit einer Art Andacht an dem aufbewahrten Hemd eines Urgroßvaters, an dem so überaus feinen, weißgebleichten Linnen und der feinen Handnäherei, und betrachten wohl aufmerksam das Bruchstück eines Tischläufers aus Hauslinnen mit überaus sorgsamer rother Stickerei und mit Garnspitzen am Rand.

Und man freut sich eines ausgeschlungenen weißen feinen Tüchels, das einst vielleicht einen jungen Mädchenkopf schmückte und heute freundlich und frisch ein neues Schubladenkästchen deckt, und freut sich eines weißen, feinen Tischtüchleins, das einst vor langen Zeiten eine fleißige Hand gestickt und geschmückt hat mit Zacken und Sträußerl und einem Paradiesvogel an den Enden, — schlicht, fleißig und schönheitsfreudig.

Huzel und Pochel.

Ein Nachtstück von **Berthold Auerbach.**

Das ganze Dorf hat damals über die Geschichte gelacht, und jetzt lachen wohl noch viel mehr darüber. Es kann keiner mehr sagen, wann die Namen zuerst aufgekommen sind, aber zutreffend waren sie, und man konnte sich's gar nicht denken, dass die beiden alten Weiber je anders geheißen, je anders heißen konnten, als Huzel und Pochel.

Draußen am Ende des Dorfes, abseits in der kalten Gasse, Scheubuss genannt, da steht ein kleines Haus. Selbst der Weidenbaum scheint da nicht gern daheim zu sein, denn er wendet sich eigenwillig ab von dem Häuschen, er möchte auch gern fort, aber er kann nicht, und wie mitleidflehend streckt er die Arme nach der Straße zu den dort Vorübergehenden und will sagen: Nehmt mich mit, ich bin hier schrecklich gebannt, ihr könnt's gar nicht glauben, was ich alles hören muss, und muss dazu still halten. Von anderen Bäumen holen doch noch die Kinder eine schwanke Gerte, mir aber müssen sie verholzen und verdorren, weil alles glaubt, von diesem Ort kann nichts kommen, was gut thut. Nur die Vögel allein wissen, dass ich unschuldig bin, und kommen bei mir zu Gaste und singen mir was vor. Und wenn ich's recht betrachte, sind denn meine beiden Herrinnen eigentlich so bös?

Ja, das waren sie, da kann der Weidenbaum nichts dreinreden, das weiß das ganze Dorf besser.

Da in der unteren Stube, sie hat nur ein Fenster, und auch vor diesem war meist der Laden zu, da wohnte die Pochel; sie war selten zu Haus, denn in dem großen Dorf — es ist reine Bosheit der Kreisregierung, dass man das Dorf noch nicht zum Marktflecken erhoben hat — wo nahezu 1800 Seelen leben, da sterben auch mehr als in einem kleinen Ort, da hat die Leichenfrau viel zu thun, und die Pochel ist Leichenfrau. Natürlich ward sie dadurch den Menschen unheimlich, und ihre Gestalt und ihr Wesen that nichts dazu, sie liebenswürdiger zu machen. Sie war groß und starkknochig, sah immer unwirsch drein, und niemand konnte sich rühmen, je ein freundlich Wort von ihr gehört zu haben, am wenigsten ihr verstorbener Mann, der ein Korbmacher gewesen.

Es ist bekannt, dass unter den Raubvögeln das Weibchen immer das stärkste und grausamste ist. So war die Pochel immer bös auf ihren Mann gewesen, weil er ihr nicht stark und herb genug war, und man sagt, sie soll besonders schuld sein, dass ihr Mann, bevor seine achtjährige Strafe um war, nicht daheim starb. Nur ihr einziger Sohn, Jos genannt, soll gutmüthig von ihr behandelt worden sein; gesehen hat's nie jemand, aber seitdem er als Metzger in der Fremde war, sprach sie immer mit einer gewissen Zärtlichkeit von ihm.

Es ärgerte sie zwar, dass Jos sein Handwerk aufgegeben und „in der Stadt am Meer" — in Havre — Koch geworden; und die Leute ließen es nicht fehlen ihr vorzurechnen, welche schmackhafte Speisen der Jos gewiss jetzt koche und brate, und wie seine Mutter nicht einmal etwas davon rieche. Es verdross die Pochel besonders, dass Jos ein Handwerk angenommen, mit dem er sich nie im Dorf niederlassen konnte, und sie wollte auf ihre alten Tage — sie war jetzt bereits sechzig, sprach aber von ihren alten Tagen, als ob die noch weit, weit hinaus lägen — wie gesagt, sie wollte auf ihre alten Tage doch noch gern ihren Sohn mit seiner Familie im Dorf haben, besonders um die Huzel dadurch zu ärgern.

Man hätte aber nicht viel von der Pochel gehört, wenn nicht über ihr das grausamste Geschick gewaltet hätte; denn ihre Erzfeindin rumorte ihr auf dem Kopf herum, und das war die Huzel. Sie bewohnte nämlich den oberen Stock des Häuschens und konnte nicht vertrieben werden, denn die Hälfte des Häuschens gehörte ihr eigen. Wenn man ein hochbeiniges Pferd und eine Kuh zusammenspannt — so sähe das aus, wie wenn man sich die Huzel und Pochel nebeneinander denkt. Die Huzel war ein kleines Weibchen, dessen Gesicht aus lauter Falten bestand, mit lebhaften, unruhigen Eidechsenaugen; sie soll in früheren Zeiten sogar einmal hübsch gewesen sein, denn sie hatte auch den Namen „das porzellanene Teufele". Die Huzel war auch eine Witwe, und zwar eine ehrsame Schneiderswitwe, und seit dem Tod ihres Mannes lebte sie still und spann jahraus jahrein, wenn sie nicht in ihrem eigentlichen Gewerbe zu thun hatte. Sie war Bauschmacherin — Bausch nennt man hierzulande den ausgestopften Wulst, den man zum Korbtragen auf den Kopf legt — und sie wusste die Bäusche zierlich aus Lappen zusammenzusetzen und mit gezackten Kränzen und Einnähten zu versehen. Es war ausgemacht, dass eine Last viel leichter war, wenn man einen Bausch von der Huzel hatte. Auch die Huzel hatte ein Kind, und zwar eine Tochter; aber das treulose Mädchen hatte die Mutter verlassen, um sich in Amerika ein Glück zu suchen. Böse Leute sagen, sie habe sich geschämt, die Tochter der Huzel zu sein, denn es war ein stattliches Mädchen mit etwas übertriebener Vornehmigkeit; das kann aber nur Verleumdung sein, auch in Amerika blieb sie ja doch nur die Tochter

der Huzel. Das vornehme Wesen hatte sie indes von beiden Eltern. Der Vater war ein Mann gewesen, der erzählen konnte, wie es „in Paris drein“ aussah, und nur ein unglückliches Schicksal hatte ihn in das Dorf versetzt und ihn darin verkommen lassen. Die Huzel selber aber hatte auch etwas Vornehmes, sie sah immer zierlich aus; freilich war sie auch unheimlich. Wenn sie einem begegnete, da war's immer, als ob ein längst verschollenes Märchen aus dem Boden herauskäme. Sie war blass und hatte immer etwas räthselhaft Geheimnisvolles, wie wenn sie daheim Hühner hätte, die gold'ne Eier legen.

Wenn man sie im Dorf über die Feindschaft mit der Pochel neckte, zuckte sie immer mitleidig die Achseln über den „Gaul“, denn der allgemeine Schimpfname war ihr nicht gut genug, sie nannte die Pochel nie anders als Gaul.

Woher die Feindschaft der beiden Weiber gekommen? Frage lieber: seit wann der Weiher dort am Ende des Dorfes ist? Er ist da. Eine dunkle Sage will behaupten, die Huzel habe einmal: „Mein Haus“ gesagt, während sie doch nach allgemeinem landesüblichem Recht nicht anders sagen durfte, als: „Unser Haus“. Von da an soll die Feindschaft der beiden stammen, und an Nahrung dazu fehlte es nie. Die Huzel lebte fast nur von Kaffee, während die Pochel wirklich fressen konnte wie ein Gaul, und es war ihr eigentlich gleichgiltig was es war, wenn's nur recht viel und derb war. Die Hauptfeindschaft der Pochel wendete sich vielfach dahin, dass sie auf die Himbeere schimpfte, die immer für sich war und sich um keines Menschen Leid und Freud kümmerte. Wie die Huzel sie nie anders als Gaul nannte, so wurde sie dagegen immer „Himbeere“ geschimpft, wozu der Pochel einmal das Gesicht der Huzel das volle Recht gab.

Es war natürlich den Leuten im Dorf eine große Freude, die beiden auf einander zu hetzen. Da that jeder gern mit, denn Losziehen auf andere ist für viele nach einem Gespräch oft wie der Käse nach dem Essen; und manche lassen sich diesen Käs als Hauptspeise genügen.

Ein besonderes Fest war es, wenn Briefe aus der Ferne kamen; manchmal schrieb der Jos, manchmal die Martina, das war die Tochter der Huzel. So oft nun eine der Frauen einen Brief von ihrem Kind bekam, gieng jede mit dem Brief im ganzen Dorf umher und ließ ihn vorlesen; nur die nächste Nachbarin, die doch am begierigsten darauf war, die durfte nichts davon haben. Die Huzel hatte nicht unrecht: die Martina schrieb viel schönere Briefe als der Jos, das wusste die Huzel, obgleich sie nie einen von Jos gesehen oder gehört hatte. Dessen konnte man aber sicher sein: Jede trug den empfangenen Brief so lang in der Hand herum, bis die andere gesehen hatte, dass sie einen Brief bekommen, und dann sollte sie sich ärgern, weil sie nichts davon erfuhr.

Nun aber, es war gegen Fastnacht, verbreitete sich das Gerücht im Dorf — Ausgewanderte sollten es nach Hollmaringen geschrieben haben — dass der Jos in Amerika sei und Jos und Martina sich in Amerika mit einander verlobt hätten. Das war nun eine rechte Lust, die beiden so grundmäßig auf einander schimpfen zu hören. „Wie könnt ihr nur glauben, dass mein Sohn eine zusammengeflickte Schneiderstochter heiraten wird?" und — „ich gehe selber hinüber nach Amerika und ich reiße sie auseinander." — „Wie kann eine so stolze Prinzessin, wie meine Tochter, eines Krattenmachers Buben nur ansehen?" So hieß es hin und her. Am Fastnachtssonntag schimpften die beiden Weiber vor aller Welt am Rathhausbrunnen einander seit vielen Jahren zum erstenmal Aug' in Auge. Das ganze Dorf kam herbeigesprungen, wie Huzel und Pochel einander heimbezahlten, und die Pochel schrie immer: „Eh' ich das zugebe, dass mein Jos deine Tochter heiratet, du Huzel, eh' häng' ich dich auf am Weidenbaum vor unserm Haus." Die Stimme der Pochel tönte wie die eines großen Bullenbeißers, und die der Huzel wie die eines kläffenden Spitz; er hat keine so gewaltigen Töne, aber er gibt nicht nach und kann fortmachen, wenn dem andern der Athem lange ausgegangen.

„Ich hätte Angst, mit der allein in einem Haus zu wohnen", erlustigte man sich, um den Zorn und die Furcht der Pochel zu reizen. Die Huzel sagte schelmisch: „Der Gaul weiß schon, dass er mir nichts thun kann. Er soll nur kommen. Ich habe Mittel, dass er nicht Hand und Fuß rühren kann."

Alle Leute wichen zurück, denn glaubte man auch nicht mehr an Hexen, so war doch das gewiss, dass die Huzel geheime Zauberkünste kannte, und jetzt hat sie sich verrathen. Wie hat sie so unheimlich gelacht, und den schweren Kübel auf dem Kopf hat sie heimgetragen, wie wenn's nichts als eine Haube wäre!

Auch die Pochel konnte sich eines Schauders nicht erwehren, aber sie that, als ob sie sich nichts darum kümmere, und in der Nacht hörte der Weidenbaum, wie in der untern Stube geflucht und gebrummt wurde, und in der oberen Stube wurde gesungen, und die Pochel hörte ganz deutlich, wie zwei Spindeln sich drehten, und doch war niemand bei der Hexe; aber sie hat gewiss einen Geist, der ihr spinnen helfen muss. Und horch, wie sie jetzt lacht. Gibt's denn Menschen, die allein lachen können? Nein! Nein!

Die Pochel schimpfte jetzt auf sich selber, dass sie sich fürchte, aber sie schlich doch hinaus und streute Erbsen auf die Treppe, dass die Huzel zusammenstürze, wenn sie herabkäme; dann stellte sie die Axt ihres verstorbenen Mannes an das Bett.

Am andern Morgen früh klopfte es am Haus.

Die beiden Weiber schauten zu gleicher Zeit zum Fenster heraus und jede fragte die Magd des Schullehrers, die geklopft hatte:

„Was gibt's?“

„Was willst du?“

„Ich weiß nicht. Ihr sollt beide miteinander gleich zum Schullehrer kommen. Ich glaube, er hat was.“

„Ich komme nicht!“

„Und ich auch nicht!“

Und wieder war es still, und während oben und unten Feuer angemacht wurde, horchte die eine hinauf, die andere hinab. Die Pochel war froh, dass sie im untern Stock wohnte. Wenn die falsche Huzel nun doch hingehen will, kann sie nicht vorbei, ohne dass sie gesehen wird, und dann soll sie die Angst bezahlen, die sie mir vergangene Nacht verursachte.

Und wieder hatte Huzel Angst, dass Pochel davonschleiche, ohne dass sie was merke. Sie stand schon einmal an der Treppe, um dem Gaul hinabzurufen: Sie möge doch gescheit sein, man könne doch nicht wissen, ob nicht was Wahres an dem Geschwätz der Leute sei, und vielleicht habe die Sendung des Schulmeisters etwas Derartiges zu bedeuten! Aber sie war wieder stolz genug, dem Unhold nicht das erste Wort zu gönnen, und so trank sie im stillen ihren Kaffee.

Die Pochel erlauschte den Augenblick, da ihre Erzfeindin in die Stube gegangen war, und wischte schnell die Erbsen von der Stiege ab. Jetzt war es Tag, am hellen Tag konnte sie doch nicht mit ansehen, dass die Huzel sich zu Tode falle.

Richtig! Nach einer Weile kam die Huzel, wie immer ordentlich gekleidet, die Treppe herab. Die Pochel stand mit dem Rücken gegen die Thür gewendet und schaute die Huzel nicht an; aber als sie fort war, rannte sie ihr nach. Das porzellanene Teufele sollte sich nicht wieder wohl dran machen bei den Menschen, dass sie den Anschein gewinne, als ob sie auf den Ruf anderer folge und immer friedliebend sei. Mit zerzausten Haaren und nur nachlässig gekleidet rannte Pochel der Nebenbuhlerin nach, die sich nicht umwendete. Während des ganzen Weges schimpfte sie in sich hinein auf die Schlechte, und am Schulhaus schimpfte sie erst recht, wie schlecht die Huzel sei, dass sie ihr nicht einmal Zeit lasse, sich ordentlich anzukleiden.

In der Stube des Schullehrers schauten die beiden einander Auge in Auge, und die Eidechsenäuglein der Huzel flimmerten in ganz besonderem Glanze, da sie ihre Feindin so verwahrlost sah. Diese schimpfte nun wieder, aber die Huzel sagte klugerweise:

„Ich brauch' dich nicht zu schimpfen. Sieh dich in den Spiegel, da brauch' ich dich nicht zu schimpfen. Herr Lehrer, erlauben Sie, dass sie sich im Spiegel ansieht? Er wird nicht schmutzig davon.“

Der Lehrer hieß alle seine Angehörigen die Stube verlassen, dann sagte er zu den beiden Weibern, dass sie fortan besser mit einander sein müssen, denn — und er zeigte dabei einen Brief und ein Päckchen — was das Gerücht wunderbarerweise vorhergesagt, ehe es wahr gewesen, sei nun eingetroffen, Jos und Martina seien in Neu-Orleans bereits verheiratet. Er las den Brief den beiden vor, den sie theils an den Schullehrer, theils an die Schwiegermütter geschrieben hatten, und zwar Jos an die Huzel und Martina an die Pochel.

Sie hörten ruhig zu, aber mitten im Lesen schüttelte die Huzel den Kopf, und die Pochel wollte es ihr nicht gönnen, dass sie etwas mehr that als sie: sie schüttelte auch den Kopf. Als der Brief zu Ende gelesen war, sagte die Huzel:

„Herr Lehrer, das gefällt mir nicht von Ihnen, das schickt sich nicht für Sie; zu so etwas dürfen Sie sich nicht hergeben. Das ist ein Fastnachtsschwank, den man sich mit uns armen Witwen gemacht hat."

Der Lehrer wollte erwidern, aber die Pochel schrie laut und schimpfte auch den Lehrer aus; er kam nicht zu Wort. Da öffnete er das Päckchen und hielt den beiden in goldenem Rahmen ein Bild entgegen. Sie waren plötzlich stumm, und —

„Herr Gott, mein Jos!" — „Herr Gott, meine Martina!" riefen sie, aber — „Weg, lass mich sehen!" hieß es gleich darauf, und die Pochel stieß die Huzel von sich, dass sie in eine Ecke fiel. Der Lehrer hob sie auf, nahm der Gewaltthätigen das Bild und gab es der Huzel. Sie betrachtete es stumm staunend, und ihre Lippen murmelten etwas dazu, aber niemand hörte, was sie sagte. Wirklich waren hier die beiden Kinder in einer gemalten Photographie ganz deutlich wiederzusehen. Sie hielten einander an der rechten Hand, und fast an jedem Finger glänzte ein Ring. Wie stattlich sah Martina aus in dem blauseidenen Kleide mit der großen goldenen Kette, der Brosche und den Ohrringen, und man mag sagen was man will, auch der Jos ist ein hübscher Bursch, und er ist so dick geworden, dem muss es gut gehen, und er hat auch eine goldene Kette an der Uhr und eine goldene Nadel auf der Brust. Nein, nein, da kann nicht mehr von Fastnachtsposse die Rede sein.

Die Huzel wollte auch der Feindin jetzt das Bild zeigen, aber sie brachte sich nicht dazu. Sie gab es nur dem Lehrer zurück, und dieser fragte: „Nun seht ihr doch, dass hier nicht von einer Fastnachtsposse die Rede sein kann? Wer von euch will das Bild mitnehmen?"

„Wenn man's auseinanderschneiden könnt, möcht' ich meine Hälfte haben", sagte die Pochel. Und die Huzel sagte: „Behalten Sie's, Herr Lehrer. Wenn ich nur schon daheim wär' und niemand vor mir sehen müsst', niemand als meine Katz'."

Sie hatte recht, so zu klagen, denn draußen — von der Lehrerin und deren Kindern benachrichtigt — stand das halbe Dorf versammelt und jubelte und jauchzte über das lustige Ereignis. Man wollte mit dem Hauptspass nur warten, bis die Schwiegermütter herauskämen; und als sie endlich herauskamen, erscholl unaufhörliches Vivat! und Hurrah! Die Huzel weinte, die Pochel aber schlug den ersten, der an ihr zerrte, so stark auf die Brust, dass er niedertaumelte. Während sich alles mit Lachen nach dem Niedergestürzten wendete, flog sie mit raschen Schritten eilig durch das Dorf hinaus, und alle Leute sprangen ans Fenster und riefen nach: Was gibt's? Aber sie antwortete nicht und eilte heimwärts, und die Hunde, die die Pochel immer nicht leiden konnte, bellten hinter ihr drein, aber sie achtete nicht darauf. Sie konnte kaum in das Haus, so voll von Rauch war es. Weil nichts ihr die Thränen aus den Augen treiben konnte, so musste es jetzt der Rauch thun. Sie jammerte, wie verlassen sie sei, denn sie hungerte, und dabei schimpfte sie auf die Huzel, die so klug gewesen war, vor dem Gange zum Schulmeister ordentlich zu frühstücken. Ja, die ist hinterhältig! Und wo sie nur jetzt sitzen mag? Sie ist wie in den Boden hinein verschwunden.

Wirklich kam die Huzel den ganzen Tag nicht nach Haus, und am Abend hörte die Pochel plötzlich ihre Spindel auf dem Boden tanzen und surren und hatte doch niemand ins Haus gehen sehen. Gewiss spinnt jetzt der Geist, den sie im Dienst hat, ganz allein. Theils aus Schauder, theils aus Neugierde, um zu sehen, ob das wirklich sei, wollte die Pochel die Treppe hinaufgehen, aber es war besser, sie gieng vor das Haus und schaute nach, ob Licht oben ist. Richtig, es war da. „Warum will denn jetzt niemand sterben, dass ich aus dem Haus komme?" klagte die Pochel in die stürmische Nacht hinein, in der der Schnee aufwirbelte. Der Weidenbaum schüttelte sein Gezweige hin und her.

Die Pochel saß still in der Stube und wünschte sich vor Zorn und Ärger jetzt selbst den Tod. Aber nein, da hat's ja die Huzel zu gut, da geht sie zu den Kindern und lebt in Saus und Braus. Aber warum rückt die Huzel oben heut' abend so oft den Stuhl? Warum macht sie so oft die Thür auf und zu? Still, so raschelt's, wenn sie zu Bett geht.

Nochmals geht die Pochel vor das Haus. Richtig! das Licht ist ausgelöscht. Wie sie aber wieder in die Stube kommt, hört sie die Spindel oben tanzen, sie schleicht leise hinauf, wer weiß, ob nicht die Huzel das Bild hat; nein, die darf es nicht haben. Sie horcht an der Thür, hört aber nur ein Murmeln, und nicht was die Huzel redet. Sie schleicht wieder hinab und legt sich ins Bett, aber sie kann nicht schlafen, die Treppe knackt. „Was ist das? . . . Die Axt! . . . So, jetzt komm." Es raschelt an der Thür, es greift nach dem Schloss. „Alle guten

Geister loben den Herrn, und dich hol' der Teufel!" ruft die Pochel, springt rasch nach der Thür und öffnet sie. Richtig, da steht die Huzel.

„Was willst du?" ruft die Pochel, die Axt erhebend, „thu' mir was, wenn du kannst."

„Ich will nichts, ich hab' dich nur fragen wollen, ob du vielleicht doch das Bild vom Lehrer geholt hast. Es ist doch mein Kind auch dabei und es gehört dir nicht allein."

„Was stehst du so unter der Thür?" schreit die Pochel. Sie will aber nicht sagen: komm doch herein; und die Huzel wartet darauf. Es friert sie, denn sie ist nur dürftig bekleidet, und nach zehn Jahren zum erstenmal tritt sie über die Schwelle. „Wo hast du das Bild?" fragt sie jetzt.

„Ich hab' nichts!" schreit die Pochel und springt schnell in ihr Bett. Die Huzel fängt an ruhiger zu sprechen und sagt: „Leider Gottes ist etwas da, was wir mit einander haben." Pochel aber geht nicht darauf ein und fragt nur: „Was willst du denn? Wo warst du denn den ganzen Tag? Kannst du wirklich in den Boden verschwinden? Kannst du wirklich etwas, dass man dir nichts thun kann in der Nacht?"

Die Huzel gibt klugerweise sehr ausweichende geheimnisvolle Antworten. Warum soll sie auch sagen, dass sie den ganzen Tag im Schafstall gesessen und gestrickt hat? Sie will die Starkknochige noch in Furcht lassen und sich dadurch schützen. Sie sagt jetzt: „Weißt du noch die Geschichte vom König Salomo, der alle Weisheit und alle Zauberei verstanden hat?"

„Nein, das sind deine Sachen, davon weiß ich nichts."

„Es geht uns auch so wie den beiden Weibern, die vor ihn gekommen sind. Ich kenn' dich, du möchtest lieber, dass unsere beiden Kinder sterben, weil sie uns das angethan, und ich will, dass sie leben sollen, wenn ich auch nichts von ihnen mag."

„Stell' dich nicht so gutmüthig, du hast dein Lebenlang für keinen Menschen was gethan, aber frage nach im ganzen Dorf, und du wirst hören, dass man in jeder Noth auf mich rechnen kann."

„Das ist wahr, du bist eben auch stark, und — was ich dir habe sagen wollen? Höre mich doch ordentlich an, lass mich da ein bisschen auf dein Bett sitzen, es ist mir so kalt."

Die Pochel freute sich innerlich, dass die Huzel vor Kälte zähneklapperte, als sie jetzt fortfuhr: „Es ist schon arg genug, dass wir uns und unsere Kinder so vor den Leuten verschimpft haben."

„Du hast immer zuerst angefangen", schrie Pochel.

„Ja, ja, das läßt sich jetzt nicht mehr auseinanderbringen; aber wie meinst? Du hast ja gesehen, wie unsere Kinder einander die Hände

halten, wie meinst du?" Die Huzel streckte die Hand aus, aber die Pochel hielt die ihre unter der Decke und sagte: „Ja, ja, es ist nicht gut, wenn man so aufeinander schimpft; man weiß nicht, wie man endlich doch zusammenkommt", worauf die Huzel erwiderte:

„Du bist gescheiter, als ich gewusst habe."

„So, du verdorrte Himbeere! Wie kannst du das sagen? Wo hast denn du dein Doctorexamen gemacht? Wie kannst du mich loben? Brauch' ich von dir ein Lob? Wer gibt dir das Recht dazu? Hinaus aus meiner Stube! Ich will nichts von dir."

Die Huzel bot alles auf, sie zu beruhigen, und sie verstand das, was unvermeidlich war, als pure Güte darzustellen, und wie die Kinder, die wohl wissen, dass die Mütter heute den Brief bekommen, eben jetzt die Stunde feiern bei gutem Essen und Trinken. Die Pochel, die heute vor Zorn und Ärger noch gar nichts Ordentliches gegessen hatte, sagte unversehens: „Ich will aufstehen und was zu essen machen."

„Ja!" rief die Huzel, „wir wollen auch die Hochzeit unserer Kinder feiern."

Die Pochel machte nun Kaffee, und als die beiden am Herd standen, jammerten sie darüber, wie man so lange zweimal Holz verbrannt, man hätte ja an einem Feuer kochen können. Der Kaffee war fertig, und die beiden saßen nun und tranken mit einander. Huzel lobte das Geschirr und lobte den Kaffee, aber innerlich sagte sie: „Das ist ein Kaffee für den Gaul!" Sie würgte ihn aber doch um des Friedens halber hinab.

Zuletzt sagte die Huzel: „Halt! Auf Kaffee schläft man schlecht. Wart', ich hole, was dir gut thut." Sie gieng hinauf und brachte kichernd und lachend — denn sie hatte schon in der Stube davon gekostet — ein langes Glas, darin saure Kirschen auf Brantwein gesetzt waren. Sie schenkte der Pochel ein, aber diese wollte nicht trinken.

„Nein, Schwiegermutter, du musst trinken", ließ Huzel nicht ab zu bedrängen. Endlich mit Todesverachtung nimmt die Pochel einen Schluck, aber schnell, als ob sie einen Husten bekäme, speit sie alles wieder aus, denn sie fürchtet sich, dass die Huzel sie vergiften wolle. Nun aber trinkt die Huzel mit großer Fertigkeit, und die Pochel bekommt Muth, sie genießt auch gern Fremdes und thut sich gut daran; eine trinkt der anderen immer frisch zu, und so lachen, singen und tanzen sie miteinander in der Stube herum. Die Pochel wird ganz taumelnd, sie muss sich auf einen Stuhl setzen, aber Huzel hört nicht auf und tanzt ganz allein herum, äußerst zierlich, und singt dabei und hält sich das Röckchen mit beiden Händen.

Der Weidenbaum vor der Thür kam sich ganz närrisch vor über das, was er manchmal hörte, und er bedauerte jetzt aufrichtig, dass er sich

so hartnäckig von dem Häuschen abgewendet hatte; wäre er nach der anderen Seite hin gewachsen, wäre ihm kein Wort von allem entgangen.

Mit den Worten: „Morgen, wenn wir gesund sind, trinken wir Kaffee miteinander!“ war Huzel in ihre Stube hinaufgegangen und die Pochel lag fiebernd im Bett.

In der Stube tanzen Flämmchen, und ein Mann und eine Frau, die haben lauter goldene Ketten an um und um. Der Pochel wird schwer bang; gewiss, das porzellanene Teufele hat sie vergiftet und sie schreit plötzlich auf: „Hilfe, ich bin vergiftet!“ „Das porzellanene Teufele hat mich getödtet!“ Sie springt aus dem Bett, sie findet die Kreide und schreibt auf den Tisch: „Wenn man mich morgen todt findet, muss man die Huzel köpfen, sie hat mich vergiftet!“

Und draußen am Weidenbaum stand eine große Menge Menschen, und der Wind pfiff, und der Schnee wirbelte auf, und am Weidenbaum hieng ein Gehenkter . . .

Am Morgen, als die Pochel erwachte und zum Fenster hinausschaute: Was ist das? Das ist ja wirklich ein Gehenkter, und sie selbst lebt ja noch! — Sie schreit laut auf, und die Huzel kommt herunter. Sie sehen, was geschehen ist: man hat ihnen zum Possen das wahr gemacht, was die Pochel gedroht. Man hatte eine Gestalt, ganz ähnlich bekleidet wie Huzel, als Fastnachtsmummenschanz an die Weide gehenkt.

„Da siehst du, wie weit es gekommen ist“, sagte die Huzel, „und was sind das für Zeichen, die da auf den Tisch geschrieben sind? Was steht denn da?“

Die Pochel wischte es schnell ab mit der Hand, und jetzt reichte sie die kreidige Hand — die die Spuren vom Todesurtheil trug — versöhnt ihrer Erzfeindin.

Die Pochel gieng hinaus und trennte die Puppe vom Baum ab. Die Huzel wollte ihr helfen, aber sie sagte: „Nein, die Leute dürfen nicht sehen, dass wir versöhnt sind; sonst hört das gebrannte Leiden hier nicht auf.“ Die Huzel wollte wieder sagen, dass sie gescheit sei, aber sie behielt es diesmal für sich.

Sie verschlossen das Haus und tranken zum erstenmal gemeinschaftlich in Frieden den Morgenkaffee, den aber diesmal die Huzel bereitete; denn sie verstand's besser.

Nun wurde ausgemacht, dass die Huzel das Bild holen sollte, und auch den Brief, denn sie hatten ihn noch nicht ordentlich gehört. Der Lehrer wollte zwar das Gemeinsame nicht herausgeben, bis auch die Feindin es bewilligt, aber er fügte sich doch endlich auf Bitten seiner Frau, die Angst hatte, dass die Hexe ihr oder ihren Kindern was Böses anthun möchte, wenn man nicht willfahre.

Am Mittag las die Huzel den Brief erst recht vor. Die beiden Kinder baten die Mütter inständig, dass sie zu ihnen kommen möchten. Der Jos hatte eine große Speisewirtschaft errichtet, und die beiden Mütter sollten in der Küche helfen und auf alles acht haben, denn man könne hier zu Land fremden Leuten nicht trauen. Er wolle Geld schicken, wenn der Erlös des Hauses und der Fahrnis nicht ausreiche.

Es waren noch schwere Sachen zu überwinden, und vor allem wurde festgesetzt, dass man vor der Welt die alte Feindseligkeit bewahre; denn die Neckerei, die man sonst zu ertragen habe, wäre nicht auszuhalten.

Vor den Leuten also thaten sie immer feindselig, still zu Hause indes war wirklicher Friede, und der wurde am besten dadurch bewirkt, dass die Pochel zu der alten Feindin sagte: „Du bist wirklich gescheiter als ich."

Es wurde nun berathen, dass man die Fahrnis verkaufe, und auf das Häuschen war schon längst ein Angebot gethan. Die Huzel gab an, dass sie allein auswandere, die Pochel, dass sie zurückbleibe. Insgeheim aber verschaffte sie sich doch einen Pass, und zur Versteigerung der Fahrnis in der oberen Stube wurde in der Nacht alles, was die Pochel von Wert hatte, hinaufgeschleppt, damit es als Eigenthum der Huzel versteigert werde.

Nun aber kam noch das Schwerste. Wie verläßt man das Dorf, ohne Spießruthen zu laufen durch Spott und Hohn?

Es war in der Nacht zum ersten Mai, da kam die Huzel mit einem Bündel unterm Arm herab in die untere Stube und sagte: „Schwiegermutter! Ich hab' was Gutes!"

„So? Hast du noch von deinem Brantwein?"

„Nein. Wir haben jetzt Geld und haben Pässe, jetzt schläft alles im Dorf; mach' deine Sachen zusammen und geh' mit; sie sollen morgen früh sich die Augen reiben und nicht wissen, was geschehen ist. Denk' nur, wie es werden soll, wenn eines von uns oder wenn wir gar miteinander fortgehen? Ich habe gehört, dass die Musikanten im Dorf sich bereit halten und das ganze Dorf will uns mit Musik das Geleite geben. Schau, der Mond ist so hell, es ist alles so still, kein Mensch merkt was; komm, ich helf dir!"

„Ich kann schon allein, ich brauche keine Hilfe, hab' nie eine gebraucht. Aber wie ist's mit den Sachen die wir doch noch zurücklassen, und mit dem Verkauf des Häuschens?"

„Ich schicke von der Stadt aus einen Brief an den Schullehrer, dass er alles verkaufen soll. Da sieh', ich habe ihm schon geschrieben . . ."

Der Weidenbaum am Häuschen schüttelte im leisen Frühlingswinde die ergrünenden Zweige, als er die beiden miteinander das Haus ver-

lassen sah. Sie giengen hinten am Dorf herum durch die Wiesen den Berg hinab, still und redeten kein Wort. Erst als sie das Dorf hinter sich hatten, athmeten sie auf; vom Thurm schlug es zwölf und die Pochel sagte jetzt: „Gib mir nur dein Bündel, mir macht's nichts, ich kann noch mehr tragen."

„Nein, gib mir deines!" erwiderte die Huzel höflich, „du wirst doch nicht glauben, dass ich mir von der Älteren mein Bündel tragen lasse? Gib nur her!"

Aber keine fasste das Bündel der anderen an; die Huzel dachte im stillen: Sie wird doch so viel Lebensart haben, dass sie mich noch einmal bittet! Und die Pochel dachte in sich hinein: Meinetwegen kann die Huzel niedersinken; sowie sie noch einmal ein Wort sagt, bürd' ich ihr alles auf.

Es redete keine mehr ein Wort, bis der dunkle Wald sie verschlang.

Im Dorf aber staunte man zuerst, wie die beiden Hexen verschwunden waren, bald aber hieß es, dass in der Hexennacht der Teufel sie geholt habe.

Sie sollen indes wohlbehalten in einer großen Küche in New-Orleans sein und kochen und braten, aber sie selber werden schwerlich weichgekocht. Nur gegen ihre Kinder sollen sie etwas von menschlicher Güte zeigen. Die Pochel soll sogar mit den Schwarzen fertig werden, und wer zu diesen beiden in Dienst kommt, kann mit Recht sagen: er kommt in des Teufels Küche.

Die Mürzquellen sind nicht feil!

In einigen sonst schönen Thälern Niederösterreichs gibt es Bäche ohne Wasser. Bachbette mit viel Stein und Schutt, aber wenig rinnendem Wasser. Das ist öde und traurig anzusehen, die ganze Gegend hat eine andere Stimmung bekommen. Statt klarer Bäche, grüner Matten, reiner Luft — vertrocknete Rinnsale, vergilbter Rasen und kohlenrauchige Luft, weil alle Gewerke mit Kohlen, anstatt mit Wasser betrieben werden müssen.

Wohin aber ist das Wasser gekommen? Es hat sich dem Zeitgeist angeschlossen — alles strömt in die Stadt. Eine Großstadt kann nicht Wasser genug haben; der unendliche Durst wird allerdings zumeist mit anderen Flüssigkeiten (die wieder ohne Wasser nicht möglich sind) gestillt, aber der unendliche Schmutz! So vermag es selbst die Donau nicht mehr, Wien rein zu waschen, eben weil sie selber nicht rein ist. Um noch reines Element zu bekommen, muss Wien seine Hände nach den

klaren, frischen Flüssen der nahen Alpen ausstrecken. Und so sind im Semmering- und Schneeberggebiete Quellen, Flüsse aufgefangen worden, um sie durch gewaltige Canäle nach Wien zu leiten. Ohne dieses Alpenwasser müsste Wien verkommen, wenigstens würde es nicht so weiterwachsen können.

So wie das Land, die Bevölkerung aus- und aufgesogen wird von der Großstadt, so werden es nun auch die Berge. Semmering, Rax und Schneeberg und der ganze Wienerwald haben nicht mehr genug Wasser für Wien. Nun hat die Stadt tief in die Alpen hinauf gegriffen, ins Salzagebiet. Dort hat sie Quellen und Flüsse aufgekauft, um sie nach Wien zu leiten. Hundert Radkräfte sollen an jedem Tag den Alpen verloren sein und der Großstadt zugeführt werden. Aber das ist noch immer zu wenig, viel zu wenig. Wien lauert neuerdings nach allen Richtungen aus nach Wasser. So ist es auch auf unser steirisches Mürzthal verfallen, um in absehbarer Zeit die Mürzquellen anzukaufen. Diese liegen der Wienerstadt zwar jenseits der Berge, doch bei den ultramontanen Neigungen der lieben Wiener ist ihnen das gerade recht. Man schlägt durch die Berge ein Loch, durch welches die Mürz hinausfließen kann nach Wien.

Jedoch denke ich, bei diesem Trunke wird man die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. Die Mürzthaler werden ihre Mürz nicht hergeben, auch nicht den Mürzursprung, auch nicht einen Seitenfluss — nicht einen Tropfen. Mögen andere Leute das Anrecht ihrer Nachkommen, Wasser und Luft, für Geld verkaufen, der Mürzthaler wird das nie thun — niemals! Das Wasser gehört so gut zum Heimatlande, als die Scholle. Für die heimische Scholle geben wir unter Umständen unser Blut, und der heimischen Scholle heilige Quellen sollen wir uns auf ewige Zeiten für Geld abschachern lassen? Das Wasser gehört zum Land, und wir Steirer proclamieren feierlich die Unveräußerlichkeit des Heimatlandes! —

Der Jurist hätte vielleicht zu sagen, dass man Kraft für Jahr und Tag verkaufen könne, niemals aber für unbegrenzte Zeit. Dazu wäre kein Geld auf Erden ausreichend. Vielleicht ist festzusetzen, dass Wässer wohl auch von einem Besitz auf den andern übergehen, und zu den verschiedensten Dienstleistungen benützt werden können, aber nur i n n e r h a l b des Landes. Die Wasserquellen, die unseren Vorfahren Wiesen und Felder befruchtet, Mühlen und Eisenhämmer getrieben, die Luft befeuchtet und den wohlthätigen Regen erzeugt haben — sie sind unveräußerlich, so gut wie der Brunnen am Vaterhause, den wir unseren Nachkommen vererben.

Denn das Heimatland ist nicht bloß Eigenthum des gegenwärtigen Geschlechtes, sondern auch der Nachkommen. Wir brauchen Geld, es ist

wahr, wir haben viele Schulden gemacht, aber mit dem Rechte der Zukünftigen dürfen wir sie nicht bezahlen. Es ist ein Unding allerersten Ranges, die Flüsse wie eine Ware übers Land hinaus zu verkaufen — es wäre ein Hochverrath an der Heimat. Nein, von unserer Steiermark verkaufen wir auf solche Weise nichts. Die Herren der Großstadt sollen nicht glauben, dass um Geld alles zu haben sei. Die Mürzquellen kriegen sie nicht!

Wenn eine Großstadt zu wenig gutes Wasser hat, so ist das ja schlimm. Doch wer trägt die Schuld als sie selbst, da sie immer wieder die Landbevölkerung an sich herbeilockt, und wer ist schuld als die Leute, die der Bequemlichkeit und des Genusses wegen in die Stadt ziehen, wo sie alles Mögliche haben, nur das Wichtigste nicht. Wenn die Großstädter gutes Wasser haben wollen, so ist es am einfachsten, sie kehren zurück aufs Land, zu den natürlichen Quellen des Wassers und der Gesundheit. R.

Sinngedichte.

Von Otto Promber.

Hüte dich vor allen denen,
Die sich immer danach sehnen,
Einen Menschen hinterm Rücken
Schlau und frech herabzudrücken,
Ihn mit leichten, niederträcht'gen
Vorurtheilen zu verdächt'gen
Und aus sicheren Verstecken
Seinen Namen zu beflecken.
Diese dunkeln Triebe zeigen
Sich zumeist an jenen feigen,
Grundverlogenen Gesellen,
Die vergeblich darauf sinnen,
Wie sie klüglich es beginnen,
Sich in bess'res Licht zu stellen.

Schmäht mir die frische Begeisterung nicht,
Wie auch die Jugend stürmet und hastet;
Schon manchmal brachte sie klärendes Licht,
Wo klügelnde Vorsicht im Dunkeln getastet!

Immer nur fröhlichen Muth! —
Für alle leuchtet der Sonnenschein;
Am End' blüht dir auch ein Röselein!
Dann soll dein Bangen vergessen sein
Und alles alles wird gut.

Das sind stets niedrige Charaktere,
Die keiner Arbeit Beifall zollen,
Die immer nur die eigene Ehre,
Doch niemals fremde schützen wollen,
Die, wenn sie schreiendes Unrecht seh'n,
Mit schielenden Augen vorübergeh'n
Und pfiffig denken: Was geht's mich an!
Seh' jeder, wie er sich wehren kann!

Liebschaften kommen oft Glaskugeln gleich,
Wie sie zuweilen bei Rosenhecken
An Silber und leuchtenden Farben reich
Auf hohen Stangen in Gärten stecken.
Behandle sie zärtlich, wo es auch sei,
Damit dich recht lange ihr Glanz erfreue!
Denn bricht in blöder Tändelei
Schalk Übermuth die Kugeln entzwei,
Gibt es nur Scherben, Wunden und Reue.

Herzen gibt's wie Sprudelquellen,
Die dem durst'gen Leidensbruder
Immer neuen Nektar spenden!
Ihre Kraft hat keine Schranken,
Ihre Treue kann nicht wanken,
Ihre Liebe kann nicht enden.

Der lebte schön, der lebte lang hienieden,
Von dem es heißt: er ist zu früh geschieden!

Es fand schon mancher Possenreißer
In buntem Harlekinsgewand
Die Wahrheit, die vor ihm ein Weiser
In bitterster Erkenntnis fand,
Und manches Wort aus Kindermunde
Pries von umkränztem Podium
Ein großer Mann in ernster Stunde
Als neues Evangelium!

Ein frisches Geblüt,
Ein herzlich Gemüth —
Sie sind mir beide
In Lust und Leide
Das schönste Geschmeide!

Kleine Laube.

Von künstlerischer Gestaltung Gottes.

Lieber Freund und College!

Wir haben bei unserem letzten Zusammensein in Wien ein so tiefphilosophisches Gespräch miteinander geführt, dass wir vor lauter Weisheit völlig thöricht geworden sind und schließlich, jeder von seinem Standpunkte aus, beinahe das Gegentheil der ursprünglichen Behauptungen mit Leidenschaft vertheidigten. Das geht häufig so, und besonders Poeten geht es so, die im rein begrifflichen Denken keine Übung haben.

Wir sprachen — billiger thut man das jetzt nicht mehr — von Gott. Wir waren beide sehr begeistert für ihn. Sie hatten eine Gottheit, ich einen Herrgott. Letzterer war Ihnen auf die Dauer zu körperlich. Sie sprachen von einem „Ich und alles, jetzt und ewig" und nannten es Gott. Und dann meinten Sie, diesen unfassbaren, gestaltlosen Allgott in das Volk zu tragen, sei die Aufgabe der Erziehung und Bildung. Auch ich war mit dem „Geiste" völlig einverstanden, nur verständigten wir uns schwer und suchten unserer Ausdrucksweise immer mit Beispielen nachzuhelfen. Mit anschaulichen, sinnlichen Beispielen, durch die wir unsere subtilen Gedanken einander begreiflich zu machen trachteten.

Und nun denke ich darüber nach, wie wir den rein geistigen Gott in das Volk tragen sollen, wenn wir ihn selber gar nicht aussprechen, nicht fassen können! Er ist zu ätherisch, er verflüchtigt sich unter der Hand. Selbst die großen Philosophen müssen ihre Ideen an Materien knüpfen, um von Nichtphilosophen verstanden zu werden. Und wir, Leute von der Kunst, deren Aufgabe und Bestreben es ist, Geistiges, Ideales sinnlich zu gestalten, in sicht- und greifbare Formen zu bringen — wir sollten gerade das, was uns alle am meisten angeht, beiseite liegen lassen, nicht zu künstlerischem Ausdruck bringen wollen?

Weil das Volk, zu dem wir reden, ein Kind ist, immer ein Kind war und immer eines bleiben wird, ihr möget erziehen und bilden, wie ihr wollt, darum muss man zu ihm kindlich sprechen. Und weil wir Dichter die Gedanken und Ideen verdichten sollen in fassbare Gestalten, so müssen wir künstlerisch zum Volke sprechen. Und das Kindliche und Künstlerische wird hier eins. Wenn nun der Künstler zu den Menschen von Gott sprechen will — und da er so innig glaubt an den Geist, wie wir uns versichert haben, so wird er wohl manchmal das Bedürfnis haben, von ihm zu sprechen — wie soll er das thun? Er muss den Geist Gottes personificieren, so wie er die Tugend, die Gerechtigkeit, die Liebe oft genug in Gestalten gebracht

hat, er muss Gott in eine Gestalt bringen, die dem Menschen am nächsten und am höchsten steht — in die menschliche.

Nun sagen Sie, damit käme man ja wieder in den Aberglauben hinein, den wir doch ausrotten sollen! — Mein Freund! Wenn alle Verköperungen des Geistes Aberglaube wäre, dann würde die Kunst ein großer Aberglaube sein. Die Religionsstifter waren Dichter, Künstler, die den Geist verkörperten; das hindert ja nicht, dass der Reformer den Körper wieder vergeistigt! Muss denn der Körper, die Form deswegen fallen? Bedarf der sinnliche Mensch nicht des Sinnbildes? Ist nicht sein eigener Leib das Sinnbild einer geistigen Persönlichkeit, die hinter ihm steht?

Überlassen wir die pure Vergeistigung Gottes der Wissenschaft; unsere, des Künstlers, des Dichters Sache ist die Verkörperung Gottes. Und finden wir es doch natürlich und gut, wenn ein künstlerisches Gemüth, und gehöre es dem modernsten Menschen an, in der Religion auch den Cultus liebt. Und freuen wir uns, dass die neue Kunst sich wieder der Symbolik, der sinnlichen Formung des Geheimnisses zuwendet. Und wirken doch auch wir — gerade wir zwei Volkspoeten — mit, im Kunstwerk das Zeichen Gottes wieder in das Volk zu tragen — in jene Theile des Volkes, die zur rein geistigen Religion sich nicht emporzuschwingen vermögen und die Gott doch nicht in der schmutzigen Materie des Thieres, des Goldes anbeten sollen.

Der Weltschöpfer sogar bedurfte Lehm, um ihm Geist einhauchen zu können. Ein Baum, der himmelwärts wachsen soll, muss erst auf festem Erdboden gründen; eine Flamme, die lodern und leuchten soll, muss erst einen Docht haben, und ein Gott, der uns in ein geistiges Himmelreich führen soll, muss erst — Mensch geworden sein.

Und dann — kann es denn wahr sein, dass Gott nur im Geiste ist? Ist das nicht am Ende auch ein Aberglaube? Kann, ja muss der Allesumfassende, Allesdurchdringende nicht auch im Körper, in der Form sein? Denket doch nicht zu gering von der Materie, als ob sie bloß der Sitz aller Sündhaftigkeit wäre. Die Materie ist der Leib des Geistes, nicht bloß bei dem Menschen, auch im Stein, in der Blume, im Wassertropfen, in allem, was wir kennen. Wie also soll uns Künstlern die Materie zu niedrig sein, um aus ihr Altäre zu bauen, Bildnisse zu schaffen, um sie mit unserer Gottessehnsucht, mit unserer warmblütigen Himmelsfreudigkeit zu beseelen?

Kurz gesagt, der Dichter, der Künstler, der wirklich und wahrhaftig Gottheit fühlt, soll nur auch einmal dreist versuchen, sie zu gestalten — für sich und andere.

Wenn nicht früher, so wird er während des Gestaltens inne werden, was ich meine.

Wir sprechen noch davon.

Ihr

Graz, December 1900. R.

Ein Ärgernis.

Das clericale „Grazer Volksblatt“ hat es zuwege gebracht, vielen seiner Leser in diesem Jahre die christliche Osterfreude gründlich zu verderben. Am Charsamstag brachte es einen Leitartikel, überschrieben: „Der Bock als Gärtner, oder die Protestanten als Hüter des Evangeliums.“ Von P. Andreas Hamerle C. SS. R.

In diesem Aufsatz, der sich hauptsächlich gegen Luther richtet, wird unter anderem halb versteckt dargethan, dass auf die heilige Schrift, auf das Evangelium an sich kein

Verlass sei, dass im Evangelium an sich das Göttliche nicht zu erkennen sei, dass kein Mensch wüsste, das Evangelium sei echt und göttlich, wenn die römische Kirche nicht dafür garantiere. Das ist der klare Sinn der allerdings etwas umschriebenen Stelle im „Grazer Volksblatt“. Was aber heißt das? Es heißt den Zweifel an das Evangelium aufwecken, und zwar in demselben Moment, wo man sich als den einzigen Hüter der heiligen Schrift hinstellen will. Diese Erregung des Zweifels an das Evangelium ist ein neuer Schritt der römischen Politik auf ihrer verhängnisvollen Bahn.

Wenn das Evangelium göttlichen Ursprungs ist, so muss man seine Echtheit und Macht unmittelbar aus ihm heraus empfinden, wie es bei christlich religiösen Menschen auch wirklich der Fall ist. Da braucht man keine weiteren Bürgen, am wenigsten Bürgen solcher Art, denen die Kirche alles, und das reine Wort Gottes wenig gilt. Der Heiland hat Beweisbedürftige wohl oft auf das Alte Testament verwiesen, nie aber auf eine römische Kirche. Die ersten Christen und Märtyrer waren des Evangeliums sicher, bevor es noch eine römische Kirche gegeben hat, und ich glaube ganz entschieden lieber den vier Evangelisten als dem Herrn Andreas Hamerle C. SS. R.

Nur Schade, dass gerade wieder einmal zu dem hohen Feste das Ärgernis geschehen musste. R.

Unwahrheit bringt Rosen.

Der Curat: Grundfalsch ist es, wenn die böse Welt den Jesuiten nachsagt, dass diese den Wahlspruch hätten: Der Zweck heiligt die Mittel! Denn was schlecht ist, das bleibt schlecht und kann durch nichts beschönigt werden, und nimmer wird ein Priester grundsätzlich Böses vertheidigen.

Ich: Sie halten gewiss auch die Unwahrheit für ein unheiliges Ding.

Curat: Unwahrheit, Lüge ist die Mutter alles Bösen, unter allen Umständen.

Ich: Ich besitze hier ein hübsches Bildchen, das ich recht in Ehren halte; es stellt die heilige Rosa von Viterbo vor. Ich besitze es seit meiner Kindheit; damals hat es mir der Herr Katechet geschenkt und hat uns Schülern auch die Legende erzählt, die dazu gehört. — Zur Zeit Kaiser Friedrichs II. war in der Stadt Viterbo große Hungersnoth, und besonders die von jenem Kaiser unterdrückten Christen hatten nichts zu essen. Da war Rosa, eines reichen Bürgers Töchterlein, welches oftmals eine Schürze voll von Brotstücken aus dem Hause des Vaters trug, um es heimlich unter die hungernden Christen zu vertheilen. — Eines Tages begegnete der mitleidigen Jungfrau auf diesem Wege hoch zu Ross der Tyrann und fragte sie, was sie in der Schürze trage. — „Ich trage Rosen“, antwortete das Mädchen in seiner Angst vor dem Christenverfolger. — „Will wissen, ob es auch wahr ist!“ rief der Reiter, „öffne das Tuch!“ Sie weigerte sich, ihre Lüge aufzudecken. „Öffne das Tuch!“ schrie der Tyrann ergrimmt. Sie that es mit zitternder Hand und siehe, sie selbst wollte ihren Augen nicht trauen; nicht Brot hatte sie in der Schürze, sondern thatsächlich Rosen. — Seht, liebe Kinder — schloss der Katechet — ein solches Wunder hatte der Herr an seiner frommen Dienerin vollzogen; darum lasst euch gesagt sein — —.“ Herr Curat, er stockte, der Herr Katechet, er stockte sehr und wir Kinder warteten auf die Moral, die er seinen Geschichtchen stets anzuhängen pflegte. Er brachte sie doch nicht über die Lippen.

Alkohols Sündenregister.

Wer sind die Götzen unſ'rer Männerwelt?
Es iſt der Alkohol und dann das Geld.

Was untergräbt des Vaterlandes Wohl?
Es iſt der große Mörder Alkohol.

Wo wird das Wohl des Volkes ſchwer verletzt?
Wenn man dem Schankrecht keine Schranken ſetzt.

Was koſtet mehr als alles Militär?
Fürs Trinken gibt man vier- bis fünfmal mehr.

Wer tödtet mehr als ſelbſt die größte Schlacht?
Der Alkohol hat viel mehr umgebracht.

Wer iſt der Mann, der nie kann glücklich ſein?
Der täglich ſich berauſcht mit Bier und Wein.

Wer ſchlägt ſich ſelbſt die allertiefſten Wunden?
Ach, dieſer Thor wird hinterm Glas gefunden.

Wem iſt die größte Straße nicht zu breit?
Das iſt der Mann in ſeiner Trunkenheit.

Wer macht ſich zum Geſpött der Gaſſenjungen?
Das iſt dem Trunkenbold ſchon oft gelungen.

Wer lallt und ſtammelt wie ein kleines Kind?
Das thun die Männer, die voll Weingeiſt ſind.

Wem tanzen vor den Augen Schreckgeſtalten?
Dem Mann, der ſich des Trunks nicht kann
enthalten.

Wer legt den Grund zu manchen Leibsgebrechen?
Wer mit der Sucht zu trinken nicht kann brechen.

Wer muſs im Alter oftmals Mangel leiden?
Wer den Beſuch der Kneipe nicht kann meiden.

Von wem ſagt man, er ſei im Glas ertrunken?
Dem Wirtshausſchilder nie umſonſt gewunken.

Wer macht das Haus zu einer Hölle wohl?
'S iſt niemand anders als der Alkohol.

Wer wird die Kinder nicht an Zucht gewöhnen?
Die Väter, die dem Trunkſuchtslaſter fröhnen.

Wo gibt es wohl die meiſten Idioten?
Wo man dem Kinde Schnaps hat angeboten.

Wer bringt ſein Weib vor Kummer früh ins
Grab?
Wer 's Glück des Hauſes ſchwemmt den Hals
hinab.

Wer wird Beruf und Amt nicht recht verwalten?
Wer ſich nicht ſelber kann im Zaume halten.

Wer hat zum Worte Gottes keinen Zug?
Der, den der Bacchus ganz in Feſſeln ſchlug.

Wer ſpottet über das Geläut der Glocken?
Wer ſich viel lieber läſst ins Wirtshaus locken.

Wer wird die Luſt zum Beten ganz verlieren?
Wer ſich vom Saufdämon läſst ganz regieren.

Wer muſs zuletzt an Leib und Seel verderben?
Die Säufer werden Gottes Reich nicht erben.

Wem ſteht des Irrenhauſes Pforte offen?
Dem Trinker, den 's Delirium hat getroffen.

Wem öffnen ſich zumeiſt die Strafanſtalten?
Es ſind die jungen Säufer ſammt den alten.

Wann nimmt der Richter Mildrungsgründe an?
Wenn das Verbrechen ward im Rauſch gethan.

Iſt das Betrinken nicht auch ein Verbrechen?
Drum ſollte man ein ſchärfer Urtheil ſprechen.

Auf Island trifft man kein Gefängnis an,
Weil man darauf kein Wirtshaus finden kann.

Was käme wohl dem Fiscus ſehr zugute?
Wenn jeder Trunkenbold bekäm' die Ruthe.

Ach, käm' doch bald die ſchöne Zeit herbei,
Die unſ're Männer alle machte frei!

O Menſchenfreunde, helft dem Übel wehren,
Daſs ſich noch Tauſende vom Trunk bekehren!

Mit alten Trinkern iſt nicht viel zu machen!
Drum reißt die jungen aus dem Molochsrachen!

Ergreift die Waffen und bekämpfet ſie,
Den Mörder Alkohol und Compagnie!

Die Noth zu ſchildern kommt man an kein Ende,
Die Trunkſucht iſt das Elend der Elende!

Die Bedeutung der kleineren Nationen.

Von Prof. Rudolf Eucken.

Ins Große, Gewaltige, Gigantische gieng der Zug des 19. Jahrhundertes, geht die Bewegung der Gegenwart. So vor allem in der Technik, dieser Führerin des modernen Lebens, so aber auch, unter Verbindung der Kräfte zu immer größeren Complexen, auf den anderen Gebieten; überall tritt vor das Individuum die Organisation, vor das Einzelerlebnis die Gesammtleistung. Diesen Zug ins Große zeigt auch die Politik, nicht nur in der Steigerung der Aufgaben und Leistungen der inneren Verwaltung, sondern auch im gegenseitigen Verhältnis der Nationen und dem äußeren Wachsthum der Staaten. Dies Wachsthum hatte so lange eine natürliche Grenze, als dabei der Zusammenschluss zersplitterter Theile eines einzigen Volkes zu einem gemeinsamen Körper, die nationale Einigung, in Frage stand, wie in Deutschland und Italien. Aber die Bewegung zur Größe und Macht geht darüber weit hinaus, namentlich seitdem aus der europäischen Politik mehr und mehr eine Weltpolitik geworden ist. Nun scheint nur der Staat seinen Bürgern die volle Entfaltung und Verwertung ihrer Kräfte bieten zu können, der seine Macht über den Erdball ausdehnt und seinem Willen an jeder Stelle Geltung verschafft. Wer das nicht kann, muss sich vorsichtig zurückhalten oder bescheiden unterordnen, er tritt damit in die zweite Linie. So ist der alte Begriff der Großmacht hinfällig geworden; nur diejenigen Staaten scheinen noch diesen stolzen Namen zu verdienen, welche stark genug sind und sich stark genug fühlen, um an jener Weltpolitik thatkräftig theilzunehmen. So eine wesentliche Verschiebung der alten Maße, eine schärfere Scheidung von groß und klein, ein stärkerer Drang nach Entfaltung alles Vermögens. Das sind Thatsachen, die uns alle umfangen. Zugleich aber eilen den Thatsachen Neigung und Phantasie oft weit voraus, alles, was in der Richtung jener Bewegung liegt, wird als vernünftig sanctioniert und mit dem Glanz des Rechts umkleidet; zugleich schwelgt die Vorstellung im Ungeheuren, das Streben nach Geltung in der Welt scheint nothwendig anschwellen zu müssen zu einem Kampf um die Herrschaft über die Welt; in diesem Kampf aber wird sich die Zahl der Mitbewerber nach und nach verringern, bis schließlich die Sache auf einen einzigen großen Gegensatz kommt und nach heißem Ringen ein einziges Volk Herr des Feldes bleibt. Wie solches weltgeschichtliche Schicksal sich vollziehen mag, das dünkt manchen der Hauptinhalt und die Hauptspannung der Zukunft.

Solche von den Vorstellungen der Macht und Größe berauschte Denkweise hat keinen Platz für die kleineren Völker und Staaten, das äußerlich Kleine gilt hier auch als kleinlich und der Erhaltung unwert. Über jene scheint die Flut der Weltgeschichte unbekümmert um ihr Wohl und Wehe dahinzubrausen, die Zeit ihrer Existenzberechtigung, so meint man, ist vorbei, so müssen sie sich wohl oder übel gefallen lassen, ein Opfer des Expansionsdranges der Großen zu werden. Eine solche Überzeugung lähmt, ja ertödtet alle Sympathie, mit den Bestrebungen der Kleineren ihre Selbständigkeit zu erhalten; was könnte es helfen, dem Rade der Weltgeschichte in die Speichen zu fallen, wie thöricht wäre es, eine Bewegung anhalten oder abzulenken zu wollen, die sicher und unaufhaltsam ihrem Ziele zustrebt! So ist auch bei der Erörterung finnländischer Angelegenheiten nicht selten die Meinung geäußert, das Schicksal habe hier den Ereignissen zwingend den Weg vorgeschrieben, es sei verkehrt, sich dagegen zu wehren, sich darüber aufzuregen.

Die Voraussetzungen dieses Gedankenganges mit seinem Fatalismus seien hier dahingestellt; nur das sei bemerkt, dass das Bild der Zukunft, welches er uns vorhält, sehr trüber Art ist. Immer ausschließlicher würde der Gedanke der Macht die Gemüther einnehmen, immer crasser sich der Egoismus der Nationen gestalten, immer mehr würden die Fragen der inneren Cultur vor den Leidenschaften jenes Kampfes zurückweichen. Nicht nur äußerlicher, auch ärmer und einförmiger würde bei solcher Wendung das Leben der Menschheit werden. Die Härte jenes Schicksals verbirgt sich der Empfindung der Individuen und auch der Völker, weil jedes sich selbst in aufsteigender Bahn und nur die anderen dem Niedergange, ja Untergange verfallen denkt. Aber man verlasse solchen Standort der Partei und überschaue das Ganze, wird dann nicht jenes Ergebnis der weltgeschichtlichen Arbeit weniger ein Triumph der Vernunft, als der Unvernunft scheinen?

Doch wir brauchen uns über solche Aussichten nicht aufzuregen, enthält doch jenes Bild weniger Thatsachen, als Möglichkeiten, weniger die eigene Bewegung der Dinge, als ein höchst subjectives Beleuchten, Zurechtlegen, Ausmalen der Wirklichkeit. Das Gewebe des menschlichen Lebens ist nicht so einfach, dass sich alles Geschehen an einen Faden reihen ließe; große Bewegungen erwecken, ja erzeugen leicht Gegenbewegungen, und oft erscheinen ganz ungeahnte Widerstände; die Erfahrung begrenzt, was im bloßen Gedanken keine Schranken kannte; so ist gewöhnlich den Dingen ihr Maß gesetzt, und die wirkliche Gestaltung kommender Zeiten pflegt von den Entwürfen der Menschen recht weit abzuweichen.

Lassen wir also jene Phantasien und halten uns an die Wirklichkeit, der sie so weit vorauseilen; bei dieser gestaltet sich der Gegensatz viel weniger scharf und die Stellung der kleineren Völker weit günstiger. Gewiss ist eine bedeutende Veränderung der Gesammtlage anzuerkennen. Das Verhältnis der Großen und Kleinen hat sich verschoben, das Große hatte die Richtung auf Macht und Expansion genommen, und der Kampf um die Geltung auf dem Erdball bringt sein Übergewicht vollauf zur Geltung. Weiter, kraftvoller, bewegter ist hier das Leben geworden. Aber folgt daraus, dass die kleineren Völker wertlos geworden seien, dass ihnen nichts anderes übrig bleibe, als in jene überlegenen aufzugehen? Könnte nicht gerade die schärfere Ausprägung jener Art eine Ergänzung durch eine andere wichtig und erwünscht machen? Wie überall in menschlichen Dingen Gewinn durch Verlust erkauft wird, so ist auch jene Wendung zur Größe für die Betheiligten selbst nicht ohne Gefahren und Nachtheile. Mit der Größe der Complexe wächst die Schwierigkeit, den einzelnen zur freien Entwickelung und vollen Geltung gelangen zu lassen, Massenwirkungen dienen der Gleichförmigkeit und Verflachung, auch die innere Beweglichkeit des Lebens leidet unter der Steigerung der Verhältnisse ins Riesenhafte, jenes läuft wie mechanisch in den einmal eingeschlagenen Bahnen fort, so dass Umwandlungen und Erneuerungen auch da dem stärksten Trägheitswiderstande begegnen, wo ihnen die Gesinnung der Individuen schon gewonnen ist. So enthält jene Wendung ins Große bei allem, was sie für die Erweckung und Stählung der Kraft bedeutet, für die innere Cultur die Gefahr einer Vergröberung und Verflachung. Dazu kommen besondere Missstände von daher, dass das bewegende Ideal vornehmlich das der Macht und Herrschaft ist. Denn hier liegt nahe eine Erzeugung gewaltiger, die Einzelnen mit sich fortreißender Leidenschaften, eine Trübung gerechten und besonnenen Urtheils, ein Messen nach zwiefachem Maß und Gewicht, je nachdem die Sache uns selbst oder andere angeht.

Das alles sind Gefahren, denen widerstanden werden kann und denen widerstanden wird. Aber wer sie ernst nimmt und große Güter bedroht glaubt, der wird jede Unterstützung willkommen heißen, die in jenem Kampf geboten wird. Und eine

solche Unterstützung verspricht eine selbständige Entwicklung auch der kleineren Völker. Denn dass hier das Interesse an den großen Weltkämpfen mit ihren Leidenschaften nicht so direct erregt wird, muss der Ruhe der Betrachtung und Gerechtigkeit des Urtheils zugute kommen; es lässt sich von hier aus zur Verständigung und Ausgleichung der Gegensätze wirken, auch können hier die allgemeinen und reinmenschlichen Probleme mit besonderer Kraft durchlebt und gefördert werden. Eine Mannigfaltigkeit individueller Bildungen wird sich hier eher nebeneinander vertragen, als da, wo alles zu großer gemeinsamer Leistung zusammendrängt; endlich sind Versuche zu Neugestaltungen in günstigerer Lage, als da, wo es ungeheure Massen zu bewegen gilt.

Wie viel freilich von solchen Möglichkeiten zur Wirklichkeit wird, das liegt an den einzelnen Völkern selbst; nur eine Verbindung von Anlage und Energie kann sie zu geistigen Individualitäten machen und ihrem Streben einen Wert für das Ganze verleihen. Dass aber in der That auch jetzt noch kleinere Völker eine solche Stellung erreichen und behaupten können, das lehrt die Erfahrung des 19. Jahrhunderts mit unwidersprechlicher Deutlichkeit. Wie ließe sich die innere Geschichte dieses Jahrhunderts verfolgen, ohne der Theilnahme der Schweiz zu gedenken, ohne die zahlreichen Anregungen zu würdigen, die von dort den verschiedenen Gebieten des Lebens zugegangen sind, ohne die gegenseitigen Mittheilungen und Ausgleichungen anzuerkennen, welche dort große Nationen gefunden haben? Und an die Schweiz reihen sich würdig andere Völker. Die Niederlande haben ihren alten Ruhm tapfer aufrechterhalten. Sie blieben nicht nur im Colonialwesen und Wasserbau die Lehrer der Völker, in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft giengen sie ihre eigenen, auch den anderen wertvollen Wege; so fiel z. B. hinsichtlich der Theologie vor einiger Zeit seitens eines hervorragenden deutschen Gelehrten die Äußerung, noch heute folge in der protestantischen Theologie an Bedeutung der deutschen Literatur unmittelbar die niederländische, dann erst komme die englische; fürwahr ein deutliches Zeugnis, dass die bloße Ausdehnung nicht alles macht. Und wie mächtig hat in den letzten Jahrzehnten das entlegene Norwegen durch seine Literatur in die geistige Bewegung Europas eingegriffen, mit welcher Kraft hat es der modernen Cultur neue Probleme vorgehalten! Auch Schweden und Dänemark bereicherten den geistigen Besitz des Jahrhunderts durch hervorragende Leistungen. Dass kleinere Nationen auch heute noch das Vermögen besitzen, der Menschheit wertvolle Dienste zu leisten, ja, dass wir diese Dienste nicht wohl entbehren können, steht demnach außer Zweifel.

Bei solcher Überzeugung werden wir uns auch zur Frage der nationalen und geistigen Existenz Finnlands minder skeptisch stellen, als jene von Macht und Größe berauschten und zugleich einer fatalistischen Denkweise verfallenen Gemüther. Finnland hat gerade im 19. Jahrhundert mit bewunderungswürdiger Kraft sich zu einer geistigen Individualität entwickelt und dabei eine durchaus eigenthümliche Art der Natur, des Volksthums, der historisch-politischen Lage eingesetzt. Von allen Culturländern am meisten nach Norden vorgeschoben, hat es einen harten Kampf gegen eine rauhe Natur zu führen, aber indem es diesen Kampf mannhaft bestand, erfuhr es auch den Segen einer inneren Erstarkung des Lebens. In dem Volksthum aber verbindet sich hier in einzigartiger Weise eine von Westen kommende germanische Cultur mit einer durchaus urwüchsigen, schon durch ihre wunderbare Volkspoesie eine eigenthümliche geistige Art bekundenden Nation aus dem ural-altaischen Völkerstamm. Mag es bei solchem Zusammentreffen nicht an Spannungen und Gegensätzen fehlen, in der Hauptsache ward eine Einigung erreicht, und es entwickelte sich ein gemeinsames nationales Bewusstsein; wie vortrefflich schwedische Form und

finnischer Inhalt in ein harmonisches Ganzes zusammengehen können, das zeigt mit siegreicher Klarheit die Lebensarbeit eines Runeberg. So hat das finnländische Volk als ein inneres Ganze an der geistigen Bewegung des Jahrhunderts und an seinen Problemen lebhaft theilgenommen, rasch verstand es die Fortschritte der Cultur sich anzueignen, in Wissenschaft und Kunst, in Technik und Industrie drang es muthig vor, und die Solidität seines Strebens bekundete deutlich seine eifrige Fürsorge für das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Es durfte sich dabei einer besonderen Gunst der politischen Lage erfreuen, indem die Anlehnung an eine Großmacht nach außen hin schützte, ohne die Selbständigkeit seiner inneren Entwicklung zu gefährden. Es hat sich durch ein allzeit loyales Verhalten jener Gunst würdig gezeigt und durch sein eigenes Wachsthum auch die Macht jenes Großstaates gesteigert. Es durfte auf die Fortdauer jener Lage vertrauen, da dadurch kein fremdes Interesse Schaden litt und zudem feierliche Versicherungen die Erhaltung des alten Rechtes verbürgten. Nun ist es doch anders gekommen; immer rücksichtsloser wird nicht nur die politische Selbständigkeit, sondern auch die nationale Eigenthümlichkeit Finnlands angegriffen. Dass das letzte Ziel der Gegner eine innere Vernichtung dieser aufblühenden Volksindividualität ist, darüber kann keine Unklarheit mehr walten. Was der Draußenstehende dem hartbedrängten Volke bringen kann, ist nichts anderes, als moralische Zustimmung und menschliche Sympathie. Das ist äußerlich und unmittelbar wenig oder nichts, und doch wäre es traurig um eine Zeit bestellt, welche solche geistigen Mächte mit ihrem stillen Wirken glaubte ignorieren oder gar verspotten zu dürfen. In diesen Dingen wird das Ganze verletzt, wo dem einzelnen Unbill widerfährt, denn das Leben überhaupt wird innerlich herabgedrückt, wenn die Macht von Treue und Glauben, von Recht und Wahrheit in den Angelegenheiten der Völker eine Erschütterung erleidet. Es war der größte und klarste Denker der Neuzeit, der das Wort sprach: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, dass Menschen auf Erden leben.“ Sollte ein Volk, das mannhaft und auf dem Boden des Gesetzes für sein Recht kämpft, nicht die Achtung und Theilnahme aller derer verdienen, welche mit Kant an den Gütern festhalten, die allein das Leben des Menschen lebenswert machen?

Vom großen Menschenfeind.

Noch immer begegnet man im Leben und in der Literatur, selbst in der deutschen (!), Verhimmelungen Napoleons „des Großen“! Auch wir reden von Napoleon dem großen Menschenfeind. Und soll Folgendes[1]) eine kleine Entgegnung sein auf die Hymnen der Napoleon-Anbeter. Gerade die Frauen haben am allerwenigsten Ursache, diesen Mann hochzuhalten. Davon hier nichts weiter. Nur ein par Streiflichter auf seine geschichtliche Thätigkeit, die ihr Unheil noch bis in unsere Zeit erstreckt.

Das bekannte Napoleon'sche Motto: „Jede Laufbahn offen dem Talente!“ findet sich nicht immer bewahrheitet und es ist ebenso übertrieben als lächerlich, wenn vielfach behauptet wird, Napoleon habe nie in die Lage kommen wollen, auf den Ruhm irgend eines seiner Marschälle eifersüchtig zu sein. Den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend, waren dieselben ja doch nur der Sockel, auf dem seine eigene Größe riesig sich abhob.

Der Kaiser Napoleon hatte die „Helden der Revolution“ gezähmt, und zwar bis zur sclavischen Mamelukenschaft. Der Mameluk aller Mameluken aber war

[1]) Aus dem interessanten Büchlein: Die Marchfeldschlachten von Aspern und Deutsch-Wagram im Jahre 1809. Von Anton Pfalz. (Commissionsverlag Kühkopf, Korneuburg.)

der sonst so ungewöhnlich brutale Davoust, der sich nicht scheute, in Gegenwart Marmonts eines Tages das Empörende zu äußern: „Wenn der Kaiser zu mir sagte, die Interessen seiner Politik erforderten es, Paris zu zerstören und keinen Menschen entwischen zu lassen, so würde ich, aus Furcht, das Geheimnis zu verrathen, Frau und Kinder darin lassen."

Die Haupttriebfeder für die Belobungen und Belohnungen des Empereurs bildete vielfach nur das Maß der persönlichen Ergebenheit, woher es auch kommt, dass der furchtbare Imperator, trotz seiner vielen abschreckenden und schurkenhaften Schattenseiten, an Charakter dennoch colossal über jenes Geschlecht hinwegragt, dessen Thaten und Schandthaten sich unauflöslich an den Namen Napoleon knüpfen.

Napoleon war gewohnt, nichts als Sclaven um sich zu sehen; in der Leidenschaftlichkeit seines Gemüthes behandelte er die Hohen und die Niedrigen völlig gleich, und im Grimme zertrat er den König wie den Bettler. „Man gewinnt die Völker nicht durch Liebkosungen und in einem eroberten Lande ist Güte inhuman", schreibt er am 23. März 1805 an seinen Bruder Josef in Neapel. Der Krieg hatte ihn großgezogen und der Krieg hatte ihn auf den Thron gesetzt, roh, wild und grausam, wie dieser, fühlte er weder Mitleid noch Achtung gegen die Menschheit. Barsch und grob verfuhr er gegen die Fürsten des Auslandes, wie gegen seine persönlichen Diener: er hätte gerne jeden zermalmt auf den er zürnte. Er schonte weder Ansehen noch achtete er hohe Würde. Er sprach wegwerfend von den Königen und that alles, sie in der Meinung des Volkes herabzuwürdigen.

Nachmittags, den 4. December 1805 war eine Zusammenkunft des Kaisers Franz mit Napoleon, Sieger von Austerlitz in der Mühle Spaleny bei dem Dorfe Nasiedlowitz erfolgt, aus welcher der österreichische Kaiser so recht als ein Begnadigter hervorgieng. Nach langem Schweigen äußerte er sich zum Fürsten Johann von Liechtenstein, mit seinem bekannten Ausdruck höchsten Zornes in den Augen und Mundwinkeln in seinem gewohnten Wiener Dialecte: „Jetz' weil I'n g'seg'n hob, konn I'n gor nimmer leid'n!" Am 15. August 1808, als alle Diplomaten zur Feier des unter päpstlicher Autorität eingeführten Gedächtnistages des „Heiligen" Napoleon[1]) bei Hofe erschienen, gieng Napoleon auf Metternich, damals Gesandter in Paris, zu und fuhr ihn brutal an: „Was will denn Ihr Kaiser?" — „Er will, dass Sie seinen Gesandten respectieren", erwiderte Metternich.

Napoleon sah alle anderen Feldherrn weit unter sich. Er kritisierte Friedrich den Großen scharf, nannte den feurigen, alten Blücher nur einen „betrunkenen Husaren", den Erzherzog Karl brutal einen „Dummkopf", Wellington „ebenso anmaßend als mittelmäßig". Jede ihm ungelegene Volksbewegung hieß er schimpflich Räuberei. Der Herzog von Braunschweig war ihm ein Räuberanführer, — „le nommé Chasteler angeblich General in österreichischen Diensten", ein Räuberhauptmann und Mörder französischer Kriegsgefangener, Andreas Hofer ein Bandit, — ein „gewisser Schill" auch eine Art Räuber, der schon im letzten Preußenkriege mit Verbrechen bedeckt und den Grad eines Obristen erlangt hatte . . . u. s. w. den höflichen und zuvorkommenden Brief, welchen Erzherzog Karl nach der Schlacht von Regensburg an Napoleon schrieb, hatte dieser an Davoust mitgetheilt und in gewohnter Übermüthigkeit beigefügt: „vielleicht antworte ich einmal darauf, wenn ich eben nichts Besseres zu thun habe. Dieses

[1]) In den Schulen des Kaiserreiches wurde ein Katechismus gelehrt, worin es ausdrücklich hieß, dass Gott, Napoleon den Großen „zu seinem Bilde auf Erden bestellt habe", weshalb folgerichtig alle die „gegen unseren Kaiser treulos handeln, der ewigen Verdammnis schuldig und verfallen sind." — Dieser Katechismus war auch in Deutschland, bei den Rheinbundsfürsten eingeführt, und eine deutsche Ausgabe wurde 1808 in Trier gedruckt.

Volk — die Österreicher nämlich — ist bei der mindesten Hoffnung ebenso aufgeblasen, als beim ersten Unfall muthlos und kriechend.

Die Geister der Zerstörung arbeiteten geschäftig in ihm selbst. Dass er schlecht war, ein Bösewicht im Purpur, das wussten Millionen. Die Menschen und Völker waren ihm geworden wie Brettsteine, die er hin- und hersetzte. Achtung vor menschlicher Tugend, vor Leben und Glück der Nationen war ihm verloren und war ihm zugleich die Fähigkeit, sich selbst zu beschränken, Zeit und Raum abzuwägen und eigene und fremde Kraft vollständig zu berechnen abhanden gekommen. Und in diesem verwüsteten Geist hatte eine höhere Gewalt, welche das Schicksal der Menschen und der Völker mit furchtbarer Genauigkeit abwägt nach ihren Gedanken und Werken, endlich dem Tyrannen den Weg gewiesen auf dem er verderben sollte, unerhört, abenteuerlich, wie sein ganzes Leben gewesen.

Wenn in der Regel von Millionen und Millionen hingeopferter Menschen geredet wird, so ist dies keineswegs als abgeschmackte Übertreibung anzusehen. Die unbestreitbarste amtliche französische Quelle der „Moniteur" von 1805 bis 1814 gibt die Belege, dass der Napoleonismus nur an französischen Soldaten allein, also die polnischen, rheinbündischen, italienischen u. s. w. gar nicht gerechnet, binnen zehn Jahren d. i. von 1804—1814 nicht weniger als 2,200.400 Mann verbraucht hat. Diese Summe müsste sich aber furchtbar steigern, wenn die im Dienste gefallenen nicht französischen Truppen dazu gerechnet würden; ins Ungeheure aber führen, wenn man dem Eroberer überhaupt alle während seiner Kaiserschaft umgekommenen Kriegsleute auf Rechnung setzen wollte.[1]) „Ich brauche bloß Soldaten und Bauern, die Gelehrten und die Kaufleute sind blos Schmarotzerpflanzen des Landes" ist ein vielfach geäußerter Ausspruch Napoleons. — „Ich stelle die Gelehrten und die Menschen in dieselbe Linie mit den Koketten. Man muss sie sehen und mit ihnen plaudern; aber diese nicht heiraten und jene nicht zu Ministern machen." (Napoleon an seinen Bruder Josef. 1806.) — Wie weit die cynische Rücksichtslosigkeit Napoleons reichte geht aus folgender Äußerung hervor: „Der Mensch hat keine Freunde, nur das Glück hat welche. Es gibt bloß zwei Hebel, womit man die Menschen in Bewegung setzt, Furcht und Eigennutz. Freundschaft? Bah, das ist nur ein Wort. Was mich angeht, ich liebe niemand; nicht einmal meine Brüder. Den Josef allenfalls ein wenig; aber es geschieht nur aus Gewohnheit, weil er mein älterer Bruder ist."

Das eigentliche System der Napoleonischen Kriegführung war die Aussaugung der Länder, die Belohnung seiner Getreuen durch Raub, die Aneiferung des gemeinen Soldaten durch Plünderung und das Preisgeben ganzer Dörfer den Flammen um der Mannschaft ein wärmendes Lager zu verschaffen. Immer stoßen wir bei Buonaparte auf die Unmenschlichkeit. Mit seinem Despotismus hieng es zusammen, dass er glaubte, seinen vornehmen Dienern Raub und Amtsmissbrauch auf feindliche Kosten nachsehen zu müssen. Nur Feldherren mit schlechtem Herzen sind es, welche meinen, das eroberte Land sei nicht zu schonen und dem übermüthigen Soldaten müsse man durch die Finger sehen.

So wie Napoleon, hat sich noch keiner aus dem Staube zu solcher Höhe emporgeschwungen. Niemand hat einen so weitreichenden Einfluss auf die Völker der Erde geübt, — aber auch niemand hat so kläglich geendet wie er.

[1]) Man könnte ihn als „Friedenskaiser" preisen, den er hat gar viele zum — ewigen Frieden geführt.

Touristen als Pioniere des Deutschthums.

Seit Jahren ertönen ununterbrochen die lauten Klagen über die arge Gefährdung des Deutschthums, sowohl im Süden der deutschen Alpenländer durch Welsche und Slovenen, als auch in den Gegenden Nordböhmens durch die unaufhaltsame Minierarbeit der Czechen. In hunderten von Leitartikeln wurde das alles gründlich besprochen, viele dankenswerte Anregungen zur Abhilfe wurden von warmen Freunden des Deutschthums vorgebracht, nationale Schutz- und Trutzvereine entstanden, wie die „Nordmark“ und „Südmark“ mit ihrer erfreulicherweise immer mehr wachsenden Zahl von Ortsgruppen, Schulvereine entstanden in Deutschland sowohl wie in Österreich, und viel Gutes haben wir auch allen diesen Bestrebungen zu danken, aber was bis jetzt geschehen, ist noch lange nicht genug — die Bewegung muss eine viel mächtigere, tiefgreifendere werden, will man wirklich große, dauernde Erfolge erringen. — Und da könnte gerade ein Factor mächtig wirksam eingreifen: die Touristik, diese moderne Völkerwanderung, die alljährlich Hunderttausende aus kerndeutschen Landen hinführt in jene Gegenden, wo das Deutschthum im schweren Kampfe mit welschen und slavischen Gegnern liegt.

Wie viel könnte da an moralischer Unterstützung ohne Phrasen- und Leitartikel-Bombast geleistet werden, indem deutsche Touristen jene Orte aufsuchen, die am ärgsten unter dem fremdländischen Ansturm zu leiden haben; indem sie dadurch jene Orte wirtschaftlich stärken, verhindern sie vor allem, dass deutscher Grund und Boden fortgesetzt aus deutschen Händen in den Besitz von eingewanderten Fremdlingen übergeht. Wenn der deutsche Bauer auch kein Schlemmer und Prasser ist, so sind seine Anforderungen an das Leben und die Art der Nahrung denn doch bedeutend höher, als namentlich die der Welschen, die mit wenigen Pfennigen für Polentamehl auszukommen vermögen und die wirtschaftlich nach keiner Richtung hin dem Lande, wo sie sich festsetzen, von Vortheil sind. Es wird dem deutschen Touristen, der gewillt ist, in aller Stille für das Deutschthum zu wirken, z. B. auch nicht schwer werden, eine welsche Osteria in Südtirol zu meiden und lieber ein gut deutsches Gaststüblein aufzusuchen. Ganz ebenso ist es mit den Hotels oder mit den kleineren und größeren Bädern, von denen sich schon viele in welschen Händen befinden.

Eine dankenswerte Anregung hat da auch kürzlich die „Ostdeutsche Rundschau“ in Wien gebracht. Ein kleines Bad in der Nähe von Brixen sollte versteigert werden und da zu befürchten war, dass speculative Italiener dasselbe um einen Schleuderpreis an sich bringen würden, so sandten einige Deutschnationale an jenes Blatt einen Aufruf, es möchten sich deutsche Wirte finden, die sich an der Versteigerung betheiligen, um die Verwelschung zu verhindern. So sollte es in allen Fällen gehen, dann würde der Verwelschung in Südtirol ein wirksamer Damm errichtet.

Sehr beherzigenswert sind auch die Ausführungen, die ein wahrhaft deutsch Denkender kürzlich in den „M. N. N.“ veröffentlichte und die wir hier wiedergeben: „Nicht lange mehr dauert es, da werden gar viele unserer Mitbürger nach Süden ziehen, dem Frühling entgegen, den sie hier am rauheren Nordsaume der Alpen nicht mehr erwarten können. Und die herzlichsten Wünsche geben wir ihnen auf ihre Reise mit. Aber auch eine nicht minder herzliche Bitte.

Die meisten unserer Leser wissen, dass in Südtirol der Boden ist, auf dem das Welschthum einen zähen, hartnäckigen Kampf führt gegen das Deutschthum. Besonders das Etschthal ist es, wo die Parteien sich am erbittertsten befehden. Hier sind es die gemischtsprachigen Gemeinden, in denen die Lega nationale mit staunenswerter Opferfreudigkeit Schulen und Kindergärten gründet, Bücher und Geldmittel

spendet, um die meist wenig bemittelten Bauern für italienische Sprache und Sitte zu gewinnen. Hier ist es aber auch, wo der Gegenverein, der Allgemeine deutsche Schulverein, nicht minder rührig mit ähnlichen Mitteln den deutschen Besitzstand vertheidigt. Denn um eine Vertheidigung handelt es sich hier, nicht um einen Vorstoß, um eine Abwehr des Welschthums, das schon hart vor den Mauern Bozens sich breit macht. Da ist St. Jakob, kaum eine Stunde Weges südlich von Bozen, ist Leifers, nur eine halbe Stunde weiter, und wieder eine Stunde Branzoll, und ihm gegenüber auf dem rechten Etschufer das vielumstrittene Pfatten, wo nur mit Mühe durch Kindergarten und Schule die echt deutsch fühlende Geistlichkeit Hand in Hand mit dem Allgemeinen deutschen Schulverein die Verwelschung aufhält. Diese Orte aufzusuchen, möchten wir alle diejenigen bitten, die in den Wochen im blühenden Etschthal weilen. Wir möchten sie einladen, bei den Pfarrern und Lehrern der bedrohten Dörfer einzukehren und durch herzliche Theilnahme an ihren Kämpfen und Erfolgen diese Ausdauer und Kampfesfreude zu stärken. Nicht um Geld handelt es sich bei diesen Besuchen. Es ist die moralische Unterstützung, die wir damit den Streitenden zutheil werden lassen. Und solche moralische Hilfe hat oft nicht geringeren Wert, als klingende Summen.

Und weiter gegen Süden liegt das schwerbedrängte Auer, liegt das hart umkämpfte Laag und das stattliche Salurn. Auch hier stehen meist die Geistlichen an der Spitze der deutschen Vertheidigung und mit Stolz und Dank würde es sie erfüllen, wenn sie Deutschen aus dem Reiche zeigen könnten, was ihr Eifer und ihre Beharrlichkeit in den letzten Jahren für die nationale Ehre geleistet haben.

Wen aber sein Weg nach Meran führt, der nehme sich einen Tag und wandere nach dem nahegelegenen Burgstall und nach Gargazon, und überzeuge sich, wie die Kindergärten blühen, die als Bollwerke für die deutsche Sprache hier errichtet worden sind. Der rüstige Fußgänger aber wandere hinaus in das Nonsthal, wo der allzufrüh verstorbene Pfarrer Mitterer so erfolgreich für die deutsche Sache gewirkt hat, und sehe zu seiner eigenen Erquickung, was zielbewußte, treue Arbeit schaffen.

Das ist die Bitte, die wir denen, die jetzt nach dem Süden ziehen, mit auf den Weg geben. Ihre Erfüllung birgt den Lohn in sich. Ich wenigstens wüßte kein erhebenderes Schauspiel, als ein Kampf, den ein Volk kämpft um sein Bestes, um seine Sprache und um seine Sitte, um seine nationale Eigenart. Es ist etwas Erfrischendes, etwas Stolzes um solch einen Kampf. Er adelt nicht nur diejenigen, die ihn kämpfen, er adelt auch diejenigen, die ihn als bewundernde Zeugen mitfühlen, miterleben."

„Deutsche Alpenzeitung."

Poetenwinkel.

Alpe und Kloster.

Hoch oben auf der Alpe
Alltäglich steht ein Mann,
Es hat's ihm einst ein Morgen
Mit seinem Zauber gethan.

Tief unten im stillen Thale,
Umdämmert vom Nebelflor,
Hebt scheu die grauen Thürme
Ein altes Kloster empor.

Der Mann von der freien Alpe
Blickt düster zum Kloster hinab,
Hier oben, meint er, ist's Leben,
Da unten ist das Grab.

Wenn unten das Glöcklein läutet
Und klingt zur Alpe hinan,
Mit schmerzlich flehenden Tönen,
Nicht kümmert's den einsamen Mann.

Zur Hora nur eilen die Mönche,
Wie Geister im nächtlichen Reig'n,
Der Mond lauscht blass und kläglich
Zum Chor der Kapelle hinein.

Wenn oben die Sternlein erbleichen,
Der Zauber des Morgens erwacht,
Was kümmert's die lebenden Leichen
In ihrer ewigen Nacht.

Dem Alpenmann greift's zur Seele,
Von goldenen Strahlen umweht
Stürzt er auf das Knie zur Erde
Und weint und jauchzt im Gebet.

Nicht klingt ihm ein ehernes Zeichen,
Er braucht nicht Chor und Altar,
Es wird von selbst im Busen
Das Heilige ihm wahr.

Gebell-Ennsburg.

Frage.

Meine Träume weh'n um gold'ne Zinnen,
Einer fernen, wohlbekannten Stadt,
Geigentöne durch den Abend rinnen,
Von dem Glück, das nur die Liebe hat.

Bei dem letzten Abendrothversprühen
Frage ich den Himmel goldenweit,
Ob dort oben, wo die Wolken glühen,
Mehr noch ist von Menschenseligkeit?

Anton Renk.

Vorfrühling.

Noch ist der Wald im Winterschweigen,
Die Felswand eisig überzinkt,
Und manchmal von den Tannenzweigen
Die Schneelast in die Gründe sinkt.

Dort drüben an dem braunen Hügel
Erblüht die erste Heide schon,
Und zitternd schwebt mit schwachem Flügel
Zu mir der erste Vogelton.

Das erste Lied der Tannenmeise,
Die erste rothe Erica
Verkündet meiner Seele leise:
Nun ist die Liebe wieder da!

Anton Renk.

Letzte Gabe.

Und wäre wirklich unser Glück zu Ende,
Und gönntest du mir keinen Abschiedsblick
Und gäbst mir nie mehr deine weißen Hände
Und kehrtest nimmermehr zu mir zurück,
Du kannst mir doch nicht alles, alles rauben,
Du rufst mir nicht die Leere in das Herz,

Denn dieses Herz hört niemals auf zu glauben
Und wird nur gütiger durch jeden Schmerz.
Und eines wirst du mir zum Abschied geben, —
Weil Geben seliger denn Nehmen ist, —
Die Lieder, welche weinen, beten, beben
Und leise fragen, ob du glücklich bist.

Anton Renk.

Ostern.

Es läuten die Osterglocken,
Das blaue Veilchen sprießt,
Und durch die offenen Straßen
Ein Langstrom sich ergießt.

Der Christ ist auferstanden!
Die Menge geht geschmückt,
Von neuer Frühlingshoffnung
Im Innersten beglückt.

O hoffe immer weiter,
Du arme Menschenwelt!
Ob auch ein Narr der Hoffnung,
Der Mensch ist doch ein Held.

Er muss den Kreuzstamm tragen,
Mit Dornen reich bekrönt,
Von Wahn und Narreteien
Gefesselt und verhöhnt.

Bis er am finstern Thore
Einst schauernd angelangt,
Vor dem er steht und zaudert
Und einzutreten bangt.

Lasst nicht die Hoffnung fahren,
Es heult kein Hund davor!
Aus des Vergessens Strome
Taucht ihr versöhnt empor!

Schwebt auf zu lichten Höhen,
Wo Schuld und Unglück schweigt,
Und der Erlöser lächelnd
Und liebend auch sich neigt!

Die Osterglocken läuten
Und klingen von Ort zu Ort —
Du schwergeprüfte Menschheit,
Hoff' osterfröhlich fort!

Fritz Lemmermayer.

Sehnsucht.

Ein Schmerz durchzuckt, ein unbekanntes Grauen
Mein Innerstes, undeutbar liegt's in mir;
Mich zieht's zurück mit unsichtbaren Klauen,
Unstet mein Geist, weilt er bald dort bald hier,
Ein ungefühltes Zagen ohn' Vertrauen
Erfüllt mein Herz mit ängstlichem Gewirr.

Ich mühe mich, die Fesseln zu zersprengen,
Umsonst jedoch, zu schwach ist meine Kraft
Ich zieh' zurück auf der Gedanken Fängen —
Die Willenskraft liegt in Gefangenschaft —
Wie lange noch soll dieses bange Drängen,
Das mich umgibt mit finst'rer Geisternacht?

Ein leiser Hauch weht jetzt durch meine Seele,
„Verzage nicht", ruft's tröstend mir ins Ohr,
„Es heilt dein Schmerz an deiner wunden Stelle,
Blick muthig zu den Sternenreih'n empor,
Dann lindert sich das Sehnen deiner Seele,
Die schmachtend sich ein schönes Ziel erkor."

Franz S. Langer.

Bücher.

Spartaner Jünglinge. Von Paul von Szczepanski. (Leipzig. G. Wigand.) Wochenlang lag das Büchlein auf meinem Tisch, ohne dass es beachtet wurde. Ich habe Misstrauen gegen neue Erscheinungen, besonders wenn sie modern ausgestattet sind; die auffallende Ausstattung will zumeist über den nichtigen Inhalt hinwegtäuschen. Eines Tages machte ich eine Eisenbahnfahrt und schob das Büchlein in die Tasche, um es unterwegs durchzusehen. Und ahnte nicht, welch erschütternde Stunde mir bevorstand. Die unübertreffliche Schilderung eines vierzehnjährigen Cadeten, der seiner „Maming" in Briefen das Institutsleben beschreibt, bis — nein, ich will durch Andeutungen die erschütternde Wirkung des Ganzen nicht vermindern. Lieber, warmherziger Leser, und bist du eine herzige Leserin, umso besser — du solltest mir in diesem Augenblick versprechen, die „Spartaner Jünglinge" zu lesen. Es ist deinetwegen, ich möchte, dass du wieder einmal etwas lesest, das dir nimmer aus dem Gedächtnis entschwindet. Aber ohne Thränen geht's nicht ab, das sage ich dir im voraus. ——— R.

Österreichische Verlagsanstalt Linz—Wien—Leipzig. Dieser Verlag hat das neugeprägte Wort „Provinzkunst" in energische That umgesetzt und dem Leserkreise eine Reihe strebsamer Autoren wie Ettmayer, Ficker, Fraungruber, Greinz, Hagenauer, Schullern u. a. in schönen Ausgaben bekannt gemacht. Der weltkundige M. R. v. Stern, der als Lyriker und Satiriker längst seinen Namen zur Geltung gebracht hat, zeichnet in „Waldskizzen" mit flottem Griffel etliche Gestalten, die ihm in seiner Sommerfrische Anlass zu stimmungsvollen Studien geboten. Für die Unwahrscheinlichkeit der zwei letzten Figuren entschädigt die meisterhafte Zeichnung des „Kohlenbrenner Franzl", des Holmsen in „Der verwilderte Garten" und die kräftig duftigen Naturbilder der ersten Skizze. Weber-Lutkow, dessen Band „Schlummernde Seelen" die psychischen Zustände des kleinrussischen Landvolkes mit beklemmender Genauigkeit geschildert, verwickelt auch in der neuen Sammlung „Die schwarze Madonna" mit schonungsloser Realistik einen Blick in wildwachsende Seelen, deren fessellose Leidenschaften und dämonische Triebe die Sehnsucht nach dem Maß sittlicher Selbstbeherrschung und Erkenntnis wecken. Der Schilderer zeichnet schwarz auf dunklem Grunde, aber seine Kohle ist feingespitzt, und die führende Hand von unheimlicher Sicherheit. Auch Bienensteins achtes Volksstück „Die Heimatsscholle" ist ein düsteres Bild aus dem Daseinsringen der Bauernschaft; aus den wirksamen Scenen jedoch weht uns das Rauschen der deutschen Forste entgegen, und die schlichte Kraft und Gemüthsstärke unserer Stammesart greift ans Herz. Hätten wir noch ein unverdorbenes Lesepublicum, dann wäre der hochbegabte Karl Bienenstein längst einer seiner Lieblinge, wie es Franz Himmelbauer werden müsste, dessen „Waldsegen" Gedichte in Prosa bietet, die ein von Menschheitsliebe und Schönheit trunkenes Gemüth in Feierstunden gebetet

hat. Die Innigkeit Schwinds vereinigt sich mit der Weihe eines Cornelius in diesen Momentbildern. „Sonnengold", der Titel eines der reizendsten derselben, scheint mir auch der passendste Titel für das ganze Buch, dessen Verfasser liebenswert erscheint, wie der Jünger Johannes. Es wäre billig, wenn der Verlag mit der glücklichen Anlage zu guter Auswahl auch die entsprechende Vertriebskraft zu verbinden wüsste. H. E.

Dantes göttliche Komödie. In deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand. (Leipzig. B. G. Teubner.) Diese Übertragung giebt das unsterbliche Gedicht in vollendeter Form wieder. Die Verse fließen leicht und glatt dahin, rein und voll quellen die Reime hervor, und ungesucht ergeben sich die Ruhepunkte, so dass das gewählte Versmaß der Stanze als natürlich und nothwendig erscheint. Was Carlyle vom Original sagt, das gilt auch von der Übertragung: überall ist Musik. Man fühlt, dass Dante hier eine Persönlichkeit gefunden hat, die, sich ganz in sein Wesen versenkend, aus der Fülle des innerlich Geschauten heraus schafft und daher auch der plastischen Gestaltung, dem künstlerischen Aufbau und dem tief innerlichen Gehalt des Werkes in gleicher Weise gerecht wird. So ist es möglich, dass die Übertragung sich fast wie eine ursprüngliche Dichtung liest, dass sie ganz unmittelbar wirkt durch die Fülle ihrer poetischen Kraft. Der Leser ist daher auch mit dem Dichter allein gelassen, er wird nicht in jedem Augenblick durch ablenkende Ausführungen des sonst üblichen Commentars in Anspruch genommen. Doch bringen die erläuternden Beigaben in gedrängter Kürze alles, was über Dante und sein Werk in erster Linie wissenswert ist und zugleich dem Suchenden ein tieferes Eindringen ermöglicht. V.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Leipzig. B. G. Teubner.) Das Buch behandelt die geschichtliche Entwicklung der medicinischen Grundbegriffe, die Leistungsfähigkeit und die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen der Diagnose und der Behandlung der Krankheit, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik in allgemein verständlicher Weise. Besonders hebt der Verfasser die Rolle der psychologischen Factoren in der Entwicklung der Medicin und in der Berufsthätigkeit des Arztes hervor. V

Tiroler und Buren. Von Anton Renk. (Innsbruck. Schererverlag 1901.) Der so naheliegende Vergleich zwischen den Heldenkämpfen, jenen 1809 in Tirol und jenen der Gegenwart in Südafrika, hat ein echter Dichter aufgegriffen. In einem dünnen Büchlein bietet der Tiroler Sänger Anton Renk etliche Trutz-, Treu- und Kampflieder zum Preise der Helden, zum Schimpf der Tyrannen. M.

Buren-Lieder aus der Bierzeitung der scharfen Deutschen Ecke zu Capstadt in der Zeit des Freiheitskrieges der südafrikanischen Republiken. (München 1901. J. F. Lehmann.) Diese Sammlung von Buren-Liedern ist in einem kleinen Kreise deutscher Männer „Scharfe deutsche Ecke zu Capstadt" entstanden. Die einzelnen Lieder geißeln mit scharfem Spotte die Unfähigkeit der Engländer und lassen ihrer grausamen Roheit und ihrer frechen Heuchelei die gebürende Verachtung zutheil werden. Auch die Verhältnisse im Deutschen Reiche werden gelegentlich einer herben Kritik unterzogen. V.

Anweisung zum seligen Leben. Von Joh. Gottlieb Fichte. **Morgen- und Abendbetrachtungen.** Von A. v. Platen. (München. Ph. L. Jung.) Beide Schriften sind von so bekannten Verfassern, dass es nicht nöthig ist, etwas Neues zu dem bisherigen wohlverdienten Lobe hinzuzufügen. Der Verleger hat sich auch hier wieder sehr verdient gemacht, dass er zwei sehr wertvolle Werkchen neu herausgegeben hat, um dieselben auf diese Weise der Vergangenheit zu entziehen. V.

Hendel-Bibliothek. Interessant und mannigfaltig ist wiederum die Signatur der neuen Serie. Die Reihe eröffnet eine Gesammtausgabe der Gedichte von Novalis (Friedrich von Hardenberg). Paul Flemings ausgewählte lateinische Gedichte, übersetzt und mit Einleitung versehen von Prof. C. Kirchner. Zur zweihundertsten Wiederkehr des Geburtsjahres Liscows erscheint eine von August Holder besorgte Auswahl seiner Werke. Den Begründer des modernen französischen Sittenromans Balzac führt der folgende Band mit dem Meisterwerk „Eugenie Grandet" ein. Dann zwei Birch-Pfeiffer'sche Stücke „Der Goldbauer" und „Pfeffer-Rösel" und den Abschluss bildet das Schauspiel „Die Anna-Lise" von H. Hersch.

Gesammelte Erzählungen. Von Magdalene Thoresen. In diesen Erzählungen der Schwiegermutter Henrik Ibsens ist die großartige Natur Norwegens, Berg und Fels und Wald und Wasserfall — das Meer mit seinen Schrecken und der Charakter des norwegischen Volkes getreu gezeichnet. (Berlin. O. Häring.)

Büchereinlauf.

Merlin. Ein modernes Epos von Friedrich Werner van Östuren. (Berlin. Georg Heinrich Meyer.)

Foma Gordjejew. Roman von Maxim Gorjki. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Fastnachtsfreuden, oder die Stiefzwillinge der Komödie „Johannisfeuer“ von Hermann Sudermann II. Theil. Ein literarisch-ästhetisch-dramatisch-moralisch-analytisch-parodistisch-satirischer Katzenjammer in einem Act von Hermann Nordermann. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Menschenbilder. Von Ludwig Kurowski. II. Theil. (Wien, Mühlfeldgasse 16. Selbstverlag.)

La lumière éternelle. Aventures d'un curé exilé dans la Montagne. Récit extrait de ses papiers par Pierre Rosegger. Traduction autorisée d'après la dix-neuvième édition par L. Egger, maître secondaire. (Bienne. Louis Egger. Éditeur. 1901.)

Lieder für das deutsche Volk. Von August Kellermann. (Berlin. Richard Taendler.)

Singende Jugend. Gedichte von Friedrich Borgwardt. (Berlin. Herm. Woyte. 1900.)

Regenwetter. Plauderstunde bei einem Poeten. (Berlin. Fr. Sensenhauser'sche Buchhandlung. 1901.)

Lyra Passionis. Lieder vom Leiden des Herrn. (Basel. Adolf Geering.)

Kinderlieder in Basler Mundart von Marie Müller. (Basel. P. Kober.)

Napoleon I. und Eugenie Désirée-Clary-Bernadotte. Roman aus dem Leben einer Königin. Nach bisher theilweise noch kaum bekannten Quellen bearbeitet von Moritz von Kaisenberg. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Ideale Lebensziele. Kritisches, Geschichtliches und Philosophisches von Adalbert Svoboda. Zwei Bände. (Leipzig. L. G. Naumann. 1901.)

Luthers Auffassung der Gottheit Christi. Von Konstantin von Kügelgen. (Leipzig. Richard Wöpke.)

Wie ist Luther seiner Seligkeit gewiss geworden? Von F. Herbst. (Barmen. Elim Buchhandlung.)

Millenniums-Tagesanbruch. I. Band: Plan der Zeitalter für Bibelforscher. (Richtersweil. Schweiz.)

Über die Lage der Gebirgsbauern in den Alpen. Von Rudolf Anton Jugoviz. (Wien. Buchdruckerei Helios. 1901.)

Wie werde ich Officier? Von Hans Ritter von Weiß, k. u. k. Hauptmann. (Triest. F. H. Schimpff.)

Rede über Klimt. Von Hermann Bahr. (Wiener Verlag.)

Wissenschaftliche Zeitschrift für Xenologie. Zur exacten Erforschung der sogenannten occulten Thatsachen und der zur Zeit noch fremden Energieformen im Menschen und in der Natur. Von Ferdinand Maack. (Hamburg.)

☞ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“.

* Zur Benennung der „Rosegger-Warte“ auf dem Ruckerlberg bei Graz hat Rosegger seine Einwilligung gegeben, aber nur mit dem Wunsche, dass ein Theil des Ertrages gemeinnützigen Zwecken zukomme. Die Aussicht von der Warte ist allerdings entzückend, besonders in den Vormittagsstunden. Ein Großstadtbild und ein Gebirgsbild in wunderbarer Harmonie vereinigt.

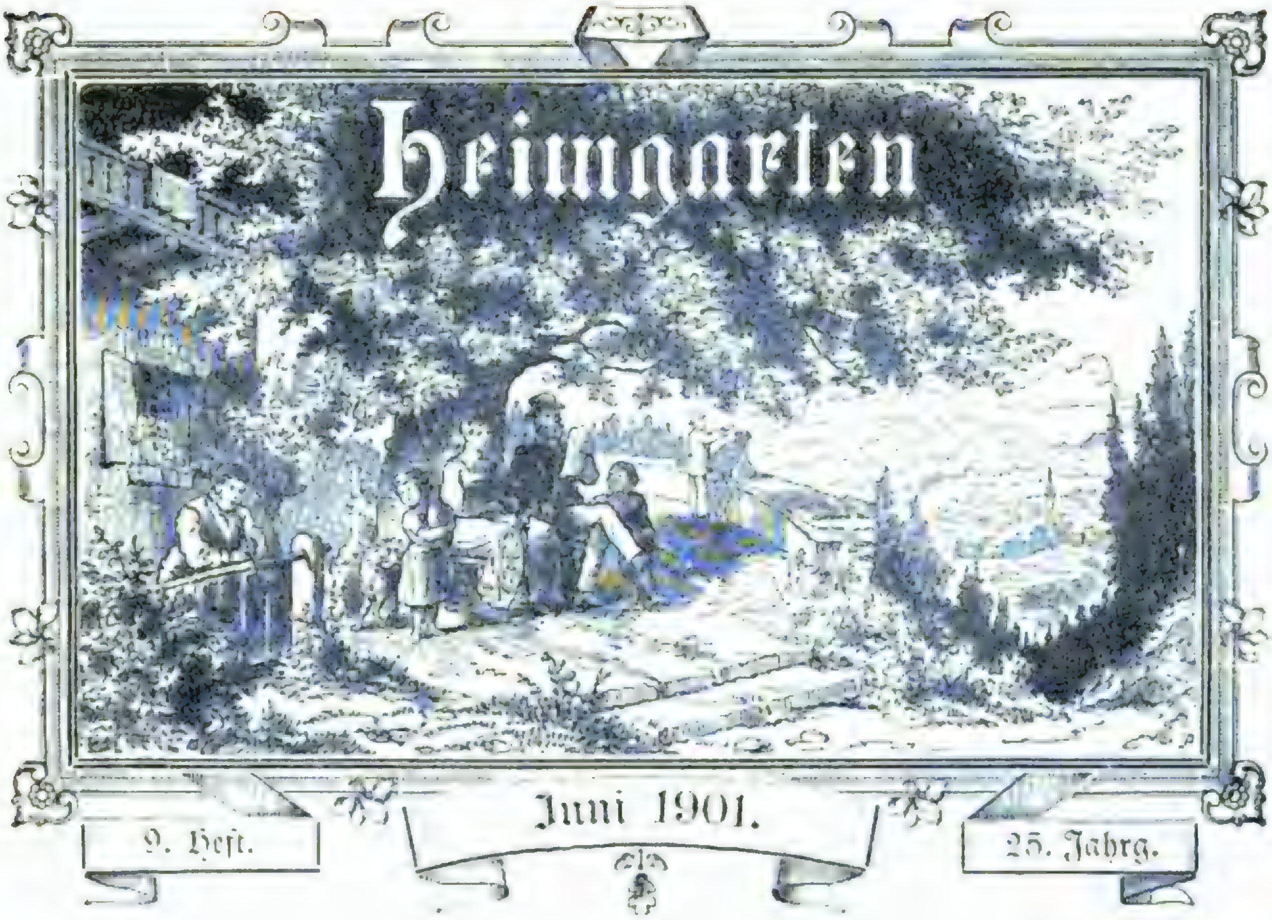
* Die Frauen klagen so sehr über die Kleider und Putzsucht der Dienstmädchen; man unterscheide den Dienstboten am Gewand nicht mehr von der „Gnädigen“. Eine äußere Unterscheidung halte ich auch für nöthig, und dafür gäbe es ein gutes Mittel. Wenn sich die Dienstmädchen aufbauschen und aufdonnern, um der „Gnädigen“ gleich zu sehen, so sollen die Frauen anfangen, sich schlicht und einfach zu kleiden.

J. B., Reichenberg. Wir glauben nicht, dass das bewusste clericale Blatt ein Jesuitenblatt ist. Dafür ist es viel zu ungeschickt gemacht. Unsere Geistlichkeit verdiente wahrlich eine bessere Zeitung. Vor kurzem gestand ein Übergetretener in Steiermark, die protestantischen Schriften hätten ihn nicht heben können, nachdem er aber drei Monate lang das betreffende clericale Blatt gelesen, sei er reif gewesen zum Abfall. Dieses Blatt müsste eigentlich der Gustav Adolf-Verein subventionieren für die vielen Dienste, die es dem Protestantismus leistet.

R. N., Dresden. Den Aufsatz „Im Thale des Gottsuchers“ finden Sie im „Heimgarten“ XX, Seite 132.

(Geschlossen am 15. April 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger**.

(6. Fortsetzung.)

Nach den Aufzeichnungen Sebald Hauslers war dieser letzte Winter auf Finkenstein nicht nach seinem Geschmacke. Das war eine ungute Zeit. Die letzten Vorfahren auf dem Schlosse, die zwei alten gräflichen Schwestern, hatten noch ein stolzes Weltleben geführt im Vergleiche zu diesem Wüsten-Sein mitten im Schutte. Hohl und traurig wiederhallten die Schritte, wenn er manchmal durch die großen frostigen Räume gieng. Wenn Jakob auswärts zu thun hatte, da wollte Sebald vor Langeweile verkommen. „Schade, dass kein Gott ist“, schrieb er zur gesegneten Stunde in sein Buch, „für diesen Jungen wäre er nicht genug zu bedanken. Das ist ein unentbehrlicher Mensch. Und wenn jetzt einer käme und nachwiese: Dein ist er nicht! So würde ich ruhig sagen: Das macht nichts, mein ist er doch. — Seit dem Unglück ist er anders.“

War Jakob da, so saßen sie oft beisammen im durchwärmten Zimmer und der Junge erzählte von seiner lustigen Kindheit. Voller Sonnenheiterkeit war die Jugend dieses Waisenknaben im Gegensatze zu dem bunten, üppigen, anspruchsvollen Wechseltanze, den Sebald, der Sohn des reichen Hauses geführt hatte, und der in jene pestartige Er-

scheinung auslief, dass der Kranke gleichzeitig Heißhunger und Ekel empfand. In solche Erinnerungen ließ Jakob seinen Genossen aber nicht zu tief versinken, er führte ihn hinaus in den tiefen Schnee, oder sie saßen im Stalle bei dem Maulthier, das sie sich als ihr eigen vorbehalten hatten. Schweigend schauten sie dem Thier zu bei seinem Heufraß und Wiederkauen und bei seinem behaglichen Hingestrecktsein auf dem Stroh. „In meinem Kopfe“, schrieb Sebald, „bildete sich dabei so etwas, wie ein Maulthiergehirn aus, ich dachte mich ganz prächtig in den Heugenuss, und wie ein solcher Wiederkäuer in der angenehmen Lage sei, Genossenes — zu wiederholen. Wenn unsereiner seine Vergangenheit wiederkäuen könnte, mit der richtigen thierischen Behaglichkeit . . . Eh na! . . .“

Jakob hatte in seinem Brieftäschchen ein gemaltes Bild, das Sebald einmal betrachtete, weil er es für einen Talisman hielt. Es war ein Andenken von der Kirchnermutter, und stellte in bunten Farben einen Heiligen dar. Unterhalb stand das Sprüchlein: „Wirke, so lange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo du nicht mehr wirken kannst.“

Ein gewöhnliches Bildchen, wie sie die Schulkinder vom Katecheten bekommen. Sebald gab es gelangweilt zurück: „Das Bild ist schlecht.“

„Aber das Sprüchel ist gut“, sagte Jakob. Der Junge nahm es wahr. Kein Augenblick, da er sich nicht etwas zu thun machte. Seine Bewegungen waren stets in einem gleichmäßigen Rhythmus, nicht zu langsam, nicht zu schnell, und keine war überflüssig, jede verrichtete irgend etwas. Er schnitt Späne oder er säuberte vor den Thüren den Platz, oder er schaufelte aus dem Wege den Schnee, befreite den Brunnen von Eis oder gieng nach Gug, Lebensmittel zu holen, die er dann auskochen half. Die Nächstenliebe der alten Magd war auf eine harte Probe gestellt worden, als der gnädige Herr mehrmals ihren Reisbrei und den Schöpsbraten und den eingebrannten Kohl zurückwies und den Jakob mit dem Kochen betraute. Ihre einzige Genugthuung war, dass auch der junge Herr in der Kochkunst bei ihr Unterricht nehmen musste. Der alte Simon hinwiederum, der konnte überhaupt nicht begreifen, dass man des Kochens wegen Geschichten mache; er fand alles gut, was zu verdauen war, und verdauen konnte er ziemlich alles, auch Kieselsteine, wenn sie klein geschlagen und gut geschmälzt wären.

Als es endlich gegen das Frühjahr gieng, begann Jakob langsam die Vorbereitungen zum Auszug aus Egypten. Und als um diese Zeit der neue Eigenthümer mit einem aus allen Winkeln zusammengelesenen Gesinde erschien, in den Wirtschaftsgebäuden und auch im Schlosse allenthalben ein entsetzliches Hämmern, Scharren, Schieben, Schleifen und Schreien anhub, da haben unsere beiden Freunde ihre sieben Sachen gepackt und

sind davon gezogen. Jetzt hatte er sie, die siebente Sache, der gute Schackerl — es war das Halbeselein. In über dem Rücken zusammengebundenen und an beiden Seiten hinabhängenden Säcken trug das Thier bequem alles Eigenthum der beiden Häusler. Jakob schritt voran und führte die Besitzung, die bequemerweise so mobil geworden war; am Rücken trug er im grünen Umschlag seine Geige und in der Hand den rothen Regenschirm. Sebald gieng hintendrein. Er trug am Leibe den feinen Salonanzug, darüber einen grauen Lodenmantel und einen Jägerhut. Ein zierliches Spazierstöcklein hatte er in der Hand, mit dem er das Thier manchmal ein wenig an die Pflicht erinnerte. Der Weg durch die Rabenschluchten war vom Hochwasser her noch so arg zerrissen, dass sie oft an Wiesenrainen und Waldhängen fürbass schreiten und sich mühsam durch kratzendes Buschwerk arbeiten mussten. Jakob hatte nur die einzige Besorgnis, sein Begleiter — der zweibeinige — könne unwirsch werden. Aber der wurde es nicht, er schritt schwerfällig und theilnahmslos hinterdrein. Er ließ sich führen wie das Thier, so stumpf, so gleichgiltig für das Wohin, Wasnun. — Nur dass er den Mantel immer höher knöpfte, je tiefer sie ins Gebirge kamen.

Endlich waren sie ins Hochthal gekommen. Bei einigen Häusern schloss man die Thüren, als die seltsamliche Gruppe heranzog. Ein altes Weib hörte man schreien: „Schüttet ihnen G'haspel nach!“ Jakob verstand wohl den Sinn dieser Worte. Fremdlingen, denen böse Künste zugemuthet werden, pflegt man Küchenspülicht, G'haspel genannt, nachzuschütten, um damit die schlimme Macht zu bahnen.

Geradewegs dem Lindwurmhof strebte Jakob zu und dort wurde er aufgenommen, wie ein alter Bekannter. Der Michel hatte ihn zuerst erkannt. Der hatte alle Stadtblässe längst abgelegt und war ein brauner pausbackiger Bauernjodel geworden. Alsbald nahm er sich des Maulthieres an und brachte die Sachen in Gewahrsam. Die Lindwurm-Mutter stand im Vorraum und streute aus einem Korb Körner auf die Erde, unter das Hühnervolk, das sie schnatternd und flatternd umschwirrte und einander im Kampf um die Brosamen befeindete. Die Ankömmlinge waren schon gemeldet gewesen, so durfte der Michel bloß sagen: „Mutter, da sind sie.“

Die Bäuerin war ein wenig befangen wegen des Schlossherrn von Finkenstein, den sie zu begrüßen hatte; sie wusste nicht recht, wie man das macht und sagte daher nur: „Zu uns herauf ist's halt hoch.“

Sebald hatte Bedenken gehabt, ob er — zu Bergbauern gehend — nicht doch am Ende zu tief herabstiege. Und nun kam ihm die Frau — von oben herab entgegen.

Aus einem Holzgelass kam der alte Lindwurm. War er's? War das der rundliche, frischlustige und ein wenig großsprecherische Mann

von damals in Gug? Der Bauer sah vergrämt aus und hatte graue Bartstoppeln. Um den Bauch hielt er, anstatt der Geldkatze von damals, ein schweres Bündel gebunden. Er sollte eben aufs Feld, um Korn zu säen.

„Der Acker zahlt gut, Vater!“ sprach ihn Jakob an.

„Immer einmal bleibt er's auch schuldig“, antwortete der Lindwurm schwermüthig. „Oho! Das ist ja der Schackerl! Das ist brav, das ist brav!“ Er reichte ihm die Hand.

„Also, Vater Lindwurm, da sind wir.“

„Brav, brav!“ sagte der Bauer auch zu Sebald. „Die Stube ist hergerichtet, so gut und schlecht es halt sein kann.“

Sie wurden in eine geräumige, gut bäuerlich eingerichtete Hinterstube geführt. Diese hatte zwei hochgeschichtete Betten und einen Tisch, auf den die Lindwurm-Mutter Milch, Brot und Butter auftrug. Als sie sich erquickt hatten, führte Jakob seinen Schicksalsgenossen auf den Söller hinaus und zeigte ihm die Gegend. Die Matten weit und frei, aber noch winterlich grau. Nur Wiesenstreifen, die von Wässerlein berieselt wurden, waren schon grün. Auf den braunen Äckern arbeiteten überall Leute, sie pflügten mit Ochsen, eggten mit Pferden, schafften Steine an den Rain, und alles gieng langsam und schwerfällig vor sich. Die Gehöfte standen dünn zerstreut, alle waren aus Holz gezimmert und hatten steile, schimmernde Bretterdächer. Auf den Bergen lag noch Schnee.

„Nun, also das ist Sesam“, sagte Jakob und zog mit der flachen Hand einen Halbkreis, als ob er die Gegend erst aufrollen müsste. Beinahe Stolz lag in dieser Darbietung.

„Und was sollen wir da?“ fragte Sebald.

„Wohnen.“

„Wohnen — dahier?“

„Und leben.“

„Dahier leben? Mein lieber Sohn, wie willst du denn das anfangen?“

„Und arbeiten.“

Sebald sagte nichts weiter, gieng langsam in die Stube zurück und legte sich einstweilen auf eines der Betten mitsammt den Stiefeln über die blaue Wollendecke hin. Er war müde. — Leben? Dahier leben? Da wäre er doch neugierig. Übrigens — es ist ihm gleich. Die Stube war dämmerig, denn draußen über die Fenster nieder gieng das weit vorspringende Dach. Die Luft war stockig und roch nach feuchtem Holz, denn es war erst ausgescheuert worden. Eine Wanduhr tickte unerträglich laut, und im Halbschlummer kam es dem Ruhenden vor, als frage sie mit jedem Tacte: Was — willst? Was — willst? — — —

Am Abend waren sie alle zusammen in der großen vorderen Wohnstube. Alles, was da war, geschah und gesprochen wurde — weltfremd muthete es den Mann an, der einst Weltmensch und Schlossbesitzer gewesen. Als nach dem umständlichen Abendessen das große Gesinde sich verlaufen hatte, blieben der Hausvater, die Hausmutter, der Michel und unsere Ankömmlinge noch am Tische sitzen und besprachen einen Kauf. Doch endlich stand der Lindwurm auf und sprach: „Eh' wenn Ihr den Hochkaser gesehen habt, lasst sich nix sagen. Lasst euch gut träumen, über Nacht. Und solltet Ihr etwan was rumpeln hören — ein bissel Mäuse haben wir."

Aber die Nacht schlug Sebald besser an, als er erwartet hatte. Leidlich frisch stand er auf und gieng in der Morgenfrühe um den Hof herum und guckte wohl auch zu den Thüren hinein. Da war alles schon lebendig. Das ausgebreitete Gebäude, nicht überall im besten Zustande, barg Heu, Stroh, Kornsäcke, Geräthe aller Art, vor allem aber Geschirr. In den Ställen Kühe, Ochsen, Kälber; im Pfränger Schafe und Ziegen; im Jauchenschlamm Schweine, Ferkeln, noch ganz jung und nackt; im Hohlraume unter der Tenne Kaninchen, weiße, graue; in einem Kobel der Kettenhund und Junge an den Zitzen der Hündin; an den Wandvorsprüngen Katzen, nach den Tauben spähend, die durch die Dachluken aus- und einflogen. Im Hofraume selbst gackernde Hühner und in der Wasserlache schnatternde Enten.

„Eine wahre Arche Noahs!" musste Sebald ausrufen.

„Wär' schon bald so!" antwortete lachend eine Magd, die am Schragen Fichtenäste klein hackte. „Die Mutter hat halt ihr Heil damit!"

Dann kam aber auch schon Jakob mit dem Maulthiere über den Hof spaziert — sie giengen zur Tränke. Am rauschenden Brunnen stand eine kleine junge Maid und schwemmte im Trog Leinwand. Sie war also etwas aufgeschürzt und hatte das Hemd weit über die Ellbogen zurückgestreift.

„Darf man da trinken?" fragte Jakob, leichthin das Hütchen lüpfend.

Das Mägdlein antwortete nichts, sondern zog die Leinwand aus dem Troge und schlug am Boden den Zapfen aus, dass das Wasser auf den Sand schoss und der Trog in einer Minute leer war. Jakob stand betroffen da; er hielt das für eine feindselige That. Als jedoch das Mädel den Zapfen einsetzte und in wenigen Minuten der Trog wieder voll war vom klarsten Wasser, das üppig aus dem Rohre schoss, da erst erkannte er ihre Absicht, sein Thier mit reinem Wasser zu tränken.

Dieses freundliche schweigsame Mägdlein wurde gerufen: Lisele und war jene Schwester des Michel, der zulieb damals die beiden Jungen ihr langes Haar gelassen hatten.

Bei dem Mittagsmahl dieses Tages war auch ein außergewöhnlicher Mensch vorhanden. Halb städtisch angezogen, das Gewand an den Säumen aber etwas verschlissen, die Knopflöcher verdehnt und der Hemdkragen am oberen Bug ein bisschen durchgeschwitzt. Das jugendliche Gesicht leicht geblasst, mit einem schwarzen Bartanflug und mit Augengläsern. Sebald erkannte ihn nicht mehr. Es war einer der damaligen Studenten, der Lindwurmsohn Berthold, nun Doctor der Philosophie. „Auf Vacanzen daheim", wie der Alte sagte. Berthold machte ein etwas gelangweiltes Gesicht über die Gäste und schob immer wieder die Brillen auf der Nase zurecht.

Um etwas zu sagen, bedauerte Sebald, dass der Herr Doctor wohl auch schon an der Zeitkrankheit leide und kurzsichtig sei.

„Es sind ja nur Fenstergläser!" verrieth der Michel lachend, „er will nur recht gelehrt ausschauen."

Doctor Berthold wendete sich mit Verachtung ab und murmelte: „Tropf!"

Die beiden hechelten fortwährend mit einander, wobei die Mutter immer begütigte, das Lisele immer kicherte und der Vater manchmal brummte. Als nach dem Essen der Michel aus dem Wandkasten seine Tabakspfeife nahm, sie aus der „Saublader" stopfte und dann anzünden wollte, machte der Doctor einen raschen Griff, um ihm das Zeug aus der Hand zu nehmen. Der Michel hielt aber seine Pfeife fest und wehrte sich, sie geriethen aneinander, rangen, fuhren unter dem Gelächter des Gesindes balgend durch die Stube, mit strammen Gliedern, dass die Beinkleider sich zum Bersten spannten. Dann lag der Michel auf dem Boden. Der Doctor hielt die erkämpfte Pfeife hoch in die Luft und rief dem Besiegten schnaufend zu: „Ja mein Lieber! der Stärkere hat recht!"

Der Lindwurm verwies ein solches Benehmen und es wäre gerade keine Kunst, der Stärkere zu sein, wenn man um fünf Jahre älter und gut ausgerastet ist. Er sagte das in einem nahezu noch respectvollen Ton, setzte aber in sich hineinbrummend bitter dazu: „Zum Lachen, wenn ein Doctor der Weltweisheit nichts Gescheiteres zu thun weiß, als raufen mit den Buben."

Die Mutter entschuldigte den Doctor so gut es gieng: „Ist halt wohl wahr, was die Ahne gesagt hat: Kind bleibt daheim Kind. Und wenn's ein Bischof ist, wenn's heimkommt ist es Kind."

Das Lisele kam mit dem Wasserbecken, um dem Michel das der Nase entströmende Blut abzuwaschen. Der Doctor saß daneben auf der Ofenbank, schaute zu und schmauchte des Bruders Pfeife. Bald hernach war der Michel auf dem Feld und jodelte seinen Ärger ins Weite. Sebald und Jakob giengen begleitet vom Lindwurm über die Matten hinauf gegen den Hochkaser.

Der Hochkaser ist in Sesam das höchstgelegene Haus. Es steht im sacht ansteigenden Hochthal ganz hinten oben auf einer Bergböschung. Vor dem Hause liegen die freien Weiden und Wiesen bis hinab zum Lindwurmhof. Hinter demselben steigt Jungwald an bis zu den Almen. Seitlings windet sich ein langer enger Graben hinauf bis zu den steinernen Bergen. Von denselben sieht man nur ein einziges Horn herüberragen über einen Waldrücken, aber es kleben häufig Wolken dran. Vom Hochkaser abwärts treten rechts und links die Berge zurück, so dass das Sesamthal wie in einem Hufeisen ruht und durch die Höhen vor den Eiswinden geschützt ist. Nach dem Aufgang der Sonne hin ist ein freier weiter Ausblick in die Vorderlande, die tief unten nebelhaft grau daliegen.

Der Hochkaser besteht aus einem kleinen Blockhause und einem Stalle. Wenn die Morgensonne dran fällt, leuchten die Wände wie rothes Gold, denn die Zimmerung hat erst der jetzige Lindwurmbauer aufführen lassen, als Rasststatt, wenn er sich mit der Seinigen einmal zur Ruhe würde setzen können. Das Haus hat zwei Stuben mit je zwei viereckigen Fenstern, eine Küche mit offenem Herdfeuer und ein Vorgelass, in welchem aus einem Wandrohr der helle Brunnen ins Tröglein sprudelt. An Einrichtung ist nur das Allerwichtigste und Einfachste vorhanden.

„Was sagst du zu dieser Burg?“ fragte Jakob seinen Genossen?

Sebald knullte eine Cigarre, er zuckte die Achsel und antwortete gleichgiltig: „Nun — wenn du willst!“

Und Jakob wollte. Der Überschuss von Finkenstein, den er sich erhandelt, reichte knapp dafür aus. Noch ehe über den Waldbergrücken die Sonne niedergieng, waren sie Eigenthümer des Berghauses, genannt der Hochkaser. Der Kauf hatte noch im letzten Augenblick Schwierigkeiten ergeben. Als der Lindwurm merkte, es wäre ihnen wirklich ernst mit der Sache, wollte er es sich erst noch überlegen. Man gebe von einem alten Besitz nicht gern etwas weg und der geschlossene Hof müsse eigentlich beisammen bleiben. Dabei kam es immer wieder heraus, dass die Geldbedrängnis groß sei, weil halt die Söhne so viel hätten gekostet und noch immer thäten kosten. Das Vieh im Stall gehöre auch nicht mehr ganz ihm und nun wolle er vorher noch mit dem Händler Ehrenpreis sprechen. Mit dem habe er schon viele Geschäfte gemacht, der habe ihm schon oft aus der Geldklemme geholfen und dem würde er doch die Vorhand lassen sollen. Als sie dann wieder im Hofe saßen und auch die Lindwurm-Mutter mitredete, da stellte es sich anders. Der Ehrenpreis, sagte sie scharf, sei ein Wucherer, der ja kaum die Hälfte biete von dem, was der Herr Jakob geben wolle. Verkauften sie

den Hochkaser dem Herrn Jakob, so könnten sie sich wenigstens von dem Händler befreien und da es schon einmal nicht anders sei, als dass sie ihren Altenleutsitz für die Kinder opfern müssten, so sage sie in Gottesnamen: Ja.

Jakob hatte dann ganz bescheiden die Banknoten aus der Tasche gezogen und das kleine Bergbauernhaus erworben für die „Gebrüder Hausler". Schon am nächsten Tage führten sie das Maulthier hinauf und heimten sich ein in ihrem neuen Besitz.

Der Küchenunterricht von der alten, christlich gesinnten Magd auf Finkenstein, der im Lindwurmhofe noch ein wenig nachgebessert wurde, kam nun dem Schackerl, oder, wie er seit der Adoptierung bloß immer genannt wurde, dem Jakob, sehr wohl zu statten. Gleich am zweiten Tage tischte er auf Hochkaser ein großartiges Mahl, dessen Mittel der Vorrathskammer des Lindwurmhofes entstammten, und zu dem auch Freund Michel geladen war. Da gab es geröstetes Roggenmehl in Wasser gekocht und mit Butter geschmälzt, dann gesäuerte Rüben mit Speck eingebrannt, dann Eierkuchen mit Preiselbeerfüllung; ferner gab es goldklaren Apfelwein, Honig, Rahm und andere Dinge, für die den Neulingen der Name fehlte und beziehungsweise auch der Appetit. Sebald hatte sich so lange und so fest vorgenommen, dem Koch zuliebe alles delicat zu finden, bis er beim gesäuerten Rahmbrei plötzlich einen Ausruf that, der das Gegentheil besagte. Jakob that nichts desgleichen, dachte aber, dass es wohl nöthig sein werde, als Küchenjungen den bewährten Kochkünstler Hunger aufzunehmen. Und den sollte die Mutter Arbeit zur Welt bringen.

Zum Hochkaser gehörten mehrere Grundstücke. Vom Hause hin Garten, Acker und Wiese. Ferner ein steiniger Anger, der oben im Berggraben an sonniger Lehne lag und der Brandanger genannt wurde. Bei dem Kaufe war dieser Brandanger kaum bedacht worden, er war auch beinahe steuerfrei, weil nichts darauf wuchs, als kurzes Birstlinggras zwischen den Steinen und Gestrüppe. Jakob nahm sich vor, später einmal anzubinden mit diesem Anger. Jetzt beschäftigte ihn die Wiese, die das Maulthier ernähren sollte, und Feld und Garten, von denen sie fürder selbst leben sollten. Kaum noch hatte er im Stalle das Thier versorgt mit Streu und Heu, als er auch schon im Freien stand. Hut und Jacke hatte er von sich gelegt, in die Hände hatte er sich gespuckt, den Spaten angefasst und zu graben begonnen, dass die Erde flog. Kartoffeln, Kohl, Erbsen, Rüben, Salat zu pflanzen, das war das Programm der ersten Woche. Wo es noth that, musste das „Halbeselein" helfen tragen und ziehen und Sebald war befragt worden, ob er lieber

mit dem Eisenrechen die Erdschollen zerkleinern oder Dung aus dem Stall tragen wolle. Sebald gieng, so weit er geschoben wurde, und wenn ihn etwas Unbekanntes anstieß, meinte er gleichmüthig, man müsse alles probieren. Nun zog er sein landjunkerliches Werksgewand an und versuchte zuerst das Schollenzerhacken. Dann rastete er. Versuchte das Dungtragen und rastete wieder, bis er gestehen musste, er könne nicht mehr, er sei krank.

Die größere Stube nach der Sonne hin hatte Jakob ihm angewiesen, weil Sebald zu keiner Entscheidung kommen konnte. Plötzlich aber ermannte er sich aus der Gleichgiltigkeit und sprang über zum Angriff. Der Wohnraum war überaus einfach eingerichtet gewesen, aber er ließ auch noch das Wenige, was drinnen war, forträumen. Kein Bild, keinen Krug, keinen Fenstervorhang duldete er. Nur Bettstatt, Tisch und Bank blieben stehen, und die Stube wiederhallte bei jedem Schritt. Hablosigkeit! das war sein neues Ideal. Gänzliche Hab- und Bedürfnislosigkeit. Wie vieles hatte er gewollt und nichts erreicht. Nun wollte er einmal nichts wollen. Eine wahre Lust empfand er in der Vorstellung, bettelarm zu sein. Anstatt Besitzhunger die größte Sorglosigkeit. Das Princip sollte nun gründlich zur Thatsache werden. Er hatte ein Gefühl, als ob von seinen Achseln Lasten, von seinen Armen Ketten abgefallen wären. Auf Finkenstein hatte er noch einen Eisenring gefühlt, der ihm um den Leib geschmiedet gewesen, wie der Reifen um eine berstende Säule. Auch dieser Ring war jetzt gefallen. Es war mancherlei anders geworden in ihm seit jener schrecklichen Nacht. Nichts mehr sein, nichts mehr haben — nichts mehr wollen. Und wie er sich dessen inne wurde in der kahlen Kammer, hätte er aufschreien mögen vor unbändiger Lust. Jetzt konnte ihm nichts mehr geschehen, jetzt war er Herr. In sein Buch schrieb er: „Leicht und lind. Leicht und lind. Selbstlos. Schuldlos. Jetzt gibt es auch einen Gott und seine menschgewordene Vorsehung ist mein Jakob.“

Und dieser Vorsehung gab er sich ohne weiteres anheim und bequemte sich zu einem thatlosen Dahindämmern. Nur eine gute Havana manchmal, und dafür war vorgesorgt.

Nach Jakobs Geschmack war das gerade nicht. Er führte dem Hausgenossen einmal das Maulthier zu Gemüthe. Das erstemal habe es allerdings Gott erschaffen, das zweitemal aber Sebald, als er es aus dem Wasser zog. Für dieses Geschöpf nun müsse er auch sorgen, es pflegen und füttern, es weiden und am Karren führen.

„Muss ich's, so thue ich's“, sagte Sebald, „aber am liebsten ist es mir, du lässt mich einstweilen zufrieden. Ich bin bloß müde, ich bin nervös, ich will jetzt die Luftcur gebrauchen. Du siehst auch, dass ich kalte Hände habe.“

Deshalb legte er sie manchmal gerne in die warmen Jakobs, die waren schon derb und schwielig und es lag immer trockener Erdstaub dran. Jakob empfand Freude an dem jungen Besitz, und besonders deshalb, weil er ihn täglich neu erwerben musste. So wie ein anderer tanzt, reitet, schwimmt, ficht, so grub er den Rasen, mähte das Heu, schnitt das Korn. An seine Kammerthür hatte er das bunte Heiligenbildchen geklebt mit dem Spruche: „Wirke, solange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht. . . .“ Wenn er sich dann abends niederließ auf die Bank, that er manchmal einen fröhlichen Seufzer und einmal sagte er: „Ja, arbeiten, das ist freilich lustig! Arbeiten wollt ich, und thät's gleich, anstatt was einzubringen, was kosten.“ Dann aß er seinen Mehlkuchen, trank seine Milch und schlief wie ein Sack. Kaum der Morgen tagte, war er wieder aufrecht.

So vergieng nun Woche um Woche. Jakob brachte mit Beistand von ein paar Nachbarsleuten die neue Wirtschaft ins Geleise. Sebald begann auch mancherlei zu verrichten, führte aber nichts durch. Er war jeden Tag einer anderen Stimmung unterworfen. Das einemal erglühte er für die Natur und schwärmte für den Sonnenaufgang, um ihn das nächstemal wieder zu verschlafen. Dann begeisterte er sich für die Kunst, wollte malen lernen und begleitete an Sonntagen, wenn Jakob und Michel geigten, dieses Spiel mit seinem Gesange. Es fielen ihm, gestand er, allerhand Melodien ein, die er ein nächstesmal leider alle wieder vergessen hatte. Dann kam wieder die Zeit dumpfer Abspannung und Niedergeschlagenheit und hievon stammen auch die großen Lücken in seinem Tagebuche. Dann gefiel es ihm auf einmal, sich unter die Leute zu mischen, ihnen bei ihren Arbeiten zuzusehen, ihnen Rathschläge zu ertheilen, sich mit jungen Mägden zu unterhalten und witzig zu sein. Da lebte er auf und man rühmte seine Leutseligkeit. Auch in Büchern las er manchmal, die Doctor Berthold auf dem Hochkaser zurückgelassen hatte.

Der Doctor war nämlich vor dem Verkaufe des Hauses Bewohner desselben gewesen, soll dort seine Schriften ausgebreitet und schrecklich studiert haben. Es gab überall noch Cigarrenstümpchen und Aschenspuren und vom Apfelweinkrug fanden sich auf dem braunangestrichenen Tisch noch die Ringe. Alles nur nothgedrungen. Die allmähliche Versiegung der heimischen Geldquelle und der Umstand, dass sich nirgends eine Docentenstelle ergeben wollte, hatten den Doctor bewogen, einstweilen ins Sesam zurückzukehren und an den natürlichen Brüsten seines Vaterhauses die tiefsinnigen Studien fortzusetzen. Auf dem Hochkaser war er hübsch ungestört gewesen, außer es kam der Michel in Sicht, der ihm gewöhnlich den schuldigen Respect versagte und mit den Schätzen der Weltweisheit seine Allotrias trieb. Das pflegte der Doctor stets zu

sühnen und schließlich musste der Michel immer dran glauben, dass er trotz seiner klobigen Hände der Schwächere war. Einmal kam Sebald dazu, wie die feindlichen Brüder auf dem Anger balgten. Der Doctor hatte den Michel auf einen Reisighaufen geworfen, kniete ihm auf den Bauch, drückte ihm den Daumen in die Gurgel und fragte: „Liebes Michelein, was willst du denn von mir?"

Der andere antwortete nicht, es fehlte ihm hiezu zwar nicht der Muth, aber der Athem.

„Armer Kerl, du!" sagte der Doctor mit zärtlicher Stimme, „ich will dir was schenken. Ich schenke dir das Leben. Sage: Dank schön!"

„Hol' dich der Teufel!" schnob der Junge, erhob sich und schüttelte die Spreu vom Leibe. Und am Abende darauf brachte der Michel seinem großmüthigen Gegner zu Ehren ein Ständchen. Er hatte ihn vorher tückisch in den Söller eingesperrt, dann stellte er sich unten hin mit der Geige und strich die kreischendsten, nervenzerkratzendsten Raunzer, die möglich waren. Der Doctor rettete seine Ohren so gut es gieng, nannte den Künstler ein freches Wüstenschakel, das er demnächst unfehlbar tödten werde. Sebald merkte endlich wohl, dass die Fehde nicht ganz so blutigernst genommen werden müsse und er ergötzte sich. Doctor Berthold bedauerte recht oft, dass ihm nichts übrig bleibe, als diesen Burschen wie ein wildes Thier zu behandeln, weil das Kalb ja nicht satisfactionsfähig sei.

Nun aber sah Doctor Berthold sich in der Lage, unter einem Dache mit dem Michel wohnen zu müssen, im Lindwurmhof. Recht unmuthig gieng er hinauf, um im Hochkaser seine Bücher und sonstigen Sachen zu holen.

Sebald hatte gerade einen guten Tag.

„Aber Herr Doctor!" sagte er. „Wozu übersiedeln! Bleiben Sie doch ungeniert und machen Sie sich in der Stube bequem. Sie incommodieren mich nicht im geringsten. Mir wird Ihre werte Gesellschaft großes Vergnügen machen. Ich kann in der Nähe Ihrer geistigen Schätze nur profitieren."

„Gut. Herr Hausler, wenn Sie gestatten." Und der Doctor streckte sich auf die Wandbank, wo Sebald eben vorhin zu eigenem Gebrauch das Bettkissen hingelegt hatte. Und weil er so behaglich lag, brannte er sich mit einem Schwefelholz die Pfeife an und begann zu plaudern.

„Herr Hausler", sagte er, „Sie haben einen besonderen Geschmack. Aus freien Stücken möchte ich mir das Sesam zum Aufenthalte nicht wählen. Ich — nun ja, bei mir liegts anders. Meine Mutter wähnt mit Mehlklößen und Rauchfleisch mich zu versöhnen. Für die Bedürfnisse

eines alten Studenten jedoch ist kein Verständnis — nirgends. Apfelsaft, hier Wein genannt — haha! Bier kennen Sie kaum dem Namen nach, diese Kaffern. Wahrlich, solche Rassen sollte man ausrotten."

„Sind denn nicht Sie auch einer aus Sesam?" fragte Sebald, der unbequem auf seiner Bettkante saß.

„Allerdings", antwortete der Doctor und lachte gutmüthig. „Das ist auch nicht so schlimm gemeint. Anders steht es mit dem geistigen Leben hier. Was haben diese guten Leute für eine Weltanschauung, du mein lieber Himmel! Längst abgestandene Moralsimpeleien, und immer nur Brotjägerei, Berufsschusterei, arbeiten, arbeiten — als ob der Mensch zum Arbeiten auf der Welt wäre!"

„Das ist sehr richtig!" gab Sebald bei und nun saß er schon besser auf seiner Bettkante. „Ich sehe auch nicht ein, weshalb die Leute so viel auf's Arbeiten halten."

„Jetzt verderben sie mir natürlich meine paar Monate hier mit dem ewigen Gejammer: Stelle suchen, Stelle suchen! Wenn sich keine findet, was kann ich dafür! Privatdocentenstelle ja, wenn der Alte das Geld hergeben will. Na, da komm' ich zum Rechten! Es ist ja richtig, er hat kein Geld. Es ist eine Bettlergemeinde, dieses Sesam, meiner Seel'! Eine degenerierte Rasse. Man sollte das ganze Bauernvolk schmerzlos vertilgen."

So redete er halb im Scherz, halb im Ernst und blies den Rauch in die Stube. Sebald hatte kein Vergnügen daran, dass der Doctor seinen guten Platz verlag und das Zimmer mit Gestank erfüllte. Er schaute zum Fenster hinaus und sagte: „Mir scheint, es wird Regen kommen."

„Ah, Sie meinen, dass ich noch vor demselben in den Hof hinabgehen soll. Nee. Ich bleibe liegen, bis er vorüber ist." Und lachend setzte er bei: „Ich glaube, Herr Hausler, Sie wollen die Bank haben. Ich will aber Ihrer gütigen Einladung die Ehre anthun, in der Hoffnung, dass sie ernst gemeint gewesen ist. Wenn nicht, dann erst recht. Denn wissen Sie —"

Und dann that er einiges von seiner Lebensphilosophie dar. Für die schönen Worte sei er nicht, außer sie wären zufällig auch wahr. Er sei für die starke That. Und darum bleibe er liegen.

Für die Länge, dachte sich Sebald, möchte er gerade keinen solchen Stubengenossen haben. Als Jakob vom Felde kam und den Doctor sah, rief er: „Das ist gescheit. Ich brauch' just einen starken Mann, der mir die Kornfuhr aufheben hilft; sie hat umgeschlagen."

Alle drei giengen sie hinaus und der Doctor verzog sich. Er habe nicht dreizehn Jahre lang studiert, um Kornfuhren auf die Räder zu heben.

Dann war es einmal am Sonntag vormittags. Sebald war im Lindwurmhof, um zu sehen, was die Mägde machten, die nicht in die Kirche gegangen waren. Sie hatten aber diesmal doch die Kirche besucht, die Weibsleute, weit drüben in Oberbusch. Hingegen war der Lindwurm zu Hause geblieben. Durch das Fenster schien die Sonne auf den Tisch, davor kniete der Hausvater und hielt laut eine Gebetandacht. Jakob war auch vorhanden, er kniete an der Ofenbank neben dem Lisele. Unter die Kniescheiben hatte er sich ein paar alte Fußpatschen gelegt, denn die Andacht dauerte lang. Mit der kleinen Nachbarin hatte er sich auf eine leise Unterhaltung einlassen wollen, aber sie hörte lieber auf das Gebet des Vaters, als auf den Zuspruch des Burschen. Sebald hatte heute wieder einmal sein feines Gewand am Leibe und in dem Salonanzuge hockte er neben dem großen Kasten, dieweilen er nicht wusste, wie ihm vor Langeweile geschah. Er kam sich wie verhext vor. Er, der Hausler junior in Sesam Psalter leiern zu müssen! Zum Glücke gabs eine Abwechslung.

Als die Andacht beendet war, gieng zur niedrigen Stubenthür der schlanke Doctor herein.

„Warum duckest dich denn so, Berthold?“ fragte ihn der Vater geschmeidig.

„Ich? Weil man sich sonst den Schädel anstoßt“, gab der Doctor zur Antwort.

„So ist's“, gab der Lindwurm-Vater bei. „Schau, und bei der Himmelsthür ist's auch so, mein Kind. Wer sich nit ducken und beugen will im demüthigen Gebet, der rennt sich den Schädel an und kommt nit hinein. — Wo bist denn gewesen? Du weißt ja, dass wir um neun Uhr beten.“

Eine Zurechtweisung, die der Philosophie-Doctor sich nicht gefallen lassen konnte. Umsoweniger, als er verbittert war in dem Bewusstsein, er wäre zu Hause überflüssig, und als er vollgeladen war mit Einwänden gegen diese alten, thörichten, geisttötenden Sitten, die ihm von Tag zu Tag zuwiederer wurden.

„Beten — — Beten“, sagte er mit Hohn. „Die kleinen Kinder beten. Die Schwachen beten. Die Starken verlangen.“

„Wie soll ich mir das reimen?“ fragte der Vater.

Da begann der Doctor. Anfangs noch vorsichtig, durch des Alten Widerspruch aber gereizt, bald heftig, schrankenlos. Er hasse das Bitten und Winseln, das Anrufen von Barmherzigkeit. Das sei Sache der Wichte und der sogenannten Demüthigen. Die Demuth aber sei eine falsche Tugend, sie mache nachgiebig, schwach, und der Schwache gehe unter. Der Weltgeist, oder wie er sagen solle, verachte den Schwachen, vernichte den Schwächling, den Starken liebe und erhebe er. In der

ganzen Natur sei es so, und der Vater werde gewiss auch nur die starken Kälber züchten, die schwachen aber dem Fleischhauer verkaufen.

Darauf wendete der Lindwurm ein, dass Vieh und Mensch kein Vergleich wären. Das Vieh lebe für das Fleisch. Der Mensch für die Seele. Der Mensch lebe aus Barmherzigkeit und für Barmherzigkeit.

Barmherzigkeit! rief der erregte Doctor und schlug die Hände zusammen. Barmherzigkeit sei ein Krebsschaden. Sie päpele die Kranken und Krüppel auf, wodurch das Menschengeschlecht immer mehr herabkomme. Die Geduld sei ein Unding, weil sie der Unzulänglichkeit Vorschub leiste. Alle sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten seien von Übel, weil sie den Menschen beugen nach etwas, das nicht der Mühe wert ist. Das sogenannte allgemeine Menschenrecht sei eine Thorheit, weil nur der ein Recht habe, der etwas leistet. Der Starke sei im Recht, und der allein, und sein Recht und seine Pflicht sei, die Schwachen auszurotten und sich nur mit Starken zu verbinden. So sei es und er hätte da was gesagt, das jeder Gebildete längst wisse! — Bei dieser Preisrede auf die Kraft hatte er sich in eine so nervöse Aufregung hineingeredet, dass seine Hände zitterten. Wie ein Gifthauch schauerte es durch den ganzen jungen Menschen.

Als es so war, trat der alte Lindwurm zu ihm heran, betastete seine Schultern und sagte heiser: „Ist das mein Bertel?"

Die Anwesenden standen betroffen da.

„Nit gscheit bist", fuhr der Alte fast kläglich fort. „Das ist ja aus der Weis. Na, na, Bertl, das ist nit. Das ist wohl nur ein Gedicht. Geh', sag's, dass es nur ein fürwitziges Gedicht ist. Sonst — sonst wär' das ja der lautere Antichrist." Und laut auffahrend: „Sakra, auf so einen Doctor wollt' ich pfeifen. Der wär' sein Geld wert."

Der studierte Sohn merkte nun wohl, dass er sich zu weit hatte hinreißen lassen. Doch sein Herz war so voll davon, oder mindestens sein Kopf. Gewisslich aber das Buch, das in seiner Kammer aufgeschlagen lag. — Er schwieg nun und gieng hinaus.

Als hernach die Mutter von der Kirche heimkam und von dem schluchzenden Lisele hörte, was es gegeben, gieng sie den Doctor suchen. In seiner Bodenkammer lag er auf der Bank und verdeckte mit der Hand die Augen.

„Aber, Bertel! Bertel!" rief sie. „Dass du schon wieder einen Verdruss angerichtet hast! Ich weiß es gleichwohl, dass ein Student auch solche Sachen wird lernen müssen. Aber ausreden, hinpredigen sowas, wie ein Wort Gottes, wer wird dann **das** thun! Dein Bruder, der Toni, muss ja auch alle Giftpflanzen lernen. Er wird doch nit hergehen und den Leuten die Giftpflanzen als wie eine Nahrung geben. Weißt

eh, dein Vater mag's überhaupt nit leiden, wenn zu viel solche Sachen geredet werden, die unsereins nur zuhalb oder gar nit verstehen mag. Sollst wohl anders sein mit deinem Vater. Er ist eh nit gut darüber, dass du alleweil noch keine Anstellung hast, wo es bei uns so karg hergeht. Schau doch nur um Gotteswillen dazu, dass du bald was findest und du deinem Vater beweisen kannst, dass er 's Geld für dich nit umsonst ausgegeben hat."

Der Doctor blieb liegen, hielt sich immer noch die Augen zu. „Kann ich dafür? Geht's nicht hundert anderen auch so, die ausstudiert haben und nichts finden! Außer man ist dumm genug, dann gibt's auch zu fressen. Überall dasselbe: der Ochse wird gefüttert, der Löwe muss sich durch die Wüsten schlagen."

Als die Mutter weinend hinausgegangen war, sprang er auf und stieß seinen Fuß zornig in den Boden.

Noch am nächsten Tage war er nicht im Gleichgewicht. Er fühlte sich hier ganz allein mit seiner Weltanschauung, und das beunruhigte ihn. Er gieng neuerdings zum Hochkaser hinauf, um Verbündete zu werben. Ob sie denn nicht richtig sei, die Lehre vom Übermenschen? Ob sie sich überhaupt widersprechen lasse? Und ob es denn etwas Neues sei, ob die anerkannte Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht ganz auf dasselbe hinaus käme?

Sebald musste zu seiner Schande gestehen, dass er weder Darwin, noch Nietzsche kenne. Dem Übermenschen, soviel er gelegentlich von ihm wisse, könne er nicht recht geben, weil man seinem Henker nicht gerne den Strick drehe.

„Natürlich — Schwächling. Wie wir modernen Menschen alle", sagte der Doctor. „Doch warum uns den Strick drehen? Wir müssen die Henker unserer Henker werden. Die Schwäche, das Mitleid, die sclavische Unterordnung, diese unsere Henker sollen baumeln."

Darauf entgegnete Sebald: „Mich dünkt, Herr Doctor, diese Ideen sind wirklich schon etwas übertragen. In Paris sah ich vor Jahren eine Komödie, in welcher ein alter Sonderling, der mit solchen abgestandenen Gedanken hausieren gieng, lächerlich gemacht wurde."

„Abgestandene Gedanken! Als ob nicht jeder alte Gedanke, der durch das Blut und die Nerven eines Denkers und Dichters geht, wieder frisch würde! Wissen Sie Herr Hausler, dass Sie sich mit dem Übermenschen nicht befreunden können, ist zu verstehen."

„Ganz unrecht hat er nicht, der Doctor", sagte Jakob, der gerade dazugekommen war. „Nur wer schafft, der ist der Herr."

Sebald fand auf diese Bemerkung nichts zu erinnern. Er wusste schon lange, wer auf Hochkaser der Übermensch war.

Gegen Abend begann es so heftig zu regnen, dass an den Fensterfugen das Wasser herab und auf dem Fußboden ein Zickzackbächlein

umherrann. Ein scharfer Wind warf Wasser in alle Winkel. Da der Doctor bei solchem Wetter nicht fort konnte, so ersuchte er, unter Dach bleiben und die Nacht auf dem Haferstroh zubringen zu dürfen.

„Keine Barmherzigkeit!“ rief Jakob munter aus. „Ich bin ein Übermensch! — Und deswegen“, setzte er gemüthlich bei, „deswegen, weil ich ein Übermensch bin, kann ich auch auf dem Haferstroh liegen neben dem Halbeselein. Legen Sie sich in mein Bett.“

Das that der Doctor. Er legte sich mitsammt den Kleidern in des Burschen Bett und schämte sich heimlich.

Am nächsten Tage war er ärgerlich. Er stand so herum auf dem Hochkaser und schaute dann dem Jakob zu. Der hämmerte am Pfluge. Der Doctor fragte ihn: „Was machen Sie denn da?“

„Ich regle den Arling. Er furcht zu tief.“

„Natürlich. Nur keine Tiefe!“ spottete der Philosoph. „Ihr Pflug und Ihre Gedanken sind von der gleichen Seichte. Sechs Zoll tief — höchstens.“

„Ha, ha!“ lachte Jakob. „Da möchte was Rechtes herauskommen, wenn der Pflug tiefer thät' greifen. Sie sind ja ein Bauernsohn. So wissen Sie doch, dass in der Tiefe die Steine sind. Die fruchtbarste Erdschichte ist auf der Oberfläche. Mit den Gedanken wird's halt auch so sein.“

Der Doctor dachte nun ein bisschen nach und sagte dann: „Mich däucht, jetzt hätten Sie beinahe einen tiefen Gedanken ausgesprochen. Beinahe.“

Die fruchtbarste Erdschichte ist auf der Oberfläche.

Es regnete nun tage- und tagelang. Und da sagte Jakob, das wäre das richtige Wetter, um Kohl zu pflanzen. Dazu brauche er aber einen Gehilfen, der Löcher in den Boden bohre, damit er hinterher die Krautpflänzchen einsetzen könne. Ob Sebald sich nicht den Spass machen wolle, ihm zu helfen. Mit einer spitzen Stange in der aufgeackerten Erde der Reihe nach Löcher zu machen, das ist nicht arg und bedarf auch keinerlei geistigen Anstrengung. Sebald gab sich dazu her, warf den Regenmantel über und bohrte so hin und hin. Hinterdrein kam Jakob mit den zarten Pflänzchen, die er im Garten gezogen hatte; er tauchte sie mit den Wurzeln in den bereitstehenden Jauchenkübel und setzte sie ins Loch. Am Nachmittage war das Äckerlein vollgepflanzt, Sebald streckte sich auf die Bank und war's zufrieden.

„Ich glaub' dir's“, bemerkte Jakob, dieweilen er sich am Brunnen die Hände reinigte, „du hast ja heut' dem Herrgott geholfen beim Welterschaffen.“

„War sie denn nicht schon fertig?"

„Nein, gerade die Kohlpflanzen haben noch gefehlt. — Gib einmal acht, Bruder, ob du nichts spürst. Du musst es ja an dir selber wahrnehmen, wie jetzt die Pflänzlein in der Erde Wurzel fassen und wachsen."

In der That, er spürte so was — wenn's ihn nicht trog. Ein absonderliches Prickeln an allen Gliedern.

„Wohl, wohl, man spürt's mit, wenn's wachst, man spürt's mit", versicherte Jakob.

Allein — das Schöpfungswerk war immer noch nicht vollendet. Das Wetter war schön und heiß geworden, die eingesetzten Kohlpflanzen legten ihre Blättchen weich und welk auf die Scholle hin. Da sagte Jakob: „Sie dürsten zum Verschmachten, wir müssen ihnen zu trinken geben."

Er schleppte in Kübeln Wasser aufs Feld, und Sebald musste daraus schöpfen und mit der Seichkanne die Pflanzen begießen. Und so oft eine Pflanze trank, that Jakob den Mund auf. Der spasshafte Gedanke, dass man seine Kindlein auch säugen müsse, hielt Sebald aufrecht, dass er ein paar Stunden goss. Plötzlich aber warf er die Kanne fort, gieng nach Hause auf seine Ruhebank und rauchte eine Cigarre.

Die Kohlpflanzen standen von nun an frisch gegen Himmel. Jakob gieng jeden Tag zu ihnen hinaus, blickte sie zärtlich an. Und später, als Sebald einmal längs des Ackers hin spazieren gieng und sah, wie die dünnen Pflanzen sachte zu strammen Kohlköpfen geworden waren, empfand er Stolz darüber. Diese Kohlköpfe waren sein Werk! Er schrieb ins Tagebuch: „Kein Beruf so groß, so schöpferisch, so gottähnlich als der des Landmannes. Wahrhaftig, der Bauer ist Edelmann. Ich fühle es an mir selbst." Dann gieng er nach Hause auf seine Bank und streckte sich hin.

Und Jakob rastlos thätig. Er ackerte, jätete, schnitt, gieng umher und beobachtete die Entwicklung seiner Culturen. Jeden Tag merkte er einen neuen Fortschritt, jetzt am Stamme, jetzt am Blatte, jetzt an der Blüte, und endlich offenbarte sich die Frucht. Auch Sebald hatte in seiner Art offene Augen. Drückte er eines Tages seine Verwunderung aus über die Kartoffeln. Da hätte er immer gemeint, bei diesen sei die Frucht unter der Erde, und nun sehe er die Knollen, obschon sie noch ganz grün wären, hoch im Kraut. „Wisse, Bruder", sagte hierauf Jakob, „die Knollen in der Erde sollen mein sein, und die auf dem Kraute sollen dein sein." Sebald schüttelte den Kopf, das verstand er nicht genau. Er werde doch einmal im Botanikbuche nachsehen müssen, wie sich das verhält. Übrigens — es war ihm gleichgiltig.

Ein paarmal war Jakob auch schon oben gewesen im Berggraben, bei seinem Brandanger. Der lag so gut an der sonnigen Lehne, und die Erde zwischen den Steinen war so schwarz, dass er nachsann, wie sich dieses Grundstück nutzbar machen könnte. Jetzt war nicht daran zu denken, seine Äcker und Wiesen am Hause nahmen ihn fest und weil jeder Mensch, auch der glücklichste, einen ganz besonderen Wunsch hat, so wünschte er sich sechs Hände. Sebald hatte deren zwei überflüssig; er pflegte sie, wusch sie mit einer wohlriechenden Seife, feilte sorgfältig die Nägel und behauptete entschieden wieder, Haue, Axt und Pflug seien einer Menschenhand nicht zuträglich.

Der Mann wollte nicht arbeiten, und er wollte nicht. Allerhand Kindereien trieb er manchmal, um sich zu ergötzen.

Eines Tages kam Jakob dazu, wie er just das Maulthier prügelte. Sebald hatte dem Thiere in einem Korb Kartoffelkraut vorgesetzt und wollte, dass es fresse. Das Maulthier aber fraß nicht das Kraut, sondern Disteln, die am Zaune wucherten. Ob dieses Eigenwillens züchtigte er es mit der Gerte.

„Ja, Herr Compagnon, was treibst du denn?“ rief Jakob.

„Sieh dir einmal das Vieh an“, sagte Sebald erregt. „Es will nicht folgen. Da hab' ich ihm das Leben gerettet und es will mir nicht einmal den Gefallen thun, Kartoffelkraut zu fressen. Das ist ein Luder!“

Jetzt hielt ihm Jakob den Korb hin: „Lieber Bruder oder was du bist. Thu' mir den Gefallen und iss Kartoffelkraut. Nit? Aber schau, so undankbar sein! Ich hab' dir einmal das Leben gerettet und du willst mir nit einmal die Freude machen, Kartoffelkraut zu essen!“

Da lachten sie beide.

Und nun kam jener Brief. Schon tagelang vorher war das Gerücht umgegangen, dass auf der Post zu Oberbusch für Herrn Sebald Hausler ein Brief liege. Zuerst sagte er: „Was geht das mich an!“ Und doch suchte er einen Boten aufzutreiben, der ihm den Brief holte. Das gelang. Der Lindwurm hatte gefälligerweise eine alte Magd hinübergeschickt, die auch sonst einiges besorgen sollte. Wie gespannt war nun Sebald auf den Brief! Er, dem einst Correspondenz die Qual des Tages gewesen. Schon von Mittag ab guckte er zum Fenster hinaus. Von wem konnte der Brief sein! Von Papa? Undenkbar — das war vorüber. Oder wollte er ihn am Ende zurück haben? Das musste man überlegen. Vielleicht wäre es das Vernünftigste. — Oder schreibt die Kunigunde Fürtner, die Mutter der armen Agathel? — Oder am Ende eine polizeiliche Mittheilung wegen des Defraudanten Frank? Es gibt zwar keine Gerechtigkeit auf der Welt, aber dem Sebald Hausler zuliebe könnte doch wohl eine Ausnahme stattfinden.

Gegen Abend kam die Botin und brachte zwei Sachen. Eine Steuervorschreibung, die gab Sebald sofort an Jakob ab. — Und einen Brief. — Als er diese Handschrift sah, barg er sie rasch in seine Brusttasche. Bei verschlossener Thür las er das Schreiben.

„Lieber Sebald!

Du erlaubst schon, dass ich einmal etwas von mir hören lasse. Man erinnert sich gerne an alte Freunde, in einem Fall, wie ich bin. Mir geht es sehr schlecht. Mit dem Alten ist es aus für mich, der sagt, in früherer Zeit wären Näher- und Wäschermädchen amüsanter gewesen als heutzutage die feinen Damen. Das hat er mir ins Gesicht gesagt. Aber ich habe ihm darauf geantwortet: Denke nach, alter Herr, wo der Fehler liegt. Das hat er sich gefallen lassen müssen. Natürlich gibt er sich jetzt mit viel besseren Sachen ab. Denke dir, Fasanen jagen, sollst es nur sehen, wie er mit der Flinte in den Auen streicht und wackeln ihm die Beine. Und eitel wie ein Frauenzimmer. Von einem Bildhauer lässt er sich jetzt in Marmor aushauen und reckt sich dabei wie eine Giraffe, weil er seinen Söhnen, sagt er, ein gutes Bildnis hinterlassen will. Weißt du vielleicht, wo diese Söhne alle sind? Ich kenne nur einen. Und endlich hat der Alte eine Wohlthätigkeitsanstalt gegründet, ein Asyl zum Schutze armer Mädchen. Da hat er freilich kein Geld für unsereins. Ich bin also ganz verlassen und weiß schon oft nicht mehr, was anfangen. Adrett angezogen soll man doch auch sein. Nach deiner Adresse habe ich lange umfragen müssen. Theurer Freund, du bist jetzt noch meine einzige Hoffnung und du wirst mich nicht verlassen. Beliebe mir Geld zu schicken, sobald es sein kann, sie wollen mich schon deloschieren, weil keine Rücksicht mehr ist mit den Damen, und mit der Polizei habe ich auch schon zu thun gehabt. Wenn ich mir einmal nimmer ausweiß, dann ist mein letzter Weg zu dir, du hast mich vor zehn Jahren zu finden gewusst, ich werde dich jetzt zu finden wissen und glaube, dass wir doch noch für einander bestimmt sind. Vergiss nicht deiner dichliebenden

Helene.

Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119."

Der erste Eindruck beim Lesen war für Sebald der des Schreckes. Sie kommt! Bei näherem Nachdenken wurde es ihm klar: Sie kann nicht kommen, sie kann nicht mehr. Der Brief besagt viel, aber diese Wohnungsangabe sagt noch mehr. „Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119." Sie ist am Rande. — Die Gegend war ihm nicht unbekannt.

Sofort hatte Sebald den Entschluss gefasst, sich von dem Wische weiter nicht beunruhigen zu lassen. Doch schließlich brachte er nicht einmal soviel Kraft auf, um ihn ins Herdfeuer zu werfen. Man soll das Kochfeuer nicht vergiften. Dann laut zu sich: „Diese Nachrichten

vom Senior. Dem geht es also doch gut! Und kümmert sich nicht um den Sohn. So war er immer. Ein harter Mensch, ein Egoist. Und auch sie wirft er weg. — Gut! Gut! Sie soll kommen ....

Wenn sie wirklich käme! Es wäre böse."

Im Hochsommerbrand ruhte der Lindwurmhof. Ein einziger war im Hause, schrieb Briefe an Lehranstalten, an Freunde und einflussreiche Persönlichkeiten um Erlangung einer Docentenstelle. Als die Briefe fertig waren, gieng er auch fort, um sie nach Oberbusch zu tragen.

Alle übrigen Bewohner des Hofes waren draußen auf dem Kornfelde. Der Schafbube wie der Hausvater, die Magd wie die Mutter — alle waren der Reihe nach angestellt und schnitten Korn; die Weiber nicht minder fest und aushaltend wie die Männer. Sebald saß unter der Esche und schaute ihnen zu und nun verstand er die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter auf der Bauernschaft. Gleiche Leistung, gleiche Rechte, Jakob sagte es ja auch. Wie niedrig stand ihm in diesem Augenblick das Weib des Städters! Aber schon im nächsten stellte er sich vor, wie unvergleichlich huldreicher die Dame ist, als so 'ne Bauerntrine.

Auch Jakob half ernten. Er bedurfte für den Hochkaser in den nächsten Tagen ein Fuhrwerk, um Winterholz vom Walde herabzuschleifen. Der Lindwurm hatte es ihm zugesagt und dafür half der Bursche Korn schneiden. Trotz der schweren Arbeit ergötzten die Leute sich dabei. Das Lisele hatte plötzlich einen Schrei und einen Seitensprung gethan. Eine Maus! Eine Feldmaus war über ihren Fuß gehuscht und nun hielt ihr Bruder Michel Jagd, um das kleine Gespenst mit der Sichel zu tödten. Da fuhr die Lindwurm-Mutter dazwischen: „Ihr Thoren! Ihr werdet das arme Thier doch nit umbringen wollen! Das thut ja keinem Menschen was. Nein, Michel, ich leid's nit. Gottesgeschöpf, wie wir allmiteinander."

Sie ließen ab, stellten sich wieder ans Korn und schnitten. Bald aber hub der Michel an zu kichern. Der Mutter, die vor ihm her war, saß ein Sperling auf dem Rücken. Das Vögelchen zuckte seinen kleinen Kopf hin und her und begann einen Spaziergang zu machen vom Nacken bis zur Rundung und wieder zurück.

„Was kuderst denn, Bub?" sagte sie, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Weil der Mutter ein Spatz auf dem Buckel steht", lachte der Junge.

„Der wird mich nit todttreten."

Der Vogel hüpfte ihr auf das braune Kopftuch, dort that er etwas und flog davon. Der Michel gröhlte auf vor Lachen und das Lisele stimmte hell mit ein.

Die Mutter merkte etwas und sagte dreist: „Ich weiß eine Zeit, Kinder, da habt ihr es auch nit anders gemacht mit mir."

Als die Schatten lang wurden, steckte das Lisele die Sichel ins Holzjoch und gieng Garben tragen. Da machte sich der junge Herr von Hochkaser in ihrer Nähe zu thun und redete sie an: „Lisele, du sollst die Garben nit so nachschleifen, sonst schleift sich das Korn aus."

„Wenn ich groß wär', wie du, da wollt' ich sie schon höher tragen."

„Und wenn ich so klein wär', wie du, da wollt' ich gar nit Korn tragen. Lass' mich's thun."

„Dank schön. Kleine Leut' werden nit leicht müd'."

„Wenn ich vorher gesagt hab', dass du klein bist, so hab' ich's nur gethan, weil du gesagt hast, dass ich groß bin."

„Schade, dass wir zwei so ungleich sind", sagte sie. Das war ihm für diesmal genug.

Sebald strich zu Jakob und flüsterte ihm zu: „Die musst du anders fassen, mein Junge. Der dürfte es schon bald recht sein."

Als hernach der alte Lindwurm die Garben in Hütchen zusammenstellte, fiel ihm ein rostbrauner Halm auf. Er pflügte ein Körnchen aus der Ähre und zerdrückte es mit den Fingernägeln. Es hatte im Innern einen schwarzen Punkt.

— „Wird doch nit der Flugbrand da sein!" murmelte er und ward nachdenklich. — „Will denn alles zusammenkommen über das arme Sesam? Fremde Leut', fremde Lehr', fremder Brauch, und Flugbrand auch noch?"

Sebald schien der stille Sommer bisher gerade nicht schlecht bekommen zu haben. Nun aber machte sich die Veränderung bemerkbar in erhöhter Weise. Er war oft sehr aufgeregt, launisch, dann wieder abgemattet und doch lauernd, abenteuerlich aufgeregt. Mit Jakob suchte er manchmal verfängliche Gespräche anzuknüpfen, wobei Jakob roth, Sebald aber ganz blass ward. Vom Arbeiten keine Rede mehr. Jakob hatte Kummer, was denn das noch werden solle. Ein Mann mit vierzig Jahren, und in solchem Zustande!

Eines stillen Nachmittags schlich Sebald neben den Büschen des Rains hinab gegen den Lindwurmhof. Die Leute arbeiteten jetzt auf der Wiese, nur das Lisele war nicht unter ihnen. Das musste also im Hof sein. Am Flachsfeld pflückte er eine verspätete Blüte, dann zog er sich gegen den Hof. Die Hündin wolle knurren, schwieg aber, als sie die wohlbekannte Jägergestalt sah. Unter der Tenne schlüpften und hüpften

Kaninchen und beschnupperten einander. Er bog um die Hausecke und sah eine hochgeschichtete Kornfuhr, auf der das barfüßige Lisele stand und mit einer langstieligen Gabel Garben spießte und sie zur Dachluke hineinwarf. Er grüßte sie artig, sie erschrak und ward roth. — Roth werden, aha, das stimmt. Es ließ sich wagen.

„Aber Mädel! Ist es denn nicht schade um deine Pfötchen, dass sie von den Halmen gestochen werden?"

„Das ist umgekehrt, Herr Hausler, ich steche die Halme!" entgegnete sie, spießte wieder eine Garbe und warf sie in die Dachluke.

Sebald stieg auf eine Radspeiche des Karrens, um ihr die Flachsblüte hinanzureichen. „Als ich sie unterwegs sah, fiel mir eine ein, die so himmelblaue Augen hat . . ."

„Ja, schön Dank, wenn's mir vermeint ist."

Er dehnte seinen Hals zu ihr hinauf und flüsterte: Darf ich dir ein bisschen helfen, Lisele? Ja? Aber ja — nicht wahr! —"

Und in dem Augenblick, als er zu dem neuerdings erschrockenen Mädel hinanklettern wollte, sprang aus der Dachluke Jakob hervor und rief hell: „Nein, Herr Compagnon! In Sesam wird nit dreispännig gefahren!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlossgärtner von Schönbrunn.

Von **Hans Grasberger.**

Meister Denucci trat vor seine Bude heraus.

Er hört es gern, wenn man die erste Silbe seines Namens betont, läßt sich lieber Pierre als Peter rufen, lieber Parrucchiere als „Balbierer" schelten.

Gewisse Nachmittagsstunden sind darnach angethan, dass man frische Luft schöpfen darf, indem man nach Kunden ausblickt. Es weht zwar, stoßweise Staub aufwirbelnd, ein garstiger, kalter Wind; das Frühjahr hat sich arg verspätet; und „che Maggio!" seufzt der Haarkünstler. Aber für die mustergiltige Lockenrolle seiner Perücke braucht er doch nicht zu fürchten.

Denucci ist zwar ein dürres, trockenes, aber zierliches Männlein, das allzeit auf ein blankes Jabot sieht, und dem Strumpf und Schuh gut sitzen. Er läßt, selbst wenn er hantiert, die Berloques baumeln und wenn er über die Gasse geht, guckt unter dem galonirten Rock richtig der Degen hervor. Wie hätt' er sonst auch die schöne Jungfer Babett', eine Schöberlin und Hausherrntochter von der Laimgrube, heimführen können? Lang' her ist's freilich schon.

Nun ward der sinnende Meister einer gemächlich heranrollenden feinen Hofkutsche gewahr. Er sah schärfer zu und nach einem Blick in den geschlossenen Glaswagen riss es ihn zu einem tiefen Compliment hin, darin er unwillkürlich verharrte, als wollt' er versteifen.

— „Ei, ei, Magisterlein, was habt Ihr denn so großes geschaut?“ fragte den Verzückten lächelnd ein stattlicher alter Herr, welcher, auf seinen rundlichen Beinen wohl etwas zipperleinschwach, an der Seite seines erwachsenen Sohnes aus der Seitengasse einbog.

„Halten zu Gnaden, Herr kaiserlicher Rath!“ erwiderte, nun in sanfterem Bogen sich herwärts schnellend, der Angeredete. „Ihro Majestät die Kaiserin . . .“ Und er wies die Mariahilfer Straße entlang. Die Hofkutsche entschwand an der Linienkapelle vorüber soeben den Blicken.

„Schon auf dem Wege nach Schönbrunn? Und bei diesem Wetter? Das sollte mich wundernehmen“, entgegnete der Stattliche an des Andern Seite.

Pierre wollte antworten, aber eilig aus der Hausflur herbeikommend schnitt ihm die rüstige Ehehälfte das Wort ab: „Guten Tag, Herr von Gruber! Guten Tag, Monsieur!“ begann sie leicht knixend, und in einem Athem fuhr sie fort: „Was schwatzt er denn wieder, der Perückenstock? Und die Ladenthür läſst er offen, daſs der Staub hineinfliegt — 's geht dann wohl weniger Puder auf, gelt? Wer hätte sich einen solchen Mai erhofft! Meine Vesi hat vorgestern durchaus in den Prater hinunter wollen. Nichts da! hab' ich gesagt — daſs du eine ganz falsche Idee kriegst von der Praterfahrt etwa? Sie ist noch jung und kann warten. Die Blauveigerlfarb' ist heuer in der Mod' und selbst die Laufer sollen blau angelaufen gewesen sein, hör ich.“

„Und doch“, fiel sichtlich erlustigt der Rath ein, „und doch zieht die Kaiserin schon auf's Land!“

„Wer sagt das?“ Wer hat es gesehen — mein Mann etwan? O der sieht, wenn's d'rauf ankommt, bei hellichtem Tag Geister. Und in dem einfachen Kutschenwagen vielleicht gar, im zweispännigen, der eben vorüber ist ohne Vorreiter, ohne Leiblakaien hinten auf?“

„Aber“, wagte Pierre einzuwenden, „ich kenne doch wohl Ihro Majestät; habe schon, ein ganz kleines Ragazzo, Evviva geschrien, wie sie Einzug gehalten in Florenz als Arciduchessa . . .“

„Ja, und das vergiſst sie dir nicht, und das sind deine Hauptmeriten, und derentwillen fährt sie dir just an der Nase vorbei in ihren Sommerpalast!“

„Frau Tant', es hat schon seine Richtigkeit“, sagte ein Neuherangetretener, ein auffallend hübscher Bursch, ruhig.

„Halt' dich grad!“ fuhr Frau Babett', sich nach ihm kehrend, fort. „Du siehst aus, als ob du die Stadtguardia oder das Rumorhaus

hinter dir hättest. Das ist der kaiserliche Rath, Herr v. Gruber, der eine Reverenz verdient — Was man den jungen Leuten nicht alles beizubringen hat!"

Und zum Rath gewendet, setzte sie ihre Vorstellung fort: „Er ist meiner Schwester, der Riegerin, ihr Sohn und Gärtnerjung, und heuer kriegt wohl noch früher der Schneeschaufler 'was zu thun als er. Und muss der eingebildete Mensch nicht Muki heißen? Wie lang ist's denn her, dass sie den neuen Heiligen aufgebracht haben und dass er beim Schanzel unten seine Kapellen hat? Red also, was du weißt!"

Und Muki erzählte: Schon heute vormittags seien mehrere Wagen mit Hofdames und Kammermenschern zur Hundsthurmer Linie hinausgefahren, und auf den Bock der Hofkutsche, welche da vorübergekommen, habe er den alten Leopold, der Kaiserin ihren liebsten Leibkutscher, erkannt und dass dieser die Pferde nicht überjage, das wisse man eh auch.

Das war Wasser auf die Mühle der redseligen Frau. „Sag' ich nicht immer", rief sie aus, „dass die hohen Herrschaften nicht mehr viel geben auf ihr Ansehen? Im Zweispänner ohne Vorreiter und Leiblakeien — wo kommen wir noch hin, wenn's so weiter geht? Kaum dass die Frohnleichnamsprocession übrig ist. Und was für eine schöne Leich' hat doch der Prinz Eugenius gehabt — just in demselben Jahr, wie die Kaiserin geheirat't hat gehabt! Mein Gott, und jetzt ist schon wieder ihr Seliger, der gute Kaiser Franz, an die vierzehn, fünfzehn Jahr todt! Sie hat wohl schon viel auszustehen gehabt, unsere Kaiserin — die vielen Krieg' und die vielen Kinder! Mir macht schon meine Vefi genug zu schaffen . . ."

Und der feschen Frau feuchteten sich die Augen.

Aber der Wind sprang ebenso rasch wieder um. „Wie ich sag", fuhr sie fort, „zwei Stunden hat der Zug gedauert aus der Himmelpforten in die Kärntnerstraßen, beim Kärntnerthor an der Wacht vorbei, die Augustinergassen aufwärts, übern Kohlmarkt, Graben, Stockameisen-Platz in die Stefanskirchen. Und das weiße Leibross mit dem aufgebundenen Harnisch haben zwei Reiter geführt, und die übrigen Handpferde sind eins wie's andere mit schwarzen Tüchern umhüllt gewesen. Da hat man sich doch satt schauen können . . ."

„Und einen heilsamen Schrecken und Grausen hat's abgegeben, wie sie den Malefizmenschen, den „Luftspringer", haben auf den hohen Wagen gesetzt, bei der Schranen als an der Richtstatt mit glühenden Zangen gezwickt, alsdann auf die Gänsweid' geführt, mit dem Schwert hingerichtet, auf dem Scheiterhaufen verbrannt und seine Aschen in den Donaustrom geworfen! Und heut? Nicht einmal ein gewissenloser Bäck wird mehr geschupft und ins Wasser getunkt. Das Bauern- und Hochzeitsspiel ist uns verboten worden, den „Wurstl" wollen sie uns aus-

reden und über kurz oder lang wird's auch keine „Hetz" mehr geben dürfen bei den Weißgerbern unten. Wird die Welt nicht immer langweiliger? Und daran sind die gelehrten Herren schuld?"

Damit wandte sich die Frau Babett' der Hausthür zu, aber der kaiserliche Rath wusste sie noch zurückzuhalten, indem er sagte: „Eine kleine Berichtigung, Frau Denucci! Der ‚Luftspringer' ist nicht wirklich gezwickt worden; man hat ihm nur mehr die glühenden Zangen vorgewiesen . . ."

„Schad', hätt' ich bald gesagt; aber man kann doch nicht wissen, ob der Herr Rath nicht noch selber ein Staberl zu brechen hat. Ist's vielleicht auch nicht ganz wahr, daß ich, ein wildes Ding, durch die Säulen bei der Borromäi-Kirchen durchgekrochen bin? Sie sind hohl, ganz hohl, kann ich sagen."

Der Herr Rath lachte, und Muki rief wie plötzlich erleuchtet: „Frau Tant', ich weiß, was ich zu thun habe."

„Hast uns auch lang genug drauf warten lassen."

„Ich geh' nach Schönbrunn fragen; der Schlossgärtner Schoot hat mich ja sonst gut leiden können."

„Nimm dir einen Haudrer vor der Linie, wenn dir um deine langen Beine leid ist. Und hörst, Muki, kehr bei uns zu, wenn du etwas neues erfahren."

Der Bursch empfahl sich; nicht ohne Wohlgefallen blickte ihm die Spötterin nach, und zu den Herren gewendet, bemerkte sie: „Er ist sonst nicht auf den Kopf gefallen, der Muki." Dabei wiegte sie sich leicht in den Bouffanten und dass sie des Haarkünstlers würdige Gattin, beweist der tadellose Herisson.

Nun trat aber Vefi aus dem Haus und flüsterte der Frau Mutter einige Worte zu — vielleicht betrafen sie die Putzwäsche und das Bügeleisen; eine schlechte Wienerin, die im Häuslichen nicht Bescheid wüsste! Vefi hatte in der Eile ihr Köpfchen in ein Fichu gehüllt, das ihr reizend stand. Artete sie mehr der Mutter oder dem Vater nach? Das prüfende Auge entdeckte zunächst nur eine glückliche Mischung. Doch ja, Frau Babett' hat einen butterweißen, weichen Arm; Meister Denucci wird es mit Vergnügen bestätigen. Was aber Vefis Stutzärmel zum Vorschein kommen läst, ist ein zierliches, schlankeres Gebild aus Goldbronce. Ob wohl auch ein hitziges Äderchen darin?

Für die fremden Herren hatte sie kaum einen Blick, oder sollte ihr dunkles Schelmenauge doch den schlanken jungen Mann gestreift haben? Wenigstens erröthet dieser und sollte sich doch schon fühlen als unbesoldeter Practicant beim Lottogefälle, das eine Zukunft hat.

„Jungfer Vefi", sagte der alte Herr launig, „nächstes Jahr machen wir zusammen die Praterfahrt mit."

„Die Barbierstochter wird sich hüten, Ew. Gnaden beim Wort zu nehmen", lautete die klangvolle Antwort.

Und eh die Frauen in den Laden verschwanden, traf den Rath ein triumphierender Mutterblick.

Längst schon hätte sich der Subject von der oberen Apotheke gern den Männern genähert, und nun er keine scharfe Gegenrede von Seite der Frau Babett' zu fürchten hatte, konnt er seinen Witz anbringen und seine Neugierde befriedigen.

Maria Theresia habe auffallend ernst und nachdenklich ausgesehen an der Seite ihrer Tochter Marie Christine, berichtet er, und diese selbst habe auch ein trauriges Gesicht gemacht.

„Nicht traurig", wehrte Meister Denucci; „sanft, gut!"

„Die glorreiche Herrscherin, die herrliche Frau . . . o dass sie uns der Himmel doch noch recht lang erhalten möchte!" seufzte der Rath.

„Der Kaunitz soll's schon mehr mit dem jungen Kaiser halten", fuhr der Apotheker einfältig thuend fort.

„Wie könnt ihr solchen Aberwitz glauben?" brauste Gruber auf. Als ob uns der unersetzliche Verlust nicht ohnehin schwer genug treffen würde!"

Der Jüngling drückte leise des Vaters Hand. Es war unnöthig, denn der Alte hielt ohnehin schon an sich. Er nahm eine gedankliche Prise, bot seine Tabatière auch den Männern dar, grüßte den Dreispitz lüftend und stampfte quer über die Straße eben dem Palast des Staatskanzlers zu.

Wollt' er dem Mächtigen selbst nahen? Kaum. Eher mochte sein Gang dem Secretär desselben, Doctor Binder, gelten und bei diesem konnt er leicht mit anderen Patrioten, mit den Männern „der deutschen Gesellschaft" zusammentreffen.

Unterwegs nahm der Sohn das Wort: „Herr Vater", sagt' er, „Ihr thatet ja völlig, als ob wir uns auf den Kaiser Josef zu fürchten hätten."

Ehrliche Parteinahme röthete seine Wangen.

„Das nicht, bei Gott nicht!" entgegnete der Alte. „Kaiser Josef hat ein goldenes Herz und ist eine Leuchte des Jahrhunderts. Aber seine Weise däucht mir zu hastig, zu ungestüm. Ich will's nicht erleben, dass er gethane Schritte ungethan wünschen sollte. Bleib meiner Worte gedenk und häng ihm treulich an . . ."

Um diese Stunde war's nicht so leicht, an den Schlossgärtner Schoot heran zu kommen. Er stand auf der Gloriette-Anhöhe von Schönbrunn und hielt Wetterschau. Eine hagere, doch nicht eckige Erscheinung, ist er wortkarg, tiefgründig, mitunter derblaunig, also nicht umsonst ein Landsmann Van Swieten's und Schuppen's.

Als sich ihm Muki näherte, sagt er: „Du kommst mir wie gerufen, Rieger! Sag, was hältst du vom Wetter?"

Der Bursch nahm sich zusammen, denn ein Gärtner muss ja Wind und Wetter zu deuten wissen, und entgegnete wichtig: „Morgen kriegen wir Sonnenschein und nächster Tage warmen Spritzregen, mein' ich."

„Das stimmt, du bist ein Goldjunge!"

„Garten und Park braucht's eh auch; so hat's um diese Zeit hier herum noch niemals ausgesehen."

„Ja, lieber Muki, Ihre Majestät hat es auch übel vermerkt. Schoot, hat sie gesagt, heuer ist Er arg im Rückstand. Ein bischen Grün hätt Er Uns denn doch aufstecken können! Wir brauchen Frühling, Wir brauchen ihn . . .

„Und ich armer Tropf, was konnt ich erwiedern? Tief und tiefer hab ich mich gebückt, denn meine Augen standen voll Wasser . . ."

„Du glaubst also, dass das Wetter sich bricht und dass wir in der Früh keinen Reif haben werden?"

„Ich getraute mich fast einen Bittgang zu veranstalten."

„Also ließe sich's wagen! . . . Aber wo nehm ich die Vögel her? Die Amsel singt gerade auf den kahlsten Wipfeln am liebsten und die übrigen Schreier kommen auch nicht auf den Pfiff herbei."

„Vögel braucht Ihr, Onkel Schoot? Zum Auslassen im Park?"

„Dann hätten wir sie ja wieder nicht bei der Hand. Weißt, Muki, allerlei Singvögel, Singvögel im Käfig . . . leihweise, sagen wird auf vierundzwanzig Stunden."

„Onkel Schoot, es gilt! Die verschaff ich Euch . . . hübsch viele auch noch."

„Nun, so rühr dich, Herzensjunge! Das Thor beim oberen Stöckel wir offen sein und meine Wohnung auch. Aber red nicht viel herum und komm selber auch mit . . ."

Die Hauderer an der Linie bekamen diesen Tag in der That noch späte Fuhren. Ein solcher Wagen sollte vierundzwanzig Personen fassen, aber der Reifröcke wegen fanden kaum achtzehn Frauen darin Platz.

Und diese Insassen scheinen sammt und sonders Geflügelhändlerinnen zu sein; nur waren statt der groben großen Körbe allweg niedliche Vogelbauer zu sehen und dieselben wurden, sorgsam verhüllt, von den Herrinnen auf dem Schoß gehalten.

Wie fiel dieser und jener der zeitweilige Abschied von ihrem Lieblinge schwer!

Und wie rühmte jede die Sangesgeschicklichkeit ihres Gefangenen!

Und wie umständlich wurde dargethan, was alles der Canarienvogel hier und der Krummschnabel dort, der Stieglitz und das Zeiserl ins „Nürscherl" bekommen!

Wenn sich die geborgten Sänger zur rechten Stunde auch nur halb so eifrig erweisen werden wie ihre Lobrednerinnen auf der Fahrt nach Schönbrunn, dann steht's gut. —

Im Schlosspark spukt es die Nacht über und in den dichtesten Stunden derselben zumeist.

Gärtner wissen leis' und schonend aufzutreten, gleichwohl hatten Schoots Leute die Schuhe mit weichem Zeug umwunden; denn der Boden war stellenweise noch hart, die Nacht hatte keine Lichter ausgesteckt und Laternenschein hätte leicht zum Verräther werden können.

Wer wagte, sorgte und bangte wie etwa ein Feldherr, der eine Entscheidungsschlacht zu bestehen hat, das war der Schlossgärtner Schoot.

Und nun ist alles an Ort und Stelle; nun graut der Morgen; nun röthet sich der Himmel; nun theilt ein Sonnenstrahl das leicht, das höhenwärts entweichende Gewölk: Victoria, der Frühling bricht an, und was man als seine Vorhut aufgeboten, wird nicht zuschanden!

Nun thu' dich auf, exotische Farbenpracht! Nun tiriliert und schmettert, Sänger, die ihr heute die gewohnte Herrin vermisst und einer höheren dient! Morgengold, weicher, schmeichelnder West, Frühlingsjubelschall, stiehl dich durch die geschlossenen Jalousien hinein in der geliebten Kaiserin Schlafgemach!

Als Maria Theresia ans offene Fenster trat, erblickte sie ein weithin gedehntes, grünes, blühendes Gefild; sie athmete würzige Luft und lauschte nahem, doch völlig verborgenem Vogelgesang. Palmen fächerten im Morgenhauch; es glitzerte das dunkle Laub der Goldorange; große, prächtige Blüten erschauderten mit nichten im Sonnenstrahl.

Die Lenzwelt überraschte, befremdete; aber der Vogelgesang muthete traut und heimisch an.

Die Kaiserin erhob den Blick zum Morgenhimmel und wer ihr den Frühlingstraum gewoben, errieth sie unschwer.

Die Glashäuser von Schönbrunn standen in dieser Frühe leer, und manch bürgerliches Stübchen vermisste den gewohnten Weckruf. —

Das Jahr darauf stellte sich der Frühling vorzeitig ein, die große Kaiserin aber war entschlafen.

Landestrauer gleicht einer allgemeinen Dürre; nur an stillen, besonders gehüteten Stellen sprosst und blüht es. Solche Schattenplätzchen sind Menschenherzen, in welche lenzartig die Liebe Eingang gefunden. O ja, ein hitziges Äderchen hatte immerhin Schönvefi Denucci, und der junge Gruber vertraute darauf, dass das Lottogefäll' eine Zukunft hatte.

Die Heimfahrt.

Ein Aufzug aus dem Drama des Lebens von **Peter Rosegger.**

Personen:

Simon. Kranzbauer.
Kathrin. Sein Weib.
Constant. Schullehrer. Sein Bruder.
Ein Schaffner.
Ein Arbeiter.
Ein Handwerksbursche.

Zeit: Gegenwart. — Ort: Ein Eisenbahnwagen.

Coupé dritter Classe. Mehrere Abtheile, in welchen ärmlich gekleidete Reisende lehnen und liegen, theils schlafend. Nacht. Coupé in gewohnter Weise matt beleuchtet. Der Zug ist in Bewegung, an den Fenstern fliegt manchmal ein Licht vorüber. Man hört beständig ein dumpfes Rollen, das aber nicht störend ist. — In dem Abtheil links, zwischen einer großen, vollgepackten Ledertasche, einem großen Handkorb, rothen Regenschirm, Lodenmantel und anderem Gepäck liegt der Kranzbauer, ein stattlicher, noch jugendlicher Mann mit rothem, rasierten Rundgesicht, halb älplerisch, halb flachländlerisch gekleidet. Er schnarcht, bewegt sich, murmelt halbverständlich den Namen „Kathrin" und schnarcht weiter.

Der Schaffner. Zum offenen Fenster herein. Meine Herren! Die nächste Station ist München!

Kranzbauer. Erregt, fährt sich an den Kopf. Was? Schon München? Na, das heißt geschlafen. Reckt die Glieder. Gähnt. Da muss man jetzt seine sieben Sachen zusammensuchen.

Ein alter Handwerksbursche erhebt sich träge, sieht zum Fenster hinaus. Mir scheint, das Nest ist nimmer weit weg. Es stinkt schon die Luft. Auch den Lichtschein sieht man schon.

Ein Arbeiter. Blickt auch hinaus. Meiner Seel, der ganze Himmel ist roth; man glaubt, es kunnt a Feuersbrunst sein.

Handwerksbursch. Ja, wie gestern bei der Nacht. Muss was gebrannt haben, gestern bei der Nacht. Da oben, dem Gebirg zu. Ist eine abscheuliche Röthen gewesen. Bei Pasing sind die Leut' aufg'standen und haben g'schaut. Kann eine größere Ortschaft sein gewesen.

Arbeiter. Gehört hat man nix.

Kranzbauer. Steigen die Herren auch aus, in München?

Handwerksbursch. Ich denk schon.

Kranzbauer. Mit Verlaub, sind Sie bekannt in München?

Handwerksbursch. Wär' nit schlecht! Wenn man ein geborner Münchner ist.

Kranzbauer. Dann könnten Sie mir vielleicht einen guten Gasthof anrathen. Ich bin unbekannt und möchte mich gerne ein paar Tage in München aufhalten.

Handwerksbursch. Gasthof? Beim weißen Hund!

Arbeiter. Brummig. Eh, beim weißen Hund! Ist a Spelunken. — Beim Stern in der Schlossergasse. Habens nur drei Minuten hin.

Kranzbauer. Vom Bahnhof?

Arbeiter. Vom Bahnhof habns a Viertelstund. Zum Hofbräuhaus habns nur drei Minuten, vom Stern aus.

Kranzbauer. Seine Sachen zusammenstellend. Bin schon so neugierig auf das München. Die landwirtschaftliche Ausstellung soll so schön sein, sagens. Nachher will ich auch in die Bildergallerie, weil sie gar so viel reden davon.

Handwerksbursch. Bildergallerie? Gibt's in München a Bildergallerie?

Arbeiter. Er meint die Pinakothek.

Handwerksbursch. Ah ja so, die. Gleich vom Spatenbräu hinüber, weiß schon. — Woher kommens denn?

Kranzbauer. Sein thu ich von Brachstein und kommen thu ich von Wörishofen.

Handwerksbursch. Seins krank?

Kranzbauer. Jetzt nimmer, Gott sei Dank. Aber gewesen. Verdammt, die Gicht hab ich g'habt, schon seit drei Jahren. Unser Doctor daheim hat nix mehr z'machen gwuſst. Wäre schon bald fürs Herz gefährlich, hat er gsagt, wissens weil ich a bissel ein Herzfehler hab — und hat mich zum Vater Kneipp geschickt.

Handwerksbursch. Und der hat Ihnen den Teuxel ausgetrieben.

Kranzbauer. Den sollt' man in Gold einfassen, den Vater Kneipp. Man glaubt's nit. Ich hätt's nie geglaubt. Wie neu geboren ist man. Glauben's, ich hätt' einmal so schlafen können? Seit Jahren hab' ich in kein' Federbett nimmer so gut geschlafen wie jetzt da auf der Holzbank.

Arbeiter. Ja ja, die Gesundheit ist das beste.

Kranzbauer. Das ist wohl wahr. Also beim Stern, haben Sie gesagt.

Arbeiter. Werden zufrieden sein. Richten's einen Gruß aus von mir. Vom Schertl-Franz, sagen's. Und er soll Ihnen ein gutes und billiges Zimmer geben.

Kranzbauer. Sich aufrichtend. Wissen's, auf ein paar Groschen mehr kommt's mir nicht an. Man muſs sich auch einmal ein paar gute Tage anthun.

Handwerksbursch. Geschmeidig und über die Sitzlehne gebeugt. Wenn der Herr einen Führer sollt' brauchen in München. Ich recommandiere mich. Bin ein geborner Münchner —

Arbeiter. Ja, der nicht einmal von den Bildergallerien was weiß.

Handwerksbursch. Roh. So viel, wie so ein Kesselflicker, ein lumpiger, weiß ich auch noch, Gott sei Dank!

Kranzbauer, aus dessen Handkorb einige Äpfel fallen, während er ihn hebt. Oha! Wir steigen aus, meine lieben Äpfel. Wörishofner Äpfel. Für meine Kinder. So was gibt's nit in Brachstein. Wie Butter. Freuen sich ja allemal, die Knörpeln, die kleinen, wenn der Vater was mitbringt.

Arbeiter. Wieviel haben's ihrer denn?

Kranzbauer. Nach'm Kilo.

Arbeiter. Kinder, meine ich.

Kranzbauer. Ah, wieviel Kinder, meinen's. Zwei, derweil. A Bübel und a Mädel. Man freut sich eh schon auf die Fratzen, wenn man sie sechs Wochen lang nicht gesehen hat. Gesund, so weit, ist alles, schreibt meine Alte. — Ah, mir scheint —

Der Zug geht langsamer, an den Fenstern gleiten zahlreiche Lichter vorbei. Der Kranzbauer packt seine Sachen zusammen.

Handwerksbursch. Darf ich helfen? Will's nachher hinausgeben.

Kranzbauer. Dank' schön. Dank' schön. Hab' meinen eigenen Diener bei mir. Bedient sich selbst. Der Zug steht, man schickt sich an auszusteigen.

Schaffner. Von draußen. München! Fünf Minuten. Nach Freising, Plattling, Regensburg, Passau umsteigen!

Kranzbauer. Herr Conducteur, ich bitt' schön, ich steig' hier aus. Bitt' schön, aufmachen!

Arbeiter. Rufen's nur nach dem Omnibus vom Stern. Steigt aus.

Handwerksbursch. Macht sich an den Kranzbauer, der immer mit Umständlichkeit seine Sachen aufpackt. Gengen's doch, ich hilf Ihnen ja. Überhaupt, was hat sich dieser Vagabund dreinzumischen — mit seinem Stern! Ich kenn' das Beisel. Nicht einmal von der Polizei ist man dort sicher. Gehn's lieber zum Hund, da sind Sie gut aufgehoben. Kommen's gleich mit mir.

Kranzbauer. Rüttelt am Fenster. Aufmachen, Conducteur! Aufmachen!

Handwerksbursch. Warten's, das werden wir gleich haben. Da muss man sich zu helfen wissen. Macht auf. So. Steigen's nur aus.

Draußen Bahnhof. Gepäcksträger u. s. w. gehen hin und her. — Wie der Kranzbauer aussteigen will, erscheint an der Thür Constant, der auf das Trittbrett gestiegen ist. — Constant, der Schullehrer aus Brachstein, dunkel, halb städtisch gekleidet. Das etwas blasse Gesicht mit der Brille von einem grauenden Vollbart umrahmt. Hohe Stirn, die oben spitzig zuläuft, nun aber von einem breitkrämpigen Hut bedeckt ist. Rückwärts geht das dünne, graue Haar bis über die Achseln hinab. Er trägt auf der einen Achsel ein Plaid und in der Hand ein Ledertäschchen.

Constant. Ruhig und ernst. Da bist du ja, Bruder!

Kranzbauer. Noch im Coupé, in höchster, freudiger Überraschung, breitet die Arme aus. Wa— Waas?! Der Constantl! Der Constantl! Lachend. Ja, Schulmeister, wie kommst denn du her? Will aussteigen.

Constant. Bleib drinnen. Ich steig' auch ein. Wir fahren miteinander heim, Simon. Steigt ein, nimmt dem Kranzbauer Sachen ab und legt sie auf die Wandstelle.

Kranzbauer. Wehrt sich lustig dagegen. Na, das gibt's nit. Du bleibst bei mir in München, die paar Tag. Bist mein Gast. — Nicht wahr, wie ich ausschau! Pumperlgsund, sag' ich dir. Erst wollen wir jetzt ins Kaffeehaus, es wird wohl schon eins offen sein. Aber sag' mir doch, Constantl, wie kommst du denn nach München?

Constant. Dir entgegen, Bruder.

Kranzbauer. Gerührt. Guter Kerl!

Handwerksbursch im andern Abtheil für sich. Da ist nichts zu machen. Steigt aus.

Constant. Wie ich nach München komm'? Es gibt manchmal Umstände. — Sag' mir, Simon, das Zeug hast du also aus den Beinen.

Kranzbauer. Hab' euch's ja geschrieben. Wunder wirken thut dieses Wörishofen. In Gold fassen muss man den Kneipp, ich kann's nicht anders sagen.

Constant. Und — dein Herz?

Kranzbauer. Ich muss sagen, ich fühl' mich gesund.

Constant. Bist also nicht erschrocken, wie ich so auf einmal vor dir stehe!

Kranzbauer. Aber Kindlein, dummes! Erschrocken! Ich glaub', wenn meine Kathrin jetzt so dagestanden wär', eine größere Freud hätt' ich nicht haben können. Die hätt'st halt noch mitbringen sollen.

Constant. Immer ernst. Es ist immer gut, wenn man Überraschungen gewachsen ist. Es kann allerdings Zufälligkeiten geben auf der Welt. Das beste ist halt die Gesundheit, und die hast jetzt.

Schaffner. Von außen, schlägt die Thür zu. Fertig!

Kranzbauer. Ich glaub' gar — er fährt schon. Aber mein Gott, wir steigen ja aus. Aufmachen! Um Gotteswillen, wir steigen ja aus! Der Zug rollt. Die Lichter draußen fangen an zu gleiten.

Constant. Zieht ihn zurück. Nein, mein lieber Bruder, wir steigen nicht aus. Wir fahren nach Hause.

Kranzbauer. Hoch erregt. Ich habe ja gar keine Karte.

Constant. Das macht nichts. Bin froh, dich getroffen zu haben. Bist du denn aufgeregt? Man soll sich nie aufregen, weißt du. Es kann ja jeden Augenblick was passieren. Der Mensch muss immer gefasst sein.

Kranzbauer. Aber mein Gott. Du hast mir doch selber gerathen, auf der Rückfahrt München anzusehen.

Schaffner. Zur Thür herein. Ist hier jemand eingestiegen?

Constant. Jawohl. Weist seine Fahrkarte.

Schaffner. Markiert sie, gibt sie zurück. Nach Brachstein.

Constant. Auch dieser Herr fährt nach Brachstein. Bitte ihm eine Karte zu besorgen. Und wenn es möglich ist, uns allein zu lassen. Er macht ein Zeichen des Gebens.

Schaffner. Wollen sehen, was sich thun läſst. Verschwindet.

Constant. Wie willst du sitzen?

Kranzbauer. Unmuthig. Nach vorn. Aber das Fenster schließen.

Constant. Wollen wir's nicht lieber offen lassen? Frische Luft.

Kranzbauer. Wenn du sie nöthig hast. Weiß gar nicht, was du willst. Eine wahre Gewaltthat, das. Wo ich der Kathrin gestern geschrieben, daſs sie mich erst Samstag erwarten soll. Es ist doch wohl nichts los, zu Hause?

Constant. Vorsichtig. Das, mit dem Kettenhund weißt du ja.

Kranzbauer. Mit dem Kettenhund? Wieso?

Constant. Deinem Kettenhund ist das Bein ab. Ganz ab, das hintere Bein. Wie am Strickel zieht er's nach.

Kranzbauer. Mein Sultan? Geh, was du sagst! Wie wär' denn das zugegangen?

Constant. Der Wasserwagen ist drübergegangen. Putz ab.

Kranzbauer. Der Wasserwagen? Was für ein Wasserwagen?

Constant. Nau, wie die Feuerspritze angefahren ist.

Kranzbauer. Wird aufmerksam. Sein Gesicht verändert sich in Spannung. Ich weiß nit, Bruder. Ich weiß nit. Mich deucht du redest — von mir daheim. Was ist denn das? Von einer Feuerspritze hast was gesagt.

Constant. Es ist nämlich — kein Mensch weiß, wie's hat sein können — gestern bei der Nacht dein Heustadl abgebrannt.

Kranzbauer. Aber doch nit! Es wird doch nit der Stadl, der bei den Kirschbäumen steht —

Constant. Knapp hinter den Stallgebäuden. Natürlich, derselbe. Und ist der Wind stark gegangen.

Kranzbauer. Herrgott! Was müssen da die Leut gearbeitet haben, daſs es nicht weitergegriffen hat. Gelt du! Gelt du!

Constant. Erhebt sich, legt dem Kranzbauer die Hand auf den Arm. Mein lieber Bruder. Du kannst dir's wohl schon denken, weswegen ich dir entgegengereist bin. Hab' dir leider die Nachricht zu überbringen, daſs gestern dein Wirtschaftsgebäude ein Raub der Flammen geworden ist. Mitsammt den Vorrathskammern.

Kranzbauer. Kreischt auf. Jess' Maria und Josef! Wird doch das nit sein. Aber ich bitte dich gar schön!

Constant. 's wär ja vielleicht anders ausgefallen, wenn der abscheuliche Sturm nicht gewesen wär. Innerhalb von zehn Minuten, sagen die Leut, wär alles in Feuer gewesen. Das Wohnhaus hat an drei Stellen zugleich angefangen.

Kranzbauer. Furchtbar erregt, hält sich mit beiden Händen den Kopf, fährt im Gelass hin und her. Das Wohnhaus! Das auch! Der Stadl, die Stallungen, die Vorrathskammern. Und das Wohnhaus. Niedergebrannt! Der ganze große Hof! Das ist nicht wahr! Das ist ganz dumm erlogen! Das ist erlogen!

Constant ihn zu besänftigen suchend. Bruder, sei ein Mann.

Kranzbauer. Mein schöner Hof. Mein schöner großer Kranzhof. Seltsam giftig. Was schaust mich denn so an? Weißt etwa noch was? Weißt noch was?

Constant. Ein Todter ist nicht zu beklagen.

Kranzbauer. So! Sollen am End' meine Leut' auch hin sein, allmiteinander! Nit wahr, das wär dir halt recht, dass du mir solches auch noch könntest ins Gesicht schleudern.

Constant. Man muss dirs verzeihen. Du denkst nur an dein Unglück. Ist natürlich. Dass ich mein Lebtag keinen so harten Tag gehabt habe, als den heutigen, wo ich dir die Nachricht habe überbringen müssen, bevor du's selber siehst und der Schreck dir schaden thut — wer denkt dran. Verlang's auch nicht. Aber eine solche Red!

Kranzbauer. So. Soll ich mich vielleicht gar schön bedanken bei dir, dass du mir die Freudenbotschaft überbracht hast. Nit einmal den Tag in München hast mir gegönnt, auf den ich mich schon solang gefreut hab. Hast schon nit mehr derwarten mögen, hast mir mein Unglück ins Gesicht geworfen wie einen Gluthaufen. Wie einen Gluthaufen, ich kanns nit anders sagen.

Constant. Auffahrend. Bruder! Resigniert. Nein doch. Will nicht vergessen, dass Unglück ungerecht macht.

Kranzbauer. Jammernd. Mein Gott, dieser schöne Hof. Zehntausend Thaler hätte ich dafür haben können, noch vor drei Monaten. Das Doppelte ist er wert gewesen. Und jetzt eine Brandstatt!

Constant. Du bist ja doch gut versichert gewesen.

Kranzbauer. Nit der halbe Theil wird vergütet. Die Hunde geben nix. Stecken nur ihre Prämien ein und geben nix. Betteln gehen kann man.

Constant. Sind dir denn auch deine Felder und Wiesen, deine Waldungen verbrannt?

Kranzbauer. Red' nit so dumm. Als ob ein Mensch im Wald hausen, auf den Wiesen grasen kunnt! Du vielleicht. Ich nit.

Constant. Resigniert. Du hast recht.

Draußen tagt es. Bisweilen fliegt ein Baum, ein Haus u. s. w. an den Fenstern vorüber. Allmählich zeigen sich durch die Fenster Gebirge, die langsamer vorbeiziehen als die nahen Gegenstände. — Der Kranzbauer brütet zeitweise vor sich hin. Constant sitzt ihm beklommen gegenüber.

Kranzbauer. In sich hineinwimmernd. Mein Hof! Mein Hof! — — Bruder! Bruder Constant! Bist du da? Bist du nicht bei mir da? Sag' mir einmal, kanns denn wahr sein? Wenn man sein Lebtag so fleißig gearbeitet hat. Und kein unrecht Gut. Und ein Herrgott im Himmel, wie kann denn das sein? — So sag' doch was, du gescheiter Schulmeister!

Constant. Lass' es sein, so zu reden, Bruder. Was niedergebrannt ist, das kann man wieder aufbauen.

Kranzbauer. Mit Verachtung. Dir merkt man's an, dass dir kein Hof niedergebrannt ist.

Constant. Da hast du recht. Mir kann kein Hof niederbrennen. Es lebt sich allemal vergnügter, mein Lieber, wenn man nichts hat, wo das Unglück anfassen kann.

Kranzbauer. Natürlich. Die Faulpelze und Habenichtse, die nichts schaffen mögen, reden alle so. Weil sie sich's nit können vorstellen, wie es ist, wenn einer was aufbringt, was vorher nit gewesen ist. Wie einer zusammenwachst mit seinem Besitz. Dreißig Jahr an Müh' und Sorgen gelangen bei mir nit. — Im Jammerton. Und alles hin. Auf einmal alles hin. — Es ist nit zu ertragen.

Constant. Man kann sich auch verständigen, mein lieber Simon. Du weißt recht gut, was dir noch geblieben ist. Du bist doch all Sonntag in die Kirche gegangen. Man hat gemeint, du wärst ein Christ. Hast nicht selber nach dem Gottesdienst gesagt, noch heuer zu Pfingsten, wie schön doch unser Pfarrer thät predigen. Und was hat er damals gepredigt, als dass der Christ dankbar sein soll, nicht grad für den Gottessegen und die guten Zeiten. Auch für das Unglück. Weil mit dem Unglück der Mensch oft näher gegen Himmel kommt als mit lauter Gedeihen und Gelingen. — Dazumal in guten Tagen hat dir das gefallen. Oder hast gemeint, dich gienge das nicht an und er thät nur für die Armen predigen, damit sie mit ihrem Nichtshaben lieber zufrieden sein sollen?

Kranzbauer. Geh geh, spar dir das Evangeli für deine Schulbuben. Probier du's einmal und verlier das Liebste, was du hast und versuch, ob dir eine Predigt das Loch ausfüllen kann. Zum Fenster hinaus, weinerlich. Schau, wie sie dastehen, die schönen Wirtschaften rechts und links, und wie lustig die Leut das Tagwerk anheben, dass der Besitz alle Tag größer wird. Und mich soll daheim eine Brandstatt erwarten! Und ich soll nicht muxen dürfen, geduldig und blöd wie ein Thier anfangen neuerdings zu arbeiten, wenn ein schlechter Wicht den Ameishaufen zertreten hat.

Constant. Aber mein Gott, Bruder, ich begreife es ja.

Kranzbauer. Herb. Nix begreifst du! Nur ein Schauspiel ist's für dich und deinesgleichen, wenn dem Wohlhabenden auf einmal so ein

Schlag trifft. Und wie ergötzlich das ist, wenn er sich vor Jammer die Haar ausreißt! Oder wie rührend, wenn er geduldig leidet und in seinen alten Tagen wieder anfangt zu arbeiten. Nachher kommt er in euer Schulbuch. Als gutes Beispiel. Kann er leben davon?

Constant. Aber ich bitte dich, Simon. Du hast ja vollständig recht. Du wirst nicht doch erst von mir, deinem leiblichen Bruder, hören wollen, wie sehr ich dein großes Unglück bedaure! Wie du überzeugt sein möchtest von meiner aufrichtigen Theilnahme! — Es wäre zu lächerlich.

Kranzbauer. Gewiss wär's lächerlich. Weil's nit wahr ist, nit wahr sein kann, dass der, dem nix geschehen ist, grad so mitleidet wie der, den 's Unglück getroffen hat. Derowegen ist's mir lieber, wenn ich nix davon hör', von so einem Mitleid.

Constant. Achselzuckend. Nach einer Pause. Ich denke, Simon, du legst dich noch ein wenig hin und versuchst zu schlafen. Es würde dir gut thun. Gelt, du erlaubst, dass ich dir mein Shawltuch auf die Bank breite.

Kranzbauer. Ist aufgestanden, starrt zum Fenster hinaus. Constant beobachtet ihn gespannt. Kranzbauer ist in einer eigenthümlichen Bewegung. Leise, doch merkbar, bebt sein ganzer Körper. Plötzlich ein Schwung auf das Fenster.

Constant. Reißt ihn zurück. Simon!

Kranzbauer. Gedämpft, schmeichelnd. Lass' mich machen. Schau! — Schau. Ich hab dich ja lieb, Schulmeister. Aber die Pein, die du mir gebracht hast — lass' sie löschen. Ich kann sie nit tragen.

Er sucht sich sachte loszureißen. Beide ringen miteinander, während das Dröhnen und das rasche Vorbeifliegen der Gegenstände draußen das schnelle Gehen des Zuges anzeigt. Der Kranzbauer will immer ans offene Fenster, Constant zerrt ihn immer wieder zurück. Es ist ein schweres, krampfhaftes Ringen. Der Kranzbauer stöhnt.

Constant. Laut rufend. Hilfe! — Nirgends ein — Nothsignal. Hilfe! Mit aller Kraftanstrengung schleudert er den Kranzbauer auf die Bank, wo dieser regungslos und erschöpft liegen bleibt. Constant knurrend für sich. Bestie du! — Armer Mensch! — Eine solche Verzweiflung — das hätte ich nicht geglaubt. Sonst so gescheit und so gutmüthig. Nein, das hätte ich nicht geglaubt, dass der so arg von seinem Besitz besessen ist. — Was soll man denn machen? Plötzlich erhebter sich rasch, leise, greift mit der Hand an die Stirn und setzt sich wieder hin. Gut. Gut. Das thu' ich. Es geschieht ihm recht. — Wenn ihm das Unglück zu groß ist, so soll's noch größer werden. Vielleicht erträgt sich's dann leichter. Der Zug pfeift und geht langsamer. Mir scheint, eine Station. Vielleicht doch, dass Leute einsteigen. Für alle Fäll' wär's mir lieb. Er ist ja von Sinnen. — Schlummere, Simon. Vielleicht strahlt dir im Traum ein besserer Stern. Vielleicht erwachest du gefasster. Wenn nicht, dann —. Wenn du ohnehin nicht die beste Meinung von dem Schulmeister hast! Was dich bisher getroffen, dafür kann ich nichts. Was dir jedoch die nächste Stunde bringt, das liegt in meiner Hand. Oder

sollte es nicht wirken? Dass er nicht mit einem Wort nach Weib und Kind gefragt hat! — Dafür sollst du exemplarisch gestraft werden, kleinherziger Großbauer! — Dann wird er mir aber erst recht ans Fenster wollen. Einen Haken muss man schon anbringen, der ihn zurückhält. Der Zug steht.

Schaffner. Holzkirchen! — Station Holzkirchen!

Ein Weib und ein Mann wollen einsteigen.

Das Weib öffnet die Thür zu Kranzbauers Gelass. Kreischt: Uh Joses und Anna! Da liegt einer nach allerlängs!

Der Mann: Pardon! Ein Krankencoupé!

Constant. Bitte, es ist Platz!

Jene machen die Thür von außen zu. Der Zug beginnt neuerdings zu rollen. Es ist ganz Licht geworden. Bisweilen fliegt Rauch an den Fenstern vorüber, bisweilen Berglehnen, Wald, manchmal von der Sonne beschienen, die, um Biegungen anzuzeigen, schräge an der Wand hinläuft, wieder verschwindet und wieder erscheint.

Constant, stets für sich. Am Tage ist alles anders. Die Morgensonne gibt immer Muth.

Kranzbauer. Regt sich, streckt sich, macht die Augen auf, sieht Constant, erhebt sich halb. Du, Constantl? Wie denn das?

Constant. Du hast gut geschlafen, Simon.

Kranzbauer. Und abscheulich geträumt. — Willst dich nit fortmachen, Unglücksmensch?! Sonst träume ich wieder. Dass mir mein Hof —? Hast du das gesagt?

Constant. Schau, Simon, es ist wieder lichter Gottestag. Fasse Vertrauen. Zu dem da oben. Und zu uns Menschen.

Kranzbauer. In Verzweiflung. Halt doch niedergebrannt. — Alles hin!

Constant. Für sich. Also in Gottesnamen. — Zum Kranzbauer, unsicher. Alles hin, sagst du? So weißt du auch schon das Letzte, das Schlimmste, was ich dir niemals zu sagen gewagt hätte.

Kranzbauer. Wird anders. Er beugt sich langsam vor. Sein Gesicht wird kantig, rissig, fahl, feucht wie Lehm. Die Augen treten hervor, die Lippen werden dünn, schnappen nach Luft. Tonlos stammelt er. Nit — nit zu sagen gewagt? Das Schlimmste? Was denn?

Constant. Du weißt vom Unglück daheim und fragst nicht nach Weib und Kind. Das wundert mich.

Kranzbauer. Zugrund gegangen, hast du gesagt, ist — niemand —!

Constant. Das soll ich gesagt haben? Eher meine ich, dass ein Todter nicht zu beklagen ist.

Kranzbauer. Das hast du gesagt, ja, das hast du gesagt. Kein Todter zu beklagen.

Constant. Zu beklagen sind nur die Lebenden. Auf dieser traurigen Welt.

Kranzbauer. Fasst Constant an beiden Armen. Bruder! Was bedeutet das? Was bedeutet dein Reden? — — Ist mein Weib auch verbrannt? Sind meine zwei Kinder auch verbrannt?

Constant. Simon. Du kannst nicht einmal den Verlust des Hofes ertragen, der in einem Jahre wieder aufgebaut sein wird. Wie würdest du erst eine solche Botschaft ertragen!

Kranzbauer. Wild schreiend. Also sind sie verbrannt?!

Constant. Die kleine Elise, meine ich, wird noch leben. Für sich. Das ist der Haken.

Kranzbauer. Verloren stöhnend. Lebt noch? — Lebt noch? — Und die andern todt? —

Lange Pause. Der Zug rollt. An den Fenstern zieht eine Kirche vorbei, ein Friedhof mit weißen Denkmälern, auf denen Sonnenschein liegt.

Kranzbauer. Im Vordergrunde auf die Bank niedergebrochen, gleichmäßig, wie sich einlullend. Meine Kathrin todt. — Mein Hans todt. — — Kathrin todt. — Hans todt — todt. Geld — Gut. Roth — todt. — Ich hab' sie versäumt.

Constant. Für sich. Ist das zu verantworten? Mit einem Wort könnte ich sie wieder auferstehen machen. Wer bürgt, ob mir nicht ein Herzschlag zuvorkommt?

Kranzbauer. Gleitet zu Boden, auf die Knie, nimmt wie zufällig eine betende Stellung an. Mein Weib todt — mein Kind todt — — Vater unser . . .

Constant. Er betet. Gottlob, er betet. — Simon, wie klein und zahm bist du jetzt geworden! Das Fegefeuer thut weh, aber warte noch ein wenig, vielleicht erleben wir Freuden.

Kranzbauer. Aus der Betäubung, hell, fast feierlich. Bete mit mir, Bruder Constant, dass mir der Herrgott verzeiht! Dass ich so gelästert hab! — Jetzt, wenn mir einer thät kommen und sagen: dein ganzer Besitz ist hin, der Hof verbrannt, die Wiesen verschwemmt, der Wald vom Sturm gebrochen, aber Weib und Kind sind gesund — keinen glücklicheren Menschen thät's geben auf der ganzen Welt.

Constant. Für sich. Jetzt sind die Schlacken weg. Der reine Mensch ist da. — Simon! — Simon! — Hörst du? Ich glaube, er verzeiht dir. — Thu' dich jetzt zusammen, binde dein Halstuch und suche deinen Mantel. Wir sind bald in Brachstein.

Der Zug rollt langsamer. Draußen sonnige Waldgegend.

Kranzbauer. Verdeckt sein Gesicht mit den Händen. Lass mich, ich will vorüberfahren.

Constant. Du musst dir auch das Haar ein wenig glätten. Ich glaube, es sind Leute am Bahnhof. Er blickt vorgebeugt zum Fenster hinaus. Wenn ich recht sehe, auch gut bekannte.

Kranzbauer. Guckt unsicher, schreckig unter der Achsel Constants durch's Fenster. Der Zug steht still. Von draußen Kinderstimmen, frisch und hell. Der Oheim Constant! Hast du den Vater mit?

Constant. Ja, Kinder, den hab' ich mit.

Am Fenster erscheint Kathrin, noch jugendlich, in bäuerlichem Sonntagsstaate, ruhig, aufrecht.

Kranzbauer. Schleudert mit hellem Schrei die Arme empor.

Kathrin. Am Fenster. Gott willkommen, Simon. Also dir geht's gut, du bist gesund!

Kranzbauer. Und ihr? Und ihr?

Kathrin. Alle frisch und gesund, Gott Lob und Dank! Und 's andere, was geschehen ist, verwind' es. Ich hab's auch verwunden. Die Arbeiter räumen schon den Platz für den Neubau. Na aber — so gib mir doch meinen Kuss, Alter!

Kranzbauer. O glückseliger Tag! Springt zur Thüre hinaus in die Arme der Seinen.

Constant. Die Sachen zusammenraffend. Na, das glaub' ich. So glückselig wird der wohl noch nie ausgestiegen sein auf dem Brachsteiner Bahnhof als heut. Aber morgen, Bauer, kriegst du's. Kinder, Äpfel gibt's! Springt hinaus.

Schaffner. Fertig!

Vorhang fällt.

Wie der Ochsenhannes zu seinem Namen und seinem Weib gekommen ist.

Eine Dorfgeschichte von J. Palmer.

Hannes, sagte die alte Steinhuberin eines Tages zu ihrem schläfrigen Sohne, den sie fest unter dem Daumen hielt, „Hannes, jetzt hab' ich lang genug geschafft und mich geplagt für dich, jetzt rühr' dich und halt Umschau nach der Rechten, pass aber wohl auf, was ich dir sage: Nimm keine zu Reiche und keine zu Arme. Hat sie mehr als fünf Tausend, dann darfst du nimmer über den Tisch gucken und bist bloß ihr oberster Knecht. Ist sie aber arm, dann ist es noch schlimmer, da gibt es magere Bissen dein Lebelang, die mit Zank und Streit geschmalzen sind, denn Armut ist eine Haderkatz. Wähl' auch keine Schöne, denn die nimmt öfter den Spiegel als den Besen zur Hand und gefällt nicht bloß dir, sondern auch andern und das taugt nicht. Gehst du aber mit einer Häßlichen an den Altar, dann lachen die Leute hinter euch drein, und solch' eine hat gar feine Ohren, und der Spott

der Leute macht sie zu einem Drachen im Haus. Nimm keine zu Große und keine zu Kleine. Eine Große hat starke Fäuste und könnten die Nachbarn leicht blaue Flecken auf deinen Backen sehen, was das Ansehen verringert. Bei den Kleinen aber heißt es: ‚Kleine Töpfe laufen bald über.‘ Wähl' auch keine Grobe, denn diese treibt das Gesinde vom Hof, und nimmst Du eine Feine, so paßt ihr gar schlecht zusammen. Auch soll sie nicht zu gescheit sein, kannst dir an den Fingern abzählen, warum. Ist sie aber dumm, dann will sie alles am besten wissen, und dann sind statt einem zwei Dumme im Haus, und das ist zu viel. Nimm keine Leichtsinnige und keine Fromme, weil die eine zu viel auf dem Tanzboden ist, und die andere zu oft in der Kirche sitzt, was beides den Haushalt nicht voranbringt. — Jetzt, Hannes, geh' aus und such' die Rechte und behalt dabei immer den goldenen Mittelweg im Auge."

Der Hannes kratzte sich verlegen hinter dem rechten Ohr. „Und wo soll ich die finden, Mutter?"

„Schafskopf, in's Maul fliegen dir die gebratenen Tauben nicht und hier herum bekommst du freilich keine, das hast du schon lange merken können, also geh' hinaus und fang' drei Stunden hinter dem hiesigen Zehnten an," belehrte ihn die Mutter. Hätte der Krappenbauer den letzten Rath gehört, so hätte er gesagt: „Recht habt Ihr, Steinhuberin, hier herum klopft der Hannes, wegen der Schwieger, die er beibringt, vergeblich an, doch besser noch ist es, er versucht sein Glück erst fünf Stunden hinter dem heimatlichen Zehnten draußen." Aber der Krappenbauer hatte nichts gehört und nichts gerathen und drum fieng der Hannes am folgenden Sonntag mit der Nachfrage drei Stunden hinter dem Grenzstein von Norden zu an. Er lief sich Sonntag für Sonntag die Füße wund und hatte, obwohl er auch gen Osten und Süden gewandert war, noch keine Braut gefunden. Entweder entsprach die, die er ins Auge gefaßt hatte, seinen Anforderungen nicht, oder da, wo er den goldenen Mittelweg beisammen fand, so wie die Mutter es wünschte, sagte der Vater oder die Tochter, oder sagten gar alle beide nein.

Hannes kehrte jeden Sonntag abend müder und hoffnungsloser in sein verfallenes Höflein zurück, das die paar Tausend der Gesuchten restaurieren sollten. Mit schwerem Herzen und zerrissenen Sohlen trat er am Sonntag vor Peter und Paul seine Wanderung gen Westen an und zwar fünf Stunden weit über den Grenzstein hinaus, wie ihm der Krappenbauer, dem er abends zuvor sein Leid geklagt, gerathen hatte. Im ersten Dorfe, das er passierte, begegnete ihm ein fröhlicher Hochzeitszug, was er für ein gutes Zeichen aufnahm. Sinnend sah er demselben nach, bis sich die Thüren des kleinen Kirchleins hinter ihm geschlossen hatten, dann zog er rüstig seines Weges weiter und sein Herz klopfte

heftig, als er den Blümlesberg erstieg, wo der große Hof des reichen Wiesbauern lag, von dessen Tochter Resi der Krappenbauer gesagt hatte.

Auf der Hochebene angekommen, sah Hannes zwei stattliche Höfe vor sich liegen und wusste nun nicht, ob er nach rechts oder nach links seine Schritte lenken solle. Überlegend stand er vor dem zunächst gelegenen Gebäude still. Das Haus war groß, die „Miste" schön; vom Stalle her hörte man vielstimmiges Muh und die Hühner gackerten laut und wichtig im grasigen Hofraum. Wie Hannes so stand und alles betrachtete, wurde das Fenster geöffnet und der Hofbauer rief den Prüfenden leutselig an, grüßte und fragte nach seinem Begehr. „Wohnt hier der Wiesbauer?" frug Hannes, der klopfenden Herzens schon hinter den Scheiben einen frischen, blonden Mädchenkopf entdeckte. „Der wohnt dort drüben," war des Bauern Antwort. „Was willst Du denn beim Wiesbauer?" „Der soll eine Tochter haben, die soll Resi heißen und die soll ich freien," legte Hannes freimüthig los. „Wenns weiter nichts ist," — meinte der Bauer — „dann könnt Ihr euch die paar Schritte sparen und euch erst bei mir umschauen. Ich habe auch ein paar Mädel im Haus, von denen Ihr die Älteste, die Annamarei, haben könnt, nebst sechshundert harten Thalern Heiratsgut und zwei flotten Stierlein obendrein. Und an Jakobi kann die Hochzeit sein, das heißt, natürlich bloß wenn Ihr einen anständigen Hof und im Stall zum wenigsten vier Kühe und ein paar Ochsen dastehen habt. So thu' ich's, und anders nicht und wenn das stimmt, dann kommt herein und schaut dem reichen Bergbauern sein Sichlein an." Hannes kratzte sich wieder verlegen hinter dem rechten Ohr, denn er dachte an seine zwei mageren Kühe, die mit der dürren Gais den Stall theilten, und sein kleines, halbverfallenes Haus nebst Zubehör fiel ihm schwer auf's Herz. Aber die sechshundert harten Thaler und die flotten Stierlein obendrein und der blonde Kopf da drin waren so verlockend, dass er, ohne recht zu wissen, wie es zugieng, schon unter der Stubenthüre stand, als der Bergbauer die Kammerthüre hinter den sechs jüngeren Töchtern ins Schloß drückte und nun aufmunternd der Ältesten zuwinkte, bis sie verschämt auf den Besuch zugieng und ihm die Hand reichte.

Das Mädchen war weder schön noch häfslich, nicht zu groß und nicht zu klein, ihr „Grüß Gott auf dem Berghof" klang nicht grob und nicht fein, und zu arm und zu reich war sie auch nicht, da war also so ziemlich alles beisamen, was Hannes suchte, und der Brautzug am Morgen gab ihm Hoffnung, dass diesmal weder der Vater, noch die Tochter, noch alle beide „nein" sagen würden. Die mageren Kühe und die Gais und der verkommene Hof waren vergessen, und er schaute so glücklich und treuherzig in des Mägdleins Augen, dass sie gerne ihre Hand in der seinen ließ, als er sich neben sie auf die Bank setzte.

Der Bauer sah in Hannes Eintreten die Bejahung seiner Fragen, von der die Verbindung abhängen sollte, drehte den Schlüssel zur Kammerthüre herum, damit der Freier an den sechs Schwägerinnen, die drinnen am Schlüsselloch horchten, nicht schen werden sollte und gieng nun mit einem großen Kruge zum Keller. Der Hannes nützte diese Zeit gut aus, sagte der Annamarei, dass er schon lange eine suche, gerade wie sie, nicht zu schön und nicht zu hässlich, nicht zu reich und nicht zu arm, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht grob und nicht fein, nicht dumm und nicht gescheit. „Und wie ist es denn mit dem Leichtsinn und dem Kirchengehen?" fragte er und legte leise den Arm um sie. Die Annemarei war bis unter die Stirnhaare roth geworden, was ihm zeigte, dass sie brav und schüchtern war. Und als sie antwortete: „Leichtfertig bin ich nicht, aber zum Kirchgang hatte ich leider nicht viel Zeit; der Vater sieht's nicht gern." Da war auch hier der goldene Mittelweg vorhanden, und in der Freude seines Herzens drückte er einen Kuss auf ihre kirschrothen Lippen und war gerade damit fertig, als der Bauer mit dem Kruge wieder in die Stube trat.

Die zwei jungen Leute saßen Hand in Hand und tranken sich zu, und Hannes hätte alles andere vergessen, wenn ihn der Bauer nicht gemahnt hätte, Haus, Hof und Viehstand zu beschauen.

„Die Stierlein da, die will ich euch geben," sagte der Bergbauer, als sie den Stall besichtigten und schlug einem schönen, jungen Zugpaar stolz auf die breiten Rücken. Annemarei trat zurück und wischte sich heimlich eine Thräne aus dem Auge.

Als die Sonne nur noch einen kurzen Schein in die Stube warf, stand Hannes auf — er hatte ja vor Nacht noch den Blümlesberg und fünf Wegstunden bis zum heimatlichen Zehnten zurück zu legen.

„Also an Peter und Paul komm' ich mit der Annemarei deinen Hof zu besehen," rief der Bergbauer vergnügt dem Abziehenden nach, dem Annemarei bis zum Hofgatter das Geleite gab. Hannes war bei diesen Worten, wie schon etlichemale an diesem Tage, blaß geworden und sein Blick war traurig und bittend, als er der Annemarei die Hand drückte und sagte: „An Geld und Gut allein liegt's nicht, meinst nicht auch, Annemarei?"

Jetzt glänzten des Mädchens Augen heller und zuversichtlicher auf, als bei allen Plänen und Versprechungen des Vaters, bei denen sie nicht die Augen aufzuschlagen gewagt hatte. Sie stand noch lange am Gatter und schaute dem Burschen nach, und ihre Lippen bewegten sich in dem Seufzer: „Herr Gott, verzeih' mir das Unrecht, aber ich hab' ihn halt so gern."

Wie Hannes den weiten Weg zurückgelegt hatte, war ihm selber nicht klar, er hatte von der Welt um sich nichts gesehen und nichts

gehört; nicht einmal das laute Lachen, das im letzten Dorfe aus dem mit Immergrün geschmückten Wirtshaus herausschallte, war an sein Ohr gedrungen. In seinem Kopfe bewegte sich nur eine Frage, die sich wirbelnd drinnen drehte und für die er keine Antwort fand: Wie kann ich bis Peter und Paul zu zwei weiteren Kühen und einem Paar Ochsen kommen?

Die Mutter lag schon im ersten Schlafe, als Hannes zu später Stunde die Stube betrat. Er zog den geblümelten Bettvorhang zurück, setzte sich auf den Stuhl am Bett, rüttelte die Mutter etwas unsanft wach und schrie ihr zu: „Ich hab' sie jetzt gefunden, droben auf dem Blümlesberg und alles stimmt, nur nicht die vier Kühe und das Paar Ochsen in unsrem Stall."

Die Mutter rieb sich die Augen, zog die roth- und weißgetupfte Schlafhaube von den Ohren, schaute den Sohn etwas missmuthig ob der Störung an, dann sagte sie: „Jetzt schlag' los, Hannes, aber mach's kurz." —

Und der Hannes legte los, erzählte von A bis Z, aber kurz war es nicht, doch der Steinhuberin wurde es nicht zu viel, der Schlaf war völlig verschwunden, bis Hannes seinen Bericht mit den Worten schloß: „Alles wär' recht, Mutter, aber wenn der Bauer die Schecken und die Gais und die leeren Plätze im Stall sieht, dann geht die ganze Hochzeit zum Teufel." Der arme Kerl fuhr sich mit dem Wammsärmel über die Augen.

„Schafskopf!" sagte die Mutter wieder, wie damals, als sie ihn zum Freien anstiftete, „ich sag' dir, an Peter und Paul stehen vier Kühe und ein Paar Ochsen im Stall und der Bergbauer sagt ja, und an Jakobi ist Hochzeit, und dabei bleibt's."

Vor Hannes' Augen schwankte der Mutter Bettstatt auf und nieder, er musste sich am Pfosten halten und sein Gesicht drückte solche Rathlosigkeit aus, dass der Mutter Bezeichnung nicht schlecht auf ihn passte. „Und wie soll das zugehen?" raffte er sich endlich zu fragen auf.

„Nichts ist einfacher als das," gab die Steinhuberin mit Schmunzeln zurück. „Pass' auf und nimm deine fünf Sinne zusammen, denn diesmal heißt's: Hellauf oder die Braut ist weg." Sie richtete sich im Bette auf und entfaltete vor dem erstaunten Hannes ihr ganzes Programm für den Peter und Paulbesuch. „Vor ein Uhr mittags kommen sie nicht", sagte sie — „also gehst du um elf Uhr zum Bachvetter hinunter und bittest, dass er dir seine zwei Schwarzgefleckten zu einer Fuhr in die Mühle leiht, weil unsre Schecken lahm und die große Fuhr für eine Kuh zu schwer sei. Und wenn die Schwarzgefleckten neben den Schecken im Stalle stehen, dann gehst du ins obere Dorf zum Kirchbauern und fragst, ob er dir nicht sein Paar Ochsen zum Holzholen überlassen

könnt'; aber heut' müßte es sein. Die Ochsen werden dann an die vordere Raufe gekettet und die Gais muß die paar Stunden in den Schweinestall, daß dort sich was regt und Leben verräth."

„Wenn sie aber meckert," fiel ihr Hannes ängstlich ins Wort.

„Sie meckert nicht, dafür lass' mich sorgen, ich bind' ihr das Maul zu, dann thut's wie grunzen", wehrte die Steinhuberin ab. „So wird's gemacht und so kann's nicht fehlen."

„Und nachher, wenn an Jakobi die Annemarei aufzieht und der Bauer die zwei Stierlein in den Stall führen will, was dann?" gab Hannes, in dem Hoffnung und Hoffnungslosigkeit immer noch die Wage hielten, einem weiteren Bedenken Ausdruck.

„Dann hat die Annemarei schon Ja und der Pfarrer Amen gesagt, und der Bauer kann höchstens schimpfen und wettern, aber dann sagst du, du habest die Ochsen verkauft, um den Stierlein Platz zu schaffen, und die Kühe, die habe der Nachbar heute zu einer Fuhr in die Mühle geliehen."

„Aber die Annemarei sieht nachher, daß alles nicht wahr ist", fuhr Hannes in seinem Scrupeln weiter.

„Ach was, die Annemarei, die ist Nebensach; wenn du nur 'mal die sechshundert harten Thaler und die Stiere obendrein hast, dann kann das andere gehen wie es will", sagte die Mutter, zog die getupfte Nachthaube wieder über die Ohren und legte sich wohlbefriedigt in die Kissen zurück.

Auch der Hannes gieng jetzt schlafen, doch fand er lange keine Ruh'. Er seufzte viel und schwer in seinem Bett, aber wenn die Annemarei sein werden sollte, dann gab's keinen anderen Ausweg, als den die Mutter ihm vorgeschlagen hatte.

Schon am nächsten Morgen stand Hannes beim ersten Morgengrauen an der Umfriedung seines kleinen Besitzes, schlug die winkeligen Pfosten tief und flickte den Zaun so gut es angieng heraus. Dann klopfte er an Haus und Stall verschiedene Kloben ein, um die Laden, die schon Jahr und Tag schief gehangen oder ganz losgerissen waren, wieder ordentlich an den Platz zu bringen. Er entwickelte bei der Verschönerung und Ausbesserung seines Gütchens einen Eifer, wie man solchen bei dem schläfrigen Burschen noch nie erlebt hatte, aber die ausgetretene Staffel konnte er nicht ebnen, das große Loch im Giebel nicht ausmauern, und so noch Hunderterlei nicht aus dem Wege räumen, was ein wohlhabender Besitz nicht aufweisen darf.

Am Abend vor Peter und Paul besah er nochmal sein Werk, und er wäre beinahe zufrieden gewesen, wenn ihm der kleine Düngerhaufen nicht ins Auge gefallen und zu einem neuen Sorgenstein geworden wäre, denn derselbe mußte, trotz des vollen Stalles, dem Bergbauern alles verrathen.

Er holte die Mutter vom Bodenscheuern weg und führte sie ohne ein Wort zu sagen vor die armselige Dunglege.

„Bist du doch selber noch draufgekommen?“ sagte diese und schlug die Hände vor Verwunderung zusammen. „Ich glaube, das Freien hat dir den Verstand gehellt. Aber um Abhilfe zu finden, so weit reicht er noch nicht aus, da muss schon ich wieder bei der Hand sein. Bub dummer“, fuhr sie gereizt weiter, als Hannes sie hilflos anschaute, „mach' eine tüchtige Unterlage von Brettern und Schutt, leg' den Mist schön sauber rings auf und der Bauer kann morgen gut und gern seine sechs Stück Vieh und etliche Schweine dran abzählen.“

Andern Tages führte Hannes der Mutter Vorschriften pünktlich aus, und als des Berghofbauern Schimmel mit dem grüngestrichenen Wägelein, dem Bauern und der erröthenden Annemarei am Steinhuberhöfchen anhielt, da präsentierte sich dasselbe auf das vortheilhafteste. Die Staffel war mit Tannengrün bestreut, das Loch am Giebel verdeckten der Bäuerin beste Kleider, die sie an zwei Stänglein zum „Verlusten“ herausgehängt hatte, und auf dem stattlichen Düngerhaufen gluckten und gackerten die Hühner und Gänse der ganzen Nachbarschaft, angelockt von den Würmern, die die Steinhuberin gesammelt nnd beim ersten Pferdegetrappel dort ausgeschüttet hatte.

Der Berghofbauer zog die Nase hoch, als er vom Wagen sprang. „Groß ist es nicht,“ sagte er und gab sich keine Mühe, seine Enttäuschung zu verstecken.

„Aber mir gefällt's,“ fiel ihm Annemarei in die Rede und nickte Hannes freundlich zu.

„Aber mir gefällt's,“ dies blieben fast die einzigen Worte des Mädchens, die sie bei jeder geringschätzenden Bemerkung des Vaters wiederholte.

„Aber mir gefällt's so,“ sagte sie auch wieder, als man die Kammer besah, die für das junge Paar bestimmt war und die, da sie bisher nur für altes Geschirr und Gerümpel benützt wurde, nicht sehr behaglich aussah, so dass der Berghofbauer in derben Worten seinem Missfallen Ausdruck gab und sofort einspannen und das Heiratsproject abbrechen wollte.

„Aber mir gefällt's doch, Vater,“ schluchzte sie und drückte das Gesicht verschämt in den üppigen Hirschgeranien, der am halbblinden Kammerfenster stand und den großen Sprung im Glase verdeckte.

Der Berghofbauer ließ sich herumkriegen; gar zu viel wollte er im Grunde seines Herzens der Heirat nicht in den Weg legen, er hatte noch weitere sechse unterzubringen, das verlor er nicht aus dem Auge und ehe der Schimmel eingespannt wurde, war der Ehecontract geschrieben und beiderseitig unterzeichnet, und an Jakobi fuhren der Hannes und seine Mutter auf des Metzgers Sauwägelein zur Hochzeit auf den Blümlesberg.

Beim Hochzeitszuge zum Kirchdorf schritten sechs Schwestern hinter der Braut her, zur großen Verwunderung und Missbilligung der Steinhuberin. „Hattest du nicht von ein paar Schwestern gesagt und jetzt sind's sechse?“ flüsterte sie beim Heimwege grollend ihrem Sohne zu.

„Ich werd' mich wohl überhört haben, damals,“ meinte der Bräutigam, den nichts aus seiner seligen Stimmung bringen konnte.

Das Mittagessen schien der Steinhuberin etwas knapp für einen reichen Bauernhof und die Leinwand und das Genähte zur Aussteuer ebenfalls, doch würde das in den nächsten acht Tagen bis zum Aufzug noch vervollständigt werden, tröstete sie sich, es war ja alles so schnell gekommen.

Zu später Stunde erst wurde das Metzgerwägelein angespannt. Der Hannes nahm zärtlichen Abschied von Braut, Brautvater und den sechs ledigen Schwägerinnen. Die Steinhuberin aber hatte ein steifes Genick bekommen, weil der Bauer, als sie sich bereit erklärte, die versprochenen sechshundert Thaler in Empfang zu nehmen, sie mit dem Bescheide abgewiesen hatte: „Wer das Maul füttert, dem gehört das Geld; acht Tage ist sie noch unter meinem Dach und an meinem Tisch.“

Die Heimfahrt verlief still. Hannes träumte von seinem jungen Weibe, und die Steinhuberin überlegte sich, wie sie diesen Tort dem Bauern heimzahlen könne.

Acht Tage später war das ganze Dorf in Aufregung, in Erwartung der großen Hochzeitswagen vom Blümlesberg.

Die Steinhuberin wurde grün vor Zorn und Scham, als sie nur ein einziges, mäßig beladenes Gespann des Weges kommen sah, auf dem vorne droben der Berghofbauer und seine Tochter saßen. Hannes hob sein junges Weib vom Wagen und führte sie glückstrahlend über die wieder mit Tannengrün bestreute Staffel. Die Steinhuberin aber trat mit zornigem Blick auf den Bauer zu und fragte: „Ist das der ganze Hausrath der Berghoftochter, und wo sind denn die Stiere?“

Die Situation hatte sich gegen Peter und Paul vollständig geändert. Der Bauer trat mit etwas verlegener Miene über die Schwelle. „Ja, das ist alles, mehr kann ich meiner Ältesten nicht geben, ich habe noch sechse zu Hause, die alle auch einen Mann und eine Aussteuer haben wollen. Und was die Stiere betrifft, so habe ich ja bei meinem letzten Besuch gesehen, dass solche keinen Platz mehr hätten im Stall.“

„So? so? hat der Bauer gedacht,“ höhnte die Steinhuberin. „Wenn aber der Hannes um Platz zu schaffen die Ochsen verkauft hätte, was dann?“

„Das wär' mir leid, denn dann müsste er sich eben wieder andere anschaffen, das ist des Jungbauern Sorge.“

„Ja, ja", brauste die Gegenschwieger kampfbereit auf, „aber Ihr könnt dazu zweihundert Thaler mehr zum Heiratsgut legen, Bauer."

„Ich meine, das könnte ich am besten mit dem Hannes ausmachen, der ist mein Tochtermann, mit dem hab' ich's zu thun und sonst mit niemand nicht." Damit schlug der Bauer die Thüre vor der Gegenschwieger Nase zu und gieng zum Wagen zurück, um beim Abladen behilflich zu sein.

Ja, die Situation hatte sich gegen den ersten Besuch im Steinhuberhöfchen völlig geändert. Der Berghofbauer war ziemlich kleinlaut heute, während die Steinhuberin bei jedem Stück, das ins Haus getragen wurde, ihr Missfallen und ihre Unzufriedenheit in unzweideutiger Weise kundthat, was aber Hannes mit den nämlichen Worten der Annemarei: „mir gefällt's; mir ist es ganz recht so", abzuschwächen suchte, wobei er seinem jungen Weibe glückstrahlend zunickte, die ihn immerzu mit ängstlichen Blicken anschaute.

Als alles an Ort und Stelle stand und der Bauer das Anspannen befahl, sagte die Steinhuberin in bebender Hast: „Bauer, vergesset das Heiratsgut nicht."

Der Bauer schnallte langsam seine Geldkatze los und Annemarei schlich sich leise in die Kammer hinein.

„Hannes", sagte der Bauer, die Gegenschwieger völlig übersehend, „Hannes, ich hab' dir mein Bestes in Haus und Hof gegeben, die Annemarei." Hannes nickte ihm dankbar zu.

Ja, das habt Ihr und ich will sie in Ehren halten all mein Lebelang."

„Hannes", fuhr der Bauer etwas unsicher werdend weiter, „du weißt, dass ich noch sechs Mädels daheim habe, die alle essen und versorgt sein wollen. Dazu ist dies Jahr die Kirschenernte schlecht ausgefallen, der Wieswachs ist nur fingerslang geworden und die Äcker geben mir kaum die Aussaat wieder — und drum bin ich nicht imstand, dir die versprochene Summe ganz auszubezahlen, ich kann dir mit dem besten Willen nicht mehr als dreihundert Thaler geben."

Aus der Kammer war ein weher Aufschrei gedrungen. Hannes sprang auf, ließ Bauer und Geld im Stich und eilte, nach dem jungen Weibe zu schauen.

Der Bauer zählte dreihundert Thaler auf den Tisch und schnallte die leere Katze wieder um den Leib. Das war ja über Erwarten gut abgelaufen.

Die Steinhuberin stand am Tisch und ließ keinen Blick von dem Bauer. Endlich brach sie die Stille. Und mit diesen lumpigen dreihundert Thalern glaubt Ihr wegzukommen?" zischte sie mit verhaltenem Athem. „Bauer, da habt Ihr die Rechnung ohne die Steinhuberin gemacht.

Wenn Ihr bis morgen nicht die fehlenden dreihundert auf das Heiratsgut legt und zweihundert Thaler für die Stiere obendrein dazu, dann schick' ich Euch die Polizei auf den Hals wegen Lug und Trug und falscher Vorspiegelung. Und wenn Ihr die Steinhuberin kennt, wie ich jetzt den Geizhals vom Blümlesberg kenne, dann wisst Ihr, dass die nicht nachgibt, bis Ihr zahlt oder im Loch drüben sitzt."

Der Bauer lachte heiser auf. „Und wenn ich im Loch sitze wegen falscher Vorspiegelung, so weiß ich, wen ich dort antreffen und mit wem ich die freie Herberge theilen werde. Horcht ins Dorf hinein und sechs Stunden über den Zehnten hinaus und überall werdet Ihr die Spottreden hören über den „Ochsenhannes", dem seine Mutter gar billig einen Stall voll Vieh und ein Weib zu verschaffen verstanden hat. Also Steinhuberin nur schön stät und fein, wir zwei sind quitt."

„Quitt, quitt!" schrie die Steinhuberin außer sich vor ohnmächtiger Wuth. „Wer hat den Schaden bei der Sach' und wer den Profit? Habt nicht Ihr ein Maul weniger am Tisch und wir eines mehr, das satt sein will Tag für Tag und Jahr für Jahr? Wer das Maul füttert, der soll das Geld haben, habt Ihr gesagt. Also 'raus mit dem Geld oder Ihr könnt die Annemarei sammt den lumpigen Dreihundert gleich wieder auf den Wagen laden."

Das junge Weib stand drinnen am Kammerfenster und schluchzte herzbrechend. Bei der Steinhuberin letzten Worten fuhr sie auf: „Hannes, jag' mich nicht fort; ich hätt' es ja verdient, denn ich hab's gewusst, dass der Vater nicht halten werde, was er versprochen hat. Ich hab' geschwiegen dazu und hab' alles kommen lassen, wie's kam. Verzeih' mir's, ich that's ja nur aus Lieb' zu dir."

Der Hannes zog die untröstlich Schluchzende an sich. „Annemarei, Gut und Geld thut's nicht allein. So hab' ich damals gesagt, als mich meine Armut der reichen Bauerstochter gegenüber gedrückt hat, und so sag' ich erst recht jetzt, da wir beide arm vor einander stehen."

„Hannes, der Vater ist nicht arm, er könnt's dir geben, was er versprochen hat, aber er ist geizig, so geizig, dass er mit Lug und Trug sein Kind verkaufte, um sie von Tisch und Hof zu haben."

„Mit Lug und Trug sein Kind verkaufte" sagte mit nachdenklichem Kopfschütteln Hannes, und herrisch, als wollte er sich einen Stein vom Herzen wälzen, schrie er: „Und ich hab' mit Lug und Trug mir ein Weib erkauft." Er beichtete seiner verständnislos dreinschauenden Annemarei seine eigene Gewissensnote, die ihn noch zu keinem rechten Glücke hatte kommen lassen.

Als er fertig war, streckte ihm Annemarei beide Hände entgegen. „So haben wir uns also beide was zu verzeihen", sagte sie mit mehr verklärtem als zerknirschtem Antlitz. „Aber gelt, Hannes, das erste- und

letztemal soll es gewesen sein, dass eines das andere hintergangen hat, das wollen wir uns fest und treu versprechen in dieser ersten Stund'! Ist's auch aus Lieb' geschehen, ein Unrecht ist es doch."

Der Hannes hat fest und ehrlich eingeschlagen, und beide haben ihr Versprechen treu und redlich gehalten.

Die Steinhuberin hatte recht gehabt, das Freien hat dem Hannes den Verstand gehellt. Er war rühriger, umsichtiger und überlegter als vordem, und wenn er auch nicht der Hellste wurde, der Annemarei war er schon recht, so wie er war. Lieber brav und einfältig, als übergescheit und boshaft, wie die Schwieger — dachte sie bei sich.

Die Schwieger versalzte der Söhnerin gar manche Suppe, aber diese schwieg zu allen bösen Reden still, sie sagte zu Hannes nach jedem Sturme beschwichtigend: Lass' sie nur, etwas Ungutes haben wir schon verdient damals, du und ich."

Ehe ein Jahr vergieng, fiel aber auch dieses weg. Die Steinhuberin zog zu einer Schwester in ein entferntes Dorf. Es behagte ihr nimmer im Hause, seit der Hannes selber dachte und eingriff, und höchstens noch seine Annemarei fragte. Als sie Hannes die Hand zum Abschied bot, konnte sie die Bemerkung nicht unterlassen: „Die Rechte hast du halt doch nicht gefunden, sie ist zu arm und sie läuft, seit sie im Kirchspiel wohnt, zuviel in die Kirche." Der Hannes schob die Pfeife vom rechten in den linken Mundwinkel und sagte: „So ist mir's g'rad recht, Mutter; ein frommes Weib, heißt ein braves Weib, und was die Armut betrifft, so meine ich, es ist am besten, wenn keines dem andern was vorwerfen kann."

So ist dem Steinhuberhannes das Freien also auf's beste ausgefallen. Der Spottname aber, den es ihm eingetragen, ist ihm für alle Zeiten verblieben, der nachher auf seinen Sohn und sogar auf den Enkel übertragen wurde, welch' letzterer aber nicht nur zum Spott, sondern mit Recht der „Ochsenhannes" hieß, denn sein Stall voll Vieh konnte sich sehen lassen, wie auch das schön hergerichtete Wohnhaus mit dem behaglichen Ausding für Ähne und Ahne und der ganze stattliche Steinhuberhof.

Der letzte Ritt.

Gedicht von Karl Krobath.

Schmücke deine dunklen Locken,
Schminke deine blassen Wangen,
Denn dein Brautmann ist gekommen —
Denn der Tod will dich umfangen.

Noch einmal in die Arena
Spreng' hinaus, den Tod im Herzen;
Rings die rauch'gen Circusfackeln
Flackern schon als Sterbekerzen.

Sieh, die Gaffer, wie sie lachen!
Alle sind sie guter Dinge,
Denn der Clown macht schlechte Witze,
Blöde Fratzen, tolle Sprünge.

Doch nun kommt an dich die Reihe,
Reiterin im kurzen Kleide;
Vor des Todes hoher Weihe
Sei noch einmal — Augenweide.

Hoch auf edlem Feuerrosse
Sprengt die Reit'rin in die Schranken,
Graziös nach allen Seiten
Weiß sie für Applaus zu danken.

Sinnberückend, schönheitstrahlend
Macht sie glänzende Bravouren,
Lächelt huldreich zu den Dandys,
Die ihr ew'ge Liebe schwuren.

Und sie läſst sich Rosen streuen
Und entfacht des Volkes Jubel.
Ach, sie möchte gerne leben —
Leben für den wüsten Trubel.

Doch ihr Lächeln ist erzwungen,
Und es ist ein letztes Ringen,
Dieses Reiten, dieses Winden,
Dieses Lächeln, dieses Springen.

Bald wird man an ihrer Bahre
Letzte Lenzesgaben streuen,
Bald ihr junges Leben schwinden
Wie der Blütenduft im Maien.

Rasend jagt sie in der Runde,
Über Stangen und durch Reifen,
Denn sie fühlt schon unerbittlich
Kalt den Tod zum Herzen greifen.

Insgeheim fleht sie zum Himmel,
Daſs ihr langer Ritt gelänge,
Daſs das Leben triumphiere
Vor dem düst'ren Sterbgepränge.

Endlich — endlich ist's vollendet,
Ist der letzte Ritt gelungen.
Ach, das schöne Weib am Rosse
Hat schon mit dem Tod gerungen.

Jubelnd schmettern die Trommeten,
Wüthend jauchzt das Volk ohn' Enden,
Und es muſs sein Liebling immer
Letzte Dankesgrüße senden.

Doch, noch kaum in der Parade,
Sinkt die Reiterin vom Pferde,
Und sie röchelt nur noch leise,
Und sie stirbt auf bloßer Erde.

Schminke deckt die bleichen Wangen,
Lächelnd danken noch die Züge;
Und der Mund, er scheint zu sprechen
Eine große Lebenslüge.

Ja, das war die letzte Täuschung. —
War es doch dein Zweck auf Erden,
Reiterin im kurzen Kleide,
Täuschen und getäuscht zu werden.

Aus der Rennbahn dröhnt noch Lachen,
Denn der Clown läſst sich nicht spotten,
Und der Jubel klingt so schaurig,
Klingt wie Hohn der schönen Todten.

Der Director steht mit Bangen,
Schüttelt dann das Haupt voll Kummer;
Und er spricht als Sterbgebete:
„Ach, mir starb die beste Nummer!"

Scheu durch eine Leinwandritze
Stiehlt das Mondlicht sich, das bleiche,
Und es küſst mit keuschem Kusse
Liebevoll die schöne Leiche.

Warum und wie soll man die Trunksucht bekämpfen?

Von Prof. Dr. Vidmar.

(Schluss.)

Wie dies geschehen könnte und sollte, hat der Volksschullehrer Ernst Trull in seiner Broschüre, die er im Auftrage des hohen k. k. Landesschulrathes von Schlesien geschrieben hat, und die den Titel führt: „Was kann die Schule für die Mäßigkeitssache thun?" ausführlich zur Darstellung gebracht.

Der Verfasser zeigt in seiner eben erwähnten Schrift, wie ein jeder Lehrgegenstand der Volksschule unserer in Rede stehenden Sache sich dienstbar gestalten ließe, sogar der — Schreibunterricht, wenn man beim Rechtschreiben und bei den Schönschriftübungen die Dictate aus dem reichen Schatze unserer Sprichwörter wählen würde, die für die Mäßigkeit ihre Stimme erheben. Solche nun wären:

„Besser Wasser getrunken und erworben, als Wein getrunken und verdorben."
„Ist der Brantwein im Manne, ist der Verstand in der Kanne."
„Tanz und Gelag sind des Teufels Feiertag."
„Halt' rechtes Maß in Speis' und Trank, so wirst du alt und selten krank."
„Frohsinn, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Thüre zu."
„Viel Zechen und Gasten leert Beutel und Kasten."

Bei dem Kampfe gegen den Alkoholismus von Seite der Schulbildung ist selbstverständlich der dazu geeignetste Lehrgegenstand die Religion, die das sittliche Verhalten des Menschen zu regeln und in die rechten Bahnen zu leiten hat. Sie lehrt uns, wie wir die Gebote Gottes halten sollen. Dem Unmäßigen aber ist kein Gebot heilig, schon gleich das erste nicht; denn wer dem Trunke ergeben ist, mag nicht mehr beten, und nirgends wird mehr über Religion gespottet, als hinter dem Schnapsglase.

Z. B. zweites Gebot. Der Trunkene missbraucht in seinen wüsten Zornesausbrüchen den Namen Gottes zum Schelten. Wie viele Flüche kommen nicht aus seinem Munde! Er hat keine Ehrfurcht mehr vor Gott und es scheut sich der Trunkenbold auch wohl nicht, einen falschen Eid abzulegen.

Drittes Gebot. Der Trinker vernachlässiget den sonntägigen Gottesdienst und sitzt lieber den Sonn- und Feiertag bis spät in die Nacht im Wirtshause, lärmt, flucht und treibt Unfug aller Art. Er entheiligt den Tag des Herrn; ja Raufereien und Morde ereignen sich vielfach an einem Sonntage.

Ich meinerseits möchte da an eine Fabel erinnern, die ich einmal gehört, und die hieher paßt. Wohlgemerkt, es ist nur eine Fabel, aber sie enthält sehr viel Wahrheit. Sie lautet: Einst kam der Gottseibeiuns zu einem Kalendermacher und bat ihn, er möchte ihm doch auch einige Tage im Jahre zuschreiben, an welchen ihm gedient würde. Der Kalendermacher sagte es zu und setzte ihm die Sonn- und Feiertage an, in der Meinung, da werde Satan nicht viel Gewinn haben, weil sie ja Tage des Herrn sind. Aber nach Jahresfrist kam der Satan daher und bedankte sich, indem er noch beifügte, bessere Tage hätten ihm gar nicht gegeben werden können, als die Sonn- und Feiertage. Darüber, so schließt die Fabel, schämten sich die Sonn- und Feiertage, und das sei der Grund, weshalb sie jetzt im Kalender roth stehen. —

Berühren wir noch ein oder das andere Gebot, z. B. das fünfte. Nicht mit Unrecht bezeichnet man den Schnaps als den Jagdhund des Todes; er hetzt und jagt ihm die Menschen scharenweise zu. Der Trinker vergiftet sein Leben. Wie viele werden infolge unsinniger Saufwetten nicht vom Schlage gerührt, erfrieren, verbrennen oder stürzen ins Wasser! Wer zählt die Unglücksfälle, die im Rausche oder durch Berauschte herbeigeführt werden? Welch namenloses Unglück kann ein Kutscher, Weichensteller, Eisenbahnbeamter, Fabriksaufseher oder Bergbeamter anrichten, wenn er ein Trinker ist.

Sechstes und neuntes Gebot. Der Trunkene singt garstige Lieder und spricht unflätige Worte; wären die geistigen Getränke nicht auf der Welt, dann gäbe es nicht so viele Verführungen und Sünden wider die Herzensreinheit; denn

„Es spricht im Rausch' der Mann
Das Schlimmste, was er sprechen kann!"

Der Rechenunterricht tritt insoweit in den Dienst der Erziehung zur Mäßigkeit, als wir durch Zahlen auf den großen Schaden hinweisen, den der Alkohol in jeder Form in der menschlichen Gesellschaft anrichtet. Statt den oft recht verschrobenen, rein theoretischen Aufgaben könnten und sollten mit größtem Nutzen mehr praktischere Beispiele gewählt werden, etwa nach folgenden Mustern:

1. Jemand gibt täglich 20 h für Brantwein aus: a) wie viel macht das jährlich? b) wie viel Kilo Rindfleisch zu 1·20 K könnte er dafür kaufen? c) wie viel Liter Milch zu 16 h? d) wie viel Eier zu 5 h?

2. Josef trinkt täglich für 30 h Bier, Paul legt dieselbe Summe in die Sparbüchse: a) wie viel wird er nach 15 Jahren erspart haben? b) wie viel würde das Capital mit Zinseszinsen wert sein, wenn er den Betrag jährlich in die Sparcasse getragen hätte und mit $3\frac{1}{2}\%$ verzinst erhalten hätte? c) wie viel, wenn er den Betrag halbjährig eingelegt hätte?

Die Rechenbücher und Aufgaben an Mädchenschulen sollten auch mehr Rücksicht auf den späteren Hausfrauenberuf der Schülerinnen nehmen. Das Eintheilen der Einnahmen auf die verschiedenen häuslichen Bedürfnisse, das Berechnen der Ausgaben für Kleidungsstücke und Haushaltungsgegenstände, für Wohnung, Heizen, Waschen, Nutzen der Barzahlung unter Rabattabzug, die Sparcassenverhältnisse, die Anlage eines einfachen Wirtschaftsbuches 2c. könnten mehr als bisher Beachtung und Verwertung beim Unterricht finden.

Die Weltgeschichte ist zwar für Volksschulen eng begrenzt, doch wird es auch in diesem engen Rahmen möglich sein, ohne jede Aufdringlichkeit der Mäßigkeitssache zu dienen. Da haben wir „Unser Vaterland in alter Zeit" und kommen auf unsere germanischen Väter und Ahnen zu sprechen. Wir rühmen die Vorzüge der Deutschen, tadeln aber auch die tief eingewurzelte Neigung zu Trunk und Spiel, sowie die große Stammeseifersucht. Die Schule braucht diese Untugend nicht zu verschweigen, wohl aber verdient hervorgehoben zu werden, dass Schnaps und andere gebrannte Getränke den kräftigen Menschenschlag nicht ruinieren konnten, weil solche ebensogut unbekannt waren, wie schwere Biere; dass ferner in späteren Jahrhunderten wohl einzelne Stände ihren Humpen schwangen, Bauer und Bürger aber zumeist kein anderes Durstlöschungsmittel als Wasser hatten.

Mit der Geschichte der Deutschen ist die der Römer eng verknüpft, deren mächtiges Reich zugrunde gieng, weil seine Einwohner durch Völlerei und andere Laster entkräftet waren. Rühmen doch römische Schriftsteller die Sitten der Deutschen, indem sie sagen: „Bei uns Römern wird die Sitte gelehrt, aber bei den Deutschen wird sie gehalten."

Von Karl dem Großen sagt die Geschichte, dass er im Essen enthaltsam war, doch mehr noch im Trinken; seine gewaltige Körperkraft gibt Anlass zum Vergleich mit den durch Trunksucht entnervten Gestalten der Gegenwart.

Es werden die Greuel des 30jährigen Krieges besprochen und die Kinder hören, dass das Elend, das derselbe über unser Vaterland gebracht, längst geschwunden ist. Wir fühlen aber noch heute seine Nachwehen; weil seit dieser Zeit nur das von Kranken benutzte aqua vitae, d. i. Lebenswasser, der Brantwein, nun auch von Gesunden getrunken wird.

Die Geschichte erzählt ferner von Napoleons kläglichem Rückzuge aus Russland. Nicht nur der Feind und die grimmige Kälte haben seine Scharen vernichtet, sondern auch der Schnaps hat mitgeholfen. Man fand viele Franzosen auf den Eisfeldern Russlands mit der Schnapsflasche in der Hand erstarrt daliegen.

Insbesondere wird die Naturgeschichte geeignet sein, die unnatürliche Genussucht der Zeit in gesündere Bahnen zu lenken, ins-

besondere dort, wo mit dem Unterrichte in der Schule auch die sogenannten Schulwanderungen verbunden werden. Bloßes Behaupten und Beschreiben oder Vorzeigen getrockneter Pflanzen und ausgestopfter Thiere genügt für diesen Lehrgegenstand nicht; man führe die Kinder hinaus in die herrliche Gotteswelt, hinaus aus der engen Schulstube in das große und lebendige Lehrzimmer; hier offenbaren die Lebewesen ihre wahre und volle Physiognomie, hier nur sprosst der Keim, treibt der Saft, duftet die Blume, reift die Frucht, rauscht der Wald, schwirrt der Käfer und singt der Vogel. Der bloß in der Schule ertheilte naturkundliche Unterricht entseelt die Natur, aber die wandernde Schülerschar vernimmt ihr Weben und Walten und spürt den warmen Herzschlag der göttlichen Schöpfung. Ein solcher Unterricht wird auch über die Schuljahre hinaus wirken, so dass die Erwachsenen Sonntags, anstatt die von Alkoholdunst erfüllten Kneipen aufzusuchen, sammt Weib und Kind in der Natur wieder ihre Freude suchen werden. Sie werden dann in Wald und Feld ein reiches Maß der reinsten Genüsse finden. Liebe zur Natur führt den Arbeiter in seinen Mußestunden in den Garten, verleiht ihm Freude an den Blumen, womit er sein bescheidenes Heim schmückt. Ein kleiner Viehstand, ein Vogel am Fenster, ein Bienenstock und dergleichen bewirken, dass der kleine Mann sein ärmliches Besitzthum der besten Schenke vorzieht.

Die Lehre vom Bau des menschlichen Körpers macht es nothwendig, die Kinder gleichzeitig damit bekannt zu machen, wie man sich vor Krankheiten schützt. Da ist so recht der Platz, auf die schädlichen Folgen hinzuweisen, welche die Unmäßigkeit und namentlich das Brantweintrinken nach sich zieht.

Es ist besonders dem Aberglauben entgegenzuarbeiten, als sei der Brantwein ein Nahrungs- und Stärkungsmittel. Seine Wirkung wird treffend verglichen mit der, welche die Peitsche auf das abgemattete Zugthier oder das Fieberfeuer in den Adern auf den Kranken ausübt. Dass der Alkohol kein Nahrungsmittel ist, dürfte schon daraus ersichtlich sein, dass die Victualiengeschäfte an einem Sonntage gesperrt werden müssen, während die Schnapsläden offen bleiben dürfen.

Dass aber der Alkohol kein Mittel der Ernährung und Stärkung, dafür sprechen seine Eigenschaften, welche ihn von allen Nahrungsmitteln wesentlich unterscheiden, nämlich:

Alle wirklich nährenden Stoffe werden von den Verdauungsorganen verdaut, d. h. so zersetzt und verändert, dass sie zur Blutbereitung beitragen können. Das ist nun beim Alkohol nicht der Fall. Mit Ausnahme einer geringfügigen Kleinigkeit wird er im Magen nicht zersetzt, er geht als Alkohol in das Blut über, nicht als Nahrungsstoff, sondern als fremder Körper mit den gleichen Eigenschaften, die er im Glase hatte.

Damit im Zusammenhange steht ein zweiter Unterschied zwischen Nahrungsmittel und Alkohol. Wenn man diesen rein, d. h. ohne Beimischung von Wasser genießt, so hat derselbe eine tödliche Wirkung. Man kann Nahrungsmittel, z. B. Milch, condensieren und concentrieren so lange man will, dieselbe wird niemals zum Gifte werden. Der Alkohol dagegen als solcher wirkt tödlich und erst durch die Verdauung werden seine nachtheiligen Folgen vermindert.

Endlich ist noch das Verhalten des Alkohols im Blute beachtenswert. Dort wird er durch einen Verbrennungsprocess zersetzt, der eine doppelte Wirkung hat. Momentan erzeugt diese Verbrennung Wärme, Hitze, Aufregung, eine Art kleinen Fiebers im Verhältnisse des genossenen Quantums. Diese Erregtheit wird von unwissenden Leuten als Stärkung empfunden und geschätzt. Die eigentliche Wirkung ist das Gegentheil von Stärkung und Ernährung, indem durch diese Verbrennung das Blut und die Gewebe geschwächt werden. Je nach dem Maße des eingedrungenen Alkohols müssen nicht bloß Hunderttausende, sondern Millionen von Blutkügelchen die rothe Farbe preisgeben und die weiße annehmen. Von dem Sauerstoff, durch den das Blut in den Lungen erfrischt wird, wird ihm bei der Verbrennung des Alkohols wieder eine bestimmte Menge entzogen. Der Alkohol ist darum das gerade Gegentheil eines Nahrungsmittels. Er nährt nicht, er stärkt nicht, sondern er regt auf und reizt, und die Reizung beschleunigt den Kräfteverbrauch. Daher kommt es, dass die modernen Sportsleute, Bergsteiger, Turner, Radfahrer &c. wieder, wie die Wettkämpfer bei den alten Griechen, aller geistigen Getränke sich enthalten und von den Aushängschilden: „Radfahrer-Rast" und dergleichen sich nicht irre machen lassen. Das gleiche bestätigen auch die von der Militärverwaltung einiger Staaten im Großen angestellten Massenexperimente, welche zur Evidenz gezeigt haben, dass die Soldaten in Kriegs- und Friedenszeiten in jeglichem Klima, bei Hitze, Kälte und Regen, alle Strapazen der angestrengten Märsche am besten ertragen, wenn man ihnen vollständig alle alkoholischen Getränke entzieht. Dieselbe Erfahrung hat man bei den Nordpolexpeditionen gemacht.

Es dürfte nicht überflüssig sein, auch noch wissenschaftliche Autoritäten anzurufen. So hat Dr. A. Fick, Professor der Physiologie in Würzburg, sein Urtheil in folgende bündige Worte zusammengefasst: „Es ist ganz unzweifelhaft, dass jede, auch die mäßigste Dosis Alkohol die Arbeitskraft vermindert. Alles, was man von der stärkenden Wirkung alkoholischer Getränke behauptet, beruht auf Täuschung. Das berühmte Gläschen des armen Mannes während der Arbeit ist ganz unzweifelhaft schädlich. Jeder Heller, den der Arbeiter für alkoholische Getränke ausgibt, ist nicht bloß verschwendet und hinausgeworfen, sondern destructiv zum eigenen Verderben verwendet."

Sind geistige Getränke niemandem zuträglich, so gewiss am wenigsten den Kindern, und so wenig und eher noch weniger als wir den Kindern das Rauchen gestatten, so wenig sollte man sie Alkoholica — auch Bier nicht — trinken lassen. Am besten wäre es, diese Enthaltung bis zur vollendeten Entwicklung währen zu lassen, jedenfalls sollte sie bis zum fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre dauern. Dass übrigens durch die Angewöhnung an Wein oder Bier von Kindesbeinen an der Glaube an deren Unentbehrlichkeit großgezogen und vielfach der Keim zu späterer Unmäßigkeit gelegt wird, liegt auf der Hand. Es gibt bekanntlich Fälle und Familien, wo Säuglinge das Bier aus der Milchflasche bekommen. Das ist eine Versündigung gegen die Gesundheit der Kinder.

Wenn nun einerseits der Alkoholismus so schädlich und verderbenbringend ist, wie kommt es denn, dass ihm so vielfach gehuldigt wird? Es ist von Interesse, den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen. Sie liegen in den socialen und wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit.

Der Alkohol oder Weingeist hat sich so tief und allseitig eingewurzelt, dass kein kirchliches oder öffentliches Fest, kein freudiges oder trauriges Familienfest oder -Ereignis, kein gesellschaftliches Beisammensein mehr denkbar ist, ohne den Weingeist in seinen verschiedensten Formen, als Wein, Bier, Brantwein &c. Auch für uns gelten die Worte Professor Bunges': „Die Menschen trinken, wenn sie sich wiedersehen; sie trinken, wenn sie Abschied nehmen; sie trinken, wenn sie hungrig sind, um den Hunger zu betäuben; sie trinken, wenn sie satt sind, um den Appetit anzuregen; sie trinken, wenn es kalt ist, zur Erwärmung; sie trinken, wenn es heiß ist, zur Abkühlung; sie trinken, wenn sie schläfrig sind, um sich wach zu halten; sie trinken, wenn sie schlaflos sind, um einzuschlafen; sie trinken, weil sie traurig sind; sie trinken, weil sie lustig sind; sie trinken, weil einer getauft wird; sie trinken, weil einer beerdigt wird." Sie trinken, sie trinken, weil — andere trinken, unter dem Drucke der alles beherrschenden Trinksitten.

Das Bedenklichste aber bei der ganzen Sache ist der Umstand, dass der Alkoholismus, wie er jetzt vor uns steht, nicht bleiben wird und damit stehen wir bei der *wirtschaftlichen* Seite unserer Frage. Entweder muss man den Alkoholismus zurückdrängen oder er wird noch gewaltiger, noch verderblicher. In solchen Dingen gibt es keinen Stillstand. Laut der diesbezüglichen statistischen Daten ist der Verbrauch von von Alkoholica in Deutschland in den letzten sechs Jahren um 800 Millionen Mark gestiegen! Hiefür spielt das Gesetz von Angebot und Nachfrage eine ganz verhängnisvolle Rolle, indem zwei der mächtigsten Leidenschaften im menschlichen Herzen: die Gewinnsucht und die Genussucht einander in die Hände arbeiten. Dem Genuss auf der einen Seite entspricht ein Gewinn auf der anderen Seite. Wer von dem Genusse einen

Vortheil hat, der reizt zum Genusse, um möglichst viel zu gewinnen. Daher kommt es, dass die Wirtshäuser und Schenken wie Pilze aus dem Boden schießen, dass die Blätter voll sind von Reclamen für das Wirtshaus, von Einladungen zu Vergnügungen und Genuss im Wirtshaus — alles ein Werk gewinnsüchtiger Speculation.

Dabei aber sind Production und Verkauf des Alkohols auf dem letzten Wege, in die Hände des Großcapitals überzugehen. Die selbständigen Geschäfte müssen immer mehr großen Actienunternehmungen Platz machen. Während man für viele hundert Millionen mehr Bier produciert, hat sich die Zahl der Brauereien um viele Tausende vermindert. In Nord-Deutschland zählte man 1873 noch 13.561 Brauereien, im Jahre 1892 nur noch 8460 und seither hat ihre Zahl Jahr für Jahr wieder um einige Hundert abgenommen. Auch die Zahl der selbständigen Wirte ist in Abnahme begriffen. In einigen Städten sind darum die Wirtschaften schon zur Hälfte nur mehr Schenkstellen, die Wirte Schenkknechte der Brauer. In ähnlicher Weise hat das Großcapital auch den Handel mit Wein und Brantwein zum großen Theil bereits erobert.

So wächst für die Zukunft eine neue Macht heran, welche mit Milliarden spielen kann und kein anderes Interesse kennt, als neue Milliarden zu gewinnen. Die Production und der Verkauf geistiger Getränke gleichen in den Händen des Großcapitals einem ungeheueren Pumpwerke, welches mit gewaltiger Kraft daran arbeitet, den Völkern den Alkoholismus mit all seinem Elend in die Adern zu gießen und ihnen dafür jährlich Milliarden Gold zu entziehen. Rücksicht auf die Folgen kennt man dabei keine. Die Actien haben kein Herz und kein Gewissen. Mag unser Volk durch den Alkoholismus seinen Wohlstand, seine physische und moralische Kraft einbüßen, man läßt das Pumpwerk herzlos weiter arbeiten, nur umso energischer und rücksichtsloser, je mehr Procente und Dividenden es trägt.

So groß und mächtig aber auch Feind Alkohol immerhin ist, so dürfen und brauchen wir keineswegs muthlos sein und verzweifeln. Der Alkoholismus ist eben eine Krankheit, die wie jedes andere Leiden zum Tode führen, aber auch geheilt und behoben werden kann. Das Angebot der geistigen Getränke wird von selbst aufhören, sobald keine Nachfrage mehr darnach sein wird. Wer es gut meint mit sich, mit seiner Familie, wer noch einen Funken Liebe empfindet für das Wohl und Wehe der Menschen, der fasse männlich den Entschluss, geistigen Getränken zu entsagen. Um standhaft zu bleiben, werde er allenfalls ein Mitglied des sehr beachtenswerten „Österreichischen Vereines gegen Trunksucht", dessen Sitz in Wien ist: Innere Stadt, Plankengasse 5; Geschäftsführer und Präsident desselben ist Herr Advocat Dr. Adolf Daum. Der mindeste Jahresbeitrag beträgt eine Krone; wer aber jährlich zwei Kronen einzahlt, erhält das

Monatsblatt „Volksgesundheit“ und die gehaltvollen, belehrenden, ja vielfach unterhaltenden „Blätter zum Weitergeben“ gratis zugestellt. Man fördert die Zwecke des Vereines und erhält noch überdies für sich eine interessante, anregende, bildende Lectüre ins Haus.

Außerdem aber müssen wir auch endlich wieder aufräumen mit der Genuss- und Vergnügungssucht, diesem Feinde des häuslichen Glückes, der heutzutage in allen Schichten der Gesellschaft zu finden ist, heutzutage, wo verfrühte Geselligkeit, wo Kindertheater, Kinderbälle und Kindergesellschaften die Vergnügungssucht großziehen, wo auch Frauen anfangen, den weiblichen Abscheu gegen das Kneipenleben zu überwinden und allwöchentlich im Wirtshause kühn an die Öffentlichkeit treten und zuweilen eine männliche Thatkraft im Genusse geistiger Getränke offenbaren. Erklärlich ist es dann auch, wenn der Arbeiter gleichfalls der neuen Mode huldigt und sein Weib mitnimmt an den Ort seiner Orgien, während die Kinder vielfach ohne jede rechte Aufsicht zuhause bleiben oder gar die Eltern begleiten; dass zuweilen sogar die Frau dem Manne nachlauft, damit er nicht zu spät heimkehre, aber schließlich aus seinem Schutzengel selber ein — Saufteufel wird.

Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, dass jede Sitte von oben nach unten wirkt. So lange z. B. der einfache Mann den bessergestellten bei jeder Gelegenheit in Wein und Bier schwelgen, der Arbeiter den Herrn ganze Abende und halbe Nächte in den Wein- und Bierstuben zubringen sieht, wer will da von ihm fordern, dass er von seinem Gläschen oder Fläschchen Schnaps sich trenne, und das Trinken lasse!? Wenn es den bildungslosen Arbeiter entehrt, sich in Brantwein zu betrinken, dann ist für den Gebildeten und Wohlhabenden Unmäßigkeit oder gar Rausch eine doppelte und dreifache Schande.

Man wird vielleicht sagen, dass der Genuss- und Vergnügungssucht gegenüber Worte und Moralpredigten nichts oder nicht viel vermögen. Mag sein, und mögen Worte, wie hier die meinigen heute, oft auch vergeblich sein: etwas nützen sie doch immer; denn Gott lässt viele sinken, doch nicht alle ertrinken. Auch hege ich nicht die Meinung, es sei besonders nöthig, gerade den unteren Ständen Moral zu predigen; dagegen halte ich's für äußerst nothwendig, überall wieder das männlichstolze Bewusstsein zu wecken, an die Tugenden zu erinnern, die den Mann zieren. Als solche betrachten wir zunächst den Sinn für ein edles und schönes Familienleben. Die Menschen klagen, dass dieses Leben gar so arm sei an Glück. Und doch sträuben sich so viele gegen das reinste, herrlichste Glück, gegen das häusliche. Wer das gefunden, sucht gewiss Aufheiterung und Zerstreuung nicht auswärts und im Wirtshaus. Zwar wird man dem Mädchen und der Braut das Wort der heiligen Schrift ans Herz legen: „Er soll dein Herr sein,“ aber nicht minder auch den Spruch:

„Der Ehestand ist gut bestellt,
Wo jeder Theil sein Scepter hält.
Die Frau regiere Herz und Topf,
Der Mann die Wirtschaft und den Kopf.“

Dann steht zu erwarten, dass der von der Arbeit heimkehrende Vater keine keifende Mutter, umgeben von schreienden Kindern, keine Frau im vernachlässigten Anzuge und übelster Laune, keine rauchige, schmutzige, dunsterfüllte Wohnstube, keine durch Ungeschick halb verdorbene Speise findet. Im Gegentheil: ein freundliches Heim, von zwei lieben Augen erleuchtet, wie die Frühlingsflur vom warmen Sonnenschein, bewahrt ihn davor, wo andere bei Alkohol und Schnaps und ausgelassenen Kumpanen ihr häusliches Elend zu vergessen suchen.

Hochverehrte Freunde! Auch unsere Cultur wird einmal zugrunde gehen. Die Gelehrten aber werden nach Jahrtausenden die Spuren unseres Lebens und Treibens wieder entdecken und durchforschen, wie wir es betreffs der Vergangenheit gethan haben. Wie wird man dann unsere Zeit bezeichnen?

Möglich, dass man wegen der Steinkohlen wie der verschiedenen Überbleibsel von Maschinen und Drähten, die man in jenen zukünftigen Culturresten finden wird, unsere Zeit die des Dampfes und der Elektricität nennen wird. Ich fürchte aber, dass die große Zahl der Humpen und Scherben von Gläsern und Krügen mit ihren Trinksprüchen, die man gleichfalls in schwerer Menge finden wird, neben den vielfachen Baureſten von Kellern und Bierhallen die Forscher bestimmen werden, die Jetztzeit kurz als die — Alkoholperiode der Menschheit zu bezeichnen.

Beugen wir doch solch übler Nachrede damit vor, dass jeder und die Gesammtheit sich entschließt: allen Arten und Gattungen von Brantwein, heiße er Schnaps, Cognac, Liqueur, Chartreuse oder sonstwie vollständig zu entsagen, beim Genusse von Wein und Bier aber stets mäßig zu bleiben. Der Volksmund sagt: Das erste Glas ist Gottes, das zweite der Welt und das dritte des Teufels. Also halten wir es mit Gott und der Welt, der Teufel jedoch mag uns hübsch vom Halse bleiben!

Sinngedichte.

Kannst du kein Paradies durchschreiten,
Schaff' dir ein Glück — aus Kleinigkeiten.

Gar mancher, der uns „Herr Nachbar“ nennt,
Bleibt uns doch fremd bei aller Bekanntschaft,
Und and're wieder, durch Meere getrennt,
Sind uns längst nahe durch Seelenverwandtschaft.

Otto Promber.

Der Staat confessionslos.

Von Josef Freiherrn von Kalchberg.

Das steirische Geschlecht derer von Kalchberg hat dem Vaterlande manchen bedeutenden Mann gegeben. Einer dieser hervorragendsten war der Staatsmann, Philosoph und Schriftsteller Dr. Josef Freiherr von Kalchberg, der nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben erst vor kaum zwei Jahrzehnten in Graz gestorben ist. Josef Freiherr von Kalchberg war geboren im Jahre 1801. Zum hundertjährigen Gedächtnisse an diesen Mann sei aus seinem literarischen Nachlasse hier ein Aufsatz veröffentlicht, der, in den Siebzigerjahren entstanden, eines unserer großen Anliegen so klipp und klar berührt, als wäre er heute geschrieben worden.

Kalchberg, eine durchaus christlich-human angelegte Natur, spricht über die Confessionslosigkeit des Staates. Er sagt:

Wer am heutigen Tage ein politisches Glaubensbekenntnis aussprechen will, muss vorerst über das Verhältnis von Staat und Kirche sich erklären und so den Stier bei den Hörnern fassen. Ich will es thun. Eine gesunde Politik treibt weder Freigeisterei, noch Theologie. Der Staat als solcher ist nicht confessionell, soll es nicht sein, ebensowenig als er Homöopath oder Allopath oder Hydropath zu sein oder für Spinoza oder Kant oder Schelling oder Hegel oder Darwin zu kämpfen einen Beruf hat. Er ist das rechtssichere Wohnhaus und Asyl für alle, aber keiner von ihnen darf für sich den Hausherrn spielen. Die Religion ist eine hochwichtige Gesellschaftsangelegenheit, aber sie ist keine unmittelbare Staatssache. Die Confessionalität des Staates, insbesondere wenn sie in einer privilegierten Staatskirche ihren Ausdruck findet, ist eine Quelle des Unfriedens. Sie erzeugt Misstrauen, Eifersucht und Verdächtigungen der Confessionen untereinander und gefährdet dadurch die gesellschaftliche Eintracht: der confessionelle Glaubenseifer wird ausgebeutet, um daraus Nutzen zu ziehen, und so entstehen Heucheleien und Anfeindungen, weil der Glaube als Mittel dient, Vortheile zu erlangen und andern den Rang abzulaufen; was man bekämpfen will, befördert man: den Indifferentismus, und zwar in seiner widrigsten Maske, indem er sich als Zelotismus verkleidet. Aber es gibt einen Indifferentismus, welcher noch viel verderblicher ist als der religiöse und confessionelle. Das ist der Indifferentismus gegen Recht und Wahrheit, und der Staat ist von ihm in höherem Grade bedroht und gefährdet als von jenem. Der greise Alexander von Humboldt erschien einstmals gegen seine Gewohnheit bei einer festlichen Kirchenfeierlichkeit. Es war zur Zeit des frommen Königs,

welcher nicht gestattete, dass zwischen seinem Volke und dem königlichen Herzen ein Blatt Papier eingeschoben werde. Der Minister des Innern eilte sofort zu Humboldt, um seine Freude und Überraschung auszusprechen. Dieser entgegnete: „Mein Gott, man will eben auch Carriere machen." Das war boshaft, aber zutreffend, denn die Regierung hatte durch die erkünstelte Union der Lutheraner mit den Calvinisten wider den Geist ihres großen Königs Friedrich II. eine Art Cäsaropapismus angebahnt; und wo dieser herrscht, ist die Frömmigkeit ein nützliches Geschäft und die Verdächtigung ein wirksames Ruder, um das Lebensschiff eines Aspiranten vorwärts zu bringen. Adam Smith empfiehlt in seinem berühmten Werke: „Über die Ursachen des Nationalreichthums" auch für die Förderung der religiösen Interessen die freie Concurrenz; er sagt: fette Pferde leisteten wenig und dies gelte auch von den fetten Pfründen der Staatskirche, es seien daher recht viele religiöse Secten zu wünschen, denn diese würden den religiösen Eifer aufstacheln. Allerdings eine gar zu materielle Auffassung; allein, wenn man die ersten drei Jahrhunderte des Christenthums ins Auge fasst, dazu den energischen Glaubenseifer der confessionellen Secten in den selbstisch materiellen nordamerikanischen Freistaaten und diesen Erscheinungen entgegenhält den beinahe in Atheismus übergehenden Unglauben am päpstlichen Hofe des Mittelalters, einen Blick auf die frivole Freigeisterei zur Zeit der frömmelnden Maitressen-Wirtschaft in Paris wirft — so wird man dem kühnen Vorschlage des genialen Schotten eine gewisse Berechtigung nicht versagen können. Denn die auf der Straße von dem nächsten besten Bierfasse, welches sie zu einem Predigerstuhl improvisiert hatten, eifernden Glaubenszeloten thaten dem Christenthum kaum so viel Schaden, als die schleichenden lüsternen Abbés mit ihren Maitressen.

Kurz, die Confessionalität des Staates ist nicht das richtige Mittel, das religiöse Bewusstsein in dem Volke erstarken zu machen. Dennoch laufen zur Stunde alle europäischen Staatswagen auf dieser schiefen Ebene, sich damit begnügend, von Zeit zu Zeit einen populären Zettel auszuwerfen, auf welchem geschrieben steht: Glaubens- und Gewissensfreiheit. —

Als Ferdinand II. seine Gegenreformation begann, saß auf dem steirischen Landtage unter lauter Lutheranern ein einziger katholischer Edelmann; als Ferdinand starb, war das Verhältnis gerade ein umgekehrtes: unter lauter Katholiken saß ein Protestant. Ist es denkbar, dass diese Bekehrungen aus dem Innern der Bekehrten kamen oder aber von äußeren Verhältnissen erkauft und erzwungen wurden? Freilich, die Kirche, als ein mit dem Staate um die weltliche Macht ringendes Institut, hatte ihren Zweck erreicht. Wenn am heutigen Tage der religiöse Sinn im modernen Erwerbs- und Genussleben unterzugehen droht, so kann er

nur wiedergeboren werden durch die Erweckung und Bethätigung aufopfernder Nächstenliebe, welche im Gottesbewusstsein gipfelt, aber nimmermehr wird diese Umwandlung durch zelotischen Hass, noch durch die Förderung alten Köhlerglaubens erzeugt werden; ebensowenig wird sie aus dem ehrgeizigen und habsüchtigen starren Kampf für kirchliche Vorrechte hervorgehen, selbst wenn man einräumen muss, dass die Kirchengewalt in den ersten Zeiten der christlichen Ära eine berechtigte höhere Sendung ausübte, indem sie der ihre Pflicht versäumenden Staatsgewalt mit Kreuz und Inful herrisch entgegentrat. Die Wiedergeburt des religiösen Lebens muss aus der Gesellschaft selbst oder richtiger aus dem religiösen Bedürfnis des menschlichen Herzens hervorgehen; der unberufene Eingriff der Staatsgewalt verdirbt und entheiligt diese Wiedergeburt. Auch die Protestanten machten diese Erfahrung, als sie zur Leitung ihrer religiös-sittlichen, reformatorischen Bestrebungen sofort mit dem Grundsatze: „cujus regio, illius est religio“ die herrische Hand der Staatsgewalt herangezogen, denn sogleich begann die Zerbröckelung und Versumpfung in dem religiösen Leben des Protestantismus und der Rückschlag blieb nicht aus, als der hochbegabte General des Jesuitenordens, der Neapolitaner Aquaviva, eine Gegenreformation in Bewegung setzte, welche dem verweltlichten, politisierenden Protestantismus ein mächtiges Halt gebot (vergl. Leopold Ranke: „Geschichte der römischen Päpste“). — Der Ordensgeneral beschränkte sich aber nicht darauf, die Kirche dem Staate beizuordnen, sondern verlangte und erstrebte folgerichtig die volle Unterwerfung des Staates unter die Kirche. Der Jesuitenorden war ihm die streitende Kirche und er verstand es, zu siegen. „Sint, ut sunt, aut non sint!“ Aber der Orden begnügte sich nicht, die Gesalbten und ihre Höfe sich unterthan zu machen, sondern suchte seine Herrschaft dadurch für immer zu sichern, dass er das Monopol des Unterrichts in allen Zweigen des Wissens eroberte. Der mit vielem Prunk in Scene gesetzte Grundsatz der „freien Kirche im freien Staate“ ist nur eine Mystification, wenn man unter der „freien Kirche“ vor allem die mit mannigfaltigen Vorrechten ausgerüstete herrschende Kirche im Auge hat, weil diese infolge ihres geschichtlichen und gesetzlichen Übergewichtes die anderen Confessionen, sowie den Staat selbst unfrei macht, oder er ist die Politik der Freigeisterei.

Die römische Kirche war einst die demokratische Potenz in dem großen Weltkampf. Es lag nahe, dass sie ihre äußere Macht zu befestigen und zu erweitern trachtete und trachten musste, was ihr auch in vollem Maße gelang, so dass sie im Verlaufe der Jahrhunderte zwei Schwerter in ihren Händen führte und eine dreifache Krone auf ihr Haupt setzen konnte. Es darf meines Erachtens nicht vergessen werden, dass die Urquelle ihrer Macht geistigen und zugleich demokratischen Ursprunges gewesen. Sie missbrauche ihre Macht, wie dies in der Menschennatur liegt, aber

der Geist, welcher sie selbst geboren und geschaffen hatte, erhob sich gegen den Missbrauch, den sie übte. Kunst und Wissenschaft, welche aus den Hinterlassenschaften der hochgebildeten Griechen und Römer in die chaotische Zeit herübergedrungen waren, fanden bei den christlichen Priestern und Mönchen ein schützendes Asyl und sorgsame Pflege; Kunst und Wissenschaft leisten jedoch auf die Dauer nicht Sclavendienste, sie strebten daher, die Fesseln der Kirche abzustreifen. Es begann der Kampf für die Freiheit des Geistes auf allen culturellen Gebieten und führte zu einem Kampfe gegen die knechtende Allmacht der Kirche, und die Idee der Menschheit verlangte eine sie anerkennende und schützende Organisation insbesondere vom Staate, und so kam der Begriff und die Mission des modernen Culturstaates auf das Programm der Neuzeit. Der Staat musste für sich das Recht beanspruchen und die Pflicht anerkennen, für die civilisatorische Aufgabe der Menschheit selbstthätig einzutreten. Da musste er denn vieles an sich ziehen, was die christliche Kirche damals in ihre Hand und Gesetzgebung genommen hatte, weil es der Staat nach seiner beschränkten historischen Auffassung vernachlässigt hatte. Der mittelalterliche Staat und die römische Kirche giengen daher in steten Ringkämpfen selbständig neben einander. Wenn man das canonische Recht durchblättert, so findet man auf jedem Blatte die Bestätigung, dass die beiderseitigen Wirkungssphären undefiniert und streitend neben- und ineinander liefen, sowie dass die Kirche Siegerin blieb, das Recht des Geistes für sich beanspruchend gegenüber dem Körper, welcher ihr der Staat war, wie es in der Bulle Bonifacius VIII. kategorisch ausgesprochen ist. Erst in der Neuzeit wurden Wind und Sonne anders vertheilt, indem der Staat an der Hand der emancipierten Philosopie behauptete, dass es ihm obliege, die Freiheit des Geistes zu vertreten, welche die Kirche zu knechten suche. Das ist der Culturkampf der Neuzeit. Kann es die Kirche tadeln, wenn die öffentliche Meinung dem Staate eine höhere edlere Sendung zur Pflicht macht; wenn sie von ihm begehrt, dass er den höheren Menschheitszwecken diene, der allgemeinen Gesittung und Wohlfahrt und dem Rechte, das dem gottähnlichen Menschen in die Brust geschrieben ist? Widerspricht diese Mission dem Geiste des Christenthums? Ja, trat dieses nicht selbst als Vorkämpfer auf, weil der historische Staat, wie er eben war, die höchsten Interessen der Menschheit vernachlässigte? Das dogmatisch wohl begründete „Non possumus“ der römischen Kirche macht sie unfähig, den modernen Staat zu regieren und deshalb verlor der römische Papst seine weltliche Herrschaft.

Der Staat hat als Hort des sittlichen Lebens aber ein unmittelbares Interesse daran, dass das religiöse Leben und Bewusstsein nicht verkomme, denn nur aus diesem heraus vermag sich das sittliche Bewusstsein und Pflichtgefühl in weiten Kreisen zu entwickeln und einzubürgern, deshalb

ist es die Aufgabe aller einzelnen Confessionen, in ihrem Kreise dies anzustreben und der Staat muss hierbei allen gleiches Recht einräumen und gewährleisten. Der confessionslose Staat, wie ich ihn verstehe, ist daher nicht ein Staat des Atheismus, des Unglaubens oder des Indifferentismus, sondern während er seine eigene große, culturelle Aufgabe selbständig im Auge behält, zählt er und hofft er auf die sittigende Mitwirkung aller Confessionen.

Heutigen Tags darf sich die Staatsgesetzgebung nicht in scholastischen Spitzfindigkeiten ergehen, sondern muss mit dem geläuterten Rechtsgefühl übereinstimmen. Eine solche Spitzfindigkeit ist z. B. unser „Ehehindernis des Katholicismus", welches von dem Katholiken verlangt, dass er eine zwischen Protestanten bestandene und nach dem Gesetze normal aufgelöste Ehe vor seinem Gewissen dennoch als zu Recht fortbestehend betrachte! Man darf der Thatsache die Augen nicht verschließen, dass Gesetze, welche nicht mehr im Rechtsbewusstsein des Volkes wurzeln, missachtet werden und absterben wie die Pflanzen, welche in dem Boden die Stoffe nicht mehr finden, durch welche sie gedeihen und Früchte tragen. Dieser anormale Zustand ist gefährlich, denn er untergräbt die Achtung vor dem Gesetze und der Autorität.

Wer wollte bestreiten, dass die Beziehungen der Geschlechter, die Stellung von Mann und Weib und die Gestaltung der Familie von unmessbarem Einflusse sind auf die sociale und staatliche Entwicklung? Nicht minder wird jeder, der die Geschichte des Menschengeschlechtes kennt, zugeben, dass das Christenthum dem Ehebande erst eine Weihe gab und das eheliche Bündnis aus der sensualistischen Versumpfung auf eine sittliche Höhe emporhob. Das Eherecht steht aber auch mit den confessionellen Beziehungen im nahen Zusammenhange und wird von demselben wesentlich beeinflusst. Der Rechtsstaat, wie wir ihn auffassen, kann daher bei seinem Grundsatze: volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, der einen confessionellen Genossenschaft nicht verweigern, was er den andern zugesteht; er kann jedoch nicht einräumen, dass jede Confession nach ihrer Auffassung das Eherecht gestalte, kann nicht zugeben, dass jede Confession dasselbe nach ihrem Ermessen feststelle; es kann ihm nicht zugemuthet werden, dass er sich als Rechtsvollzieher dem füge, was der Jude, der Islamite, der Mormone in Ehesachen verfügen. Hieraus folgt, dass der Rechts- und Culturstaat die Ehegesetzgebung vollständig in seine Hand nehmen muss, insofern nämlich, als er gesetzlich feststellt, welche Art von ehelicher Verbindung er anerkennt und mit welchen Rechten und Pflichten dieselbe als ein sociales und staatliches Rechtsinstitut geschützt werden soll. Dies ist für den Staat nicht nur ein Recht, sondern vielmehr eine Pflicht.

Noch tiefer greift der Competenzstreit um die Schule in das staatliche Recht und in das politische Leben ein. Wenn ich zurückdenke, wie

vorsichtig-spärlich in meinen Studienjahren die Brosamen der Wissenschaft uns gereicht wurden, wir daher als Autodidakten das Versagte oder Verkümmerte zu ersetzen bemüht waren, somit gleich Freigelassenen erst recht freisinnig wurden; wenn ich mich unter anderem erinnere, wie man den Hörern der Philosophie nach Frind's Handbuch die Religionswissenschaft docierte und darin die sogenannten Freidenker Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Dr. Paulus und seinen „Sophronizon" erbarmungslos niedermetzelte, wir aber nur umso eifriger den Aussprüchen dieser Ketzer nachliefen, so sage ich mir und sagte es mir schon damals, dass es unklug war, Laien-Studenten zu halben Theologen machen zu wollen. Die scholastische Verchristlichung der Wissenschaft ist Unnatur, weil unlogisch; man lasse jedem Theile seine Bahn frei, sie werden sich in den Bedürfnissen des Herzens und des Lebens zusammenfinden; der Kampf aber, man mag dies thun oder lassen, ist unvermeidlich. Allein jede Partei führe ihn auf ihrem Boden und mit ehrlichen Waffen, damit der Unbefangene sich orientiere und nach seinem Gewissen und seinen Bedürfnissen die Wahl treffen könne. Dem Staate kommt es zu, durch das Gesetz zwischen beiden, der Wissenschaft und dem confessionellen Glauben, einen rechtlichen modus vivendi zu schaffen. Die Kirche soll als Lehrerin nicht abdicieren, aber sie beschränke sich auf ihr Gebiet. Wenn sie aber unklug die Gegner auf einem Gebiete herausfordert und angreift, wo diese eben die Stärkeren sind, so ruft sie nur den Spott wach, denn wie will sie mit einem Nikolaus Kopernikus contra Josua und mit einem Gallileo Gallilei mit seinem „E pur si muove", wie mit den neueren Geologen und Chemikern fertig werden? Die dogmatische Hartnäckigkeit im Kampfe verwirrt nur den unbefangenen Gläubigen, die nothwendig mitdiscutierende Jugend wird dadurch vorlaut und absprechend. Freilich, wenn die Emancipation der Wissenschaft — wir haben es erlebt — dahin führt, dass ein Halbwisser, in selbstischem Dünkel schwelgend, gute Sitte und Pietät als borniertes Zeug beiseite wirft, so ist dies widerwärtig und ekelhaft. „Halb Diebsgelüste, halb Rammelei" möchten wir mit Faust sagen, und man muss auf ein Gegengift bedacht sein. Ich erinnere mich, dass ein sehr selbstbewusster Lehrer an einer Mädchenbildungsanstalt sich in so schlüpfrigen physiologischen Erörterungen über die Genesis des Menschen ergieng, dass nicht nur das Sittlichkeitsgefühl, sondern selbst der gesunde Menschenverstand über solche Taktlosigkeit erstarren musste. Leider belehrt uns jedoch die Geschichte des Schulwesens und der Pädagogik, dass es an derlei Verirrungen auch in den best-christianisierten Schulen nicht mangelt; sie drängen sich, weil an dem Schmutze der Individualität haftend, in die confessionelle wie in die confessionslose Schule. Ich nehme keinen Anstand, auszusprechen, dass die Mission der Schule alle anderen Staatsaufgaben überrage, man darf

vielleicht sagen, in sich aufnehme; darum muss die Gesetzgebung für dieselbe Staatsgesetzgebung sein und bleiben, und wo der Staat einen Mandatar delegiert, muss er das Beaufsichtigungsrecht stramm in seiner Hand behalten, und eben deshalb gehört sie in Staaten, welche von föderalistischer Zerbröckelung bedroht sind, nothwendig zur Reichsgesetzgebung.

Die Schulfrage ist aber vor allem eine Machtfrage; denn die Schule ist der Maßstab der Intelligenz und in dieser liegt die Macht, und daraus erklärt sich auch die Hartnäckigkeit und Bitterkeit des Kampfes; so ist denn der sogenannte Culturkampf vor allem ein Kampf um die politische Macht.

Wer wird im Laufe der Zeiten Recht behalten? Der anstürmende Superintendent von Leipzig, oder der diplomatische Oberhofprediger von Dresden, oder der fromme Pastor an der böhmischen Kirche, oder der Jesuit am Hoflager, oder die schaukelnden Bureaukraten, oder Moses Mendelssohn, der in dem berühmten Briefe an seinen hohen Gönner, den Herzog von Braunschweig, welcher nicht begreifen wollte, wie der Philosoph Jude bleiben könne, dem Fürsten antwortete: dass es ein Rückschritt wäre, wenn er Christ würde; oder der große König und Philosoph, welcher mit Humor einem Soldaten, der von einem Gnadenbilde der Muttergottes den Schmuck gestohlen hatte und beharrlich behauptete, dass die Muttergottes ihm denselben ausdrücklich geschenkt habe, bedeuten ließ: er möge für diesmal frei ausgehen, aber wenn er sich wieder etwas von der Muttergottes schenken lasse, so werde er gehenkt werden, — vielleicht wäre das Zuchthaus gerechter gewesen. Wer wird Recht behalten? Ich antworte: Der Staat wird es, aber nicht der confessionelle Staat, nicht der Staat der Bartholomäusnacht, noch jener der oligarchischen Knechtung der katholischen Irländer, sondern der Staat, welcher auf dem Boden humanistischer und christlicher Moral emporgewachsen ist, dessen Gesetze auf dem geläuterten Rechtsbewusssein fußen, welcher über die Gesittung jenes Theiles des Menschengeschlechtes, der sich auf seinem Gebiete zusammengefunden hat, hinausblickend, auch einem besonnenen Kosmopolitismus sich nicht verschließt.

Unter diesem gemeinschaftlichen Dache sollen also die mannigfaltigen Confessionen neben einander frei und friedlich bestehen, und dies zu bewirken ist Aufgabe der Staatspolitik in Gesetzgebung wie in Verwaltung. Sie wird daher verhindern, dass die Gleichberechtigung der einzelnen neben einander stehenden Glaubensbekenntnisse weder offen noch verdeckt beeinträchtigt werden; sie wird verhindern, dass das persönliche Recht des einzelnen nicht durch unzulässigen Zwang gefährdet werde. Daher muss es jedem Staatsbürger auch gestattet sein, keiner Confession sich anzuschließen, wie im Parlamente der „Wilde“ gleiches Stimmrecht hat mit jenem, der einer Partei angehört; dadurch wird nicht der Con-

fessionslosigkeit, der Lüsternheit das Wort geredet, welche heiratslustig den bestehenden Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen bemüht ist.

Ich wage zu hoffen, dass die gebildete Welt nach wenigen Generationen nicht mehr begreifen werde, wie man im verhimmelten neunzehnten Jahrhundert das Bestreben in der Staatspolitik, auch die Ethik zur Geltung zu bringen, als revolutionär, als irreligiös und vor allem als unchristlich verschreien konnte. Freilich der Psycholog und Geschichtsforscher haben es verlernt, über irgend eine menschliche Verkehrtheit zu erstaunen.

Gedichte.

Von Dor. Waldau.[1])

Flirten.

Es war nicht Ernst, es war nicht Spaſs,
Es war ein süßes Ichweißnichtwas
In unserem Liebesgelose;
Zum Ernste zu frei, —
Zum Scherze zu scheu, —
Zu dauernder Liebe zu lose.

Was ihr Mund verneint, hat ihr Aug' bejaht, –
Was jener mir lächelnd verschwieg, das hat
Mir dieses stumm gestanden.
War's Ernst? — War's Scherz? —
Ich weiß nur: mein Herz,
Das quälte sie lächelnd zu schanden! —

Falschheit.

Dein Blick ist falsch, dein Herz ist falsch,
Und was du sprichst ist Lüge;
Stell' ich mir Falschheit gestaltlich vor,
So trägt sie deine Züge.

Dein Scherz ist falsch, wie auch dein Ernst,
Dein Lächeln, wie deine Thränen;
Ich traue auch deinem Haar nicht mehr
Und nicht mehr deinen Zähnen.

Zum Lügner hast du auch mich gemacht,
— Das ist dir wohl gelungen! —
Und meine größte Lüge hab'
Ich eben hier gesungen.

Lächle nicht!

Ach, verlach mich armen Thoren,
Der zum Liebchen dich erkoren,
— Aber lächle nicht!

O verhöhne, tritt mich nieder,
Und ich komm' vielleicht nicht wieder,
— Aber lächle nicht!

Sprich, Geliebte, sprich es offen,
Soll entsagen, soll ich hoffen,
— Aber lächle nicht! —

[1]) Aus „Jugendsünden". Gedichte von Dor. Waldau. Verlag Romuald Schally. 1900.

Oba na ka Wossa nit!

A Gschichtl in da steirischn Gmoansproch.

Da Kraxnwirt hot an Popagei kafft. Von an krumpn Spielmon. Weil er sa schön plauschn hot kina — da Spielmon. Dass er sa fein plauschn kunt, hot er plauscht, da Spielmon. Bar ana schön Dame war er gwen, in Schlofzimer, da Popagei, und do hät er holt aftn ollahond plauschn glernt, ollahond so merkwürdigi Sochn, und aftn war er ihr auskeman, und da Spielmon hätn ohgfongg und an guatn Freund verkaffert ern um fünf Guldn, a schlechter müaßad s Dreifachi zohln. Da Kraxnwirt, na, der is holt in Spielmon sei guata Freund gwen, und derawegn hot er n kafft. Mei, wan da Popagei sa gut hät kina plauschn wia da Spielmon! Gor nix hot er kinen, an oanzigs Sprüchel hot er kinen: „Oba na ka Wossa nit!"

Für an Wirt passads jo eh. Und richti, do seins gleich kemen, d Nochbarsleut und dass holt in grossn Vogl kuntn plauschn hörn. Und akrat wiar a Mensch hot er gschrian: „Oba na ka Wossa nit!"

In Rumpel-Schuaster is däs scha gor kamodt gwen, hiaz hot er an Ausred, wenn er ins Wirtshaus gehn will — in Vogl muaß er plauschn hörn. Na wegn an Wein oder Schnopps geht er nit zan Kraxnwirt, däs hot er sein Weib vasprochn, amol in ana schwochn Stund. Sa geht er hiaz holt va wegn an Vogl ins Wirtshaus.

„Oba na ka Wossa nit!" A gscheits Viech dos! Viel redt er nit, ob guat redt er, als wia wan er wissn kunt, wias an Menschn is, wan er Durst hot und wan s Weib saudum mit ar an Wossakruag daherkimbb. Koan guatn Freund und koan Boder und koan Pforer hot da Rumpel-Schuasta so fleissi gfulgg, als wiar in groẞn Vogl ban Kraxnwirt, a so, dass da Wirt selber — und däs is viel! — nochn fünftn Glos scha gsogg hot: „Moanst nit, Moasta, dass heint schon amol gnuag war?"

„Scher du dih um deini Leut, Wirt! Wons gnuag is, das woaß schon ih selber!" Is sist a guata, gmüatlicha Mensch, da Schuasta und hört ma die gonz Wochn kan ungschoffns Wort van eahm. Ober wan er an Wein in eahm hot, do is er rein wiar ausgwechselt, wia bsessn. Afn Wirt sei guats Zuaredn, hiaz wars aufrichti scha gnua, er sult amol hoamgehn und eahm seini Stiefel vorschüachn, er brauchats scha — do wird da Schuasta hölldamisch, haut mit da Faust afn Tisch: „Ob deini Stiefel vorgschüacht wern oda nit, däs geht dih gor nix on. Wan ih an Wein valong, sa bringst mar an Wein. Verstehst mih! Sist hau ih da dein Gläserkostn zsom, dass da d Scherbn vorn eini und hintn aussifliagn."

„Oba nur ka Wossa nit!" schreit da Popagei.

„Schom dih!“ brumelt da Schuaster, „dei Vogl is gscheida, wia du. Der woaß ’s bessa, wos an Menschn guat oda schlecht thuat, as wiar a so a Dürmagler, der a Wirt sei will. Henks afn Nogl, dei Gwerb, wanst as nit vastehst!“

„Ah vastehn that is schon“, moant da Wirt und setzt eahm a großi Weinfloschn hin, „meintswegen sauf mei großes Foß aus, dass d amol gnua host. Do, do host noh a Moß, schwoab der owi dein ormi Seel gor in Bauch, mir kons recht sein, wan ih na mei Geld kriag und meini Stiefel.“

„Däs is a Red! Lebn sullst, Kraxnwirt! Geh kim, setz dih her za mir, olts Haus. Sulst leben! Und wanst du z stulz bist, dass dih zan ormen Schuachmochermoasta setzt, sa — sa schick ma die Kellnerin, de Gredl, de is ma liaba wia du — he, he! Sei nit sa neidi mit dein Bröckl Weibsbild. Du Krauderer, du olta!“

Wia da Schuasta ba sein Wein a so rebazt und stugazt (rülpst), da kimbb sei Lehrbua daher: „D’Frau Moasterin losst sogn, da Moasta möcht gschwind hoamgehn, as sein Leut kema. Herrn sein kema, de wölln in Moasta hobn. Und wan er gschwind möcht hoamgehn.“

Da Schuasta will aufstehn, oba nit zan hoamgehn, in Kniaream suacht er, do loachts n (dreht es ihn) zan Gläserkastl zuwi, dass schebert.

„Jessas Maron, meini Gläser!“ jammert die Kellnerin.

„Schau, dass d weiterkimst!“ schreit da Schuaster in Lehrbuabn zua. „Suln na za mir kema, d Herrn, wans wos wölln va mir. Habn nit weiter her wiar ih hin! Ih loss ma nix schoffn, ih! Bin da Moaster Friedbocher, ban Kraxnwirt zfindn, wans wos wölln va mir. Nau! Sul ih da weiterhelfn!“

Da Lehrbua lafft gschreckt davon.

„Ollaweil irgern muaß ma sih!“ brumelt da Schuasta. Und aftn mit schwarer Zung zu da Kellnerin: „Geh, Kathrin, geh her a wenk zu mir. Dass mar — ah a Freud hobn mitanond, mir zwoa. Weilst — weilst a muatsauberer Kerl bist — gel jo! Mir zwoa! A so a — so a fester Brockn Weibsbild do!“

„A Weibsbild, wanst hobn willst — selm kimbb oans“, sogg da Wirt, weil doscht entn über die Bochbruggn d Schuastamoasterin daherlafft.

„Mein Olti? Wos will dan de?“

Däs hot er gleih ghört, wos s will. Laut jamerts daher, er sul doh gschwind hoamgehn, die Pfänder warn do, der Omtmon, a Standar, thatn olls vapetschiern, die Truchan und Kastn, sogor s Speiskastel in da Kuchl hätns scha vapetschiert. „Olls geht af Schadn, daweil der olti Lump in Wirtshaus sitzt.“

„Wer is a Lump!“ begehrt da Schuaster auf, „wer is a Lump?!“

„Du bist oana!“ schreit sei Weib. „Zu der Orbat zfaul, nar ollaweil saufn in gonzn Tog, oan wiar olli Tog! Hiast konst as scha

sechn, wia weit as d'as brocht host mit dein gottvermoledeitn Leichtsinn. Afn Bedlstob host uns brocht allmitanond. Geh na hoam hiaz, wanst as sechn willst, dass ma petschiert sein."

Do noagg da Schuastamoasta sein borstadn Kopf vor und sogg gonz gschmiert: „Afn Bedelstob warn ma kema — sogst? Wer is dan Schuld dron — han? Freilih wul ih, weil ih a Bedlerin hon gheiratt!"

„Schmeißt er ma s schon wieda afn Kopf, dass ih nix mitbrocht hon", woant sie laut auf. „Hot mei Schwester wos ghobb, wia s in Maurer gheiratt hot? Nit um an Kreuzer mehra, wiar ih! Und hobn eahner a Wirtschoft derhaust, hobn zwoa Küa und a Sau und koani Schuldn. Weils fleissi und sporsum sein gwen ollzwoa."

„Wos geht mih dei Schwester on!" begehrt er auf. „Du host olls vertrantschlt (verthan). — Bischgurn olti! Mit dein Greinen und Keifn in gonzn Tog! Do kon oana freilih ka Freud hobn dahoam und geht ins Wirtshaus —"

„Jo, und schmiert mit da Moosch um!"

„Du! die Kellnerin loss ma mit Fried!"

„Däs Luada, däs schlechti!" schreit sie.

„Du Robnbradl! Ih — ih — ! Nit amol s Schuachbandl mochst ihr auf, da Kathrin! Du nit! Du scha long nit!"

„Hoam gehst ma!" schreit sie und pockn ban Janggaflügl. „Dei obscheuligi Moosch do. So a Moosch, an obscheuligi! Pfui Teufel! Hoam gehst ma!"

Do nimbb der Rumpel-Schuaster d Weinfloschn von Tisch und haut ihrs übern Schädl, dass Scherbn und Bluat spritzn.

„So mei Liabi! Hiaz wirst wul gnua hobn — nit?!"

An Heschatza mocht sei Weib und follt zsom wiar a Bloch.

„Sas Maria! Daschlogn hot ers! Sei Weib hot er daschlogn!" schrein s auf, d Leut. Er steht do und schaut — und siacht, wos hiaz gschechn is.

„Nau olsza, hiaz war ih fiati!" sogg er dämpfi und geht aussi ba da Thür und hin übern Onger, über d Wiesn.

D Wirtin kimbb und richt die orm Schuasterin von Fletz af d Höch, und stellt ihr s Bluat, und lobb s mit Essig und Weingeist, bis s wieder zu sih selber kimbb. Da Boder is ah scha do. 's Loch in Kopf is tiaf, ober afs Leben gehts nit. Na, weil na däs nit is! Weil na däs nit is! So kons olls wieder guat wern.

Do stürzt a Knecht in d Stubn, koan Othn hot er, koa Stimm. Grod sa viel steßt er ausser: „Helfts Leut! Helfts Leut! Da Moasta! Da Moasta is — is ins Wossa gonga!"

„Owa na ka Wossa nit!" schreit da Vogl.

Kleine Laube.

Warum ich die Blumen hasse.

Das Erste, was ich fast zitternd ihr in die Hand gab, war ein Veilchen. „Fräulein!“ stotterte ich, „nehmen sie's an, bitte, nicht böse sein!“ Nicht im Veilchen lag die Liebeserklärung, nicht im Worte, das ich sprach. Aber in meiner Verlegenheit. Sie war dunkelroth im Gesicht geworden, nahm das Blümchen und sagte kaum hörbar: „Danke!“ Sie steckte es nicht an ihren Busen, sie warf es nicht weg, sie hielt es zwischen den Fingern — das beobachtete ich aus der Ferne, wie sie in der Gesellschaft schweigend dahingieng.

Ein halbes Jahr später gab ich ihr eine Nelke und steckte diese schon selbst an ihren Busen. Es war am Tage der Verlobung. Und wieder ein halbes Jahr später wand man ihr die Myrte in's Haar.

Und dann begann das Blühen des Glückes. Nie kam ich nach Hause, ohne ihr eine Blume mitzubringen, eine selbstgepflückte oder eine gekaufte. Sie liebte die Blumen sehr. Auf ihrem Schreibtische stand stets die kleine Glasvase, in der meine Blume stak, im Wasser noch ein Weilchen gefrischt, bis sie welkte und durch eine neue ersetzt wurde.

Zu Lieb' der Blumenfreundin gewann auch ich die Blumen immer lieber und führte mit ihnen kleine Gespräche, wenn ich sie brach, und wie sie auserwählt wären, dem herrlichsten Menschenkinde zur Freude zu sein.

Dieses Menschenkind war selbst eine Rose, die — zu welken begann. Sie wurde blaß und schmächtig und müde; ihre Augen wurden immer größer, sie schaute mit einer sanften Traurigkeit in die Welt hinaus, aber diese Augen wurden lebendiger und froher, so oft sie in meiner Hand das Blümchen oder Röslein sah, das ich ihr täglich heimbrachte.

In meiner großen Bangigkeit war mir weh für Alles. Das grenzenlose Erbarmen mit meinem hinsiechenden Weibe hatte ein großes Mitleid in mich gebracht mit allen Wesen, die ich leiden sah oder leidend wähnte. Jede frische Blume, die ich sah auf der Flur, erinnerte mich an mein Weib, jede welkende Rose erinnerte mich an mein junges, krankes Weib.

Und eines Tages, als ich am Waldraine dahingieng und meine Hand ausstrecken wollte nach einem wilden Rosenknösplein, hielt ich ein und dachte: Du hast dich noch gar nicht entfaltet, Röselein, und sollst schon sterben! Nein — lebe. — So gieng ich vorüber und als ich nach Hause kam, schaute mein Weib von ihrem Lager her, mir mit den großen, milden Augen entgegen, warf auch einen Blick auf meine Hand, die heute keine Blume brachte. Aber nichts weiter, sie sagte nichts, und ihr betrübtes Auge fragte nicht.

Am nächsten Frühmorgen ist sie gestorben.

Die falsche Liebe zu den Blumen hat mich die echte zum Menschen versäumen lassen. So lange ich lebe, werde ich den Blick nicht vergessen, mit dem sie am letzten Tage in meiner Hand die Blume suchte, als ein Zeichen, dass ich ihrer hätte draußen in der Weite.

Seitdem hasse ich die Blumen, die mich treulos gemacht haben. R.

Die Sonntagspuppe.

Von Paul Remer.

In einer halben Stunde wird der Leichenwagen kommen —

Die Mutter liegt halb knieend über dem kleinen Sarge und hält ihn fest, krampfhaft mit beiden Armen umklammert — sie will, sie kann ihn ja noch nicht fortlassen! Und aus ihren rothgeweinten Augen fällt hin und wieder eine dicke Thräne auf das weiße Gesichtchen im Sarge; es ist fast, als weine die kleine Leiche . . . .

Der Vater aber steht hinter ihr und schaut bleich, in wort- und thränenlosem Jammer, auf das Bild zu seinen Füßen: er hat doppelt zu tragen, den eigenen Schmerz und den Schmerz seines Weibes . . .

Langsam, müde, gleich einer Schwerkranken, erhebt die Mutter sich jetzt vom Sarge und lehnt sich still an ihren Mann, der tröstend seinen Arm um ihre Schultern legt. Beider Augen haben sich aber nicht einen Augenblick von der Leiche abgewandt; es sind ja nur noch Augenblicke, dass sie ihr Liebstes sehen dürfen . . .

„Wie schön unsere Käthe ist!“ sagt die Mutter nach einer Weile, und ein Lächeln huscht über ihr thränendes Antlitz — schnell, flüchtig, ein Sonnenstrahl, der im Regenwetter nicht nass werden will . . .

„Und sieh mal!“ plaudert sie leise weiter, in den Anblick ihres Kindes verloren, „sieh mal die Sonntagspuppe neben ihr im Arme! Das treue Ding hat seine großen Puppenaugen auch zugemacht wie seine kleine Herrin!“

Ihr Mann schauert zusammen. Er muss an den Augenblick denken, da seine zitternde Hand der kleinen Herrin die starren Augen zudrückte —

„Weißt du,“ fuhr die Mutter fort, „es ist doch gut, dass wir damals unserer Käthe, wie sie sich's wünschte, eine Puppe zu Weihnachten schenkten, die schlafen konnte. Ja, es hätte hässlich ausgesehen, die offenen Glasaugen der Puppe da neben unserer schlafenden Käthe!“

„Erinnerst du dich?“ flüsterte sie, „es war ihre Lieblingspuppe! Noch kurz vor ihrem Tode sprach sie von ihr. Ich pflegte sie ihr des Sonntags auf ein paar Stunden zu geben. O, das war immer ein Jubel, die kurze Zeit! Aber wenn Mama ihr die Puppe dann wieder verwahren wollte, damit Käthing sie ja nicht zerbräche, dann fielen immer erst ein paar Thränen, ehe sie sie hergab . . .“

Die Mutter schwieg. Vor ihren Augen, die noch immer auf den Sarg gerichtet waren, wurden die fünf Jahre wieder lebendig, die sie nun ihre Käthe gehabt hatten. O, ihr Alles, ihr Alles war das kleine, artig-unartige Ding gewesen, ihr kleines Glück, ihre kleine Sonne, um die sich ihre ganze kleine Welt gedreht hatte. Fünf Jahre? . . . Ja, das war auch wie ein paar Sonntagsstunden gewesen, und sie und ihr Mann, zwei große Kinder, hatten sie mit ihrer Sonntagspuppe Käthe gespielt, so glücklich, so glücklich! Und jetzt? . . .

„Du,“ sagte sie leise mit sterbender Stimme, indem sie sich fester an ihren Mann schmiegte, „du, ich glaube, unser Herrgott hat uns unsere Sonntagspuppe auch nur genommen, — damit wir sie nicht zerbrechen sollten!“

Waldsang.

Gedichte von K. E. Knodt.[1])

An meinen schweigenden Wald.

Das große Schweigen hier in meinem Wald —
Das weckte mir die vielen kleinen Lieder.
Auf grünem Fittich schwebte die Gestalt
Der Poesie durch Tag und Traum hernieder.

Brach ich ein Blatt, so fühlt' ich einen Klang.
Auf jedem Lichtstrahl in den dunklen Zweigen
Lag mir ein Lied... Der Wald ward ein Gesang,
Und ein Gebet das große Wälderschweigen.

Von den ew'gen Bergen.

Noch jetzt strahlt mir ins Herz hinein
— Nach vielen langen Jahren
Und heller als sie waren —
Der Alpen heilig-klarer Schein.

Wer einmal sah ins Licht hinein,
Das jene Höhen tragen —
Will er sein Klarstes sagen,
Wird es ein Bild vom Alpenschein.

Und werd' ich lebenssatt einst sein
Und müd von all dem Wandern
— Ich träum' von keinem andern
Als ew'gem Alpenschein.

Die todte Sonne.

Die Sonne starb.
Da traf die Firnen all' der Tod,
Die noch ein letztes Abendroth
Verträumt umwarb.

Mir starb sie auch —
Und mit ihr jener goldne Glanz,
Der lang das Herz erfüllt, so ganz
Mit warmem Hauch.

Die Liebe starb...
Im Dunkel geht seitdem mein Pfad,
Dem fürder keine Leuchte naht,
Seit sie verdarb.

Ins ew'ge Licht hinein!

Nun bin ich durchgedrungen
Durch alle Nacht und Noth.
Es hat sich heimgeschwungen
Mein Lied ins Morgenroth.

Mit goldgemaltem Flügel
Schwebt's hin am Himmelsrand,
Fliegt's über Thal und Hügel
Zum fernsten Meeresstrand.

Fliegt's über alle Meere
Und durch den Morgenschein
— Los aller Erdenschwere —
Ins ew'ge Licht hinein...

---

[1]) Aus der schönen Sammlung: „Aus meiner Waldecke." Gedichte von Karl Ernst Knodt. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Ein Bekenntnis.

Von Tolstoj.

Gott ist für mich dasjenige, wonach ich mich sehne, wonach ich strebe, derart, dass in diesem Streben mein ganzes Leben besteht. Und daher existiert Er für mich, Er ist; aber Er ist durchaus ein solcher, dass ich Ihn weder begreifen, noch nennen kann. Wenn ich Ihn begreifen, wenn ich Ihn erreichen würde, so hätte ja das Streben keinen Zweck und ich würde nicht leben. Aber — und das mag als ein Widerspruch erscheinen — obwohl ich Ihn nicht begreifen und nennen kann, so kenne ich Ihn doch, das heißt ich kenne die Richtung zu Ihm. Und von allen meinen Kenntnissen ist diese sogar die sicherste.

Ihn selbst kenne ich ja nicht, und doch wird es mir immer bange, wenn ich ohne Ihn bin, und es ist mir nur dann nicht bange, wenn ich mit Ihm bin. Noch seltsamer ist das, dass Ihn mehr und besser zu kennen, als ich Ihn jetzt kenne, für mein jetziges Leben auch gar nicht nöthig ist. Ihm näher kommen, das kann und will ich, und darin besteht mein Leben, aber diese Annäherung vergrößert nicht meine Kenntnis und kann sie auch nicht vergrößern.

Jeder Versuch, sich einzubilden, dass ich Ihn erkenne (z. B. dass Er der Schöpfer sei, oder gnädig, oder etwas ähnliches), entfernt mich von Ihm und hemmt meine Annäherung an Ihn.

Seltsam ist auch, dass wirklich lieben, d. h. mehr als sich selbst und als alles lieben, ich nur Ihn allein kann; nur in dieser Liebe ist kein Stillstand, keine Abnahme (im Gegentheil, immer nur Zunahme), keine Sinnlichkeit, keine Schlauheit, keine Liebedienerei, keine Furcht, keine Selbstzufriedenheit. Alles Gute liebt man nur durch diese Liebe, wodurch denn noch resultiert, dass man also nur durch Ihn und in Ihm allein liebt und folglich auch lebt.

So also denke ich oder besser gesagt — fühle ich.

Dieses Bekenntnis des großen russischen Dichters wird von vielen nachempfunden werden.

Maschinelle Theatereffecte.

Es ist gesagt worden, dass die Schauspielkunst im Sinken, die Ausstattungstechnik des Theaters im Steigen sei. Das ist nun aber nicht richtig. Erstens gibt es noch immer Schauspieler erster Classe, die nicht Theaterfiguren, sondern Menschen darstellen, und zweitens bleibt heute die Ausstattungstechnik weiter zurück, als früher, schon auch darum, weil sie sich des Effectes willen so gerne von der Natur entfernt. In der Decorationsmalerei und den Beleuchtungsmitteln haben wir es freilich weiter gebracht, als alle Zeiten vor uns, aber die Theatermaschinerie arbeitet oft schlecht, was im Zeitalter der Maschinen besonders zu verwundern ist. An Versenkungen, Gewittern, Feuersbrünsten, Häusereinstürzen u. s. w. lässt das Publicum sich das Allerkindischeste bieten und gefallen. Und dem Kunstfreund verderben solche Coulissen-Katastrophen regelmäßig die Stimmung, anstatt sie zu erhöhen. Wenn man derlei nicht der Natur täuschend nachmachen kann, so sollte man's lieber ganz bleiben lassen. Aber die Meininger haben gezeigt, dass es auf der Bühne nicht bloß möglich ist, Menschencharaktere, sondern auch Naturstimmungen, Katastrophen &c. täuschend nachzuahmen. Also, warum wird das nicht allgemeiner geübt?

Ich habe in großen Theatern, Hoftheatern, in denen das Kleid mancher Sängerin oft hunderte von Kronen kostet, Gewitter, Versenkungen, Schiffahrten und

derlei gesehen, wie sie solchergestalt kaum mehr auf einer Dorfbühne entsprechen würden. Alles, sagt ein bekannter Schriftsteller, ist heutzutage auf dem Theater schon elektrisch, nur — die Blitze sind es noch nicht.

In Björnsons „Über unsere Kraft", erster Theil, kommt ein Bergsturz vor, der umso leichter darstellbar wäre, als er sich außerhalb des Scenariums abspielt. In einem großen Theater, wo ich diese Scene sah, hörte man einen heftigen Donner mit der gewöhnlichen Maschine, weiter nichts. Das ist aber zu wenig. Wenn draußen ein Bergsturz sich ereignet, so beginnt ein dumpfes Rollen, das immer mehr anschwillt, bis zum höchsten Brausen, es beben die Wände, es springen die Fenster, es wirbelt Staub und Schutt zu den Fenstern herein, es entstehen matte Feuerscheine, bis alles allmählich wieder abnimmt und zur Ruhe kommt.

In einem anderen Theater sah ich den zweiten Theil von „Über unsere Kraft". Hier wird bekanntlich ein Schloss in die Luft gesprengt, während in seiner Halle die Scene vor unseren Augen sich vollführt. Da es die Zuschauer einige Minuten im voraus wissen, was geschieht, so ist die Spannung eine außerordentliche. Aber die Katastrophe enttäuscht uns gewaltig. Aus den Versenkungen springen die üblichen Flammengarben hervor, einige Wände beginnen sich zu bewegen, werden emporgezogen, von oben fallen einige Stücke herab, alles unter dem Geräusch, als ob Theaterdecorationen in Unordnung gekommen wären, dann sinkt der Vorhang. Und das soll heißen: jetzt ist das Schloss in die Luft gesprengt worden. Die Stimmung ist gründlich zerstört, die Tragödie ist in eine Coulissenreißerei übergegangen. Man zeigt bei diesem Vorgang zu viele Einzelnheiten, während gerade durch die Verhüllung derselben das Größte zu erreichen wäre. Wie müsste ein solches Indieluftsprengen angedeutet werden, gerade bei diesem Stück? Zuerst müsste die Scene dunkel gehalten sein. Plötzlich ein heftiger Blitzeffect von allen Seiten zugleich, ein dumpfer Schlag. dann dichter Rauch, aus dem man nur das Einstürzen hört. Man entziehe alles dem Auge, was sich nicht naturgemäß darstellen lässt, der richtige Lärm ist leichter zu machen. obschon auch damit leicht eine lächerliche Wirkung erzeugt werden kann. Niemals soll man auf dem Theater große Naturerereignisse und Zerstörungskatastrophen im Vordergrunde darstellen, immer halb verdeckt im Hintergrunde. Selbst das Bischen, was man durch ein Fenster herein sehen kann, wirkt mit geringen Mitteln mehr, als ein mit großem Apparat in Scene gesetztes ganzes Bild in nächster Nähe. Ein Schneefall auf der ganzen Bühne wird sich nie so natürlich machen, als wenn man denselben durch den engen Rahmen eines Fensters sieht.

Den Menschen können wir freilich bis aufs äußerste imitieren, weil wir selber Menschen sind; die Naturerscheinungen sind schwerer zu machen, es soll hierin nur das dargestellt werden, was sich mit besten Mitteln täuschend machen lässt. Was leicht unnatürlich und kindisch wirken kann, das lasse man lieber vollends weg. So wirksam das erstere, das Einfache, Ungesuchte, die Dichtung unterstützt, so gründlich kann sie durch einen misslungenen Theatereffect zu schanden werden.

Mich hat es oft gewundert, dass die deutschen Theaterrecensenten nicht auch den Maschinenmeister in das Bereich ihrer Kritik ziehen, dass sie, die oft so viel Gewicht legen auf das Costüm der Schauspieler, auf das, was sonst ins Auge fällt, nicht die Naturerscheinungen, nicht die Coulissenkatastrophen schärfer mit ins Gebet nehmen. Die Maschinerie eines modernen Theaters ist ja kostspielig und großartig ausgebildet, sie muss also auch Großartiges leisten. Die Theatermaschine steht eben auch im Bereiche der dramatischen Kunst. K.

Bücher.

Goethe. Von Dr. S. M. Prem. Dritte Auflage. (Leipzig. Ernst Hoppe. 1900.) Über den literarischen Wert dieser fleißigen und verdienstlichen Darstellung von Goethe's Leben und Schaffen hat sich die Fachkritik schon beim Erscheinen der ersten und zweiten Auflage in sehr günstiger Weise ausgesprochen, und die erfreuliche Thatsache, dass es nunmehr in einer dritten nnd völlig veränderten Auflage vor uns liegt, hat diese Urtheile glänzend gerechtfertigt. Es ist an Gründlichkeit und Ernst der Forschung und an gewissenhafter Berücksichtigung der neuesten Fachliteratur eines der besten Bücher, die über Goethe's Leben und Schaffen in jüngster Zeit geschrieben worden sind, und die treue und streng geschichtliche Darstellung, die ohne Schönrederei und Phrasen die Bedeutung und das Wirken des großen Dichters ins Licht rückt, sichert ihm vor vielen anderen einen unbestrittenen Vorzug. Erhöht wird der Wert des Buches durch eine ungemein reiche Anzahl von Porträts und Abbildungen, darunter einiger, die vom Verfasser nur mühsam herbeigeschafft werden konnten und durch manches Neue, was zu den einzelnen Perioden Goethe'schen Lebens und Schaffens, namentlich seiner späteren Jahre beigebracht wird, so dass das verdienstliche Werk in keiner Schul- und Hausbibliothek fehlen sollte. Dr. Ernst Gnad.

Grazer Kunst. (Graz. Hans Wagner. 1901.) Die „Grazer Kunst“ soll „als Buch, in zwangloser Folge“ erscheinen. Herausgeber ist der Grazer Künstlerbund, also eine Vereinigung von Malern, Bildhauern, kurz, bildenden Künstlern. Musik und Literatur sind geladene Gäste. Denn die eigenartige Idee des Werkes ist, eine Vereinigung der drei Künste zu bringen, wie sie auf steirischem, auf Grazer Boden in die Erscheinung treten. Vollständigkeit konnte hiebei selbstverständlich nicht erreicht werden. Ob sie im Ganzen überhaupt angestrebt wird, wissen wir nicht. Wahrscheinlich in demselben Sinne, wie sie von jeder Redaction angestrebt wird: innerhalb des gegebenen Raumes das zu bringen, was man für gut hält und bekommen kann. Kostenlos bekommen kann — wäre für die „Grazer Kunst“ hinzuzufügen. Denn wie das gesammte Unternehmen nicht auf Gewinn berechnet ist, so ist auch die Mitarbeit eine selbstlose. Nur die manuellen Hersteller, Drucker u. s. w. kommen auf ihre Kosten. Rein künstlerische Gesichtspunkte sind bei dieser Publication maßgebend, dies erkennt man sofort aus dem anfangs Mai erschienenen ersten Buche. Und zwar in zweifacher Hinsicht erkennt man es, in materieller und im geistigen Gehalt. Noch niemals sind in einem Druckwerke, das Verleger, Herausgeber, Redacteure und Mitarbeiter nähren sollte, elf Originallithographien, zwei Netztondrucke, vier umfangreiche Beiträge in tadellosem Notenstich — gar nicht zu reden von zahlreichem Buchschmuck und der vornehmen, durch die Deutsche Vereinsdruckerei hergestellten typographischen Ausstattung auf starkem, gutem Papier — um den Preis von acht Kronen in den Handel gebracht worden. Materiell genommen, ist das erste Buch der „Grazer Kunst“ ein Geschenk an das Publicum. Ob auch in künstlerischer Hinsicht? In künstlerischer Hinsicht ist es insofern ein Danaergeschenk, als ja das größere Publicum dem rein Künstlerischen mit leiserer oder lauterer Feindschaft gegenüberzustehen pflegt. Es mag es nicht recht leiden, wenn der Darsteller nur in sich hineinhorcht, es möchte ihn ein wenig gefällig wissen, der Stimmung Rechnung tragend, in welcher der Leser nach dem Abendessen eine Novelle liest, in welcher der Beschauer zwischen der „Woche“ und den „Wiener Caricaturen“ einen Blick in eine künstlerisch sein wollende Kunstzeitschrift wirft, oder der Stimmung, in welcher der Hörer, abgerackert von der Tagesarbeit und noch ganz erfüllt von dem ärgerlichen Zank, den er soeben mit seinem Vorgesetzten oder seinem Untergebenen hatte, einen Concertsaal betritt. Diese Forderung des Publicums, das Kunstwerk möge sich dem praktischen Gebrauch anpassen und einen Zweck erfüllen, ist durchaus gerechtfertigt, denn wir alle sind Menschen. Aber der Künstler kann sich nicht auf den Kopf stellen, er muss schließlich sein, wie er ist, und manchmal will's halt der Zufall, dass er anders ist, als es den meisten passt. Blätter, wo dies nicht erlaubt ist, nennt man Familienblätter. Die „Grazer Kunst“ ist nicht weniger als ein solches. Die Novelle „Vom schönen Lenerl“ ist eines der packendsten Volksbilder, die Rosegger jemals entworfen. Aber diese grandiose Rücksichtslosigkeit der Schilderung wird manchen erschrecken, ja abstoßen. „Darf“ man das? „Soll“ man das? wird es heißen. Der unbezwingbare künstlerische Trieb, der jenseits alles Dürfens und Sollens in der Darstellung einer sozusagen gigantischen Gemeinheit dieselbe Befriedigung findet, wie in freundlicheren und

ansprechenderen Motiven, darf selbstverständlich ebensowenig auf weiteres Verständnis hoffen, wie der Humor in Ertl's Legende „Der Wolf von Gubbio", aus der gewiss mancher in vollkommener Verkennung künstlerischer Beweggründe irgend eine Tendenz, sei es eine kirchliche oder eine antikirchliche, heraus deutet. Ebensowenig sind die klangvollen, nur mit dem Gefühl erfassbaren Gedichte von Graf, Kollar und Ubell einer weiteren Volksthümlichkeit gewidmet. Und doch bieten besonders die gleitenden, wie musikalische Accorde vorrüberrauschenden Rhythmen Ubells dem Kenner zweifellos Echtes und Wertvolles. Gedanklicher und darum verhältnismäßig leichter ist die Lyrik A. v. Drasenovich's, der mit einer ruhigen und vornehmen, hauptsächlich auf die bildende Kunst bezüglichen Einleitung das Heft eröffnet. Die Musik des Bandes haben wir von Sigmund von Hausegger spielen und — wie er sich ausdrückte — mit „der bekannten Componistenstimme" singen hören. Auch hier echte Kunst, deren Reize aber keineswegs an der Oberfläche haften, sondern errungen, erobert sein wollen. Hausegger, Kienzl, Peters haben je ein Lied beigesteuert. Entzückende musikalische Gedanken! Und prächtig auch ist Hugo Wolf's Opern-Bruchstück, eine innige, triumphierende Musik, leicht hinschreitend und verhältnismäßig rasch erfassbar. Durchwegs künstlerisch und nur theilweise allgemein empfehlenswert ist auch die bildnerische Kunst vertreten. Einen wunderschönen Liniensfluss, eine originelle, neue Auffassung zeigt die „Magdalena" von Winkler, dargestellt in halberhabener Modellierung. Die Lithographien von Presuhn sind etwas scharf und keck in der Farbe, aber es sind doch gelöste Probleme. Das Schabblatt von Schad-Rossa muss die Freude jedes Kenners der Technik bilden, auch erschließt es seinen Stimmungsinhalt, wenn man, ebenso wie es bei der Literatur und Musik des Heftes nöthig ist, darnach ringt. Dasselbe gilt von der Lithographie „Heimat" und dem Titelblatt, gleichfalls von Schad. Wir haben diesen Namen zu spät genannt. Er hat nicht nur die bildende Kunst redigiert, sondern auch das Ganze geleitet, war überhaupt die Seele des Unternehmens. In der Redaction sind ihm der junge, als Dichter und Essayst ausnehmend begabte Hermann Ubell für Literatur, der Componist Wilhelm Kienzl für Musik verdienstvoll zur Seite gestanden. Von Schad stammt größtentheils der holzschnittartig wirkende, von der üblichen modernen Geschmacklosigkeit freie Buchschmuck. Auch Konrad hat solchen geliefert, dessen singende Steirer (Lithographie) zu den guten und dabei leichtansprechenden Blättern gehören. Auch Louise v. Drasenovich. Auch Margarethe Suprian, deren blaue Klamm mit Knüppeldamm uns schätzbar scheint. Aber alles nicht landläufig, nicht photographisch genug — so macht man keine Geschäfte. An gute Plakate erinnert die „Hohe See" von Supanchich. — Wir halten es für hübsch, dass einmal aus dem südlichsten größeren deutschen Culturcentrum solch' ein Gruß hinausgeflogen ist in die weiten deutschen Lande, Zeugnis gebend, dass auf diesem exponierten Posten der ideale künstlerische Gedanke selbstlose Förderung findet. Wie wird der Wiederhall sein? Von Seiten der jeweiligen Kunstgenossen, denken wir, ganz freundlich. Von Seiten der Kritik oberflächlich und nichtssagend, wie meistens. Von Seiten des größeren Publicums kühl oder abweisend. Damit haben wir das Werk genügend gekennzeichnet. Überredet worden ist niemand, es zu kaufen. Wer nicht mag, soll es nur um Gottes willen bleiben lassen! Nahezu sämmtliche Erscheinungen des deutschen Buchhandels dürfen bekanntlich fast ausnahmslos „unter keinem deutschen Weihnachtsbaum" oder „in keiner deutschen Familienbibliothek" fehlen. Von der „Grazer Kunst" gilt dies durchaus nicht. E.

Gesetzliche Rechte und Pflichten der Frau als Tochter, Gattin, Mutter und Dienstherrin. Allgemeinverständlich erläutert und begründet von Mantey. (Berlin. Wilhelm Möller.) Wenn jede verheiratete und unverheiratete Person dieses Werk besitzen, recht aufmerksam lesen und darnach handeln wollte, viel Sorgen würden erspart und mancher kostspielige und aussichtslose Rechtsstreit vermieden. V.

Siegen oder sterben. Von Friedrich Rompel. (Stuttgart. Anton Hoffmann.) Der Verzweiflungskampf der Buren gegen die britische Weltmacht fesselt seit vielen Monaten die Aufmerksamkeit der Welt aus tiefster Theilnahme, voll Bewunderung, Mitleid und Entrüstung: Bewunderung der Tapferkeit des kernhaften, kleinen Volkes, das nach der Losung „Siegen oder sterben" mit echtem Heldensinn entschlossen ist, seine schwer errungene Freiheit, sein vielversprechend erblütes Staatswesen, seinen heimischen Herd mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen; Mitleid mit den Angehörigen dieser Streiter, mit ihren Frauen und Kindern, die von den Engländern barbarisch misshandelt, verlassen, vertrieben, in beständiger Angst, Sorge und Noth dahinleben und doch ihre Gatten, Söhne, Väter, Brüder draußen zum Aushalten im Kampfe anfeuern; Entrüstung über den goldgierigen Feind, der sich der höchsten Civilisation rühmt, aber sich nicht scheut, mit seiner Übermacht zwei ganz auf ihre eigene Kraft angewiesene Republiken, die vorbildlich für wahre Civilisation heißen können, widerrechtlich der edelsten Güter zu berauben und in den Staub zu treten. Welcher Geistes- und Sinnesart sind nun

diese südafrikanischen Buren im Frieden und im Kriege? Wie ist ihr Land beschaffen, wie leben sie in ihrem Transvaal, in ihrem Oranje-Freistaat? Und ihre beiden Präsidenten, der greise Staatsmann Krüger, der kraftvolle Patriot Steijn mit ihren Räthen und Gesandten, dann ihre De Wet, De la Rey, Botha, Herzog und die anderen Generale und Helden, deren unternehmende Strategie von den kriegskundigsten Europäern angestaunt wird — welche Gestalt haben sie an Leib und Seele? Während des bisherigen Verlaufes des Krieges sind über die Buren und ihre Führer die mannigfachsten Urtheile laut geworden. Niemand hat aber wohl ein besseres Recht sein Urtheil abzugeben, als der Autor von „Siegen oder sterben", der seit vielen Jahren, auch während des Krieges, als Landesgenosse in beständigem lebendigem Verkehre mit den Buren und ihren Häuptern steht und sich der engsten persönlichen Beziehungen zu den maßgebenden Männern erfreut. — Deshalb sind auch seine Biographien und Schilderungen der Burenhelden bis zum einfachen Kämpfer hinab so wertvoll. V.

Universal-Volkslexikon, zur Aufklärung und Belehrung für jedermann. Unter Mitwirkung geistlicher und weltlicher Fach- und Volksmänner herausgegeben von phil. dr. Nikolaus Thoemes. (Nordhausen. Vincentius-Buchhandlung.) Eine Voraussetzung aller socialen Reformen, denen unsere Zeit offenbar entgegenstrebt, ist zweifelsohne ein höheres Maß von Volksbildung. Ein unentbehrliches Mittel derselben sind u. a. auch die populären, encyklopädischen Werke. Während man auf diesem Gebiete allenthalben in regem Eifer an der Arbeit war, wurde auf katholischer Seite lange fast jede Gegenarbeit vermisst. Umso freudiger begrüßen wir das vorliegende Universal-Volkslexikon. Dasselbe will, laut ausgeschicktem Prospecte, die reichen und kostbaren Schätze, welche die kirchliche wie profane Wissenschaft aller Gebiete in den bedeutendsten Werken der Neuzeit aufgestapelt hat, bei einem mäßigen Umfange in durchwegs leichtfasslichen und klaren Artikeln zum Gemeingut weitester Volkskreise machen. Es ist daher eine reiche Quelle der Belehrung für jeden, der sich über Welt und Wissen in Vergangenheit und Gegenwart, unter besonderer Berücksichtigung katholischen Wirkens und Strebens, katholischer Welt- und Lebensanschauung unterrichten will. Das Werk kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen, weil es sowohl handlich als auch sehr billig ist, während die großen vielbändigen Conversations-Lexika, in ihrer Schreibweise zu hoch gehalten und viel zu theuer, thatsächlich nur wenigen Auserwählten zugänglich sind. Es ist ein zeitgemäßes und nützliches Werk, welches sicher seinen Weg zum Herzen des Volkes finden und sich voraussichtlich überall einbürgern wird. Es sei dasselbe hiermit auch unsererseits auf das wärmste empfohlen, schon darum, weil es auch ein Scherflein zur Hebung der Bildung unseres Volkes beitragen will. Dr. V.

Unterm Regenbogen. Von Paul Remer. (Berlin. Schuster und Löffler. 1896.) Das diesem Hefte einverleibte Stückchen „Die Sonntagspuppe" ist eine Probe von der eigenartigen Poesie des Büchleins. M.

Napoleon I. am Schluss seines Lebens von Lord Rosebery, nebst Illustrationen, den Aufenthalt Napoleons auf St. Helena betreffend. Übertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Schmidt & Günther.) Das Werk eröffnet neue Einblicke ganz eigener Art in die Seelenthätigkeit Napoleons, dieses Mannes, dessen Andenken noch für lange Zeit die Welt beschäftigen wird. V.

Deutsche Export-Revue. Unter diesem Titel wird demnächst eine neue Vierteljahrs-Zeitschrift in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart zu erscheinen beginnen, die regelmäßig über die Fortschritte auf industriellem und technischem Gebiete Deutschlands berichten und ausschließlich dem deutschen Export dienen soll.

Büchereinlauf.

Wolken und Sunnschein. Gesammelte Dorfgeschichten von Ludwig Anzengruber. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1901.)

Unter den Frauentürmen. Roman aus dem Münchner Leben von Maximilian Krauß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

The Forest-Schoolmaster. By Peter Rosegger. Anthori-zed Translation by Frances E. Skinner. (New-York and London. G. P. Putnams Sons. 1901.)

Das Licht ist geboren. Eine Jahrhundertgeschichte in sechs Ausschnitten von A. Süren. (Dresden. E. Pierson.)

Zu Haus. Schleswig-Holstein'sche Novellen von Luise Schenk. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Jürgen Piepers. Niederdeutsches Volksstück von Fritz Stavenhagen. (Hamburg. August Harms. 1901.)

Judas Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christenthums von Anton de Waal. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft. 1901.)

Heimatsklänge von Georg Vogel. In Heften. (Eisenstein. Selbstverlag des Verfassers. 1900.)

Ebbe und Flut. Gedichte von Anton Bruckner. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1901.)

Lebensspiegelungen in Vers und Prosa von Clara Voigt. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Einsame Gesänge von Theodor Lessing. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Das Lied vom Protzen Kilian. Ein heiterer Sang aus der Ostmark von V. Kradowizer. (Linz a. D. E. Mareis.)

Worte der Seele. Ein Gedichtbuch von Erich Sachs. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Drheeme is drheeme. Gedichte in schlesischer Mundart von Wilhelm Oehl. (Grulich. Selbstverlag. 1900.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Schlussband. 1. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. (Wien. Karl Fromme.)

Hinauf zur bildenden Kunst! Laiengedanke von Adolf Thiele. (Chemnitz. Selbstverlag des Verfassers. 1901.)

Der Kampf um die Wohlfahrt von Dr Karl Paruer. (Leipzig. H. W. Theodor Dieter. 1901.)

Der Kampf um das Deutschthum. Heft VII. „Tirol“ von H. Nabert. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Ludwig Vogel, der deutschvölkische Arbeiterführer. Von J. M. Brauner. (Brüx. Deutschvölkischer Arbeiterbund „Eiche“.)

Dr. Martin Luther in Wort und Bild für Jung und Alt von Dr. Julius Disselhoff. (Kaiserswerth. Diakonissen-Anstalt.)

Jahrbuch für christliche Unterhaltung. 1901. (Kaiserswerth am Rhein. Diakonissen-Anstalt.)

Christlich-Theosophisches Gebetbuch als Wegweiser zur Wiedergeburt des Geistes. Empfangen vom Herrn und herausgegeben von Franz Schumi. (Bitterfeld. Verlag des Herausgebers. 1900.)

Die Religion der Zukunft. Von Th. Schultze. (Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1901.)

Reformkatholicismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung. Von Dr. Josef Müller. (Augsburg. Lampart & Comp.)

Das sexuelle Leben der Naturvölker. Von Dr. Josef Müller. (Augsburg. Lampart & Comp.)

Was ist altkatholisch? Kurze Erläuterung des Wesens und der Ziele der altkatholischen Bewegung. Darlegung und kurze Begründung der durchgeführten Reformen zur Belehrung für Altkatholiken und solche, die es werden wollen. Von Josef Ferk, Pfarrvicar der altkatholischen Gemeinden in Steiermark. (Graz. Verlag der altkatholischen Seelsorge. 1901.)

Das Beste in der Welt. Von Theodor Zollmann. (Dresden. Gerhard Kühlmann.)

Allerlei Hobelspäne aus meiner Werkstatt. Gesammelte Aufsätze allgemein-pädagogischen sowie didactischen Inhaltes, geschrieben für Lehrer und Erzieher von Franz Mohaupt. II. Band. (Böhmisch-Leipa. Johann Künstner. 1901.)

Wann der Auerhahn balzt! Lieder und Gedichte von Franz Unger. (München. Franz C. Mickl. 1901.)

Der Vogelfreund. Unsere einheimischen Vögel in Wort und Bild. Von K. G. Lutz. (Stuttgart. Lutz' Verlag.)

Führer für Glarnerland und Walensee. Herausgegeben vom Verkehrsverein des Cantons Glarus, verfasst von Dr. Ernst Buss. (Glarus. Bäschlin.)

Nach Italien mit der Gotthardbahn. Von J. Hardmeyer. (Zürich. Orell Füssli. 1901.)

Bericht über die Thätigkeit der landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft für Kärnten in Klagenfurt im Jahre 1900. Von Dr. H. Svoboda, Vorstand der Versuchsstation.

Bibliothek der Gesammtliteratur. (Halle S., Otto Hendel.) Oskar Linke „Neue Milesische Märchen“. Flavius Josephus, Kleinere Schriften (Selbstbiographie, Gegen Apion, Über die Makkabäer). Oskar Linke Platos unsterbliches „Gastmahl — Gespräch über die Liebe“. Die Baumann'schen Singspiele aus den österreichischen Bergen im Volksdialekt (Das Versprechen hinterm' Herd. — Der Freiherr als Wildschütz — 's erschi Busserl) von Demetrius Schrutz. Wilma Lindhé: „Durch die Brandung und andere Erzählungen“, autorisierte Übersetzung.

Allgemeine National-Bibliothek. (Wien. C. Daberkow.) „Faust“ von Nicolaus Lenau; ausgewählte Dialect- und hochdeutsche Dichtungen von Karl Adam Kaltenbrunner. Johann Rautenstrauch's: „Jurist und Bauer“, „Das Versprechen hinterm Herd“, von Alexander Baumann.

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

Aufruf zur Errichtung eines Adolf Pichler-Denkmals in Innsbruck.

Im November 1900 ist Adolf Pichler, die Edeltanne im deutschen Dichterwalde, niedergebrochen.

Unsterbliche Hymnen hat er gesungen, Gestalten geformt aus dem Thon schlichter Größe und voll treuer Hingebung an die Wirklichkeit; seine Bergheimat hat er geschildert mit liebender Künstlerhand und die Ruhe des Weisen erquickt uns in seinen Werken.

Geologe von Fach, war Adolf Pichler mit unbefangenem Forscherblick begabt und seine Weltauffassung quillt aus dem Boden froher Naturbegeisterung.

Seine Kraft wurzelt im deutschen Volksthum, das er hochgehalten unentwegt mit flammenden Worten, aber auch mit wehrhafter That, als er im Jahre 1848 als Hauptmann der Studentencompagnie, den Stutzen in der Faust, die deutsche Südmark vertheidigte und dann den bedrängten Brüdern in Schleswig-Holstein zu Hilfe eilte.

Diese bergtrotzige Männlichkeit seines Wesens, die ursprüngliche Frische und Gesundheit seiner Gedanken machen ihn vorbildlich für alle Zeiten und stempeln seine Schöpfungen zu einem mächtigen Erziehungsfactor im deutschen Volksleben.

Darum soll uns Adolf Pichler, der Dichter und Weise, der Held und Forscher, wiedererstehen im Bilde aus Erz gegossen; wir wollen ihm ein Denkmal setzen, da, wo er gelebt und gewirkt: in Innsbruck, wohin jährlich Tausende pilgern, die Alpen zu schauen. Und allen Deutschen soll er vom granitenen Sockel herab Mahnung sein, einen Trunk der Gesundheit zu thun aus dem Jungbrunnen seiner Dichterwerke.

Nicht gering sind die Kosten des Denkmals, aber das ganze deutsche Volk wird zur Errichtung beitragen und mit Freuden ein Opfer niederlegen auf dem Altare der Kunstverehrung.

Spenden sind erbeten unter der Anschrift: Adolf Pichler-Denkmal-Comité in Innsbruck.

Die Redaction des „Heimgarten“ aber würde bei dieser Gelegenheit besonders dazu einladen, **Pichler's Werke** zu kaufen und zu lesen. Ein Denkmal, das der Dichter sich selber gesetzt hat, ist doch das wichtigste.

Postkarten des „Heimgarten“.

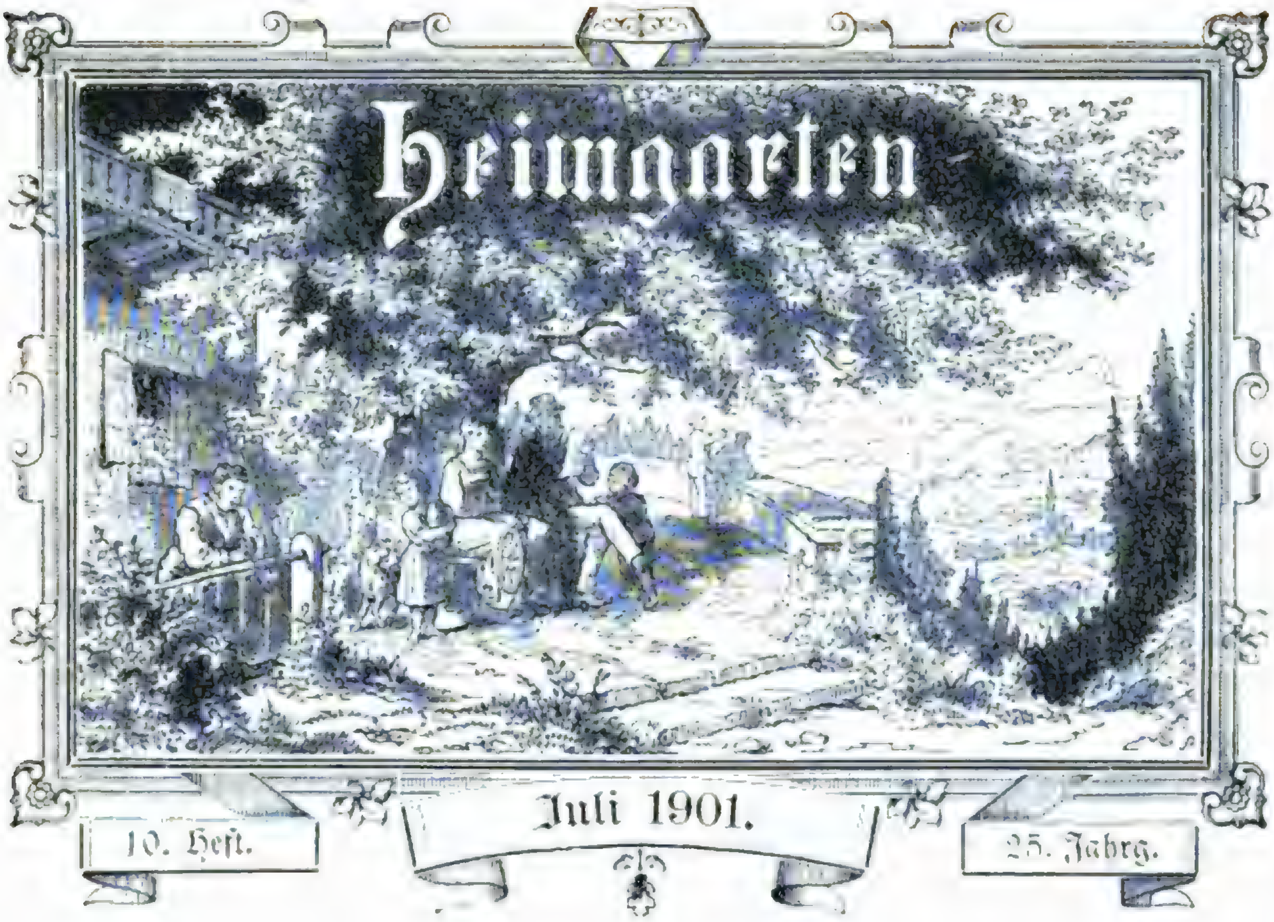
* Rosegger bittet, alle geschäftlichen „Heimgarten“-Correspondenzen an den Verlag „Leykam“ in Graz zu richten, Manuscripte unaufgefordert überhaupt nicht zu schicken, weder an den Verlag, noch an den Herausgeber. Rosegger bedarf den Sommer über zur Erholung großer Ruhe und Zurückgezogenheit.

H. St., Wien. Die Angaben über Adalbert Stifters Geburtsjahr differieren zwischen 1805 und 1806. Auf dem Projecte des zu errichtenden Stifterdenkmals in Linz steht als Geburtsjahr 1805. Vielleicht wird die Zahl bei dieser Gelegenheit endgiltig festgestellt. – Was die „Österreichisch-ungarische Monarchie“ über den „Heimgarten“ sagt, ist uns nicht bekannt. — Sie fragen, was Sie lesen sollen, um Theaterstücke schreiben zu können? Zum Dichten ist weniger eine gute Lectüre nöthig, als ein gutes Talent.

W. J., Frankfurt a. M. Das Anstrengende bei meinen Vorlesungen für mich liegt nicht im Vorlesen selbst, sondern in dem fatalen „Gefeiertwerden“, in den umständlichen Empfängen, in den Gastfreundschaften, in dem Vielsprechenmüssen außerhalb der Vorlesungen. So muss man z. B. nach der Vorlesung müde und erschöpft an einer lauten Unterhaltung theilnehmen, bei welcher von allen Seiten auf einen eingesprochen wird; oft ist sogar noch Musik dabei, die durch das Sprechen überschrien werden muss. Von den lästigen und ermüdenden Autographensammlern gar nicht zu reden. Wenn man sich bei solchen Geselligkeiten langweilt, das ist noch das beste; wenn man sich aber angeregt fühlt, wenn man sich ausgibt, dann ist für die folgende Nacht der ohnehin schlechte Schlaf gänzlich weg und am nächsten Tage ist man gebrochen. Mit vielen anderen Vorlesern sage ich es: Öfter könnte man sprechen, wenn keine Formalitäten dran hiengen, wenn man unmittelbar vor der Vorlesung ankommen könnte und unmittelbar nach derselben wieder verschwinden dürfte. Aber damit sind die Leute nicht zufrieden. R.

(Geschlossen am 15. Mai 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(7. Fortsetzung.)

In Sebald Hauslers Tagebuch findet sich folgendes Blatt:

„Mir scheint, es naht das Ende. Mit diesem Menschen ist es nun aus. Wie der Profoß dem Arrestanten, so reicht er mir täglich mein Essen, kalt und wortlos. Ernst wird er mich wohl nie genommen haben, wenn er abwechselnd Compagnon, Vater, Bruder, Kamerad zu mir sagte. Nun bin ich ihm zu Verachtung. Und das zerschmettert mich. Ich habe ihn einmal lieb gehabt. Jetzt ist das auch weg. Nicht dreispännig gefahren Sesam! Nicht so wie in der Fletz? Es ist der verdammte Blutstropfen der Hausler. — Wie der Profoß den Arrestanten — genau so.

Also endgiltiger Bankerott der Firma Hausler. — Nun heißt es eine kluge Wahl treffen. Ich glaube, der Strick wäre das empfehlenswerteste. Der wird am häufigsten beliebt. Aber —. Jeden Tag hält mich etwas anderes ab. Und aus diesem feigen Lumpenpack will er Übermenschen machen? Man sagt, mit der Entartung werden die Selbstmorde zunehmen. Ich fürchte das nicht. Aus dem heroischen Aufbäumen wird ein ängstliches Zappeln. Es bleibt kaum noch die Kraft, um zu jammern über die Schlechtigkeit, über das Weltelend; zu einem Druck

am Zünglein reicht sie entschieden bald nicht mehr aus. Die feige Bestie der Civilisation. Wenn man wenigstens den Muth hätte, ein gründlicher Bösewicht zu sein. Aber man bringt es bloß zum Spitzbuben — im besten Fall. — Wie der Profoß dem Arrestanten, so schiebt er mir die Nahrung hin. Hohe Zeit! Hohe Zeit! Ich will gehen."

Aber er gieng nicht. Einsam, furchtsam strich er in der Gegend umher, halb im Jägergewand, halb im verschlissenen Salonanzug, Haar und Bart verwildert, die Gestalt bisweilen schwankend. In kurzer Zeit war er so geworden, und die Leute wussten nicht, was sie sich denken sollten.

An einem Herbstabend saß auf einem Steinbühel der alte Lindwurm und eichtete ein Ochsenpaar, das tagsüber am Karren gewesen. Es war schon so dunkel, dass der Vollmond von den Rindern leichte Schattenbilder warf. Der alternde Bauer sprach halblaut mit sich selber und klagte sich sein Anliegen. — „Es geht halt abwärts. Das Geld für den verkauften Hochkaser ist gewesen wie ein Tropfen auf heißes Eisen. Zisch hat's gemacht, weiter nichts. Den Schimmel verkauft, die Uhrkette verkauft, sogar am Hut den Gamsbart verkauft. Lauter kleinwinzige Tropfen — zisch machts und nix ist's." Er und die gute Mutter könnten nicht mehr anziehen. Die Dienstboten thäten nicht gut, der Michel und das Lisele seien die besten Arbeiter. Die Mutter thäte nur zu viel verkochen, fettes und reichliches Essen auf den Tisch, das sei immer ihr „Heil" gewesen. Fremde Leute bewirten, den Kleinhäuslern der Nachbarschaft Brot, Mehl und Speck zutragen, das sei immer ihr Fehler gewesen. „Und den Hunden und Hühnern die reine Leutekost. Sie ist halt ein ganzer Thiernarr. Die Vieher wären ihr lieber als die Leut', sagt sie und streut ihnen alles für. Sie verthut viel. Aus lauter Gutherzigkeit." Früher habe es das auch getragen, aber jetzt sei es kleber — kleber. Und wenn etwan auch noch der Flugbrand sollte kommen übers Korn, nachher könnten sie gleich gute Nacht sagen und ihre Bündeln packen. Etliche Nachbarn thäten klagen, dass sie sich nicht mehr satt essen könnten. Diese Klage habe er nicht. Er sei oft schon satt, bevor er zu Tisch gehe, vor Sorgen. Was einem die Studenten für Kummer machen mögen, das könne man nicht glauben. Das viele Geld, was in die Stadt geschickt und getragen worden sei! Und der eine sitze jetzt da und habe keinen Verdienst. Damals, wie der Michel ausgesprungen sei von der Studie, habe er gerade geglaubt, er müsse alles zerreißen vor Zorn? Jetzt? Wie stünde es mit dem Lindwurmhof, wenn der Michel nicht zurückgekommen wär'!

Die Ochsen grasten mit ihren großen Schnauzen nahe um ihn herum und er hörte, wie sie mit den Zähnen das Gras abrissen. Es that ihm wohl, dass sie so traulich waren, ihn däuchte fast, als hätten sie Theilnahme mit seiner Bedrängnis. „Wird eh so sein, wie die Mutter

sagt. Die Vieher sind besser wie die Leut'." Nun wollte er seinen Ochsen auch etwas Erfreuliches sagen. Vom Toni etwas, dem Mediciner. Freilich habe der das meiste Geld gekostet, das ärztliche Studium sei das allerlängste. Aber nun gehe es ihm schon gut und er werde bald zu einem Erwerb kommen. „Und wenn's auch nur ein Bader wird, so hat er's besser als so ein Weltweiser, der mit seiner Weisheit hausieren geht und dem keiner eine abkauft. Gescheitheit kauft keiner. Gesund ist nit jeder, aber gescheit ist jeder, wenigstens glaubt er's. Ich hab's auch einmal geglaubt von mir selber. Dazumal, wie der alte Zimmermann, der Christian, gesagt hat: Lindwurm, gib sie nit in die Stadt, deine Buben, gib sie nit fort, du kriegst sie nimmer zurück, futsch sind sie. Nichts frisst die Stadt lieber, wie Bauern! — Aber natürlich ich in meiner Hoffart: Studieren, nur studieren lassen die Buben! So geht's halt, wenn man zu weit oben hinaus will. — Seid ihr schon bald satt?" fragte er die Rinder. „Nachher gehen wir heim, dass auch ich zu meinem Kraut komm'."

Bevor er sich noch erhob von seinem Steinbühel, fiel ihm eine Gestalt auf, die den Fußsteig entlang langsam herankam, immer näher und näher. Ein Mann war's, der einen Rucksack trug und in der Hand am Henkel ein Holzkofferchen. Als er ganz nahe war, blieb er vor dem Lindwurm stehen und rief aus: „Wie? Was? Ist das nicht das Vaterl? -- Ist es das? Dann grüß Gott! Ich bin's."

Der Bauer stand schwerfällig auf: „Wenn diese Stimme richtig ist?" Unsicher, zagend sagte er es.

„Ja Vater, sie ist richtig. Der Toni muss doch einmal nachschauen gehen, wie es euch geht, mit einand. Gut, natürlich!"

„Gut, sagst", entgegnete der Lindwurm, „nun, wenn du's eh weißt —"

Der Ankömmling legte seinen Arm um den mageren Mann: „Also, da wär'n wir ja wieder beisammen! — Oho! Mir scheint — mir scheint, das rundliche Bäuchlein ist weg. Darf euch nicht leid sein drum. Wenig Fett, feste Muskeln — das sind die gesündesten Leute. Und das Mutterl? Na, die wird hupfen. Und denkt euch, jetzt kann ich eine Weile bei euch bleiben, jetzt soll's einmal gemüthlich werden auf dem alten Lindwurmhof."

Der alte Bauer fand anfangs kaum die Sprache. „Ist brav, ist brav, Anton", sagte er dann hastig, erregt, wie es sonst nicht seine Art war. „Doctor muss man jetzt schon sagen. Bist du zu Fuß her? Doch gefahren? Schön Wetter haben wir jetzt, gelt?" Sie giengen, die Ochsen vor sich herleitend, dem Hofe zu. „Zu Fuß bist?"

„Freilich zu Fuß. Dafür bringe ich auch einen musterhaft ausgewachsenen Appetit mit. Ja, man könnte ihn ohne Großsprecherei

geradezu Hunger nennen. Aber gewiss, Vaterl! Und wohnen werde ich wieder auf dem Hochkaser."

„Der ist ja verkauft. Hab' ich dir das nicht geschrieben?"

Der Ankömmling blieb wie festgewurzelt stehen und sagte: „Ich bin starr! Ihr werdet doch den Hochkaser nicht verkauft haben! Ja, Leute, seid ihr denn von Sinnen?"

„'s wohnt auch dein Bruder jetzt bei uns im Hof."

„Der Michel, dieser Hallodri."

„Der Berthold."

„Wie? Der Berthold ist da? Der Berthold ist bei euch, dieser hochgelahrte Brahmane? Ja um des Himmelswillen, was treibt denn der in Sesam?"

„Er hat noch keine Stelle."

„Der hat noch keine Stelle?! Na hört einmal, dann ist er selbst schuld. Dann ist's die Größe seiner Weisheit, die in keinem Lehrsaal Platz findet. Ich habe mir's übrigens gedacht."

„Weil nur du aus dem Wasser bist, Anton — —" sagte der Bauer, gleichsam tastend, unsicher den Fuß voransetzend, ob der Boden wohl fest sei.

„Aus dem Wasser — so weit ja", meinte Doctor Anton, „aber noch nicht ganz im Trockenen. Die Sache ist nämlich so: Die erstbeste Futterkrippe will man nicht annehmen. Unter Dreitausend — das ist aber schon die schandbarste Tiefe — kann in unserer Zeit kein Mensch vegetieren, geschweige existieren. Übrigens ist es immerhin gut, sich noch ein wenig weiterbilden zu können, in der Stille, versteht ihr. In der Klinik merkt der junge Arzt erst, was noch fehlt. Das will ich nun nachholen."

Da sagte der Bauer geradehin: „Also zu deutsch, mein lieber Toni, du hast auch noch keine Stelle. Du hast sechs Jahr' studiert und kannst noch nix."

„Aber Vaterl, was soll ich darauf nur sagen? Man kann sich doch nicht selber loben. Große Männer sind immer bescheiden. — Jetzt aber passt einmal auf, wie Mutschgerl springen wird!"

So hatte Doctor Anton sich mit gutem Humor eingehakt. Während der Lindwurm im Hof die Ochsen versorgte, fiel der Heimkehrende der Mutter um den Hals und erhob ein solches Freudengeschrei, dass die Hühner auf der Stange aus ihrem Schlafe schreckten und zu gackern begannen.

„Hau, die Biberln!" rief er lustig: „Mir scheint, die haben schon Angst vor dem Gebackenwerden. Ja, meine lieben Hühner, da kann ich euch nicht helfen. Wenn der Herr Doctor heimkommt, da heißts Aufwartung machen in der Schüssel!"

Die kleine Schwester packte er an den Armen: „Aber Lisele! Willst du denn immer noch nicht in die Höhe? Und es warten schon die Männer auf dich. Soll ich dir einen verschreiben?"

„Aus der Apotheke vielleicht? Dank schön."

Dem Michel, der vom Holzschneiden kam und sich mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht wischte, rief er zu: „Aber Micherl! So schwitzen! Hast du dein Griechisch und Latein denn immer noch nicht verschwitzt?"

Den Doctor Berthold, der lässig am Thürpfosten lehnte, begrüßte er als den achten Weltweisen.

Der Philosoph reinigte mit dem Sacktuch seine Augengläser und gab mit classischer Ruhe der Meinung Ausdruck, dass Sesam nun bald seine Universität haben würde, zwei Facultäten wären auf dem Lindwurmhof schon beisammen.

Der Mediciner hatte unterschiedliche Dinge mitgebracht im Rucksack und Kofferchen, die er an der Tischbank ablegte. Er war in einer Art Touristenanzug, hatte blondes, kurzgeschnittenes Haar und ein rundes, wohlgeröthetes Gesicht, dem weder Stadtluft noch Bücherstaub viel hatte anhaben können. Seine frohe Stimme erscholl durchs ganze Haus. Die Mutter machte auch ein lächelndes Gesicht, später aber stand sie mit ihrem Mann im dunklen Vorgelass und sagte leise: „Aber du mein Gott und Herr, jetzt ist der auch da!"

„Er hat noch keinen Futtertrog gefunden", sagte der Lindwurm.

„Jetzt, was fangen wir an? Zwei gesunde Mägen mehr, die machen schon was aus. Von Herzen gern, dass ich alle daheim hab'. Nichts lieber, als ihnen was geben, wenn man's nur hätt'. Mein Gott, mit den Kindern ist wohl ein blutiges Kreuz!"

„Dass neuzeit alles in die Stadt thät laufen, heißt's", sagte der Alte mit bitterer Ironie. „Ich find' das nit. Mich deucht, die Stadtleut' laufen auf's Land. Wenn's Hunger haben."

„Aber gelt, Vater, vorhalten thust es ihnen nit, gelt? 's ist ihnen eh selber nit gut und dem Toni sieht man's an, wie er sich mit dem Lustigsein trösten will. Es wird doch wohl eine Veränderung nehmen. Was der Herrgott schickt, muss man halt tragen."

Während die Alten im Vorgelass bekümmert waren, schmorte am Herdfeuer schon der Eierkuchen in Schmalz.

„Und schlafen müsst ihr halt beisammen in der Dachkammer oben."

„In der Dachkammer? Aber Mutterl, wir sind ja keine deutschen Dichter."

Wenn diese Bemerkung im Lindwurmhof auch nicht allgemein verstanden wurde, so erlitt des Mediciners Heiterkeit doch keine Einbuße. Doctor Berthold jedoch war durchaus nicht erbaut darüber, mit dem

„Jodoform-Rüpel“ in einem Bette schlafen zu müssen, zumal er sich in diesem nicht als der absolut Stärkere wusste. Und um den Ereignissen vorzugreifen — der Mediciner hat den Philosophen nicht schlecht an die Wand gedrückt.

Denn die beiden standen sich nun auf dem Heimatshause einander im Wege, und gerade im Bette empfand jeder das feindliche Lager. Der Philosoph suchte darin seine älteren Rechte geltend zu machen, stemmte stets Arme und Beine an die Wand, um den Eindringling mit dem Rücken über die Kante hinauszudrängen. Der Mediciner jedoch umarmte fest seinen Leib und sagte: „Bitte, nach Ihnen, mein Herr!“

Berthold rächte sich durch Aussprüche. „Um zur menschenwürdigen Cultur zu gelangen“, sagte er einmal, „müsste man euch Giftmischer überhaupt tödten. Was wollt ihr denn? Das Leben vergiftet ihr, anstatt es zu stärken. Wer nicht gesund ist, verdient überhaupt nicht zu leben.“

„Freund“, antwortete der Mediciner, „du bekommst auf die Stirn einen kalten Umschlag und Rhabarber.“

Eines Morgens fand die Lindwurm-Mutter das Bett in Trümmern. Sie forschte nicht weiter nach der Ursache, seufzte nur: „'s ist halt ein Kreuz mit den Kindern!“ — Sie behauptete immer, all' ihre Kinder gleich lieb zu haben. Sie fürchtete sich zu versündigen durch das Zugeständnis, dass der Toni ihrem Herzen am nächsten stand. Der war als Kind viel krank gewesen, hatte ihr den meisten Kummer gemacht. Jetzt war er Doctor, und sie ertappte sich bei dem frevlerischen Wunsch, einmal ein bischen krank zu sein, um sich vom Toni heilen zu lassen. Sie redete gern über körperliche Leiden zu ihm und was es denn sei, dass der Mensch so auf einmal Seitenstechen haben könne? Und was die Ursache sei, dass man husten müsse, und ob es wohl wahr sei, dass man sich keinen Schnupfen vertreiben soll und welches wohl das beste Mittel gegen die Gicht wäre? Aber es kam nichts rechtes heraus. Der Doctor sagte lateinische Namen und erklärte die alten Hausmittel lachend für Unsinn. Das Schlimmste entstand, wenn die Mutter vom Bader in Oberbusch sprach. Da verlor unser Toni seinen Humor. Die Bader seien alle Quacksalber, man müsse sie hängen, sie seien geradezu gemeinschädlich — wenigstens für junge Doctoren.

Gemeinsam mit seiner Mutter hatte der Mediciner die Thierfreundlichkeit. Wenn sie davon sprach, dass der Mensch Wachsamkeit vom Hunde, Reinlichkeit von der Katze lernen solle; oder von der Dankbarkeit der Hühner, die nach jedem Bissen, den sie schlucken, den Kopf gegen Himmel erheben; wenn sie in allen Thieren die gute Seele sah, die sie selber war, da legte ihr Doctor Anton zärtlich den Arm um den Hals: „Mutterl, du hast ganz recht, Mensch und Vieh — es kommt aufs Gleiche hinaus. Nur daß der Mensch immer einmal ein klein bissel

niederträchtiger ist." Auch der Doctor hatte also die Thiere lieb, spielte manchmal mit den Hündchen und Kaninchen und trieb mit ihnen allerlei Abrichtungsversuche. Nur die Katzen wussten seine wohlwollenden Annäherungen nicht zu würdigen, sie flohen vor ihm über den Dachfirst hin, von gesicherter Stelle schnurrten sie auf ihn herab und machten grünglühende Augen.

Mit dem Lisele standen die Doctoren gut. Anton neckte sie gerne mit dem Heiraten, während Berthold sagte: „Schwester, nur das nicht. Die Gattung ist zu degeneriert, um eines Weiterbestandes wert zu sein, verstehst du?"

„Das ist mir zu gescheit", antwortete sie.

Eines Tages waren im Schachen zwei Knaben aneineinder gerathen. Der Kleinere hatte zum Größeren gesagt: „Du bist ein dummer Mensch!"

Darob versetzte der Größere ihm eine Ohrfeige.

Der Kleinere: „Du bist ein grober Mensch!"

Der Größere spuckte ihm ins Gesicht.

Der Kleinere: „Du bist ein frecher Mensch!"

Der Größere packte ihn, schleuderte ihn zu Boden und würgte ihn.

Der kleine Misshandelte konnte kaum noch gurgeln: „Du bist ein lieber Mensch! Du bist ein lieber Mensch! Franzel, lass mich aus!"

Der Größere ließ locker.

Die beiden Doctoren hatten dem Handel heimlich zugesehen. „Siehst du", sagte Berthold, „so gehts. Der Schwache darf nicht einmal die Wahrheit sagen, darf nicht freimüthig sein, darf nur solche Tugenden haben, die dem Starken gefallen. So wird er heuchlerisch, kriecherisch, tückisch und noch allerhand anderes. Also ausrotten, die Missgeburt!"

„Aber Junge!" lachte Anton. „Du hast ja gerade an den zwei Gassenbuben gesehen, dass den Einen der Freimuth in die Gefahr gebracht, die Heuchelei aber gerettet hat. Folglich ist der Heuchler und der Kriecher der Stärkere."

Berthold legte ihm sanft die Hand aufs Haupt: „Ich segne dich, mein Kind. Nur thue mir den einzigen Gefallen, nicht zu philosophieren. Du blamierst dich."

Das war allemal der Schlusseffect des Philosophen, wenn er sonst nichts zu sagen wusste.

Den aus der „Studie" gesprungenen Michel behandelten die beiden Brüder von oben herab. Der Philosoph herrisch, der Mediciner heiter frotzelnd. Wenn der Michel auf dem Felde den zähen Rasen umgrub, lag der Toni manchmal am Rain und schaute ihm behaglich zu. „Das muss eine Vieharbeit sein", sagte er dann. Der Michel überhörte es, grub und grub.

Ein gutes Zusammensehen hatte der Mediciner mit dem jungen Hochkaserer. Jakobs stillbehagliche Heiterkeit, die sogar manchmal in

Übermuth aufgieng, gefiel ihm. Wenn Jakob an Sonntagen nachmittags sich mit anderen Burschen zusammenthat, mit ihnen sang und jauchzte, zu allerlei Schabernack aufgelegt war und jedes Äderchen an ihm zuckte vor Lebenslust, da gesellte sich auch der Doctor gerne bei, und sie unterschieden sich nicht von anderen herlebigen Bauernjodeln. Jakob war ganz Bauer geworden, als wäre er aus Sesam-Lehm gekrochen — ein jungfrischer Adam. So zuwider ihm der alles bekrittelnde Philosoph war, so gerne hielt er sich an den Mediciner, der trotz aller Widerwärtigkeit auf dem Lindwurmhof überzeugt war, dass die Welt gut eingerichtet ist.

Besonders das, dass andere arbeiten mussten, damit er des Lebens froh sein konnte. Auch Jakob fand es in Ordnung, dass die Arbeit getheilt war, denn er hegte die Meinung, dass der Mediciner manchmal rasend studiere. Auch wenn er scheinbar spazieren gieng. „Solche Herren sind immer thätig, arbeiten sie selbst nicht, so arbeitet es in ihnen." Der selbst so unermüdlich Arbeitende vermochte sich einen Nichtsthuer kaum vorzustellen. In diesem Punkte verließ ihn der Humor.

Darum klagte er eines Tages dem Mediciner seine Noth mit dem Bruder Sebald. Sein Kamerad auf dem Hochkaser sei trotz allerlei Versuche und Anläufe nicht zu einem regelmäßigen Arbeiten zu bringen. Aus Unthätigkeit, Langeweile und den sich daraus ergebenden Dingen sei es mit ihm weit gekommen. Körperlich und geistig. Es sei schwer, alles zu sagen. — Allmählich fand sich der Mediciner aber doch eingeweiht in die Verhältnisse der „Brüder Hausler" und in den Zustand des haltlosen Schwächlings. Der Fall war ihm interessant und war gleich ein willkommenes Object, besonders um psychologische Studien zu machen.

„Nit zu reden davon, dass er mir ganz krank wird", sagte Jakob. „Aber so gar nix thun, so gar nix — das ist nit mit anzusehen. Wo auf Hochkaser in allen Winkeln und auf jedem Fleck die Arbeit liegt, und eine, die sich auszahlt. Da hab' ich im Berggraben oben einen Acker, das heißt, es ist noch keiner, kann aber einer werden und wird einer werden, bis die Steine wegkommen. Wenn jemand alle Tag' ein paar Stund' thät Steine graben — in einem halben Jahr wär's gethan — das beste Kornfeld!"

„Wollen Sie von diesem Menschen verlangen, dass er Boden rodet?" fragte der Mediciner. „Glauben Sie, dass so etwas möglich wäre?"

„Ich glaub's nicht", sagte Jakob.

„Ich auch nicht", lachte der Doctor. „Aber — wissen Sie was — probieren wir's. Wenn wir ihn nur zu irgendeiner regelmäßigen körperlichen Thätigkeit bringen, so ist viel gewonnen. Aber Sie dürfen mir das Spiel nicht verderben."

Zur Zeit war es mit Sebald wirklich so weit, dass er sich mit einem Arzt zu besprechen wünschte, und zwar aus zwei Gründen. Erstens

um sich wieder einmal aussprechen zu können, denn Jakob war immer noch der wortkarge „Profoß“; zweitens um etwa durch kluge Aushorchungen darauf zu kommen, wie man schmerzlos ans Ziel gelangen könne.

Die Gelegenheit ergab sich an jenem Tage, als der Mediciner bei einem Waldgange Sebald im feuchten Moose schlafend fand. Er rüttelte ihn auf: „Das geht nicht, Herr Hausler, das ist nicht gesund!“

Obschon Sebald eigentlich nicht geschlafen hatte, that er doch, als ob er erwache und war erstaunt, den jungen Doctor vor sich zu sehen. Sie kamen in ein Gespräch und der Mediciner äußerte sein Bedenken über Sebalds schlechtes Aussehen. Es war bald so weit, dass er ihm den Puls fühlen, ihn an der Brust beklopfen und sonstige Untersuchungen anstellen konnte. Dabei vermochte er seinen Schrecken nicht ganz zu verbergen.

„Das ist doch seltsam, seltsam!“ sagte er endlich mit der ernstesten Miene. „Eine Constitution, dass Sie damit Methusalem der zweite werden könnten. Und doch dieses Übel, dieses abscheuliche Übel!“

„Welches Übel, Herr Doctor?“

„Herr Hausler“, sagte der Mediciner. „Sie können sich jeden Tag versteigern lassen an den Kliniken. Ihr Eingeweide kommt in Spiritus für künftige Geschlechter. Der Fall ist zu selten. Sie haben den Herzschwamm.“

„Den Herz—.“ Das Wort erstarb ihm im Mund. Jetzt war ihm alles klar, sein ganzes Leben, sein ganzes Schicksal. Er hat den Herzschwamm.

„Da gibt es natürlich keine Hilfe?“ fragte er lauernd.

Der Mediciner zuckte die Achseln. „Gewöhnlich keine“, sagte er dann. „Das Leiden hat seine Wurzel fast immer schon in der Jugend. Im Laufe der Zeit, durch das unnatürliche Leben, das wir arme Culturmenschen besonders in den Städten führen müssen, steigert es sich. Das Herz wird matt, wulstig, unempfindlich, blutleer und fett und mit der Zeit schwammig. Bis natürlich der Patient geistig und körperlich zugrunde gehen muss.“

„Gewöhnlich keine Hilfe, sagten Sie, Herr Doctor. Also doch nicht g a n z ausgeschlossen . . .“

„Fast so viel, als ganz. Das heißt: Ein Mittel gibt es, und gerade für diese besondere Erscheinung ein fast unfehlbares Mittel, aber leider — in unseren Apotheken fehlt es. Weil es sich nämlich nicht aufbehalten lässt. Es muss von dem Leidenden frisch, wie es gefunden wird, angewendet werden. Es ist die uralt bekannte Radix Mandragora, auch unter dem Namen Alraunwurzel bekannt.“

„Alraun!“ fiel Sebald lebhaft drein, „ich hörte davon, das soll ein sehr wunderbares Ding sein. Mein Gott, und kommt sie denn so selten vor?“

„Je nachdem", sagte der Doctor. „Ich kann mich noch erinnern aus meiner Jugend, dass es hieß, da hinten oben im Berggraben wäre eine Stelle, wo Alraun wächst. Richtig doch, meine Mutter muss in ihrem Kasten noch so eine Alraunwurzel liegen haben, die einst eine alte Magd im Berggraben, auf dem sogenannten Brandanger ausgegraben hat. Dort wachsen sie, davon spricht man allgemein in Sesam. Da wäre ja wohl gerade der Umstand, dass Sie in diese Gegend verschlagen wurden, ein wahrer Glücksfall. Wenn wir frischen Alraun finden, so sind Sie gerettet."

Mit steigender Begeisterung hatte Doctor Anton so gesprochen und mit steigender Erregung hatte Sebald ihm zugehört. Noch an demselben Tage kam Hausler in den Lindwurmhof, um die alte Alraunwurzel zu sehen. Der Mediciner hatte sie schon hergerichtet; ein verdorrtes, haariges Würzlein, das, näher betrachtet, aussah, wie ein winziges, bärtiges Waldmännlein. Sehr komisch. Sie mussten lachen, obschon sie das verdorrte Würzlein mit sichtlicher Ehrfurcht beguckten. Alle im ganzen Hause bestätigten, dass auf dem Brandanger Alraunwurzeln zu finden wären. Da meinte Sebald, es würde am Ende doch nur Aberglaube sein.

Der Mediciner lachte lustig auf: „Aberglaube! Das mag ja sein. Was liegt denn dran — wenn's nur hilft!"

Schon am nächsten Tage konnte man sehen, wie Sebald Hausler in seiner Jägergewandung und mit dem Spaten auf der Achsel gegen den Berggraben hinaufgieng. Er schritt weit aus. Oben erreichte ihn Jakob, der nachgegangen war. Er führte ihn auf den Brandanger und wies ihm die Stellen, an welchen etwas zu finden sein müsse. Sebald solle nur alles locker graben und die Steine in die Schlucht hinabwerfen. Dann gieng Jakob davon, und Sebald begann zu graben nach der Alraunwurzel.

Doctor Anton war übrigens nicht gesonnen, seine medicinische Thätigkeit auf Wundercuren zu beschränken. Ein anderes Bild soll beweisen, dass er auch die realistischen Studien nicht aus den Augen ließ.

Dem Lisele war schon einigemal aufgefallen, dass der Anton am Herdfeuer eine lange Stecknadel glühend machte. Da dachte sie einmal, was denn das bedeute? Und als er mit der Nadel davoneilte, schlich sie ihm nach hinaus in die Tenne. Mit einem schrecklichen Bericht kam sie in die Küche zurück zur Mutter. Auf dem Kornschleuderschragen sei ein weißes Kaninchen festgenagelt — ausgestreckt und festgenagelt an den vier Beinen und an den Ohren!

„Bist denn närrisch worden!" schalt die Lindwurm-Mutter das Mädchen und lief auf die Tenne. Das Thor war verriegelt. Sie rüttelte,

da rief drinnen der Anton: „Jetzt kann ich niemanden brauchen da, ich bin im Studieren und will ungestört sein.“

„Was thust du drinnen!“ rief sie und rüttelte mit aller Kraft, bis das Thor aufsprang.

„Ah, Mutterl, das ist nichts für euch. Geht nur wieder kochen“, sagte der Mediciner lachend und wollte sie zum Thor hinausschieben. Sie sprang hin zum Schragen und sah es. Mit beiden Händen fuhr sie sich über die Augen, ob sie recht sehe —. Das festgenagelte Thier zuckte und zitterte krampfhaft, es lebte! Und unter dem Ohr, tief im Fleisch stak jene Nadel, die er vorher glühend gemacht hatte. Die Bäuerin taumelte, sie wollte sprechen und konnte nicht. „Ein Messer, ein Messer!“ Diese Worte stieß sie stöhnend hervor, und als das Lisele ein Küchenmesser brachte — der Doctor glaubte einen Augenblick, die Mutter sei rasend geworden — durchschnitt sie mit zwei heftigen Schnitten die Gurgel des Thieres.

Während das Blut sachte vom Schragen niedertroff, standen sie sich gegenüber — schweigend. Er war ein wenig blass geworden. Sie sprach endlich seinen Namen aus, aber in einem Tone grenzenloser Bestürzung. Er wollte den Mund öffnen, um sich zu vertheidigen, da unterbrach sie ihn gewaltig: „Ja Mensch, hat dich der Herrgott verlassen?! — Nein, nein, mir steht der Verstand still. Das ist doch mein Kind nit! Das ist doch mein Toni nit!“ Und noch wüthender fuhr sie ihn an: „Wo hast du dieses Thierpeinigen her? Anton! Wo hast du dieses Thierpeinigen her? Das hast du nit daheim gelernt. Unter schlechte Leut' bist mir gerathen! Was willst denn damit? Mein heiliger Jesus, Kind, so sag mir doch, was willst denn mit diesem Laster? Hab' ich richtig meinen Verstand verloren, dass mir so was unterkommt? Es kann ja nit sein, dass ein Mensch das thut. Ein Wesen, das niemandem was vermag, das sich voll Vertrau hingibt. Und so was thut ein Mensch, der selber von Barmherzigkeit muss leben alle Tag, die Gott vom Himmel gibt! Und das ist mein Kind, meines! O himmlischer Vater, was hab' ich dir denn gethan, dass ich so etwas muss erleben.“

Auf dieses Geschrei waren die Leute zusammgekommen vom ganzen Hof. Der Lindwurm-Vater sprang ihr bei, sie sank erschöpft vor ihm zu Boden und stöhnte: „So krank bin ich worden . . .“

Sie wurde in das Haus gebracht. Der Mediciner begann sich zu rechtfertigen. Das sei doch keine absichtliche Thierquälerei, das sei eine Sache, die der Arzt für sein Studium unbedingt nöthig habe. An den lebendigen Thieren müsse man den Menschen studieren, weil man den lebendigen Menschen nicht aufschneiden dürfe. Das bischen Schmerz, das ein solches stumpflebiges Wesen etwa empfindet, komme dem Menschen

zugute. Die Fortschritte der Chirurgie, wem seien sie denn zu verdanken? Was er hier gethan, es sei gewissenhafte Arbeit, um die Leiden der Menschen zu lindern. In den chirurgischen Lehrsälen geschehe das an allen möglichen Thieren alle Tage.

Die Mägde wendeten sich mit Abscheu seithin, die Knechte brummten davon, dass man so einen doch selber einmal über den Schragen spannen sollte, er müsse wohl auch stumpflebig sein. Von der Scheune herab schrie der Michel: „Sieben Fuhren Haferstroh sind nicht so dumm und neun Sumpflaken nit so schlecht, wie so ein Thierschinder!"

Alles stimmte bei, nur Doctor Berthold, der Philosoph, machte ein ärgerliches Gesicht über das „sentimentale Geraunze eines venerischen Hasen wegen. „Ist das Thier über, so bringt es eben den Menschen um. Und als ob es nicht Leutschinder gebe, die es weit schlimmer treiben! Und der weichherzige Michel, peitscht er nicht selber die Ochsen beim Pflug? Mit welchem Recht denn? Sind's nicht auch Geschöpfe Gottes?"

Jetzt wollte der Michel was sagen. Schon lange drückte ihn etwas, aber noch einmal dämpfte er es nieder, denn der Vater trat vor.

„Es ist gerade ein Geschrei, als ob ein Verbrechen begangen worden wäre", sprach der Lindwurm. „Wo er doch selber sagt, dass es halt just einmal nothwendig ist und dass es allenthalben geschieht. 's wird doch etwan besser sein, ein Vieh geht zu Grund, als ein Mensch — nit? Wird's doch sogar vom Menschen alleweil verlangt, dass er sich sollt' aufopfern für andere. Und so ein Thier, das gar keine Seel hat, sollt' nit dürfen geopfert werden? Wer ist denn mehr wert? Für was hat Gott die Thiere denn geschaffen, als dem Menschen zu Nutz? Wenn wir das Thier schlachten und essen dürfen — warum nit auch das? Für's größte Gut, für die Gesundheit. Hätt's ja auch können sein lassen, da bei uns, angenehm ist's nit. Für mich wär' so etwas mein Letztes. Wird ihm wohl auch selber kein Vergnügen gewesen sein. Aber wenn morgen von ihm verlangt wird, er soll helfen, so wird er's auch müssen gelernt haben. Jetzt geh Toni und putz auf der Tenne das Zeug weg."

„Ich will auch noch was sagen!" rief der Michel.

„Geh an deine Arbeit, Bub!" wies ihn der Lindwurm zurecht. „Die Rederei macht den Hasen nit mehr lebendig."

„Da hat der Vater recht", murmelte spöttisch Doctor Berthold und drehte sich lässig um seinen Stiefelabsatz. —

„Toni, du bist eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie!" Dieser Ruf erscholl noch zur Thür herein. Dann wurde es still.

Bald darauf — an einem Sonntage war's — kamen die jungen Doctoren auf dem Lindwurmhof zur ungeahnten Geltung. Der Ge-

meindeschneider hatte seit etlichen Wochen ein feines Mädel aus dem Riesleuthofe. Dieses Kind aber wollte der Gemeindeschuster haben. Als nun das Liebespaar beim Staudenhansel war und zur Erhöhung der Herzenssüßigkeit gezuckerten Wein trank, kam der Schuster herbei, warf dem Schneider ein Scheit an den Kopf und nahm ihm das Mädel weg.

„Ein Holzschnitt zur Lehre vom Herrenmenschen und der natürlichen Zuchtwahl“, docierte der Philosoph. „Recht so!“

Nun war aber der Mediciner niedrig denkend genug, dem Schneider das Blut zu stillen, die Wunde zu verbinden und der schwachen Creatur wieder auf die Beine zu helfen. Es war der erste Patient in Sesam, und da er den ziemlich arg zugerichteten Schneider bald auf den Glanz herstellte, so kam nun die ärztliche Praxis.

Um Mitternacht wurde er aus dem Schlafe geweckt: „Geschwind aufstehen, Herr Doctor! Zum Zimmermeister Christian.“ Fast mit allen Vieren vor Freude sprang er aus dem Bette. „Sei gnädig, Toni, bleib da, schenk ihm's Leben!“ rief ihm der Philosoph nach, der Arzt verstand jetzt keinen Spaß und in unglaublich kurzer Zeit war er beim Kranken. Der lag in der dumpfen, stickigen Stube im Schüttelfrost und ächzte. Der Doctor riss das Fenster auf. Das Weib jammerte: „Mein Gott, wenn's nur nit schadet!“ Nachdem er den Kranken untersucht hatte, war sein Dafürhalten: „Ich glaube, es wird eine Lungenentzündung sein.“ Kaum gelang es ihm, seine Freude zu verbergen. Eine Medicin verordnete er nicht, nur kalte Umschläge, womöglich Eis. Das Weib war darüber völlig gebrochen. „Keine Medicin? Wie kann er denn da gesund werden! Und kaltes Wasser? Eis? Das bringt ihn ja um!“ Die Nachbarschaft sagte dasselbe. Man müsse ihn nur kennen, den alten Christian, ein dürres, eingeschrumpftes Männlein, das schier kein Blut mehr in den Adern hat, immer fröstelt und sein Waschwasser jahraus jahrein in der Herdpfanne wärmt. „So ein Mensch jetzt kalte Umschläge? Die jungen Ärzte sollte man wohl in Säcke stecken und in den Bach schmeißen.“

Am fünften Tage starb der Zimmermeister. Beim Leichenzug führten die Leute während des lauten Gebetes leise Gespräche:

„Hätt' auch noch eine Weil' leben können.“

„Ja wohl. Das Alter war's bei dem noch nit.“

„Wenn er richtig behandelt worden wär'. Kalte Umschläge bei einer Lungenentzündung — hast so was schon gehört? So viel versteht eine alte Kuh, dass das gefehlt ist!“

„Der Tod will halt seine Ursach' haben.“

„Dass er aber just im neugebackenen Lindwurm-Doctor seine Ursach' sucht.“

„Uh mei, bei dem wird der Tod noch oft Ursach' finden.“

„Und dazu muss der Mensch vierzehn Jahre lang studieren und einen Bauernhof kosten. Ich thu' das umsonst, Leut' ausblasen, wenn's mir erlaubt ist."

„Sein Bruder sagt's ja. Die alten kranken Leut' hätten nix mehr zu thun auf der Welt. Die werden schon aufräumen, allzwei. Kann eine Freud haben, der Lindwurm, mit seinen Buben."

Die so redeten wurden unterbrochen. Knapp hinter ihnen war der Michel gegangen, der sagte nun, sie möchten diese Sachen doch ein anderesmal besprechen, wenn auch seine Brüder zuhören könnten! Darauf fragten jene, was sie denn gesagt hätten? sie hätten gar nichts gesagt, hätten nur gebetet.

Hernach bei dem Todtenmahl gab's viel zu trinken. Die Witwe tröstete sich so gut sie konnte und als wieder von den kalten Umschlägen gesprochen wurde, zischelte sie weinselig einer Nachbarin zu: „Aber was glaubt's denn! Ich werd' ihm kalte Umschläge geben! So dumm sein! Ich hab's ja gar nit gethan."

Der Michel war fleißig. Er hätte den Toni zwar manchmal am liebsten — er wusste nicht was. Aber seine Ehre muss man doch retten. Am nächsten Tage wusste es ganz Sesam, dass der Christian gestorben, weil sein Weib die Anordnungen des Arztes nicht befolgt habe. Und nun konnte der Mediciner sein Haupt leidlich hoch umhertragen und nebenbei den Rücksichtsvollen und Bescheidenen spielen. Der Christian hätte natürlich so wie so Nacht machen können — mit neunundsiebzig Jahren. Man müsse nicht glauben, ein Arzt könne Wunder wirken. Wenn man ehrlich sein wolle, so müsse man gestehen —. Er gestand es aber doch nicht. Er sagte nur gerne, der Arzt sei weniger dazu vorhanden, um gesund zu machen, als um gesund zu erhalten. Darum bekämen die chinesischen Ärzte für jeden gesunden Tag ihrer Herrschaft fünf Ducaten und für jeden kranken fünf Prügel. — Doctor Anton gieng manchmal zu den Bauernhöfen umher und ertheilte ihnen mancherlei Rathschläge, wie sie wohnen, essen und sich kleiden sollten, um gesund zu bleiben. Die wertvollsten Einnahmsquellen für den Dorfarzt seien die Stalljauche vor der Hausthür, der Dunghaufen über der Wasserleitung, das ranzige Fett in dem Kübel und das schimmlige Stroh, auf dem die Leute schliefen. Er glaube aber auf solche Einnahmsquellen verzichten zu sollen.

Der Herr Doctor ist halt nobel! dachte der Michel bei sich. Ist leicht nobel sein, solange man von anderer Leute Arbeit lebt. Der alte Lindwurm geberdete sich nun aber doch ein wenig stolz auf den Sohn und seine kalten Umschläge, die nicht befolgt worden waren.

Sebald Hausler wollte verzagen. Es war der Spätherbst gekommen, es lag Reif auf dem Grase, der Rasen begann zu frieren und er hatte noch immer die Alraunwurzel nicht. Jeden Tag war er — oft schon früh morgens — hinaufgegangen zum Brandanger. Wühlte die Erde auf, grub Steine heraus, riss allerlei schlechtes Gewurzel hervor, aber er fand nichts. Trotz der Maßregel Antons, nur immer hübsch ruhig und beharrlich zu graben, sich nicht zu übereilen und nicht fahrlässig zu werden, war er endlich in eine große Hast gerathen. Schon einen breiten Fleck hatte er umgearbeitet, jede Scholle hatte er zerschlagen, ob nicht vielleicht in ihr die kostbare Wurzel verborgen sei. Jeden Knollen und jedes Bodengeflechte untersuchte er genau, aber es war nichts. Weil das geheimnißvolle Mittel, an dem sein Leben hieng, vor dem Schneefalle noch aufgefunden werden musste, so wollte er Mitarbeiter haben. Da half ihm manchmal Jakob, grub Steine aus, verbrannte Gestrüpp und freute sich heimlich, wie sein Brandanger sachte gerodet wurde.

Sebald betrachtete manchmal seine Hand. Ein Jammer, wie sie schwielig und braun geworden war! Die schöne schlanke Hand! Aber den Milchbrei kochte Jakob besser, als früher. Und wenn er nicht immer von der Alraunwurzel hätte träumen müssen, wäre auch der Schlaf leidlich gewesen.

Und eines morgens war der weiße wirbelnde Winter da. Um die blätterlose Eiche, die vor dem Hause stand, tanzten die feinen Flocken, die Bäume am Rain steckten ihre Besen in den Nebel auf und alles Weitere war verhüllt, versunken in unendlichen, schneienden Nebel. Im Tagebuch heißt es:

„Es ist verspielt. Dem Tode geweiht. Bin ich noch jemand? Es scheint doch, daß ich bin, denn ich habe Angst. Ich bin ein Sünder wider die Natur. — Jakob, er spricht wieder, aber es ist nichts mehr. Ich glaube, dieser Mensch ist so geschmacklos, glücklich zu sein. Ein halbes Jahr habe ich nun mitgelogen in diesem Bergwinkel. Mitgelogen je nach Laune, die, las ich irgendwo, der Wille der Schwachen ist. Es ist alles so ekelhaft. Und Schuld an allem Unglück ist der Alte."

Der reiche Hausler, bei einem einfältigen Bauernburschen das Gnadenbrot genießen. Und sucht die Alraunwurzel. Das Leben ist schön — aber dumm."

Da hob er einmal seinen Kopf: „Jakob, wie stehts mit uns Zweien? Wir kommen nicht mehr zusammen."

„Wir sind immer beisammen."

„Wir sagen nichts mehr."

„Weil wir nichts zu sagen haben."

„Bist du zufrieden?"

„Ich arbeite."

„Sprich mir das Wort arbeiten nicht mehr aus. Es kratzt wie ein Reibeisen. Mich dünkt, du willst heiraten und ich bin dir im Wege, sprich's nur aus. Du fürchtest, daß ich dir das Lisele ableibe. Du hast die Alraunwurzel versteckt. Du hast sie ausgegraben und versteckt, gestehe es nur. Jetzt will ich aber erst recht leben. Justament!"

Jakob sagte kein Wort. Es graute ihm. Wenn's keine Beschäftigung gab, war es doch noch schlimmer. Jakob wollte ihm eine alte Person zur Pflegerin nehmen. Dagegen lehnte Sebald sich auf! Er lehnte sich auf, er hatte einen eigenen Willen. Sollte das nicht schon ein Erfolg der wochenlangen Arbeit auf dem Brandanger sein? Üble Laune sei ein besseres Zeichen als Stumpfheit, meint Doctor Anton. So sagte Jakob einmal: „Bruder Sebald. Im nächsten Frühjahre mußt du zeitlich anfangen. Ich will dir helfen. Wir finden sie sicher."

„Was finden wir?" fragte er träge entgegen. „Mir ist's einerlei." Und verstumpfte wieder.

Eines Tages erschien der alte Lindwurm. Er müsse doch wieder einmal den Hochkaser anschauen. Jakob führte ihn überall herum, zeigte ihm die Vorrathskammer, die stattlich gefüllt war, die Kuh, die er längst gekauft hatte und reichlich Milch gab, das Maulthier, das wohlgepflegt eine fast glänzende Haut hatte und den Kopf so vornehm emporhielt wie ein Pferd. „Bei gutem Wohlsein wird sogar ein Halbesel adelsstolz", sagte Jakob.

„Du musst einen braven Stallknecht haben", lobte der Lindwurm.

„Ja der Stallknecht bin ich."

„Und eine fleißige Kuhmagd."

„Die bin ich."

„Aber du bist doch der Hausherr."

„Und auch ein bissel die Hausfrau", sagte Jakob, dieweilen er Anstalt traf, den Bauer mit Brot und Apfelwein zu bewirten. Dann wollte der Lindwurm wissen, wo er den Apfelwein beziehe, wie er Fett, Salz und anderes einschaffe, und ob er das schmackhafte Brot selber gebacken habe. Die Auskünfte befriedigten ihn. „Da muss man Achtung haben!" sagte er, „nur eins, wenn ich dableiben müsst', zu still wär's mir bei euch."

„Gar laut ist es nit", entgegnete Jakob.

„Weib und Kind gehören her", rief der Lindwurm fast feierlich aus. „Der Hochkaser wachst. Ich fürchte, Jakob, bald ist auch mein alter Lindwurmhof wieder beim Hochkaser. Leider ja, mein lieber Nachbar, ich werd' verkaufen müssen. Ich hab' die Kurasch verloren. Möglich, dass es mein Michel noch wagt. Thut halt gute Nachbarschaft halten miteinand. Ja so, jetzt hätt' ich bald vergessen. Am nächsten Erchtag haben wir Christtag. Da sitzt man nit gern allein, der Mensch braucht eine Aufheiterung. Komm zu uns zum Essen. Nimm auch den Herrn mit."

„Sind euch die Leut' bei Tisch immer noch zu wenig?" fragte Jakob.

„Wo ihrer dreizehn sitzen, haben auch vierzehn Platz."

Als der Bauer davon war, erschien an der halb offenen Thür Sebald, der gehorcht hatte.

„Man darf gratulieren!" sagte er heiser lachend.

„Wie so?"

„Er wirft dir das Mädel ja nachgerade an den Kopf!"

„Davon hat er nichts gesagt."

„Nichts. Nun, wie du's nimmst. Meinen Segen habt ihr. Und mich braucht ihr nicht. Stattlicher Knabe, zum essen sollst du hinabkommen."

„Sie werden nit zu dreizehn sitzen wollen," meinte der Bursche.

Am Christtage war großer Schneefall eingetreten. Sebald ließ danken. Jakob brauchte, im tiefen Schnee watend, fast eine Stunde bis zum Lindwurmhof hinab und kam doch noch zu früh. Das ganze Haus roch nach Krapfen und Braten. Die Lindwurm-Mutter war hochgemuth und frohgeröthet im Gesicht. Kochen, braten und rösten, einer Bäuerin höchste Lust. Nun war sie fertig und gieng von einem Fenster zum andern um zu sehen, ob die Leute denn noch immer nicht von der Kirche kämen. Es schneite und schneite, und sie kamen nicht. In der großen Stube am Tisch waren die zwei Doctoren und spielten Karten. Der eine saß, der andere stand auf einem Fuß, mit dem zweiten kniete er auf der Bank.

Die Mutter kam, um den Tisch zu decken und sagte zu den Söhnen: „An einem so heiligen Tag wär's wohl schöner, ihr thätet Psalter beten als wie Karten spielen."

„Aber Mutterl," rief der Mediciner munter, „den Psalter haben wir ja schon gebetet."

„Wenn Ihr gebetet habt, dann seid ihr brav", entgegnete sie mit Beruhigung und gieng in die Küche.

„Anton," sprach missmuthig der Philosoph, „hast du nicht den Muth, die Wahrheit zu sagen?"

„Warum hast du sie nicht gesagt."

„Angelogen würde ich sie nicht haben, wenn sie mich gefragt hätte. — Schellzehner!"

„Das ist sehr tugendhaft von dir, mein weiser Sokrates von Sesam. Aber wisse: Angelogen habe auch ich sie nicht. Den Psalter haben wir ja doch einmal gebetet. Sie hat ja nicht gefragt, wann? — Gestochen mit Ass!"

„Jesuit!"

„Weil ich's gern hab, mein Mutterl," sagte Anton. „So will ich sie nicht kränken. Ein Arzt muss wohlthun. Die Wahrheit thut selten wohl und um sie zu sagen, sind die Philosophen da. — Eichelsiebener!"

„Gut, und die Wahrheit ist, dass ihr ein Lumpengesindel seid. — „Trumpf!"

„Ihr? Wer sind diese ihr? Etwa die Ärzte? Mein Freund, an mich kannst dich verknusen nach Belieben, das ist mir Wind. Aber meinen Beruf lass' ungeschoren — will ich ergebenst gebeten haben!"

So knufelten sie während des Kartenspiels. Jakob saß daneben und suchte durch lustige Bemerkungen das gereizte Gespräch immer wieder ins Spasshafte zu leiten. Die Lindwurm-Mutter war schon ganz aufgeregt worden. — „Wenn die Leute nicht heimkommen, da verdirbt ja das Essen! — Es dunkelte der Abend, es schneite und schneite, und sie kamen nicht.

Der Philosoph zündete die Öllampe an, es war noch eine mit Rüböl. Der Mediciner erheiterte sich darüber, dass in diesem Hause noch immer das Petroleum nicht eingeführt sei. Petroleum, das fand der Philosoph zu philisterhaft.

„Die Herren von Dunst sind halt fürs Gas," sagte der Mediciner.

„Und die Herren von Dusterer haben vom elektrischen Licht noch nichts gehört," versetzte Doctor Berthold. So ergiengen sie sich nun über die verschiedentlichen Licht- und Leutegattungen und welches die vollkommenste Art sei.

„Das ist alles noch nix", redete Jakob drein. „Ich weiß ein Licht, dass alle anderen Arten übertrifft. Es stinkt nit wie das Rüböl, rußt nit wie das Petroleum, platzt nit wie das Gas, verdirbt die Augen nit wie das Elektrische. Man kann's überall mitnehmen, ohne Umstände jeden Augenblick in Betrieb setzen."

Na, das Licht möchten sie einmal sehen. — Gut, sagte Jakob, in fünf Minuten bringe er die ganze Fabrik in vollstem Gang zur Thür herein.

„Aufgeschnittenes gibts!" lachte der Mediciner. „Wir werden uns damit den Appetit verderben für das Christmahl."

Jakob war hinausgegangen und kam in kurzer Zeit zurück mit dem Lichte, das alle aufgezählten Vorzüge hatte. Es war eine Talgkerze.

Dieser kleine Auffitzer brachte beide Brüder in Humor. Der Mediciner fand ihn sogar sinnig und treffend, der Philosoph suchte aus der Lade eine alte Lichtscheere hervor, und so rüsteten sie den Tisch aus, bis man vom Vorhause her endlich das Abklopfen der Schuhe hörte und die Leute da waren. Vier Stunden hatten sie gebraucht von Oberbusch her und Mühe kostete es, aus allen Kleidern den Schnee zu

stäuben. Die Männer traten mit weißen Hemdärmeln in die warm geheizte Stube, die Weibsleute zogen trockene Joppen an, und nun gieng es endlich zum Essen. Beim gemeinsam gesprochenen Tischgebet stellten sich die Doctoren, als thäten sie mit, markierten aber doch so, dass man merkte, für sie sei das lediglich Formel und nichts weiter. Den Michel wurmte das. Gerade diese Faullenzer hätten doppelt Ursache, demüthig um Speise und Trank zu bitten. Der alte Lindwurm setzte sich mit würdiger Miene in den Winkel unter die Heiligenbilder. Die Doctoren an je ein Fenster. Jakob war neben das Lisele zu sitzen gekommen. Aber das Mädel hatte mit dem Bedienen zu thun und konnte nicht „drei Vaterunserlang“ ruhig sitzen und essen. Die Schüsseln und Pfannen stellte sie durchaus nicht gerade so auf den Tisch, dass an Jakobs Seite die schlechtesten Bissen zu liegen kamen. Das Christmahl kommt alle Jahre nur einmal. Da gab es gesottenes Fleisch, gebratenes Fleisch, Klöße, Nudeln und Krapfen, Tunken, gekochtes Obst und Obstwein, der im gemeinsamen Krug um die Runde gieng. Über dem Tisch an einer Schnur hieng die Öllampe, an der Bilderleiste stand im Blechleuchter das Talglicht.

Das Tischgespräch war anfangs einsilbig und schläfrig gewesen; der Festgottesdienst in Oberbusch, der große Schnee wurden mit halben Sätzen besprochen.

„Zur Predigt bist zu spat gekommen, Michel!“ sagte der Lindwurm in ruhigem aber doch verweisendem Tone zum Burschen.

Dieser entgegnete gereizt: „Ich weiß Leut’, die gar nit in der Kirche gewesen sind.“

Doctor Bertholds Augen blitzten den Bruder an: „Nur Kurasch, Micherl! Nenne sie nur, diese Leute, es geschieht dir nichts.“

Der Michel nagte an einem Knochen des Schweinsbratens, ernstlich bemüht, seinen Groll hinabzuwürgen.

„Nun, Brüderchen, warum redest du nicht?“

Dazu der Mediciner: „Er kennt halt den Brauch, dass Kinder bei Tische schweigen sollen.“

Michels Stirnader schwoll an, seine Finger, mit denen er den Knochen an den Mund hielt, bebten, während des Nagens und Schlingens begann er zu sprechen — stoßweise: „Was habt ihr denn alleweil mit mir, ihr zwei? So viel Kurasch hab’ ich schon noch! Kinder, die bei Tisch schweigen sollen. Aber Holz hacken im Wald, das müssen sie, dass die Herren Doctoren nit erfrieren beim Ofen. Und Brocken herschaffen, das dürfen sie auch, diese Kinder, dass die fürnehmen Cavaliere was zu beißen haben.“

„Genier’ dich nicht, Kleiner“, reizte der Mediciner, „sonst verschlägts dir die Galle und du bist morgen gelb wie ein Chineser.“

„Die Farbe stimmt ja!“ gab der Philosoph bei.

„Nit tratzeln am heiligen Tag!“ mahnte der Vater.

„Ich will Frieden haben,“ sagte der Michel.

„Er hat angefangen,“ erinnerte der Mediciner.

Jakob sprang für seinen Freund ein und gab zu bedenken, dass der Michel von den anderen immer gereizt werde.

„Die Frotzlereien, ich hab' mir sie lang genug gefallen lassen“, sagte der Michel und nagte, um zur Noth die Aufregung zu verbergen, krampfhaft an seinem Knochen. „Schon ausgelacht haben mich die Leut', dass ich mir alles so thät' gefallen lassen von den Herrenbrüdern. Die alles Schlechte wissen und nix Gutes können. Der eine lehrt das Leutumbringen, der andere thut's. Und probieren thut er's bei den Hasen, Katzen und Hühnern. O ja! O ja!“ fuhr der Bursche zum Mediciner gewendet grell und heftig fort, „Im Schachen drüben, weißt du! Der Henne lebendigerweise das Hirn herausgeschnitten. Weil du selber keins hast. Und wie du dem Ferkel den Hals hast verstopft mit dem Wollenknäuel, weißt du! — Und solcher Leut' wegen muss der Lindwurmhof zugrund' gehen. Und sitzen die Taugenixe da wie zwei Pfründner, nur dass sie nit so schlechte Bissen kriegen! Dabei zerplatzt der eine alleweil vor Gift und Gall und der Andere ist der Hans Narr und macht den Leuten Späße vor, dieweil er sie um —“

„Still bist mir!“ schrie der Vater.

„O ja! Werd' gleich still sein, weil ich geh! Wenn sie nit gehen, so geh' ich! Bei einer solchen Luderei bleib' ich nit. Wenn ich die Herren füttern soll — mit meiner Arbeit. Ich thu's nit mehr, ich bleib' nit. Ich — ich geh!“ — — Die letzten Worte in erstickten, gurgelnden Luftstößen. Der Bursche keucht, stöhnt, röchelt, fährt sich mit dem Finger in den Rachen.

„Jesus Maria!“ schreien sie und springen empor. Mit flachen Händen, mit Fäusten auf seinen Rücken schlagen sie, dieweilen er mit den Armen krampfig umherfährt. Die Augen sind ihm hervorgequollen, dunkelroth angetrieben das Gesicht — das Gurgeln zuckt ab.

„Er erstickt! Alle heiligen Nothhelfer, bittet für uns, er erstickt!“

Der Mediciner schüttelt den Burschen mit aller Macht, knetet ihm die Gurgel, fährt ihm mit einem Löffelstiel in den Schlund. Vergeblich.

„Unser Michel — er geht“, sagte einer der Knechte leise — aber man hört es doch und das verstärkt den Jammer. Am ruhigsten ist die Mutter. Sie benetzt des Sterbenden Antlitz ununterbrochen mit Wasser und Essig. Der Vater will ihn auf den Kopf stellen. Da hat der Mediciner an der Wandleiste die Lichtscheere erfasst, daran das Gehäuse losgerissen und biegt jetzt den Erstickenden rücklings über den Tisch. „Halt'ts mir seinen Mund auf!“ Die Lichtputze wie ein Zänglein hand-

habend fährt er ihm in den Schlund — im nächsten Augenblick gurgelt, röchelt, pfaucht es wieder und der Doctor hält an der Lichtscheere den hervorgeholten Knochen hoch vor aller Augen hin.

Ein Freudenschrei geht durch das Haus.

Als der Michel hernach auf der Bank lag, aus Mund und Nase blutend, aber ruhig athmend — da verlangte er den Bruder Anton zu sich. Er sagte nichts, er hielt ihm nur die Hand entgegen.

„Kindskopf!" sagte der Doctor und schüttelte sie derb.

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

Eine wahre Geschichte von **Louise Seidl-Derschmidt.**

„Wer raunzt, dem sollst was nehmen — und wer prahlt, dem kannst was schenken."

Das Sprichwort ist mir wieder einmal eingefallen, wie mir mein Holzbauer die Geschichte vom neidigen Hansmann-Mörtl erzählt hat.

Da ist's zugetroffen, dass das Sprichwort zweimal gepasst hat, denn der Mörtl war auf der einen Seite ein Raunzer, auf der anderen ein Prahler; und trotz seinem guten Auskommen hätt'st ihm getrost einen Kreuzer schenken können, — er hätt' ihn angenommen.

Ich bin mit meinem Holzbauern nach G.... gefahren und wir sprachen von der schönen Gegend am linken Donauufer, die wir nebstbei rechts und links von unserer Straße bewundern konnten.

Bei dem Schauen fiel mir ein schönes Bauerngut auf, das auf einer kleinen Anhöhe lag, umgeben von sanfthügeligen, üppigen Feld- und Wiesengründen, während dahinter finsterer Fichtenwald emporstrebte.

„Das gehört dem Hansmann-Mörtl", sagte mein Begleiter. „Da auf der rechten Seite, das Ausnahmstöckel ist schier von Pfundäpfel- und Kaiserbirnbäumen verdeckt, und an der Hauswand das Grüne, — das sind gar Weinreben. Die Luderwies'[1]) kann er viermal mähen, der Mörtl. Der hat leicht lachen g'habt, so schön hat ihm sein Vater 's Haus übergeben. Ist aber auch ein Mann gewesen, wie er noch Bauer war, wie man ihn weitum nicht findet.

Warst in einer Geldnoth, so hast ihn heimsuchen können, und war keine Penzerei wegen dem Zurückzahlen, wenn er nur g'sehen hat, dass keine Lumperei mit dem Geld ist getrieben worden. Freilich, wenn er so was g'spannt hätt, da hat er keinen Spaß verstanden; — ehe er's gelitten hätt', dass mit seinem Geld, das er sich mit Müh' und in

[1]) Hauswiese zum Grünfüttern.

Ehren erworben hat, wär Schindluderei ausgeübt worden, eher hätt er so ein' Schuldner pfänden lassen, wenn gleich der letzt' Nagel vom Häusel hätt' hermüssen.

Jetzt, seit er im Ausnehmen ist, der alt' Hansmann, jetzt ist er erst weißschädlig worden; wenn er jetzt ums Haus herum geht, pfeift er nimmer dazu, sein Tabakspfeiferl hat er die längste Zeit 'im Maul und vergisst auf's Rauchen und kennt's nicht, dass lang 's Feuer ausgangen ist. Dazu lasst er den Kopf hängen bis auf die Brust; man weiß nicht, zählt er in einemfort seine silbernen Leiblknöpf' oder bet' er.

Seit den fünf Jahren, dass der Hof seinem Sohn gehört, ist halt alles anders worden.

Eine frische saubere Bäurin hat er ins Haus 'bracht, der Junge, und Geld hats gehabt gewiss ein halbs Dutzend Tausender.

Aber es ist erzählt worden, dass die junge, brave Fellhuber Lori das Lachen verlernt hat, seit s' Hausmannin worden ist. Die Kapelln hat ihr wohl gefallen, aber der Heilige drin halt nicht. Kann ihr's auch gar nicht verdenken, denn der Mörtl ist alleweil angrob gewesen und neidig, und —, (man soll's nicht laut sagen), wie's zum Kindelbett worden ist, soll's an der schlechten Wartung z'grund gangen sein. Gott tröst's!

Dann ist eine zweite Bäurin kommen. Diesmal war's keine „schwere“, nein, eine ganz arme Dirn vom Hof selber. Drüber hat sich alles gewundert, denn man hat g'wusst, wie der Mörtel auf's Geld geht.

Aber auf einmal hat's g'heißen: Hochzeit ist, obwohl die Erste kaum ein Vierteljahr unter der Erd' war mitsammt ihrem Dirndl; die Trabigkeit[1]) muss wohl ihren Grund gehabt haben, sonst hätt' er so eine Arme gewiss nicht genommen. Aber da war der Alte da, der hat auf eine Ehr' und auf ein Gewissen was gehalten.

Aber die zweit' Bäurin macht dem Mörtl auch nichts recht, so wenig wie der alt' Vater. Immer hat er was mit dem Alten: Er arbeit' ihm halt zu wenig und isst zu viel, und die junge Bäurin kriegt alle Tag' den Speiszettel vom Bauern, der fängt mit der Stosuppe[2]) an und hört mit Kraut und Erdäpfeln auf, nur manchsmal, zu heiligen Zeit gibt's was Besseres.

Er selber schaut schon, dass er was Gutes kriegt. Vorkommen ist's, dass er zu Mittag, wenn ihm die Leut' zu fest dreinghaut haben, — kurz, ehe abgegessen war, — ins Beten angehebt hat, — mit der halbleeren Knödelschüssel abgefahren ist und dem Rest selber weitergeholfen hat.

Drum bleibt ihm auch kein Dienstbot'; und wenn die Bäurin was sagt, dann nennt er's ein Bettelmensch hin und ein hereingeschlichenes

[1]) Eile. [2]) Ordinäre Suppe.

Luder her, und noch schönere Titeln und Schläge könnt's erfragen, wenn's nicht gleich stad ist."

Wie mein Fuhrmann so erzählte, hörten wir auf einmal hinter uns ein Fuhrwerk. Kaum dass er noch auf die Seite fahren konnte, so schnell prellt's daher und die Peitsche knallt auf das arme Pferd, dass es nur so saust.

„Wer ist denn der Viehschinder?" fragte ich.

„Wenn man den Pumerl nennt, so kommt er grennt!" war die Antwort, „der Hansmann-Mörtl ist's."

Und vorbeipritscht ist ein Einspänner an uns. Darauf saß ein junger Bauer, von dem ich nur das rothe Stiergenick mit dem strohfarbenen Hinterhauptshaar sehen konnte. Aber das Gesicht muss einen üblen Ausdruck gehabt haben, denn wir hörten ein paar kräftige Schelter, von denen wir nicht gewusst haben, wen er damit verdammen wollte, sein Ross oder unser Fuhrwerk oder am Ende gar sich selber.

In G.... beim Lerchenwirt sind wir mit ihm zusammengekommen, weil dort die meisten Leute von unserer Gegend einstellen.

Mein Holzbauer hat sich eine Suppe geben lassen und war im besten Gespräch mit dem Wirt wegen des letzten Paar Ochsen, die er ihm kürzlich verkauft hatte.

Wie sie so reden vom Viehpreis und vom Heu, das in der letzten Zeit ein wenig nachgelassen hat, reißt wer die Thür auf und trampelt herein.

Der Hansmann-Mörtl ist's und jetzt kann ich auch sein bartloses rothes Vollmondgesicht sehen und das zuwidere Geschau aus den zusammengezwickten Schweinsäuglein.

Er grüßt niemanden, thut natürlich den Hut nicht ab und setzt sich gleich an den Herrentisch.

„Freund! Der hat sich leicht nicht g'spreizt!"

Wie er zum Reden anfängt, war jedes zweite Wort von der Wirtschaft und vom Herrenzeigen im Hause; von den unnöthigen Fressern, die zu der Arbeit nichts mehr taugen und doch noch gern fein leben thäten.

„Das Magenwasser könnt' einem aufsteigen bei dem Schwefel" — flüsterte mir mein Holzbauer zu.

Da ist mir eben das Sprichwort eingefallen vom Prahler und vom Lamentierer.

Prahlt hat er, wenn er von sich selber geredet hat — und gejammert, wenn er erzählt hat, was seine Leute brauchen und wie viel Geld aufgeht.

Wie es zum Fahren geworden ist, hat er um den Hafer gehandelt, den sein Rösl gefressen hat und auch seine Flecksuppe ist ihm zu theuer gewesen.

„Spannen wir auch gleich ein", sagte mein Begleiter und Fuhrmann, — „ich möcht' hinter ihm nachfahren; vielleicht, wenn er unter-

wegs wo still hält, kann ich ihm ein paar Wörtlein sagen vom vierten Gebot. Man sollt's gar nicht glauben, wie weit der Neid den Menschen treibt."

„Gut", sag' ich, „fahren wir; vielleicht erleben wir noch allerhand."

So sind wir dem Hansmann-Mörtl nachgefahren und haben ihn gleich draußen vor der Stadt beim Kreuzstöckel, wo der Berg anhebt, eingeholt.

Da sitzt ein altes Weiblein auf der Bank, die zum Beten vor dem Kapellchen steht, — ganz matt sitzt es da und der Stock zittert ihm in den Händen, wie es sich darauf stützt.

Sie lässt uns vorbeifahren, dann erhebt sie sich auch, will das Gehen probieren — aber beim zweiten Schritt ist sie zusammengesunken mit einem wimmernden Wehlaut.

Wir halten still und schauen, was es gibt, und wie ich die Alte will anreden, schreit der Mörtl zurück: „Na, Stenzerin, willst aufsitzen?"

Er hat nichts geladen gehabt und das Wägelchen war leicht; drum ist's wohl ein natürliches Anbieten gewesen, aber von einem solchen Menschen hat mich doch die christliche Nächstenlieb' arg gewundert.

Das Gesicht von dem Weiblein vergess' ich mein Lebtag nicht. Zu bitten hätt' sie sich nicht getraut, weil's den Mörtl gekannt hat und dem hat noch niemand nachgesagt, dass er jemanden einen Gefallen gethan hat, bei dem kein Vortheil herausschaut.

Darum hat es auch nicht gewusst, wie 's nur danken soll und ihr Herz ist ihr auch gleich aufgegangen, oder noch besser gesagt — ihr Mundwerk.

Ihr ganzes Elend hat's erzählt, vom Sohn, der vor zwei Jahren durch einen Baumstamm, der ihm den Fuß abgeschlagen hatte, zum Krüppel geworden war; von seinem schweren Verdienst als Taglöhner und Wegmacher.

Und so erzählte sie auch ganz treuherzig, dass ihr dieser Sohn *sechzig Kreuzer* gegeben habe, die er sich erspart habe beim Schotterschlagen.

Wir haben jedes Wort gehört, weil die Fuhrwerke dort gegen die Badeanstalt einen langen Berg hinankriechen müssen, und so ist eines hinter dem andern langsam gefahren.

„Ja, mein Bub", sagte die Alte, „der hat ein gut's Herz für seine alte Mutter; der hat mich gern g'habt und noch kein' Verdruss gemacht, so lang er lebt. Drum hat er mir die sechs Zehnerl geopfert und ich mag wieder auskommen eine zeitlang. Mehr hab' ich nicht, hat er g'sagt, und musst es für heute schon genug sein lassen. Vielleicht gibt mir der Herrgott bessere Zeiten und Gesundheit, dann wird's für uns alle zwei besser."

„Die Hoffnung wird sich auch nicht erfüllen“, sag' ich zu meinem Fuhrmann, wo sollen da bessere Zeiten herkommen, wenn eines krüppelhaft ist und ohnedies zehn andere auf einen Verdienst warten, die die Arbeit schneller und besser ausführen können.“ Derweil hören wir schon wieder den Mörtl, wie er zu der Alten sagt: „Na schau, Mutterl, da hast ja Aussicht, dass du öfter was kriegst. Da musst mir schon ein Viertel zahlen beim Brandlwirt.“ — Wir sind gerade ins Bad eingefahren bei den schönen Häusern vorbei, die der Wiener Doctor hat herrichten lassen für die Kranken.

„Wie wär's denn, fährt der Mörtl fort, wenn ich dich hätt' liegen lassen?“

„Na ja!“ sagte das Weiblein kleinlaut, „weil du schon so gut gewesen bist, will ich schon meine Schuldigkeit thun.“

Jetzt ist mir ein Licht aufgegangen über des Hausmann-Mörtls Barmherzigkeit.

Aber es sollte noch dicker kommen.

Beim Brandlwirt haben wir wirklich eingestellt und er hat das erpresste Viertel Wein gesoffen, das die Alte mit ihren armseligen Kreuzern hat zahlen müssen.

Aber der Mörtl hat noch größeren Durst und lässt sich ein Viertel ums andere einschenken.

Wir sitzen schon etwa eine halbe Stunde, es wäre Zeit zum Weiterfahren, aber der Mörtl hebt sich nicht.

Die Alte hat penzt und gebeten ums Heimfahren, weil sie noch drei Viertelstunden zu Fuß zu gehen hätt' — der Mörtl hebt sich nicht.

„Geh' halt heim, wenn du's schon so trabig hast, glaubst ich schind' mein Rössl zugrund' wegen einer so alten Gratschen? Wenn du mir nicht die zwei Viertel noch zahlst, die ich trunken hab' — so lass ich dich nimmer aufsitzen und du kannst bleiben, wo du bist oder heim gehn.“

Was hat das arme Weiblein thun sollen?

Zitternd hat sie ihre Sechserlein hervorgefangen und hingelegt, aber geseufzt hat sie genug dabei. Wo soll sie jetzt ein Geld hernehmen für eine Suppe in den nächsten Tagen? Zwei Sechser und vier Kreuzer hat's nur mehr.

Wie der Mörtl ihr das Geld hat abgejagt, hat er sich zum Einspannen gerichtet und wir haben auch wieder weitergetrachtet.

Nun hat der Mörtl die Zeit wieder hereinbringen wollen, die er beim langen Sitzen versäumt hat, und ist gefahren wie ein Schwärzer. Eine Stunde war schon noch zuzubringen bis in unser Dörflein und es ist schon völlig finster geworden.

Wie wir beim Wirt in der Grub, unserem heimatlichen Stammwirtshause, halten, steht des Mörtls Ross schon da, zitternd und schweiß-

bedeckt, dass wir es rauchen haben sehen in der kühlen Abendluft, wie wir mit unserer Wagenlaterne in die Nähe gekommen sind.

In der Gaststube sitzt der Mörtl richtig wieder da und das Weiblein am letzten Tisch bei der Thür hat mit sich selber geredet.

„Um vier Kreuzer krieg' ich schon eine warme Suppe; hab' den ganzen Tag nichts gegessen und ein warmes Tröpflein thät' einem alten Leut wohl; weil's mich so viel drucken thut im Magen. Darnach mach' ich mich auf die Füß'; der liebe Gott wird schon wieder weiterhelfen."

Sie hat aber ihre Rechnung ohne den Hansmann-Mörtl gemacht. Der hat ja noch zwei Zehnerl bei ihr gewusst und die haben ihn gestochen.

Wie sich das Weiblein bei ihm verabschieden soll, so sagt er: Ja mein du, ein Viertel oder zwei musst noch zahlen, sonst zeig' ich dich an; weißt schon, wegen was! Glaubst ich weiß es nicht, dass du curpfuschen thust?"

„Um Gottswillen", rief die Alte fast weinend und mit gerungenen Händen, „das wird doch kein Unrecht sein, wenn ich den Nachbarinnen ein bissel Kamillenthee geb' oder Eibischwurzeln gegen das einwendige Wehthun, oder wenn ein Kind sich den Magen verdorben hat. Das hat man zu allen Zeiten thun dürfen; zu was ließ denn unser Herrgott die Kräuter wachsen auf dem freien Feld?"

Die Gäste haben Maul und Augen aufgerissen, weil sie sich nicht recht ausgekannt haben; ich aber hab' gemeint, ich muss unter den Tisch sinken, denn für so schlecht hätte den Mörtl doch niemand angeschaut. Jetzt hat mein Holzbauer dann kleinweise die ganze Geschichte erzählt.

Auf das hin hat der neidige Bauer wohl was zu hören bekommen, daran er zeitlebens denken wird. Da war's nun freilich aus mit der Prahlerei.

Und einer von den Stammgästen hat die Stube verlassen und ist erst nach einer Viertelstunde wieder gekommen. — Steht nicht lang an, geht die Thür noch einmal auf und der Gendarm tritt ein — gradwegs auf den Hansmann-Mörtl zu.

Er frägt ihn um seinen Namen, und wie der ein sauersüßes Gesicht macht und sich doch nicht recht aufzubegehren traut, so sagt der Mann des Gesetzes: „Fünf Gulden Straf' habt's zu zahlen, weil man im Finstern kein Rois ohne Latern' draußen stehen lassen darf, und weil der Bräunl sammt dem Wagel davon ist in des Nachbars Hof hinein. Dort haben wir ihn gefunden beim Futterbarren. Es wird ihn halt gehungert haben."

Wie er das gesagt hat mit einem etwas spöttischen Gesichte, mit seiner ausgiebigen Bassstimme — Freund, da hättest eine Maus rennen hören können, so still war's in der Stube.

Aber gleich darauf haben alle die Rede wiedergefunden.

„Bravo!“ hat der Schulmeister geschrien und alle haben jetzt eingestimmt, gelacht und fast gejauchzt; mir selber hat das Herz im Leib' vor Freuden gepocht. Bin sonst nicht gerade schadenfroh, aber dem Neidszapfen hab' ich die Lection gegönnt.

Noch mehr aber hat mich ein anderes Ding erfreut. Steht auf einmal der alte Bader auf und sagt: „Wisst ihr was, meine Herren, ob wir heut' um eine Halbe mehr oder weniger trinken, das hat bei keinem von uns was zu sagen; deswegen wird keiner ärmer oder reicher. Opfern wir ein Glasl dem alten Weibel da, das um ihr gutes Geld kommen ist durch den noblen Bauern da!“

Und gleich hat er die paar Semmeln, die in dem Brotkorb am Tisch gestanden sind, aufs Tischtuch heruntergestreift und ist mit dem Brotkörbel absammeln gegangen; gleich hat's Zehnerl und Fünferl hineingeregnet, grad genug!

„So“ hat der Bader gesagt und hat das Geld der Alten auf den Tisch ausgeleert, „da, steck's ein, du kannst's brauchen und wir können's leicht entbehren. Und brock' dir nur deine Kräuteln und Wurzeln! Da bin schon ich da, wenn's wo eine Klag' gäb' wegen Curpfuscherei, und solang' ich nichts find' und sag', braucht sich niemand aufzuhalten. Wegen dein' Kramperlthee da wird noch kein Apotheker zugrund' geh'n und kein Arzt auch nicht. Und jetzt schau, dass d' heimkommst.“

Und er hat das Weiblein, das nicht gewusst hat, soll's lachen oder weinen, zur Thür hinausgeschoben.

Durch dieselbe Thür ist auch der um fünf Gulden ärmere Mörtl schon längst heimlich abtaucht. Heut' war nicht der richtige Tag mehr zum Großthun und Aufschneiden im Wirtshaus, das hat er eingesehen und ist abgefahren.

Das hat sich vor Jahren zugetragen.

Wie es heute steht um den Hansmannhof, kann man auf der schwarzen Gemeindetafel sehen. Nächsten Mittwoch wird er verpfändet zum erstenmale.

Wie es möglich geworden bei dem schönen Anwesen, bei dem übrigen Geld, darüber ließe sich wieder eine eigene Geschichte schreiben:

Wie der Mörtl seinen Eltern die Feier der goldenen Hochzeit verweigert aus Neid, wie er sein Weib und seine Kinder schlecht gehalten, wie er selber aber doch gern überall dabei war, wo's hoch hergieng und fein, wie er dann, ein Unglück ums andere über ihn hereingebrochen, Missernte, Scheunenbrand, Viehkrankheit — und wie er bei alledem doch nur das zwar harte aber gerechte Urtheil der Mitwelt: Recht geschieht dir! — zu erwarten hatte.

Wo das Mitgefühl und die Ehrfurcht vor dem Alter fehlen, wo der Neid eingewurzelt ist und die Habsucht, da fehlt eben der Gottessegen, und fehlt auch die Theilnahme der Menschen, wenn das Unheil ankommt und dem Hartherzigen mit demselben Maße zurückgibt, wie er ausgemessen.

Die Männerwahl.

Von **Peter Rosegger.**

Fräulein Kibitz von Kibitzheim war schon zwanzig Jahre alt gewesen — früher einmal. So gottlos lang konnte das ja nicht her sein, ihre Schönheit stand noch in voller Blüte, nur von Zeit zu Zeit, dass der Maiwind ein rosiges Blättchen davonwehte. Viel zu früh war's aber doch nicht mehr, nach einem Manne auszuschauen.

Sie schaute auch tapfer aus und war stolz genug, einzugestehen, dass sie sich nicht wählen lasse, vielmehr, dass sie selber wählen werde. Nun war der hübschen Kibitzin die Wahl aber schwer, nicht etwa deswegen, weil zu viele begehrenswerte Männer vorhanden, nein, sondern weil sie gar keinen Mann sah — nicht einen einzigen. Männchen genug, alle Kirchenbänke zur linken Hand waren voll davon, alle Wirtshäuser waren voll, alle Kegelbahnen, alle Schießstände, alle Reitplätze, alle Jagdreviere -- voll von Männchen. Aber kein Mann darunter.

Auch dort, wo die Arbeit war, suchte sie, im Waldschlag, auf den Holzflößen, auf den Eisenbahnen, in den Landhöfen und in den Werkstätten — lauter Männchen. Manches that erschreckend männlich, es griff derb an, es polterte und fluchte, es stritt und schlug und stach — aber es war kein Mann. Die Jungen wollten sich zu erkennen geben mit Tabakrauchen; wenn der Schlot dampft, wird doch Feuer in der Esse sein. Andere wollten sich zu erkennen geben mit stattlichen Schnurrbärten; wenn ein Wisch ausgesteckt ist, wird's wohl ein Wirtshaus sein. Wieder andere wollten sich zu erkennen geben, indem sie ohne Weiteres die Frauenzimmer mit beiden Händen am Kopf nahmen und sie unbändig auf die Lippen küssten. Auch bei der Kibitzin hatte mancher so sein Bekenntnis schon ablegen wollen — na, da war er an die Richtige gekommen!

Die Herrschernatur, die trotzige, starke, die alles bezwang: die Arbeit, die Leute, das Weib, sich selbst — das war ihr der Mann. Sie gerieth nachgerade in Wuth, wenn sie sich vorstellte, es wäre einer der anderen Gattung ihr Mann. Den wollte sie zerfleischen! Ein weibisch eitler, weichmüthiger, nachgiebiger Mann! Ihre Zähne knarrten, wenn sie nur daran dachte, ihre Fingernägel gruben sich in das Fleisch der

geballten Faust. — Aber sie denkt ja gar nicht ans Heiraten. Denn Herren, wie sie meinte, gibt es nicht mehr. Eine ausgestorbene Rasse. Wie nur gerade die Starken aussterben müssen! —

Der Maiwind riss immer mehr Blüten von ihrer Schönheit, und sie fand keinen, das heißt, sie wollte keinen. — Und plötzlich hatte sie einen.

Auf ihrem Hofe war Rindviehschule gewesen. Hinter der Wegplanke auf dem Felde hatten sie die Lehranstalt eingerichtet. Zwei Knechte hatten ihre Jacken weggeworfen, ihre Hemdärmlinge aufgestreift und geberdeten sich wie Thierbändiger. Es handelte sich darum, den Rindern das Pflügen zu lehren. Wie sie, an den Pflug gespannt, in der Furche gleichschrittig hintrotten sollen, beim „Hi!“ anziehen, beim „Hott!“ stehen bleiben, beim „Hittoh!“ rechterhand, beim „Ehah!“ linkerhand umkehren müssen. Zuerst war eine Kuh d'ran gekommen, die war so weit gelehrig und folgsam, nur das Rechterhand und Linkerhand wollte sie nicht begreifen, bis einer der Knechte d'raufkam, dass die Kuh ja gar keine Hand hatte, also unpädagogische Begriffe angewandt worden waren. Dann kam ein junger Ochs dran, der war zwar begriffsstützig, besonders sah er nicht ein, weshalb man just in der schmalen Erdfurche dahintrotten müsse, während daneben der schöne Grasacker lag; aber endlich, als der Knecht bei den Hörnern anfasste, fiel ihm wohl die alte Weisheitsregel ein, dass der Gescheitere nachgebe, ließ sich ruhig führen und zog den furchenden Pflug hinter sich her.

Anders aber der schwarze Stier, der nun dran kam. Der schnob gerade einmal, als ihm der Knecht das Joch auf den Nacken band. Er wendete den großen Kopf nach dem Pflug, schüttelte die schlottrige Fahne an seinem Hals und schnob wieder. — Was soll denn hier werden? Soll ich mich dazu hergeben, unsere Nahrung, das grüne Gras, einzuackern, damit die da, die Tyrannen, ihre Nahrung anbauen können? — Ich glaube nicht, dass der Stier diese wirtschaftliche Frage erwog, aber etwas anderes, sein Mannesstolz lehnte sich dagegen auf, hier in der Knechtschaft von Creaturen zu sein, die sich mit ihm beiweitem nicht messen konnten. Als der Knecht dem an dem Pflug gespannten Stier das erste, schneidige „Hi, Schwarzer!“ zurief, rührte er sich nicht. Als der Knecht ihm einen Peitschenhieb versetzte, machte er einen so heftigen Sprung, dass der Pflug aus der Furche geschnellt wurde, und dann stand er wieder still und schnob, dass der Rauch aus den Nüstern stäubte. Der zweite Knecht packte ihn bei den Hörnern, na, das hatte der Stier gerade einmal abgewartet, mit einem Sprung schleuderte er den Knecht von sich, dass dieser über die Schollen purzelte. Der hintere Theil des Pfluges stak fest in der Erde, der vordere Theil mit den Rädern hüpfte wie toll hinter dem Thiere her, das in wilden Sprüngen über das Feld lief.

An der Wegplanke hatten sich Leute angesammelt, die „hei!" und „hau!" und „oh!" riefen und allerhand Rathschläge ertheilten, wie das Thier zu bändigen sei. Dann zog man aus dem Schoppen einen anderen Pflug und räumte die Trümmer des zerrissenen weg. Hernach versuchten die Knechte, den Wildling einzufangen, der mit den Pflugrädern an der Achse immer noch über das Feld raste von einer Planke zur anderen, von dem Hüpfen und Anprallen der Räder an den Hinterbeinen immer neu erschreckt und aufgeregt.

„Ihr bringt ihn nicht!" rief ein Mann an der Wegplanke. „Das will ich doch einmal sehen!" Er riss eine Latte aus dem Zaun, sprang damit über die Planke und hin gegen die feindlichen Parteien. Es war ein jugendlicher, stattlicher Mann mit glühendem Auge und aufgestrammtem schwarzen Schnurrbart. Es war Meister Absang, der Schmied im Dorfe. Der nahte sich nun langsam dem Stiere. Dieser stand still und glotzte den Gegner forschend an. Der Meister schnitt die Stränge ab und legte den Strick sachte um die kurzen, dicken Hörner. Der Stier wühlte mit den Klauen des Vorderfußes die Erde auf, dass sie weithin stäubte, ein dumpfes Brüllen ließ er hören. „Lieber Freund!" sagte der Schmied, „wir wollen uns schon noch verständigen", that ganz gelassen um, bis mit Hilfe der beiden Knechte das Thier an den Baum gebunden war.

Die Kibitzin hatte diesen Vorgang mit großer Hingabe beobachtet. Jetzt wollte sie einmal sehen, wer der Stärkere sein wird. Der Schmied prüfte seine Zaunlatte, sie war zähe, auf sein Umbiegen schnellte sie scharf zurück. Er that einen Hieb durch die Luft. Das pfiff.

„Nicht schlagen!" schrie ein dünnes Stimmlein vom Wege her, „schlagen nicht!"

Da lachten die Leute. „Hau! Der gradnasete Florl!" Der kleine Uhrmacher! Ein Mensch, wohl schon an die Dreißig, ein zartes Bürschchen mit fast bartlosem Gesicht und großen Kinderaugen. Auffallend in seinem Antlitz war nur die Nase, die von der Stirn herab eine völlig gerade Linie bildete, weshalb er den Spitznamen „der g'radnasete Florl" trug.

Der Rath „nicht zu schlagen" wurde also belacht.

„Vielleicht soll man der Bestie gar das Goderl kratzen!" spottete Einer. Die Antwort des Schmiedes war, dass er den Stock schwang und dem Thiere einen wuchtigen Hieb in die Weichen versetzte. Der Stier schlug mit dem Hinterleib in die Höhe, auf dem Baum zitterte das Laub, aber der Strick hielt stand.

„Tanzen und springen!" knirschte der Schmied, „wart Kerl, ich will dir tanzen und springen lernen! Du sollst mir noch die Hand küssen!" Damit begann er nun auf das Thier dreinzuhauen; dieses brüllte laut, schlug mit den Beinen aus, riss wüthend am Strick, weißer

Schaum tropfte ihm vom Maul, bis es sein Rasen aufgab, fast bewegungslos dastand und die Schläge über sich ergehen ließ.

„So mein Lieber!“ sagte er endlich schnaufend und senkte den Stock, „weißt du's jetzt, wer von uns der Stärkere ist?“

Die Kibitzin hatte diese Sache mit gemischten Gefühlen besehen, jetzt rieselte ihr ein seltsamer Schauer durch den Leib! — Das ist ein Mann! Zwar ein brutaler Geselle, aber sieghaft! sieghaft!

Das Thier war schier zahm geworden. Der Bändiger stand daneben und drehte mit zwei Fingern seinen Schnurrbart auf.

„So, Junge, nachdem wir uns gegenseitig vorgestellt haben, wollen wir mitsammen an die Arbeit gehen.“ Mit diesen Worten löste Meister Absang den Stier vom Baum und ihn mit beiden Händen fest an den Hörnern haltend, führte er ihn zum Pfluge und spannte ihn ein.

„Hi, Schwarzer!“

Der Stier stand und rührte sich nicht.

Der Schmied riss dem Knecht die Peitsche aus der Hand und ließ sie niederpfeifen auf den Rücken des Thieres. Das machte einen Sprung aus der Furche, stand still und schnob.

„Mir scheint, du willst noch einmal tanzen!“ knurrte der Schmied, zornroth im Gesicht. Und neuerdings ließ er die Peitsche dreinsausen über das Thier. Mit schmetterndem Gebrüll riss dieses aus, die Strangwage erfasste den Mann und schleifte ihn eine Strecke lang auf dem Boden hin, bis er in einer Furche liegen blieb, während der Stier mit gehobenem Schwanz, wild wie ein angeschossener Eber davonraste.

Die erste, die über den Wegbalken sprang, dass alle Röcke flogen, war Fräulein Kibitz von Kibitzheim. Sie fand den tapferen Meister Absang noch am Leben. Er krabbelte aus der Furche hervor, schlenkerte sich mit den Armen die Erde vom Rücken, von den Schenkeln, von den Ellbogen, von der Nase und schlichtete seinen Schnurrbart. Auf ihre Frage, ob ihm doch nichts geschehen sei, antwortete er trotzig: „Nein!“ und schritt stolz aufrecht fürpass. Am Hofthore blieb er noch stehen, hob nach der Richtung, die der Stier geflohen war, die Faust: „Rabenvieh! Wir sehen uns wieder!“

Als die Gaffer auseinandergiengen, sagte der kleine Uhrmacher zu einem Nachbar: „Müsste doch erlogen sein, dass dieses Thier nicht zu zähmen wäre!“

„Willst das nicht du unternehmen?“ sagte der andere. Es war in einem Tone gesprochen, der einen Wehleidigen zu Tode verletzt hätte; der kleine Uhrmacher merkte es gar nicht. Er antwortete: „Probieren könnt' man's ja.“

An demselben Abende wurde der Kibitzin berichtet, eingefangen wäre der Stier, aber Rache schnauben thäte er noch. Seinen Schwanz

hielt er wie eine Kriegsfahne in die Lüfte und mit den Vorderbeinen scharre er die Erde auf, gleichsam, um seinen Todfeinden ein Grab zu graben. Die Kibitzin hatte in derselben Nacht Gesellschaft. Der stramme, derbe Schmied war bei ihr, allerdings nur im Gedanken und im Traume. Durch die ganze Nacht bändigte er den Stier, das glühende Eisen und die Weiber. Er war der einzige, der mit Muth angriff. Die anderen hatten kaum so viel vermocht, um das Thier in Wuth zu bringen. Heldenhaft haben beide gerungen, der Absang und der Schwarze. — Mit diesem Gedanken war sie eingeschlafen und der Traum unternahm es, den Schmied und den Schwarzen zu einer einzigen Persönlichkeit zu vereinigen, an der sie großes Vergnügen hatte.

Am nächsten Tage gab es zu lachen. Der kleine Uhrmacher habe sich bereit erklärt, den Stier zu zähmen. Die Kibitzin blieb auf ihrem Gang in die Gärten vor der Schmiede stehen und gieng endlich zum Thore hinein in den von der sprühenden Esse rosig beleuchteten Raum. Mit klobiger Wucht arbeitete der Schmied am Amboss. Die muskelstrammen Arme nackt, den Schnurrbart aufgewirbelt. Er war ganz Hammer. Nicht Amboss, sondern Hammer! Die Kibitzin legte ihre Hand vor die Augen, weil die brüllende Flamme der Esse sie blendete, mit der anderen Hand hob sie ein wenig das Kleid, dass es nicht auf den Boden streifen konnte. So schaute sie vorgeneigten Kopfes dem Recken zu und fragte endlich, ob er gestern wirklich nirgends Schaden gelitten hätte.

„Nein!" antwortete er und hieb mit dem Hammer auf ein glühendes Stück Eisen, dass die Kibitzin zurückzuckte vor den Funken, die ihr ans Gesicht stoben.

„Was wird denn das?" fragte sie.

„Was denn! Ein Kettenglied."

Unwirsch war er, aber das gefiel ihr.

„Ein Kettenglied. So, so. — Das kann schon stark werden, wenn du's so fest klopfest."

Er schwieg und hämmerte.

Da hub sie an mit dem Köpfchen zu wiegen und drillerte:

„Ma kauft nur a Ketten,
Di stark is und schwar is,
Die doppelt und dreifach
Verklenkt is und starr is:
Jetzt, Schmied, schmied' uns z'samen,
Mei Büabel und mih."

Er fuhr sich mit dem Ärmling über die tropfige Stirn und warf mit einem Finger die Schnurrbartspitze in die Höhe, die während der Arbeit über den Mundwinkel herabgesunken war.

Diesen kleinen Umstand benützte sie, um zu sagen: „Absang, was ist's denn mit uns zweien? Sollten wir nicht zusammenheiraten?"

Da sank ihm der Arm mit dem Hammer und er stand da. Stand da und schaute sie an — die vielumworbene Gutsbesitzerin — —

„Wenn's ernst wär', Nachbarin —?"

„Was soll's denn sonst sein? Aus Spass heiraten —. Schmied, mit dir möcht' ich's wagen."

Sein Gesicht war breit geworden und seine Stimme weich wie Butter, als er sagte: „Wenn ich dich beim Wort nehm', Kibitzin?!"

„So nimm mich!"

Also hatte sie geworben um ihren gewaltigen Herrn. Die Stolze, dass sie sich demüthigen konnte vor diesem Manne! Ein Zeichen, dass es der Rechte war, der starke, gewaltige Herr, dem sie bisher nur im Traume begegnet, sonst nirgends.

Schon am nächsten Morgen erhielt sie einen Brief. Seidenpapier, am Rande mit Rosen bemalt. Die Buchstaben hingegen waren klobig und spießig wie Eisenhaken. Verse waren es, Verse! und sie lauteten:

„Es grüßt dich herzhaft Josef, dein Geliebter!
Denn wisse nur, ich liebe dich so sehr.
Ich bin betrübt und werde noch betrübter,
Da ich von dir seit gestern nichts mehr hör'.
Des Morgens, wenn ich wache auf vom Schlummer,
Da denke ich, wo wird die Süße sein!
Den ganzen Tag erfüllt mich banger Kummer,
Ob die Geliebte wohl auch denket mein.
Und abends, wenn ich geh' in meine Kammer,
Da denk' ich immer, immer nur an dich,
Einsam und allein bin ich, o Jammer!
Ich liebe dich, ich liebe dich ganz inniglich!"

In solcher Herrlichkeit gieng es fort vier Seiten lang. Die Kibitzin war starr! — Dieses Liebesgewoisel! — Nein, gefoppt war sie worden, das konnte nicht vom Schmied kommen. Eine schlechte Studentenmache war das. Die Schrift verglich sie mit der Schmiederechnung über beschlagene Räder, die sie erst kürzlich erhalten hatte. Sie war's doch! Aus Liebe winseln, das darf kein Mann. Aber auch nicht ihrer spotten! Eines von beiden hat der Absang gethan. Sie wird ihm den Kopf waschen, dieses blöden Spasses halber. Als sie ihn bald darauf durch die Gasse schreiten sah — ein Bündel Eisenstangen trug er auf der Achsel, vorn und hinten federten sie auf und nieder — er blieb schlank aufrecht und die Beine schienen so elastisch, als berührten sie den Boden kaum. 's ist halt doch ein Mann!

An demselben Tag hatte der schwarze Stier wieder Unterrichtsstunde. Ruhig ließ er sich in die Furche führen und an den Pflug spannen, aber bei dem ersten Hieb mit der Peitsche schoss er wild voran und bohrte den Kopf in die Erde. Nun trat aus den Zuschauern, die wieder an der Wegblanke standen, der kleine Uhrmacher hervor. Schmal und flink in seinem grauen Zwirngewande, sah er beinahe aus wie ein Knabe.

„Jetzt geht just einmal weg", sagte er zu den Knechten, „ganz weg und lasset mich machen."

Sie lachten und gaben ihm die Peitsche in die Hand.

„Die brauch' ich nicht." Er trat gelassen ans Thier und fasste mit der rechten Hand sein Horn und blickte ihm ins große Auge. Man hätte das zarte Gesicht mit der geraden Nase in dem pechschwarzglänzenden Rindsauge sich gut spiegeln sehen können. Und als er das Thier lange so angeschaut und mit der Hand gestreichelt hatte, gestreichelt am Halse, gekraut zwischen den Hörnen, hinter den Ohren, da begann er mit seiner weichen Stimme fortwährend: „Hi! Hi!" sagend, Schritt für Schritt der Furche entlang zu gehen — und der Stier trottete behäbig mit. So führte er ihn ein paarmal über das Feld hin und her und dann stellte er sich rückwärts an den Pflug. „Hi!" sagte er ruhig, „hi!" —. Der Stier schritt allein in der Furche voran, der kleine Uhrmacher leitete an den Hebeln den Pflug, der den Rasen schnitt und umlegte.

Die Kibitzin hatte von ihrem Fenster aus durch den Feldstecher den Vorgang beobachtet. Anfangs hatte sie schon hinausrufen wollen, man solle den Kleinen doch nicht zum wilden Vieh lassen. Dann war ihr sein gelassenes Wesen aufgefallen und wie dabei auch der Schwarze ruhig ward. Und wie der Bursche das Rind so treuherzig anblickte, da fand sie, dass er mit seiner starken Nase, die von der Stirn herab eine schnurgerade Linie bildete, ein schöner Mensch sei. — Und nun ackerte er allein mit dem Stier, den die kräftigen Knechte und der gewaltige Schmied nicht bändigen konnten.

„Aber Florl!" rief sie ihm am Abende zu, als er den Schwarzen vom umgebrochenen Acker in den Stall führte, „wie hast du denn das angestellt?"

„Er hat halt müssen", antwortete der Uhrmacher.

Und nun stellte sich der Schmied auf: Das sei freilich keine Kunst gewesen jetzt, da das Thier schon von ihm gebändigt worden wäre. „Na, Schwarzer, kennst du mich noch?"

Wohl, er kannte ihn noch, denn als der Schmied den Schwarzen derb bei den Hörnern fassen wollte, lag er auch schon auf dem Streuhaufen. Unter dröhnendem Gebrüll hatte das Thier einen Sprung gethan, mit dem Hinterbein ausgeschlagen, da krümmte der Schmied sich auf dem Reisig und glaubte es, dass er den Stier nicht gebändigt hatte.

Am nächsten Tage machte die Kibitzin einen Besuch beim Schmied, um sich nach dem Verlaufe seiner Verletzung zu erkundigen. Er lag im Bett und rauchte die Pfeife. Ein verrenktes Bein, weiter nichts. Sie fand in der Stube Unordnung und räumte ein wenig auf. Sie untersuchte die Kleider, da fehlten Knöpfe; das fand sie erklärlich; wie sollte

dem Recken zugemuthet werden, sich die Knöpfe selbst einzuheften! Dann aber erst die Wäsche! Gott, wie nöthig dieser Mensch ein Weib braucht! — Was ist denn das?" Im Nachtkästchen hatte sie ein kleines, zartes Ding gefunden — aus Gaze und mit Bändchen. „Was ist denn das, Absang?"

„Ah, nichts weiter. Nur zufällig so. Liegt schon lang so herum, weiß gar nicht, woher."

„Aber es muss zu etwas sein. Ich will es wissen."

Na, da hat er ihr's gesagt. Eine Schnurrbartbinde.

„Eine Schnurrbartbinde?! Bei der Nacht umbinden? Dass er berganwächst? Dass er sich aufrichtet? Dass er nicht hängend wird? — Ah, das gefällt mir!" Einen grellen Lacher that sie.

Es war beinahe das letzte Wort gewesen, das sie zu ihm gesprochen. Rasch hatte sie ihr Tuch über die Achseln gelegt, den Sammthut aufgesetzt und ums Kinn gebunden. Hastig, fast schreckig that sie es, als ob's im Haus brennte. — Eine Schnurrbartbinde hat der! — Da hat sie gerade genug. Heiliger Valentin, wie man sich an den Männern täuschen kann. Glaubt man ihrem Aussehen nach, es wären Männer. Schlagen und woiseln kann er. Und den Bart muss er künstlich auffrischen! Nein. Das glaube ich, dass der Schwarze vor so Einem keinen Respect hat. Ich hätte auch keinen. Keinen Respect vor dem baumstarken Laffen. Und dem kleinen Uhrmacher ist er willig gefolgt. „Weil er hat müssen!" — Dem wollte ich auch müssen. —

Und jetzt war's der Uhrmacher, der ihr im Kopf umgieng, so ungeniert, als ob er drin daheim wäre, mit seiner geraden Nase. In ihrem Schlafzimmer hatte sie eine Schwarzwälderin. Sie nahm den eisernen Gewichtknollen von der Schnur, da schlug das Pendel noch einigemale lautlos hin und her und blieb stehen. Schickte die Kibitzin zum Uhrmacher: sie ließe bitten, es hätte die Uhr einen Fehler bekommen.

„Natürlich", sagte er, „weil das Gewicht fehlt!"

„Aber merkwürdig, dass ich das nicht gesehen habe! Ja, bist schon fertig? Hast's so eilig? — Du, was ich sagen wollte, Florian, sollten wir zwei beide nicht zusammenheiraten?"

Er schob noch ein wenig an der Uhr, dass sie richtig hieng und sagte nebenbei: „Zusammenheiraten? Ich glaube nicht, es dürfte ein Ehehindernis geben."

„Mensch! Bist du einer andern in Pflichten?"

„Einer in Pflichten? Gott sei Dank, nein."

„Oder stünden wir in Verwandtschaft miteinander?"

„Von Vaters und Mutters Seite. Von Adam und Eva her."

Ob seiner Schalkheit zupfte sie ihn am Ohr.

„Du Spitzbub! Was denn für ein Ehehindernis?"

„Mein Willen."

„Dein Willen? Den sollst ja haben."

„Eben drum heirate ich nicht."

„Aber Liebster, mir gefällt ja der Mann, der einen Willen hat."

„Mir auch. Deswegen bleib ich ledig."

Nach solchem Zwiegespräch fragte sie ihn, was er bekomme für den Gang?"

„Zwanzig Heller."

Kurz und gut, die Stolze — dann blieb sie ledig. Aber nicht, weil sie hat wollen, sondern „weil sie hat müssen!"

Sie hatte sich das „Müssen" anders gedacht.

Dieweilen der Obrist in Wien war.

Das Regiment lag in Laibach. Josef Fallner war dem Regimente zugetheilt, aber er war befreit vom Tagesdienste und theilweise auch vom Reglement, weil er in Diensten des Obersten Wenisch stand. Anfangs war das dem Josef nicht lieb, denn er hätte das Gewehr lieber und sicherer geführt wie den Kehrbesen; er hatte zur Fahne geschworen, und nun musste er des Morgens mit der Bettblache eines alten Brummbartes wirtschaften. Indes gab sich das; denn im Laufe der Zeiten fiel ihm mancher Zwanziger in den Sack und der überklang das Gebrumme des Obersten stets bei weitem.

Freilich ist das nicht die ganze Geschichte von unserem Kaiserjäger, sondern nur erst die Einleitung.

Josef Fallner war jung und verliebt, der Oberst Wenisch aber war alt und auch verliebt. Wenn ich nun die beiden Männer in eine und dieselbe Maid . . . kurz, es wäre eine närrische Combination und eine tragische Situation. Indes die Thatsachen sprechen anders. Die Erwählte des Obersten war eine große, dicke Dame, die in manchen Stücken lebhaft der Austria ähnelte, welche der Alte in seinem Zimmer aufgehangen hatte, nur dass sie viel jünger war und viel älter aussah als besagte Allegorie. Josefs Herzensgebieterin aber war sehr jung und sehr schön und durch und durch sehr liebenswürdig. Alle Augen im ganzen Krainerland zusammen waren nicht so schön als die ihrigen, und in ganz Laibach war keine Zuckerbäckerin, die so süße Küsse hatte als sie. Nur einen sehr bedeutenden Fehler hatte sie, welchen Josef nicht verwinden konnte; sie war nämlich nicht in Laibach, sondern auf einem Bauerngut bei Mürzzuschlag in Steiermark.

Freilich bestritt der Kaiserjäger nicht, dass auch er selbst einst dort lebte, ja sogar dort geboren und assentiert wurde; aber Thatsache blieb es auch, dass er Minna schon länger als ein Jahr nicht mehr gesehen hatte.

Wenn der Oberst und die „Austria" im Cabinet waren, so stand Josef im Vorzimmer oder er saß wohl auch und sann. Was er sann, das wäre schwer wiederzugeben, weil er sich dessen selbst nur dunkel bewusst war; aber er ahnte es und ich ahne es auch, umsomehr, da er aus seinem Brüten nicht selten plötzlich aufsprang, einen Fensterflügel aufriss und gegen die Karawanken hinauf rief: „Minna, ich halt es nicht mehr aus, ich desertier!"

Es lässt sich nicht gut annehmen, dass Minna in Mürzzuschlag dergleichen Ausrufe gehört haben sollte; aber doch war es dem Josef immer, als ob er durch die Lüfte her die Antwort vernommen hätte: „Ja, komm nur!"

Zwar nicht zu selten schrieb er ihr Briefe mit Versen und blumigen Rändern, aber die letzte Zeit her wurden ihm ein paar gar nicht beantwortet. Er zweifelte zwar nicht an ihrer Treue, aber vielleicht hatte sie dieselbe im Laufe des Jahres einem andern geschworen. Haben nicht gerade die treuesten Mädchen der schönen Tugend genug, um viele damit zu beglücken?

Im Frühjahr wars, da wurde plötzlich das Regiment nach Wien abberufen. Josef jubelte über diesen Befehl — jetzt fährt oder marschiert er in wenigen Tagen an Mürzzuschlag vorüber, sieht seine Heimat und auch Minna wieder. Dafür muss aber der Alte, der Oberst, seine Austria verlassen, so wendet sich das Blatt.

Ei, der Kaiserjäger denkt, und der Oberst sagt: „Josef, das Regiment geht nach Wien, auch ich werde per Eilzug nach Wien abreisen; bleib Er indes da und hüte Er das Haus, längstens in zwei Tagen bin ich wieder hier. Was glotzt Er denn so blöd drein, Er Er —" Er gab dem Diener einen zweideutigen Namen, der indes Josefs inneres Leidwesen weder vermehrte noch verminderte.

Der Kaiserjäger war so aufgeregt, dass er dem Alten nachschwor: „Geh nur, Oberst, ich vernichte dir derweil deine Austria!"

Aber die Austria gieng auch mit nach Wien, nur die wahrhafte Austria, das Bild blieb, und der arme Josef blieb in diesem Krain, das — wie zum Trotze — alles Schöne sonst hatte, nur seine Minna nicht.

Der Oberst und seine Herrin waren fort, Josef war in den weiten, öden Gemächern allein. — Vielleicht kommt jetzt doch meine Minna und bleibt bei mir, bis der Alte zurückkehrt, dachte er, dann schlug er sich auf die Stirne und brüllte: „Wenn ich närrisch werde, so ist dieser Oberst schuld!"

Jetzt wirbelte der Tambour. Die Musik klang, das Regiment zog durch die Gassen dem Bahnhofe zu.

In diesem Moment kam unserem verzweifelten Kaiserjäger ein herrlicher Gedanke; er überlegte ihn nicht erst, er führte ihn gleich aus. Er warf seinen Mantel und seine Patrontasche um, er stülpte den Czako auf den Kopf, er schloss die Thür des Vorzimmers ab, eilte auf die Gasse und marschierte in „Reih und Glied" mit den anderen dem Bahnhofe zu.

Die Ausführung des Planes gelang so leicht und ohne alles Hindernis, dass einem schreibseligen Schriftsteller hier kaum etwas zu bemerken übrig bleibt. Selbst in Mürzzuschlag gieng um Mitternacht das Aussteigen, ohne bemerkt zu werden, das Sichverlieren in den Hallen des Bahnhofes und das Hineilen über die Flur gegen das bewusste Bauernhaus hinauf einfach und ohne die geringste Beschwerde.

Jetzt wirst du an das wohlbekannte Fensterlein klopfen, Josef, und Minna wird es öffnen und ausrufen: „Josef, du, Josef! Ei, das ist nicht möglich!" — Aber es ist doch möglich und du bist da, und wenn du sie umarmest und küssest, so wird sie es begreifen und dann — aber in zwei Stunden musst du wieder am Bahnhofe sein.

Josef ist glückselig.

Er athmet die frische Alpenluft, er sieht und fühlt die Heimat wieder, wenn auch im Dunkel; das Heimatland ist selbst mitten in der Nacht schöner als die Fremde im klaren Sonnenschein. Und dieses Süße und Wohlige war doch nur Zierde und Umrahmung zum bewussten Fensterlein; ich halte es für meine Pflicht, noch einmal zu bemerken, dass Josef glückselig war.

Jetzt kommt er zum Hause, naht der rückseitigen Kammerwand und klopft ans Fensterlein. Es bleibt still. Er klopft mehreremale und lauter; jetzt hört er etwas im Innern, es ist ein langgezogenes Schnarchen. „Minna!" ruft er leise und klopft noch stärker; wenn er wegen Minna einmal von Laibach nach Mürzzuschlag fährt, so schlägt er wohl auch noch die Scheibe ein!

Unserem Kaiserjäger steigt schon der Ärger auf, aber in dem Momente wird seine Aufmerksamkeit vom Fenster ab und auf was anderes gewendet. Plötzlich packen ihn nämlich ein paar rauhe Hände am Rockkragen, reißen ihn zurück und schon sausen verschiedenartige Körper auf seinen Rücken nieder. Er stemmt, er wehrt sich, aber der feindlichen Hände sind vier und sechs geworden. Es läßt sich in einer solchen Situation nicht viel Vernünftiges denken, aber unter all den lebhaften Eindrücken, welche die sonderbare Umgebung auf Josef machte, rang sich in ihm doch die Frage empor: Teufel, wer prügelt mich da?

Diese Worte waren wie ein Zauberspruch. Wie aufs Commando ließen die Hände und die Stöcke ab, und drei Stimmen riefen zugleich: „Himmel und Erde, der Josef! Aber Josef, wie kommst denn du hieher?"

Der schob sich den Rock zurecht und brummte.

„Wenn wir dich etwa geschlagen haben, Josef, so verzeih uns, wir haben gemeint, du bist der Bachnatzl, der in jeder Nacht zum Fenster unserer Schwester kommt und Minna keine Ruh lässt."

Da rief der Kaiserjäger lustig aus: „Schwäger, grüß euch! Na, dem Bachnatzl hat's golten? Ja, kommt der noch immer zum Fenster her? Schon recht, Schwäger, hättet ihr ihn nur noch kräftiger durchgebläut, hättet ihr ihm seine Säbelbeine nur abgeschlagen, diesem verdächtigen Mauser!"

Die Chronik erzählt, dass Josef jubelte, — jubelte über die Schläge, die er von den Brüdern seiner Minna erhalten, sie waren ja dem verhassten Nebenbuhler zugedacht. Wohl erzählt die Chronik auch von blauen Flecken hinter einem grauen Mantel; aber dies alles tritt in den Hintergrund, nachdem Josef in der Stube bei Minna sitzt und die Versicherung vernimmt, dass sie freudig auf ihn warten will, bis er seine Jahre ausgedient haben werde.

Die drei Brüder Minnas wollten das ganze Haus aufwecken und schreien: „Der Josef ist da!" aber dieser verbat sich's. Kaum dass er Minna ein paar ruhige Augenblicke in den Armen hielt, so war's schon wieder Zeit zum Aufbruch. Am Bahnhofe schlug das Signal des Zuges nach Süden.

Zwölf Stunden später steckte der Kaiserjäger den Schlüssel an die Thüre des Vorzimmers; es war alles noch wie gestern.

Noch an demselben Abend kam auch der Oberst von Wien zurück: „Was hat Er gemacht, Josef, während meiner Abwesenheit?" frug er seinen Diener.

„Geschlafen, Herr Oberst," war die Antwort, „aber mir hat viel derweil geträumt."

„Was hat Er denn für blaue Ballen hinter den Ohren?"

„Weiß Gott, Herr Oberst, ich steige im Traum oft so umher, dann muss ich mich wo angestoßen haben!"

Aber das Heimweh war gedämpft; Josef wartete ruhig auf seinen Abschied, und Minna wartete ruhig auf Josef.

Viel später hat ein Sohn dieses Paares solche Mär laut gemacht.

Die Welt als unveräußerliches Privateigenthum.

Vor einiger Weile las man in den Zeitungen zur Anregung und Ergötzung das Folgende: „Der englische Naturforscher William Crookes hat den Nachweis geführt, wie die Größenverhältnisse des Menschen den Anblick der Natur beeinflussen. Er entwickelte zunächst die Erscheinungen, die sich einem Beobachter darbieten müssten, wenn er so mikroskopisch klein wäre, dass die Molekularkräfte, deren Wirksamkeit wir im gewöhnlichen Leben kaum bemerken, für ihn augenfällig und gewaltig würden. In diesem Falle müssten seine Wahrnehmungen ihn verleiten, an der Richtigkeit sehr vieler, wenn nicht der meisten uns bekannten Naturgesetze zu zweifeln, ja er würde fast gezwungen sein, ganz andere an ihre Stelle zu setzen. Setzen wir mit Crookes solch ein mikroskopisch kleines Menschlein auf ein Blatt, neben einen Thautropfen; neugierig nähert es sich dem Tropfen und berührt ihn. Dabei findet er, dass die glänzende Kugel des Thautropfens dem Druck nachgibt wie ein Kautschukball und überhaupt elastisch ist. Will aber irgend ein Zufall, dass die äußere Oberfläche stärker eingedrückt oder zerrissen wird, so ergießt sich aus der Kugel eine flüssige Masse, die das Menschlein ergreift und rasch mit sich fortreißt. Nachdem es eine große Strecke weit fortgeschleudert, tritt ein Ruhezustand der fließenden Masse ein und das Menschlein findet sich an ihrer Oberfläche mit großer Kraft festgehalten, ohne dass es ihm möglich wird, sich zu befreien. Mehrere Stunden vergehen, während deren das Menschlein die Beobachtung macht, dass die Masse, von der es festgehalten wird, immer mehr abnimmt und zuletzt völlig verschwunden ist, womit ihm seine Freiheit wiedergegeben ist. Es gelangt auf seinen weiteren Forschungsreisen an einen großen See, den wir allerdings nur für einige verschüttete Wassertropfen erklären würden. Dieser See zeigt nun die merkwürdige Eigenschaft, dass seine Oberfläche zwar horizontal ist, sich aber am Rande rundlich abdacht. Der kleine Mensch beschließt nun, etwas Wasser in ein Gefäß zu schöpfen. Diese Aufgabe erfordert indess eine große Anstrengung und es dauert geraume Zeit, ehe es gelingt, etwas von der zähen Masse zu erobern. In dem Gefäße hält aber die Flüssigkeit sich so fest, dass es nur durch heftige Stöße gelingt, etwas von ihr wieder herauszubekommen. Aus all diesen Versuchen wird der kleine Mensch zu der Überzeugung gelangen, dass im Zustand der Flüssigkeit die Materie Kugelgestalt annimmt oder doch eine stetig gekrümmte Oberfläche zeigt;

ferner lasse sich eine Flüssigkeit nicht aus einem in ein anderes Gefäß schütten und widerstehe der Schwere, so dass letztere keineswegs eine allgemeine Eigenschaft der Körper sein könne. — Wollte aber dieses kleine Menschlein etwa die Wärmeerscheinungen studieren, so entstände ihm eine unüberwindliche Schwierigkeit daraus, dass es auf mechanischem Wege keine Temperaturerhöhungen zustande bringen kann. Auch auf chemischem Wege kann es kein Feuer machen, da es ihm unmöglich ist, Flüssigkeiten aus dem einen in ein anderes Gefäß zu gießen und ihm also die zur chemischen Analyse nothwendigen Manipulationen ewig unmöglich sind. Wenn also dieses Menschlein auch an Verstandesschärfe uns weit überlegen wäre, so würde ihm doch, lediglich infolge seiner körperlichen Winzigkeit die Natur ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben müssen.

Aber wie, wenn das denkende Wesen in Riesengröße auf der Erde wandelte, wenn dieser Menschenriese an Volumen sich zu uns verhielte, wie wir zu dem mikroskopischen Menschlein? Dann wäre dieser Riese übel daran, sowohl was seine Erhaltung, als was auch sein Verhältnis zu der umgebenden Natur anbelangt. Wenn das mikroskopisch kleine Menschlein z. B. unter keinen Umständen imstande ist, Feuer zu machen, so kann der Riese kaum eine Bewegung machen, ohne dass Funken sprühen. Das Erdreich, das er mit der Faust vom Boden zusammenrafft, würde sich lediglich durch die Zusammenpressung bedeutend erhitzen, ja, unser Riese müsste zu der Überzeugung kommen, dass alle Gesteinsmassen der Erde, die härtesten Felsen nicht ausgenommen, die Eigenschaft besitzen, durch geringe Reibung in Glut zu gerathen und leuchtend zu werden, wie wir dies vom Phosphor sagen.

Die einfachen Veränderungen der Größenverhältnisse des Menschen müssen also, wenn sie bis zu einem gewissen Grade reichen, den ihn umgebenden physikalischen und chemischen Erscheinungen ein wesentlich anderes Gepräge verleihen. Diese Größenverhältnisse aber sind offenbar durch die Schwerkraft an der Oberfläche der Erde bedingt und so müssen auf fremden Weltkörpern, deren Schwere wesentlich größer oder geringer ist als die irdische, schon allein aus diesem Grunde lebende Wesen von den irdischen verschieden sein."

Diese Darstellung eines Denkers, die leicht um viele Beispiele erweitert werden könnte, erscheint mir bedeutungsvoll. Man kann sie tiefer fassen. Sie beweist wieder einmal, dass es in gewisser Beziehung eine absolute Wahrheit nicht gibt. Nur eine beziehungsweise. Der ganze Mensch sieht die Welt mit seinen Augen, empfindet sie mit seinem Herzen, denkt sie mit seinem Gehirn, darum gibt es so viele verschiedene Welten, als es verschiedene Persönlichkeiten gibt. Oder anders gesagt: Wir Menschen haben nicht die Welt, wie sie an und für sich ist, sondern,

wie wir sie uns vorstellen. Nur Schablonenmenschen, anderen nachlebende Leute, und das ist die Menge, sind zu haben für die Lehren Einzelner und nehmen die Vorstellungen der Führer leicht an. Eigenbegabte und eigenständige Menschen haben in ihren ursprünglichen persönlichen Vorstellungen eine Welt für sich. Sie können noch so viel lernen an wissenschaftlichen Theorien, oder sie können alle möglichen Erfahrungen machen, im Grunde bleibt ihre Weltanschauung für sie bestehen, denn ihr Auge und ihr Gemüth und ihr Gehirn können sie nicht ändern oder austauschen. Also der Versuch, etwa durch Schulung und Bildung alle Leute gleich zu machen, ist ganz aussichtslos. Man kann die Herde kriegen, aber die Wichtigen, die Persönlichkeiten, die Charaktere kriegt man nicht auf das Niveau. Die haben ihre eigene Lebensanschauung, eine völlig rechtmäßige, es sind Götter, die ihre besondere Welt haben, sei es nun eine gute oder eine schlimme, — solche Welt ist ihr unveräußerliches Eigenthum, das ihnen nicht zur Last gelegt werden kann.

Was folgt daraus? Dass wir gegen Andersdenkende tolerant sein sollen. M.

Ein katholischer Priester über die kirchlichen Zustände in Österreich.

Vor einiger Zeit brachte der „Heimgarten" die Beobachtung und Betrachtung eines reichsdeutschen Pastors über das katholische Leben in Österreich. Die strenge Kritik wurde von römischer Seite recht missliebig vermerkt, konnte aber nicht in einem einzigen Punkte widersprochen werden. Um nicht parteiisch zu sein, wollen wir nun über denselben Gegenstand einem reichsdeutschen katholischen Geistlichen das Wort frei lassen. Es ist kein Geringerer, als der Theologe Dr. Josef Müller, der in seiner „Renaissance" (Augsburg, Lampert & Co.) über die kirchlichen Zustände in Österreich unter anderem das Folgende sagt:

Beim Frankfurter Bundesschießen 1862 brachte der Darmstädter Anwalt Metz einen Trinkspruch auf die drei deutschen „Schmerzenskinder": die Kurhessen, Schleswig-Holsteiner und die Deutsch-Österreicher aus. Sofort protestierte Professor Wildauer aus Innsbruck gegen diese Bezeichnung. „Wir sind keine Schmerzenskinder!" erwiderte er. „Wir haben zu Hause Friede, bei uns ist Eintracht zwischen unserm Herrn und unserm Volk."

Wie ein prophetischer Lichtblitz kommt uns jener Vorgang heute vor. Jetzt wird kein Österreicher jene selbstbewusste Entgegnung auf die fatale Benennung wagen; jetzt ist Österreich in unermesslichem Grade mehr

Schmerzenskind geworden, nicht bloß wie damals politisches, sondern religiöses und in jeder Beziehung. Wenn nur die rechten Ärzte und die wahre Diagnose sich fänden, wenn nur nicht soviel Quacksalberei und Beschwichtigungsmacherei im Gange wäre! Es sind ja nur 10.000, nicht 100.000 und Millionen Apostaten! Ist es nicht entsetzlich, so etwas zu hören, wenn man bedenkt, was der Heiland von dem Wert einer Seele gesprochen, und sei es die des niedrigsten Sünders und von der Thätigkeit, die der echte Hirte sich kosten läſst, sie zu gewinnen? Sind das Priester, die so sprechen? Und selbst Reden kann man hören und lesen, wie: Es ist ja nicht schade um solche abgestorbene Katholiken; die werden dem Protestantismus auch wenig Freude machen! Spricht so ein Seelsorger, dem das Wort leuchtend vor dem Gewissen schweben sollte: „Ich habe bewahrt in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast und es ist keiner von ihnen verloren gegangen"? Und muſs nicht der Priester Rechenschaft geben über die anvertrauten Seelen, wie Paulus einschärft; was wird am Tage der Verantwortung jener vorschützen, dem die Herde zum großen Theil davongelaufen ist? Und wenn selbst an den Apostaten nicht viel läge, sind die unschuldigen Kinder auch nichts wert, die nach Tausenden und Tausenden sammt allen ihren Nachkommen der Kirche verloren gehen? Und handelt es sich nicht um die qualitativ höher stehende Classe der Gebildeten, an denen wir Katholiken ohnehin nicht Überfluſs haben? Ist es denn nicht beschämend, daſs der Katholicismus fast nur noch für alte Weiber und Bauern als tauglich gilt?

Einst eroberte der Katholicismus im Sturm die Welt; heute hat er Noth, seine Glieder kümmerlich zusammenzuhalten; ja die Verbindung ist eine so lose, daſs bei dem geringsten Anlaſs sogleich der Austritt ins Auge gefaſst wird. Man muſs auch berücksichtigen, daſs mit den offen Abgefallenen die Reihe der ihrem Glauben feindlichen Katholiken noch bei weitem nicht erschöpft ist. Viele halten es gar nicht der Mühe wert, äußerlich ihren Austritt zu nehmen, oder sie wollen aus geschäftlichen oder Avancementrücksichten ihren Abfall nicht der Öffentlichkeit preisgeben; auch melden sich Tausende nicht bei Schönerer und Consorten an und treten in der Stille über, und schließlich, ist es denn nicht scandalös, wenn Priester sich ganz damit zufriedengeben, wenn äußerlich in den statistischen Listen so und so viele Namenskatholiken aufgezählt werden, ohne daſs diese innerlich durchsäuert, mit Herz und That lebendige und freudige Glieder am Leibe Christi sind? Wie viele aber gibt es solche in Deutsch-Österreich? Und wer trägt die Schuld daran?

Auch anderswo steht es schlecht mit der Kirche; aber in Frankreich z. B. ist doch der katholische Geist eins mit dem nationalen Bewuſstsein und bekommt von dieser Seite, von den Wurzeln des Volkes neue Kraft; auch die Laien, sogar Dichter und Künstler, schließen sich wieder enger

an die Kirche, wenn auch die Theologen selbst durch ihre mangelhafte Bildung wenig erreichen.

Ich habe ein Schriftchen in der Hand, das sich „Die Wahrheit über die Los von Rom-Bewegung“ betitelt und vom Inspector Diefenbach in Frankfurt verfasst ist. Die Broschüre enthält noch bei weitem nicht die ganze „Wahrheit“ und ist sehr ruhig gehalten, hat aber trotzdem lauten Widerspruch bei den Männern des Schlendrians erregt. Rühr mich nicht an! spricht der Patient, wenn der Arzt seine Wunden untersucht. So spricht auch der kranke Mann an der Donau, dem gegenüber jetzt selbst der „kranke Mann an Bosporus“ in den Hintergrund getreten ist. Es wird fortgewurstelt, fortgelogen, fortgewirtschaftet, bis der Katholicismus ganz am Ende ist, das ist einmal österreichisches Maxime. Hören wir nun, was Diefenbach sagt, dann wollen wir aus unserer Information auch einige Rathschläge geben.

Diefenbach gibt zunächst eine lange politische Einleitung über den Niedergang Österreichs, die wir übergehen können. Als Hauptursachen für den geringen Einfluss der Kirche bezeichnet er:

1. die geringe Zahl und schlechte Qualität der deutschen Geistlichen, dann ihre unvollkommene Ausbildung an den Seminarien. Der geringe Zugang zum geistlichen Stand werde wieder verschuldet durch die schlechte Bezahlung und Behandlung der Geistlichen seitens ihrer Oberen, so dass wenige von wahrem Beruf, die meisten nur aus Armut und wegen geringer Geistesgaben zu ihm kämen. Dies habe wieder die Verachtung zur Folge, die in keinem Land wie in Österreich so gegen den Theologen herrsche. „Clerical gilt dem liberalen Österreicher als Schimpfwort.“ (Musste sich doch die christlich-sociale Partei ausdrücklich verwahren, dass sie „clerical“ sei!) Der Protestantismus gilt durchweg für vornehmer. Der protestantische Prediger steht in höherem Ansehen als der Priester, ob Säcular, ob Mönch. „Er gilt als Gebildeter.“

2. Autor ist auch nicht gut auf die Orden zu sprechen, denen die Pfarrseelsorge nicht anvertraut werden sollte und hat nicht übel Lust, einen Theil der Klöster zur Aufbesserung des Weltclerus zu säcularisieren.

3. Autor kommt dann auf die mangelhafte Übung der Seelsorge, hält die Zulassung unreifer Kinder mit zehn Jahren zur heiligen Communion für einen Missstand. (Mit Recht! Wie ganz anders und viel intensiver ist die Vorbereitung zur protestantischen Confirmation! Das Gepäppel mit der „Unschuld“ sollte doch einmal aufhören. Heutzutage braucht's Verstand, nicht bloß Unschuld!)

4. Ein wichtiger Punkt ist die Scheu des österreichischen Clerus vor der Berührung mit den Pfarrkindern in ihren Freuden und Leiden. „Es ist merkwürdig, wie so manche

Priester meinen, die Priesterwürde entkleide sie der Pflicht, Mensch zu sein. Ganz anders Paulus: Freut euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden! Ich bin allen alles geworden, um alle selig zu machen. — Bei freudigen Ereignissen z. B. Trauungen, bei schmerzlichen wie Begräbnissen, dürfte die menschliche Seite des Priesters, das opus operantis oder evangelistae mehr hervortreten, damit die heilige Handlung nicht als eine geschäftsmäßige Erledigung der Amtspflicht empfunden wird. Es ist dies ein peinlicher Punkt; da aber allzu oft Beschwerden in unseren Tagen gehört werden, dass kirchliche Functionen nach Automatenart verrichtet werden, so ist ein offenes Wort wohl berechtigt." Dies ist ein wichtiger Punkt, den Manning, Schell und ich auch schon dargelegt. Es ist unbedingt nothwendig, dass Leichenreden und Volksgesang eingeführt werden. Es ist entsetzlich öde, wenn am Grab ein paar Psalmen mit näselnder Stimme abgeleiert werden und die Leidtragenden gar kein Trostwort in ihrer Sprache vernehmen; soviel ich weiß, geht in Wien der katholische Geistliche gar nicht einmal ans Grab, sondern es wird die Aussegnung schon in der Kirche abgewurstelt. Alle Ausreden, wie scheinbar auf strenge Kirchlichkeit pochende, sind Bemäntelungen der Faulheit und dem Beispiel Christi und der Patristik entgegen. Ebenso wichtig ist der Volksgesang. Der Gläubige will auch mitwirken und die an sich ja großartige römische Liturgie ist ihm unverständlich. Auch das Vorbild der inneren Mission, von der die österreichischen Geistlichen so wenig wissen, hält Verfasser als Muster vor. (Nun folgt von Diefenbach ein schwerer Vorwurf gegen die österreichische Lehrerschaft, der absolut unberechtigt ist. Unsere Lehrerschaft nimmt der Kirche gegenüber beiläufig den Müller'schen Standpunkt ein. Die Red.)

Verfasser wünscht vor allem Steigerung der Bildung bei den Theologen, besonders Universitätsbildung.

Sehr gut ist, dass er die politische Seite der Frage in ihrer Bedeutung nicht überschätzt, denn bei den Slaven mache sich dieselbe religiöse Erstorbenheit geltend. Man dürfe ja nur an die Hussitenverherrlichung und den Sieg der Jungczechen denken. (Auch bei den Czechen machen sich Abfallgelüste geltend. Ein Dr. Iska wirkt mit Erfolg für Lostrennung von Rom und Anschluss an die altkatholische Kirche. Diese, die sonst stets den deutschen Charakter betont, nimmt die czechischen Gemeinden als Filialen auf. Synode zu Wien 10. September 1900.) Der Hass zwischen Deutschen und Czechen kommt also nicht einmal bei letzteren der Kirche zugute, ein Beweis, dass politische Rücksichten nicht den Ausschlag geben. — Nicht die gegnerische Politik, sondern Rom ist der Feind! Daher heißt es „Los von Rom!" Das möge man auch in Rom beherzigen, wo dem heiligen Vater vorgespiegelt wurde, es handle sich nur um nationale Streitigkeiten. Wegen nationaler Streitigkeiten

verleugnet niemand seinen Glauben; die Franzosen stritten jahrhundertelang mit den Österreichern und wurden doch nicht häretisch; dies geschieht nur, wo der Glaube innerlich schon längst verhasst ist und nur ein äußerer Anlass den letzten Stoß gibt. Man betrachtet Rom als Centralsitz der Herrschsucht, des Despotismus, der Geisterknechtung und beruft sich dabei auf alles, was von Rom aus in der letzten Zeit geschehen ist! Der schlechte Eindruck der heimatlichen Geistlichkeit gegenüber dem gewandteren Auftreten der protestantischen gibt dann noch den Rest.

Ist es nicht ein trauriger Gedanke, dass der katholische Clerus, so arm, so entsagungsvoll, selbst auf das höchste Glück auf Erden verzichtend, doch nichts erreicht, ja durch seine Niedrigkeit noch verachteter wird? Der Clerus bekommt keinen guten Nachwuchs, weil er elend bezahlt wird, er kann sich keine Bücher[1]) kaufen und steht darum geistig nicht hoch. Man glaube ja nicht, dass die äußere, finanzielle Stellung unwichtig ist. Man erwäge einmal, wie die Lehrer sich social und wissenschaftlich durch die gute Bezahlung gehoben haben. Es greift eines ins andere. Mehr Gehalt bedingt größeren und besseren Zugang, reichere Möglichkeit, sich Bildung zu verschaffen, größere Achtung beim Volk (denn wer achtet einen Schlumper, der wie ein Landstreicher daherkommt? Der Pfarrer gibt dem Kaplan nicht einmal den Herrentitel). Überall dringt man auf Besserung der Bildung, auf Erschwerung der Anforderungen und nur beim Geistlichen will man die Anforderungen mildern, angeblich um mehr Leute zu bekommen. Man bekommt aber nur den Abhub. Denn wer wählt einen Pariastand? Bessere man nur gründlich auf und behandle man den Geistlichen als Charakter, dann kommen Leute genug.

Die Errichtung von Knabenseminarien und ähnliche Palliativmittel halte ich nicht nur für unnütz, sondern für positiv schädlich und unsittlich. Man soll nicht ein Kind für einen so schwierigen Beruf prädestinieren. Man soll nicht „mausfallenartig" von Jugend an Cleriker einfangen; ich halte das für eine große Verantwortung. Eher noch würde ich, wenn es nicht anders geht, die Aufhebung des Zwangs zum Cölibat befürworten, der heutzutage doch, wie Figura zeigt, keine große Achtung erweckt und auch oft genug übertreten wird, was dann den Respect derart zu Ungunsten des Clerus mindert, dass alle Priestertugend der andern die Sache nicht ins Reine bringt, da man sie nicht glaubt. Auch wäre dann für Nachwuchs aus dem Clerus selbst gesorgt und es brauchten die Züchtungsmaschinen nicht ins Werk zu treten, die doch nur einen wissenschaftlich armseligen Ertrag liefern. Und auch die Aufbesserung und Gleichstellung mit den protestantischen Clerikern müsste dann erfolgen. Der ascetische Geist im Katholicismus würde deswegen nicht verloren

---

[1]) Warum errichtet man keine Decanats- und Diöcesanbibliotheken?

gehen; denn abgesehen von den Klöstern würde auch der Weltclerus seinen Mann stellen; das wären aber dann nicht Gezwungene, sondern wirklich aus freier Tugend Feststehende, und jene Scandale und Bloßstellungen vor der Öffentlichkeit hätten ein Ende. Wem das zu weit dünkt, der denke an Pauli Wort, der wohl gewusst, was zu einem Priester gehört und an die Heldenzeit der ersten Jahrhunderte, die keinen Cölibatszwang auferlegte.

Was ich noch besonders betonen möchte, ist: Vorsicht und Zurückhaltung in der Politik. Der Geistliche soll nicht Politik treiben; er soll nicht politische Gegner als schlechte Katholiken brandmarken, wie es auch bei uns geschieht. Kein Mensch lässt sich das gefallen; er ist dann schon am Rand des Abfalls. Man lerne von den protestantischen Clerikern! Keine Partei heißt sich dort ausschließlich protestantisch oder evangelisch. Nur bei uns wimmelt es von „katholischer Volkspartei", „katholischem Centrum" rc. Das hat der katholischen Sache ungeheuer geschadet; denn alle Sünden der Partei werden dann der katholischen Religion aufs Conto gesetzt und sie muss dafür büßen. Wäre ich Bischof, ich würde gegen die Anmaßung einer politischen Clique, allein unter allen Bürgern im Staat das Christenthum oder den Katholicismus zu vertreten, energisch Einspruch erheben. Demokrat, Liberaler, Feudaler, Aristokrat, Freihändler, Schutzzöllner, alles hat Platz im Katholicismus und keine Richtung darf sich ausschließlich zu „echten Katholiken" erheben und die andern als schlechte brandmarken. Man weist auf die Kirchenfeindlichkeit der Liberalen u. s. w. hin, aber bedenkt nicht, dass man diese Kirchenfeindlichkeit erzeugt hat, indem man die Katholiken daraus zurückzog. Früher waren bei uns die Liberalen nicht kirchenfeindlich; waren doch Windthorst, Reichensperger, Waldeck u. a. ursprünglich liberal.

Auch die Protestanten haben Parteien in ihrer Religion, liberale und orthodoxe. Aber auch die Liberalen und Aufgeklärten sind gern in ihrer Kirche, weil sie nicht verketzert werden. Sie fühlen sich als Protestanten, bringen Geldopfer für Kirchen, für Propaganda, und lassen, wenn sie eine gemischte Ehe eingehen, um keinen Preis die Kinder katholisch werden. Unsere liberalen Katholiken, die immerfort als schlecht verschrien werden, einzig weil sie nicht dem Centrum angehören, werden der Hetzereien satt, verlieren die Freude an ihrer Religion, gehen gern gemischte Ehen ein und lassen ihre Kinder protestantisch werden. Wer Wind säet, erntet Sturm! — —

Das sind freimüthige Worte eines katholischen Priesters, der freilich deshalb von den Jesuiten aufs äußerste angefeindet wird. Und so wie Dr. Josef Müller, denken und sprechen auch andere katholische Geistliche und täglich mehren sich die Stimmen in der Kirche selbst, die uns zeigen, wieviel da faul ist. Nichts ist bei einem religiös angelegten Volke,

wie es die Deutschen sind, zur Zeit religiöser Selbstbesinnung natürlicher, als dass es sich endlich auflehnt gegen diese Wirtschaft, dass es immer lauter nach Reform verlangt, und wenn die Reform nicht kommt, zum Abfall schreitet!

Die „Los von Rom-Bewegung" nimmt immer größere Dimensionen an. Wie rüstet sich dagegen die römisch-katholische Kirche? So ungeschickt als möglich. Man sollte meinen, sie würde zeigen wollen, wie hoch sie an Würde und Gesittung über dem Gegner steht. Dagegen zeigt der Clerus in seiner Presse alle jene niedrigen Mittel des Zankes, des Hohnes, der Verdächtigung und Verleumdung, wie etwa eine zungenfertige Greislersfrau, wenn sich in ihrer Nähe ein Concurrent etablieren will. Man sollte meinen, die römische Kirche würde nun Diejenigen Lügen strafen wollen, die da ihre Abkehr vom Evangelium behaupten, sie würde ihre so oft betheuerte Evangeliumliebe hervorkehren auf den Kanzeln und strenge Sittenlehre predigen, damit die Welt sehe, dass sie christlich ist. Anstatt dessen stellt sie noch aufdringlicher als sonst die außerchristlichen Dinge in den Vordergrund, gerade jene, die stets am meisten Ärgernis gegeben haben: das seelenlose Lippengebet, das Wallfahrten, das Ablasswesen, die Heiligendienerei, den Formencultus überhaupt. Immer nur äußere Verrichtung wird betont, fast nie innere Frömmigkeit. Immer ist die Rede von der Kirche, selten von Gott; immer vom Glauben, nie von der Liebe.

Sieht man denn nicht, dass die Menschen sich wieder zu sehnen beginnen nach Gotteskindschaft, nach Christenthum? Auch die Gebildeten. Aber das, was ihnen heute in den katholischen Kirchen geboten wird, können nur die Wenigsten brauchen. Wie fragt der katholische Theologe Josef Müller? Ob es nicht beschämend sei, dass der Katholicismus fast nur noch für alte Weiber und Bauern als tauglich gilt?

Die Clericalen bestreiten immer, dass die Übertrittsbewegung eine religiöse sei. Weil manch Einzelner, was ja nicht geleugnet wird, aus Atheismus abfällt, so verallgemeinern sie es, Los von Rom heiße: Los von Gott! Los vom Christenthum! und verleumden damit alle christlichen Kirchen, die außerhalb stehen. So schaffen die Clericalen mit ungeschickter, unfruchtbarer Polemik sich immer neue Feinde und wundern sich dann, dass sie von Feinden umgeben sind.

Weil bei uns eine politische Partei den äußeren Anstoß gegeben, so behaupten sie, die Bewegung sei eben nur politisch, ja — antiösterreichisch. Diese Pauschalverdächtigung ist denn doch zu stark. Sehen wir nicht in Deutschland selbst die religiöse Bewegung? Sehen wir sie nicht in Frankreich, in Belgien, in Spanien, in Portugall? Keinem Menschen fällt es ein zu behaupten, dass in jenen Ländern die Los von Rom-Bewegung antipatriotisch sei. Und sie ist es auch in Österreich nicht. Mit gelegentlichen politischen Parteischlagwörtern darf das wiedererstarkte

religiöse Bedürfnis nicht verwechselt werden. Ja, das religiöse Bedürfnis! Warum treten denn so viele zum Altkatholicismus über? Warum entstehen überall theosophische Vereine, warum steigert sich das Interesse für den Buddhaismus? Es geschieht aus innerem religiösen Bedürfnisse. Es gährt die Religion. Warum ist es den Clericalen so ganz und gar unfassbar, dass etwas aus rein religiösem Antriebe geschehen kann? Ist das nicht gerade, als ob sie an eine innere Religion selbst nicht mehr glaubten? Als ob sie es gar nicht für möglich hielten, dass aus den Formkatholiken noch einmal wirkliche Christen werden könnten?

Es ist aber doch so. Die Menschen wollen wieder Christen werden. Man beobachte das geistige, das wissenschaftliche, das künstlerische Leben unserer Zeit, wie reich und immer reicher es durchsetzt wird von christlichen Motiven und Sentenzen, wie überall und überall religiöse Werke und Zeitschriften herauskommen, wie groß in gebildeten Kreisen das Interesse für Religion geworden ist. Warum verhält sich gegen diese hocherfreuliche Erscheinung gerade die römische Kirche so skeptisch? Wer Glauben predigt, muss auch selber glauben, kann sich der Macht auch des evangelischen Glaubens nicht verschließen.

Der religiöse Streit geht heute nicht um Kirchen, vielmehr um's Christenthum, von den Kirchen die christlichste behauptet den Sieg.

Wem das Schicksal der katholischen Kirche am Herzen liegt, wer freudig gehofft hatte, sie würde sich aus der Verrottung emporarbeiten zur Vergeistigung, den erfasst Unmuth und Trauer. Die Kirche kann den Menschen entgegenkommen, sie that es oft, sie kann es auch heute. Wir verlangen doch nicht, dass sie die ihr eigenthümlichen Merkmale verleugnen soll, aber in zweiter Linie müssen dieselben gestellt werden, in erster steht für jeden Christen das Evangelium. Alle Achtung vor der Kirche patriarchalischen Organisation, wenn sie sich von Weltpolitik fern hält. Alle Ehrerbietung vor den Sacramenten und den erhebenden Sinnbildern, wenn vor allem das Evangelium gepredigt wird.

Von dieser Forderung aber stehen wir nimmermehr ab!

R.

Ohm Paul und seine Sanna.

Skizze aus dem Burenlande von **Frederik Rompel.**[1])

Ende Mai 1899 bekam ich den Auftrag, mich nach Bloemfontein zu begeben, wo die Conferenz des Präsidenten Krüger mit Sir Alfred Milner, dem englischen Obercommissär für Südafrika, abgehalten werden sollte. Ich war der einzige Journalist, der im Eisenbahnzug des

[1]) Aus „Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges.“ Von Frederik Rompel. Stuttgart. Anton Hoffmann.

Präsidenten die Reise mitmachte, auch sollte mir während des Aufenthaltes in der freistaatlichen Hauptstadt, als einzigem Berichterstatter, der Zutritt in das Haus des Hochedlen nicht verwehrt werden.

Es war ein prächtiger Tag, voll lachenden Sonnenscheines. Wir standen im Beginn des afrikanischen Winters, und die Temperatur war mild und warm. Die angenehme Bewegung des Eisenbahnwagens, die frische Luft, der Blick auf die freie Natur brachten mich in eine behagliche Stimmung. Ich war mir der hohen Bedeutung dieser Conferenz recht wohl bewusst. Ich wusste auch, dass ein resultatloser Verlauf der Zusammenkunft den Krieg unvermeidlich machen würde; aber meine Jugend verjagte die finsteren Gedanken, und gemüthlich saßen wir — der Augenarzt des Präsidenten, Dr. Heijmans, der Herr W. J. Fockens, der Secretär und ich — auf der Plattform des Präsidentenwagens und plauderten. Hinter uns, im Salon des Wagens, saßen Ohm Paul, der Staatsprocurator J. Ch. Smuts und die Herren A. D. W. Wolmarans und Schalk Burger.

Unsere Unterhaltung hier außen wurde immer lebhafter, oft lachten wir laut. Wir näherten uns eben einer Station. Ich stand auf, um zu sehen, wo wir uns befänden, da streifte mein Blick zufällig den alten Präsidenten.

Ich erschrak. Noch nie hatte ich ihn so ernst gesehen. Drinnen im Salon herrschte peinliche Stille. Die Augen des Präsidenten Krüger waren stärker entzündet, als sie es in der langen Zeit, seit ihn Dr. Heijmans behandelte, je gewesen waren. Weg war auf einmal meine muntere Stimmung, und ein trübes Gefühl erfasste auch mich. Ich kannte Ohm Paul, wenn er auf Reisen war, nur als gemüthlichen Gesellschafter, stets zu Scherzen und Erzählungen aufgelegt... Ich kannte ihn als einen Mann, der auch die längste Reise mit seinen Berichten von Jagdabenteuern und persönlichen Erinnerungen zu kürzen verstand... Ich kannte ihn als einen, der so herzlich und echt zu lachen vermochte, dass auch andere miteinstimmen mussten, obschon von seinen Worten oft vieles verloren gieng, weil er so undeutlich spricht.

Wir waren an der Station vorbeigedampft. Eine Anzahl Menschen hatte auf dem Bahnsteig gestanden und ehrerbietig das Haupt entblößt. Se. Hochedeln hatte diesen Gruß wohl erwidert, aber — nicht wie sonst freundlich, mit einem Lächeln im Gesicht. Geistesabwesend und traurig war sein Gruß gewesen. Unser Gespräch kam nicht mehr ins rechte Geleise. Die großartige Natur, die uns umgab, kam bei uns nicht mehr zur Geltung. Die gute Stimmung war verflogen und kehrte erst viel später wieder zurück, als wir in Kroonstad, wo der Zug, um den Schlaf des Präsidenten nicht zu stören, über Nacht stehen blieb, im Stationskaffeehaus zusammensaßen. Landdrost Papenfuß von Bloemfontein und

Major Albrecht, der Commandant der freistaatlichen Artillerie, die den Präsidenten in Viljoensdrift empfangen hatten, brachten wieder einige Fröhlichkeit in die Gesellschaft.

Am folgenden Tage, auf der Weiterreise, machte mich wieder derselbe trübe Ernst Ohm Pauls betroffen. In Bloemfontein aber, wo er sich nicht mehr mitten in seiner gewohnten Umgebung befand, kam der Diplomat bei ihm wieder zum Vorschein. Bei der Begrüßung bemühte er sich, stark zu erscheinen. Mit seinem eisernen Willen gelang ihm das auch, aber den Menschen, die ihn sahen, entgieng es nicht, dass er alt geworden war.

Bei dem Empfang schien er sogar wohlgemuth zu sein, und die Leute, die dieser Feierlichkeit beigewohnt hatten, um aus seinen Mienen die politische Lage zu beurtheilen, kehrten beruhigt nach Hause zurück.

Ohm Paul war munter, Ohm Paul hatte Vertrauen. Es war hier nicht das erstemal, dass Präsident Krüger der Welt gezeigt hat, dass er in seinen Mienen nicht lesen läßt, was in seinem Herzen vorgeht. Beim „Rout" im Hause des Präsidenten Steijn wiederholte sich dasselbe meisterhafte Benehmen.

Bis spät in die Nacht hinein waren dann die beiden Präsidenten und ihre Räthe beschäftigt.

Erst zwei Tage später sah ich den Präsidenten Krüger in seiner eigenen Umgebung wieder. Es war Sonntagmorgen.

Ohm Paul saß draußen auf der Veranda. Es fiel mir sofort auf, dass er ohne seine sonst von ihm unzertrennliche Pfeife war. Er saß ganz allein, auch gegen seine Gewohnheit. Seine Lider waren feuerroth und die Augen geschwollen. Ich sah, dass er geweint hatte.

Dr. Heijmans erzählte mir später, dass er zu ihm gesagt habe: „Präsident, Sie haben geweint, das ist sehr schlimm für Ihre Augen." — „Ja", war die einfache, tieftraurige Antwort gewesen, „ich schlafe nicht mehr, ich weine die ganze Nacht."

Ich setzte mich zum Präsidenten, aber das Gespräch stockte fortwährend. Das waren lange Pausen, voll trüber Stille. Zuletzt stand er unter dem Vorwande, dass ihn das Sonnenlicht geniere, auf und gieng ins Haus.

Ich gesellte mich zu Danie Wolmarans, der auch allein im Garten promenierte. Auch er hatte Thränen in den Augen, nur mühsam bezwang er das Zittern seiner Stimme. Aus einem anderen Theile des Baumgartens kam Schalk Burger heran. Die wachsbleiche Farbe seines Gesichtes bildete einen eigenthümlichen Contrast mit dem Schwarz seines Haupt- und Barthaares.

Eine tiefe Traurigkeit ergriff nun auch mich. Es war ein schmerzliches Gefühl, diese großen, starken Männer mit ihrer Vergangenheit

von Leiden und Streiten, so im tiefsten Herzen betrübt zu sehen. Ich werde den Morgen niemals vergessen.

Als ich weggieng, hörte ich noch, wie Danie zu Fockens sagte: „Und wenn wir es so gemacht hätten, so wären sie doch nicht zufrieden gewesen.“

Am 5. Juni kehrten wir mit Sonderzug von Bloemfontein zurück. Abends um 8 Uhr reisten wir ab. Der Präsident begab sich sogleich zur Ruhe. Am folgenden Morgen sah ich ihn wieder. Er war nicht mehr so traurig. Ich fühlte, dass er die Überzeugung nach Prätoria zurückbrachte, alles gethan zu haben, was er thun konnte und durfte, und dass er noch nicht alles für verloren hielt, nachdem das Freistaatliche Parlament am vorigen Tag in geheimer Sitzung die politische Haltung der beiden Präsidenten gebilligt hatte. Er ist des Vertrauens der Schwesterrepublik in den weiteren Verhandlungen würdig geblieben.

*
* *

Der 10. October, des Präsidenten Geburtstag! Dr. Engelenburg, Chefredacteur der „Volksstem“, war bereits mit den ersten Commandos nach dem Südosten der Republik abgerückt. Ich gieng, um dem Staatsoberhaupt Glück zu wünschen und war zu gleicher Zeit mit dem Consul beim Präsidenten. Der Krieg war unvermeidlich. Das transvaalsche Ultimatum war bereits abgeschickt. Am folgenden Tag, um 5 Uhr nachmittags, war der festgesetzte Termin verstrichen.

Wie gewöhnlich an seinem Geburtstag, saß Präsident Krüger in seinem tiefen Sorgenstuhl im großen Empfangssalon. Hoch aufgerichtet saß der Vierundsiebzigjährige da. Wohl war sein Gesicht mehr gefurcht als gewöhnlich; aber der Mund zeichnete sich noch energischer als sonst in seinen kräftigen Zügen ab. Die Würfel waren gefallen; der Streit musste ausgefochten werden. Einige Wochen früher, als die Lage noch nicht hoffnungslos war, hatte der Präsident gesagt: „Sollte es nun zum Kriege kommen, dann wird uns England nicht loslassen, bevor es uns abgewürgt hat. Gott allein“, setzte er dann hinzu, „wird uns retten können“.

Mit dieser Überzeugung in seinen Mienen wartete er an jenem 10. October auf die Antwort, die das mächtige britische Reich auf die Herausforderung des aufs äußerste gebrachten kleinen Volkes geben würde.

*
* *

Es war nach der Schlacht von Elandslaagte (21. October 1899). In Pretoria herrschte vollständige Panik; allerlei unwahre Gerüchte machten die Runde. Das deutsche Corps unter Oberst Schiel sollte in die Pfanne gehauen sein. Die wenigen, die vom Holländer-

Corps unter Dr. H. J. Coster noch am Leben wären, seien in die Hände des Feindes gefallen. Von Stunde zu Stunde lauteten die Berichte ungünstiger. Gegen Mittag empfieng die „Volksstem“ ein sehr ausführliches Telegramm ihres Specialcorrespondenten, aus dem hervorgieng, dass die Lage beiweitem nicht so bedenklich war, als man sie sich in der Residenz vorstellte. Ich gieng unmittelbar mit diesem telegraphischen Bericht zum Präsidenten, wo der Landdrost von Pretoria mit niedergeschlagenen Gesichtern versammelt war, ohne zu sprechen. Es war der Beginn des Krieges und die erste Niederlage. Ohm Paul saß ruhig da. Er, der Älteste, der Mann, der den Verlust am meisten fühlte, gab noch den andern den Rath, zu warten, bis glaubwürdigere und ausführlichere Nachrichten kämen. Die ersten Berichte wären von Flüchtlingen überbracht worden. „Einer, der flieht“, sagte der Präsident, „sieht einen Baum für den Teufel an; ich habe niemals den Berichten von Ausreißern Glauben geschenkt.“

Die Thatsachen gaben dem Präsidenten glänzend recht.

Denselben Abend um 11 Uhr erschien noch eine Extra-Ausgabe der „Volksstem“, und nun stellte sich heraus, dass man die ersten Berichte geradezu empörend übertrieben hatte, und dass die unglückliche Schlacht von Elandslaagte doch eine ruhmreiche Waffenthat unserer Landsleute war.

Auf der Redaction der „Volksstem“ sahen wir an diesem Tage ein, dass es nöthig werden dürfte, das Blatt auch an Sonntagen erscheinen zu lassen und so eine etwa böswillig verursachte Panik zu unterdrücken.

Das transvaalsche Volk ist aber von Herzen christlich, und wir wollten nicht gern die religiösen Gefühle anderer verletzen. Ich gieng also erst, die Erlaubnis einzuholen, im Falle der Noth eine Sonntagsausgabe drucken zu dürfen. Staatssecretär Reitz hatte keine Bedenken dagegen, er wünschte nur, dass ich auch mit Präsident Krüger darüber spräche. Der „fanatische Calvinist“, wie ihn die Engländer mit Vorliebe nennen, begriff gar nicht, warum mich der Staatssecretär noch zu ihm geschickt hatte. Dergleichen Veröffentlichungen lägen doch im Interesse des Landes. Er billigte den Plan mit aufrichtiger Überzeugung.

* * *

Im Volksraad blieb der neben dem Sessel des Vorsitzenden stehende große Armstuhl des Präsidenten häufig unbesetzt.

Die laufende Arbeit war gewöhnlich nicht sehr belangreich, gerade wie in anderen Ländern auch. Sobald jedoch der Präsident eintrat, konnte man den beklemmenden Eindruck, den seine Gegenwart machte, recht wohl fühlen. Der Abgeordnete, der gerade beim Wort war, hielt plötzlich inne, der Secretär wendete den Blick über seine rechte Schulter.

Der Vorsitzende gab einen kurzen Schlag mit seinem Hammer auf den Tisch, der Präsident gieng mit gedämpften Schritten seinem Stuhle zu, die Anwesenden mit einem „Guten Tag, meine Herren" begrüßend. Alle Mitglieder erhoben sich von ihren Sesseln, und das Staatsoberhaupt nahm neben dem Vorsitzenden, dem er die Hand reichte, Platz. Ob nun die Ursache der allgemeinen Beklommenheit, die sich eingestellt hatte, die ernste Begrüßung war, oder die Wichtigkeit der Dinge, die vom Präsidenten zu erwarten waren, konnte nicht beurtheilt werden.

Stets fiel mir die stolze Haltung des Präsidenten auf, sobald er sich in der Sitzung befand, im Gegensatz zu seiner Gelassenheit im eigenen Hause. Hochaufgerichtet saß er da, mit dem ersten besten Stück Papier spielend, das er auf dem Tische fand, scheinbar auf nichts um ihn her achtend, und doch so aufmerksam, dass ihm auch nicht das kleinste Vorkommnis um ihm her entgieng. Wurde eine Frage an ihn gestellt, so war er stets mit der Antwort bereit, außer wenn sein Bescheid längere Überlegung erforderte. Hatte er aber wegen seiner Schwerhörigkeit einen Redner nicht verstanden, so wandte er sich an den Vorsitzenden um Wiederholung des Gesprochenen.

Ein zäherer, mit größerer Ausdauer begabter Vertheidiger eines Vorschlages als Ohm Paul ist schwerlich zu finden. Die Geschäftsordnung des Volksraads gibt ihm das Recht, so oft zu sprechen, als er für nöthig hält, während die Mitglieder zu jedem Gegenstand nur einigemal das Wort nehmen dürfen. Jedem Mitglied darf er besonders antworten, und es kam vor, dass er in derselben Sache nicht weniger als achtundvierzigmal das Wort ergriff.

Wie heiß gieng es oft im Raad her, wenn der Präsident anwesend war! Bei all seiner Besonnenheit in diplomatischen Unterhandlungen gerieth er im Raad doch oft in heftige Erregung und sprach dann mit erhobener Stimme, wodurch er den aufbrausenden Charakter, der ihm eigen ist, verrieth. Wenn jedoch eines der anwesenden Mitglieder den Präsidenten auf seine Heftigkeit aufmerksam machte, sah er seinen Fehler sofort ein. Bemerkenswert war in solchen Augenblicken das Auftreten von Danie Wolmarans, als dieser noch Mitglied des Volksraads war. „Wir sind hier, um unsere Meinungen auszutauschen, Präsident, und dies muss mit Ruhe geschehen können", sagte er einmal rund heraus, nachdem er die Rede Ohm Pauls angehört hatte. Seine Hochedeln war durch diese aufrichtigen Worte offenbar besänftigt und selbst unzufrieden über seine Aufgebrachtheit, denn Danie hatte den rechten Ton zu treffen gewusst; seine Worte bewiesen ebensoviel Entschlossenheit, als Ehrfurcht vor Ohm Paul, dem Staatsoberhaupt.

Dass ein von dem Präsidenten befürworteter Regierungsvorschlag nicht angenommen wurde, kam oft genug vor und entkräftet die Be-

hauptung der Engländer, dass der Präsident dem Volksraad seinen Willen aufnöthige.

Ohm Paul konnte vermöge seines Einflusses im Volksraad oft seine Meinung durchsetzen, wo andere dies schwerlich fertiggebracht hätten. Mochte auch das Volk einmal durch die frevelhaften Aufreizungen der Ausländer-Jingos starrköpfig werden, Ohm Paul, der alte Starrkopf, wie ihn unsere überseeischen Nachbarn so gerne nannten, suchte ihre Beschwerden, so gut er nur konnte, zu befriedigen. Mühe, Sorge und Kopfzerbrechen hat ihn dies oft gekostet, doch sein eiserner Wille trug meist den Sieg davon. In solchem Fall war er allerdings eigensinnig, was ihm aber die Engländer keineswegs zum Lob auslegten.

Eine der Maßregeln, wogegen sich das Volk im Anfang aufbäumte, war der Gesetzentwurf, wonach die englischen Kinder in den ersten Classen der Schulen in den Goldfeldern Unterricht im Englischen erhalten sollten. Das Volk begriff diese Maßregel nicht, es glaubte, darin eine Verletzung der Landesgesetze zu finden. Außerdem war dem Volke der schändliche Verrath des Jameson-Einfalles noch zu gut im Gedächtnis, als ihm der Gesetzentwurf zur Begutheißung vorgelegt wurde. Aber Präsident Krüger vertheidigte trotzdem das Schulgesetz für die Goldfelder, und es gelang ihm auch nach vielen stürmischen Auftritten, das Volk mit diesem Gedanken zu versöhnen. Ohne weitere Erörterungen und mit allgemeiner Zustimmung wurde zuletzt das Gesetz angenommen.

Dank dafür hat jedoch Präsident Krüger von englischer Seite nicht geerntet; im Gegentheil: Chamberlain meinte noch kurz vor den südafrikanischen Verwicklungen, dass der Unterricht in der Südafrikanischen Republik nur im Holländischen ertheilt werde. — Nur ein Abgeordneter Johannesburgs gab als Vertreter der Ausländer seiner Anerkennung mit den aufrichtig gemeinten Worten Ausdruck: „Im Namen der Bevölkerung der Goldfelder spreche ich der Regierung und dem Unterrichts-Superintendenten für das, was sie mit dem Gesetz für die Ausländer erreicht haben, den Dank aus."

So ließen sich noch zahlreiche Beispiele zum Beweise anführen, wie harte Kämpfe Ohm Paul im Volksraad gegen verschiedene Strömungen durchzufechten hatte, und wie er stets danach trachtete, den Ausländern entgegenzukommen.

* * *

Nach dem Einfall zu Derdepoort, District Rustenburg (25. November 1899) — wo die Linchwe-Kaffern 17 Familienmitglieder des Präsidenten ermordet haben sollten — kam ich wieder in das Haus Seiner Hochedeln. Frau Präsident Krüger war tief niedergeschlagen. Der Präsident selbst unterdrückte seine Entrüstung und seinen Schmerz, um

sofort im Ausführenden Raad Pläne zu besprechen, die eine Wiederkehr solcher durch die Engländer veranlassten Unthaten verhindern sollten.

Er zwang sich auch äußerlich zur Ruhe und war der Gelassenste von uns allen. Seine beiden Enkel, Piet Grobler und Hans Malan, die im Rustenburgischen geboren sind, waren leidenschaftlich erregt und dachten nur an Rachepläne. Der Präsident versicherte ihnen, dass die Züchtigung der Linchwe-Kaffern gewiss nicht ausbleiben würde; doch sei die Zeit dafür noch nicht gekommen. —

So ist der Präsident unerschütterlich, stets festen Sinnes, ruhig und gemüthvoll. Der Einfluss, der von ihm ausgeht, wirkt wie ein Zauber auf seine ganze Umgebung, sein ganzes Volk, und macht sich in diesem langen, bangen Streite besonders bemerkbar. Voll Vertrauen auf Gott, der allein sein Volk retten kann, wird er fortfahren, zu streiten, gefasst im Unglück, dankbar im Siege — Transvaalern und Freistaatlern allezeit ein Vorbild. —

Die Gesinnung ihres Gatten theilt auch Frau Präsident Krüger. Aber Ohm Paul hat nicht, wie der heimgegangene General Joubert, eine Aufmunterung und Ermuthigung von Seite seiner Frau nöthig.

Mit seiner Riesennatur ist er in allen Lagen der Stärkere. Aber die Anwesenheit von Tante Sanna, wie Frau Präsident Krüger bei den Bürgern genannt wird, kann er nicht gut entbehren. Ihre Sorgfalt, ihre Hingebung, ihre erprobte Anhänglichkeit sind ihm Bedürfnis geworden. Von politischen Angelegenheiten hält er seine Frau fern, und nie holt er sich in Geschäften des Landes Rath bei ihr, wie es General Jouberts Gepflogenheit war.

Tante Sanna findet ihre Stärke und ihr Vertrauen in der Kraft ihres Mannes, und nächst ihrem zuversichtlichen Glauben gibt ihr seine Ruhe den Muth, die schweren Verluste, die ihr dieser Krieg zugefügt hat, zu tragen. Man muss es bewundern, wie sie zu ihrem Gatten aufschaut und sich auf seine Kraft stützt.

Sehr niedergeschlagen war sie, als der Bericht einlief, dass in einem der ersten Gefechte zehn unserer Bürger gefallen waren. Sie hatte sich den Krieg so wie die alten Kaffernkriege vorgestellt, in denen es beinahe gar keine Verluste auf Seite der Buren gab. Als ihr dann Ohm Paul bemerkte, dass sie sich glücklich schätzen müsste, wenn der Krieg nicht 10.000 Mann kostete, verstummte sie und verschluckte jede weitere Bemerkung. In diesem Augenblick begriff sie zum erstenmal, was dieser Krieg zu bedeuten hatte.

Als ihre Kinder und Enkel fielen und verwundet wurden, trug sie das Unglück aus Liebe zum Lande und mit standhafter Ergebung. Die Gefangennahme zweier Enkel hat ihr der Präsident lange verschwiegen; denn wie die

meisten Buren und Burenfrauen hat sie mehr Furcht vor der Kriegsgefangenschaft als vor dem Tod auf dem Schlachtfelde.

In früheren Jahren hatte Tante Sanna alle Gefahren mit ihrem Gatten getheilt. Auch seine Sorgen hat sie mit ihm getragen, obgleich sie sie oft nicht einmal recht kannte und sie nur in seinem Angesicht las. Sie hat ihr Land ebenso lieb wie er; sie kennt ihr Volk so gut, wie er es kennt; sie will dafür leiden, wie auch er allezeit dafür gelitten hat, und wenn Gott einst Rettung schickt, wird sie das Freudenfest feiern wie er — dankbar für den göttlichen Schutz, auf den sie vertraut hatten.

Ich habe mir Präsident Krüger nie ohne Tante Sanna denken können. Sie ergänzen einander. Er, eisern an Körper und Willen — sie, die schwache Frau, mit dem felsenfesten Glauben an ihn, mit ihren Sorgen um ihn. Und doch ist die traurige Trennung über sie gekommen, eine Trennung, die englische Blätter mit ihrem Spotte zu entweihen suchten.

Die Honoratioren.

Eines Tages entfloh ich wieder einmal meinem Sommerhause, das an der Heeresstraße steht, um mich hinten, ganz hinten oben im Gebirge zu verstecken. In einem kleinen stillen Marktflecken siedelte ich mich ein, und zwar im alten Einkehrhause „zum Schwanenwirt". Dort gab es gute Verpflegung und dort versammelten am Abende sich die Honoratioren des Ortes. Obschon man auf der Weltflucht ist — wenn das friedliche Herz den ganzen langen Tag in den Einsamkeiten der Wälder und Höhen herumgeführt wird, so wandelt der Friede sich allmählich zur Langweile und man ist froh, am Abend gemüthliche Ansprache zu finden.

Das Extrazimmer beim Schwanenwirt ist recht heimelig eingerichtet. Einer der Tische ist mit lackierter Wachsleinwand überzogen, darüber hängt die Petroleumlampe mit dem weißen Schirm. An der Innenseite der Thür hängt der Gambrinuskalender; die Polizeiordnung ist an der Außenseite festgenagelt, in der großen Zechstube bei den Bauern, Fuhrleuten und Holzknechten. Wir bleiben natürlich an der Innenseite beim schwelgenden König Gambrinus. Im Gläserkasten stehen der Reihe nach die Bierkrüge der Stammgäste, mit Jaghunden, Schießscheiben und schönen Frauen fein bemalt und mit dreisten Sprüchlein geziert. An Wandnägeln hängen lange Tabakspfeifen mit allerlei Silberbeschlägen und mit baumelnden Quasten.

Beim Mittagsmahle war ich in diesem Gemache ganz allein, wenn undankbarer Weise die Stubenfliegen nicht gezählt werden, die auf den

Rändern der Teller und Gläser herumhockten und mir Gesellschaft leisteten. Die schlanke und mürrische Kellnerin hätte ascetisch angemuthet, wenn das geröthete Gesicht nicht doch etwas Leben verrathen haben würde. Nur dünkt es mich schier, es war das Anglühen eines versteckten Ärgers, oder gar die Morgenröthe eines Zornes, der plötzlich aufgehen konnte. Weidlich unwirsch schob sie mir das Esszeug vor, dass es klirrte, und ich dachte: Warum die Jungfer nur so trutzig ist, sie kann es ja noch gar nicht wissen, dass sie kein Trinkgeld kriegt.

Am Abende jedoch war das anders. Erstens saßen an dem Tische vier Herren, in jeder Weltgegend einer, und tarokierten. Es war der Herr Pfarrer mit dem freundlichen Vollmondgesicht, der Herr Lehrer mit dem hohen Haarschopf, der Herr Oberförster mit dem rothen Vollbart und der Dorfarzt mit dem Nasenzwicker. Jeder hatte vor sich den Bierkrug, im Mund die Pfeife, die dem Doctor gar bis unter den Tisch hinabhieng, und in der Hand den Fächer der Kartenblätter. Als ein Bot aus war, trat ich bescheiden hin, um mich vorzustellen. Sie waren „sehr erfreut“ und da der Arzt gerade abgerufen wurde, luden sie mich ein, mich am Spiele zu betheiligen.

Nein, die Herren möchten sich doch nicht stören lassen! Dass ich die Tarokkarten gar nicht lesen kann, brauchten sie nicht zu wissen. „Also die Fräuln Sefferl!“ rief der Herr Pfarrer lachend, „kommen Sie an meine grüne Seite!“ Und rückte den Sessel des Arztes für die Kellnerin zurecht. Der Lehrer wollte vorher vom Fräuln Sefferl noch Bier haben, da sie später nicht „zu haben sein“ werde. Der Oberförster meinte, seinen Krug könne sie auch gleich mitnehmen. Der Herr Pfarrer trank rasch seinen Rest aus, um ebenfalls nachfüllen lassen zu können. „Die Fräuln Sefferl“ war sehr dienstbereit und zuthunlich. Als der Oberförster sie an der Hand fasste, that sie, als suche sie sich ihm zu entwinden, wobei sie ihre Finger immer mehr in die seinen verschlang, bis der Schullehrer mahnte, es sei ausgegeben. Und als die frische Tränke da war, begannen sie zu vieren zu spielen.

Ich hatte ein altes Zeitungsblatt durchgelesen, das mich gar nichts angieng, mich dann zusammengepackt und auf mein Zimmer getragen. Mein „Gute Nacht“ hatten sie sehr freundlich, fast zuvorkommend erwidert. Zwei der Herren waren dabei sogar aufgestanden. Ich versprach mir von dieser Gesellschaft für die nächsten Abende, wenn nicht Spielabend sei, eine recht gemüthliche Unterhaltung. Am nächsten Tag jedoch war wieder Spielabend. Die vier Herren saßen gerade wieder so beisammen und spielten gerade wieder so Tarok. Gar ernsthaft, wortkarg gaben sie die Karten herum, warfen sie aus, nur dass mancher bisweilen ein galantes Wort an „die Fräuln Sefferl“ richtete, wenn sie mit den Bierkrügen ab- und zugieng. An diesem Abend waren zwei norddeutsche Touristen angekommen, die an

meinem Tisch auch ihre Karten auseinanderthaten — Landkarten, und die hie und da eine Frage an die Spielgesellschaft stellten, der Wegverhältnisse und der Entfernungen halber. Diese Fragen wurden recht kurz und nebensächlich beantwortet, man merkte, dass die Honoratioren sich unangenehm gestört fühlten. Nur der Lehrer gab ein par weitere, aber zerstreute Auskünfte während des Kartenwerfens, wobei er das Spiel verlor.

Am dritten Abend war anfangs die Gesellschaft für das Spiel nicht vollzählig, so versuchte ich mit den Herren ein Gespräch anzufangen. Die Zeitung hatte Nachricht von einem Burensieg gebracht, ich äußerte darüber meine Freude, sie blieben dabei ruhig und zurückhaltend. — Es ist ja wahr, dachte ich, wer kann sich über solche Tageserfolge der armen Buren freuen, die den Krieg nur verlängern. So warf ich die Frage auf, welche Aussichten im Thale wohl die bevorstehenden Reichsrathswahlen hätten? Da wendete sich der Oberförster nach mir um und sagte in recht gutmüthigem Tone: „Wissen Sie, lieber Herr, politisieren thun wir aus Princip nicht."

Und der Arzt setzte bei: „Nämlich, es kommt nichts dabei heraus. Ist man sich einig, so ists eh recht und braucht man nicht zu reden. Und ist man sich nicht einig, dann wird gestritten. Was sollen wir denn streiten? Wir wollen gemüthlich beisammenleben."

„So ists!" bestätigte der Herr Pfarrer.

Das gefiel mir eigentlich, ist auch ein Standpunkt, dachte ich mir. Mittlerweile hatte sich der behäbige Wirth selbst zum Tisch gesetzt, um in Abwesenheit des Lehrers, der nicht jeden Tag ins Wirtshaus gehen kann, für diesen einzuspringen. Und dann begann wieder das Spiel. Lautlos, feierlich still, nur manchmal ein lebhafteres Aufschlagen des Kartenblattes oder ein halb unterdrückter Ausruf der Überraschung des Ärgers. Gelegentlich ein leichtes Schäkern mit der danebenstehenden Kellnerin.

Am nächsten Tage war es ähnlich. Während ein paar der Herren aber ihre „Bäuscherln" aßen, benützte ich von meinem Tische her die Pause und fragte, ob in dem Dorfe nicht eine Section des Deutschen und österreichischen Alpenvereines sei. Der Lehrer antwortete, vor einigen Jahren wäre eine solche wohl gewesen, habe sich aber aus Mangel an Betheiligung wieder aufgelöst. Und sie spielten weiter.

Dass es um Geld gieng, und nicht um ein geringes, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Glück wie Unglück trugen sie mit dem gleichen Stoïcismus. Nur der Pfarrer that manchmal einen Ausdruck des Unwillens, der mit Fuhrmannsflüchen Ähnlichkeit hatte, wenn man bei Geistlichen vom Fluchen überhaupt sprechen dürfte. Und schließlich brach der eine und der andere unwirsch auf und trug gallischen Ärger mit heim in sein Bett — als Frucht des stundenlangen Hinsumperns beim Spieltisch.

Bauern bei ihren Kartenspielen entwickeln einen gewissen Humor. Sie begleiten die Kartenauswürfe mit oft ganz witzigen Bemerkungen, so dass man ein Weilchen ganz gerne zuhört. Nur bei wirklichen Spielern ist die Leidenschaft so groß, dass sie jede gemüthliche Regung erstickt.

Es kam der Sonntag. Da würden die Herren Ruhetag halten, dachte ich, und es würde ein geselliges Zusammensein werden. Das war schlecht gerathen. Anstatt um sieben Uhr kamen sie am Sonntage schon um vier Uhr zusammen und spielten sechs Stunden ununterbrochen. Ich war zum Grabenwirt hinübergegangen, dort war es nicht so fein, dort saßen lauter Bauern und Gewerbsleut und tranken aus großen Gläsern Apfelwein. Aber sie führten ein geistiges Leben. Sie plauderten miteinander über Viehhandel, Kälberzucht, über Holzverkauf, über die Feldfrucht, über einen Brückenbau, über eine Ackermaschine, die sich jemand angeschafft hatte und mit der es allerhand Unannehmlichkeiten aber auch Erfolge gab. Sie besprachen ein Großfeuer, das im Nachbardorf sich zugetragen hatte und wobei ein alter Einleger aus dem brennenden Stadl gerettet worden war. Ein alter Schuhmachermeister erzählte von seinen Reisen als Handwerksbursche, zur Zeit, als es noch keine Eisenbahn gab. Bis Hamburg war er gekommen und hatte mancherlei Abenteuer erlebt. Ein alter Bauer, der schweigend sein Pfeifchen genossen hatte, that nun auch einmal den Mund auf und meinte gar nicht ungeschickt, so wie heutzutage der Telegraph und die Zeitungen, hätten dazumal voreh die Schuster und Schneider den Neuigkeitsverkehr vermittelt zwischen den Ländern. Der reisende Handwerksbursche als Culturvermittler! — Wenn ich bei den „Honoratioren" die ganze Woche über nur einmal, ein einzigesmal zu einem ähnlich wesentlichen Gedanken angeregt worden wäre! Hier bei den Bauern und Gewerblern unterhielt ich mich ganz prächtig und lernte mancherlei.

Nur Schade, dass sie an den Werktagen nicht ins Wirtshaus kamen, so dass ich meine Ergötzung doch wieder beim Schwanenwirt suchen musste. Ich fand sie fürder dort auch, aber nicht bei den Honoratioren, sondern bei einem schwarzen Kesselflicker, mit dem ich ganze Abende lang draußen am Brunnentroge zusammensaß. Der Mann erzählte mir seine Lebensgeschichte. Er war in Ungarn ein Gutsbesitzer gewesen, habe aber alles mit den Spielkarten verthan, dann habe er sich an seine alterlernte Kunst, das Kesselflicken gemacht, passiere jetzt in aller Herren Länder so herum und sei zufrieden. Die Honoratioren drinnen am Spieltisch haben zum Glücke ihren festen Beruf, sonst könnte es ihnen leicht einmal schlimmer ergehen, denn das Kesselflicken hat sicher keiner gelernt.

Die Scholle ist hart, die Welle ist weich.

Eine Plauderei.

Es ist ausgemacht, die Welt wird zu klein. So furchtbar hat die Statistik noch nie gesprochen, als bei der letzten Volkszählung. Im neunzehnten Jahrhundert hat die Bewohnerzahl Europas sich verdoppelt. Die Zeitungen verbuchen es mit Jubel — je mehr Leute, je mehr Abonnenten! Aber dass sie sich etwa einander auffressen könnten? Und es geschieht, sie fressen sich auf, zuerst die Zeitungen einander und dann die Abonnenten. Wenn sie es nicht vorziehen, Colonien gattern zu gehen. Wer sich einmal zurückziehen wollte, um bei sich selber zu sein! Wohin denn? Wo es wohnbar ist, gibt es schon überall Leute, und sogar Gebildete! Zeitungsleser!

Möchte wissen, wie oft ich schon gefragt worden bin, ob es denn nicht um Gotteswillen irgendwo einen Weltwinkel gäbe, wo man mit der wilden Natur allein bei sich selbst sein kann? Unter den Fragestellern war auch ein Millionär und dem ward Rath. Gehe hin und baue dir ein Schiff. Nimm, was dir lieb ist mit hinein und fahre aufs hohe Meer. Das Meer ist noch unbevölkert und dein Eigenthum, wohin du kommst — wo es am größten und weitesten ist, wird dir kein feindlicher Ellbogen begegnen.

Und wer sich kein Schiff bauen kann, der mache es wie ich. Manchmal, wenn mir das Land zu enge wird und die Erde zu hart, gleite ich hinab zur Adria und fahre hinaus in die feuchten, sonnigen Einöden. Das Land ist hart, das Meer ist weich. Dorthin verfolgen sie mich nicht, die unbarmherzigen Quäler, die thörichten Handschriftensammler und Poetenwinkler, und die anderen, die anderen, wovon mir jeder für sich lieb ist, die aber schrecklich sind, wenn sie sich Tag für Tag an die Thürklinke reihen, um sich vom armen Poeten schließlich doch nichts zu holen als — Enttäuschung. — Die Scholle lädt überall, wo man auf sie tritt, ein zum Arbeiten, sie strotzt von Schätzen, aber ungebeten, ungeliebt will sie nichts geben. Darum macht sie den Menschen so schätzedurstig, so umarmungsgierig, so wahnsinnig lechzend nach Erdengut, bis er in der Scholle Armen endlich ohnmächtig liegen bleibt. In der Scholle frischestem Halm und schönster Blüte ist Weltgift. Glanz, Ehre, Ruhm, die nur in der Gesellschaft zweifelhaften Wert haben, für den Einsiedler aber belanglos sind. Tückisch lockt die Scholle dazu hin, rasend hetzt sie, bis der arme heiße Mensch — Schlacke ist.

Die Scholle ist hart, das Meer ist weich.

Das Meer weckt im Menschen keine Leidenschaften, es wiegt ihn im süßen Nichtsthun, seine ewig lebendige Größe zeigt ihm lachend oder drohend, wie klein er ist und dieweilen der Mensch sich doch immer mit dem Meere messen will, wird er selber größer. Ich fange keine Seeungeheuer, lege keine Kabel, versuche nicht den drahtlosen Telegraphen, tauche nicht in den Meeresgrund, liefere keine Seeschlachten und denke, das wird man mir ohne weitere Beweise glauben — und doch fühle ich mich auf dem Meere fast ein wenig wesentlicher, als auf dem Lande. Dort auf der Welle bin ich nichts sonst als Mensch und das ist, ernsthaft gesprochen, doch etwas mehr als Hofrath oder General oder Cardinal. Mensch sein ist etwas Ungeheuerliches. Nie sieht man sich so riesengroß, so mächtig, so ewig, als wenn man nichts ist und nichts thut als Mensch sein. Als sich einmal so recht gründlich an sich selbst zu erinnern.

Und darum gleite ich so gerne hinab zur Adria und hinein in ein Lloydschiff. Ob es nun nach Venedig geht, dem vergessenen Wunder der Romantik, oder nach Pola, der Rüststätte künftiger Marinenherrlichkeit (für den Kriegsfall sind wir immer optimistisch, denn man kann ja gleich bis Lissa fahren). Oder ob mein Kiel nach dem sich immer amüsierenden Abbazia sticht, wohin außerhalb der Backhendelzeit die Wiener Karten spielen gehen; oder nach Fiume, der ungemüthlichen ungarischen Antwort auf die Triesterfrage. Oder nach dem stillen lachenden Eilande Lussin, oder nach dem altimperatoristischen Spalato, oder nach dem entzückenden Ragusa, oder nach dem wilden Cattaro am Saume der Schwarzen Berge -- oder wohin sonst an den istrischen und dalmatinischen Küsten, immer sind wir versucht auszurufen: Nicht bloß die Scholle, auch die Welle gibt Schätze.

Die siebzig Schiffe des Lloyd bieten eine große Auswahl schwimmender Burgen, in denen man sich heimisch fühlen kann. Schon das Schiff als solches ist dem Landwurm ein Ereignis. Die Bauart der Schiffe und die innere Einrichtung ist gar verschiedenartig und jedes hat seine besondere Eigenart. Um just von den Lloydschiffen zu sprechen, an leidlicher Reinlichkeit sind sich fast alle gleich und dass man nirgends köstlicher Table d'hote speist als auf dem Österreichischen Lloyd ist bekannt. Die zumeist italienisch sprechende Bemannung und Bedienung ist stets höflich und die Officiere trachten den Reisenden die Fahrt angenehm zu machen. Nun also, und das ist hier die ganze Menschheit. — Und die See! Auf manchem Meere habe ich's erlebt, dass Reisende über Bord gebeugt, meinen Spruch zuschanden seufzten: Das Land sei gut, das Meer sei hart! Auf der Adria habe ich selten einen bedenklichen Fall von Seekrankheit gesehen. Es pflegt sonst von dieser Sache zu viel gesprochen zu werden, manch ängstliche Dame wartet gewissermaßen schon

darauf und der erste Gedanke, wenn sie den Fuß aufs Schiff setzt, ist: ach, ich werde gewiss seekrank werden! Man ist nachgerade enttäuscht, wenn es ruhig und glatt dahinzieht an den malerischen Küsten und wenn man bei der gedeckten Tafel Teller und Gläser ohne jede Schutzvorrichtung dastehen sieht, wie auf jedem andern Tisch. Aber der Quarnero! Der schlimme Quarnero, wo die Wasserströmung des Golfes von Fiume ihr Wesen hat, wo man nach allen Seiten nur mehr das hohe Meer sieht, das tintenblaue, mit seinen ungeberdigen Wellen, mit seinem Brausen und Gischten, so dass der entsetzte Neuling glaubt, er sei mitten im grausen Sturm! Die meisten Reisenden, auch Frauen, freuen sich aber gerade auf den Quarnero, weil dieser Strich zu den schönsten Partien der österreichischen Adria gehört. Leben und Energie des Wassers und des Dampfers. Da steige ich gerne an die letzte Spitze des Schiffes hinaus, wo es langsames und redliches Aufundniederschaukeln gibt, während die Bewegungen in der Mitte des Fahrzeuges unsicherer und tückischer die Nerven antasten. Übermüthige Reisende halten was darauf, von den aufspringenden Gischten manchmal ein bisschen angegossen zu werden. Aber das Deck ist hoch und lange nicht bei jeder Fahrt gelingt die Taufe. — Bei der prächtigen Meerschau auf so zahmem Rosse zu reiten, wundert man sich völlig, dass die Vergnügungsfahrten auf der Adria nicht schon mehr Mode geworden sind.

Eine meiner letzten Lloydfahrten gieng nach der istrischen Insel Lussin. Hat man hinter Pola den Leuchtthurm des Cap zurückgelegt, um der hohen See sich endlich zu erfreuen, taucht fern im Südosten ein länglich gestreckter Berg auf, der Ossero. Ganz majestätisch steht er da. Aber die Sohle unserer steirischen Alpenthäler ist häufig höher, als die 588 Meter hohe Spitze dieses Berges. Er thut was er kann, um sich Respect zu verschaffen; pathetisch legt er die Falten seiner Felswände und nicht selten trägt seine Spitze eine Wolkenhaube, auch wenn sonst, so weit das Auge reicht, der Himmel blaut. Den Touristen wird gerathen, sich mit festen Schuhen zu versehen; dann aber, wenn sie ein gutes Auge oder Fernglas mithaben, können sie im Westen das unendliche Meer Lügen strafen und die italienische Küste schauen. An drei Stunden braucht der geschwinde Dampfer, um den Ossero endlich zur linken Seite zu haben. Auch zur rechten tauchen Inseln auf, unter denen bald ein steil aus dem Meere springendes felsiges Eiland auffällt, erinnernd an Helgoland. Es ist Sansego, die Weinquelle am Quarnero. Dann geht's in die Bucht von Lussinpiccolo. Mit wahrhaft orientalischer Verve steigt die Stadt dem halbkesselförmigen Berg hinan, so dass die Fenster jedes rückwärtigen Hauses über der Achsel des vorderen herabschauen auf den Hafen, um den die Riva sich hufeisenförmig zieht. Die halbe Bevölkerung ist lärmend, als gäbe es eine Feuersbrunst, am Landungsplatze versam-

melt, um bei Ankunft eines Schiffes als Packträger oder Cicerone ein paar Soldi zu verdienen. So gleichmüthig sie den ganzen Tag den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, so energisch regt sich die Erwerbslust, wenn die geldgespickten „Tedesci" kommen.

Lussinpiccolo ist eines unserer jüngsten Curorte für Brustkranke, aber auch den Gesunden schadet es nicht. Es schadet dem Culturmenschen gar nicht, einmal etliche Tage oder Wochen von seiner Erwerbsjagd abzulassen und zu sehen, wie man unter der Sonne Gottes bei süßem Nichtsthun in classischer Daseinsfreude lebt, wenn man bedürfnislos ist. Die Zeiten sind vorüber, da in dieser Stadt der Schiffbau in Blüte gewesen; anderswo können sie das jetzt besser und so ziehen die Lussiner auf fremden Meeren oder liegen daheim auf ihren Steinfliesen, sich damit begnügend, dass sie leben. In ganz Lussinpiccolo, es zählt bei fünftausend Einwohnern, hört man kein Wagenrad rollen; ein einziges Pferd, so geht die Sage, existiere in dieser Stadt, und dieses soll ein Maulesel sein. Der Herr, der die Vögel nährt und die Blumen kleidet, hat hier also ziemlich viel zu thun; er jagt den Einwohnern die Fische in die Buchten, eine unglaubliche Anzahl von Arten, er jagt sie ihnen in die Netze, an die Angeln, wonach sie bloß anzuziehen brauchen; er überspinnt den Steinhaufen, Lussin genannt, ganz wunderbar mit Ölbäumen, Orangen-, Mandarinen- und Citronenbäumen, mit Feigen- und Dattelbäumen und mit Weinreben, er ziert ihn mit Kiefern und fabelhaften Cacteen und sonstigen Spielarten der Tropen. Allerdings, umsonst hat der Mensch auch das nicht, jede Parcelle der fruchtbaren rothen Erde musste den Steinen abgerungen werden, den grauen Blöcken klein und groß, wie sie überall und überall aus dem Boden hervorquellen, genau so wie im Kaar des Hochgebirges. In hohen rohen Mauern und Wällen sind diese Steine, mit denen man nicht weiß wohin, aufgeschichtet an jedem Wege, um jedes Gärtlein, um jeden Pfränger, in dem eine elegische Ziege oder ein einsames Schaf steht. Dazwischen stets von dem mattgrünen Ölbaum bestanden rauhe Felsen. Mancher Felsriff ist so alpin, dass man jeden Augenblick glaubt, eine Gemse herüberlauern zu sehen. Aber wunderbar, was am Strande das Wasser macht aus diesen Steinen! Die Zacken und Runsen, die phantastischesten Aushöhlungen im großen und kleinen ist nicht zu beschreiben. Und nicht die Welt der Thiere, die in solchen Löchern und Spalten und in den grünlichen Untiefen hausen.

Lussinpiccolo bietet drei grundverschiedene Seebilder. Nach Norden hin den Hafen und die Bucht, scheinbar ein abgeschlossener Landsee, ringsum mit hügeligem, größtentheils kahlem Karstgebiete umgeben. In der Ferne ein paar höhere Berge, so der Monte Asino mit seiner alten Festung und das herüberragende Haupt des Ossero. Im Jahre 1859

war diese Bucht voll italienischer und französischer Kriegsschiffe, die sich hier versammelt und organisiert hatten, um Venedig zu erobern. Österreich aber steifte sich darauf, bei Lissa zu siegen und Venedig freiwillig abzutreten. Großmüthiger kann man schon nicht mehr sein.

Und welch ein anderes Bild gegen Osten hin, wenn man vom Hafen zwischen den Steinwällen an fünfzig Meter hinaufsteigt. Die Fläche des Quarnerolo. Zu Füßen der buchtenreiche Strand mit Lussingrande, St. Martino, und links hin die niedrigen Ausläufer der Insel Cerso. Aber, was steht dort fern über dem Meere aufgebaut? Ist es eine lang hingezogene graue Wolkenwand mit Sonnenstreifen und weißen Rändern? Nein, es sind die Berge von Dalmatien, es ist der Velebit mit seinen Schneefeldern.

Und wieder grundverschieden das Bild nach Westen hin. Die kleine Bucht Cicale im Westen der Insel, an zwanzig Minuten von Lussinpiccolo entfernt, ist der beliebteste Ausflugsort der Curgäste. Dort beginnen wieder die Einsamkeiten der hohen See. Selten ein rother oder weißer Segler, noch seltener ein Dampfer. Immer und immer gleiten die blaugrünen Wellen heran, immer dem Strande zu, so dass ein einfältiger Landmensch wohl fragen möchte, wie denn das kommt, dass das Wasser dort draußen nicht weniger und hier am Gestade nicht mehr wird. Ob das Heranfließen nur scheinbar ist, ob trotz alles Hin- und Herwogens die Wassermassen nicht doch mehr oder weniger an der gleichen Stelle bleiben? Es scheint, dass auch ich die närrische Frage gestellt, denn urplötzlich hatte ich an mir den Beweis, dass die Wasser laufen und springen, eine Gischtwelle warf sich über die Strandfelsen zu mir herauf und übergoss mich pudelnass von oben bis unten. So — nun gehe hin und erzähle es deinen Lesern, dass die Wasser nicht an der gleichen Stelle hocken bleiben.

Das Meer hat Humor, es blinzelt, es lacht, schupft dich von einem Rücken auf den andern und scheinest du zu sinken, so fängt es dich doch allemal wieder auf in den weichen Schoß. Im stürmischen Zustande ist es weit harmloser, als es sich stellt, im stillen aber tückisch. Wenn man dem Segler ruhige See wünscht, so wird er grob. Weit draußen auf der glatten Wassertafel müsste er verhungern. Sein einziger Freund ist der Wind. Und auch der unsere: Die glatte Fläche, die keine Narbe hat und keine Farbe, die so leb- und streblos hinliegt und sich am Horizont vom Himmel nicht unterscheidet — das ist die große wässerige Langweile. Auf jener Fahrt nach Sansego wäre sie unfehlbar eingetreten, wenn einige Jahrhunderte früher an der südlichsten Spitze von Lussin nicht Seeräuber gehaust hätten. Diese Seeräuber rief nun mein Gondelführer zuhilfe, um die Langweile der stillen See zu verscheuchen. Er erzählte, wie die Wackeren immer ausgezogen seien nach Kauffahrern und nach den

blühenden Städten des Mittelmeeres, um etwas zu erobern. Zu rauben, sagte man unhöflich genug, und Piraten nannte man zeitweise solche Männer, die in Schulbüchern manchmal auch Kriegshelden heißen. Nun, und einmal hatten die Herren Seeräuber von Lussin gehört, dass in der wundervollen Stadt Venedig eine Massenhochzeit stattfinde, dieweilen eine größere Anzahl Patriziersöhne sich junge Weiber erkiesețen. Solches Gerücht machte unsere Seeräuber leckerig und sie zogen mit Wehr und Waffen gen Venedig, um den Hochzeitszug zu überfallen und die schönen Bräute zu erobern. Das galante Unternehmen fiel aber unglücklich aus, denn das Lagunenvolk wehrte sich mannhaft und nahm die Seehelden gefangen. Dann kam das Strafgericht der Dogen, das von beispielloser Grausamkeit war. Zur Abschreckung für alle Zeiten! Die Seeräuber, so die jungen Bräute rauben wollten, wurden verurtheilt, die — Schwiegermütter zu heiraten, mit der Verschärfung, dieselben in ihr fernes Felsenschloss auf Lussin zu entführen. — Für mich gab der Gondeliere dieser Geschichte noch eine andere Pointe. Er hielt, als wir in Sansego landeten, die Hand auf. Ich gab und war bloß froh, kein Seeräuber auf Lussin gewesen zu sein.

R.

Der verrückte Locomotivführer.

Von **W. L. Alden.**

Wir Passagiere des Expresszuges waren in Jericho hoffnungslos eingeschneit und ich saß im Bureau des Stationschefs und wärmte meinen inneren Menschen durch unterschiedliche höllisch heiße Getränke, deren Namen mit dieser Geschichte nichts zu thun haben.

Es ist nämlich eine Geschichte, welche mir der Stationschef folgendermaßen erzählte:

Der beste Locomotivführer, den wir jemals auf dieser Strecke hatten, war so verrückt, wie der gediegenste ausgewachsene Narr in einem Narrenhause. Bill Spreckles hieß dieser närrische Locomotivführer. Zu jener Zeit pflegten wir unseren Maschinen Namen zu geben, während sie jetzt nur Nummern haben. Bill führte die beste Maschine auf der Strecke, die „Martha Washington", welche den Blitzzug zwischen Athen und Neu-Konstantinopel zu befördern hatte. Bill war damals etwa 30 Jahre alt, ein einfacher Mann, der niemals trank oder spielte, oder zu den Wettrennen gieng, oder an Sonntagen fischte. Aber Bill hatte in Bezug auf Maschinen im allgemeinen oder hinsichtlich seiner Maschinen im besonderen seine eigenen, sozusagen verrückten Ansichten. Er behauptete, dass eine Locomotive ebenso lebendig sei wie ein lebendiges Wesen, und

was noch mehr ist, er glaubte daran, und hätte wahrscheinlich aus der Art geschlagen, wenn jemand so unvorsichtig gewesen wäre, ihm zu sagen, dass eine Locomotive nichts mehr sei, als eine Maschine. Er pflegte zu sagen, dass jede Maschine ihren eigenen Charakter und ihre besonderen Fähigkeiten habe, und dass es gute und schlechte Maschinen gebe, und dass eine schlechte Maschine ärger wäre als ein Eisenbahnräuber. Was die „Martha Washington“ anbelangt, so war es aller Welt bekannt, dass Bill in sie bis über die Ohren verliebt war. Sie war eine unserer größten Maschinen, mit einem Paar Räder von fünf Fuß Durchmesser, und sie hatte die Gewohnheit, in ihren Federn so arg zu rütteln und zu schütteln, dass die meisten Locomotivführer sie nicht leiden mochten; Bill aber schwor darauf, dass sie die hübscheste und beste sei, die jemals gebaut wurde. Er führte sie nun schon drei Jahre lang, und ich muss sagen, dass er es wohl verstand, sie zu lenken.

Die Sorgfalt, welche Bill seiner „Martha Washington“ angedeihen ließ, war der Gesprächsstoff der ganzen Strecke. Wenn der Feuermann sie reinigte, befriedigte dies Bill niemals, und so oft ihre Fahrt vorüber war und die Maschine wieder in das Heizhaus kam, machte er sich daran, sie zu putzen und zu scheuern und zu polieren, und er setzte dies so lange fort, bis die „Martha Washington“ aussah, als ob sie eben aus einem Juwelierladen herausgekommen wäre. Wenn er glaubte, mit ihr allein zu sein, hörten ihn die Leute zu ihr sprechen. Er nannte sie seinen „Liebling“ und gab ihr alle Arten zärtlicher Namen, und erzählte ihr von den anderen Maschinen alle Neuigkeiten, die er wo immer aufschnappen konnte, und er dachte, dass sie dies interessieren würde. Manchmal saß er da, mit seinen Armen um den Rauchfang, natürlich vorausgesetzt, dass derselbe nicht zu heiß war — und er tätschelte die „Martha“ und sagte ihr, dass es auf der ganzen Welt keine Maschine gebe, die wert wäre, mit ihr in einem Athem genannt zu werden.

Der Mann wurde von Tag zu Tag verrückter. Sein Feuermann erzählte mir, dass Bill die Gewohnheit habe, hie und da in die Feuerung seiner Maschine ein Stück Zucker zu werfen, weil, wie er sagte, „Martha“ Süßigkeiten liebe.

Nach einer Weile drangsalierte Bill seine Maschine mit Poesie und declamierte ihr alle möglichen lyrischen Gedichte vor. Bill sagte, dass „Martha Washington“ für Poesie viel Sinn habe und dass sie immer besser gienge, wenn er ihr Verse aufsage. Aber ich glaube, wenn dies auf Wahrheit beruhte, so beschleunigte sie nur deshalb ihr Tempo, weil sie vor seinen Gedichten davon laufen wollte.

So lange Bill die „Martha Washington“ führte, war es keinem anderen, den Feuermann ausgenommen, gestattet, sie zu berühren; und selbst der Feuermann musste sehr vorsichtig sein und durfte sich ihr

gegenüber keine Freiheiten herausnehmen. Eines Tages fiel es Bill ein, dass das Öl, welches die Gesellschaft lieferte, für „Marthas“ Bestandtheile nicht gut genug sei und er kaufte eine Quantität allerbesten Bärenfettes, von der Sorte, wie es die Mädchen oben in Athen für ihr Haar benützen, und er befahl dem Feuermann, sie nur mit diesem Fett zu ölen. Aber das Bärenfett that ihr nicht gut und der Feuermann weigerte sich, es zu benützen und machte bei dem Oberinspector die Anzeige von der Anordnung Bill's, und der Oberinspector befahl, dass alles beim Alten zu bleiben habe. Nun verlegte sich Bill darauf, die Hebel seiner Maschine mit wohlriechender Seife zu waschen und „Martha Washington“ über und über mit Kölnerwasser zu bespritzen, und ich glaube, dass Bill, wenn es die Gesellschaft erlaubt hätte, im Stande gewesen wäre, dieser Maschine ein Seidenkleid anzuziehen und ihr einen Modehut mit gelben Bändern und ausgestopften Vögeln auf die Spitze ihres Rauchfangs zu setzen.

Wenn die „Martha Washington“ über Nacht in das Heizhaus gebracht wurde, was dreimal in der Woche geschah, so wollte Bill auf ihrem Tender schlafen. Aber dies war gegen die Vorschriften und er durfte es nicht thun. Infolge dessen kam er in mondhellen Nächten hinunter zum Heizhause, stellte sich vor einem der Häuser auf und that etwas, was er singen nannte. Er sagte, dass Martha für Musik großes Interesse hege und für kleine Aufmerksamkeiten, wie zum Beispiel für eine Mondschein-Serenade, schwärme. Bill's Stimme hatte einen Klang wie eine Mischung von dem Geräusche einer Sägemühle und dem einer Dampfpfeife, und es war ein Glück für ihn, dass während seiner Serenade niemand anderer in der Nähe des Heizhauses war als der Wächter, der gewöhnlich so gesund schlief, dass ihn nichts geweckt hätte als höchstens eine Dynamitexplosion.

Well, Bill verliebte sich immer mehr in seine Maschine und schließlich kam es ihm in den Kopf, dass er sie heiraten müsse. Er schickte den Feuermann hinunter nach Detroit, damit er ihm einen großen Messingring kaufe, und er putzte an diesem Ringe solange herum, bis er ihn glänzend kriegte wie Gold, und dann befestigte er ihn um den Rauchfang der Maschine und sagte, dass es ein Verlobungsring sei. Einige seiner Collegen versuchten es, ihn wegen dieses Ringes aufzuziehen, aber er überzeugte sie, dass er im Rechte sei, und als er wieder aus dem Spitale herauskam, sagten sie, Bill könne sich ganz nach seinem eigenen Belieben unterhalten und sie hätten nicht die Absicht, die Gefühle eines Gentleman zu verletzen.

Die Erwähnung eines Spitals erinnert mich daran, dass Bill bald, nachdem er seiner Maschine den Verlobungsring auf den Rauchfang gesteckt hatte, sich bei dem Überschreiten eines Wechsels den Fuß brach

und selbst in das Spital musste. Er fieberte stark und kam ins Delirium und rief immer nach „Martha". — „Ich muss „Martha" sehen," rief er, „saget ihr, dass sie zu mir kommen soll. Ich sterbe, wenn sie nicht kommt." So suchte mich denn einer der jungen Ärzte aus dem Spitale auf, und da er wusste, dass ich ein Freund Bill's sei, so sagte er: „Ich wünschte, Sie könnten Bill's Martha aufstöbern und zu uns ins Spital bringen, damit er sie sieht. Vielleicht wird ihn das beruhigen, wenn sie eine Zeit lang bei ihm sitzt."

„Wenn „Martha" über die Treppen des Spitals hinaufkäme und neben Bill's Bett säße — Sie würden sich einigermaßen verwundern," sagte ich, „denn „Martha" ist eine Maschine, und zwar die größte auf der Strecke. Bill war ihr Führer, und ich denke, er fürchtet sich, den Platz auf ihrem Tender zu verlieren."

Und gerade das war es, was er verlor. Eine Eisenbahngesellschaft kann eine Maschine nicht feiern lassen, wenn ihr Führer krank ist, und die „Martha Washington" musste ihre Arbeit verrichten, ob nun Bill auf dem Posten war oder nicht. Der neue Führer, den sie ihr gaben, schien ihr mehr zu behagen als Bill, und nach einer Weile machte sie mit ihm sogar eine viel bessere Zeit als jemals zuvor. So geschah es, dass man Bill, als er aus dem Spitale kam, anstatt der „Martha Washington" eine andere Maschine, die „Sarah Siddons" gab, eine ganz gewöhnliche Hilfsmaschine.

Natürlich war Bill außer sich über den Verlust „Martha Washingtons." Hatte er seine Tagfahrt gemacht, so lungerte er in unserer Station herum, um „Martha" zu sehen, wenn sie Jericho auf ihrem Wege passierte, oder wenn sie von Athen zurückkam, um in das Heizhaus gebracht zu werden. Aber sie schien nichts mehr von ihm wissen zu wollen; sie schien ihn rein vergessen zu haben, und eines Tages, als er sie umkreiste, spuckte sie aus einem ihrer Ventile aus und verbrühte ihm die Hand. „Es war nicht der Schmerz, der mir wehthat", sagte Bill nachträglich zu mir, „denn ich mache mir nichts aus solchen Kleinigkeiten; aber das Bewusstsein, dass sie das Herz hatte, mich auf eine solche Weise zu behandeln, das thut weh. Sie denkt an nichts als an ihren neuen Führer, obwohl sie noch immer meinen Verlobungsring trägt."

„Gib' sie auf", sagte ich, „sie ist eine Kokette. Denke nicht mehr an sie und begnüge dich mit der „Sarah Siddons". So viel ich höre, ist sie ja eine sehr gute Maschine."

„Ja, ja, die „Sarah Siddons" ist eine ganz respectable Maschine", sagte Bill, „aber sie und ich werden uns niemals verstehen lernen, und wenn ich fünfzig Jahre neben ihr wäre. Sie ist eine gute, sichergehende Maschine, aber sie hat keinen Verstand und keinen Charakter in sich. Sie

langweilt mich, und es würde mir nie im Traume einfallen, ihr Verse vorzudeclamieren; sie verstünde mich nicht."

Bill grämte sich beinahe zu Tode um den Verlust von „Martha Washington", bis eines Tages ihr neuer Führer mit ihr in einen Zug hineinrannte und dabei sein Leben verlor. Die Maschine kam mit einigen Beulen davon und nachdem sie repariert worden war, gab man sie wieder Bill zurück. Ihr hättet ihn sehen sollen an dem Tage, als er sie in Besitz nahm. Er hatte ein Paar weiße Glacéhandschuhe an und band um „Martha's" Aschenkasten einen großen Gürtel aus roth-weiß-blau-gestreifter Seide. Er war sehr glücklich. Aber es dauerte nicht lang.

Er konnte versuchen, was er wollte — die Maschine that alles Mögliche, um ihn los zu werden. Einmal brach sie einen Zapfen, das anderemal verlor sie eine Schraube, ein drittes Mal wurde ein Ventil untauglich, und so verbitterte sie ihm jeden Tag mit einem anderen Schabernack das Leben. Es hat niemals einen besseren Locomotivführer gegeben als Bill, und er hatte den besten Feuermann auf der Strecke, aber diese Maschine war ihnen beiden gewachsen. Die Passagiere begannen ärgerlich zu werden, weil der Expresszug so oft Verspätung hatte, und der Oberinspector ließ Bill holen und sagte ihm, dass er, wenn er mit der „Martha Washington" nicht auskommen könne, durch einen anderen Maschinisten ersetzt werden würde.

Darüber brach beinahe Bill's Herz. „Sie trauert um diesen verdammten Führer, den sie hatte, als ich im Spitale war", jammerte Bill. „Ich that alles, was sich thun lässt, aber es ist nutzlos. Sie hat ihr Herz an diesem Burschen verloren und sie will nicht glauben, dass er todt ist. Wenn ich ihr sagen würde, dass er vor sechs Wochen in Stücke zerrissen worden ist, würde sie höchstens husten, was so viel heißt: „Erzählen Sie diese Geschichte jemandem andern." Ja, ja, er war jünger und hübscher als ich und sie verliebte sich in ihn. Das ist es, was es ist."

Die Geschichte mit der „Martha Washington" und Bill wurde immer schlimmer und schlimmer und eines Tages befahl der Oberinspector, dass das nächstemal, wenn der Expresszug wieder eine Verspätung haben sollte, die „Martha Washington" einen neuen Führer bekommen und Bill einer Hilfsmaschine zugetheilt werden müsse. Bill sagte nicht ein Wort, als er von diesem Befehle Kenntnis erhielt, aber ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er durch keinen Befehl der Welt von dem Tender der „Martha Washington" herabzubringen sei. An diesem selben Nachmittage traf der Expresszug anstatt um 4 Uhr 18 Minuten erst um 6 Uhr 9 Minuten hier ein. Es war kein Hindernis auf dem Wege, es hatte sich nicht der geringste Unfall ereignet, aber das Feuer im Kessel wollte nicht recht brennen und der „Martha Washington"

gieng der Dampf aus. Aber schließlich kriegte sie Bill wenigstens so weit, dass er den Zug bis Athen bringen konnte und dort kuppelte er sie ab und fuhr nach Jericho. Ich befand mich auf dem Perron, als er hier ankam; aber anstatt zu halten, fuhr er mit einer Geschwindigkeit von guten siebzig Meilen in der Stunde weiter. Entweder war die Maschine mit ihm, oder er mit ihr durchgegangen. Wie immer auch die Sache war, so musste sie ein böses Ende nehmen. Und richtig, Bill fuhr etwa zehn Meilen von hier in einen Auswandererzug hinein, und man sah niemals eine Maschine so großartig in kleine Stücke zersplittern, wie „Martha“. Bill und sein Feuermann wurden getödtet, und so konnte man etwas Genaues über die Geschichte nicht erfahren. Ich hege aber nicht einen Schatten von Zweifel darüber, dass Bill die Maschine und sich absichtlich tödtete, um zu verhindern, dass sie ein anderer Maschinführer bekomme. Bezüglich des Unfalles wurde keine besonders scharfe Untersuchung eingeleitet, denn auf dem Auswandererzug kamen nur etliche Dutzend Italiener um, und es war nicht der Mühe wert, über dieselben eine Todtenbeschau zu halten.

Das ist die Geschichte von dem verrückten Locomotivführer, und ich bin mir noch heute nicht klar darüber, ob Bill die ganze Zeit über verrückt war, oder ob einige Wahrheit in seiner Behauptung steckte, dass die Maschine ihn kannte und Gefühle hatte und dergleichen. Wie dem auch sei, es bleibt immerhin eine sonderbare Sache, dass die „Martha Washington“, nachdem sie einen hübschen jungen Führer gehabt hatte, mit Bill nichts mehr zu thun haben wollte. Aber es gibt sehr wenige Menschen, welche Locomotiven und Frauen verstehen.

* * *

Diese merkwürdige Geschichte fand sich eines Tages in unserer Redactionsmappe, ohne dass wir wissen, wer sie geschickt oder gebracht hat. Ihr angegebener Verfasser W. L. Alden ist uns nicht erreichbar und so bleibt nichts übrig, als auf diesem Wege unseren Dank zu sagen.

Die Red.

Kleine Laube.

Ich bereue nichts.

„Ich bereue nicht die Sünden, die ich je begangen,
Ich bereue jene Sünden, die ich nicht begangen."
Wohl der Weise spricht's?

Ich bereue nicht die Sünden, die ich je begangen,
Ich bereue nicht die Sünden, die ich nicht begangen.
Ich bereue nichts.

Das Muss ist Herr und sein die Schuld an allem Irren,
Erst die lahme Reue würde mich zur Mitschuld führen.
Ich bereue nichts. R.

Gesinnungslos.

Manchem wird das Wort „Gesinnungslosigkeit" ins Gesicht geschleudert, und der Schimpf ist so groß, dass er unter „Satisfactionsfähigen" mit Blut abgewaschen zu werden pflegt.

Was ist Gesinnung? Die einheitliche, beständige, in Leben und That bethätigte Überzeugung oder Weltanschauung. Wer sie hat, der ist ein Charakter. Nun kommt es sehr oft vor, dass einer es z. B. heute mit einem Deutschen hält, morgen mit einem Slaven, heute mit Clericalen, morgen mit Liberalen, heute mit der Regierung, morgen mit der Opposition, heute mit der Kunst, morgen mit der Kritik. Im gewöhnlichen Leben sind das gesinnungslose Leute. Unter Alltagsmenschen ist das ganz entschieden Gesinnungslosigkeit.

Es kann aber auch sein, dass einer mit seiner Weltanschauung höher steht, als all diese und ähnliche Dinge sind; dass er über den Parteien steht; dass er das ihm echt und zweckmäßig Erscheinende bei jeder Partei und Richtung anerkennt, das Falsche und Verderbliche an jeder Partei und Richtung bekämpft. Er wird's heute mit der Sache eines Religiösen halten, morgen mit dem Werk eines Atheisten; heute wird er gegen den Capitalismus streiten und morgen eine socialdemokratische Ausartung bekämpfen. Seine Unbeständigkeit im kleinen entspringt nur seiner Beständigkeit im großen. Das Gute an sich, das Hohe und Wahre, vor allem die

Liebe, ist seine Partei. Ein unbrauchbarer Politiker und doch der richtige Socialist. Der richtige Socialist, weil seine Sache die über alles hinaus bestehende, menschenveredelnde und gesellschafterhaltende ist. Er ist so gesinnungslos, wie die Tageszeiten, einmal Licht, einmal Dunkel; so gesinnungslos wie die Jahreszeiten, einmal Hitze, einmal Frost, und doch eine Kraft und Einheit, in der alles keimt, blüht und reift. Wetterwendisch wird er gescholten von solchen, die nicht ein halbes Jahr leben könnten, wenn es keine Wetterwende gebe, die nach den ersten drei Wochen wolkenloser Tage schon nach Regen wimmern.

Die starre Gesinnungsfestigkeit in kleinen wechselnden Dingen ist Eigensinn, sie ist unfruchtbar wie ein regenloser Sommer, sie ist die Consequenz einer Wagenradsperre, die nicht bloß bergab, sondern auch bergauf das Rad festhängt, sie ist die stramme Consequenz eines politischen Parteimannes, der aus Parteidisciplin die aufgelegteste Thorheit begeht. Verachten kann man auch solche Leute nicht, weil sie immer noch in guter Absicht handeln. Die eigentlichen Gesinnungslumpen aber sind die, so ihre Meinungen, Gesinnungen und Handlungen nur in den Dienst ihrer persönlichen Vortheile stellen. F

Das Bekenntnis.

Ist es einem Sprachkundigen erlaubt, ein Bekenntnis zu machen über ein Wort, das im Laufe der Zeit umgewandelt ist in Beicht? Da das Sündenbekenntnis als kirchliche Form und Vorschrift unter den Christen anfangs nicht vorhanden war, so darf man nach dem Wort im Neuen Testamente selbst noch nicht suchen. So sagt Grimm in seinem deutschen Wörterbuche. Für confessio, confiteri peccata bediente sich die altdeutsche Kirche des Wortes pijehan (von jehan, d. h. sagen), woraus im mittelhochdeutschen bigiht, neuhochdeutsch Beicht ward. Die Bekenner nannte man bejichter. Beichten ist also gleich bekennen.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums ward es Gebrauch, dass ausgeschlossene Gemeindeglieder, um wieder aufgenommen zu werden, als Anfang ihrer Buße das Vergehen vor der versammelten Gemeinde bekannten. Aber auch die Mitglieder der Kirche selbst pflegten bald vor dem Genusse des Abendmahls sich durch Sündenbekenntnisse bei einem besonderen Bußältesten (presbyter) zu erleichtern. Dies war die Entstehung der Privatbeichte und der priesterlichen Absolution. So entstand die Ohrenbeichte. Bei den Protestanten ward eine allgemeine Beichte üblich. Der Beichtstuhl fand erst im 17. Jahrhundert aus Italien in Deutschland Eingang. Vergleiche Ranke, Päpste, II, 119; Ranke, Reformation, I, 158 fg. Th. Vernaleken.

* * *

Diesen kurzen Geschichtsblick unseres verehrten Germanisten auf die vielen Anfragen über das Wesen der Beichte, die uns zugehen. Ein Bild von der Ohrenbeichte finden die Leser im „Heimgarten“, XXIII. Jahrg., Seite 496. Die Red.

Aus stillen Tiefen.

Sprüche von Otto Promber.

Wie ähnlich auch die Menschen reden —
Nur selten ist ein Herz dem andern nah!
Der Eine weilt im blüh'nden Garten Eden,
Der Andre steht auf Golgatha.

Im Lebensmai zerpflücken wir
Aus Übermut die schönste Rose,
Doch naht das Alter, bücken wir
Uns gern nach einer Herbstzeitlose!

Bei rosigen Wangen und lockigem Haar
Streben wir trotzig von Jahr zu Jahr
Nach immer besserem Lohne;
Im Spätherbst wird uns erst offenbar:
Was uns im Frühling zu wenig war,
War unseres Glückes Krone!

Du bist fürwahr im Greisenhaar noch jung,
Kannst du dich deiner Jugendzeit erinnern
Und lodern dir wie damals noch im Innern
Die Seelenfeuer der Begeisterung!

Gar mancher von „illustrem" Namen
Wird über sein Verdienst geehrt
Und manches — Bild in schlechtem Rahmen
Wär' einer bessern Fassung wert.

Ewiges Tasten und haltloses Schwanken,
Sclavische Achtung vor Reichthum und Pracht,
Faule Begierden und feige Gedanken —
Kläglich der Mann, der's nicht weiter gebracht!

Jugend, freu dich deines Seins!
Aber such' aus frühen Jahren
Einen Becher goldnen Weins
Für das Alter aufzusparen.

Wer überbürdet ist mit eigner Schuld,
Trägt fremde sicherlich mit Ungeduld.

Spotte allen Hindernissen!
Schlage Funken aus dem Stein!
Aber lasse dein Gewissen
Zart wie eine Blume sein.

Menschen gibt's, die man erst dann verehrt,
Wenn man recht nahe mit ihnen verkehrt
Und andre, die man nur achten lernt,
Wenn man sich recht weit von ihnen entfernt.

Stunden sind wie Eintagsfliegen,
Die an uns vorüberhasten;
Jahre sind wie stille Wolken,
Welche kommen und vergehn —
Aber was du ehrlich schaffest,
Kühn erbauest — liebend wirkest,
Wird im großen Lebenstempel
Als ein Ewiges bestehn!

Schlägt an die Glocke der Klöppel an,
Hör' ich, wie schmerzlich sie tönen kann;
Höre ich eines Dichters Gesang,
Tönts mir von ferne wie Glockenklang.

Das Leben ist keine Maskerade,
Noch eine flüchtige Promenade.
Bringe Gehalt und Verdienst hinein!
Lass es ein wertvolles Kunststück sein!

Ein jeder lernt auf seiner Lebensreise:
Die Wahrheit ist nur immer eine Waise,
Doch wird sie noch so bitterlich verstoßen,
Sie kommt zurück und klopft ans Pförtchen leise
Dort wieder an, wo man der Obdachlosen
Schon hundertmal versagte Trank und Speise!

Ein heitrer Blick gießt Sonnenschein
Selbst auf das häßlichste Gesicht,
Ein Schelmenmund trägt Rosen ein,
Wo uns das Leben Dornen bricht;
Ein frohes Herz gleicht goldnem Wein,
Der jedem Müden Kraft verspricht —
Drum, fängst du einmal Grillen ein,
So denk' an dieses Sinngedicht.

Neue Kunde von Münchhausen.

Zur lustigen Zeitung.

Von dem alten, wegen seiner außergewöhnlichen Wahrheitsliebe berühmten Freiherrn von Münchhausen liegt ein eigenhändiger Brief vor, den in unserer wahrheitsarmen Zeit zu veröffentlichen man nicht für überflüssig halten kann:

„Lieber Vetter!

Du weißt, wie es die Klatsch- und Lästerzungen der Menschen lieben, das Leben und Wirken ehrenwerter Männer zu entstellen — da habe ich an mir gleich die glänzendsten Beweise. Da ich aber nicht will, dass du etwas von mir glaubest, was entstellt oder ganz unrichtig ist, so erlaube ich mir, dir einiges aus meinem bewegten Leben kurz und der Wahrheit getreu mitzutheilen.

Mein Vater war ein ehrenwerter Mann. Er war ein Waidmann, er hat oft und viel Mühsal gehabt. Einmal fand er auf einer hohen Eiche ein riesiges Vogelnest, in welchem ein schönes, buntes, pfundschweres Ei lag. — Aha, dachte mein Vater, Vogel Greifs Familienstube! und der Alte ist nicht zu Hause. — Das Ei gefiel ihm und er nahm es mit sich. Er freute sich schon auf das Hervorschlüpfen des jungen Vogels. Aber mein Vater war umsichtig. — Halt, dachte er bei sich, das Ei ist ja nicht vollständig ausgebrütet, was ist zu machen? Er hatte es bald. Er nahm es mit in sein Bett und brütete es achtzehn Tage lang mit der Wärme seines Leibes. Und siehe, am neunzehnten Tage borst das Ei und — kein Vöglein Greif kroch heraus, sondern ein kleines, herziges Büblein. Das war ich. Mein Vater war hocherfreut, aber als ich größer wurde, da staunte er, anstatt Haare wuchsen mir Federn. Federn, steife, spröde Federn, sag ich dir! Ein Federbusch am Haupte, ein Federstrauß unter der Nase — du wirst es unglaublich finden, aber es gibt Naturwunder! Ich war ein lustiger Vogel, aber daheim lachten sie mich aus mit einem solchen Schmucke. Das verdross mich, ich gieng zum Militär. Und siehe, beim Militär machte ich mein Glück. In der Stadt Mausingen war's, das Nest war belagert, ringsum die feindlichen Truppen, wenig Besatzung, keine Lebensmittel. Freilich, draußen, weit hinter den Belagerern stand das Heer der Unsern, aber wie sich mit diesem verständigen? wie ihm die Blößen des Feindes, die uns bekannt waren, zu entdecken? — Ich war ein Kreuzkopf. Ich wichste mir meine Federn, trat hin zum Commandanten. ‚Herr General, ich habe eine Idee.' — ‚Hat Er?' — ‚Hab' ich, Herr General; ich will über das feindliche Lager zu den Unsern hinaus.' — ‚Er vorlauter Federfuchser! Will Er vielleicht gerupft sein?' — ‚Pardonieren, Herr General, nein. Aber mein Plan ist folgender: Ich setze mich über den Schlund einer Kanone, wie sie an den Wällen aufgestellt sind; sie wird gegen unsere Verbündeten gerichtet, abgefeuert, und ich hüpfe in dem Augenblick auf die hinausfliegende Kugel, halte mich fest und reite auf derselben schnell wie der Blitz zu den Unsern.' — Der General war kurzsichtig genug, das einen schlechten Witz zu nennen. Aber ich gieng auf den Wall, führte meinen Plan aus, flog in das Lager der Unsern, vermittelte wichtige Kunden und noch an demselben Tage war die Stadt Mausingen gerettet. Ich wurde belohnt mit hundert Ducaten. Ich entzog mich der Ehren, die man mir, als dem Retter, sonst noch anthun wollte, gieng in eine entlegene Schenke und löschte meinen Durst. Bier für hundert Ducaten löscht jeden Durst, das getraue ich mir ohne jegliche Übertreibung zu behaupten. Als ich so meinen Ehrenlohn vertrunken hatte, dachte ich: ein bisschen Bewegung dürfte nicht schaden, und gieng spazieren hinaus auf die Wiesen. Da kam ich zu einem einsamen Teich mit Goldfischchen. Goldfischchen waren von jeher meine Passion. Ich dachte: ein offenes Nehmen ist nicht Diebstahl, und fieng mir ein Dutzend so rothe Dinger-

chen heraus. Aber wie sie nun lebendig nach Hause bringen ohne Wasserbehälter? Halt, denke ich, mein guter Magen ersetzt den Behälter und ein gutes Bier sicher auch das Wasser. Ich that die Fischlein in den Mund. Hei, wie sie den Gerstensaft gleich rochen und wie sie durch die Gurgel lustig in den Magen schlüpften! So gehe ich ruhig nach Hause und lasse die Thierchen drinnen lustig schwimmen und plätschern. Zu Hause schüttete ich sie hernach in ein Wasserbecken.

Und so wusste ich mir überall zu helfen und könnte dir hundert ähnliche Dinge erzählen. Das waren dir Zeiten, Vetter! — Sie sind vergangen. Seitdem ich mir von einem Pariser Schneider die Haut wenden ließ, so dass nun alle Federn einwärts wachsen. Nur eine wuchs mir zu den Fingern heraus; ich erwerbe mir damit mein Brot wie viele andere, wenn es auch nicht alle Federnleute so genau mit der Wahrheit nehmen wie

Dein
Münchhausen."

Aus jungen Jahren.

Waldsängers Klage.

Die Kämpfer ringen,
Die Sänger singen,
Dem Vaterland zum heiligen Streiten;
Doch ich bin arm, was soll ich bringen?
Das blinkende Eisen, ich kann's nicht schwingen,
Ich weiß es nur als Pflug zu leiten!

Sie mögen ringen,
Sie mögen singen,
Ich bau' das Feld in heiteren Scherzen,
Denn meine Zither, sie will nicht klingen;
Sie weiß nur Lieder von lustigen Dingen;
— Und jetzt fließt Blut — es brechen Herzen!

(1870.)

Eisen.

I.

Ja, Silber und Gold wohl schlummert im Schoße der Erde,
Das ziehen die Menschen hervor und bauen ihr Glück.
Ein wunderlich Klirren und Klingen, ein stolzes Gelingen,
Doch all' dieses fiel' auseinander, wär' nicht der eiserne Reif!

(1870.)

II.

Ich gebe gerne
Dem Landmanne den Pflug,
Dem Werker den Hammer,
Dem Krieger das Schwert!
Ich gebe gerne
Dem Weisen die Feder,
Den Zirkel, zu messen
Die Himmel und Welten.
Doch nimmer geb' ich
Die Ketten, zu fesseln
Den menschlichen Geist!

(1870.)

Alle Ehren der Tonkunst! Doch höher noch preise ich die himmlische Musik die nur dreimal auf Erden Dir glücklichen klingt. — Wenn deine Mutter dich ruft: Du gutes Kind! — Wenn dein Bräutchen dir flüstert: Ich liebe dich! — Wenn dein Kind das erstemal den Namen „Vater" stammelt. — Es ist Musik ohne Noten und Instrument, von Allen doch verstanden, als das ewige Lied der Menschheit. Es ist ein goldener Hammer, der dreimal an die Glocke unseres Herzens schlägt.

(1871.)

Opfer.

Ists nicht Glück, so sei es Schmerz
Was du trägst auf deinen Wegen;
Nur kein ödes, leeres Herz
Bringe deinem Gott entgegen.

(1874.)

Kunst.

Freund, das Beste, was dir konnte werden,
Ist die Kunst — zur Lab' im Weltgetümmel,
Voll heit'rer Milde in der Stund' des Leides.
Wärst du König, hättest du die Erden,
Wärst du Priester, hättest du den Himmel,
Bist du Künstler, hast du beides.

(1875).

Lebensalter.

Fünf Jahr: ein Guck in die Welt,
Zehn Jahr: ein Hupfinsfeld,
Zwanzig Jahr: ein Obenaus,
Dreißig Jahr: zurück ins Haus,
Vierzig Jahre: Thatenmann,
Fünfzig Jahre: stille stahn,
Sechzig Jahre: Erntezeit,
Siebzig Jahre: Zufriedenheit,
Achtzig Jahre: Körpersnoth,
Neunzig Jahr: das Abendroth,
Hundert Jahr — Gnad vor Gott!

(1875.)

Dem Thiere zu Schutz, dem Menschen zu Nutz.

Ich höre eine alte Satzung lehren:
O Mensch, du sollst deine Eltern ehren!
Und ein neues Gesetz die Weisung gab:
O Mensch, du stammst vom Thiere ab!

Die Moral davon, die liegt nicht weit,
Du sollst schützen die Thiere zu aller Zeit.
Und erkennst du sie schon als Stammeltern nicht,
So ist es als Mensch deine heilige Pflicht,
Den Thieren, die dir ihr Dasein weih'n,
Ein gütiger, milder Schutzherr zu sein.
Das Thier hat ein fühlendes Herz wie du,
Das Thier hat Freude und Schmerz wie du.
Das Thier hat einen Hang zum Streben wie du,
Das Thier hat ein Recht zum Leben wie du.
Nicht viel sind dir, Mensch, der Tage gegeben,
Doch noch weit kürzer des Thieres Leben.
Und muss es dein armer Sclave schon sein,
In dunkler Nacht wie im Sonnenschein,
Und opfert es dir seine Kraft und Ruh,
Und wendet dir all seine Treue zu
Und ist es dir in inniger Liebe ergeben,
Oder macht es die bange Furcht erbeben:
O sei sein Schutzherr! Es kann nicht klagen
Den Schmerz, kann dir seinen Dank nicht sagen.
O sieh sein flehendes Auge an,
Es blickt dich eine verwunschene Seele an.
Schon vor vieltausend Jahren die Alten
Haben bedeutsam an dem Glauben gehalten:
Die Menschenseele müsse wandern,
Von Thier zu Thier, von einem zum andern.
's ist was Wahres dran; der Mensch ist geschaffen
Aus ähnlichem Stoff wie Vögel und Affen.
Die Thierexistenz und das Menschenleben
Ist einem und demselben Geschick untergeben;
Wir haben mit jedem Wurm gemein
Das Kämpfen und Ringen ums irdische Sein
Und wenn wir auch manches Hohe erwerben,
Wir haben mit jedem Thiere gemein:
Das Leiden und Sterben! Das Leiden und Sterben!
O glaubt mir doch, es nimmt besseren Lauf,
Der Mensch hebt das Thier zu sich hinauf,
Als, er stiege durch Rohheit und herzlose Thaten
Zum niedrigsten Thiere hinab in den Schatten.

(1872.)

Bücher.

Hergottsfäden. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Einen Roman von urwüchsiger Kraft bietet Ernst Zahn, der kernige Schweizer Dichter, mit diesem seinem neuesten Werke. Im Vordergrunde der reich bewegten Handlung steht der Präses (Schultheiß) eines Hochalpendorfes, der beinahe wie ein König über seine Gemeinde herrscht und wahrlich nicht zu deren Nachtheil. Aber er ist ein fanatischer Anhänger des Althergebrachten, ein erbitterter Feind jeglicher Neuerung, und wer ihm hierin widerstrebt, den bekämpft er bis zur Vernichtung. In diesem Starrsinn zerstört er sogar das Lebensglück seiner Tochter, die ihr Herz einem armen Burschen geschenkt hat, und er ruht nicht eher, bis er diesen und seine Sippe mit Schimpf und Schande aus dem Dorfe vertrieben hat. Die Bestrafung für diese That bleibt nicht aus, denn nach Jahren kehrt der Verjagte, nunmehr ein reicher Mann, in die Heimat zurück, mit der ausgesprochenen Absicht, Rache zu üben, und in der That gelingt es ihm, den stolzen Gegner auf das ärgste zu schädigen und zu demüthigen. Eine Katastrophe von tiefer Tragik scheint sich vorzubereiten, aber die Liebe des jungen Volkes schlägt die Brücke der Versöhnung zwischen den beiden feindlichen Parteien. Mit sicherer Hand zeichnet der Dichter die Charaktere der fesselnden Erzählung und bekundet sich auch in seinem neuesten Werke als ein Meister der Naturschilderung. In leuchtenden Farben malt er die Herrlichkeit der Alpenwelt und entwirft zugleich reizvolle Bilder von dem Leben, den Anschauungen und Sitten der Hochgebirgsbewohner. V.

Die Alpen. Von Professor Dr. Robert Sieger. Sammlung Göschen. (Leipzig 1901.) Ausgehend von der Schilderung einer kurzen Alpenwanderung und den Ausblicken, die man von einem hohen Thurme des Vorlandes, einem Vorberg, einem Kalkalpen- und einem Uralpengipfel genießt, entwickelt der Verfasser die allgemeinen Züge der Gestalt und Gliederung des Gebirgs. An diese kurze Charakteristik der Alpen als Ganzes, in ihrer Weltlage und ihren Beziehungen zu ihrer Umgebung, anknüpfend, wird die Frage nach

ihrem Aufbau aufgeworfen; die Spuren, welche die Vorgänge der Gebirgsbildung im Gebirge selbst gelassen haben, werden eingehend dargestellt und daraus eine kurze Entstehungsgeschichte der Alpen abgeleitet. Wir sehen das Gebirge aber heute umgeformt durch die abtragenden Kräfte und wenden nun unsere Aufmerksamkeit der Arbeit der letzteren zu. Das Klima, das fließende Wasser, Schnee und Eis werden so insbesondere behandelt, wir sehen aus der Hand dieser Umbildner die Alpen in ihrer heutigen Gestalt hervorgehen. Ein Capitel ist dieser gewidmet, wobei den Thälern und Pässen als den Wegen des Verkehrs besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Thier- und Pflanzenwelt sind der Gegenstand des nächsten Abschnittes, in dem die Höhengrenzen besonders erörtert werden. Da sie vom Klima und von der menschlichen Culturarbeit beeinflusst erscheinen, ist so der Übergang zur Betrachtung des Menschen in den Alpen gewonnen. Die Bevölkerung der Alpen wird kurz vorgeführt, ihre Siedlungen eingehend besprochen; die bäuerlichen bodenständigen Siedlungen entspringen der Landwirtschaft, deren Betrachtung deshalb vorangeschickt wird, die „städtischen" Siedlungen aber beruhen auf Bergbau und Industrie. Der Faden der Darstellung geht daher auf diese über und von ihnen auf Verkehr und Verkehrshindernisse, und die Bildung von Thalschaften, Territorien und Staaten. In diesen letzten Abschnitten hat der Verfasser, auf das Capitel über die heutige Gestalt der Alpen vielfach zurückgreifend, versucht, die Fülle anthropogeographischer und historischer Thatsachen nach geographischen Gesichtspunkten zu ordnen und zu erklären. V.

Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. 2 Bände. Von Carl Weitbrecht. Sammlung Göschen. (Leipzig. 1901.) Es konnte nicht die Absicht des Verfassers sein, einen mit vielen Namen, Daten, Titeln, gespickten, auf äußerliche Vollständigkeit Anspruch machenden Leitfaden der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zu liefern. Fruchtbarer schien es ihm, die literarische Entwicklungsgeschichte des Jahrhunderts in großen Zügen und im Zusammenhang mit der Gesammtentwicklung der Nation zu zeichnen und in diesen Rahmen möglichst anschauliche Bilder der bedeutendsten literarischen Einzelerscheinungen einzusetzen. Die trotz dieser Beschränkung noch erforderliche Gedrängtheit der Darstellung brachte es mit sich, dass häufig die Begründung gefällter Urtheile ausschließlich durch deren Formulierung gegeben werden musste; umsoweniger durfte der Verfasser die Bestimmtheit einer einheitlichen persönlichen Auffassung des Stoffes vermissen lassen. V.

Der Siegeszug der Wahrheit. (Die Affaire Dreyfus.) Von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Paul Seliger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Zola beleuchtet in seinen Ausführungen alle Seiten des Processes, in dem „Sendschreiben an Frankreich" namentlich auch die Gefahren, die Frankreichs innerer Entwicklung von dem Militarismus und Clericalismus, die sich beide der Revision des Processes widersetzten, drohten, aber durch die allseitige freie Behandlung des Gegenstandes beseitigt wurden. Besonderes Interesse wird in Deutschland die Mittheilung erregen, dass Eszterhazy dem deutschen Militärbevollmächtigten in Paris, Herrn von Schwartzkoppen, mehrere Actenstücke geliefert hat, und dass somit Deutschland den Beweis von Dreyfus' Unschuld und Eszterhazys Schuld in Händen habe. Den Schluss des Bandes bildet die Zurückweisung der schmählichen Angriffe, die man gegen das Andenken seines verstorbenen Vaters gerichtet hatte, um in und mit diesem den Sohn zu treffen. Alles in allem ist das Werk von hohem Interesse. V.

Der Ablass in der römisch-katholischen Kirche. Eine evangelische Antwort auf den diesjährigen Fasten-Hirtenbrief des Herrn Erzbischofs Simar von Köln von Dr. theol. Bernhard Rogge. (Barmen. J. B. Wiemann.) Der Kölner Erzbischof hat sich sehr viele Mühe gegeben und seine ganze Klugheit aufgeboten, um den Ablass der römischen Kirche den Christen verständlich und glaubhaft zu machen. Und Bernhard Rogge, der evangelische Geistliche, hat ihn mit dieser Schrift doch so gründlich geschlagen, dass er schweigen muss. Was der eine mit all den bekannten Kniffen aufbaute, das warf der andere mit dem einfachen Worte des Evangeliums nieder. Die Schrift Rogges ist klar und fein zu lesen. M.

Eine Böcklin-Mappe für anderthalb Mark. (München. J. W. Callwey.) Die Publication ist eine jener Kunstwart-Unternehmungen, welche unter der Garantie eines bemittelten Kunst- und Volksfreundes erscheinen, um gediegene Kunst in die weitesten Volkskreise zu verbreiten. Die Blätter sind auf getöntem Grund in Folioformat gedruckt; ausgeschnitten und etwa auf graues Papier geklebt, gibt jedes von ihnen ein gutes Wandbild. So wird denn auch die Kunst dieses deutschen Malers unserer Zeit bald von den Palästen bis zu den Hütten dringen. V.

Das kleine Klosterfräulein. Von Johanna Klemm. (Berlin, Leipzig. Wilhelm Süsserott.) Eine hübsche und kindliche Erzählung für junge Mädchen und für solche, denen die Jugend lieb ist. M.

Büchereinlauf.

Weiße Seele. Roman von Paul Oskar Höcker. (Leipzig. Paul List.)

Funken unter Asche. Roman von Nina Meyke. (Leipzig. Paul List.)

Kloster und Herd. Roman von Charles Reade. Deutsche Bearbeitung. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Hendels Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes: **Ohne Dogma.** Roman von Henry Sienkiewicz. — **Marienburg.** Schauspiel nach Philipp Josef von Rehuns. Bearbeitet von L. Passarge. — **Geld und Geist.** Eine Erzählung von Jeremias Gotthelf. — **Preciosa.** Schauspiel von Pius Alexander Wolf. — **Der Gsöllherr.** Geschichte aus den Tiroler Bergen von Rudolf Greinz.

Schlimme Ehen. Novellen von Emil Marriot. (Berlin. G. Grote'sche Verlagshandlung. 1901.)

Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt von V. Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Andreas Hofer. Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Kranewitter. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Und Friede den Menschen. Eine Christnachtstragödie von Ludwig von Ficker. (Linz. Österr. Verlagsanstalt. 1901.)

's Julerl. Original-Volksstück in fünf Bildern von Franz Johann Leitner. (Wr. Neustadt. Karl Blumrich.)

Des Sittenmeisters Aergernisse. Eine Comödie in drei Acten von Friedrich Jukmeyer. (München. Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 1901.)

Wen die Götter hassen. Bürgerliches Volksstück in drei Aufzügen. Von Hans von der Schwarzau. (St. Pölten. „Germania".)

Die Brandschatzung zur Franzosenzeit 1809—13 in Illyrien oder Die gestörte See-Idylle. Melodram in drei Acten von Ludwig Germonik. Musik von Alfred Khom. Mit einem fantastischen Seemärchen-Intermezzo. Nach einem älteren illyrischen Schauspiel neu bearbeitet. (Neurode. Leuschner & Tesch.)

Abendlicht. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Lyrische Blätter aus meinem Tagebuche. Von E. Atram. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Gedichte. Von Hennie Fock. (Dresden. E. Pierson 1901.)

Stimmen der Freiheit. Blüthenlese der hervorragendsten Schöpfungen unserer Arbeiter und Volksdichter. Herausgegeben von Konrad Beißwanger. (Wiener Volksbuchhandlung 1901.)

Im Wechsel der Zeiten. Allegorisches Gedicht von Rudolf Meißner. (Wien. W. Braumüller & Sohn.)

Herbstfäden von Nah und Fern. Dichtungen und Nachdichtungen. Von Albert Weiß. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Am Strande der Adria. Gedichte. Von Franz X. Mitis. (Wien. Ed. Hassenberger.)

Benedeks nachgelassene Papiere. Herausgegeben von Heinrich Friedjung. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte.)

P. Maurus Lindemayr. Ein österreichischer Dichter des XVIII. Jahrhunders. Von Julius Miklau. (Marburg a./Dr. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Jesus von Nazareth. Ein Epos von E. Rutenberg. (Bielefeld. Velhagen & Klasing.)

Die Briefe des Neuen Testamentes, zu leichterem Verständnis für den Erbauung suchenden Leser im jetzigen Deutsch wiedergegeben. (Rostock. Wilh. Werthers Verlag.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft. (München. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.)

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. Johann Willibald Nagl. (Wien. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung. 1891.)

Der Kampf um Wohlfahrt. Von Dr. Karl Paruer. (Leipzig. W. Theodor Dieter. 1900.)

Deutsche Dichtung und Kunst. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 2 Ebert-Heft. Zum hundertsten Geburstag des Dichters, 5. Juni 1901. (Prag. Haerpfer'sche Buchhandluug.)

Die Volkspoesie im Unterricht. Von Harold Arjuna Graevell van Jostenode. (Leipzig. Buchhandlung Gustav Fock. 1901.)

Die zehn Gebote des Germanen. Von Harald Arjuna. (Braunschweig. Fr. Vieweg & Sohn. 1901.)

Die Zimmergymnastik, ihre Bedeutung und Anwendung mit besonderer Berücksichtigung der schwedischen Heilgymnastik. Für gebildete Laien leicht faßlich dargestellt von Dr. med. Grünfeld. (Berlin. Wilhem Möller.)

Jahrbuch deutschvölklicher Arbeiter für das Jahr 1901. (2014 seit dem ersten Auftreten der Germanen in der Weltgeschichte. Geleitet von Franz Stein. (Hamburg. Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt.)

☛ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“.

Sinnlichkeit im Geistesleben. Es gibt Menschen, die so sinnlich veranlagt sind, dass sie ihre eigenen Gedanken und Eingebungen sich nur dann merken, ins Gedächtnis bekommen, wenn sie dieselben geschrieben sehen oder sprechen hören. Darum müssen sie alles, was sie bewegt, aufschreiben oder aussprechen, erst dann wird's ihnen selber klar. Erst wenn sich etwas irgendwie sinnlich gestaltet hat, wird's ihr Eigenthum. — Ein solcher Mensch bin ich. R.

R. C., Prag. Wir beanspruchen bei unseren Correspondenten keine allzugroße Höflichkeit, doch wenn sie sich einer recht leserlichen Schrift befleißigen wollten, würden sie uns verbinden.

L. A., Wien. Sie fragen, ob Sie Blättern, mit deren Haltung Sie nicht einverstanden sind, Feuilletons liefern dürfen. Ja warum denn nicht? Vorausgesetzt natürlich, dass Sie Ihre Feder nicht in den Dienst des betreffenden Blattes stellen, dass Sie vielmehr in Ihrem Beitrage freimüthig Ihre eigene Anschauung vertreten. Dann ist es für Ihre Sache sogar ein Gewinn, wenn Sie auf fremdem Gebiete Fuß fassen.

C. F., Leibnitz. Wohlthätige Spenden öffentlich zu quittieren? Manchmal gehts nicht anders, um eine Sammlung in Fluss zu bringen. Wenn anstatt Kranzspenden ein Almosen für die Armen geleistet wird, so liegt die Veröffentlichung in der Natur der Sache. Es haben ja auch Todtenkränze den Zweck öffentlicher Ehrung. Wenn die anstatt Kranzspenden eingelaufenen Almosen in die Blätter kommen, so geschieht es allerdings auch zu dem Zwecke der Nachahmung und damit diese schöne und edle Sitte, dem Todten zu Liebe Nothleidenden zu helfen, sich bald einbürgere. Und endlich, wenn unsere Zeitungen Tag für Tag so viel unerfreuliche Menschenthaten zu veröffentlichen haben, warum nicht auch die erfreulichen als gute Vorbilder aufzeigen? Sobald's aus persönlicher Eitelkeit und Prahlsucht geschieht, stinkts freilich.

W. J., Wien. Lassen Sie sich nicht anfechten. Das deutsche Volk mag uns deutsche Dichter und Künstler nun darben lassen, oder uns mit Autographenbettel ehren, oder uns mit Jubiläen todtfeiern, oder uns bei noch lebendigem Leibe versteinern oder vererzen, oder endlich — meine Phantasie versteigt sich hoch — unsere Bücher kaufen; unter keinen Umständen dürfen wir um seine Gunst buhlen, unter allen Umständen schulden wir ihm Treue und Wahrheit.

J. J., St. Louis. Folgen Sie nicht denen, die der sogenannten „Wahrheit“ das Glück des Lebens opfern. Die „Wahrheit“ ist der Aberglaube des Freigeistes. Er denkt dabei nicht an die ewige Wahrheit, die die Liebe ist, sondern an das intelligente Verstehen aller Dinge. Etwas absolut Unerreichbares anzustreben halte ich nicht für sittlich. Die Wahrheit können wir niemals finden, wohl aber das Glück, und das macht uns besser. R.

A. O., Zürich. Bleiben Anfragen, ob man uns Manuscripte schicken dürfe, unbeantwortet, so bedeutet das natürlich Ablehnung. — Für unverlangt eingeschickte Handschriften, auch wenn solche recommandirt sind, übernehmen wir keinerlei Verantwortung. Wir haben das schon hundertmal erklärt.

H. C., Leoben. Jene Widmung zur vierten Auflage von „Zither und Hackbrett“ lautet:

Mögt ihr ihn leiden,
Wenn er wiederum kommt im rauhen Gewande,
Der derbe Geselle,
Der Zither- und Hackbrettspieler vom oberen Lande'?

Es ist noch der alte
Tollwitzige Bursche im Schwätzen und Scherzen,
Ein Spitzbub durchaus
Mit redlichem Sinn zwar und deutschtreuem Herzen.

Und doch ist's ein anderer!
Es ist nicht der hehrste, es ist nicht der leerste,
Besehet ihn nur recht,
Ein anderer Kerl ist's doch wie der erste.

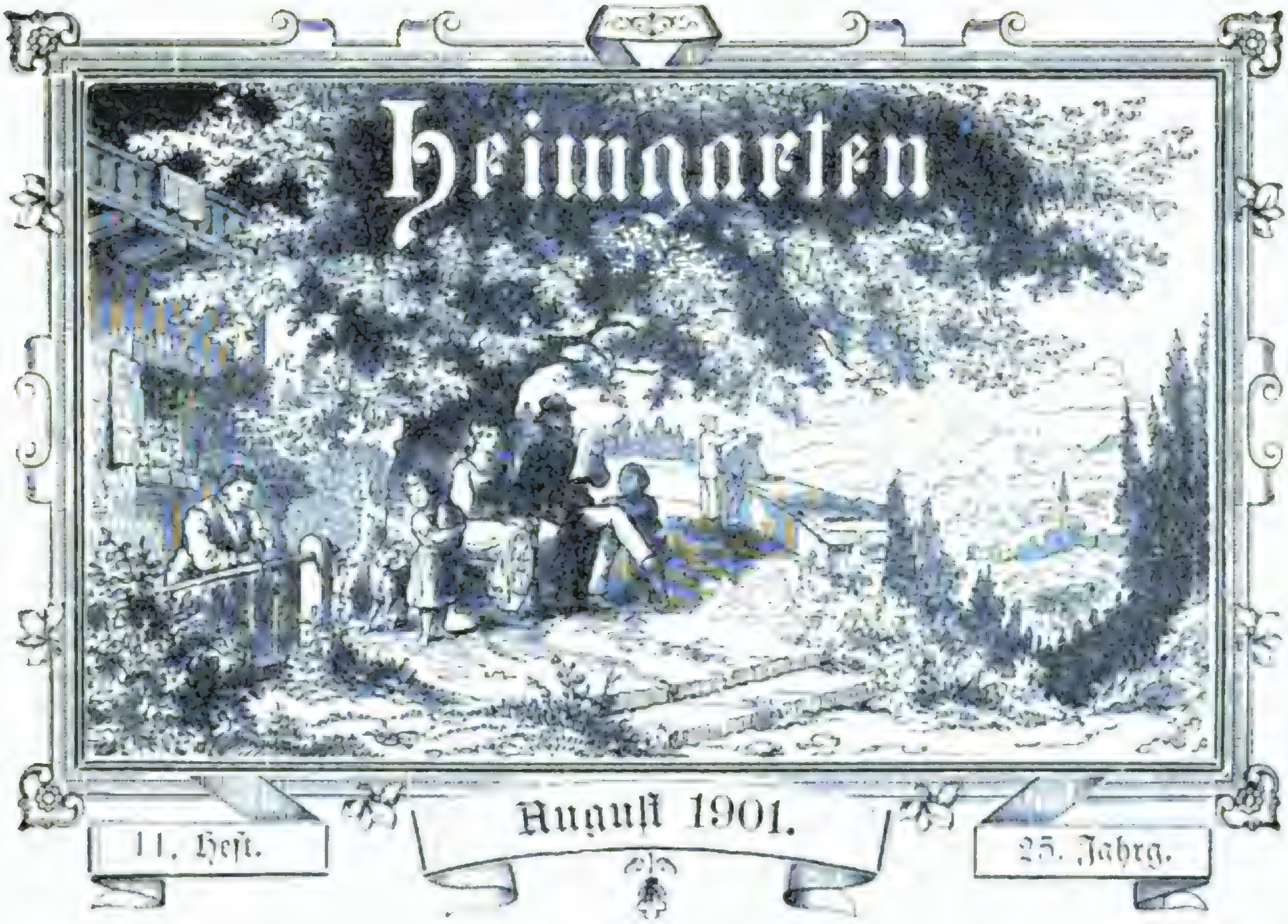
A. R., Wien. Besten Dank. Natürlich nur ein „Druckfehler“. Ein „wiederkäuendes Maulthier“ könnte kein Schriftsteller auf die Länge verantworten.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Juni 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(8. Fortsetzung.)

Wehe dem, der den Poeten aufsitzt! Zurück zur Natur. Ländliches Leben. Glück der Einsamkeit — Wahnsinn! Seit die Welt irrt, hat sich kein Mensch so dumm verfahren, als ich auf meiner Flucht in die Idylle. Warum nicht lieber ins Kloster gegangen oder Seiltänzer geworden? Ich wollte es ja. Oder als Matrose übers Meer. Die Stürme. Ich dürste nach Stürmen. Fieberdurst. Ekel vor dem Trank und doch immer trinken müssen. Keine Rast auf dem Lager und doch nicht sich erheben können. Dieser Junge ist mir widerwärtig geworden und bin ihm ganz hingeworfen. Nein, ich kann keinen glücklichen Menschen sehen. Ich glaube nichts, ich liebe nichts, ich kann nichts, ich habe nichts. Und ich bin nichts. — Schuld an Allem ist der Alte."

Solche Ergießungen wiederholen sich in Sebald Hauslers Tagebuch immer wieder. Nach außen hin war er völlig schweigsam geworden, er brachte die meiste Zeit in seiner Stube zu und dämmerte dahin. Und beobachtete, wie sein eiskalter Blutstropfen schauerte und wie sein Herzschwamm anschwoll. Ein einzigesmal, an einem kalten, stürmischen Nachwintertage war er fortgegangen gegen das Hochgebirge hinein — pfadlos, planlos. Nein, planlos nicht. Er wollte wandern bis zur Erschöpfung,

und im Schnee rasten. Ein solches Erfrieren, hatte er gehört, wäre ein schmerzloser Tod. Aber nach einigen Stunden kam er wieder zurück auf den Hochkaser — verschmachtet, ohne essen, müde, ohne schlafen zu können.

Jakob erleichterte eines Tages sein Herz vor Doctor Anton. Er sei ja selber Ursache, dass Sebald in diese Gegend gekommen. Er habe gedacht, den friedlosen, willensschwachen Mann in der herben Natur retten zu können. Aber anstatt Heil zu finden, habe der unselige Mensch Unheil verbreitet. In Finkenstein seien viele verdorben worden! Auch hier — er sei wie Gift. Jener Jäger im Märchen, dessen Fußstapfen überall den Rasen versengt hat.

„Aber Jakob ist doch immun geblieben", sagte der Doctor.

„Jakob ist nicht immun geblieben", antworte dieser und gestand ein, dass allmählich eine Verzagtheit und Bitterkeit komme, die ihm alles verleide.

Und so besuchte Doctor Anton eines Tages Sebald in seiner Stube.

„Es singen schon die Finken, Herr Hausler. Es wird bald wieder Zeit sein. Auf dem Brandanger geht der Schnee weg."

„Nie wieder!" rief Sebald aus.

„Aber mein Gott, Sie werden doch nicht zu Grunde gehen wollen! In Ihrem Alter, wo das Leben erst Wert gewinnt."

„Es ist Unsinn. Die ganze Alraungeschichte ist Unsinn!"

„Na dann —. Sie wollen also nicht mehr graben auf dem Brandanger? Ich glaube, es hätte Ihnen gut bekommen und Sie wären einem qualvollen Zustand entgangen. Einem sehr qualvollen, lieber Herr! Wollen Sie denn nicht lieber gesund sein und das Leben neuerdings beginnen in der schönen Welt?"

Sebald weinte plötzlich laut auf: „Ja! Ja! Ja!"

„Nun also, dann versuchen Sie 's noch einmal." —

Zur Zeit vertraute der Lindwurm Michel seinem Freunde Jakob, dass er allmählich Respect bekomme vor seinem Bruder Anton. Er wolle es ihm nur nicht ins Gesicht sagen, damit sein Kamm nicht noch höher wachse. Aber das, wie er ihm den Knochen aus dem Schlund gezogen habe mit der Lichtscheere, sei ein Stück gewesen! Und das, wie er jetzt den armen Herrn Hausler mit Wurzelgraben heilen wolle, sei auch ein Stück. Ein feines! Einem Menschen, der was verstehe und mache, müsse Manches zu gut gehalten werden. Sicher sei, dass man nicht Jedem, der ohne zu ackern Eierkuchen isst, für einen Taugenichts halten dürfe. So Michels Bekenntnis. Und Bruder Anton. Weil schon allenthalben auf Erden die kindische Wertschätzung für Selbstgeschaffenes herrscht, so hatte er seit jenem kritischen Christtagsmahle den Michel lieb, nicht mehr wie einen störrischen Bruder, vielmehr wie einen eigensinnigen Sohn.

Eines Tages war der Lindwurm-Michel mit einem Ochsenpaar nach Gug hinausgefahren. Er führte Hafer zum Franzwirt. Auf dem Rückwege hatte er eine Frauenperson eingeholt, die, ein blaues Bündel am Arm, laut jammernd mit ihren Sammtschuhen durch den Schnee wollte und nicht mehr weiter konnte. Einen weiten langen Mantel hatte sie an, aus grüner, verblasster Seide, mit weißem Pelz gefüttert. Innerhalb, das schwarze Kleid war so eng und schleppig, dass die Person nicht ordentlich ausschreiten konnte. Die Stoffe waren fein, aber stellenweise schäbig und ausgefranst. Auf dem Kopf war ein schwarzes Cylinderchen ins Haar genadelt, davon gieng ein grüner Schleier über das Gesicht, aus dem ein paar Augen glosten, die so sanft waren, dass man — wie der Michel fand — der fremden Dame nichts versagen konnte. Sie trat, um den Schlitten vorfahren zu lassen, seitlings, wobei sie in den tiefen Schnee fiel. Der Junge half ihr auf, fragte, wohin sie wolle und lud sie dann, weil ihre Reise nach Sesam gieng, auf den Schlitten. Der Michel dachte, das würde was für seine Herren Brüder sein. Vielleicht hätte einer von ihnen das „G'spiel" in der Stadt vergessen und jetzt liefe es ihm nach. Oder was die Stadtherrschaften jetzt doch alle suchen an diesem Sesam öffne dich?

Und war das auf dem Lindwurmhof kein schlechtes Gezischel und Gewispel, als, von den trägtrottenden Ochsen geschleift, der Michel angefahren kam mit seiner grünen Schönen. Die Meinungen waren getheilt. Eine Zigeunerin? eine Kunstreiterin oder sonstige Komödiantin, oder — eine Hexe. Die Lindwurm-Mutter war der Ansicht, sei die Fremde was immer, jedenfalls werde sie frieren und Hunger haben.

Als Sebald Hausler hörte, im Lindwurmhof sei ein abenteuerliches Frauenzimmer angekommen, wurde ihm ganz hundemäßig zu Muthe. Und am nächsten Morgen, als er die Thür öffnete, stand sie vor ihm.

„Will nicht fürchten, dass du erschrickst, Sebald!" Sie hob ihre Hand, dass der weite Ärmel des grünen Pelzes zurückfiel und warf den Schleier seitlings. Die Wangen nicht mehr so rundlich und rosig, unterhalb der Augen rostbraune Schatten.

„Nein. Aber nein, aber nein", stotterte Sebald.

„Freund, du wunderst dich über mich. Was soll erst ich über dich sagen? Ja, um Alles im Himmel und auf Erden, Sebald, wie dumm bist denn du in dieses Bärenland gekommen?"

Er machte eine stumme Geberde — wehrlos, rathlos.

„Aber ich bleibe jetzt bei dir. Wir sind arm geworden und können einander nicht entrathen. Mache nur keine Umstände. Das ist dein Salon, nicht wahr? Gemüthlich." Sie warf Hut und Pelzmantel auf sein Bett. „So zünde doch in dem Ofen und lasse Frühstück kommen. Und falle mir doch endlich um den Hals!"

Jetzt faltete er vor ihr die Hände: „Helene! Ich bitte dich! Hier kann ich dich nicht brauchen. Ich bin sehr krank. Gehe doch zu deinem Alten."

„Zu meinem Alten? Ach, der schießt Fasanen und erzieht junge Mädchen zur Sittsamkeit. Der hat nicht Zeit für lüderliche Frauenzimmer. Auch Armenrath ist er geworden."

„Dann soll er dir nur rathen."

Sage mir, Sebald, warum hast du nur auf Finkenstein deinen Verwalter fortgeschickt? Das war undankbar und unklug. Du könntest heute ein reicher Mann sein."

„So", sagte Sebald. Sonst sagte er nichts. Für eine Weibsperson war's auch genug. „Weißt du vielleicht, wo jener Verwalter sich jetzt befindet?"

„Natürlich weiß ich es. Wir schreiben uns ja. Er hat ein eigenes Gut. In Grübau an der Lehm."

„Der Frank? Ein eigenes Gut?"

„Der Verwalter Krenn. Krenn heißt er."

„Ach, was du schwätzest. Das ist ein Anderer."

„Aber er ist bei dir Verwalter gewesen. Ich habe ihn ja gesehen, damals auf Finkenstein. Sei so gut, Sebald, mir mein Zimmer anzuweisen."

„Kind, ich habe keins. Nicht einmal diese Kammer ist mein. Das Haus gehört meinem Sohn."

„Wie, du hast einen Sohn? Einen Sohn hast du?" lachte sie auf. „Nein, wie komisch!"

„Oder Compagnon, was geht's dich an."

„Sebald!" hauchte sie mit gespielter Verblüffung auf. „Aber Sebald! Das ist ja unartig."

Es ist wahr, dachte er, ich muss feiner sein mit der Dame. Er interessierte sich noch für sie, denn sie schien etwas von dem durchgebrannten Verwalter zu wissen. Gekochte Milch und Weißbrot setzte er ihr vor. „Nicht wahr, Helene, du wirst mich nicht blamieren?"

„Wie sagst du?"

„So lass' mich doch! Und trinke deine Milch."

Nun dehnte sich ihr schlanker Hals, in ihrem wildaufgekrausten Blondhaar schienen die Granen zu zucken, ihr Näschen bekam eine spitze Form, ihre glasigen Augensterne wurden ganz klein. „Was?" sagte sie dann leise, gedehnt. „Was hast du gesagt?! Blamieren? Ich dich? Sebald, soll ich dich erinnern?"

„Nur keine Scene, mein Kind."

„Nein, die Männer sind doch grenzenlos schlecht," sagte sie staunend, um dann aber aufzubrausen: „Was könnte ich heute sein? Ein Weib,

versorgt, geachtet, zufrieden wie tausend andere. Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, ihr, die Hausler. Du hast mich, das unerfahrene Mädchen, an dich geködert. Hast mich zum Weib gemacht, und dein Vater aus dem Weib zur Dirne. Und dann weggeworfen, hingeworfen, bis —"

„Bis auf den Friedelsteig?"

„Bis auf den Friedelsteig. Ganz recht. Und wenn dann die Bettlerin kommt, die verachtete — blamieren!"

Sebald suchte sie zu beruhigen, da kam Jakob herbei und erstaunte nicht wenig, jene Dame von damals auf Finkenstein hier zu sehen. Sie schlug die Augen auf zu dem frischen Burschen, die sanften, die traurigen Augen, als ob sie ihm klagen wollte, wie schlecht die Männer sind, und als ob sie ihn fragen wollte, ob auch er so schlecht sein könne. Sie schwiegen alle drei. Plötzlich raffte die Durassel Hut und Mantel zusammen und eilte zur Thür hinaus in den Schnee.

„Soll ich sie zurückrufen?" fragte Jakob.

„Was fällt dir ein!"

„Aber im Winter! Das Weibsbild!"

„Lasst mich zufrieden!" —

Einen Tag später, und auch die Durassel saß fest in Sesam. Bei der Witwe des Zimmermanns Christian hatte sie die Stube gemietet. Die Alte war stolz darauf, eine Frau im Hause zu haben, die einen grünseidenen Pelz besaß und so geheimnisvoll war. Der Märchen von verirrten Prinzessinnen erinnerte sie sich. Und während die Prinzessin in den Tag hineinschlief, nahm die Alte ihr heimlich die Kleider fort und zeigte sie den Weibern der Nachbarschaft, so die Seiden und Spitzen und Schleifen andachtsvoll betasteten, beguckten und berochen. Aber was dahinter war, sie kamen nicht darauf. Die Witwe erzählte, dass die Fremde ein Silberlöffelchen bei sich führe, mit dem sie den Kaffee und die weichen Eier esse. Auch eine Hexensalbe habe sie, mit der sie sich das Haar schmiere und einen rosenrothen „Stub", den sie auf die Wangen stäube. Es sei ganz aus der Weise mit dieser schönen Frau! — Ihr Stübchen hatte sie wirklich nicht übel hergerichtet. Die Wände mit Tannengewinden geziert, bunte Papierblumen dabei, die sie selbst geschnitzt hatte. Das Bild der heiligen Jungfrau in der Wandnische war mit Preißelbeerkraut bekränzt. Tischchen, Stuhllehnen und Bettkissen mit Handstickereien belegt. Aus der Holzbank hatte sie vermittelst der rothen Bettdecke ein Canapee gemacht. Ein langes, lichtes, leichtes Hauskleid und das goldige Kraushaar ließ ihr gar königlich!

Recht bald kam der alte weißköpfige Riesleuthofer mit dem langen Stabe und erkundigte sich als Gemeindevorstand nach ihren Ausweisen. Sie antwortete artig, er möge nur den Herrn Hausler fragen, der wisse alles. Sie sei Näherin und wolle in Sesam eine kleine Nähschule

errichten. Na, das wäre schon recht, meinte der Vorstand und gieng würdevoll seines Weges. Nicht lange, und es erschienen zwei Burschen, um bei der neuen Näherin Hemden zu bestellen. Nun gestand sie, grobe Leinwandarbeit nicht gewohnt zu sein.

Da sei ja ein feinerer Stoff, sagte einer und zeigte auf die Spinngewebe im Stubenwinkel, aus diesem Gewebe wünsche er Nachthemden.

Die beiden Schelme waren Jakob und sein Freund Michel. Und die beiden Doctoren fanden, dass endlich einmal ein Menschenherz nach Sesam gekommen sei. Besonders der Philosoph saß gerne im Stübchen, um mit ihr von herrschender Kraft und dienender Liebe zu plaudern, bis es sich manchmal beinahe herausstellen wollte, dass es auch eine herrschende Liebe und eine dienende Kraft gibt. Fast that es dem Doctor der Philosophie leid, dass er gerade jetzt fort sollte von Sesam. In der Handelsschule einer Provinzstadt hatte sich nämlich eine Lehrstelle für deutsche Sprache und Literatur ergeben.

Die Nachbarinnen brachten der neuen Näherin kleine Nahrungsmittel, die sie mit Gier, aber ohne weiter zu danken, hinnahm, und fragten an, ob sie ihre Töchter in die Nähschule schicken dürften. Und so hatte sie bald einen Kranz junger Mädchen um sich. Sie wusste nett zu plaudern. Kleine Geschichten, schelmische Sprüchlein und Vierzeilige wusste sie und erklärte den tieferen Sinn solcher Liedchen, die in Sesam bisher ohne viel Nachdenken gesungen worden waren. Aber sie belehrte auch und warnte die Dirnlein vor den anklettigen und herlebigen Buben, denen nie zu trauen sei. Anfangs hätten sie gutmüthige Ansprache, harmlos scheinende Scherze, meinen hingegen thäten sie ganz was anderes. Eine vom Stengel gebrochene Rose, ein Lebkuchenherz sei ja immerhin etwas sehr Süßes, aber Gefährlicheres und Süßeres als den weichen Schnurrbart an der Männerlippe gebe es nimmermehr. — So warnte sie die lauschenden Hühnchen vor den Geiern, dieweilen mancherlei Handarbeiten gethan wurden, als Sticken und Stricken, häkeln und nähen. Und manches Mägdlein stickte während obiger Warnungen süße Namensbuchstaben in einen kameelhaarenen Hosenhalter.

Als am Brandanger die Primeln blühten, war Sebald Hausler schon da und grub. Er hatte die Durassel ja fortgeschickt, aber da sie in Sesam geblieben, so musste er doch manchmal an sie denken, ja eigentlich recht oft. Er wurde unruhig, und seitdem sie wieder so in seiner Nähe war, wollte er durchaus gesund werden. Er rodete das Gestrüpp, er stach den zähen Rasen um, er grub Steine aus, um das Alräunchen zu suchen. Manchmal, wenn ihm so ein drolliges Wurzelknötchen angrinste, schien ihm schon, er habe es. War aber doch nicht das richtige. Bei Doctor Anton hatte er sich natürlich längst erkundigt,

wie es nachher angewendet werden müsse. Das war einfach, er brauche es nur in der Westentasche mit sich zu tragen und immer das Sprüchlein zu sagen: „Alräunl ich grüß' dich, bin frisch und gesund und freu' mich des Lebens alle Tag' und Stund'." — Man kann's ja thun, dachte sich Sebald, bin nicht so dumm, d'ran zu glauben. Nützt's nichts, so schadet's nicht.

Und jählings hatte er es. Wenigstens sah es dem, das die Lindwurmmutter in ihrem Kasten aufbewahrte, dem verdorrten Würzchen ähnlich. Es hatte Haar und Bart und das Knöllchen bildete bei genauer Betrachtung ein menschliches Gesicht. Ein ganz verschmitztes Gesicht. Er reinigte es von Erde, steckte es in die Westentasche, murmelte: „Alräunl, ich grüß' dich, bin frisch und gesund —" und gieng hinab ins Thal zum Hause des Zimmermanns Christian, wo sie wohnte.

„Erlaubt einzutreten?"

„Ich kenne den Herrn nicht", war ihre Antwort.

„Umso zweckmäßiger, mein Fräulein."

Er war da. Sie fächelte mit dem Sacktüchlein, als wäre ein übler Geruch fortzufächeln.

„Heimelig hast du's hier. Wollen wir nicht plaudern?"

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Hausler, ich habe Sie nicht im mindesten lieb. Weder Vergnügen noch Versorgung ist bei Ihnen zu holen. Aber trösten Sie sich, mein zärtlicher Herr, Sie haben Ihr Theil längst ab und kamen noch billig davon. Sie existieren nicht." Den grünen Mantel warf sie um sich.

„Grausam, Helene."

„Aber nicht feige. Haben Sie auch nur einen Finger gerührt, als mich der Alte liebte? Beschimpfungen waren Ihnen geläufig, im übrigen war's Ihnen wohl recht angenehm, Ihre Schuld auf Papa überwälzt zu sehen. So steht unser Conto, mein Herr Hausler. Und später — wie ich mich Ihnen hinwarf — die einzige Thorheit, die ich mir nie verzeihe. Aber die Gelegenheit wahrzunehmen, das verstehen Sie wie ein Gauner. Nein — Sie können mir leid thun."

Das wirbelte ihm nun im Kopfe. Das war etwas Neues. Wohl stets nur an ihm wäre es, abzuweisen oder gnädig zu sein, hatte er gemeint. Er war wüthend.

„Du grüne Secessionsdame!" Dieses Wort warf er ihr hin und verließ, schlotternd vor Erregung, das Haus.

„Empfehlen Sie mich Ihrem Sohn!" rief sie ihm lustig nach.

Die richtige Alraunwurzel war es also nicht gewesen. Das Vertrauen sank in Sebald neuerdings. Als er missmuthig wieder einmal hinaufstieg in den Berggraben, schloss sich ihm unterwegs der Mediciner an.

Der war ein einsamer Spatz geworden.

Sein philosophischer Bruder war fort in die Handelsschule gezogen, wo der Übermensch für die Zukunft bestimmt war, den jungen Dütendrehern Wörter zu declinieren und Verszeilen der alten Schmöker an den Fingern zu scandieren. Anton that es nun leid um den Bruder, er vermisste die tragisch-komischen Bosheiten, mit denen sie sich gegenseitig geneckt hatten. So schloss er sich anderen Leuten an und gerade Sebald Hausler, der Sonderling, der Hypochonder, der Pessimist, der Welt- und Arbeitsflüchtling, war ihm heute willkommen.

Es blühten die Kirschbäume, es sangen die Meisen und Finken, es jodelten Burschen und Mädchen.

„So geht es wieder an, das Gedusel vom wunderschönen Monat Mai", sagte Sebald.

Darauf der Mediciner froh begeistert: „Aber sehen Sie denn nicht dieses herrliche Grünen und Blühen überall?"

„Warum soll ich's denn nicht sehen? 's ist eben Frühjahr. Da gibts grüne Bäume und grüne Weiber genug."

Der Brandanger war mehr als zur Hälfte umgewühlt.

„Sie packen ja schon recht tüchtig an, Herr Hausler, und sind schon weit. Sehen auch viel kräftiger aus. Hoffentlich kommen Sie an's Ziel, bevor ich fortgehe."

„Wollen auch Sie fort, Herr Doctor?"

„Ich habe die Stelle eines Gemeindearztes in Oberbusch bekommen. Sesam ist für den Arzt kein gesunder Aufenthalt. Wäre mein gutes Mutterl nicht, so möchte mir schon die Weste zu weit geworden sein. Oder ich müsste Ihnen den Brandanger roden helfen — für die Kost im Hochkaser."

Darauf antwortete Sebald: „Weiß ja, dass ich der Gefoppte bin."

„Wieso, Herr Hausler! Wer etwas leistet, ist nie der Gefoppte. Setzen Sie Ihre Arbeit nur ruhig fort." —

Je unzufriedener Sebald Hausler mit der neuen Mädchenlehrerin war, je zufriedener waren mit ihr andere. Die Bauernweiber fanden es ganz in Ordnung, dass nun auch ihre Töchter allerlei feine Handarbeiten sollten lernen können. Auf der nothigen Bauernschaft werde doch nicht jede bleiben können und um besseren Orts wo anheiraten zu können, wären solche Fertigkeiten gewiss sehr wertvoll. Auch das Benehmen der Dirnlein war schon ein merklich anderes geworden. Sie waren gesprächiger und zuthunlicher gegen jedermann, seit sie bei der grünen Lehrerin in die Schule giengen. Besonders zufrieden mit ihr war der Lindwurm-Michel, obschon seine Schwester den Unterricht nicht besuchte. Und das war so. Der Michel hatte heimlich einen Schatz. Er thäte das Töchterlein des Reisleuthofers gerne haben; das Mädel aber wollte nicht, wich ihm

überall aus und gab auf seine Ansprachen gar keine oder eine trotzige Gegenrede. Schnippisch ab und ihres Weges! Das war ein rechter Ärger gewesen, monatelang. Seit sie jedoch zur grünen Lehrerin gieng, um schöne Handarbeiten machen zu lernen, war sie ganz anders. Und als der Michel sie jetzt unter dem Kirschbaum sah, und sie erröthend wieder einmal um ihr kleines Herz angieng, da sagte sie ihm dreist und lachend ins Gesicht, den Büblein traue sie nicht, die wären alle falsch. Da hatte der Bursche leichtes Spiel. Wenn sie nur erst plaudern! Dann steht dem Verständnis weiter nichts im Wege, falls Einer nicht gar zu ungeduldig ist. Und das war der Michel nicht. Zum Heiraten war Zeit, er hatte noch gar kein Nest. Aber wissen will man's, die Seinige kennen will man, um sich nicht an andere Weibsleute hinauszuwerfen. Es war wohl schon die Rede davon, dass der Vater ihm den Hof verschreiben werde, und vielleicht bald. Na dann —

Jakob hatte es ohne Beihilfe der neuen Lehrerin so weit gebracht, dass das Lisele gegen ihn zwar trotzig blieb, aber nicht davonlief, wenn er nicht fürwitzig war, sondern ernsthaft mit ihr redete.

Das Mädel war in den hübschen, freundlichen und fleißigen Burschen heimlich so verliebt geworden, dass es — in süße Traumseligkeit versunken — den Hühnern anstatt Haferkörner aus dem Schustertrühelchen Schuhnägel hinstreute. Dem alten Lindwurmpaar fiel es wohl auf, und eigener Jugend gedenkend hat es ein zweifaches Ja gesagt, als Jakob feierlich anfragte, ob im Herbst die Hochzeit sein dürfe. Als solches festgenagelt war, setzte Jakob seinen eigenen Kopf auf, den mit Eisen beschlagenen, und verbot dem Mädel, die Schule der Durassel zu besuchen. „In dieser Stick- und Strickschule", sagte er zum Michel, „wird die Zucht erstickt und das Mädel bestrickt. Ich, meinetwegen", setzte er schmunzelnd bei, „will das grüne Fräulein schon aufsuchen, nur nit die Mädeln hinlassen. Wir müssen trachten, dass wir die Person wieder fortbringen."

„Wie stellen wir das an?"

„Wart' nur, es wird schon gehen."

Das gieng aber nicht so leicht. Der Durassel gefiel es in Sesam, wo sie von den Bäuerinnen gehätschelt und gefüttert wurde, und der Gemeindevorstand hatte auch nichts an ihr auszusetzen, er saß gerne da und schaute ihr zu, wie schön sie stickte und strickte, die Kinder in allerlei Künsten unterrichtete, und mit ihnen feine Operettenlieder sang. Er meinte geradeaus, je mehr ein junger Mensch lerne, je besser sei es — und hatte damit ganz recht. Der bildungsfreundliche Mann wird demnächst wieder gewählt.

Eines Morgens im Juni erhob sich in Sesam eine ferme Procession. Aus allen Höfen, über die Feldwege, durch die Hohlwege, den Rainen entlang, überall zogen die Reihen der Kühe und Kalben, der Stiere und Ochsen — weiß und braun, grau und gesprenkelt. Je die vorderen hatten Blechglocken um den Hals und Kränze um die Hörner geschlungen. Das ganze Thal war erfüllt von dem frohen Geschelle, Gebrülle der Rinder und Jodeln der Leute. Denn mit den Herden zogen die Hirten und Hirtinnen, Bauern und Knechte in mächtigen Wetterhüten, belastet mit Körben, Butten und Kraxen, mit Sensen und Hacken und anderem Werkzeug. Junge blühende Dirndlein auch und alte Mägde, unter Gekreisch und Gelächter, Ziegen, Schweine und Hühner vor sich herjagend. All diese Reihen bewegten sich höhenwärts, durch den Berggraben oder an steilen Waldwegen den Almen zu.

Eine der bunten Reihen kamen am Hochkaser vorbei. Das Lisele war darunter. Es hatte ein kurzes, blaues Kittelchen an und ein schneeweißes Hemd, und einen weißen Strohhut auf. Aus dem rosigen Gesichtlein leuchtete die helle Bergfreude, denn im Sommer auf der Alm zu sein, das ist eines jungen Bauernherzens höchste Lust.

Jakob gieng hinaus, fasste das Glockenrind an den Hörnern, dass es stehen bleibe und lud das Lisele ein, in's Haus zu treten und zu sagen, wie das alles eingerichtet werden solle bis zum Herbst, wenn sie zurückkomme und bei ihm einkehre. Aber das Lisele that fremd. Es war kurz und kühl gegen den Burschen, fieng mit ihren Kühen an zu sprechen und trieb sie mit dem Birkenzweig an.

„Halt' dich gut auf der Alm. Ich besuch' dich einmal." So rief er ihr nach. Dieser Abschied war nicht nach seinem Sinne. Dass sie so fortgehen kann und kein liebes Wort hat! Er klagte es dem Michel. Dieser antwortete schmunzelnd, das hätte er seinem Schwesterlein nicht zugetraut, dass es so schlau sei. Ein besseres Mittel, ihn recht bald bei sich auf der Alm zu sehen, hätte es nicht finden können. Man brauche nicht just bei der grünen Lehrerin zu studieren, man treffe es schon auch so, die Buben zu locken. — Eine solche Auslegung hat den jungen Herrn auf Hochkaser nicht wenig getröstet.

Das alte Ehepaar auf dem Lindwurmhof hatte aber auch Bedenken. Ob es wohl in Ordnung ist, solch ein junges Blut auf die Alm zu schicken, in die einschichtige Hütte — Monate lang! Wenn die Mutter auch der Meinung war, bei dem lieben Vieh, das sie um sich hatte, könne ihr so leicht nichts geschehen, der Vater war nicht beruhigt. „Wie jetzt überall die fremden Leut herumlaufen. Es geht nix mehr sicher auf der Welt. Überall verdächtige Stadtzodeln, und glauben, Berg und Thal gehört schon ihnen. Und plangen nach den Weibsbildern. Alte, ich sag' dir's, mir graust. Ich denk', wir rufen das Mädel wieder heim."

„Mein Gott, das Kind hat sich schon so gefreut auf die Alm."

„Ich glaub', 's is der Michel auch nix mehr nutz", sagte der Lindwurm. „Viel zu viel thut er mir mit der Riesleuthoferischen um."

„Da möcht' man noch nit einmal so arg greinen — bei zwei Verlobten", meinte die Mutter.

„Na freilich, denen hältst du wieder die Stange. So was hätt' ich vor dreißig Jahren nur bei dir wagen sollen! Da wär' ich schon 's letztemal dein Verlobter gewesen. G'rad weil sie seine Braut ist, soll er sie ehren. Für's G'spiel giebt's Andere genug."

„So?!"

„Ich hab' mir halt immer gedacht, bei Anderen fürchtet man sich vor der Schand' und um die Eigene thut's einem leid. Die ist einem alleweil noch gewiß."

„Ich meine", sagte die Mutter, „bei der neuen Näherin lernen Sie nichts Gutes. Die Riesleuthoferische hat mir früher freilich besser gefallen, eh' sie Bildung lernen ist gegangen. Wenn sie diese Bildung nit wieder ausschwitzt, dann thut er mir wohl erbarmen, der Michel. Was braucht eine Bäurin Tüchel sticken und Bandl flechten und papierene Blumen machen? Das wird ein Trantsch! Wenn die mir bei der Hochzeit papierne Blümeln auf dem G'wand tragt, nachher lauf' ich davon, so weit mich die Füß' tragen. Und wenn sie später anstatt brav zu arbeiten mit Flitterwerk umthut und allerlei scheckige Fetzen an den Leib hängt, nachher lauft auch der Michel davon."

„Wirst schon recht haben, Mutter. Dem Michel sollst es sagen."

„Hab' ihm's eh' g'sagt. Wirst noch denken, Michel, hab' ich g'sagt, was ich g'sagt hab'!"

Der alte Lindwurm kraute sein graues Haar. Es war ihm ungleich um's Herz. Er wollte noch etwas vorbringen.

„Ob's wahr ist, was man sagt. Dass dieses Frauenzimmer wegen ganz Anderem in's Sesam gekommen wär. Nit von wegen der Näherei. Dem Hansler soll sie nachgelaufen sein, dem Sebald."

„Mir ist schon lang so was vorgegangen. Das sind alles verdächtige Leut'. Man kennt sich nit aus. Gegen den Jakob kann man ja nix sagen. Aber dass er dem Andern sein Bruder ist!"

„Soll auch nit wahr sein. Die Leut' reden allerhand. Am End' sind wir doch zu voreilig gewesen mit dem Mädel."

Das waren so die besonderen Erwägungen des alten Lindwurmpaares, ihre Kümmernis bei Tag und ihre Schlafbrecher bei Nacht. Für Jakob standen aber der Michel und der Mediciner ein, diese sagten, wenn der Jakob mit dem Andern, dem Sebald, dick Freund wäre, dann hätten auch sie Bedenken. Aber das seien grundverschiedene Menschen,

und einer möge den andern nicht. Der Michel behauptete klipp: Der Eine sei weiter nichts als ein Narr.

In Sebald Hausler's Tagebuch steht aus dieser Zeit das folgende Blatt:

„Jakob wird es bereuen, mich so zu vernachlässigen. Dass ich ihm unbequem bin — natürlich. Er soll mich abthun — heimlich, einmal in der Nacht. Sie werden ja meine Stube brauchen. So viel kindliche Liebe sollte man ihm zutrauen dürfen, dass er mir das Sterben erspart. Der Herzschwamm allein wird's ja grausam machen wollen, sagt der Doctor. Ganz über alle Beschreibung langweilig! Es wiederholt sich alles, ganz dumm wiederholt es sich. Die Natur! Da knicken sie ein wie die Pagodeln. Gibt es etwas Vornierteres als die Natur? Wie sie sich alljährlich selber nachäfft; in diesen verhimmelten Frühlingen, nicht ein einziges neues Motiv, nicht ein einziges. Und die Naturleute sind auch danach. Nicht einmal im Sündigen sind sie originell, immer der alte Trott, von Anfang bis ans Ende der Welt. Da lobe ich mir doch die Culturmenschen. Die bringen Abwechslung in die Bude. — Vielleicht versuche ich's noch einmal. Wenn aber, dann Abrechnung mit ihm! Ich werde schon dran kommen. Ich werde schon Muth finden. Oh ja! dazu werde ich den Muth finden. Und das junge Ehepaar soll die Stube haben. Schade eigentlich."

Und eines Morgens war Sebald Hausler in großer Bedrängnis. Es war der Milchbrei nicht gekommen. Im Stalle röhrten die Kuh und das Maulthier. Kein Jakob zeigte sich. Es war Mittag, es war Abend. Den Thieren hatte Sebald Gras in den Trog geworfen und für sich versuchte er es, von der Kuh Milch zu bekommen. Die schlug seine Bemühung kurzer Hand, oder vielmehr langen Fußes aus. Er war auf die Streu hingepurzelt. Dann wollte er Kartoffeln kochen, allein es gelang ihm nicht Feuer anzumachen, auch waren keine Kartoffeln auffindbar. Endlich goss er in eine Schüssel Wasser, schnitt Brot hinein, gab Salz dazu. Er hatte schon bessere Mahlzeiten erlebt. Aber auch die Thiere waren unzufrieden, sie röhrten in ihrem Stall dann die ganze Nacht, es war ein Klagelied um den verschwundenen Ernährer. Aber Jakob erschien auch am nächsten Tage nicht, hingegen kam der Michel und betreute das Vieh.

Sebald wusste sich nicht anders zu helfen. Er schlich hinab in den Lindwurmhof, zur rückwärtigen Thür hinein und als er die Hausmutter nahen sah, sank er ohnmächtig zusammen. Damit erlangte er Labung, ohne gerade zu betteln. Als er gesättigt war, setzte sich der alte Lindwurm zu ihm an den Tisch und knüpfte ein Gespräch an. Er wollte es fein machen, um zu erfahren, welchen Leuten er eigentlich sein Kind zu geben im Begriffe sei. Da brach es ganz ungeschickt los: „Was

schaffen Sie denn immer, Herr Hausler? Thun Sie auch immer einmal was Gutes?"

Sebald schaute verblüfft und unsicher drein und entgegnete: „Thue ich denn was Böses? Geht mir mit solchen Sachen! Gutes Thun! Die Leute sollen sich bloß gegenseitig nichts Schlechtes thun!"

„Sper ausschaut der Herr!" redete die Lindwurm-Mutter drein. „Es muss doch die Luft nit gut thun, bei uns. Oder das Wasser."

„Das Wasser, Frau. Es war keine Milch dabei und kein Kaffee. Nämlich — mein Jakob ist verreist."

„Jakob? der Jakob? Ja, wohin denn?"

„Ich weiß es nicht. Schon zwei Tage lang."

Das Ehepaar schaute sich betroffen an. Was ist denn das schon wieder? —

Sebald gieng über die Felder und Wiesen und durch den Waldschachen hinüber gegen das Haus des Zimmermeisters Christian. Vielleicht, dass dort jemand etwas von Jakob wusste. Vielleicht auch, dass — man soll sich aussöhnen. Es giebt ja keine Freundschaft, in der nicht manchmal ein Sturm vorgeht. Man soll allemal wieder Friede machen. — Als er durch das Thörchen der Umzäunung trat, kam ihm die Witwe mit gerungenen Händen entgegen.

„Ist etwas geschehen? Ist wieder jemand gestorben?"

„Wie hart es mich verfolgt!" rief sie klagend aus. „Jetzt hab' ich auf dieses Geld gewartet, wie auf's letzt' Stückel Brot. Und jetzt geht sie mir durch!"

„Wer geht durch?"

„Mit dem Stubenzins geht sie mir durch. Diese falsche Person, diese grünglasierte!"

Dann hat Sebald den verlassenen Schauplatz angesehen. Eine Hutschachtel, bunte Papierabfälle, Bänderreste, Kehricht. Das Bett aufgewühlt und die Lappen hängen auf den Boden heraus.

Sebald Hausler sagte nichts. Er gieng wieder durch den Schachen, über die Felder und sang vor sich hin: „So, so. — So, so. Zu Zweien. Nicht übel." Und schrieb auf sein Blatt: „Jetzt kann er anfangen dort, wo ich aufgehört habe. Nun also. —"

Damit schließen die Bücher der Firma Hausler und Compagnie.

(Schluss folgt.)

Der Moar-Diepl.

Von **Adolf Frankl.**

Heißen thut er eigentlich Josef Maier!

Da wäre nun weiter nichts dabei, denn Maier gibt es nachgerade genug auf der Welt. Soll es doch sogar vorgekommen sein, dass sich einer vorstellte: „Ich heiße Maier!“ und ihm darauf lächelnd erwidert wurde: „Macht nichts!“, während eine ahnungsvolle Seele bei einer solchen „Maier-Vorstellung“ schmunzelnd ausgerufen haben soll: „Ich hab' mir's wohl gedacht!“

Also ein gewöhnlicher Maier, sei es jetzt einer mit ai, ei oder y oder gar ein Angst-Maier, würde kaum die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenken. Unser Söchauer Maier, genannt Moar-Diepl,[1]) ist jedoch ein so außergewöhnlicher, durch ganz absonderliche Eigenheiten ausgezeichneter Maier, dass es sich gar wohl der Mühe lohnt, seine werte Bekanntschaft zu machen.

Auch mir sollte dieses Glück zutheil werden!

Es war am Tage meiner Übersiedlung nach Söchau und zwar „im Jahre des Heiles“ 1898. Ich stand gerade vor meiner Wohnung und gab betreffs der abgeladenen Möbel einige Anordnungen, als plötzlich ein älterer, mittelgroßer, etwas nach vorne gebeugter Mann schlürfenden Ganges auf mich zugeschritten kam.

Der Ankömmling stak in einem alten langen Winterrocke von zweifelhafter Farbe, dessen Seitentaschen weit abstanden, weil sie mit mancherlei Dingen vollgepfropft waren. Die Rockzipfel hiengen tief hernieder, zeitweilig an die blauleinene Hose anschlagend, deren beide „Biagl“ sich in ungleicher Länge an die großen Stiefel anschmiegten. Auf dem Kopfe saß ein rundes schwarzes Schmierkäpplein, das zu dem ziemlich gutmüthigen, mit grauen Haarbüscheln besetzten Gesichte ganz vortrefflich passte. Von den Lenden hernieder wallte ein blaues Fürtuch und unter dem Arme trug der Alte einen wuchtigen Stock.

„Grüß Gott, Sö Vetter! Packl Wack,[2]) Packl Wack! Da raucht's außa!“ rief er plötzlich und kam ganz nahe.

„Ah, du bist gewiss der Moar-Diepl!“ rief ich, belustigt über diese drollige Erscheinung, von der mir, noch ehe ich sie zu Gesichte bekommen hatte, schon manches erzählt worden war.

[1]) Moar ist der mundartliche Ausdruck für Maier, und Diepl bedeutet: roher, grober Mensch.

[2]) Tabak.

„Ich heiße Josef Maier!“ gab der Kauz etwas verschnupft zur Antwort; denn seinen Spitznamen hört er nicht gerne. Da ich es jedoch leider versäumt hatte, mich ebenfalls vorzustellen, so fragte er nicht ohne Neugierde: „Und wer san denn Sö?“

„Ich bin der neue Oberlehrer.“

„Ah so, ah so! Da raucht's außa! Bin auch in die Schul' gangen, Sö Vetter, han aber nichts gelernt. Und wenn mich der Schulmeister hat hauen wollen, hab' ich allemal gesagt: Ich bitt' dich, thu mir nichts, ich gib dir einen rothen Apfel! Hahaha!“

„Du musst ein rechter Strick gewesen sein!“

„Strick? Freili, aber soviel dumm, soviel dumm: da raucht's außa! — Packl Wack, Sö Vetter, Packl Wack!“

„Aber schämst dich denn nicht, so herumzubetteln?“

„Ach, ich thu mich nicht schämen, ich nicht! — 's Rauchen ist soviel gut! Na, Vetter, Sö, Packl Wack! Ich bitt' schön, ich bitt'!“

„Aber mein Lieber, ich hab' gehört, dass du ohnehin mehr Geld hast als ich . . .“

„Nisch, nasch, das darf ich nicht anrühren! Aber die Lehrer sind reich! Da raucht's außa! — A Packl Wack, Vetter, Packl Wack! Ich bitt' gar schön!“

Im nächsten Augenblicke lag er auch schon vor mir auf den Knien und bat nochmals mit aufgehobenen Händen um ein „Packl Wack“.

Hartherzigkeit ist nun eine Eigenschaft, die mir, Gott sei Dank, vollkommen fremd ist, und wenn mir auch aus meiner weder feuer- noch einbruchsicheren „Wertheimer“, welche ich als hoffnungsvoller „Unter“ einmal aus einer alten Franck-Kaffee-Schachtel recht fein und säuberlich hergestellt hatte, zeitweilig eine recht „gähnende Leere“ entgegenstarrt, so mache ich doch gerne so einem armen Teufel eine kleine Freude.

Als ich daher den Moar-Diepl vor mir auf den Knien sah und er mich anguckte, als wenn er mir eine Liebeserklärung machen wollte, da griff ich rasch nach meiner Börse, um dem Wunsche des Bittenden zu willfahren.

„Hahaha, da raucht's außa, da raucht's außa!“ rief der Moar-Diepl aufspringend und hielt mir die Hand erwartungsvoll entgegen.

Und als ich ihm nun acht Heller in seine Riesentatze legte, da leuchteten seine spitzbübischen blauen Augen vor Freude und sein breiter Mund verzog sich zu einem behaglichen Grinsen.

„Gelt's Gott, Vetter, gelt's Gott?“ rief er und schob das Geld seelenvergnügt in den Sack.

In diesem Augenblicke gieng ein hübsches Mädchen an uns vorüber. Der Moar-Diepl lachte es freundlich an und warf ihm Kusshändchen zu, was ihm von der Schönen eine gerade nicht sehr schmeichel-

hafte Bemerkung eintrug. Er jedoch lachte nur dazu und warf ihr noch ein paar „Handbusserln" auf den Buckel.

„Aber was fällt dir denn ein?" rief ich hierauf. „Solche Dummheiten schicken sich doch nicht für so einen alten Schiepel!"

„Ist ja ein sauberes Diandl!" erwiderte Maier mit einer gewissen Wichtigkeit, und lachte verschmitzt vor sich hin. Dann erinnerte er sich wieder der acht Heller in der Tasche und da ihm ein Pfeifchen Tabak über alles gieng, so bot er mir noch rasch ein „Pfiat Gott, Sö Vetter!" und trollte sich gemächlich von hinnen, halblaut vor sich hinsprechend: „Jetzt kauf' ich mir ein Packl Wackl, Packl Wackl! Da raucht's außa! Hahaha!"

Dieses helle „Hahaha" gehört auch zu seinen vielen Eigenthümlichkeiten. Ich kann es oft, wenn er in der Nachbarschaft „auf Besuch" ist, bis in mein Zimmer hören.

Einmal kam er aber ganz verschüchtert in meine Wohnung, blieb in der Nähe der Thüre stehen und sagte, als er mich am Schreibtische sitzen sah, halblaut:

„Grüß Gott, Sö! Allweil fleißig, soviel fleißig!"

Ich schaute ihn verwundert an. Merkwürdig, heute vergaß er mich sogar um ein „Packl Wack" anzubetteln! Dafür aber sagte er nach einer Weile, die Augenbrauen hoch emporziehend, langsam und bedächtig und mit sichtlicher Angst:

„Sö, Vetter, wettern thut's! Seg'ns, jetzt hat's schon wieder blitzt und dunnern thut's auch gleich soviel! So ein Wetter, ein schiach's! Da raucht's außa!"

„Thust du dich leicht vorm Wetter fürchten?"

„Freilich thu ich mich fürchten! Könnt' ja einschlag'n! — Ui, wie's blitzt, wie's blitzt! Und wie's dunnern thut, dass 's frei aus ist!"

Da ich jedoch gerade etwas Dringendes zu schreiben hatte und mich mit dem Moar-Diepl nicht weiter abgeben konnte, ihm aber doch auch nicht jene Pforte zeigen wollte, hinter der man so gerne ungebetene Gäste verschwinden sieht, so überließ ich ihn ganz sich selbst und seinen tiefsinnigen Betrachtungen und horchte nur zeitweise nach seinem Selbstgespräche, welches sich hauptsächlich um das Wetter drehte und reichlich mit „da raucht's außa!" gespickt war.

Endlich verzog sich das Wetter und mit ihm auch mein „hoher Besuch".

In jungen Jahren war der Moar-Diepl auch ein großer und nicht ungefährlicher Verehrer des „Ewig-Weiblichen", und manches saubere Geschichtlein erzählt man sich davon. Heute ist er jedoch ein ganz harmloser Hagestolz, der zwar die „Weiberleut" noch immer gerne anguckt, aber dabei weder für den süßen Frieden seiner Seele eine bedenkliche

Erschütterung zu befürchten hat, noch die Herzen holder Schönen rascher schlagen macht. Und wenn er auch den Diandln und selbst manchem unbekannten Fräulein bisweilen in „ritterlicher Artigkeit“ noch minnigliche Kusshändchen zuwirft, so ist ihm jetzt doch, wenn es darauf ankommt, ein Packl Tabak lieber als die schönste Maid des Ritscheinthales.

Obwohl er nun schon zum „alten Eisen“ gehört und in letzter Zeit tüchtig z'sammgeht, so will er doch vom Sterben durchaus nichts wissen, und wer ihn recht bös machen will, der darf ihm nur sagen: „Moar-Diepl, jetzt musst dein Testament machen!“ oder — „Moar-Diepl, jetzt musst sterben!“

„Geh zum Teixl, Dodl!“ Das ist das Mindeste, was so ein „Anz'widerer“ dann zu hören bekommt.

Wenn aber der Moar-Diepl einmal „wild“ ist, dann ist mit ihm nicht zu spassen, und es ist schon vorgekommen, dass er in solchen Fällen sogar von seinem Stocke ausgiebigen Gebrauch machte.

So sehr sich der Moar-Diepl vor dem Sterben fürchtet, so wenig Angst hat er vor den Todten, und wenn es im Dorfe oder in der Umgebung eine Leiche gibt, geht er gewöhnlich „wachten“.

Die Verstorbenen an und für sich sind ihm zwar zumeist ziemlich gleichgiltig, und ihretwegen würde er sich kaum in fremde Häuser bemühen; doch beim „Wachten“ wird nicht nur für das Seelenheil der Dahingeschiedenen gebetet, sondern auch auf das leibliche Wohl der „frommen Beter“ gebürend Bedacht genommen, und ist es auch nichts weiter als Most und Brot, was den Wächtern geboten wird, dem Moar-Diepl ist es trotzdem „Nektar und Ambrosia“.

Ist endlich genug, d. h. soviel gebetet worden, dass die „Wächter“ genug haben, was in der Regel so um Mitternacht der Fall ist, dann tritt an Stelle der Andacht und des düsteren Ernstes mit einemmale ein frohes Geplauder, welches oft nur zu bald in munteres Scherzen und Lachen oder gar in tolles, ausgelassenes Treiben übergeht.

Da ist nun der Moar-Diepl eine willkommene Zielscheibe der derbsten Späße und während er als Halbnarr angesehen und behandelt wird, geberden sich die andern nicht selten wie ganze Narren.

Dass in nächster Nähe ein Todter liegt, thut dem tollen Treiben nicht den geringsten Abbruch.

Anlässlich solcher Todtenwachen hält der Moar-Diepl gewöhnlich auch Nachschau, ob es nicht etwas zu — erben gibt. Hiebei denkt er nicht an große Vermächtnisse und wertvolle Hinterlassenschaften, sondern nur an unbedeutende Kleinigkeiten und wenn es auch nur ein altes, ausgebranntes Tonpfeifchen ist, es ist ihm doch sehr willkommen und macht ihn vielleicht glücklicher als manchen Erben ein kleines Vermögen.

Anspruchslosigkeit ist ihm überhaupt in hohem Maße eigen; dies erhellt nicht nur aus seiner Kleidung und seiner Rolle als „lachender Erbe“, sondern aus seiner ganzen Lebensweise. Ein Pfeifchen Tabak versetzt ihn in den „siebenten“ Himmel und den berüchtigten „Hansel“, dessen verrätherische Spuren uns stets mit der tiefsten Entrüstung erfüllen und so manchem Deutschen die „schönsten Stunden“ verleiden können, diesen „Hansel“ schlürft er mit demselben Wohlbehagen, wie der Münchner sein Pschorr-, Löwen- oder Spatenbräu oder wie nicht minder verwöhnte Gaumen das „köstliche Pils“!

Das Sprichwort: „Wer nicht heikel ist, hat oft einen guten Tag!“ hat sich an diesem Sonderling schon unzähligemal bewahrheitet.

Auch für seine Dienstleistungen beansprucht der Moar-Diepl zumeist nur geringen Lohn. So geht er zum Beispiel für ein „Packl Wack“ stundenweit, um irgend eine „Post“ auszurichten oder dies und jenes zu überbringen, und ist er auch keiner von den Schnellsten und könnte mitunter auch eine Schnecke sein Vorreiter sein, so kommt er doch, wenn schon nicht am selben Tage, so doch wenigstens tags darauf wieder glücklich zurück.

Er ist daher auch in den meisten Orten des Ritscheinthales und der Nachbarthäler eine wohlbekannte „Persönlichkeit“.

Ein Ort hat es jedoch mit ihm gänzlich verdorben und zwar gerade derjenige, in dessen Mauern das Süßeste, was ihm in seinen alten Tagen die Welt noch zu bieten hat, erzeugt wird, nämlich — der Tabak. Dieser „Unglücksort“ ist kein geringerer, als die Stadt Fürstenfeld. Ihr hat er ewige Feindschaft geschworen und um keinen Preis der Welt, auch nicht um m e h r e r e Packl Tabak würde er sich bewegen lassen, die alte Grenzstadt an der Feistritz jemals wieder mit seinem „hohen Besuche“ zu beehren.

So „betrübend“ dies auch für die Bewohnerschaft Fürstenfelds sein mag, so hat sie sich doch bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihre gastlichen Mauern für immerdar von unserem Moar-Diepl gemieden zu sehen.

Nun, die Stadt hat die Stürme der Kuruzzen und Türken überdauert, es wird ihr auch der Zorn des Moar-Diepl nichts anhaben.

Und woher stammt dieser grimmige Zorn und Hass?

Vor vielen Jahren war der Moar-Diepl bei einem Gange durch die Stadt auch in eine Schlachtbank gekommen und sah da eine Weile dem Treiben zweier Fleischergehilfen zu. Die Beiden trieben mit dem drolligen Kauze bald allerlei Kurzweil und Schabernack und giengen in ihrem Muthwillen schließlich soweit, dass sie sich sogar an seiner Menschenwürde versündigten und ihn — wie einen zu schlachtenden Ochsen behandelten.

Der Moar-Diepl war aber hierüber so wüthend geworden, dass er sich gewaltsam frei machte, eine Hacke ergriff und die beiden Missethäter unfehlbar erschlagen hätte, wenn sie nicht schleunigst geflohen wären.

Seit jener Zeit ist ihm die ganze Stadt verhasst, und es will nicht einmal ihr Name recht über seine Lippen.

Dafür spricht er jedoch umso lieber von seinen einstmaligen — Liebesabenteuern und von einer nächtlichen Wanderung über Berg und Thal!

Von ersteren ist es jedoch besser zu schweigen als zu sprechen, aber letztere — ja die soll noch erzählt werden.

War da einmal — es ist schon recht lange her — aus einer Nachbarpfarre ein Pfarrer hier in Söchau bei seinem Amtsbruder auf Besuch, und wie er ans Heimgehen denkt, da war es ganz unvermerkt Abend geworden.

Der Weg war weit und in der Dunkelheit nicht gerade leicht zu finden, und der Nachbarpfarrer zudem kein besonderer Freund von einsamen Märschen in finsterer Nacht. So sah er sich denn nach einem Begleiter um. Es fand sich bald ein solcher, nämlich der Moar-Diepl.

Wie nun gerade der dazu kam, das weiß ich nicht; doch sei dem wie immer, der Moar-Diepl war da, und der Pfarrer musste sich in Ermanglung eines andern Führers mit dem Halbpelzer begnügen.

So giengen sie denn gemüthlich zusammen durch das nächtliche Dunkel dahin, und der Pfarrer musste über seinen drolligen Begleiter oft herzlich lachen, weil der in seinen halblauten Selbstgesprächen allerlei spassiges Zeug schwatzte und dabei immer wieder sein „da raucht's außa!" hören ließ.

„Wo raucht's außer?" fragte endlich der Priester lachend.

„Ah, nisch, nasch! Finster ist's soviel, Herr Pforra! Da raucht's außa! Packl Wack, Sö!"

„Ich hab' keines bei mir, aber wenn wir daheim sind, dann kriegst eines!"

Plötzlich kam ein Mädchen des Weges. Der Moar-Diepl wollte es abfangen und rief übermüthig:

„Herr Pforra, da raucht's außa!"

Das Dirnl kreischte laut auf und eilte erschrocken von hinnen.

„Ja, aber — aber, was ist denn das?" rief der Pfarrer verweisend. „Weißt du denn nicht, dass das eine schwere Sünde ist?"

„Ah, nich, nasch! — Sappera, Sappera, das war ein mullerts Diandl! Sö, dö hat Holz bei der Hütt'n!"

„Bist nicht still! Wennst solche Reden führst, kommst in die Höll'!"

„Ist schön warm in der Höll', soviel warm! Aber ich komm' nicht hinein, ich nicht!"

„Jawohl kommst in die Höll', wenn du den Mädeln keine Ruh' gibst!"

„Nisch, nasch, ich komm' in den Himmel, ich wohl, ich!"

„Ja, dich könnt' unser Herrgott grad' brauchen!"

„Da raucht's außa! — Sö, Herr Pforra, sind im Himmel auch saubere Diandln?"

„Jetzt hör' mir einmal auf mit deinen talkerten Reden!"

„Nisch, nasch! Ich hab' die Diandln soviel gern! Und die Sefferl mag mich auch! Da raucht's außer!"

„Wer ist die Sefferl?"

„Sel, sel sag' ich nicht! Sö, Herr Pforra, die Sefferl mag nur mich allein!"

„Sie soll aber auch dich nicht mögen und du sie auch nicht! Denn das ist eine schwere Todsünd'! Verstanden?"

„Nisch, nasch! Nisch, nasch! Himmel-Sappera! Sö, Herr Pforra, mein' Sefferl dürfen Sie mir nicht abwendig machen! Ich sag's Ihnen!"

Hierauf haben die Beiden eine Weile geschwiegen. Der Pfarrer sah ein, dass mit diesem verstockten Sünder nichts anzufangen war.

„Da raucht's außa! Da raucht's außer!" flüsterte der Moar-Diepl nach einiger Zeit wieder; dann fragte er den Priester plötzlich ganz vertraulich: „Sö, Herr Pforra, hab'n Sö die Diandln auch gern?"

„Jetzt halt einmal dein loses Maul, sonst geb' ich dir eines auf's Dach!" rief der Pfarrer unwirsch.

„Nit, nit, Herr Pforra! Ich hab' auch einen Stecken! Da raucht's außa!"

Der Priester hätte seinen ungefügen Führer am liebsten zurückgeschickt, aber in dem Dunkel der Nacht hätte er sich auf den ihm wenig bekannten Wegen unfehlbar verirrt und so blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Moar-Diepl die Führerstelle zu belassen und ihm bergauf und -ab, waldein und -aus, vorsichtig nachzutrotten.

Plötzlich erscholl in der Nähe ein Schuss.

„Da raucht's außa!" rief der Moar-Diepl und blieb erschrocken stehen.

„Was thätest du jetzt, wenn ich von einem Räuber überfallen würde?" fragte der Pfarrer leise.

„Geh' zum Teixel! Da lauf' ich davon!"

„Wenn man aber dich anfallen thät?"

„Dann müssten Sö mir helfen!"

„Ah so! Na, du wärst mir ein lieber Held!"

Der Schuss hatte nur einem Wilde gegolten und war jedenfalls von einem Wildschützen abgegeben worden. Die beiden nächtlichen Wanderer konnten daher ihren Weg unbehelligt fortsetzen.

Nach einer Weile sprach der Pfarrer zu seinem Begleiter:

„Du, wenn dich der Wildschütz getroffen hätte und du jetzt sterben müsstest, wie möcht' es dir denn drüben in der Ewigkeit gehen?"

„Nisch, nasch! Ich thu nicht sterben, Herr Pforra, ich nicht!"

„Ja glaubst denn du, dass du allein übrig bleiben wirst?"

„Ach, geh' zum Teixel! Da raucht's außa!"

„Ja, mein Lieber, auch für dich wird einmal die Stunde kommen, wo du von der Welt Abschied nehmen musst, und wenn du deine Sündenlast nicht früher ablegst, dann wird dich wohl der Teixel holen!"

„Da raucht's außa! — Könnt' Ihnen auch erwischen! Hahaha!"

„Du, ich sag' dir's — werde mir nicht keck! Das leid' ich nicht! — Übrigens, weil du ein so großer Sünder bist, so möcht' ich dich gleich fragen, wie es bei dir eigentlich mit dem Beichten steht?"

„Nisch, nasch! ich nix beichten, ich!"

„Was, vom Beichten willst auch nichts wissen? Bist leicht noch gar nie gewesen?"

„Ach, unser Pforra hat gemeint, ich wär' viel zu dumm dazu!"

„So, aber gelt, zum Sündigen bist gescheit genug?"

„Sel wohl, Herr Pforra, sel wohl!"

„Jetzt wirst mir aber auf der Stell' beichten, was du schon alles angestellt hast!" sagte der Pfarrer launig.

„Nit, nit! Herr Pforra, ich geh' z'ruck, ich geh' z'ruck!"

„Was, du wirst mich jetzt doch nicht mitten im Wald im Stich' lassen?"

„Wohl, wohl, ich geh' z'ruck, ich geh' z'ruck!"

„Ja, aber Freunderl, du wirst doch einen Spaß verstehen!"

„Ich thu nichts beichten, ich nicht! Himmelkruzifix!"

„Wirst nicht still sein! Möcht' er da schelten auch noch! Und jetzt vorwärts, sonst komm' ich heut' nicht mehr heim!"

„Da raucht's außa! Aber beichten thu ich nicht! — Schön brav sein, Herr Pforra, sonst geh' ich z'ruck!"

„Ist schon gut, du Tschappel! Und jetzt tritt ein bischen besser aus! Du steigst ja daher wie eine kranke Schnecke!"

„Ja, Schneck'n! Da raucht's außa!"

Der Moar-Diepl behielt seinen trägen, gemächlichen Gang bei und brummte zeitweilich unverständliches Zeug vor sich hin. Die nächtliche Wanderung schien ihm unangenehm zu werden.

„Himmelkruzifix! Wenn's nur im Wald nicht so finster wär'!" sprach er endlich unwillig. „Und knopperig ist's auch soviel, frei nicht zum gehn! Da raucht's außa!"

„Haben wir noch weit?"

„Halt ja! Saug'spiel eins!"

„Wie weit denn?"

„Weiß nicht! Da raucht's außa!"

Plötzlich blieb er stehen und rief:

„Geh' zum Teixel, Pforra! Ich geh' z'ruck!"

„Ja, aber was hast denn auf einmal?"

„Ich geh' z'ruck! Geh' zum Teixel!"

„Aber so mach' doch keine Dummheiten! Du kriegst ja von mir ein gutes Trinkgeld!"

„Da raucht's außa! Packl Wack!"

„Ja natürlich, ein Packl Tabak auch noch!"

„Aber nit lüag'n, Herr Pforra!"

„Na, na, sorg' dich nicht! Und jetzt greif' nur tüchtig aus, dass wir endlich einmal an's Ziel kommen."

Und der Moar-Diepl schritt wieder gemächlich fürbass.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und mit dem Moar-Diepl auch nicht; denn er schritt immer langsamer und jählings blieb er wieder stehen und krächzte mit heiserer Stimme:

„Ach, geh' zum Teixel, Pforra! Ich geh' z'ruck! Da raucht's außa!"

„Ei, zum Kuckuck! Ein Stückel wirst doch noch mitgehen — wenigstens so weit, bis wir auf der Fahrstraße sind!"

„Wenn ich noch ein Packl Wack krieg! Da raucht's außa!"

„Weißt du, dass das eine ganz gemeine Erpressung ist?"

„Nisch, nasch! Packl Wack!"

„Gut, also so sollst noch eines haben! Aber wenn du jetzt nicht flinke Beine machst, dann werde ich mit meinem Stock ein wenig nachhelfen!"

„Nit, nit, Herr Pforra, sonst hau' ich auch zu!"

„So, das möcht ich sehen! Aber jetzt vorwärts, dass wir weiter kommen!"

„Geh' eh fleißig — eh fleißig! Packl Wack! Hahaha!"

Der Moar-Diepl griff nun wirklich etwas besser aus; er schien doch des Pfarrers Stock ein wenig zu fürchten.

Endlich waren beide auf dem Fahrwege angelangt. Da blieb der Moar-Diepl wieder stehen und rief:

„Ah, geh zum Teixel, Pforra! Ich geh' z'ruck! Geh zum Teixel!"

„So, jetzt kannst du von mir aus zum Teixel gehen!" rief der Priester lachend und setzte seine Wanderung auf der ihm wohlbekannten Fahrstraße munter fort.

„He, Sö, Herr Pforra, warten S' ein bissel, ich geh' ja auch mit!" schrie nun der Moar-Diepl ganz verblüfft.

„Dann beeil' dich ein wenig!" sprach der Pfarrer und lachte vergnügt vor sich hin; denn jetzt hatte er gewonnenes Spiel!

Der Moar-Diepl kam rasch näher und rief:

„Sö, Herr Pforra, Packl Wackl, zwei Packl Wack!"

„Aber ich hab sie ja nicht bei mir!"

„Ah, ich mag eh ein Geld auch!"

„Ah so! Aber weißt, jetzt ist's halt so viel finster. . . . Und dann, was ist's? Gehst du heute wieder zurück nach Söchau oder bleibst du bei uns über Nacht?"

„Ich geh' mit! Darf ich bei Ihnen schlafen?"

„Nun, bei mir grad nicht, aber auf meinem Heuboden oder in der Streukammer schon, — das heißt, wenn du mir nicht herumzündelst!"

„Nisch, nasch! Ich gib eh schön acht! Da raucht's außa!"

„So und jetzt musst du aber ordentlich ausgreifen, wenn du mitgehen willst!"

Der Pfarrer schritt rüstig weiter und ließ seinen Begleiter bald hinter sich.

„He, Sö, Herr Pforra, nit so gach! Ich will ja auch mit! Saggara, Saggara!" rief der Moar-Diepl und humpelte, so schnell als es eben gehen mochte, hinterdrein.

Der Pfarrer lachte recht herzlich über seinen Begleiter und strebte mit flinken Schritten dem nahen Dorfe zu.

„Saggara, Saggara! da rauchts außa! He, langsam — langsam! Hab'n S' g'hört, Sö? Ah, geh' zum Teixel, Pforra! Packl Wack, zwei Packl Wackl! Saggara, Saggara! . . ." So sprach der Moar-Diepl bald laut und bald leise und bemühte sich vergeblich, den Priester einzuholen.

In seinem ganzen Leben hatte er noch keinen solchen Dauerlauf gemacht.

Und dann noch die Angst, es könnte ihm der Pfarrer am Ende gar — durchgehen!

Hätte er geahnt, dass dem Priester nur der Schalk ein bisschen im Nacken saß, und dass das ganze „Wettrennen" nichts weiter als eine kleine Strafe für die unterschiedlichen losen Reden, für das langsame Gehen und die kleinen Erpressungsversuche sein sollte, — fürwahr, der Moar-Diepl hätte sich nicht so abgerackert und geärgert!

Endlich war der Pfarrer in seinem stattlichen Heim angelangt. Einige Zeit darauf verrieth ein mächtiges „Pumpern", dass auch der Moar-Diepl angerückt war. Man ließ ihn ein und sein erstes war:

„He, Sö, Herr Pfarra, zwei Packl Wack!"

„Schau, schau, hätte mir gar nicht gedacht, dass du so geschwind sein könntest!“ sprach der Priester lachend und gab dem Moar-Diepl ein gutes Trinkgeld.

Dieser besah das Geld mit leuchtenden Augen und rief dann freudetrunken:

„Da raucht's außa: Ah! Viel — viel Packl Wack! Da raucht's außa! Hahaha!“

Für d' Katz.

(Eine derblaunige Geschichte von **Ludwig Anzengruber**.[1])

Gut'n Abend, Wirt!“

„Auch so viel, Hausiererjokl. Wieder einmal anschau'n lassen?“

„Jo, all' heilig Zeit halt. Früher hat das Öfterkommen taugt, dass mer 'n Leuten mit der War' unter die Augen herum'gangen is, bis s' Lust kriegt hab'n zum Kaufen; hitzt, wo 's Geld rar is, muss mer sich aufs Seltenwerd'n verlegen, muss ihnen mit 'm Kram völlig aus 'm G'sicht gehn, dass s' Angst krieg'n und schleuni zum Feilsch'n anheb'n, weil's nit wissen können, ob ihnen unser Herrgott 's Leben schenkt, bis mer wieder einmal mit ein'm gleichen Stückel 's Weg's kommt.“

„Bist a Schlauer, verstehst 'n Vorteil.“

„Gib du mir deine fetten Bissen, lass' ich dir gleich mein' Kraxen dafür, sammt der Schlauheit und 'm Vortel. Was ich sag'n wollt', 'n Tagwerker Domini bin ich g'rad' begegnet.“

„Is just kein' Ehr'.“

„Er war auch mit einer Begleitung, die keine bringt. Ein Schtandar hat 'n eing'führt. Er soll beim Grindelbauer eing'brochen hab'n.“

„So, so? Na schau', das nimmt mich gar nit wunder. Is ja nit sein erst's Stückl in derer Weis'.“

„Was d' sagst! War er denn schon mal eing'sperrt g'west?“

„Dös nit. Damal is er ganz heil davon kommen. War a lustige G'schicht. Weißt es nit? Na, los zu. Wird dir taugen. Kannst's unter d' Leut' bringen. Kennst ja wohl die alte Bräuningerin, 's selbe alte, zaundürre Weiberl, was d' Kitteln so im Griff hat? Sie fürcht' sie allweil, dass sie s' vor Mägrigkeit verliert, und da krampft sie sich randweis in d' B'satz ein und ruckt all's miteinander af d' Höchen. In der Brunngassen hat's ein klein's Häuserl und weit davon ein'

[1]) Aus der in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart neu erschienenen Sammlung: Wolken und Sunnschein. Gesammelte Dorfgeschichten von Ludwig Anzengruber.

klein' Acker mit Grundbirn und af all'n zwei'n mehr Mäus', als s' drein und drauf unterbringen kann. Vor 'm Jahr war's, da is ihr a alte Katz' krepiert, z'erst hat s' im ganzen Haus h'rumg'sucht und glockt: ‚Mizi, Mizerl! Wirst doch kein' schlechte Mutter machen und deine Kinder verlassen? Mein schön's, lieb's Mizerl — und wie sie's liegen sieht, sagt s': — ‚Ach mein, jetzt is dös Mistvieh richtig hin wurd'n.' Na, mit einer todten Katz' war nix anz'fangen; wann sie s' aber af ihr'm Feld eingrabt, so is dös a Dunger wie a anderer. Weil sie sich doch g'scheut hat, dass sie s' so ledig anfasst, bind't sie s' fein sauber in a alt's Tüchel, nimmt 's Packerl unterm Arm und geht schön langsam nach ihr'm Acker.

Nit weit davon steht die Hütten, wo der Domini drein haust mit Weib und Kinder, wo dö schrei'n, so krieg'n s' von der Mutter d' Lotteriezetteln zum Spiel'n und vom Vadern Schläg', und dös wird fürs Schulgehn abg'rechnet. Na, 'n selben Abend is der Domini just fuchsteufelswild am Feldweg g'standen, wie allmal mit ein' großen Durst, aber — wie oftmal — mit kein' klein' Groschen im Sack. Steht da und fahrt sich a öften, wie sein Brauch is, mit der Linken übers Kreuz, was ihm g'wiss nöt vom viel'n Arbeiten weh 'than hat, und rasaunt herum: ‚Kein Herrgott hilft unserein'm, wann mer ihm gleich alltag' sein Vaderunser oder a paar bet't.' — Muss aber auch a Freud' für 'n Herrgott'n sein, wann ihn so a Schnapsbruder Vader heisst! — Und schreit er: ‚Himmelsappermentt, hitzt gilt mer schon all's gleich, ich thu' was!' Schon a Zeit hat er die Bräuningerin dahersteigen g'seh'n und bemerkt, dass s' was tragt, und wie s' ganz nah is, fasst er mit der Linken ans Kreuz und mit der Rechten nach 'm Paket: ‚Her damit, Alte', und fort war er und dö wär's auch gern g'west, aber nach der anderen Seiten zu, doch aus Angst hat s' nit von der Stell' können, wie s' spater g'sagt hat, ‚nit um a G'schloss', ich mein' aber, sie hätt' gehn oder laufen mög'n, sie hätt' kein's dafür kriegt, einer Alten gibt mer doch fürs Davonrennen kein G'schloss, ehender verheißt mer's einer Jungen fürs Zulaufen. Mittlerweil is der Domini, schier ein' Kopf größer, in sein' Hütten treten. ‚Da schaut's her, was 's für ein' Vadern habts', schreit er sein' Leuten zu und wirft 's Packel af 'n Tisch; wie aber 's Mit'brachte näher is ang'schaut wordn, da sein s' alle miteinander ausg'rennt, so ein Eil habn s' g'habt, dass s' in d' frische Luft kommen.

Ich kann's nit sagen, wer dö Sach' verzunden hat, aber mit einmal krieg'n wir allz'samm' a Vorladung vors Kreisgericht, der Domini, d' Bräuningerin, ich und noch a paar, dö von näher oder von weiten 'n ganzen Attack mitang'schaut hab'n. No, dö Bräuningerin hat einer von uns af 'n Wagen g'nummen, und so sein wir halt ins G'richt g'fahren.

Der Domini hat z' Fuſs gehn können, is auch gleich in aller Fruh von daheim fort, war ihm juſt nit leid, daſs er ein' ganzen Tag hat feiern können und ein'm löblichen Kreisgericht daran d' Schuld geben. Wie wir dort hintreffen, weist mer uns gleich in d' Stub'n zun Herrn Adjunct; is a g'ſpaſſiger Mann g'weſt, derſelbe Herr. Er dürft' mal, daſs er über alles B'ſcheid weiß, auch probiert hab'n, wie 's Aufhängen thut, denn er hat allweil um ſein' Hals h'rumg'fingert, als ob 'n dort noch 's Strickel einſchneiden thät'.

Gleich nach uns tappt der Domini herein, und wie er d' Bräuningerin anſichtig wird, ſagt er zu der: ‚Ah, haben ſ' dich ſchon eing'liefert, du alte Hex? Dös is mer lieb. So is halt doch noch a Gerechtigkeit im Land. Du haſt mich nit ſchlecht betrogn! Herr Adjunct', ſagt er drauf zu dem, ‚freiwillig hat ſie ſich von mir berauben laſſen, hat auch a rechtſchaffen's Binkerl mitg'führt, was war aber drein?'

‚Jeſſas, du diebiſcher Raubmörder', belfert die Bräuningerin, ‚beklag du dich noch! Ducaten hätten leicht drein ſein ſollen? A vereckt' Vieh war drein, und dös war dir vergunnt'.

Auf dös hat 'n Adjunct der Hals kitzelt, und er ſagt: ‚Lieb'n Leut! Woll'n annehmen, 's war alles doch nur ein G'ſpaſs.'

No zetert d' Bräuningerin: ‚A ſauberer G'ſpaſs, wo eins d'rüber ſiech könnt werd'n vor Schrecken, oder hin auch gleich!'

‚Hätt' dir auch nit g'ſchad't', eifert der Domini geg'n ihr und d'rauf zun G'richt: ‚Ah na, Herr Adjunct! Denken S' Ihnen, Sö hätten heim Weib und Kind hungern und gehn in der ehrlichen Abſicht vom Haus, eins anz'packen, und krieg'n nix als a todte Katz! Dös laſſ' ich nit für ein G'ſpaſs gelten!'

Dösmal muſs aber 'n Herrn Adjunct 's Strickl höllmentiſch eing'ſchnitten haben, denn er is in d' Höh' g'fahren. ‚Du biſt a Vieh!' ſchreit er 'n Domini an. ‚War's kein G'ſpaſs, ſo iſt's Raub g'weſt und dafür kriegſt bei aller Gnad' und Barmherzigkeit a paar Jahr'.

‚Für d' Katz?' fragt der Domini ganz dumm.

‚Für d' Katz', ſagt der Adjunct.

‚So, ſo? no, no!' ſagt der Domini. ‚Schier mein' ich ſchon ſelber, 's wär' nur a G'ſpaſs g'weſt'.

Drauf hat er ſo a deppets Gelachter ang'hebt, daſs mer ſich alle miteinander nit anders hab'n helfen können und mitlachen muſsten. Und ſo is's zu ſein' guten Glück fürs erſt' Mal dabei 'blieb'n und all's für die Katz g'weſt. Dösmal aber wird wohl der Herr Adjunct nit lachen, der Grindelbauer auch nit, und am allerwenigſten der Domini. Hab' mir's doch gleich damal ſchon denkt, dö Katz laſst Haar', und davon bleibt 'was anhängen."

Eine Abreise.

Von S. Elbing.

Schon angethan mit dem sandfarbenenen, schmucklosen Reisekleide steht die Witwe eben auf von dem zierlich gedeckten Frühstückstisch und verabschiedet sich mit verbindlichen Worten aus dem kleinen Kreise befreundeter Ehepaare. Dann geht sie die Stufen der Hotelveranda hinab, über die kiesleuchtenden Wege, vorüber an dem mit schon erstarrten Spätherbstblumen umgebenen Springbrunnen, lang hin an der Säulenreihe, zu der grauen Steinbrücke, die in kurzem, kräftigem Bogen den seichten Fluß überspannt und zu den sparsam ineinandergebauten Lädchen auf der anderen Seite führt. Hier öffnet sie eine der in rascher Reihe aufeinander folgenden schmalen Thüren und aus dem engen Raume dringt ihr nach der herbstfrischen Morgenluft eine warme Welle entgegen. Sie tritt an den Ladentisch.

„Was kostet dieser Schleier?"

„Einen Gulden das Meter."

„Ich finde ihn sehr dicht gemustert."

„Aber er verschleiert gut, meine gnädige Frau."

Da beugt sie das Gesicht über die gepunkteten Tüllwolken, vielleicht um das Muster deutlicher zu sehen, vielleicht auch um ein flüchtiges, spöttisches Lächeln weniger deutlich sehen zu lassen, und sagt:

„Wenn er gut verschleiert, dann geben Sie ihn mir."

Sie nimmt ihn und legt ihn vor das Gesicht und die zierliche Verkäuferin hilft dabei, indem sie, auf den Fußspitzen sich streckend, die beiden Tüllenden über den knappen Hut fest ineinanderzieht und mit behutsam tupfenden Fingern unter die steifen Taffetrosetten drückt.

Die Dame bezahlt und verläßt den Laden und geht weiter an dem Geländer des tiefliegenden Flüßchens hin, zögernd, unentschlossen, wie zu ihren Füßen die Wellen, die so träge die röthlich hervorragenden Steinplatten im engen Bett überspülen, und wie die Wellen, wie die Schritte, so langsam bewegen sich ihre Blicke. Sie geht, als ob ihre Seele sich weigerte, durch dies graue Thal den trüben Weg des Abschiednehmens mit ihr zu gehen. „Auch der verschleiert gut," denkt sie bei sich und betrachtet den dichten Nebel, der die umliegenden Höhen noch weich umdeckt. „Auch der verschleiert gut, denn von den wildflammenden Büschen läßt er nur einen sanften Schein durchleuchten, und die tristen, braunen Äste mit den tausend aus dem Reif einer

kalten Herbstnacht hervorgegangenen Thränen, verhüllt er völlig.“ Sorglich verhüllt die Natur, den eisigen Hauch des Morgenfrostes fürchtend, ihre Thränen in einen undurchdringlichen Nebelschleier — in ein undurchdringliches Lächeln wir Menschen so oft die unseren, den eisigen Hauch des Spottes fürchtend.

Aber wird auch heute das Lächeln es schaffen können? Barmherziger Gott, wie soll es denn gehen, dass sie ihm die Hand zum Abschiede reicht, ohne dass ein Zucken ihrer Lippen sie verräth . . . . er verschleiert ja gut! . . . Denn verrathen, nur verrathen dürfen sie nie diese ängstlich verschwiegene, mit abwehrenden Händen von der Schwelle ihres Herzens verwiesene Liebe, die mit heimlich suchenden Schritten dennoch, dennoch den Eingang erspürt!

Allen Frostahnungen entgegen tritt die Sonne hinter goldumsäumten Wolken vor und unter den bläulichen, breiten, schräg einfallenden Strahlenbündeln sind die grauen Nebel lebendig geworden. Schlüpfrig, noch nassglitzernd hebt sich immer deutlicher der Felsblock heraus und schon sieht man an seinen Umrisslinien dünne, gelbe Halme im leichten Morgenwinde wehen. Von dem weißen, dampfenden Gewoge löst sich ernst die Tanne ab, die einsame Tanne, die ihre saugenden, klammernden Fasern gerade um diesen Stein legen musste und ohne alle Nahrung dennoch, dennoch tief, heimlich tief wurzeln und hoch, alles überschattend emporwachsen konnte — durch welche Kraft? Und warum nur steht die Frau so träumend da und kann von der Tanne den Blick nicht wenden? Warum geht sie in nie gekanntem Zwiespalt grübelnd ihre Wege hin? Darum, weil sie sich sagt, dass sie jetzt wie auf Flügeln eilen müsste, wo jede Minute sie ihren Kindern näher bringt, denselben treuen Kindern, die am fernen Hause auf den besonnten Treppenstufen so zuversichtlich harrend sitzen. Hold aneinandergeschmiegt arbeiten sie schier fieberhaft, mit ungelenken Händchen störrisches Tannenreis zusammenzufügen zu duftigen Guirlanden. Wie sie binden und winden und wenden und greifen mit den zur Seite gelegten Köpfchen, einmal von rechts, einmal von links ihre wichtige Arbeit prüfend bestaunen! Wie die fleißigen Gesichtchen glühen, wie in den Frieden des Gartens hinein die letzten Rosen blühen! So blickt doch einmal auf, Kinder, und seht und freut euch, wie in dem Funkeln der Sonne die blaue Lybelle zitternde Kreise um eure Tanne zieht, eure Tanne, die neue, junge, zarte, die ihr der Mutter zum Willkommen an das Gartenthor gepflanzt! Gelt, das hattet ihr euch fein ausgedacht, und dass ihr euer Bäumchen auch gerade an den Eingang gesetzt! — nun muss sie immer, wenn sie ein und aus geht, daran denken. —

Sauer genug habt ihr es euch auch werden lassen, bis eure „veredelte Tanne“ beisammen war, und wie ihr damals, mitten in eurem Unter-

nehmen, mit weinerlichen Gesichtern einsehen musstet, dass die vielen braunen Sparpfennige es immer noch nicht leisten konnten, wie habt ihr dann aufgeregt an den Fingern gerechnet und seid kurz entschlossen in die feuchtschauerlichen Tiefen des Kellers gestiegen und habt in den weißen Batistschürzchen alle leeren Weinflaschen, die staubigen, mit den dicken, gefährlichen Spinnweben zusammengetragen und in der schwarzen Tasche die klirrenden Lasten die lange Dorfstraße hin zum Krämer geschafft! Berauscht von dem Segen, der auf euren geschäftlichen Abmachungen lag, seid ihr dann klimpernd, beinahe protzig, breit eingehenkelt auf der Mitte der Straße zurückgegangen und habt nichts gefühlt von den blutunterlaufenen Striemen in euren runden, fleischigen Ärmchen, so wenig als ihr es jetzt fühlt, wenn die spitzen Nadeln die Fingerkuppen zerstechen. Ihr fühlt, ihr denkt ja nur das eine: „Was sie nur sagen, was sie für Augen machen wird“ und „ob sie schon unterwegs ist?“

Nein, sie ist nur erst vor das Haus gekommen und steigt eben die Windung der rothen, teppichbelegten Stufen hinan, und leiser noch als ihr Tritt und ängstlicher auch, klingt die Frage: „Wie soll es gehen?“ Da antwortet ihr der Spiegel auf der halben Treppe: „Er verschleiert gut!“

Ein scherzendes Wort, ein flüchtiger Blick, ein verbindlicher Gruß . . . ja, es geht! nicht eine Miene, die Wimper nicht, nur das Herz hat gezuckt und das konnte er nicht sehen. Und von nun an soll es still sein — und mechanisch macht die Frau in dem Zimmer des hochgelegenen Hauses die letzten Zurüstungen zur Abreise.

Prüfend schiebt sie noch einmal die leeren Fächer auf und zu. Kniend schließt sie die Koffer und rückt sie mit Hilfe des Stubenmädchens schon immer in die Nähe der Thür. Langsam setzt sie den Hut auf, zieht zögernd die Hutnadel aus dem kleinen Kissen und steckt sie tastend ein. In der Mitte des Zimmers wartend, wirft sie einen letzten, langen Blick über die glitzernden Dächer der guten Stadt. Da rauschen Glockentöne von der Kirche im Thale so voll und rein durch die friedliche Klarheit der Spätherbstsonne darüber hin. — „Ist der Wagen schon da?“

Aber nun wird sie bald kommen, Kinder, eure Mutter, nun werdet ihr euch wieder haben! Und was sie über eure „veredelte Tanne“ für große Augen machen wird! die junge, zarte Tanne, die Kindesliebe ihr an das Thor gepflanzt! — Nur pflegt sie auch gut, dass sie tief, heimlich tief wurzeln und alles, alles überschattend emporwachsen kann . . . . dann geht's. —

Die Cultur der Neuzeit und der Protestantismus.

Von Dr. Hermann Schell.[1])

Dem Protestantismus als solchem kann ich das eigentliche Verdienst der weltlichen Regsamkeit der protestantischen Völker nicht zuerkennen, und zwar deshalb nicht, weil dem die ursprünglichen Grundsätze der Reformation gegenüberstehen. Mag sein, dass Luther dabei zuerst von richtigen Zielen und Absichten ausgieng und dass er sich nur durch die Heftigkeit des Kampfes gegen die Missbräuche dazu fortreißen ließ, das biblisch und vernünftig Berechtigte mit zu verwerfen: allein er hat es eben gethan und seinen Bannfluch nicht bloß auf Missbräuche geschleudert, sondern auch auf die guten Werke und auf die Willensfreiheit selber. Wäre Luther bei dem Kampf gegen die Missbräuche geblieben, so wäre deren Abschaffung vielleicht umso eher und gründlicher herbeigeführt und das Übel der Kirchenspaltung, sowie unsägliches Elend für Deutschland erspart worden.

Wie kann man die Reformation als die Ursache der weltlichen Regsamkeit der protestantischen Völker preisen, nachdem dieselbe die Lehrsätze von der Entbehrlichkeit der guten Werke, von der Unfreiheit des Willens, von der vollständigen Verdorbenheit der menschlichen Natur durch die Erbsünde aufstellte, sowie von der unwiderstehlichen Gewalt der Gnade und des Teufels über den unfreien Willen?

Die Überspannung des Gegensatzes von Seiten Luthers ist umso bedauerlicher, je mehr man die Vorzüge seiner Persönlichkeit schätzt. Thatsächlich hat der Protestantismus damit ein vernunftfeindliches, naturfeindliches Princip, eine mystische und zugleich satanistische Neigung als Erbtheil mitbekommen, und zwar viel radicaler und stärker, als es bei den einseitigen Grundrichtungen im Katholicismus zu finden ist. Dr. Luther sah in der Natur wie in der natürlichen Sittlichkeit, in der thatsächlichen Entwicklung der Kirche zum Papstthum geradezu die reine

[1]) Diesen Aufsatz drucken wir aus Müllers „Renaissance" ab, nicht allein, um in der Religionsbewegung der Gegenwart auch katholischen Stimmen das Wort zu lassen, sondern vielmehr um zu zeigen, dass auch katholische Schriftsteller in evangelischem Geiste und in edler, milder Form auftreten können, wenn sie nur wollen. Diese Art der Rechtfertigung würde nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch im Volke sicher viel mehr wirken, als das abscheuliche Geschimpfe gegen den Protestantismus, wie es heute auf den Kanzeln zu hören, in den ultramontanen Blättern zu finden ist. Wir dürfen überzeugt sein, dass die Mehrzahl der Priester innerlich so denkt und empfindet, wie Schell; hätten sie nur auch die Selbstständigkeit, den Muth und die Fähigkeit, es offen und klar auszusprechen. Der Jesuitismus wird mit solch objectiver, liebreicher und gewissenhafter Darstellung allerdings nicht einverstanden sein. Schell steht mit einem seiner Werke auf dem Index, das hindert ihn doch nicht, ein freier, christlicher Geist zu bleiben.

Herrschaft des bösen Geistes. In der ganzen Geschichte des Christenthums ist wohl kein Mann von kirchlichem Einfluss zu nennen, bei dem der Teufel und der Satanismus eine solche Bedeutung hatte, wie bei Luther.

Man sollte deshalb nicht über dem Jesuitismus und Ultramontanismus in der katholischen Kirche das vernunft- und fortschrittsfreundliche Princip verkennen, das die persönliche Selbständigkeit neben der Autorität, das Innere gegenüber dem Äußeren betont. Der Protestantismus zeigt dieselben Gegensätze, nur viel extremer; sie sind schon in den beiden Grundsätzen vom Heilsglauben und der Schriftforschung ausgesprochen. Mönchische Weltverachtung und weltfreudiges Streben sind in Luther und seiner Stiftung vereint. Die beiden protestantischen Grundrichtungen können eigentlich nur abwechselnd zur Entfaltung kommen: — so sehr sind sie miteinander unvereinbar.

Der gegenwärtige Protestantismus verdankt seine Macht nicht der Mystik und dem Satanismus, sondern der wissenschaftlichen, vernunft- und weltfreundlichen Richtung, dem rationalistischen Princip der freien Forschung, das auch dem starren Schriftwort gegenüber die Überlegenheit des Lebens beweist. Allein was heute vorherrscht, tritt später wieder in den Hintergrund: der Protestantismus wird kaum jemals seinen Ursprung aus der Klosterzelle verleugnen. Der mystische Pessimismus und Satanismus wird sich auch wieder stärker geltend machen und mit ihm die puritanische Unterdrückung der freien Persönlichkeit. In der langen Geschichte der katholischen Kirche hat sich das Autoritätsprincip wohl noch nie so hart und drückend fühlbar gemacht, wie in den orthodoxen Zeiten des Protestantismus seit den Tagen der Kirchenordnung durch Luther und Calvin.

Der Beurtheiler muss den religiösen Bewegungen gerecht werden; das geschieht dadurch, dass er alles wesentliche darin würdigt. Es ist mir darum unmöglich, bei dem Culturfortschritt der protestantischen Völker als die eigentliche Ursache den Protestantismus selber zu erkennen. Das verbietet die feindselige Stellung zur Natur, Vernunft und Willensfreiheit, die Luther und die gesammte Reformation sofort einnahm und dem Protestantismus als Erbtheil hinterließ.

Wohl aber gebe ich ein Zweifaches zu: Jede Erregung des geistigen Lebens, intensiv und extensiv, ist als solche ein mächtiger Vortheil und bringt die schlummernden Kräfte und Bestrebungen bei Freund und Feind zur Entwicklung. So geschah es bei allen geistigen und politischen Umwälzungen. Mag auch der ursprüngliche Inhalt und Zweck der Erregung verkehrt und unhaltbar sein: die mächtig aufgerüttelte Geistesthätigkeit stößt die gröberen Irrthümer und Mängel bald aus.

Dazu kömmt bei der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts noch ein Zweites. Der Protestantismus wollte eine Vereinfachung des Christen-

thums. Dies konnte geschehen durch die Vertiefung und Steigerung des religiösen Lebens zu einer Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit. Das wollten natürlich die führenden Geister. Allein die große Masse findet es zu diesem Zweck genügend, wenn die äußeren Religionsübungen abgeschafft oder wenigstens freigestellt werden. Dazu bedarf es keiner geistigen Anstrengung und Erhebung: nichts ist leichter, als äußere Übungen zu unterlassen, besonders dann, wenn innen nicht viel Geist und Wahrheit lebendig ist.

Die Reformation hatte demnach keine Mühe nothwendig, um den Beifall der Massen für ihren Kampf gegen die Ascese und die guten Werke zu finden.

Diese Verwerfung der Ascese und der werkthätigen Frömmigkeit, Abtödtung und Wohlthätigkeit, sowie die Freigabe des Gottesdienstes hatte zur unmittelbaren Folge eine unleugbare Verwilderung der Sitten, die niemand mehr beklagt hat, als Luther selbst. Eine andere Folge war, dass für die weltlichen Berufsaufgaben mehr Raum und Zeit, aber auch höhere Wertschätzung da war — trotz der entgegengesetzten Lehre von der vollen Naturverderbnis durch Erbsünde und Teufel. Die Unvernunft dieser Lehren war so groß, dass sie nicht lange in der ernstlich gemeinten Überzeugung der Protestanten die Herrschaft behaupten konnten.

Gerade das reiche und strebsame Bürgerthum der freien Städte nahm mit Bereitwilligkeit eine Religionsbewegung auf, welche es von den lästigen und anspruchsvollen Idealen des katholischen Christenthums befreite und die religiösen Verpflichtungen auf das allergeringste äußere Maß zurückführte.

Ins Innere ließ sich das reichsstädtische Bürgerthum nicht viel hineinreden: dazu gab ihm der Grundsatz der evangelischen Freiheit sogar ausdrücklich das Recht. Für diese Kreise, denen die Zukunft gehörte, bedeutete die Reformation die Emancipation des industriellen Bürgerthums von den lästigen Ansprüchen der katholischen Vielbeschäftigung um das Jenseits; man nahm die Reformation gerne an, insofern sie das Christenthum viel anspruchsloser machte und den Menschen der Erde zurückgab.

Allein, dass dies der Kern und Endzweck des Evangelismus sei, wird man wohl kaum behaupten wollen. Die Lehre Jesu zielte gewiss nicht darauf hinaus, den Menschen der Erde zurückzugeben, sondern gerade zur Weltverleugnung umzustimmen und ganz und gar für das Himmelreich zu gewinnen. Woher kommen denn die Vorwürfe, wie „Lazzaronimoral“, „Culturfeindlichkeit“ gegen die allereigenste Lehre Jesu?

Die evangelische Freiheit des neuen Bundes bedeutet freilich nicht Vernachlässigung der Pflichten im irdischen Lebenskreis, sondern innere

Erhebung des Geistes über alle Güter und Aufgaben, welche den Christen befähigt, trotz der gewissenhaftesten Pflichterfüllung in der Welt, in Familie und Beruf, mit ungetheilter Hingebung Gott allein als dem eigenen und allgemeinen Lebenszweck aller Seelen anzugehören und thatkräftig dienstbar zu sein. Der Geist des neuen Bundes war im Urchristenthum nicht schon da, wenn man sich über die Übungen und Vorschriften des mosaischen Gesetzes einfach hinaussetzte: sonst gäbe es nichts leichteres, als die Erfüllung des christlichen Religionsideales. Gerade so bedurfte es im 16. Jahrhundert keiner geistigen Erhebung, um sich mit Geringschätzung und Spott über die Abtödtungen und Fastengesetze, über die Beicht- und Gebetspflichten, über Sacramente und Ordensgelübde, über die Forderungen der Kirchengebote hinweg zu setzen. All das nicht zu thun, war sehr leicht; aber damit war eben noch lange nicht ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit gegeben! Nichts ist leichter, als die Christus- und Heiligenbilder zusammen zu schlagen, die kostbaren Geräthe des kirchlichen Cultus zu säcularisieren, die Bußübungen und die Heiligenverehrung zu verspotten, alle Pflichten des äußeren Gottesdienstes als ungiltig zu vernachlässigen: allein die Gottesliebe im Geist und der Wahrheit ist damit noch nicht im geringsten bekundet oder bethätigt. Bei allen äußeren Andachtsformen und kirchlichen Übungen, bei dem frommen Gebrauch der Bilder und bei der Verehrung der Heiligen innerlich frei zu bleiben, ja gerade umso kraftvoller mittels derselben sich zum unmittelbaren Geistesverkehr mit Gott zu erheben und ihn, den allein wahren Gott mit ungetheilter Seele glaubend, hoffend und liebend zu umfassen, das ist Religion im Geist und in der Wahrheit. Noch mehr, hiezu der geschöpflichen Mittler psychologisch nicht zu bedürfen, und trotzdem — ohne die Jacobsleiter der geschöpflichen Mittler sachlicher oder persönlicher Art mit Christus in Gott als dem Zielpunkt alles Glaubens, Hoffens und Liebens zu leben, das ist die Religion der Vollendung.

Es ist keine besondere Schwierigkeit, es bedarf keines besonderen Gebotes und keiner übernatürlichen Offenbarung, um die Gebildeten und die Menschheit überhaupt zu geregelter Berufsthätigkeit und productiver Culturarbeit zu bestimmen: dazu helfen zahllose Bundesgenossen zusammen, vor allem die Nothdurft des Lebens, das Bedürfnis nach einem Lebensinhalt, die vielfache Unerträglichkeit eines berufslosen Müßigangs, die Scheu vor dem Alleinsein mit sich selber, das natürliche Verlangen nach einer sicheren Lebensstellung, nach Genuss, Besitz, Macht und Ansehen. Die Schwierigkeit liegt darin, dass der Mensch in diesen Bestrebungen nicht ganz und gar aufgehe, sich der Ewigkeit und ihren Anforderungen nicht entfremde und infolgedessen schon auf Erden schweren Schicksalsschlägen gegenüber nicht widerstandsunfähig werde. Die Aufgabe und der Zweck des Evangeliums zielt dahin, den Menschen mit einer solchen

Erkenntnis und Liebe Gottes als dem allein Wahren und Guten zu erfüllen, dass er trotz aller Arbeit und Pflichterfüllung in Familie und Vaterland, im Dienste der irdischen Cultur, aber auch trotz aller Unglücksfälle, durch all das nicht bloß im unmittelbaren Dienste Gottes und des gemeinsamen Seelenheiles innerlich nicht gestört und gehemmt, sondern geradezu gefördert und angeregt wird. Das Bewusstsein der Bürgerpflicht im Himmelreich wird dann zu einer Läuterung, Befruchtung und Verklärung der Bürgerpflicht auf Erden. Die Weltcultur wird als Provinz des Gottesstaates erkannt und gepflegt.

Ob die Förderung der weltlichen Berufsthätigkeit und der irdischen Culturaufgaben innerhalb des protestantischen Machtbereiches wirklich im Dienst des religiösen Geistes und der lebendig erfassten Verpflichtung für das Himmelreich und die innere Gottesgemeinschaft stehe, oder ob sie eine Verweltlichung der christlichen Gesellschaft im Denken und Leben darstelle, das wäre zu untersuchen. Wenn wir nun die protestantischen Stimmen hierüber vernehmen, wird sich dann eine solche Beantwortung dieser heikeln Frage ergeben, dass die Reformation als ein Princip des Fortschrittes in der innigeren, eifrigeren, allgemeineren und thatkräftigeren Verwirklichung des Evangeliums erkannt würde?

Leere Kirchen und die Glaubensentfremdung weiter Kreise, die Zersetzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und die Herabstimmung des Evangeliums, seiner Geheimnisse und der heiligen Handlungen zum Gewöhnlichen ist gewiss keine Erfüllung des Ideals Christi, so wenig als die Überwucherung in äußeren Formen, Mitteln und Gebräuchen.

Wenn es ein Recht gibt, irgendwo von einer äußeren Ersatzleistung für die eigentliche Religion zu sprechen, so ist das gewiss dort der Fall, wo die ansehnlichen Beitragsleistungen für kirchliche Zwecke, die äußeren Gunsterweisungen und Förderungen der eigenen Confession vielfach eine Kundgebung des Dankes dafür sind, dass man persönlich und mit dem inneren Menschen nicht in lästig empfundener Weise für die Religionsübung in Anspruch genommen wird. Man mag über die Kasuistik der jesuitischen Geistesrichtung im Katholicismus urtheilen wie man will, die katholische Kirche selber nimmt in ernster Weise den ganzen Menschen und die Persönlichkeit selber für die Religion in Anspruch — so dass ihr gerade (insbesondere bei Ehe und Begräbnis) vielfach der Vorwurf der Intoleranz gemacht wird.

Auch die Frage muss gestellt werden: Hat der Katholicismus seit der Glaubensspaltung und dem Trienter Concil nicht eine ganz gewaltige und durchgreifende sittlich-religiöse Erhebung in Clerus und Volk bewirkt, eine unvergleichliche Steigerung der Gewissenhaftigkeit und Sittenreinheit, eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit an Werken der Nächstenliebe wie der Frömmigkeit? Kann man protestantischerseits die Lebendig-

keit, Innigkeit, sittliche Reinheit und Aufopferungskraft der katholischen Völker verkennen oder geringschätzig beurtheilen?

Dass die hierarchisch-sacramentale Kirche vor allem auf das Unsichtbare und Übernatürliche als die höhere und schwierigere Lebensaufgabe des Menschen hindrängt, ist verständlich, sie ist ja nur als Organisation der übernatürlichen Lebensaufgabe dem Staate gegenüber selbständig berechtigt. Je mehr eine Kirche im Staate untergeht, umso weniger betont sie den selbständigen Wert des Übernatürlichen. Hieraus mag es sich erklären, dass die Entwicklung der katholischen Völker mehr in der Richtung von Cultus und Ascese vor sich gieng, diejenige der protestantischen Völker mehr in der Richtung der bürgerlichen Culturaufgaben.

Die Triebkräfte zu beidem sind älter als das 16. Jahrhundert: es sind die christlichen Ideen der göttlichen Offenbarung selber, welche sich in mannigfaltiger Weise dem Zeitenlauf entsprechend wirksam erweisen. Darum sei Dem allein die Ehre, welcher der Lehrer dieser Ideen war und ist.

Das Verdienst der katholischen Kirche, ein Jahrtausend lang sich darum abgemüht zu haben, diese göttlichen Ideen des Christenthums und seiner Nächstenliebe bei den Völkern Europas heimisch zu machen, bleibt unzweifelhaft bestehen, mag man über Luthers That urtheilen wie immer. Ich möchte sagen: Die einzelnen Menschen, Völker und Zeiten sind fast zu eng und beschränkt, um das Religionsideal des Evangeliums ganz und vollkommen zu verwirklichen. Eine Richtung, wie Cultus und Ascese, oder wie Humanität und Bürgertugend nimmt oft einseitig den Menschen, ja ganze Völker und Zeiten gefangen.

Die Erhebung der Reformatoren gegen die Hierarchie, die Ascese und den Cultus muſste naturgemäß jenen Kräften zugute kommen, welche im Dienst der natürlichen und socialen Sittlichkeit stehen, und weniger Abtödtung und Selbstverleugnung, als Bessergestaltung der Verhältnisse anstreben. Der ascetische Geist treibt dazu an, sich im Dienst des Elends abzutödten und Opfer der Nächstenliebe zu bringen; der schaffensfreudige Geist drängt dazu, über die Ursachen der Übelstände, Krankheiten, Hungersnöthe, Verheerungen wissenschaftlich nachzuforschen und auf planmäßige Abhilfe zu sinnen. Leicht kann es dazu kommen, dass man von diesem Standpunkt aus die Pflege des Cultus und der Ascese als Hemmnis der Culturentwicklung bekämpft; Protestantismus, Aufklärung, Freimaurerei sind die wichtigsten Formen dieses Gegensatzes. Aber ihre eigenen positiven Ideale sind christlichen Ursprungs; auch sie leben von der göttlichen Offenbarung. Den katholischen Geist hindert nichts, was wahrhaft katholisch ist, dass er dasjenige pflege, was den protestantischen Culturnationen in neuester Zeit einen Vorsprung gegeben hat.

Wahrheit und Phrase.

Von **Max von Weißenthurn.**

Im gesellschaftlichen Leben sind die Apostel der Wahrheit unbeliebte Erscheinungen, die Helden der Phrase tonangebende Lieblinge der Salons! Es hat dies seine, in der menschlichen Schwäche und Eitelkeit zu suchende, naturgemäße Begründung! „Scheue die Phrase, denn sie betrügt immer“ sagte Laube und mit ihm manche ruhig und klar denkende Menschen, während andere nach ihr lechzen, selbst wenn sie wissen, dass sie nur Lüge in sich birgt! Sie wollen belogen werden, weil ihre Eitelkeit sich dadurch angenehm berührt fühlt und die Achillesferse der Eitelkeit ist ein Ding, gegen das die wenigsten unempfindlich sind. Fast immer, wenn Contraste sich schroff gegenübertreten, liegt weder auf der einen noch auf der anderen Seite das Recht, es ist in der goldenen Mitte zu suchen. So auch hier!

Versteht man unter dem Begriff „Apostel der Wahrheit“ Menschen, wie wir sie unter Gebildeten und noch mehr unter Halbgebildeten nur allzu häufig begegnen, die unter dem Deckmantel der Wahrheitsliebe der Zügellosigkeit und Unart ihres Temperamentes und ihrer Stimmungen freies Spiel lassen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Mehrzahl dieser Gattung von Wahrheitshelden mit Vorliebe aus dem Wege geht. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt! Zum Pädagogen, der sich mit Berechtigung die Aufgabe stellt, Welt- und Menschenverbesserer zu sein, muss man geboren werden; man kann dieses Amt nicht allein deshalb üben, weil man das Talent in sich verspürt, die Fehler anderer schonungslos zu rügen, und sich selbst so lange zu verhimmeln, bis man seiner Umgebung unausstehlich wird. Nebstbei gibt es kein Gebot, welches einzelne Menschen verpflichten würde, sich allerorts unbeliebt zu machen, weil sie immer alles zum Ausdrucke bringen müssen, was sie denken, unbekümmert darum, ob man damit andere verletzt oder nicht. Nichts zu sagen, was man *nicht* denkt, mag Pflicht sein, *alles* zu sagen, was man denkt, ist roh, abgesehen davon, dass man zahllosemale Gefahr läuft, ungerecht zu werden, denn kleine Seelen mit beschränktem Gesichtskreis denken klein und legen den Maßstab ihrer mangelhaften Auffassung auch an jene, die einem höheren Fluge huldigen, wodurch sie naturgemäß ungerecht werden und verletzen, nicht aus Böswilligkeit, sondern aus Unverstand. Seltsamerweise sind es stets jene, welche selbst am unerzogensten sind, die das lebhafte Bedürfnis in sich

verspüren, Weltverbesserer zu werden und sich zu tadelnden und schroffen Richtern ihrer Nächsten aufzuwerfen. Tout comprendre, c'est tout pardonner! Dieses ebenso wahre als weise Citat, welches den Schlüssel des Friedens in sich birgt, sagen sie sich nicht.

Im großen Bilderbuch des Lebens gibt es seltsame Käuze in Hülle und Fülle und ein altes deutsches Sprichwort sagt, vom dem Standpunkte ausgehend, dass der Mensch das oberste der Thiere sei, nicht mit Unrecht: „Der liebe Gott hat einen großen Thierstall". In diesem Bilderbuch nun begegnet man Menschen, welche aus Furcht vor der Phrase, aus Scheu davor, zuviel zu sagen und von der Wahrheit abzuweichen, sich selbst systematisch zu Lümmeln beiderlei Geschlechtes heranbilden, denn sie missachten die Grenzen elementarer Lebensart, um nur ja nicht „falsch" zu scheinen. Man könnte meinen, sie wollen sich einschmeicheln durch conciliante Art, das führen sie zur Rechtfertigung ihrer Unart an, vergessen aber dabei, dass süßlich einschmeichelnde Heuchelei und jene Lebensart, die eine Grundbedingung im Verkehre mit allen Gesellschaftsschichten ist, zwei grundverschiedene Dinge sind. Bei jungen Leuten und bei Menschen in abhängiger Stellung ist der mit der Unart stammverwandte Wahrheitsdrang, welcher jede Rücksicht meidet, immer ein Geistesarmuts-Zeugnis, weil er der naturgemäße Ausfluss jener Selbstüberschätzung ist, welche in jeder Lebenslage unerträglich wird, für alle diejenigen, welche darunter zu leiden haben, er ist auch stets und immer zurückzuführen auf Mangel an Erziehung, auf ein Manco an Selbstbeherrschung, die speciell beim Weibe eine Grundbedingung zum Glücke ist, denn jene Frau, welche es nicht gelernt hat, das eigene Temperament zu zügeln und ihre Umgebung mit Launen und Stimmungen peinigt, ist in der Ehe ein Ding der Unmöglichkeit, ein Wesen, welches nur Unglück bringt und somit auch selbst auf die Dauer kein Glück spenden kann.

Hohl, schal und nichtig, im Charakter hinter den Wahrheitshelden zurückstehend, sind auch die Verbreiter der Phrase, jene aalglatten Naturen, welche für alles eine hübsche Redewendung, eine lügenhafte Floskel bereit haben. Im flüchtigen Leben des geselligen Verkehres wird man ihnen vielleicht weniger aus dem Wege gehen, wie jenen anderen, weil man schließlich lieber eine Schmeichelei als eine Grobheit hört, aber da, wo der Ernst des Lebens mit seinen Kämpfen und Schicksalsschlägen an uns herantritt, wählen wir in der Regel von zwei Übeln das geringere und ziehen den Lümmel dem Heuchler vor; vollberechtigt und angenehm ist er aber sicherlich deshalb doch nie. Dass das Leben der beste, wenigstens der strengste und gründlichste Lehrmeister sei, ist gewiss nur allzuwahr, aber wenn wir erst durch dessen Schule zu erfassen haben, was wir thun, was wir meiden müssen, dann lernen wir es

auch unter tausend Schmerzen, während, wenn wir schon in der Kinderstube das richtige Vade mecum mit auf den Weg bekommen, wir doch manche Klippe umschiffen, an welcher sonst unser Lebensglück zerschellt. Es genügt nicht, dass man dem Kinde lehre, artige Knixe zu machen, auf seine Kleider zu achten, zierlich zu essen und hübsch französisch zu plappern, man muss vor allem sein Herz heranbilden, es weich, feinfühlend und modulationsfähig machen und das, was man dem Kinde lehrt, mit Rücksicht auf seine angeborenen Fehler und Unarten denkend abtönen. Den vorlauten kleinen Rangen, welche den Hang haben, mit allem herauszuplatzen, alles zu bekritteln und rücksichtslos zu tadeln, was nicht sie selbst sind, diesen Kindern, welche ganz gewiss mit der Zeit präpotente, unliebenswürdige, rechthaberische Besserwisser werden, welche stets das letzte Wort haben, wenn die Hand der Mutter sie nicht rechtzeitig zurückzuhalten weiß auf der abschüssigen Bahn, jenen im Grunde genommen unglücklichen und bedauernswerten Charakteren muss man den erhabenen Bibelspruch, in welchem die höchste Lebensmoral liegt: „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet“, so recht eindringlich und anschaulich zu Gemüthe führen. Sind es denkende Menschen, so werden sie nach und nach begreifen lernen, dass der Einzelne nie das Recht hat, alles schroff zu verdammen; dass man sich durch diese Untugend auf den Isolierschemel stellt und selbst nicht glücklich wird. Sind es Thoren, Menschen, die über schwache geistige Fähigkeiten verfügen, und aus Dummheit alles besser wissen und ewig streiten, so muss man ihnen, wenn nicht anders, so aus Furcht vor Strafe, schon in der Kinderstube den Mund schließen lernen. Besonders für weibliche Wesen ist, wenn sie nicht Gelegenheit haben zu heiraten, das beginnende Alter ein gar gefährlicher Wendepunkt, in dem sie gar zu leicht allem Jammer dieser Erde in einer überfließenden Bissigkeit Luft machen, welche sie „Wahrheitsliebe“ nennen und die speciell jüngeren Menschen gegenüber auf das unliebsamste und unduldsamste zur Geltung kommt. Es spielen da physische Motive, Hysterie und derlei unliebsame Appendixe des weiblichen Geschlechtes auch mit, für welche man die Ärmsten allerdings nicht verantwortlich machen kann, die aber nie zur vollen Entfaltung kommen, wenn einem schon in der Kinderstube der richtige Drill angelegt wird. Die bissige alte Jungfer, welche sich und ihrer Umgebung das irdische Dasein vergällt, ist leider keine mythenhafte Sage, sondern ein altgewordenes Kind, welches es in jungen Jahren nicht gelernt hat, sich zu beherrschen, sich zu fügen und im Alter eine gefürchtete Friedensstörerin wird, die immer das letzte Wort hat, immer im Recht ist, immer aggressiv wird, immer Rücksicht verlangt, sie aber selbst nie übt und deshalb mit Vorliebe gemieden wird, was naturgemäß ihre Bissigkeit noch erhöht.

Was nun die süßlichen, einschmeichelnden, zur Phrase ohne Wert hinneigenden Naturen betrifft, so sind sie insoferne auch nicht leicht zu behandeln, als es eine harte Aufgabe ist, ihnen eine Gefühlstiefe einzupflanzen, welche sie thatsächlich nicht besitzen, sie von jener unverläßslichen Oberflächlichkeit zu heilen, die sich nur in der Phrase, nie in der That documentiert, die in Schwüren von Liebe und Treue gipfelt, welche angesichts der ersten That, durch welche sie ihr Empfinden beweisen sollen, nicht stichhältig sind und sich nur hinter hohlem Wortreichthum verbarrikadieren. Was aber nützt mich das Wort, wenn ich nicht felsenfest auf dasselbe bauen kann? Was die Liebe, die Freundschaft, das Wohlwollen, welches sich nicht bethätigt? Wenige Menschen haben, mit denen man näher verkehrt, aber felsenfest zu diesen halten, solidarisch für die haften und ihrer gleichen Treue sicher sein, das gilt weit mehr und ist weit höher zu stellen als süßliche Rede im Munde führen, sie auch dankend quittieren, Dutzendfreundschaft zu besitzen, dieselbe zu spenden und beim ersten rauhen Windstoß allein zu stehen und auch eiligst Fersengeld zu nehmen, wenn jene, die auf unsere Freundschaft bauen, an dieselbe appellieren wollen. Man stehe ein für alles, was man thut, denkt und sagt, man habe den Muth, es vor der Welt, und was mehr gilt, vor dem Forum des eigenen Gewissens zu vertreten, man komme der Menschheit im allgemeinen mit Wohlwollen und Liebe entgegen, dann wird man sich weder versucht fühlen, durch schroff an den Tag tretende Wahrheit zu verletzen, noch durch Phrase zu heucheln.

Alles verstehen, heißt alles verzeihen! Ich wüßste keinen Ausspruch, der geeigneter wäre, milder zu stimmen und in der Milde welche sich mit der Pflichterfüllung und Gewissenhaftigkeit paart, liegt die sicherste Gewähr, dass man befriedigend den Platz ausfüllen könne, auf welchen Schicksal und Verhältnisse uns gestellt, ohne durch rohe Art anzustoßen oder durch heuchlerische Phrase peinlich zu berühren. Herz und Geist wecken, pflegen, behüten, darin liegt die sicherste Bürgschaft des Glückes, denn glücklich ist man selbst ohne äußere Zeichen des Glückes, ohne Reichthum und Ansehen, wenn man den Frieden der Seele besitzt und den idealen Glauben an das Gute und Edle in den Menschen, welcher die Phrase ebenso sehr scheut, wie die brutale Art. Mögen die Realisten lachen und spötteln, glücklich ist doch nur, wer die Menschheit mit dem Herzen liebt, wer alles verzeiht, weil er alles versteht.

Wirklichkeitsunterricht.

Von **Wilhelm Bölsche.**

Vom alten Goethe erzählt uns Eckermann, dass eine seiner staunenswertesten Eigenschaften der nie erlahmende Sinn für jede Einzelheit des Wirklichen um ihn her war. Er, dessen Gehirn den Faust vollendete, ging doch an keinem Holzfäller oder Steinklopfer vorüber, ohne nach der Art zu fragen, wie sie ihr Gewerbe betrieben, ohne aus dem zerspaltenen Steinfragment und dem Holzscheit sich einen weiteren Ausblick über noch unbekannte Gebiete des großen Lebens- und Arbeitskreislaufs der Wirklichkeit zu verschaffen. Seine ganze Weltanschauung, die nur eine einzige, einheitliche Welt anerkannte und in den Dingen kein Groß und Klein sah, steckte in dieser Art. Aber es war noch etwas mehr darin. Der Mensch unseres Jahrhunderts reckte sich schon in ihm mit aller Wucht empor. Die Zeit war um, da der ästhetisch feine, schöngeistige Mensch mit einer gewissen Absichtlichkeit den größten Theil des Wirklichen um sich her verachten zu müssen glaubte.

„Was liegt mir an Drähten, die man über mein Dach spannt, an den Röhren, die in die Straße vor meiner Thür eingelassen werden, an dem Kollern und Dröhnen der Räder Wand an Wand mit mir? Ich lebe in meiner Innenwelt und frage nach diesem Getriebe nicht!" Diese Stimme verhallt in unserm Jahrhundert. Das Jahrhundert der Technik heißt es. Die ganze gröbere Wirklichkeit um uns her ist in Fluss gekommen durch diese Technik. Aber noch bedeutsamer als diese Technik selbst erscheint die zunehmende Abhängigkeit unseres intimsten, feinsten Geisteslebens von dieser Technik und ihrer neuen Wirklichkeit, die Tag um Tag mehr ins Leben tritt. Wir, die wir in elektrischem Wagen dahinsausen, den Klang unserer Stimme im Telephondraht über Berg und Thal senden, durch die Abgründe des Oceans hindurch im Kabel die Gedanken von Erdtheilen austauschen — wir denken und dichten auch anders als unsere Vorfahren. Tief bis in unser Innerstes reicht zwangsweise die Macht dieser neuen Wirklichkeit, und wer sich ihr noch so fest verschließen möchte, den durchzuckt ihr Funkenspiel gewaltsam, wie das todte Metall ohne seinen Willen durchzuckt wird von dem Telegramm, das den menschlichen Gedanken trägt.

Goethe erwarb sich seine Anschauungen nach dieser Seite immer stärker im Alter. Die folgenden Generationen wuchsen immer mehr in sie hinein, und jetzt allmählich stellt sich die Frage vor uns, inwiefern

wir der Jugend schon den rechten Sinn für das Wirkliche von früh an durch Erziehung mitgeben sollen. Durch unser ganzes Erziehungs- und Schulleben von heute geht ein Suchen und Sehnen nach neuer Art, die einer neuen Zeit mit so eingreifenden Neuforderungen entspricht. Das Alte wird anerkannt in dem Ungeheuren, was es zum Geistesfortschritt geleistet. Aber ein dunkler Drang steigt aus den Dingen selbst: die Entwicklung selbst nimmt uns beim Schopf, und wir müssen mit.

In den unzähligen Verbesserungsvorschlägen nun, die wir überall vernehmen und hier und da sogar schon in die Praxis eintreten sehen, scheint mir eine Richtung am meisten Linien auf sich zu sammeln. Ich höre davon, dass der Unterricht in den Naturwissenschaften, besonders auf den höheren Schulen, verbessert werden soll, und es wird unverkennbar schon daran gearbeitet, dass er verbessert wird. Ich höre auch das Wort „Anschauungsunterricht"; das trifft schon alle Schulen bis zur schlichtesten hinab. Es soll weniger aus dem Buch abstract auswendig gelernt und dafür mehr gesehen werden. Es gibt eine Reformrichtung nach dieser Seite, die dem Zeichenunterricht eine große Rolle verspricht. Und damit verknüpft erscheint fast nothwendig eine Tendenz, den Unterricht nach Kräften aus der dumpfen Schulstube ins Freie hinaus zu verlegen. Womit sich abermals Ideen verbinden, die von der medicinischen Seite stammen und im echten Sinn moderner Allgemeinanschauungen den ganzen Körper mehr und mehr zu einer gesundheitlichen Erziehung heranziehen möchten, anstatt der alten Methode, die ein Arzt einmal hübsch illustriert hat: „Schulstube mit heißen Köpfen und kalten Füßen." Ueberblicke ich nun alle diese Experimente, so scheinen sie mir ein Gemeinsames zu haben, das aber nicht auf eine einzelne Reform aus einem der bestehenden Lehrzweige eigentlich hinausläuft, sondern auf einen rechten und echten neuen Lehrzweig. Und die Dinge verdichten sich mir in ein Wort, das ich seit Jahren gewissermaßen als ein eigenes Schlagwort hege: Wirklichkeitsunterricht.

Ich will erzählen, wie ich dazu gekommen bin. Seit Jahren quält mich eine merkwürdige Empfindung. Ich sitze in meinem Arbeitszimmer und beschäftige mich mit irgendeinem wissenschaftlichen oder ästhetischen Problem, lese, finde allerhand Ideen und freue mich wohl, wie herrlich weit wir Menschen es gebracht haben, und wie groß das leicht zugängliche, überall aufgespeicherte Wissen in Büchern schon ist. Ja, in Büchern. Ich freue mich in solchen Augenblicken meiner Erziehung, die es mir ermöglicht, solche Bücher zu lesen und einigermaßen zu verstehen, sogar Bücher in mehreren Sprachen, Bücher aus alter Zeit, zu deren Lectüre ein Rahmen von Geschichtskenntnis nöthig ist, und so weiter. Aber ich stehe auf und gehe durch das Zimmer. Und auf einmal wird mir wunderlich zu Muth. Ja, du mit deiner Bildung und Erziehung. Da

steht eine Wirklichkeit um mich herum, die ich täglich benutze und die ich doch unvergleichlich viel weniger kenne als all jenen Bücherinhalt. Ich weiß kaum oder gar nicht, aus welchem Holz dieser Tisch gemacht ist. Weiß nicht, wie er gemacht ist. Ich habe keine Ahnung, wie die türkische Decke meines Tisches, der Teppich meines Bodens zustande kamen. Woher stammt das Glas meiner Fensterscheiben? Woraus wird meine Tinte bereitet? Ich blicke durchs Fenster. Was für eine Art Baum ist es, den ich da draußen seit zehn Jahren stehen, Blätter ansetzen und verwelkte Blätter abwerfen sehe?

Ich gehe aus, durch die Großstadt. Woher stammen diese Pflastersteine? Was ist das für ein blauer Funken, der da an der elektrischen Bahn blitzt? Doch ja — das weiß ich doch? In meinem Kopf schwirren allerlei Reminiscenzen — das hast du doch mitten zwischen andern ernsthaften Dingen dir auch mal oberflächlich angeeignet. In der Zeitung steht doch so was gelegentlich, von all den neuen Dingen, elektrischen Straßenbahnen, Röntgenstrahlen, Pestbacillen. In diesem Augenblick empfinde ich aber nun doch nicht jenes Gefühl der Befriedigung. Ja, wir haben es herrlich weit gebracht. Aber ich weiß verzweifelt wenig davon. Meine Schulerziehung — da fehlte doch hier eigentlich alles. Hat der Lehrer wohl einmal gesagt: Jungens, jetzt legt die Bücher, beiseite und seht euch um, bloß mit den klaren Augen, wie sie die Natur geschaffen hat. Und dann lasst euch erzählen. Hier vom Tintenfass und seiner Geschichte. Von der Schiefertafel und der Kreide, ein Stück Urgeschichte der Erde, ein Capitel aus der Tiefsee-Thierwelt, der uralten Kreidezeit, da die Thiere lebten, deren Schalen mikroskopisch-klein heute die Kreide zusammensetzen und deren technische Verwertung jetzt so und so ist. Diese Schulbank kam zustande durch folgende Stufenleiter technischer Dinge. Dort der Baum am Fenster, was ist das? Wir haben jetzt elf Uhr vormittags, wie kommt das? Seht euch die Sonne dort an. Und so weiter. Nun geht der Herr Lehrer mit den Schülern auf die Straße. Erklärt ihnen die Großstadt, ihr eigenes Haus von der Kellerwand bis zu den Sternen, die nächtlich über dem Giebel strahlen. In den Wald hinaus. Und so weiter und weiter. Bis der ganze Horizont des gewöhnlichen „Wirklichen" in allem Alltäglichsten begriffen ist.

Habe ich davon wirklich jemals etwas gelernt? Wo war die Schulstunde, die das gab? Das Schulfach? Ich bin von der „Schule" hier einfach im Stich gelassen worden. Gewiss habe ich mir dies und das später aneignen müssen. Das eine schlug unmittelbar in mein Fach. Das andere habe ich mir gelegentlich angelesen aus Zeitungen und Büchern. Aber die Lücken sind greulich. Und wenn ich denke, wie ich als Junge Freude daran gehabt hätte, in den Jahren, wo alles neu

und frisch ist, die Dinge der Wirklichkeit und das Gehirn, das sie spiegeln soll! Es ist ja ein riesiger Sprung, so in die „Wirklichkeit“. Aber was macht nicht eine stolze, junge Seele? Heute trotte ich mühsam nach. Ich hole mir eine Flora der Mark Brandenburg und bestimme mir den Baum vor meinem Fenster. Einsam und ungewohnt solcher Arbeit, sagen wir's nur: verzweifelt dumm. Wenn ich mir dagegen ein Dutzend lustiger junger Köpfe denke und einen Lehrer, der das alles kennt und erklärt!

Und das Wörtlein „Wirklichkeitsunterricht“ gewinnt mir wirklich Gestalt. Wir wollen niemand so ins Detail hinein erziehen, dass er etwa später schon sein „Fach“ kennt. Bewahre! Aber es giebt eine Allgemeinwirklichkeit so und so vieler Dinge um uns her, die jeder wissen müsste. Das ist erst in Wahrheit die neue Zeit: dass ich nicht bloß in der Eisenbahn sitze, sondern auch weiß, was eine Eisenbahn ist. Dass ich als erste Grundlage meiner Erziehung mein Zimmer, mein Haus, meine Straße, meine Stadt und meinen Acker und Wald „besitze“, geistig besitze. Es bedarf thatsächlich keines Wortes, wie viel ein solcher Wirklichkeitsunterricht überall helfen würde. Dem Gedanken und damit der Freude am Denken muß er ungeahnte Gebiete im Nahen und Nächsten wecken. Welchen Gewinn aber allein: irgendeine Freudenquelle mehr für jeden, auch den, der nur die schlichteste Volksschule durchgemacht hat. Dann die zunehmende Achtung vor dem „Alltäglichen“! Auf wie viel Arbeit ruht es. Ich möchte hier geradezu einen socialen Friedensfactor sehen. Ein Wirklichkeitsunterricht dieser Art führte uns von früh auf in etwas hinein, was unserer Zeit verzweifelt noth thut: Achtung vor jeder Arbeit, Achtung vor dem großen Geistesfunken, der durch jede, auch die scheinbar geringfügigste Arbeit hindurchströmt. Wir haben — als „Gebildete“ — Achtung eingeimpft bekommen vor dem alten Cicero oder Horaz etwa. Sie erscheinen uns als etwas Höheres, Genien der Menschheit. Wenn wir von einem fleißigen Mönch späterer Zeit hören, der ihre Werke durch Abschrift gerettet hat, so preisen wir das Andenken dieses Mönchs. Was aber ist uns, die wir ohne Wirklichkeitsunterricht aufgewachsen sind, ein Stuhl oder Tisch oder ein „gedrucktes Buch“ als solches? Und doch ist jeder, der uns das liefert, auch ein Vermittler großer Menschheitsgedanken.

Mir scheint „Wirklichkeitsunterricht“ ein Wörtlein, wert hinausgeschrien zu werden. Nicht zum Zwist, sondern zum Frieden. Denn jene Empfindung, die ich subjectiv hier entwickelt habe, muss einfach eine Unmenge Menschen von heute ebenso haben, wenn sie sich nur einen Augenblick ihrer klaren Stimmung hingeben.

„Die Woche.“

Alte Schriften.

Noch einmal etwas Autobiographisches von **Rosegger.**

An einem trüben Winternachmittag schloss ich mich in mein Zimmer ein. Auf stundenlang. Als sie mich spät zum Nachtmahl gerufen hatten — es wird behauptet, dreimal und laut — und ich in die Familienstube trat, leuchtete mir meine Frau mit befremdeter Miene ins Gesicht, fragend, ob mir denn was wäre?

„Weiter ist mir nichts, meine Liebste. Alt geworden bin ich. In diesen wenigen Stunden. Aus meinen alten Schriften habe ich gelesen."

„Man sagt doch sonst nur, die Kinder machen alt!"

„Nein, Weib, die Kinder machen jung. Wenn ich bei meinen Kindern bin, ob klein oder groß, da träume ich mit ihren Kindsköpfen, da schwärme ich mit den jungen Geistern, da lebe ich mit ihrem warmen Blut und schaue mit Wonne in den sonnenlichten Nebel ihrer Zukunft hinein, als ob ich nicht längst an mir wüsste, wie eine solche Zukunft im günstigsten Falle aussieht. Nein, da fällt es mir gar nicht ein, den Abstand zu vergleichen zwischen ihnen und mir. Aber die alten Schriften! In denen man sich eigenhändig festgenagelt hat in ferner Vergangenheit, aus der man fast gespenstisch herüberschaut in diese späten Jahre. Man erschrickt. Nur weiß ich nicht, ob davor, wie man ist, oder davor, wie man war. Oder vor der dunklen, heiligen Macht, die uns geführt hat, vor der dreisten Tapferkeit, mit der man sich durchschlug. Aber noch mehr erschrickt vor der großen Müdigkeit, der man verfallen, vor der Ahnung, dass man alt geworden ist."

Ähnlich mochte ich gesprochen haben zu meiner Frau, der mein verstörtes Aussehen aufgefallen war. So, als ob man aus einem Traume geweckt wird. Die älteste Tochter hatte ihre Hände zusammengeschlagen über den Qualm, der in meinem Zimmer fast den Athem erstickte. Die übermäßig aufgedrehte Lampe hatte stundenlang den dicken, rußigen Rauch aus dem Glascylinder gesponnen. Der Leser hatte es gar nicht bemerkt, er war dreißig Jahre weit weg in der Vergangenheit gewesen.

Die Mappe war in einer Staubschichte des alten Kastens vergraben gewesen. Die Blätter waren verworren, vergilbt, die veilchenblaue Tinte verblasst, aber noch deutlich war der Pfad der Stahlfeder, die einst ein junger Mensch kühn über's Blatt und ins Leben hinein geführt hatte. Es war ein Ringen mit dem Schicksal gewesen, ein un-

bewusstes, ein frohes. Wie ein Spiel schien es der Mensch getrieben zu haben und doch war es in entscheidender Zeit ein Ringen um Sein und Nichtsein.

Die Aufzeichnungen sind eigentlich ganz zufällig und höchst lückenhaft. Sie bestehen größtentheils aus Briefen. Hielt der Schreiber gleich die erste Niederschrift für genügend und gelungen, so wurde sie ohne weiteres abgeschickt. War eine zweite, eine „Reinschrift" nöthig, so blieb die erste Niederschrift zurück — und aus solchen Blättern bestanden nun die alten Schriften, aus denen mir eine halbvergessene oder ganz vergessene Vergangenheit wieder auftaucht. Manches ist anders gewesen, als ich's, durch eine beständig webende Phantasie entstellt, im Gedächtnisse habe. Manches wieder ist das schnurgerade Hinzielen des jungen Menschen auf den Punkt, wo später der Mann stand und noch steht.

Mir scheinen die alten Urkunden eines Werdenden wichtig genug, dass etliche derselben in meinem jetzigen Tagebuche, im „Heimgarten", angemerkt werden können. Und da dieselben in der Selbstbiographie eine Lücke ausfüllen, so werden mir vielleicht meine Freunde die kleine Rückschau zugute halten.

Mir ist ganz wunderlich zumuthe, lachen und weinen möchte ich heute über den Jungen, der — in der einen Hand den Bettelkorb, in der anderen den Degen — ein doppelter Fechter war. Sein Glück kam bald ungesucht zu ihm, aber er hatte sich dessen zu wehren.

Die Blätter sind scheinbar zusammenhanglos, zielen aber doch auf Eines ab.

Blatt I. Schreiben vom Jahre 1869 an einen Gönner besagt: Die vier Jahre der Akademie für Handel und Industrie seien zurückgelegt. „Die Schulzeugnisse so wohlwollend, dass das wirkliche Wissen und Können ihnen kaum entspricht. Als Rechner oder Buchhalter wäre ich noch nicht zu brauchen, höchstens als Correspondent. Es zeigt sich für mich noch keine Stelle als Schreiber oder Commis. Ich wäre leicht zufrieden, nur nicht verkommen will ich. Als Bettelstudent habe ich mir ein paar Gulden erspart, die kann ich jetzt aufzehren, dann ist mein Latein zu Ende."

Blatt II, 1869. Buchdruckereibesitzer Josef Pock in Graz wird gebeten, ein Büchlein von Gedichten in steirischer Mundart zu drucken und zu verlegen. Der Dichter Robert Hamerling schrieb dazu eine Vorrede. Es wird gleich gewünscht, dass das Büchlein bis Anfang Juni 1869 fertiggestellt sei, damit es dem Gesuche um ein Landesstipendium beigelegt werden könne.

Blatt III, 1869, erlaubt sich einem hohen Landes-Ausschusse die Skizze des Bildungsganges und eine Probe mundartlicher Dichtungen

vorzulegen. „Meine Vorliebe für literarische Studien und für die Dichtkunst wurde während meines nun fünfjährigen Aufenthaltes in Graz zur unwiderstehlichen Sehnsucht. Ich möchte mich ausbilden als freier Hörer auf der Universität, aber das wäre nur möglich, wenn der hohe steiermärkische Landes-Ausschuss mir zur Fristung meiner Existenz ein bescheidenes Stipendium bewilligen wollte. Mit der Versicherung, mich einer solchen Wohlthat würdig zu zeigen u. s. w."

Blatt IV, 1869, ist so etwas wie eine Liebesgeschichte. „An einem Zeitpunkte, wo die Bettelei im Großen angeht, hat das Herz, das arme, heiße Herz, kein Recht zu muckſen. Willst du, mein süßes Mädchen, auf mich warten, dann warte ich leicht und muthig. Kannst du mir das nicht versprechen, so sag's offen, wir wollen uns treu sein im Nein- wie im Jasagen."

Blatt V. Bittschrift an die Herren Geschichtsprofessoren J. B. Weiß und Philosophieprofessor Nahlowski um die Erlaubnis, ihre Vorlesungen auf der Universität unentgeltlich besuchen zu dürfen.

Blatt VI, 1869. Dank an Anastasius Grün für geborgte Bücher. „Herr, mir ist bange. So hoch komme ich nicht hinauf. Je schöner eine Dichtung, die ich lese, desto muthloser macht sie mich. Nur die Volksgeschichten von S. förderten mich, die sind so, dass ich's besser machen kann."

Blatt VII, 1870. Brief an Vater und Mutter. Sie sollten doch beruhigt sein, „so schlecht, wie der Caplan meint, bin ich nicht. Ich habe es in Graz mit guten Menschen zu thun und wenn ich hier z. B. solche Allotrias treiben wollte, wie es Burschen meines Alters daheim bei Euch thun, so wär' ich am nächsten Tage davongejagt. Ich muss mich mit Bravsein forthelfen, mir bleibt gar nichts anderes übrig. Freitag und Samstag esse ich nicht Fleisch, außer wenn es mir, wo ich eingeladen bin, vorgesetzt wird; da kann ich nicht anders und darf die Herrschaft nicht beleidigen. Da mach' ich mir beim Fleischessen halt heimlich einen guten Gedanken zu unserem Herrgott und denke, Krapfen wären mir eh lieber. Ob's dem Caplan recht ist oder nicht, wir wollen alle miteinander in den Himmel kommen."

Blatt VIII, 1870? Briefaufsatz an den Caplan R. in Krieglach: „Hochwürden, vor ein paar Tagen hätte ich Sie verfluchen mögen, wenn ich das sogut könnte wie Sie. Meine Mutter war da und weinte mir vor, weil Sie ihr und dem Vater gesagt haben, ich wäre in Graz unter schlechte Leute gerathen und vom Glauben abgefallen. Zwei arme, alte Leute, die keine Freude mehr haben auf der Welt als die Liebe und das Vertrauen zu ihren Kindern! Und das wollen Sie zerstören! Ich glaube nicht, dass Sie solches aus Bosheit gethan haben, aber aus Edelsinn haben Sie's gewiss auch nicht gethan. Möchte nur wissen, was

Sie erzwecken wollten. Dass ich Ihretwegen nicht den Weg der Bildung verlassen und heim zu den Bauern laufen werde, um dort wieder die „Ablassgebeter“ zu beten, am Samstag-Mittag mich des Fleischessens zu enthalten und abends zu den „Menschern“ zu gehen! — das werden Sie wohl selber nicht glauben. Ich komme hier mit mehreren Theologen zusammen und die sagen auch, Sie sollen in Krieglach das Hetzen gegen mich bleiben lassen. Ich habe Ihnen nichts gethan. Und Ihr Amt? Erst wenn Sie wissen, dass ich schlechter bin als Sie selber sind, und dass ich mit meiner Schlechtigkeit Leute verführe, dann mag es Ihres Amtes sein, gegen mich aufzutreten. Jetzt haben Sie's schlecht gemacht. Sie haben meinen Eltern höllisches Feuer in das Herz geworfen, Ihre Sache ist, es nun wieder zu dämpfen.“

Darunter findet sich mit Bleistift geschrieben:

„Zu scharf. Den Eltern zuliebe gemäßigter.“

Blatt IX, 1869. An Freund Robert Wagner, Schriftsetzer: „Mein ehemaliger Professor B. an der Handelsakademie gibt jetzt für die Studenten ein lithographiertes Monatsblatt „Der Akademiker“ heraus und mich hat er zum Redacteur desselben gemacht. Die hohe Polizei nimmt diese Sache ernster als ich und hat mich heute schon das drittemal vorgeladen, dass ich ihr alles erzählen soll, was der arme, kleine, in achtzig Exemplaren lithographierte „Akademiker“ bringen wird. Ich weiß das aber selbst nicht. Für den „Akademiker“, da muss einer ja akademisch sein, und das mag ich nicht. Magst Du's? — Da mir das Heizmaterial ausgegangen ist, so müssen wir für den Rest dieses Eismondes unsere Lesestunden auf den Schlossberg verlegen, oder auf den Ruckerlberg oder auf den Schöckel oder irgend wohin, wo es wärmer ist als in den Apartements Deines“ u. s. w.

Blatt X. Stoff für eine Erzählung: Ein bigotter Halbcretin hört irgendwo, dass das Reich Gottes nur im Kindesherzen zu finden ist. Als hernach ein Kind begraben wird, scharrt er den Leichnam aus und schneidet ihm das Herz aus der Brust, um darin für sich das Himmelreich zu suchen. Als Gegensatz ein Arzt, der in der Aufopferung für seine Kranken das Reich Gottes findet.

Blatt XI, 1870? Bitte an den Grafen Meran, Sohn des Erzherzogs Johann und der Gräfin Anna aus Aussee, um Einräumung eines Wohnstübchens im Brandhof. „Die Liebe zu unserer Steiermark weiß niemand besser zu würdigen als Euer Excellenz, und dieser Steiermark möchte ich gerne ein Liebeslied singen vom Hochschwaben aus, wo im stillen Naturfrieden Ihr herrlicher Brandhof steht. Und in einem Kämmerlein dieses Brandhofes möchte ich deswegen gerne ein paar Wochen wohnen, denn ich habe keine Mittel, mir ein Quartier zu kaufen“ u. s. w.

Blatt XII, 1869. „Unterzeichneter bestätigt hiermit, dass er von dem, ihm durch den löblichen steiermärkischen Landes-Ausschuss für das Jahr 1869—70 bewilligten Stipendium von 300 fl. die erste Hälfte von 150 fl. mit heutigem Tage richtig erhalten hat“ u. s. w.

Blatt XIII. Entwurf:

Ih kriagad mei Nochbarsdirn
Leicht olli Tog.
De nim ih expressi nit,
Weil ihs nit mog.
Wan ih nur d' Miazerl hät,
De wa nit schiach,
Ih heirats expressi net,
Weil ih s — nit kriag.

Blatt XIV, 1870. Philosophenspäne von der Universität. — „Vom Schafhirten zum Philosophen, Emil, mach' dein Compliment, denn ich bin bereits Docent. Also höre mich: Was ist Philosophie? Sie ist auf Grund eines Gegebenen das Forschen nach einem Unbekannten. Oder besser: Die Empier-Wissenschaft ist der Docht, die Philosophie das Lichtlein daran. Der Astronom entdeckt mit dem Fernrohr Sterne. Empirik. Nach diesen mit einem kleinen Rohre gefundenen Sternen schließt er, dass auch noch andere Sterne in der Himmelstiefe sein müssen, die er nur deshalb nicht sieht, weil sein Rohr unzulänglich ist. Philosophie. — Noch ein Beispiel. Ich sehe den Kreislauf der Himmelskörper, die gebogene Bahn der Erde um die Sonne, die Ovalform der Erde u. s. w. Alles geht im Kreislauf. Empirik. Ich schließe aus diesen Erfahrungen, dass es überhaupt im Weltall keine gerade Linie gibt. Philosophie. Du lachst und sagst, schon der Strich, mit dem dieser Satz unterstrichen, ist schnurgerade. Gemach! Verlängere diese Linie, verlängere sie immerfort auf dem Papiere und weiter, so werden sich ihre Enden treffen wie bei einem Reifen. Die scheinbar gerade Linie schmiegt sich um die Erde. Du sagst nun wieder, mathematisch genommen, gelte diese gerade Linie als Tangente, die die Erde nur an einem Punkte berührt. Und mit deiner mathematisch genommenen Linie stehst du mitten in der Philosophie. Und auch die Philosophie ist nicht die gerade Linie, die sie scheint, sondern ein Kreis, in dem man immer wieder an den alten Punkt herumkommt. Anaxagoras: Der Geist ist alle Ursächlichkeit der Welt und ihrer Ordnung. Die Pythagoräer: Die Zahl ist das Wesen aller Dinge. — Thales: Das Wasser ist alles und in Wasser kehrt alles zurück. — Anaximenes: Die Luft ist alles. — Die Eleasten: Nur das Sein und das Nichtsein ist, das Werden ist gar nicht. — Schalkus: Nur das Werden ist, das Sein und Nichtsein ist gar nicht. — Weiter: Das Ich ist alles, außer dem Ich ist nichts. Das Ich ist aber nur ein Begriff. Begriff ist Geist. Rundumadum.

Im Geiste liegt die Sittlichkeit, in der Natur (dem Stoffe) die Schönheit. Ein Kunstwerk geht nicht auf seinen Schöpfer über, es ist für sich selbst schön. Der Künstler wird davon nicht schön. Ein gutes Werk hingegen macht den Vollbringer gut. Wollen ist Gesinnung, das beständige Ausführen des Wollens: Charakter. Ungutes wollen und aus Pflichtgefühl Gutes ausführen: Opfer. Der Gehorsam aus Furcht ist Sclaverei, der Gehorsam aus Erkenntnis ist edelste Selbstbestimmung. — Aber Emil, denke nach, ist es nicht merkwürdig, dass das Schöne und Gute einander auszuschließen scheinen? Schönheit ist für die Sinne ein Genuss, das Gutsein ist für sie stets ein Abbruch, eine Abhärtung. Schönheit schwächt, Gutsein stärkt." — — So geht es weiter, an sechzig Seiten lang, am Rande kleine Bleistiftbemerkungen, Correcturen, wahrscheinlich von Professor Nahlowski.

Blatt XV, 1870. Erzählungsentwurf: Ein junger katholischer Priester liebt heimlich und leidenschaftlich ein Bauernmädchen seines Sprengels. Um der Versuchung zu entkommen, bittet er seinen Bischof um Übersetzung in eine andere Pfarre. Wird nicht bewilligt. Da will er fliehen, aber am letzten Tag seiner Seelsorge erscheint bei seinem Beichtstuhl das betreffende Mädchen und klagt ihm eine heiße Herzensangst. Sie habe insgeheim einen Mann lieb, auf Leben und Sterben lieb, den sie aber niemals besitzen könne, weil er — geweiht sei. Anstatt Absolution ein Kuss. In der folgenden Nacht fliehen sie gemeinsam, unterwegs wird das Mädchen sich der Ungeheuerlichkeit dieser Liebe und Flucht bewusst und wie es das Unglück des Priesters sei, den sie verführe. Sie geht in der Dunkelheit hinter ihm über einen Steg und stürzt sich in die Tiefe.

Blatt XVI. 1869. Ein Gedicht in der Väter Mundart:

Ollahond Bidelleut.

O mei Gad, o mei Gad, wos fong ih dan on!
Ih möcht sa gern heiratn, und gfollt ma ka Mon.
Da Hons is ma z ladschad, da Lipp is ma z dum,
Da Natz is a Beangn, sein d Füaß olli krum.
Da rothhorad Toni, wan er schworzhorad wa!
In bugladn Hiasl, den kriagad ih ah.
Da loanladi Luidl, der hot ma zwenk Lebn,
Kon an Kopf nit datrogn und kon d Füaß nit dahebn.
Ast nahm mih da dickbauchad Seppl in der Au,
Der fraß ma jo grod olli Wochn a Sau;
Da weitgoschad Jogl, der passt ma nit recht,
Der schlickad mih, wan ih n a Bussl gebn mecht.
Der oanaugad Fronz is scha gor nit für mih,
Der Nor siacht mit oan Aug jo mehr as wiar ih!
Ih will enks beweisn, s is wohr un s is klor:
Ih siach ban eahm oan Aug un er ba mir zwoa.
Nar oan mecht ih hobn — just in rombschladn Paul,
Oba der sogg, ih that scheangln und hät a schelchs Maul.

Blatt XVII, 1870. Ein Brief an J. S. in Kindberg: „Ihr Zeitungsartikel hat mich nicht extra gefreut. Der stimmt nicht mit den

persönlichen Versicherungen Ihrer Freundschaft. Mündlich schmeicheln und öffentlich die Brücke untergraben, die ich mir so schwer zimmern muss, das ist nicht „landsmännisch". Meine Mundartschreibung wird Fehler haben, ja ich kenne diese Fehler sogar, nur sind sie schwer abzubringen. Aber die von Ihnen genannten Fehler hat sie gerade nicht. Weil man in Kindberg „gongen" spricht, glauben Sie, es sei unmöglich, dass sie in Fischbach und Ratten „gonga" sagen. Wissen Sie nicht, dass die Bauernmundart fast in jedem Thale ihre Abweichungen hat, dass die deutsche Steiermark wenigstens sieben Dialecte aufweist, die sich von einander mehr unterscheiden, als etwa die nordoststeirische Mundart von der niederösterreichischen? Auch in anderen Ländern ist es so. Stelzhamer und Kaltenbrunner, beide schreiben in „obderennsischen Mundart", und wie grundverschieden sind die beiden Schreibweisen. Trotzdem kann man keinem von beiden eine falsche Mundart vorwerfen, der Stelzhamer schreibt strenge bäuerisch und der Kaltenbrunner märktlerisch. — Und wenn Sie, warmer Freund ins Gesicht und hämischer Kritikus hinter dem Rücken, behaupten, mein Gedicht „Olahond Bidelleut" sei abgeschrieben, so nennen und bringen Sie mir das Original. Ich besitze von der Frau Gräfin Meran sechs Ducaten, ganz neue, für sechs Vierzeilige hat sie mir sie verehrt, die kriegen Sie, wenn Sie mir nachweisen, dass ein anderer als ich das Gedichtel „Olahond Bidelleut" oder ein ähnliches verfasst hat. In der Veitsch, schreiben Sie, hätten Sie etwas ähnliches schon gehört. Sie haben in der Veitsch vielleicht die bezeichnenden Benennungen der Leibfehler gehört, Sie können in der Veitsch seit den letzten drei Monaten das ganze Gedicht gehört haben, m e i n Gedicht — nichts weiter. So, jetzt ists wieder gut."

Blatt XVIII, 1870. Brief an das geehrte Fräulein N. N. Das Wort „geehrte" durchstrichen und das Wort „liebe" darüber geschrieben. „Haben Sie nochmals Dank für Ihr Vertrauen, mir ist Ihr trauriges Geschick zu Herzen gegangen. Dass Sie von Natur aus nicht schlecht sind, wusste ich von dem Augenblicke an, als ich Sie das erstemal sah. Dieses große, dunkle, schöne Auge kann nur der Spiegel einer guten Seele sein. Dass Ihr Geliebter Ihnen untreu geworden ist, Sie verlassen hat, dass Sie dann, arm und ohne Stütze, gesunken und gesunken sind bis —, das sollen gerade die Männer verstehen und entschuldigen. Wenn nun jemand käme, der Sie lieb hätte, der Sie retten möchte und wieder emporziehen — würden auch Sie ihn lieben und treu sein können? Antworten Sie ganz offen und freimüthig Ihrem aufrichtigen Freund."

Ob dieser oder ein ähnlicher Brief wirklich abgeschickt wurde, kann nicht mehr ermittelt werden. Sicher ist, dass das Blatt XVIII unter ein fremdes Auge und unter eine bösartige Hand kam. Denn unterhalb

stehen mit spießiger Feder die Worte hingeschrieben: „Peter, Peter, Du bist ein Kalb!“

Blatt XIX, 1870. Ein Aufruf an das deutsche Landvolk in Österreich. „Die großen Tage des Jahrhunderts sind angebrochen. Deutsche Helden ziehen über den Rhein, um den neuerdings drohenden Erbfeind zu schlagen. Ihr wisset, was die Franzosen wollen, unser Heimatsland haben sie zertreten vor sechzig und siebzig Jahren, unsere Väter haben unter ihnen geblutet und geknirscht — wir müssen sie rächen. Steirer! Schließt euch an den Heldenscharen der Deutschen und laſst die Stutzen knallen! Und wer das nicht vermag, nicht kann, nicht darf, der spende Liebesgaben. Bald werden endlos lange Eisenbahnzüge heimwärts rollen über die Brücken des Rheins, angefüllt mit Verwundeten, Sterbenden. Helfet um Gotteswillen!“

Blatt XX, 1870. An den Verlag Leykam-Josefsthal, Graz. „Natürlich begreife ich, daſs Sie bei diesen politisch aufgeregten Zeiten kein neues Buch in Verlag nehmen wollen. Was ich mit meinem Bande: „Geschichten aus Steiermark“ thun werde, weiß ich wohl. Was ich aber mit mir selber thun werde, nachdem diese einzige Handhabe zerbrochen ist, das weiß ich nicht.“

Blatt XXI, 1870. „Ein offener Brief an die Männer des öcumenischen Concils.“ Ein Protest gegen die päpstliche Unfehlbarkeits-Erklärung — ein ehrlicher Zorn, ein kindisch Beginnen. Heute Veröffentlichung undenkbar.

Blatt XXII, 1870. Entwurf zu einem Volksdrama. Über dem Titelblatt steht mit neuerer Schrift: „Ein Drama, wie es nicht sein soll!“ In diesem „Drama“ war noch einmal die ganze Knabenhaftigkeit des Verfassers hervorgebrochen. „Ha! Räuber! Mörder meiner Ehre, Du sollst es büßen!“ „Um Mitternacht, die Geisterstunde!“ „O Geliebter mein, im kühlen Grab werden wir beisammen sein!“ u. s. w.

Blatt XXIII—XXVIII, 1870. Studienhefte für Geschichte und Naturgeschichte. In ersterer die Revolution, Napoleon und die Freiheitskriege eingehender behandelt und mit oft wunderlichen Bemerkungen versehen. — Bei Darwin heißt es: „Das Darwin'sche Entwicklungsprincip ist religiös und trostreich. Eine Menschheit, die aus der Urzelle durch das Pflanzen- und Thierreich ins Himmelreich hineinwachsen kann — nicht ein übernatürlicher, sondern ein natürlicher Weg zum Himmel — was willst Du mehr?!“ — Dann kommt aber auch eine große Kraft-Stoffelei.

„Kraft und Stoff, unzertrennlich, unzerstörbar — kein Anfang und kein Ende der Welt. — Der Mensch ist alle vier Wochen aus anderen Atomen zusammengesetzt, der Stoff wechselt, das Verhältnis bleibt. Auch der Mensch lebt nach Naturgesetzen, hat also keinen freien

Willen, kann also nicht verantwortlich gemacht werden. Er ist frei, wie der Vogel im Käfig. — Was man freien Willen nennt, ist nichts anderes als das Resultat der stärksten Motive. — Salande hat den ganzen Himmel durchsucht und keinen Gott gefunden. Warum suchte er ihn denn nicht in sich selber? In seinem unendlichen Drange nach Wahrheit? — Dem Menschen gehört nichts auf der Welt, als das, was er sich selbst erkämpft hat. Das Recht zu sein, liegt in der Stärke. — Im Gehirn findet man die Eindrücke in thatsächlichen Gestalten als Bäume, Berge, Thiere u. s. w. — Das Gehirn der Frau wiegt nach Büchner 44 Unzen, das Gehirn des Mannes 50 Unzen. Und das Gehirn des Ochsen? — Die Gebildeten brauchen größere Hüte als die Ungebildeten, sagt Büchner. Und Humboldt sagt, edlere Rassen hätten kleinere Köpfe als unedle. Wie stimmt das? — Der Gedanke ist der Effect des Zusammenwirkens verschiedener Stoffkräfte. Vermuthlich steht die Elektricität mit Gedanke und Seele in engster Verbindung. — Es gibt nichts an sich Schönes, nichts an sich Gutes, das wird es erst, je nachdem es dem Menschen wohlgefällig oder nützlich ist. — (Je fähiger ein Mensch, desto weniger kann er den Gedanken an ein künftiges, ewiges Nichtsein ertragen. Der Geniale will ewig leben.) — Büchner denkt an eine Möglichkeit, Menschen in der Retorte herstellen zu können. (Menschen nach s e i n e m Ebenbilde!) — Wenn ein Philosoph den menschlichen Geist gar zu sehr von stofflichen Zufällen abhängig macht, dann muss er sich's gefallen lassen, wenn man auch seinen Geist darnach schätzt."

Blatt XXIX, 1870. „Schreiben an meine künftige Gattin. Meine liebe Unbekannte! Nachdem ich herausgebracht, dass auch mir die eine bewusste Rippe fehlt, so erhebe ich ebenfalls Anspruch auf ein Weib. Da ich aber meine mir abhandengekommene Rippe nach Gefallen bewerten kann, so begehre ich dafür die Beste, die Schönste. Ich begehre D i c h. Zwar weiß ich nichts weiteres von Dir, und lieben — das wirst Du begreifen, mein Kind — kann ich Dich erst, bis ich Dich einmal gesehen habe, bis ich weiß, dass auch Du mich liebst. Alles gegenseitig, umsonst wirst Du von mir nichts bekommen. Für mein Herz das Deine, für mein Opfer das Deine, für meine Treue die Deine. Ich will nicht Dein Herr sein und nicht Dein Ritter, Du wirst mir weder als Knechtin dienen, noch mich mit Launen beherrschen. Ich werde Dein Mann sein und Dein Freund. Ich will für Dich leben, denken, sorgen. Wenn Du mich nicht genau so bedienst, dann sollen die schlechtere und die bessere Hälfte wieder getrennt werden. Ich bin ein Knabe von zwanzig und so viel Jahren und habe lockiges Haar. Aber sieh Dich vor, in diesem Jüngling steckt der Greis mit der Glatze. Ich bin beständig heiter und kann jauchzen, dass die Wände gellen. Traue nicht, ein schlimmes Weib

könnte mir den Humor verderben. Mein größter Vorzug ist, dass ich nichts zu verlieren habe. Aber alles zu gewinnen — und das will ich. Vor allem will ich Dich gewinnen, Dich in mein Gemach führen und Dich herzlich mein machen. Du sollst nicht meine Rippe sein, sondern mein Herz. Und ich bin Dein Kopf. Und nie sollst Du Kopfweh haben. So, das wäre abgemacht und nun erscheine!"

Blatt XXX, 1870. Schreiben an Gustav Heckenast in Pest. „Ich habe den Dichter der ‚Studien' nur einmal gesehen, ein Jahr vor seinem Tode. Er hat den ihn in Linz besuchenden fahrenden Schüler freundlich empfangen und ihm sein Bild geschenkt. Stifter war im Schlafrock, sah sehr leidend aus, blass und eingefallen, mit ungepflegtem Haar und hatte keine Ähnlichkeit mit dem Porträt, das seinen Studien beigegeben ist. Aber sein Auge schaute gut auf mich her. — Sie fragen mich, ob ich Ihnen ein Buch in den Verlag geben wolle? Mit Freuden ja! Eine Sammlung von Novellen unter dem Titel: „Geschichten aus Steiermark" ist fertig. Der Krieg hat mir sie zurückgeworfen und nun soll ich das Glück haben, sie im Verlage des herrlichen Adalbert Stifter erscheinen zu sehen!"

Blatt XXXI, 1872. Entwurf zu einem Aufsatz über Anzengrubers „Kreuzelschreiber". Eine classische Komödie, naturwahr, dem heutigen Tag auf den Leib geschrieben, und doch wird, muss es hinausragen über unsere Jahre. Anzengruber ist ein Kämpfer gegen die Geistesknechtschaft des Volkes, aber auch gegen den alten Schlendrian des Volksstückes. Wird die Kanzel zur Bühne gemacht, so muss die Bühne eine Kanzel werden. Wem der Sinn für sittliche Tendenz in der Kunst fehlt, der soll Anzengrubers Stücke fern bleiben."

Blatt XXXII, 1872. Brief an die Redaction der Grazer „Tagespost". „Die heutigen Tagespostleser werden lange Gesichter gemacht haben. Ihr Kritiker H. J. ist also beleidigt, weil ich Anzengrubers Stück gelobt habe! H. J. ist ein Gelehrter, aber hier möge er schweigen, in diesen Dingen verstehe ich mehr als er. Er hat gegen das Volksthum ein Vorurtheil, und wer das Leben nicht kennt, kann die Kunst nicht verstehen. Zwischen sinnlicher Derbheit und „Zotte" (wie er sagt) ist ein großer Unterschied. Die Stadtleute sind in dieser Beziehung Heuchler. J. hat auch den „Pfarrer von Kirchfeld" als ein „ganz thörichtes Stück" verurtheilt. Und das Stück hält gegenwärtig seinen Siegeszug durch Deutschland. Will sich J. etwa heute noch vor die Räder werfen? Wirkliche Poesie könne sich mit dem Volke nie beschäftigen, schreibt mir J. So. Und ein sicherer Homer? Ein Goethe mit „Hermann und Dorothea"? Ein Schiller mit „Wilhelm Tell"? Nein, es ist zu blöde. Und wo J. mit einer Logik nicht auskommt, da greift er zum alten Kniff und will mich lächerlich machen. Natürlich werden wir die Bühne nicht mit Cretins

bevölkern, aber wohl auch nicht mit blutlosen Kritikastern. Ich hätte mit meinem Eingesendet ihm auf die Hühneraugen getreten, behauptet Ihr Recensent. Aber wozu das Geschrei! Wozu brauchts die Welt zu erfahren, dass H. an Hühneraugen leidet!"

Blatt XXXIII, 1872. An einen Freund in Wien: „Seit unserer letzten Begegnung hat sich bei mir vieles geändert. Im vorigen Winter haben sie meine Mutter begraben. Sie war jahrelang leidend, aber meinetwegen hatte sie sich getröstet, hatte dem eigenen Kinde mehr vertraut, als den Zeloten. Umso tiefer gehts bei meinem Vater. Auch er kränkelt. Den Tod der Mutter, die ihm doch alles gewesen ist, hat er mit wundervoller Ergebung ertragen. Aber der Floh, den gewisse Leute ihm meinetwegen ins Ohr gesetzt haben, ist ihm tief ins Herz hineingehüpft und beißt dort wie ein böses Gewissen. Er glaubt für mein Seelenheil, dass jene mir absprechen, verantwortlich zu sein. Er kann sich nicht einmal recht freuen an der glücklichen Fügung, die es jetzt mit mir genommen hat. Ich arbeite munter, an Gustav Heckenast in Pest habe ich einen hochherzigen Verleger gefunden und meine Bücher finden fast überall warme Aufnahme. Dieser Tage habe ich den Plan zu einem größeren Werke gemacht, das ich wahrscheinlich „Die Schriften eines Waldschulmeisterleins" nennen werde. Und als letzte und beste Neuigkeit melde ich Ihnen, dass ich mich vor Kurzem mit einer jungen Grazerin verlobt habe."

Von einem verschollenen Berg.

Der Plabutsch — freilich wohl ist der Name slavisch — aber da kann ja der Berg nichts dafür. Es gibt keine lohnendere Partie um Graz, als diesen schönen, hie und da gar ein wenig „urwüchsigen" Wald, und als diese Höhe mit der wundervollen Aussicht, ein Wildpark im großen und eine Hochalpe im kleinen. Aber trotzdem ein Ausflug auf den — Plabutsch, das klingt nicht gut, zudem soll auf diesem Berg auch einmal Einer erschlagen worden sein. Aber heute spricht man weder von dem einen noch von dem anderen, der Berg ist verschollen.

Gösting, der Buchkogel, die Platte, je nun, das ist freilich ganz was Anderes, nur sieht man von Gösting aus nicht nach Süden, weil der Plabutsch vorsteht, vom Buchkogel nicht nach Norden, weil der Plabutsch vorsteht, und man sieht von der Platte nicht in die anmuthigen Thäler des Westens, weil sich wiederum dieser anmaßende Plabutsch dazwischen drängt. Man ärgert sich über den düster bewaldeten Berg, aber

man denkt nicht, dass sich auf demselben etwa gut Hütten bauen ließe. Was haben doch die Leute gegen diesen Berg? Ist ihnen thatsächlich der Name nicht recht? Gut, so ändern wir ihn. Vor der Nase verwandle ich ihn euch, mittels eines jener Taschenkunststückchen unserer Philologen. Wie heißt also unser Berg? Doch nicht etwa Plabutsch — Blawutsch — Belawutsch — Bellewutsch — Bellevue!

Bellevue also, ah, das lässt sich hören! Dem Bellevue wird gleich alles zuströmen und schon in Algersdorf und am Steinbruch wird man die schöne Lage bewundern; und nach den Schluchten und Lehnen hinan wird man entzückt sein, über die hohen, finsteren Fichten, über den Buchenwald, der sich verflicht zu einer endlosen Laube, oder sich wölbt wie hellgrüne Mosaikkuppeln aus Smaragd. Hier hat die Natur ihren geheimnisvollen Waldestempel mit grünprangenden Schleiern überzogen, auf dass kein sengender Sonnenstrahl aus öden Himmelsfernen und kein Kohlenstäubchen der nahen, tobenden Stadt den heiligen Frieden der dämmernden Waldeinsamkeit entweihe.

Schwulstig wird man in seinen Lobhymnen, noch ehe man die Höhe erreicht. Da öffnet sich plötzlich die Pforte des Waldes und man steht auf einem freien Anger, und vor uns liegt jetzt ein Stück Welt, das sich sehen lassen darf. Von weitem und von oben herab nimmt sich dieses Graz wunderbar aus, und wenn man so auf das lieblich bunte Bild herabblickt, so meint man, „ein einig Volk von Brüdern“ müsste hier wohnen. Allein weiß Gott, es gibt keinen so hohen Berg auf Erden, von dem aus man es bequem sehen könnte, das einige Volk von Brüdern. Indess ändert das zum Glücke nichts an der Naturherrlichkeit, und die östlichen Hügel von Graz schwellen vor Welt- und Frühlingslust, und die Wälder singen und säuseln, als ob in ihnen kein einzig dürres Blatt aus dem letzten Herbste umherraschelte, eine Ahnung und Mahnung, dass ein ähnliches Schicksal — ach, wie sehr ich mich bei diesem Anlass stemmen muss gegen rührende Sentimentalität! — am Plabutsch-Bellevue wächst nämlich Heidekraut, Rittersporn und Weltschmerz.

Die Thürme von Maria-Trost hingegen blinken nur ein wenig über die buschigen Hügel und sie stehen da in der Umarmung und kosen so traulich miteinander, wie ein Brautpaar in den Flitterwochen. Die Platte ist eifersüchtig und wendet uns den Rücken zu, der Schöckel thut dasselbe, dieser alte Riese gar fürchtet sich vor der Concurrenz. Umso freundlicher lächeln uns die Berge von Weiz und der Kulm mit seinem weißen Wallfahrtskirchlein zu, die guten Höckerchen bilden sich ordentlich was darauf ein, dass sie von Graz aus gesehen werden können.

Weiter rechts in größerer Ferne erblicken wir einen halbverschobenen, blauen Würfel mit einem leuchtenden Silberglümchen; das ist der Berg

und das alte Schloss Riegersburg. Noch weiter rechts sind die Zwillingskögel von Gleichenberg. Am Rande des Gesichtskreises löst sich das Hügelland in eine mattblaue, unermessliche Ebene auf; das träumende Auge meint, es erblicke die hohe See.

Gegen die Mittagsseite hin wird es schon wieder heimeliger; da bohrt sich vor allem die Eisenbahn über das Grazfeld schnurgerade in den Süden hinein und -- sollte es ein nachbarlicher Gruß sein? — Wildon zeigt uns einen funkelnden Knauf herauf. Im Hintergrunde lehnen sich in malerischen Abstufungen der Wildoner Berg, die Sausaler Höhen und der Bacher; sie sind hier die letzten Wellen und die Windischbüheln die letzten Tropfen, in welchen der gigantische Strom der Centralalpen versickert.

Wir plaudern und vergessen, dass wir noch nicht auf der Höhe der Situation sind. Wir haben noch einige hundert Schritte durch reizendes und wangenkratzendes Dickicht zu gehen. Da schießt uns die Nachmittagssonne schon einige Liebespfeile entgegen, und plötzlich stehen wir vor einem Steinwall. Dort stand die Warte.

Im Juni des Jahres 1830 bestiegen der Kaiser Franz mit Gemahlin, der Erzherzog Johann und der Herzog von Reichsstadt den Plabutsch. Zur Erinnerung an diese Excursion und „beseelt von Dankgefühl und Triebe, den Ort zu heiligen, wo Franz einst stand, hat Eggenbergs und Göstings Volk die Hand geboten, dieses Denkmal ihrer Liebe der Nachwelt noch in später Jahre Reihen als freudige Erinnerung zu weihen. Und was des Kaisers Auge hat entzückt, die Westaussicht bleibt frei und unverrückt, und soll dem Wand'rer noch in späten Zeiten des Anblicks schönste Augenlust bereiten."

Hat man sich endlich auf das Plateau des Steinwalls hinaufgeringelt, so ist es wahrhaft an der Zeit zu jubilieren. Da unten — gerade uns zu Füßen — liegt auf grüner Au die Ortschaft Thal mit ihrem nussbraunen zackigthürmigen Schloss und mit ihrem „Kirchenmichel." Weiter rückwärts ragt ein Recke der Vorzeit — Plankenwart auf. Man kann die Thäler, die hier zu sehen, nicht alle zählen und in jedem stehen zerstreut weiße Häuschen und Höfe und hie und da ein Kirchthurm „lieblich zu schauen, wie Maßliebchen auf grünenden Auen." Die waldigen Höhen am Abhange des Plabutsch noch so frischgrün, werden immer dunkler und treten endlich in jenen einförmigen bläulichen Duft, der uns glauben lässt, es sei nichts als Urwald und Urwald, was sich halb verschwommen hinzieht in sonnigen Fernen.

Weit drüben macht sich das Kainachthal breit und hinter demselben beginnen die Terrassen der Hochstraße, des Rosenkogels, der Schwanberger Gebirge und der Koralpe an der Grenze unseres Landes.

Von der Koralpe mitternachtwärts beginnt nun der kuppenreiche Zug der steirischen Alpen. Da haben wir von Köflach hinein den Schober der Stubalpe und den Rachauer Sattel, hinter welchem der sargförmige Gressenberg emporragt. Man soll in jener Richtung auch die Spitze der Seethaler Alpen sehen, allein bei nicht ganz ruhiger Witterung liegt oft eine Wolkenbank davor, sonst aber gießt die Sonne gewöhnlich eine solche Fülle ätherischen Lichtes nieder auf die Gegend, dass man vor lauter Lichtgeweben die ferneren Punkte nicht mehr sieht.

An die Rachauer Alpe reiht sich die Terenbachalpe, dann die Gleinalpe mit dem hohen Speikkogel. Nun geht der bläuliche, wellenförmige Gebirgszug in einer großen Halbrunde das mittelsteirische Hügelland begrenzend bis zur Hochalpe bei Leoben, wo er, von der Mur durchbrochen, sich jenseits des Flusses weiterschiebt, bis an die ungarische Grenze.

Herrlich ist der Anblick der fernen, wildzackigen und schneeblinkenden Schwabenkette im Norden, mit und hinter welcher die gewaltige Großartigkeit der Alpen erst recht beginnt.

Mild und lieblich hingegen ist der Ausblick des Thales von St. Stefan und der Waldgegenden von Rein und Peggau. Hinter letzteren rechts macht der kahle Lantsch einen langen Hals; gar so gerne möchte er den Schlossberg sehen, ist aber nachgerade vergebens.

Die Ruine Gösting duckt sich so nah' an den Fuß des Berges, dass man sie gar nicht sieht; sie hüllt sich immer und immer tiefer ein in den Wald, sie will mit der Welt und den Leuten nichts mehr zu schaffen haben, sie ist mit sich selbst in Zerfall.

Was man — wenn man allein wandert — nebst dieser Aussicht auf dem Plabutsch noch genießt, das darf durch eine Offenbarung nicht entweiht werden. Es liegt ein Schatz verwahrt auf dem Berge; zwei lustige Touristen werden ihn nicht heben, eine tolle Schar von Vergnügungszüglern noch weniger, nur dem einsamen Wanderer, der still sinnend hinwandelt unter den hohen Fichten und den schlanken Buchen, ausruhend von dem Kampfe ums Dasein, leichten Herzens dem säuselnden Zephyr athmend — ihm wird er zutheil.

Die Mühe oder den Weltschmerz meine ich nicht, auch nicht den Rittersporn. Gebe sich keiner Mühe zu simulieren; wer sonst zufrieden ist mit meinem neuentdeckten Berg bei Graz, der nehme einen Stock und ein Schweißtuch und steige hinan zum Plabutsch-Bellevue, oder wenn er ein guter Deutscher ist, zur schönen Aussicht! P. G.

Unsere Gebirgsbauern.

Immer noch gibt es Leute, die nicht glauben wollen, dass es mit dem Bauernstande, besonders dem im Gebirge, niedergeht. Sie halten das für ein Geraunze der „stets unzufriedenen Bauern" und für eine poetisch-elegische Klage der Poeten. Umso merkwürdiger ist die Schrift „Über die Lage des Gebirgsbauern in den Alpen", von Rudolf Anton Jugowiz. (Wien. Buchdruckerei Helios. 1901.) Der Verfasser ist weder ein unzufriedener Bauer, noch ein elegischer Poet, sondern ein praktischer Forstmann. Förster pflegen sonst gerne an Seite der hohen Herren und Jäger zu stehen, dieser jedoch hat sich sein klares Auge für die Thatsachen bewahrt und sein Büchlein ist lehrreich.

Zur Kennzeichnung der Lage sagt unser Autor unter anderem Folgendes:

Durch den Niedergang der Eisenindustrie in den Alpen und durch den Übergang von dem Holzkohleneisen zu dem Kokseisen wurden Bauernwirtschaft und Forstwirtschaft aus der dienenden Stellung befreit und auf eigene Füße gestellt.

War dies für die Forstwirtschaft, deren Hauptproduct, das Holz, durch die im letzten halben Jahrhundert entstandenen Bahnen ein Welthandelsartikel wurde, ein ganz außerordentlicher Gewinn, so war dies andererseits für die vom Montanbetriebe lebenden Gebirgsbauern unserer Alpenländer ein ganz außerordentlicher Schlag, der umso empfindlicher und umso tiefer saß, weil er unvermittelt traf.

Während der denkende Forstmann seit der Verwertungsmöglichkeit für Nutzholz die Kohlholzwirtschaft als eine Verlustwirtschaft betrachtete und den Augenblick herbeisehnte, von welchem an er nicht mehr gezwungen würde, sein bestes, wertvollstes Holz im Dienste des Bergbetriebes, fast ohne Verdienst zu Kohle zu verbrennen, während der Forstmann sich in der Regel schon bereit hielt für den Moment der wirtschaftlichen Befreiung, und seinen Betrieb der fortschreitenden Erkenntnis im Fache sowie dem Markte anpasste, dank der technischen Schulung, die er genossen, war für den Bauer, dessen wirtschaftliche Grundlage das Hüttenwerk war und der unvorbereitet der neuen Zeit gegenüberstand, das Verschwinden der Montanindustrie aus den Gräben eben gleichbedeutend mit einer Entziehung der Existenzbedingungen.

Völlig unerzogen für das neue Leben, erfüllt von vorgefassten Meinungen über alles Neue, zäh und festhaltend an den wirtschaftlichen

Überlieferungen, schwerfällig und misstrauisch, gedrückt durch die Steuerlast, geschädigt durch ein höchst mangelhaftes Creditwesen und die Fahnenflucht der arbeitsfähigen Jugend, klammert sich der Bauer, nunmehr auf die Landwirtschaft angewiesen, an die Subsidien von einst, an seinen Wald, an sein Feld und seine Alm, er klammert sich aber auch mit aller Gewalt an die Rechte, welche er an fremden Grund und Boden, zunächst im fremden Walde hat.

Ich möchte die Lage, die unter den hilflosen und unbeholfenen armen Leuten entstand, geradezu eine Verwirrung nennen. Vielfach wurde in derselben die erste Hilfe in einer völligen Ausnutzung des eigenen Waldbesitzes gesucht; die durch die neue Zeit entstandene Absatzmöglichkeit für jegliches Holzsortiment kam hiebei gleißnerisch entgegen.

Aber nicht allein die Einnahme für das Holz, häufig so groß, dass sie übermüthig machte, sondern auch die Vermehrung der Weideflächen durch die Holzschläge war und ist für den kurzsichtigen Bauer Veranlassung zu rascher Ausnützung seiner Sparcasse, seines Waldes.

Es brach sich zwar sehr bald die gewiss richtige Meinung Bahn, dass nur aus einer rationellen Viehzucht Ersatz für die bedeutenden Einkommenverluste aus dem Montanbetriebe zu suchen sei, aber wie diese von der Natur gebotenen und von jeher ziemlich ergiebigen Hilfsquellen richtig zu nutzen seien, das hat der Bauer von seinen Eltern nicht, in der Schule aber schon gar nicht gelernt; ein Fachwissen, wie es heute jeder braucht, soll er nicht untergehen im hohen Gange der Zeit, hielt der Bauer für sich und die Seinen, hielt man aber auch maßgebendenorts für ihn lange für überflüssig.

Ja es gibt heute noch Leute, die behaupten, so wie es der Bauer von altersher mache, so sei es recht, so sei es erprobt und am besten, die heute noch immer und ausschließlich von außen Hilfe haben wollen für unsere Bauern, anstatt dass sie ihm sagen: Du Bauer, du musst ganz umstecken, wenn du zu was kommen willst, du musst gründlich aufräumen in der alten Wirtschaft, du musst dir, ihr müsst euch selber helfen, ihr müsst euch anpassen der Zeit, in der ihr lebt.

Bis in die allerneueste Zeit hat es an mustergiltigen Beispielen, an Musterwirtschaften gefehlt, an welchen die Bevölkerung aus der Anschauung hätte lernen können. Dagegen hat der fast überallhin reichende Verkehr die Leute mit der Außenwelt bekannt gemacht, jeder Schritt in die Fremde vermehrte die Ansprüche und die Unzufriedenheit, sah man doch, wie es fast allen anderen besser gehe als dem Bergbauern und seinen Dienstboten; fühlte man doch, wie die Schulden immer größer wurden und es an dem nothwendigsten Bedarfe gebrach, während die Städter jährlich mehr zu verdienen schienen und sich alljährlich Erholung gönnen können auf dem Lande. Selbst der Sohn des Bauern war kaum

mehr auf dem Besitze zu erhalten, denn er glaubte zu wissen, dass er als Arbeiter in der Stadt oder in der Fabrik mehr verdient und besser lebt, denn der Bauer, geschweige denn als Knecht. Ja, Knecht zu werden, Magd zu werden, hat das Bauernkind heute mit Recht keine Lust, selbst das ledige Kind der Magd zieht jeden anderen Dienst dem Bauerndienste vor. Wer die Lage der bäuerlichen Dienstboten kennt, die der Besten aus unserem Volke einer, unser Morre, so treffend gezeichnet hat, der wird diese Fahnenflucht begreifen. Karger Lohn für strenge, schwere, langandauernde Arbeit im Mannesalter, Bettlerkost und Bettlerelend im Greisenalter, das kann wohl keinen Menschen, selbst nicht den für das Ideale im freien Bauernthum Begeisterten locken, und der, der da halb höhnend, halb rühmend hervorhebt, wie gesund die bäuerliche Arbeit sei, würde bald mürbe werden im Bauerndienste, auf dem Strohlager eines Knechtes, beim elenden Mahle eines Einlegers.

Der alte Bauernstolz, der in der Freiheit des Daseins, in der eigenen Herrlichkeit und im Bewusstsein, die Säule des Staates zu sein, fußte, der etwas sympathisch Unbeugsames, Felsenfestes hatte, gleich des Bauern Grundeigenthum, wo kam der hin, wo finden wir ihn heute noch?

Die Hilflosigkeit und Noth im wirtschaftlichen und geistlichen Leben des Bauern haben fast allenthalben seine naive Einfalt zur Thorheit, seine Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit und Offenheit zur Grobheit, Rüdigkeit und Verschlagenheit, die Religiosität zum Aberglauben, die Gutmüthigkeit zur Schwachsinnigkeit, den Ernst zum unbeholfenen Trübsinn gemacht. Nur schwer gelingt es uns heute, den guten Kern unter diesen faulen Schalen zu finden, doch es gelingt, ich bin davon überzeugt und glaube noch fest an die Möglichkeit einer Wiedererhebung unseres Bauerncharakters.

Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, dass die Mehrzahl der Gebirgsbauern, wenn es so fort geht, in naher Zeit um billiges Geld zu haben sein wird, wenn sie nicht gründlich umkehren.

Es mag sich Mancher im Interesse der Waldausbreitung und der Ruhe, die dann in die Gräben einziehen wird, darüber freuen, das Volk und der Staat haben diese traurige Erscheinung bitter zu beklagen und alles aufzubieten, um dieser Entvölkerung der Alpenthäler, wie wir sie manchenorts beginnen sehen, vorzubeugen. Ich gebe zu, dass eine rationelle Forstwirtschaft dem Staate und dem Einzelnen in klingender Münze mehr leistet als eine herabgekommene Bauernwirtschaft, ich meine aber, dass diese noch immer mehr leistet als eine gute Jagd auf gleicher Fläche und frage: muss denn die Bauernwirtschaft so herabgekommen sein; muss es Bauern geben, die an Wildschadenersatz mehr einnehmen als von ihrer Wirtschaft; gibt es denn keine Mittel, um des

Bauern freie Existenz lebenskräftig zu erhalten und die Verwälderung des Grabens zu verhindern?

Es sei mir hier nur noch gestattet, auf die Lage des Bauern der Jagd gegenüber hinzuweisen, denn gerade im Servitutswalde stoßen heute Waldbesitzer, Jäger und Bauer am häufigsten aufeinander. Es ist begreiflich, dass letzterer in seinem Verlangen, jeden Grashalm seiner Weiderechte seinem Vieh zukommen zu lassen, alles, was ihn in der Erfüllung dieses Wunsches hindert, hasst, obgleich von Haus aus selbst jägerisch und waldfreundlich gesinnt.

Ich finde es begreiflich — und wäre die bäuerliche Wirtschaft auf jener Höhe, auf welcher ich sie gerne sehen möchte, so fände ich es auch berechtigt — wenn der Bauer sich empörte und wenn er über die moderne Hochwildmassenzucht flucht beim Anblicke einer Schonungsfläche, aus welcher sein Vieh verjagt oder gepfändet wurde, in welcher aber ein Trupp Hochwild äst, dem Bauer zum Nachtheil, dem Forstmann vielleicht zu noch größerem Schaden. Der übermäßige, durch künstliche Überhegung entstandene Hochwildstand auf freier Wildbahn ist mit dem fortgeschrittenen Culturzustande eines Landes und wohl auch mit den Begriffen des echten Weidmannes unvereinbar, und es ist eine Sünde an Land und Volk, die Jagd zu pflegen auf Kosten der Land- und Forstwirtschaft; unverantwortlich ist es, die materielle Noth des Bauern auszunützen zu Gunsten der Jagd. Es ist moralische Pflicht des wirtschaftlich Starken, den Schwachen zu stützen, auf dass auch er erstarke und ein nützliches Glied des Staates werde!

Verbrecherprocesse und die Tagespresse.

In der letzten Zeit hat, wie schon so oft, auf's neue eine gewisse Sorte der Presse, die in diesen Blättern wiederholt nach Gebür gekennzeichnet worden ist, den Beweis erbracht, dass sie bei ihrer sich über alle Sitte und Sittlichkeit hinwegsetzenden, auf die niedrigste Sensationssucht des gebildeten und ungebildeten Pöbels berechneten Geschäftsmache vor keiner noch so jämmerlichen Handlungsweise zurückscheut.

Es ist wohl an der Zeit, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Unfug zu lenken, der mit der Veröffentlichung der abscheulichsten Nichtswürdigkeiten getrieben wird, insbesondere mit der journalistischen Ausbeutung der Gerichtsverhandlungen. Auch dem unaufmerksamen und flüchtigen Leser der Tagespresse kann es nicht entgangen sein, zu welchem gewichtigen Bestandtheil des täglichen Inhalts gewisser Blätter sich die Wiedergabe von Gerichtsverhandlungen ausgewachsen hat. Ganze Spalten,

ganze Seiten und mehr werden mit den ausführlichsten Erzählungen von den Verhandlungen der Gerichte ausgefüllt. Der Name des Angeklagten erscheint häufig nicht nur voll angegeben, er wird sogar gesperrt gedruckt, und mancher arme Teufel, der einmal irgend einer Versuchung erlegen ist, ist schon dadurch, dass er auch noch von der Presse öffentlich an den Pranger gestellt worden ist, um sein ganzes späteres Lebensglück gekommen. Warum muss der Name des bestraften Menschen nun auch noch gebrandmarkt werden, wo es sich vielleicht um einen gestohlenen alten Rock, um die Unterschlagung weniger Mark und um ähnliches handelt? Thut es die Anführung einiger Buchstaben nicht ebensogut? Und ist es nöthig, dass durch solche Mittheilungen, die niemand nützen, bei der satten Tugend und zahlungsfähigen Moral der Klatsch wachgerufen wird und nicht nur der Verurtheilte, sondern auch seine ganz unschuldigen Angehörigen zum Gegenstand der Aburtheilung gemacht werden?

Aber dieses Aufrühren und Ausrufen des fremden Elends und der fremden Schuld ist es nicht, worüber wir hier reden wollen; unser Thema ist noch ernster. Ich habe schon gesagt, dass die Wiedergabe von Gerichtsverhandlungen in einer großen Zahl von Tagesblättern einen Raum einnimmt, der in keinem Verhältnis zu der öffentlichen Bedeutung der Dinge steht, die da verhandelt werden. Aber noch mehr: je schmutziger, ekelerregender und grauenhafter der Gegenstand eines Processes ist, desto mehr wird er bis in seine abscheulichsten Einzelheiten hinein breit getreten; alle Einzelheiten der Greuelthat werden skrupellos aufgezählt und mit Vergnügen und Stolz, als seien es die kostbaren Perlen eines Halsschmucks, aneinandergereiht. Es scheint mir, als habe dieser widerwärtige Unfug unserer Scandalpresse noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht. Die neueste Errungenschaft in dieser Beziehung ist eine förmliche Eintheilung des Stoffes in Capitel, so dass jedes Stadium des Processes durch eine eigene fett gedruckte Überschrift ausdrücklich hervorgehoben und dem sensationssüchtigen Leser dadurch als besonders interessant bezeichnet wird.

Als vor mehreren Jahren der Process Koschemann in Berlin spielte, brachten die Blätter, und es haben damals selbst große und durchaus anständige Blätter bei diesem Sport mitgethan, eine Beschreibung der angeblichen Höllenmaschine Koschemann's, die so gründlich und detailliert war, dass jeder nicht ganz auf den Kopf gefallene halbwüchsige Bengel in der Lage gewesen wäre, sich auf Grund dieser Beschreibungen ebenfalls eine Höllenmaschine zu construieren, um dann bei Gelegenheit damit irgendwelche nichtsnutzigen Streiche zu vollführen. Wozu in aller Welt eine solche eingehende Beschreibung eines Mordinstruments? Exempla trahunt; es ist schon mehr als einer erst in dem Augenblick zum Verbrecher geworden, wo ihm durch irgendwelchen Fingerzeig die Ausübung

eines Verbrechens ermöglicht wurde — eines Verbrechens, das ohne diesen Wink wahrscheinlich unausgeführt geblieben wäre, weil der Verbrecher aus sich selbst heraus niemals Mittel und Wege gefunden hätte. Eine Statistik darüber, wie viele durch die lebendige Schilderung eines Sensationsprocesses, durch die Lectüre von Blut- und Mordgeschichten zum Verbrecher geworden sind, fehlt und wird wohl kaum zu erwarten sein. Aber ich bin überzeugt, dass sie Zahlen aufweisen würde, über die man erschrecken müsste. Die Bestie liegt mehr oder weniger tief versteckt in jedem Menschen, und bei manchem bedarf es nur des geringsten Anreizes, sie aufzuwecken.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass zu Zeiten gewisse Arten von Verbrechen geradezu epidemisch auftreten, ja dass dann die Art ihrer Ausführung in allen Fällen zum Erstaunen ähnlich ist. Soll ich an die Attentatsjahre 1878—1881 erinnern, wo gegen eine ganze Reihe europäischer Fürsten ganz ähnlich ausgeführte Mordversuche ausgeführt wurden? Oder an die Briefträgermorde zu Anfang der Achtzigerjahre, die in Plan und Ausführung eine überraschende Ähnlichkeit aufwiesen? Oder an die Lustmorde und Sittlichkeitsverbrechen Ende der Achtziger- und Anfang der Neunzigerjahre? Und sollte wirklich Jack the Ripper, der jahrelang das Ostend Londons in Angst und Schrecken hielt, immer ein und dieselbe Person gewesen sein, wie man annimmt? Das erscheint mir denn doch auf Grund einer Reihe psychologischer Erwägungen mehr als zweifelhaft. Dass diese Verbrechen immer genau in derselben Weise mit denselben Schnitten und Verletzungen an den Opfern ausgeführt wurden, beweist nicht das mindeste für die Annahme, dass sie alle von ein und derselben Person verübt worden seien. Die Londoner Tagesblätter brachten ja so eingehende, mit anatomischer Genauigkeit registrierte Schilderungen der Verletzungen, dass es niemand schwerfallen konnte, bei einer so instructiven Anleitung ebenfalls ein Frauenzimmer genau in derselben Art abzuschlachten.

Ich bin weit entfernt davon, den Anlass zu derartigen Verbrechen in den Schilderungen der Presse allein zu suchen. Die Lectüre allein macht keinen Verbrecher, ebensowenig wie sie aus abenteuerlustigen Jungen Robinsons oder Indianer machen kann. Dass aber ein gut Theil der Schuld daran, wenn sich ähnliche Verbrechen innerhalb kurzer Zeiträume wiederholen, auf die Lectüre eingehender Schilderungen solcher Verbrechen zurückzuführen ist, das bedarf für den Kenner keines Beweises. „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf,“ an diesem Wort des alttestamentlichen Weisen hat noch keine moderne Cultur und Civilisation etwas zu ändern vermocht; das „Dichten und Trachten“ aber kann zur bösen That werden, wenn es einmal lebhaft angeregt worden ist. Und in vielen Herzen geschieht diese Anregung durch die Lectüre der Blut- und Mordprocesse.

Wenn — ich erwähne Thatsachen — bei der Schilderung eines Mordprocesses in der Zeitung ausführlich erzählt wird, wie der Mörder sein Opfer im Bett überraschte, ihm die Kehle zudrückte, wie er dann, ehe er den tödlichen Schnitt that, zunächst die Schärfe seines Messers dadurch prüfte, dass er sich damit langsam über die eigene Handfläche fuhr; wenn in dem Process Bechtel in München die dortigen Schmutzblätter in geradezu raffinierter Weise die Ermordung der Frauen schildern, wenn im Process Gönczi in ekelerregender Art das bestialische Verhalten des Mordbuben breitgetreten wird, so sind solche nichtswürdige Schilderungen für die öffentliche Sitte und Sittlichkeit hundertmal gefährlicher als die Ausstellung nackter Bildwerke. Denn derartige Schilderungen verrohen unfehlbar das Gemüth des Einzelnen, reizen die niedrigsten Triebe der Masse und ziehen mit apodictischer Gewissheit eine frivol-wollüstige Sensationshascherei und ein Interesse am Ekeln groß, die schließlich jeden Trieb nach höherer, edlerer geistiger Nahrung, der ohnehin in der großen Menge nicht sehr rege ist, ersticken müssen. Keine Volksbibliotheken, keine Vereine für Volksbildung, keine öffentlichen Vorträge können auf die Dauer der vergiftenden Macht derartiger bodenlos verworfener Schilderungen die Wage halten, und alle Mühe und Arbeit edler Geister, die Masse des Volkes zur Bildung und Sitte emporzuziehen, wird vergeblich sein, wenn solchen instructiven Einflüssen länger Raum gelassen wird. Hier wäre für die lex Heinze ein Paragraph nöthig gewesen, und wenn tausendmal von gewisser Seite über „beabsichtigte Knebelung der Presse" geschrieben worden wäre.

Man wende nicht ein, dass solche ausführliche Schilderungen von Gerichtsverhandlungen nöthig seien, um das Publicum in zweifelhaften Fällen, wo die Angeklagten ihre Schuld hartnäckig bestreiten, in die Lage zu setzen, sich auf Grund eines eingehenden Referates selbständig ein Urtheil zu bilden. Auf die sehr ernste Frage, ob und wann es nöthig werden könnte, die öffentliche Meinung zu einer Mitwirkung beim Finden eines Urtheils oder zur Abänderung eines schon ergangenen in Bewegung zu setzen, will ich mich hier nicht einlassen: gewiss, die eingehende Erörterung eines Rechtsfalles in der Presse kann einem sehr idealen Zweck dienen. Aber nie und nimmer verfolgen einen solchen Zweck die Blätter, die aus der Wiedergabe der Gerichtsverhandlungen und des dabei zu Tage tretenden Schmutzes einen Sport machen. Gerade die Blätter dieses Schlages waren es bekanntlich, die sich seinerzeit in witzig sein sollenden Bemerkungen nicht genug thun konnten, als der Vertheidiger Bechtel's seinen Zweifel an der Schuld seines Klienten erregt aussprach, oder als Gönczi beharrlich dabei blieb, die ihm zur Last gelegte That zu bestreiten. Schon aus solchen kleinen Zügen geht hervor, dass diese Blätter keineswegs im Interesse einer objectiven Rechtspflege Bericht

erstatten; ihre ausführliche Schilderung der Mord- und Schandthaten, die vor den Gerichtsschranken zur Verhandlung kommen, entspricht lediglich der Speculation auf die niedrigsten Triebe eines sensationslüsternen Publicums. Und diese Speculation trügt nie.

Es ist allemal ein untrügliches Zeichen des sittlichen Niederganges eines Volkes, wenn solche schwülstigen Schilderungen von Mord, Raub, Unzucht dargeboten und entgegengenommen werden. Die Fabrikation dieser Artikel ist ein einträgliches Geschäft; der Straßenverkauf der Blätter ist zum Beispiel in Berlin bei solchen Gerichtsverhandlungen viel größer als sonst. Und man betrachte nur einmal an diesen Tagen das Treiben in den Cafés, wo viele Zeitungen gehalten werden!

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, dass Geschmack und Gemüth der großen Masse immer mehr verrohen, und ich meine, hierin liegt die Gefahr, die einzudämmen wohl der Arbeit aller anständigen Menschen wert wäre. Wie zur Genesung aus körperlicher Krankheit die erste Bedingung das entschiedene Fernhalten aller schädlichen Einflüsse ist, genau so ist es bei einer sittlichen Krankheit; alle Medicamente, alle Heilmittel, die tüchtigsten Ärzte, die besten Pfleger werden und müssen versagen, wenn ihre Einwirkungen immer wieder durch eingeführte Gifte aufgehoben werden. Ein solches Gift für die Volksseele, für das Volksgemüth sind diese frivolen Schilderungen aus den Gerichtssälen.

Gebieterisch fordern das öffentliche Interesse und die Volksgesundheit, den gefährlichen Missbrauch einzudämmen, der mit dem entsittlichenden publicistischen Breittreten des Thatbestandes von Gerichtsverhandlungen getrieben wird. Es ist klar, dass bei Processen, die ein hervorragendes Interesse haben, bei Processen, die in Bezug auf politische Zustände, auf Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten und ähnliche Dinge bedeutsam erscheinen, auch eine möglichst ausführliche Berichterstattung nicht nur am Platze, sondern auch geboten ist. Aber ganz und gar nicht ist das der Fall bei Processen, in denen nichts anderes als die längst bekannte Bestialität der Menschennatur aufgedeckt wird. Hier kann in wenigen Zeilen der wohlverstandenen Pflicht einer ehrlichen Presse vollauf genügegeschehen. Alles, was in solchen Fällen über eine knappe und ruhige Berichterstattung hinausgeht, ist vom Übel und sollte durch irgendwelche Maßregeln unmöglich gemacht werden. —

„Die Grenzboten“ haben diesen Aufsatz veröffentlicht. Er passt unter Weglassung einiger Stellen genau auch für unsere Kreise. Fort mit der Verbrecherschule in unseren Zeitungen!

Kleine Laube.

Einspannen.

Schon weit waren sie über die Waldregion hinaus, der Tourist und sein alter Bergführer, als es zu regnen begann. In einer verlassenen Hirtenhütte nahmen sie Unterstand. Aber anstatt dass der Regen aufhörte, gieng er in Sturm und Strömen über, und die beiden Männer mussten in der Hütte verweilen. Der Tourist, ein älterer Herr, wollte es anfangs mit dem Ärgern versuchen. Als dieses aber nichts nützte, das Unwetter nur immer noch ärger wurde, holte er seinen Humor hervor, begann sich unter dem rußigen aber sicheren Dache häuslich einzurichten und schlug dem Führer vor, dass sie ganz ungeniert zu einander sein wollten und wie Mensch zum Menschen plaudern könnten.

Das sei ihm auch recht, meinte der alte Bergführer, er heiße also Lorenz Übersang, sei in jungen Jahren Soldat gewesen, habe etwas von der weiten Welt gesehen und trachte, seine alten Tage mit Korbflechten zu verbringen, so lange ihm die Augen treu blieben und mit Fremdenführen, so lange ihn die Füße nicht verließen. Als er sich solchergestalt vorgestellt hatte, erwartete er auch von seinem Touristen ein gleiches Entgegenkommen, wenn sie schon „Mensch zum Menschen“ sein wollten. Da dieser jedoch nichts desgleichen that, so sagte der Führer, nachdem er die mitgebrachten Essvorräthe ausgepackt hatte und von dem Touristen eingeladen worden war zuzugreifen: „Ja, mit Verlaub Herr. Mit einem Minister habe ich eh schon lange nicht mehr gespeist.“

Der Herr stutzte, er war erkannt. Dann sagte er launig: „Es ist wohl auch nicht viel Besonderes, mit einem Minister den Imbiss einzunehmen, deren im Ruhestande gibt es auf allen Wegen und Stegen.“

„Na“, meinte der Alte schlau, „soweit haben es Euere Excellenz doch noch nicht gebracht.“

„Was nicht ist, kann bald werden“, sagte der Excellenzherr, bereit auf die Unterhaltung einzugehen.

„Ich glaubs, dass einem so ein Handwerk zuwider werden kann“, sagte der Bergführer. „Geschweigens zu dieser Zeit und bei uns. Da gehört schon der heilige Geist dazu. Weiß es wohl, wies hergeht. Immereinmal schon hab ich mir gedacht, Lorenz, wenn du jetzt Staatsminister wärest, was thätest du?“

„Nun?“ Der Excellenzherr stützte seinen Ellbogen auf den Bretterschragen und beugte sich gegen den Alten vor.

„Meine Herren!“ sagte der Alte, als ob er vor einer Reichsversammlung redete, „euch wachsen die Leute über den Kopf. Ihr schafft an und sie folgen euch

nicht. Ihr regiert auf dem Papier und sie thun was sie wollen. In unserem Land ist der Völkerstreit ausgebrochen, das Haus voller Feind', sie möchten hinaus und können nicht, das Thor ist fest zu. Sie fallen nachher gegen einander her. Zum Religionskrieg haben wir auch nicht mehr weit. Alles ist aus der Weis und ihr wisst euch nicht zu helfen. Hab' ich recht oder nicht?!"

Der Herr schaute so drein, gar ernsthaft und doch fast ein wenig schmunzelnd und sagte dann leise: „Sie haben recht. — Aber was thäten denn Sie?"

„Einspannen, Excellenzherr, einspannen."

„Einspannen?"

„Ich will die Leut nicht mit dem Vieh vergleichen", sagte der Bergführer. „Es ist nur ein Beispiel, was ich sage. Wir sind unterwegs dem vielen Vieh begegnet; die Ochsen haben untereinander immer gerauft, mit den Beinen ausgeschlagen und mit den Hörnern gestoßen. Da kommt der Bauer mit dem Joch, spannt sie ein und alles ist gut. Die feindlichsten Thiere gehen friedlich neben einander her und ziehen am Pflug."

„Sie meinen also —?"

„Meinen thue ich eigentlich nichts. Denn, weil das nicht passt. Es wäre nur, dass die Leute auf andere Gedanken kommen."

„Das wäre wünschenswert."

„Ich will dem Excellenzherrn eine kleine Geschichte erzählen. Darf ich? Derweil hört nachher der Regen auf. Es ist schon weit hinten in der Zeit, bin ich einmal monatelang auf einem alten, hölzernen Kaufmannsschiff gefahren, als Matrose. Nach Brasilien hinunter. Ein weiter Weg. Unser sechzig Mann sind auf dem Schiff gewesen und ganz verträglich gieng es her. Da eines Tages wird ein Reisender, der unterwegs eingestiegen ist, schwarz und stirbt. Bald darauf ein zweiter, ein dritter. Sind blau angelaufen und gestorben, und heißts: Die Pest! Jetzt hat man was erlebt. Wie die Leute durcheinander gefahren sind vor Angst und Verzweiflung! Die Pest auf dem Schiff! Eine Rotte von Wahnsinnigen kanns nicht schrecklicher treiben; einer ist über Bord gesprungen; ein anderer hat sich in der Kajüte erhängt, wieder andere sind sich gegenseitig wie rasend angefallen, ganz sinnlos, als könne die Pest bezwungen werden, wenn man die Leute, die etwa schon angesteckt sind, erwürgt. Der Schiffscapitän war ein gescheidter Mann, der hat den Kopf oben behalten. Und wie er gesehen hat, dass es immer heilloser wird auf dem Schiff und eine allgemeine Meuterei droht, ohne dass Einhalt gethan werden kann, kommt er plötzlich vom Schiffsraum herauf aufs Deck und verordnet mit schrecklich kaltem Ernst, alle Mann an die Arbeit, an die Pumpen, an die Eimer. Das Schiff habe einen Leck bekommen, die Tiefräume wären bereits voll Wasser und wenn die Auspumpung und die Verstopfung nicht gelinge, so müsse in kurzer Zeit das Fahrzeug sinken. In der nächsten Minute ist alles an der Arbeit gewesen. Nach gutem Seemannscommando haben sie gepumpt, Eimer geschleppt, ausgeschöpft tage- und tagelang. Denn das Wasser im Schiffsraum wurde nicht weniger, wenn auch nicht mehr. Das Schiff schwebte immer noch in Gefahr, die Leute arbeiteten angestrengt aber mit guter Ordnung und die beständige Thätigkeit erweckte immer bessere Hoffnung, Schiff und Leben noch zu retten. An die Pest hatten alle vergessen und erst als wir die Insel San Piedro erreichten, verstopfte der Capitän heimlich die Lücke, die er früher heimlich geöffnet hatte, um Wasser in das Schiff zu lassen und die Leute zur Thätigkeit zu zwingen. — Vielleicht ist Euere Excellenz dieser Fall ohnehin nicht unbekannt, er hat zu seiner Zeit Aufsehen gemacht."

„Ich glaube, lieber Lorenz, Sie wollen mit Ihrer Geschichte sagen, dass man auch auf dem Staatsschiffe, wenn die Völker rebellisch zu werden drohen, eine

Ablenkung finden soll, um die Leute auf andere Gedanken zu bringen, sie für andere Sachen zu interessieren, ihre vollen Kräfte in anderer Weise zu beanspruchen, sie —“

„Sie einzuspannen. Excellenz! Wenn Sie von Ihrer Bergpartie gut nach Hause kommen, so machen Sie schnell und stellen den Staatsbürgern eine große Aufgabe. Eine sehr große, die fast ihr Gut und Blut verschlingt.“

„Sie würden wohl einen Krieg vom Zaune brechen?“ fragte der Excellenzherr.

„In früherer Zeit haben das die hohen Herren recht gern gethan. Den einwendigen Krieg mit dem auswendigen ersticken. Ist aber nichts nutz. Das Leutumbringen muss man ihnen abgewöhnen, das ists ja eben, sonst könnt' man sie auch im eigenen Haus miteinander raufen lassen. Eine große Arbeit müssen die Leut' haben. Nur für sich selber sorgen und Gütersammeln, das ist schlecht. Das ist soviel als Müßigang, und Müßigang ist aller Laster Anfang. Wenn die Leut' sonst nichts haben, um es anzugreifen, so greifen sie sich selber an. Werfen Sie ihnen doch einmal einen ordentlichen Brocken hin, dass sie eine Weil daran zu nagen haben. Eisenbahnen bauen was Platz hat. Die Alpen durchstechen, dass die Donau ins adriatische Meer kann rinnen. Und wenns nicht kleckt, das ganze Großglocknergebirge abtragen, Eis und Steine ins Meer werfen und auf dem leeren Platz Korn anbauen. Was es auch sein mag, nur riesengroße Arbeit. Vieles werden sie durchsetzen, um so besser; vieles werden sie nicht durchsetzen, macht auch nichts, die überschüssige Kraft ist doch aufgebraucht worden, ohne dass sie Schaden gethan hat.“

Der Excellenzherr hatte dem einfachen Mann mit seinen faustischen Gedanken geneigt zugehört. Und dann sagte er: „Mein Lieber! Würden die Völker, von denen Sie selber sagen, dass sie der Regierung nicht mehr folgen wollen, sich zu solchen Arbeiten gleich so commandieren lassen? Würden die ungeheuren Steuerlasten nicht gerade das veranlassen, was verhindert werden soll — die Revolution? Und gesetzt, das alles wäre zu machen, würden die Menschen durch die unfruchtbare Arbeit sich nicht aufreiben? Würden bei einer solchen Sclavenarbeit die Leute nicht geistig verderben? Nichts wirkt so entsittlichend als erfolglose Anstrengung. Nein, den Großglockner müssen wir einstweilen noch stehen lassen, doch — übrigens, mich dünkt, der Sturm hat nachgelassen, das Wetter hellt sich auf. Wir wollen marschieren.“

Auf dem Rückweg von derselben Bergpartie ließ der Excellenzherr seinen Führer vorangehen. Er wollte allein sein, er hing einem Gedanken nach. Als er nach Hause kam, begann er eine Gesetzvorlage auszuarbeiten. Es war das Gesetz für Wasserstraßen.

Blumenlicht.

(An die Bergaurikel.)

Noch umbraust die hohen Zinken,
Ist's auch Frühling schon im Jahre,
Eis'ger Sturm und peitscht die Wogen
Grauer Nebel durch die Kare;
Kommt ein Sonnenstrahl gezogen,
Siehst du noch das Schneefeld blinken,
Doch auch leuchten von den Wänden,
Frühlingstrost hinab zu senden,
Einer Blume wunderholde,
Goldigschimmernd-volle Dolde.

Steh ich dort im Heiligthume,
Felsendomes düster'm Dunkel,
Seiner Schauer ganz umfangen,
Und es streuet ihr Gefunkel
Durch der Nebelflöre Hangen
Von den Simsen jene Blume,
Glüht in Sehnsucht auf mein Leben,
Muss ich Tod verlachend streben,
Über Klüfte, Abgrundsgrüfte,
Nach dem Anhauch ihrer Düfte.

Trifft der goldne Strahl mein Auge,
Rührt er's wie der Blick der Liebe;
In der Nebel Rauch vergehen
Ahn' ich alles Erdgetriebe
Und ein höh'res Reich erstehen,
Wie beseelt von Duftes Hauche...
Aus dem kalten Stein zu Golde
Über mir blüht jene Dolde:
Siegend aus der Welt des Raumes
Steigt das Reich des Dichtertraumes!

Hermann Hango.

Ein Buch der Hochtouristik.

Lieber Leser! Ich warne dich vor dem Lesen! — O, bitte, so ist das nicht gemeint, dass du gleich den „Heimgarten“ bei Seite legen sollst. Der kostet, gleichmäßig vertheilt, täglich kaum zehn Minuten, während du dir täglich eine Stunde für Literatur gönnen magst. Eine Stunde bedächtigen Lesens täglich bringt dich voran, macht dich größer.

Nur vor dem zu vielen Lesen warne ich dich. Ich gebe keinen Rath, den ich nicht selber erprobt habe und so muss eingestanden werden, dass mich das viele Lesen verdorben hat. Zwar haben mich „schlechte“ Bücher nicht viel schlechter und „gute“ Bücher nicht viel besser gemacht — geschadet hat mir nur das Lesen als solches. Das zu viele Lesen, das zu flüchtige Lesen, das Durcheinanderlesen von allem Zeug, das einem zufällig in die Hand kommt. Vom Zeitunglesen rede ich gar nicht, das ist überhaupt kein Lesen, das ist wie das Grasen laufender Schafe — hier rasch ein Blatt abgebissen, dort hastig einen Halm, und weiter, weiter. Ich rede von Büchern aller Art, unterhaltenden, belehrenden, wissenschaftlichen, von classischen Werken und von Schundliteratur, von weltlichen und geistlichen Schriften. Derlei las ich in meiner Jugend ohne Auswahl und ohne Plan unermesslich viel. Als Heimgartenmann nachher musste ich die Recensionsexemplare der zeitgenössischen Literatur lesen und die Manuscriptsendungen von Schriftstellern und Dilettanten und sogar — meine eigenen Werke. Die Folge davon war ein bodenloser Abscheu gegen das Lesen, gegen alle Bücher überhaupt. Jedes bedruckte und beschriebene Blatt Papier, das mir ins Haus flog, regte mich auf, verursachte mir Unbehagen. Ich habe mich mein Lebtag nie übergessen, aber ich habe mich überlesen. Ganz abgestumpft war ich zeitweilig und gleichgiltig selbst gegen gute Bücher. Wenn ich Nachschau hielt, was ich mir seit den dreißig Jahren in die Seele gelesen hatte — so fand sich wenig Gewinn, es waren halb verwischte Eindrücke vorhanden, aber sie waren nicht zu brauchen, bei Zeiten merkte ich es, dass sie nicht bildend, nur verflachend gewirkt hatten. Zum Glücke war das meiste ganz und gar vergessen, so dass es wenigstens der persönlichen Entwicklung nicht allzustark im Wege sein konnte.

Da habe ich denn die Enthaltungscur versucht. Mehrere Jahre lang las ich gar nichts. Ich las keinen Classiker und keinen Modernen, ich beleidigte die liebenswürdigsten Dichterinnen, indem ich ihre neuen Poesien nicht las, ich empörte die Einsender von Manuscripten, dieweilen ich ihre Schriften ganz und gar unbeachtet in große Kisten legte oder ungelesen zurückgab. Zu meiner Freude merkte ich die sachte Versimpelung und Ignoranz, die nun bei mir eintrat. Ich kannte keine neue Erscheinung, wusste nicht mitzusprechen über aufsehenerregende Schriften — that nichts als naturbummeln und das unmittelbare Leben anschauen.

Nach langer Zeit begann es in mir frischer zu werden und es regte sich die Leselust. Ich befriedigte sie, aber mit Vorsicht. Sie verlangt nicht mehr so viel als einst, aber ich habe sie auf schmale Kost gesetzt. Alltäglich eine Lesestunde, aber nicht so, dass sie jeden Tag wie ein Brevier abgelesen werden muss; es kann sein, dass ich drei Tage lang nicht eine Zeile lese, hingegen am vierten vier Stunden lang. Ich lese mit Auswahl, nur das, was meiner Natur, meiner Wissensbegierde, meiner Arbeitsstimmung entspricht, ich lese mit Sammlung und Bedacht. Es kommt ja immerhin vor, dass man gedankenlos über einige Sätze dahinliest — sobald ich das merke, gleich Wiederholung mit strengerer Gedankenzucht oder — das Buch zumachen. Man muss darauf kommen, dass das Lesen etwas Wertvolles ist, dass dazu eine völlige Hingabe nöthig ist, dass der Genuss dann aber auch umso größer, der Nutzen umso nachhaltiger ist.

Es gibt genau genommen weder gute noch schlechte Bücher, auf die guten oder schlechten Leser kommt es an und auf das, dass der rechte Mensch zu rechter Zeit das rechte Buch liest. Dann kann der Gewinn ein ungeheurer sein.

Was man nothgedrungen liest, als z. B. Bücher, um sie zu recensieren, Manuscripte, um sie zu schulmeistern, dem wird man nie gerecht. Die Neigung muss dich zum Buche ziehen und was dir an „schöner Literatur" widerwärtig oder auch nur gleichgiltig erscheint, das lasse liegen. Es kann ja sein, dass Vorurtheile spielen und dass ein gleichgiltig erschienenes Buch im Laufe des Lesens hohes Interesse erregt — oft ist mir das nicht vorgekommen. Ohne Stimmung zum Lesen hat mich selten ein Buch gepackt, auch das beste nicht; ist aber frische Leselust vorhanden, dann erwärmt man sich leicht für ein Buch, dann wird das unbedeutende zu einem guten Buche und gibts schon nichts herauszulesen, so liest man etwas hinein.

Für ein Buch gehören also zwei Talente, eins, das es schreibt, das zweite, das es liest. Und wer die richtige Art und Eignung zum Lesen hat, dem wird das Buch eine Vervollständigung des Daseins bedeuten, die Erzählung wird ihm zum Erlebnis.

Vervollständigung des Daseins. Einer kann nicht mit seiner leiblichen Wesenheit die Welt und die Menschen durchleben, so sehr ihn auch manchmal dürsten mag, alles kennen zu lernen, zu versuchen, zu genießen. Da muß z. B. ich auf die Reise über den atlantischen Ocean verzichten, werde nie die Wunder des Morgenlandes sehen, werde wohl auch nie im Hochgebirge der Schweiz wandern, nie von der Spitze des Matterhorns aus auf Mitteleuropa niederblicken, nie die Empfindungen eines Hochtouristen erleben, der in der fürchterlichen Majestät des ewigen Eises in Seligkeit und Todesnoth der Gottheit nahe ist. Nun kommt mir in die Hände ein Buch: „Der weiße Tod", Roman aus der Gletscherwelt von Rudolph Stratz (Stuttgart, Cotta). Und dieses Buch wird mir zum Erlebnis. Durch das wenige aber concentrierte Lesen ist die ausgeruhte Phantasie eine viel regere und schärfere geworden, ich lebe das Buch. Ich klettere ins Gewände empor, ich lasse mich über die Schneefelder führen, über die Gletscher seilen, ich zwänge mich durch Kamine hinan, ich trotze dem Sturm, dem Schneegestöber, dem Steinschlag, ich empfinde die Schrecken verfehlter Anstiege und das Grausen des Absturzes, das Jauchzen des in Zagen und Gefahren erkämpften Muthes, die Wonnen der Höhe endlich, wenn der Sieg errungen ist. Kein Buch hatte ich bisher gefunden, das die Gletscherwelt so wunderbar anschaulich schilderte als dieses grandiose Berggemälde „Der weiße Tod". Wüßte auch nicht, wo auf so engen Raum gedrängt alle Charakteristik des schweizerischen Touristenwesens in seinen mannigfaltigsten Seiten fixiert sein könnte, als in diesem Buche, das ich als das Meisterwerk der Gletscherpoesie bezeichnen möchte. Dann will ich auch die Schnur verrathen, an die die Perlen der Naturschilderung angereiht sind. Eine jugendliche Ehefrau aus Deutschland macht, um einmal ein ganzer Mensch sein zu dürfen, Hochgebirgstouren, bei welchen sie einen rauhen tapferen Alpenfreund kennen lernt, der ihrem Herzen sofort näher kommt als ihr Ehegatte, dem der Muth zur Bergbesteigung fehlt. Schon ist sie im Begriff, den Gatten zu verlassen, um sich dem Kraftmenschen, der nur in wilder freier Natur hochgemuth leben kann, hinzugeben, da bringt sie ihr Kind noch zur Besinnung. Diese Fabel hat Schwächen. Es ist nahe der Bergfexerei, wenn ein sonst sehr anständiger und liebenswürdiger Mann als ehrlos feig erklärt wird, weil er — im Hochgebirge überhaupt gänzlich unbewandert — bei einer gefährlichen Bergpartie auf halbem Wege umkehrt. Nur diese Feigheit wird bei ihr vorgeschoben als Grund, ihm untreu zu werden, während der wichtigere Umstand, dass er auf dieser Bergpartie sein Weib in Gesellschaft eines Fremden läßt, auf den er ohnehin schon Verdacht hat, zu wenig betont wird. Doch gelingt

es dem Verfasser durch viele Feinheiten, die etwas romantisch angelegten Gestalten glaubhaft und durchaus sympathisch zu machen. Was die Hauptsache an diesem Buche ist, bleibt die unübertreffliche Schilderung der Hochgebirgsnatur. Da sieht man doch, dass die Alpenfreude etwas mehr ist als Bergfexerei, dass sie im Menschen ganz neue ungeahnte Kräfte erweckt an Leib und Seele.

— — Sie standen auf einer der Bergspitzen hoch über Zermatt wie auf einer kleinen Insel inmitten des schwach bewegten Luftmeeres. Und unter ihnen lagen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.'

Elisabeth faltete die Hände. Ein einziger Gedanke lebte in ihr, ein stummes Gebet: ‚Herrgott, ich danke dir, dass du mich das schauen ließest!'

In unermessliche Weiten schweifte ihr Blick. Von den Reisfeldern der Lombardei bis zu den Rebenhängen Tirols, von den grünen Wellen des Genfer Sees bis zu dem Tannendunkel des Schwarzwaldes, entrollte sich ihr die Erde. Wohl schwebte über diesen Niederungen ein schwerer Dunst. Wolken zogen darüber hin und ließen nur unbestimmt die Lage der Länder und Seen errathen. Aber aus diesem rauchigen Untergrund hob es sich tausendthürmig, in leuchtenden Zacken empor. Ein Schneegipfel schob sich hinter den anderen, eine Kette schloss sich der nächsten an. Was hier in dem alten Europa groß und gewaltig war, was über das Mittelmaß der Erde hinausragte, das reihte sich hier zu einem unermesslichen Kreis von flimmernden Firnen, von wild aufstarrenden Felsspitzen, zwischen denen sich in blendendem Weiß die Schneefelder, in flammendem Farbenspiel die Gletscher über die röthlichbraunen Unterberge hinab in das Bereich der Nebel und der Wälder, hinab zu den Thälern der Menschen senkten.

Da standen sie, die Riesen des alten Erdtheils, in starrer Majestät, sich über Firn und Wolken grüßend.

Dicht vor den einsam athmenden Wesen da oben bäumte sich die satanische Gestalt des Matterhorns in wüthendem Trotz gegen den Himmel auf und mit dem Ungeheuer strebten seine Nachbarn, das Rothorn und die weißleuchtende fürchterliche Dent-Blanche empor zum ewigen Blau.

Zur anderen Seite krümmte das sanfte, große Breithorn den geduldigen Rücken. In blendenden Zacken schimmerte drüben die lange Reihe der italienischen Seealpen. Und von ihnen weg zog der Blick in immer weitere Fernen. Dort, wo der unschöne Koloss des Domes sich wölbte, dort flimmerte es weit hinten in der klaren Eisluft von kühn ragenden Gipfeln und endlosem Schnee. Dort scharten sich die Giganten des Berner Oberlandes um ihre Königin, die Jungfrau, die im Strahlenglanz aus ihrer Mitte sich erhob. Um sie herum die riesigen Recken . . . alles überragend als mächtigster Vasall das Finsteraarhorn, neben ihm des Groß-Schreckhorns ungefüge Gestalt und die Lauteraarhörner. Auf der anderen Seite, im Eisglanz gleißend, die tückische Blümlisalp und, schauernd, in ihren Schneepelz gehüllt, die weiße Frau.

Hinter dem Matterhorn her stieg, eine weiße Märchenwelt, ein ungeheurer Eiswall mit himmelstürmenden Zinnen aus dem Gewühl der Hochwelt empor. Über Europa herrschend prangte da der Montblanc und seine höchste Spitze, der Monarch, grüßte ins Oberland hinüber zur jungfräulichen Königin dieser erdentrückten Pracht. Gegenüber, dort im Osten, trotzten die Tiroler Berge den mächtigeren Schweizer Genossen. Die Ortlergruppe wölbte sich aus dem Getümmel der niederen Spitzen, der zackige Großglockner stand in leuchtendem Glanz und zwischen alledem schimmerten wie der Wiederschein des Himmels, tiefblau durch die Nebelfetzen die Fluten des Lago Maggiore.

Kein Laut . . . keine Bewegung in der zahllosen Schar der Gipfel, die ihr beschneites Haupt zum Himmel aufheben.

Starr und fürchterlich wie die Ewigkeit stehen sie da, durch trüben Wolkendunst von der Welt da unten geschieden. Was kümmerte sie Erdenlust und Erdenleid? So haben sie gestanden, lange vor dem ersten jenes Zwerggeschlechtes, das ihnen jetzt seinen Fuß auf den Nacken setzt, so werden sie stehen, wenn der letzte der Pygmäen in der Gletscherwüste verkommt, die einst von ihren Hängen herab langsam über den erkalteten Erdball kriechen wird.

Auf Länder und Meere sehen sie hinab. Dort drüben liegt das Deutsche Reich, da ganz hinten Österreich. Hier ringsum die Schweiz und da nahe dabei Italien ... da Frankreich ... Aber die Berge blicken in starrer Verachtung auf das blühende Leben unten. Und aus ihrem Sturme spricht die Stimme der Ewigkeit: Seit Jahrtausenden schauen wir dem bunten Spiele zu. Die Völker kommen und gehen. Es ebben und fluten die Zeiten. Es drängen sich die Dinge. Nichts ist beständig als der Tod. Nichts bleibend als der Wechsel. Das wissen wir, die ewig Dauernden, die Leblosen ... Winzig und vergänglich ist alles, was ihr Menschen da unten treibt ... thöricht euer Thun und Hoffen, ein Nebeldunst das alles, was euch da unten groß und gewaltig erscheint und ihr selbst ein armseliges, im Tage vergehendes, im Tage verwehendes Geschlecht.

Unwillkürlich suchten die beiden einsamen Menschen da oben einander mit den Händen. Die verschränkten sie fest und blickten hinaus in die fürchterliche Pracht.

„Am liebsten möcht' ich niederknieen und beten!“ sagte Elisabeth endlich leise.

Der Freund nickte: „Da wölbt sich über Kirchen und Bergen der wahre Himmelsdom. Und wenn wir 'runtersteigen, wissen wir's: wir waren d'rin ... Und unsre Augen haben Gott geschaut!“ — —

Ich habe es miterlebt, war mit dabei. Und wem es versagt ist, dass er auf einem vierzehntausend Fuß hohen Berge steht mit seinen leiblichen Füßen, der nehme in Demuth das Buch zur Hand und danke dem Himmel, dass es so einfache Mittel gibt, die Erlebnisse anderer mitzusehen und mitzugehen. Nur missbrauche man solche Mittel nicht zu oft für Alltäglichkeiten und Läppereien. Dafür ist die Lesekunst und unser Gehirn zu gut. R.

Bauernfängerei.

An unsere Volksschule hätte ich nebst manch anderem Wunsch auch den einen, dass den Kindern die wichtigsten Grundzüge der Rechtskunde beigebracht werden sollten, die jeder Mensch kennen muss, um nicht Unrecht zu thun oder zu leiden. Nicht die Grundsätze der Moral meine ich, die verstehen sich in der Schule von selbst, sondern vielmehr jene Paragraphen des bürgerlichen Gesetzes, auf denen die Existenz und der Schutz jedes Staatsbürgers begründet ist. Vielleicht dass es hie und da doch geschieht, aber gehört habe ich noch niemals, dass unseren Schülern z. B. gesagt wird: „Nun also, lesen und schreiben könnt ihr, aber leset, bevor ihr schreibt. Unterschreibt niemals ein Schriftstück, das ihr vorher nicht genau gelesen habt! Merkt euch das.“ Und Jahr für Jahr müsste diese wichtige Mahnung wiederholt werden; sie ist wichtiger als Weltgeschichte und Geographie, als Chemie und Physik — besonders für den Geschäftsmann und nicht zuletzt für den Bauern.

Die Statistik sollte es nur einmal aufschreiben, wie viele Existenzen daran zugrunde gehen, dass die Leute Schuldscheine, Wechsel und andere Verpflichtungen unterschreiben, wodurch sie dann um ihr Hab kommen. Sie wissen gewöhnlich nicht, was sie unterschreiben, sie lesen vorher das Schriftstück nicht oder verstehen es nicht, sie lassen sich blindlings überreden, sie legen der Sache keine besondere Bedeutung

bei, wenn sie aus Gefälligkeit oder um einen Dränger loszuwerden, ihren Namen auf einen beschriebenen Papierbogen setzen. Wenn nachher der Zahlungsauftrag kommt, die Pfändung, Schätzung und Execution, dann laufen sie mit gerungenen Händen umher und klagen Gott und den Menschen das Unrecht, das ihnen geschieht! Freilich geschieht ihnen ein himmelschreiendes Unrecht im Sinne des wirklichen, moralischen, des natürlichen, des empfundenen Rechtes — aber im Sinne des bürgerlichen Gesetzes geschieht ihnen kein Unrecht; das Gesetz hält es nachher mit denen, die schlau zur Namensunterschrift verleitet haben, die eine solche Unterschrift in Händen haben; das Gesetz nimmt dem, der unterschrieben, unerbittlich alles weg, was unter Umständen herzugeben er sich einmal schriftlich verpflichtet hat, das Gesetz ist imstande, den, dem's nicht recht ist, einzusperren, es läßt nicht gelten die Entschuldigung: „Ich hab's nicht gewusst, ich hab's nicht verstanden, ich hab nicht gedacht, dass es so weit kommen wird.“ Das Gesetz verlangt: „Mich musst du kennen!“ Es verlangt das nicht bloß vom Advocaten, sondern auch vom stumpfsinnigen Waldbauern. Unkenntnis des Gesetzes entschuldigt niemanden.

Dasselbe Gesetz, das so unerbittlich darauf besteht, dass man es kennen müsse, trägt es wohl auch Sorge, dass man es kennen lernt? Nein, diese Sorge trägt es nicht, sonst müsste es längst in der Volksschule einen Rechtscurs eingeführt haben, bei welchem wenigstens die wichtigsten Gesetzparagraphen jedem Schüler eingeprägt werden.

Zu diesem Gedanken veranlasst mich das kleine Erlebnis eines meiner Nachbarn auf dem Lande. Den besuchte wiederholt ein junger zuthunlicher Mann, drängte ihn, sich in eine Unfallsversicherungsgesellschaft aufnehmen zu lassen und sagte die Bedingungen. Der Bauer erklärte ganz entschieden, dass er sich unter solchen Bedingungen nicht aufnehmen lassen wolle, der Agent ließ handeln und machte die Bedingungen günstiger. Der Bauer wollte nichts davon wissen, verschmähte aber leider das einzige Mittel, das sonst häufig beliebt wird, solcher Zudringlinge loszuwerden. Der Agent wurde immer noch liebenswürdiger und stellte dem Bauern, wenn er eintrete, immer noch größere Vortheile in Aussicht. Um ihn loszuwerden, erklärte endlich der Bauer, er trete in die Versicherung, wenn er gleich auch für seine verwundete Hand, an der er zur Zeit litt, während der Zeit der Arbeitsunfähigkeit täglich einen Gulden bekäme. Darauf, meinte er, würde der Agent nicht eingehen. Aber dieser sagte ihm auch das zu und legte eine Schrift vor, dass sie der Bauer einstweilen unterschreibe, bevor man endgiltig abschließe, was erst geschehe, nachdem ein Arzt die Verwundung der Hand bestätigt haben würde. In der Stube dämmerte der Abend, der Agent hatte es endlich eilig und der Bauer unterschrieb die ihm drängend vorgelegte Schrift mit seinem Namen wie eine bloße Formsache in der Meinung, dass der eigentliche Geschäftsabschluss erst nach dem ärztlichen Zeugnisse gemacht werden würde. Der Agent reiste ab und nach wenigen Tagen wurde dem Bauer der Auftrag zur Zahlung der ersten Prämie zugeschickt. Der Bauer staunte über diesen Zahlungsauftrag, da nach seiner Meinung die Sache noch gar nicht abgeschlossen war, und noch mehr staunte er, als er die Polizze sah. Diese stimmte in keinem Punkte mit der mündlichen Verabredung. Die zu zahlende Jahresprämie war um ein gutes Drittel höher als ausgemacht worden, von der Unfallsvergütung für die verwundete Hand war mit keiner Silbe die Rede, und anstatt für ein Jahr, wie der Bauer angenommen hatte, war der Vertrag für fünf Jahre geschlossen. Für wieviel Jahre, davon war überhaupt keine Rede gewesen. Aber der Bauer hatte das alles unterschrieben. Unterschrieben, ohne es gelesen zu haben, ohne vom Agenten zum Lesen aufgefordert worden zu sein. Nicht einmal das Vorlesenlassen durch den Agenten (allerdings auch eine faule Sache) war beantragt worden. Der Bauer ist nun als Strafe für seine Ver-

trauensseligkeit (ich hätte einen passenderen Namen dafür) verurtheilt, fünf Jahre lang eine wahnsinnig hohe Prämie für eine unbedeutende Unfallsvergütung zu zahlen. Das Gesetz kann er nicht anrufen, weil es sagen würde: „Bauer, du hast unterschrieben, du musst zahlen!" Er ist wüthend. Mit List zugefügtes Unrecht, das vermag der älplerische Bauer nicht zu verwinden, und wenn auch noch das Gesetz auf Seite des Überlisters steht, dann fühlt er sich verlassen und verloren in einem Rechtsstaat, der doch gerade den Bauer mit den drückendsten Steuern belastet.

Der Staat kann aber nichts dafür, wenn der Bauer so dumm ist. O ja, er kann dafür! Seine Pflicht ist es, jeden Staatsbürger, wenn nicht vor Übervortheilung zu schützen, so wenigstens so weit zu belehren, dass jeder sich selbst zu schützen vermag. Darum Unterricht in der Volksschule über die allerwichtigsten Rechtssachen.

Die hier erzählte kleine Geschichte ereignet sich mit Variationen hundertfach; selbst während dieses geschrieben wird, vernehme ich zwei weitere ähnliche Fälle in der gleichen Gegend.

Ich hoffe, das wird einstweilen genügen. Wenn nicht, so nenne ich Namen.

R.

Zum Kirchenstreite.

Das Aprilheft des „Heimgarten" brachte folgende Postkartennotiz: „Wie wäre es, wenn die Geistlichen beider Confessionen einmal ganz bei der Stange blieben? Wenn die Protestanten das Evangelium verkündeten, als ob es gar keine römische Kirche gäbe, und wenn die katholischen Priester predigten, als ob es gar keine Protestanten und Altkatholiken gäbe. Die gegenseitige Polemik bringt das Bischen noch vorhandenen Kirchenglaubens ganz und gar um. Nun, vielleicht muss es so sein."

Mit dieser Notiz beschäftigt sich der evangelische Vicar von Stainz, Herr Friedrich Hochstetter, im „Christlichen Alpenboten" (Juni 1901). Er stellt in Abrede, dass auch auf den evangelischen Kanzeln geschimpft werde, während sich freilich außerhalb der Kirchen das Schwert gegen den stets angreifenden Feind nicht vermeiden lasse. Nun muss wohl zugestanden werden, dass auf evangelischen Kanzeln unvergleichlich weniger gegen die römische Kirche polemisiert wird als umgekehrt. Aber wahr ist, dass die Protestanten, wenn auch in zumeist sachlicher und anständiger Form unausgesetzt gegen die römische Kirche p r o t e s t i e r e n. Nun freilich, was sollen die Protestanten anderes thun als protestieren? Es ist eine Nothwendigkeit, aber man muss bedauern, dass es eine ist. Proteste müssen stets kritisch sein, doch die Kritik löst den Glauben auf. Was im Streite die Kirche etwa gewinnt, das verliert der Glaube. Die Religion soll nichts als unser Verhältnis zu Gott sein, uns zu Trost, Erhebung und Beseligung. Sie soll nicht nach rechts und nicht nach links auf weltliche Zustände blicken und die Gemeinde eines christlichen Predigers soll am besten nicht daran erinnert werden, dass es auch andere Kirchen gibt. Der menschliche Streit um die Kirchen soll auf weltlichem Bereiche, nicht aber beim Gottesdienste ausgetragen werden. Vicar Hochstetter hat recht und bestätigt nur unsere Forderung, wenn er und seinesgleichen am Sonntag beim Gottesdienste predigt, als ob es gar keine römische Kirche gäbe, sondern lauter hungernde und dürstende Seelen, die das Evangelium hören wollen. — Wohl jedem Geistlichen, der das von sich sagen kann.

R.

Wie der Bau'r auf'n Kaiser wart'.

Nach einer Thatsache in Obersteiermark im Sommer 1856.

In Bergn umanand
Ent in'n Steirmarerland
Bin i ganga den Summer
Han g'hört allerhand.

A Dörfel ham s' aufputzt
Mit Grasset und Fahn',
Aus'n Dachlukern siecht ma
Ents — Leintuecher wah'n.

„Was gibt's denn da?" frag' i;
„Na," stigatzt a Bue,
„Der Kaiser ist ang'sagt, —
Hietzt woaßt derweil gnue!"

„Du sappara!" sag' i,
„Der Kaiser, — ja geh'?
Da wart' i, da bleib' i
Glei steh'n, wo i steh'!"

„Marsch dani!" sagt Oaner,
Mit an Aufschlag am Krag'n, —
„Aus'n Wög da, — denn d' Straß'n
Muess Platz ham für'n Wag'n!"

„All's zubi zu'n Häusern!
Und bleibt's dort hibei!
's Mäul halten! — und schreit's,
Wann er kimmt, — er kimmt glei!"

„I geh' ja schon!" sag' i,
Und loahn' mi wo an;
Nar a Bau'r g'rad, der steht
Auf der Straß'n hidan.

A handsöster Man
Mit an grundehrlign G'schau,
Und so knopset und g'sund
Wie's da drinn is der Brau!

In der greanlodnen Jopp'n,
Von Störschneider g'macht,
Mit an Huet wie a Dach
Für eahn Siebm oder Acht.

Mit an Leibel, feu'rroth,
Drüber d' Hosenkrax'n
Und an Beigürtel, ausgnaht
Mit Nam' und Schnax'n.

A Höserl a gamshäuters,
Pechelte Schuech
Und recht sakrische Wadl
In'n grean'n Strümpfen dazue.

Und sunst was si g'hört —
A paar Dübeln in'n Hals,
's Nas'nwarmerl in Mäul
Recht schön z'sammstandi all's!

Der steht so und kümmert si
Weiter um neam,
Is auf's Warten schon eing'richt', —
Hat an Brotloab ban eahm.

Glei kimmt der Oan wieder
Und schreit auf'n Bau'rn:
„Z'ruck! und — duck' Di dort hint
Mit dein unsinnig'n Schnaurn!"

„I lass' mi nöt schandeln,"
Sagt der Bau'r, „wög'n mein'n Kropf!
Er wachst uns halt so da,
Der zwiefache Kopf!"

Sagt der Oan wieder: „Zubi da!
Stöll' Di dort an!"
„Na, den möcht' i sehgn,
Der mi wögschaffa kann!"

So pfnaust er derwildnt,
Der Steirmarerbau'r;
Er loahnt auf'n Steken,
Und steht wier a Mau'r.

„Fünf Stund bin i ganga
Von Wildenbachgrab'n,
Will 'n Kaiser dafür
Als a ganzer heunt habn!

I thue um nix bedeln,
Wo mar ös ja nix göbt's!
I will 'n öbn sehgn,
Nöt ansinga um öbbs.

Will 'n sehgn, wier a dasitzt
Mit Zepter und Kron,
Broatmächti in'n Wagen drin
Als wier auf'n Thron.

Sein G'sicht sach i gern,
Was so rundscheibli g'wiss
Und so dick wie da Mondschein
Von Bratlössen is.

Will 'n sehgn in sein Gwand,
Was so fungazt und glanzt,
Dass, wie wann ma in d' Sunn schaut,
Vor 'n Augnen alls tanzt.

'n Kobel und d' Röder
Will i sehgn vo sein' Wag'n,
Und — versteht si — ah d'Ross,
Und dös Gschirr, was dö trag'n.

Und sei Sprach' will i hör'n,
Wann er öbba was sagt,
Dass i's accarat nachmach',
Wann 's Weib dahoam fragt.

Han mein Löbta koan'n gsehgn
Da in'n Grabmen herin,
Und drum steht heunt auf nix
Als auf'n Kaiser mein Sinn."

Es nutzt Di nix, wög da!"
Sagt wieder der Oan;
„Und i bleib', sagt der Steirer,
„Ös därft's ma nix thoan!

„D'Katz schaut 'n Bischof an!"
Sagt der kleanst Fratz,
I schau' 'n Kaiser an,
Na, und wem schadt's?

„Sein Unterthan bin i,
Von Land da a Kind,
Und ös därft's Am nöt jag'n
Wie a herg'lossers G'sind!

Da steh' i, und lass mi
Von da nöt vertreib'n!
Und justament da —
Auf der Straß' — will i bleib'n!"

Der Oan, der nix ausricht',
Brummt: „Bruckschlöglkopf!"
Und der Bau'r sagt: „Geh', drah' Di!"
Und lacht aus'n Kropf.

Er wart' mit'n Leuten
Nu guete zwo Stund,
Bis d'Wag'n amal kemman, —
Da kemman s' hietzund!

Drei Wagen nachanander,
Und Vivat schrei'n d'Leut'; —
Der Baur aber moant:
„Wög'n a Kaiser hat's Zeit!

Dö Leut' in den Wagnen,
Dö sehgnt mi nöt an, —
Sand öbba d'Quartiermacher?
Mehr is nöt dran!"

Er stellt sie hietz mitten
Auf d'Straßn hidan,
Und 'n Krag'n in d'Höh rödt er
So hoch als er kan.

So schaut er und tröst si:
„Hietz wird's wohl ge glei?
Und da mag er ma nöt aus,
Da muss er vorbei!"

Er wart' in oan'n warten! — —
„Hm! 's war' nimmer z'bal"
Aften fragt er: „Wann kimmt denn
Der Kaiser amal?"

„Der Kaiser? Han, Gack;
Bist du tramhapet? Wie?
Hast nöt Aug'n und nöt Ohren g'habt?
Er is ja schon für!"

„Wer?!" — „Na, wer denn? Der Kaiser!"
„Wie war denn dös g'schehgn?!
„Da, leibhafti vor unser,
Du hast'n ja g'sehgn!"

„'n Kaiser?!" — „Ja, sag' i!
Du brauchst nöt lang z'frag'n."
Und da deut' er eahm nachi:
„Der allererst Wag'n!"

A Gsicht macht der Bau'r,
's wann s' eahm Mostessi gab'n, —
„Moanst dö — eahna Zween,
In an Mantel, an grab'n?"

„Der rechter Hand g'söss'n is, —
„Der jung' Offacier?
Mit 'n Kappel? — „Na freili!
Fünf Schritt kam vo Dir."

Langmächti nöt findt
Den grean Joppenmann d'Sprach', —
Denn sein Löbta nöt hat'n
So g'wundert a Sach'.

Hants mein! a Soldat —"?
O, i Hirsch mit acht End'!"
Aft roast er schön stat
Und wo d'Wög vonand gehnt,

Da draht er si z'ruck,
Und humst: „Nöt amal Er
Hat si wögzapfa küna
Von 'n Militär?!"

K. A. Kaltenbrunner[1]).

[1]) Aus „Dichtungen von Karl Adam Kaltenbrunner. Allgemeine Nationalbibliothek, Wien. C. Dabrikow. Von des Dichters Tochter, Frau Hedwig Kaltenbrunner-Radics uns freundlich übermittelt. D. R.

Ich habe mich kläglich gegirret.

Es galt eine große Wette zwischen zwei jungen Gelehrten Deutschlands, was der Reinheit der Sprache entsprechender sei, „geessen" oder „gegessen". Adelungs Wörterbuch wurde als Schiedsrichter angeführt und entschied für „gegessen". Der Überwundene zahlte die Wette und legte folgendes Quodlibet bei:

Ich habe mich kläglich gegirret,
Ich finde mich tüchtig gegäffet,
Das hätt' ich niemals gegahnet!
Es hat sich die Sprache gegändert,
Sie hat das Gemeine gegadelt,
Und setzt für geessen gegessen.
D'rum sei dir die Gabe gegopfert,
Nach der du die Lippen gegöffnet.
So sind nun die Berge gegebnet,
So ward mir das Schiffchen gegentert,
So hast du die Lorbeern gegerntet,
So wirst du nun von allen gegehret,
Und ich von niemand gegachtet,
Es haben die Ochsen gegackert,
Die Söhne die Väter gegerbet,
So ist die Geschichte gegendet.

Bücher.

Arbeit. Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. 2 Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Zola hat in seiner Welt- und Kunstanschauung in der jüngsten Zeit eine sehr merkwürdige Wandlung durchgemacht. Aus dem Realisten ist ein Idealist, aus dem Pessimisten ein Optimist geworden, und der Dichter beschränkt sich in seinen neuesten Werken nicht mehr darauf, die socialen Schäden der Gegenwart aufzudecken und eine scharfe Kritik an den bestehenden Verhältnissen zu üben, sondern er stellt der Welt positive Ideale vor Augen, denen sie zustreben soll.

Wie er in „Fruchtbarkeit“, dem ersten Theile der „Vier Evangelien“, der gesunden, natürlichen Vermehrung der Völker das Wort geredet und eine gewaltige Hymne auf die ewig fruchtbare Natur gesungen hat, so tritt er in seinem neuesten Werke, „Arbeit“, dem zweiten Theil der „Vier Evangelien“, als Verherrlicher der Würde und segensreichen Bestimmung der Arbeit auf. Die Arbeit soll in Zukunft nicht mehr wie bisher ein Fluch und eine Qual, sondern eine Freude und eine Quelle lauteren Glückes sein; dem gequälten Proletariat schlägt die Stunde der Freiheit, und in die bisher durch Classengegensätze zerrissene bürgerliche Gesellschaft zieht mit der gerechten Vertheilung von Arbeit und Besitz der Friede ein. Nicht durch Aufruhr und Revolution vollzieht sich diese Erneuerung der Gesellschaft, sondern durch friedliche Evolution der liebenden und denkenden Menschheit, und vor allem durch die Fortschritte der still aber unaufhaltsam am Glück der Menschen arbeitenden Wissenschaft. „Arbeit“ ist das idealistische Gegenstück zu Zolas naturalistischem Meisterwerk „Germinal“; der hinreißende Idealismus, der sittliche Ernst, die Größe der entrollten Bilder und die gewaltig wirkende Kraft der Darstellung lassen das Buch als eines der interessantesten Werke des großen Dichters und als bleibendes literarisches Denkmal der socialen Zustände und Bestrebungen unserer Zeit erscheinen. V.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Der Dichter versetzt die Leser in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, und wenn er dessen Schrecken um der historischen Treue willen auch nicht umgehen konnte, so stellt er ihnen doch Scenen von idyllischer Anmuth gegenüber, und über dem Ganzen ruht verklärend der Hauch echter Poesie. V.

Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul. Von Otto von Leitgeb. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Von einer vielumstrittenen Hafenfeste in Friaul nach dem noch in stolzer Blüte prangenden Venedig hinüberführend, entwirft die Dichtung Bilder aus der Zeit des Cinquecento, welche die Königin der Adria im alten Glanze neu erstehen lassen. Das gesellschaftliche und künstlerische Leben Venedigs, in dessen Mittelpunkte der große Tizian erscheint, entfaltet sich vor unseren Augen, und im Gegensatz zu diesen reich bewegten Scenen aus der großen Welt stehen die Schilderungen aus dem entlegenen Hafenstädtchen. Dem Idyll stellt der Autor Scenen von dramatischer Kraft gegenüber, und gern gewährt er auch dem fröhlichen Humor breiteren Raum. V.

Literarische Essays. Von Dr. Ernst Gnad. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1901.) Goethe, Deutschthum in „Hermann und Dorothea“, Schiller und die moderne Dramatik, Heinrich von Kleist und die Penthesilea, Gerhard Hauptmanns Märchendramen, Ada Negri und Gabriele D'Annunzio — das sind die Stoffe, die der geistvolle Essayist vornehm und gefällig zugleich behandelt. M.

Die „Los von Rom“-Bewegung in Steiermark. Von Pfarrer P. Bräunlich. (München. J. F. Lehmann. 1901.) Diese Schrift ist von reichstem Interesse für unsere Tage, sie behandelt die religiöse Bewegung unseres Landes und ihre hervorragendsten Erscheinungen, besonders zu nennen die Abschnitte über die Heilandskirche in Mürzzuschlag, über den Kindberger Kirchenstreit, über die Altkatholiken und ihren Seelsorger Ferk. Zwei kleine Karten von Steiermark, die eine von etwa Neujahr 1899, die andere von jetzt, Sommer 1901, geben ein anschauliches Bild von der überraschenden Zunahme evangelischer Pfarreien und Predigerstellen in diesem Lande. Nach wenig mehr als zwei Jahren sind aus 18 Orten, die für die evangelische Zukunft des Landes Bedeutung hatten, deren 50 geworden. Vor $2^1/_2$ Jahren waren acht evangelische Geistliche, jetzt sind deren 18. Die unzähligen evangelisch Gesinnten aller Stände nicht zu rechnen, sind in dieser Zeit in Steiermark rund 2000 Übertritte erfolgt. Was den religiösen Geist anbelangt, trifft der Ausspruch eines Grazers das Richtige: Die Religion war uns gleichgiltig und ist uns gleichgiltig, solange wir römische Katholiken sind, und wird uns wichtig, sobald wir evangelisch werden. M.

Ein Todtentanz. Von Hans Meyer. (Berlin. Neumann & Comp.) Das Werkchen besteht aus zwölf eigenartig gezeichneten, tief ergreifenden Bildern. „König Tod.“ „Mönch.“ „Einsiedler.“ „Wanderer.“ „Greisin.“ „Alter Mann.“ „Kind.“ „Mädchen.“ „Steinklopfer.“ „Holzknecht.“ „Schnitter.“ „Todtengräber.“ Wie zu all diesen Leuten der Tod kommt und sie mit sich führt. Eines der sinnigsten dieser Bilder: „Mädchen“. Sechs schöne Mädchen spielen Ringelreia, mitten im Kreise steht der Tod mit verbundenen Augen, der nach der Schönsten hascht. Oder: „Schnitter“. Während der mähende Arbeiter sich den Labetrunk gönnt, mäht ihn der Tod nieder. Die Darstellungen haben nichts Beängstigendes, vielmehr Versöhnendes und Beruhigendes, wie es in derlei Gegenständen Aufgabe der Kunst ist. — Die Bilder sind mit mehr oder minder gelungenen Gedichten versehen. M.

Napoleon I. in Venetien. Nach authentischen Daten von Henry Perl. (Leipzig.

Schmidt & Günther.) Der Verfasser hat über ein Jahrzehnt in der Lagunenstadt gelebt, und seine genaue Kenntnis des venetianischen Dialectes hat ihm Quellen erschlossen, aus denen bisher Ausländer so gut wie nicht geschöpft hatten infolge mangelnder Kenntnis dieses äußerst complicierten und seltsamerweise auch zu diplomatischen Actenstücken in Anwendung gekommenen Volksidioms. V.

Mit einem hervorragenden Bändchen eröffnet die **Hendel-Bibliothek** ihre neueste Reihe. Es ist der Roman von Multatuli (Ed. Douwes Dekker): „Die Abenteuer des kleinen Walther." Aus dem Holländischen von Karl Mischke. Dem Holländer folgt der ehrwürdige Walter Scott mit dem Roman „Das Kloster". Dann Schillers unsterbliches „Lied von der Glocke" in der Bühreneinrichtung des Wiener Hofburgtheaters, illustriert mit lebenden Bildern von Franz Freiherrn v. Dingelstedt. Musik von Lindpaintner. Herausgegeben und mit Vorbemerkung versehen von Paul Sonnekalb. Den Abschluss bildet das Charakterbild eines anderen internationalen Großen: „Camoens" von Friedrich Halm. Bühnenbearbeitung von Paul Sonnekalb.

V.

Büchereinlauf.

Aus dem Leben eines Glücklichen. Eine Erzählung von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Josef Roth.)

Doppelliebe. Novelle von Elisär von Kupffer. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Das Dombaufest zu Köln. Eine Erzählung aus den Octobertagen des Jahres 1880. Von Ernst Pasqué. (Breslau. S. Schottlaender.)

Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Ernst Pasqué. (Breslau, S. Schottlaender.)

Wie ich Radfahrerin wurde und anderes von Clara Anhuth. (Leipzig R. Maeder.)

Weiße Nächte. Märchen von Robert Heymann. (München. Verlag „Frührot". 1901.)

Xia. Weiteres vom Orient und Occident. Von Kerimée Hanoum. (Breslau. S. Schottlaender.)

Aus dem Herzen eines Thierfreundes. Von Karl Wartenburg. (Gera. Richard Kalb. 1901.)

Der Todsucher. Bluette in drei Aufzügen von Ludwig Berndl. (E. Pierson. Dresden. 1901.)

Edelwild. Drama in einem Acte von Franz Grundmann. (Friedland in B. Verlag des „Rübezahl". 1901.)

Der Lotse. Hamburger Drama in einem Act von Fritz Stavenhagen. (Hamburg. August Harms.)

Geträumtes und Erdachtes. Von Emmy Baudiss-Mercy. Mit einem Geleitwort von Felix Dahn. (Prag. Gustav Neugebauer. 1901.)

Frühling der Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. Herausgegeben und geschmückt von Richard Grimm. (Leipzig. R. Voigtländer. 1901.)

Aus zwei Welttheilen. Dichtungen von K. Dove. (Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei.)

Es werde Licht! Ein neues Lied vom Luther, von Tim Klein. („Schertlinghaus." Burtenbach bei Augsburg. 1901.)

Nicht rasten und nicht rosten! Jubiläums-Jahrbuch des Scheffelbundes für 1900. Geleitet von Oskar Pach. (Wien. Verlag des Scheffelbundes.)

Geschenke des Abends. Gesammelte Skizzen von Friedrich Bierlein-Allmona. (Wesel. Karl Hermann Düms.)

Jean Finot: Die Philosophie der Langlebigkeit. Aus dem Französischen von Alfred H. Fried. (Berlin. Hermann Walther. 1901.)

Die moderne Literatur in Gruppen und Einzeldarstellungen von Arthur Moeller-Bruck. 9. Band: Stilismus. (Berlin. Schuster und Loefler. 1901.)

Im Lande der Noth. Von Rosa Pomeranz. (Breslau. S. Schottländer. 1901.)

Evelyns Lehrjahre! Roman von Martin Bauer. (Breslau. S. Schottländer. 1901.)

Memoiren aus meinem Künstlerleben als Primadonna in Deutschland, Österreich und Italien von Elisa von Asztalos. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Im Verlage von C. G. Naumann in Leipzig ist das Werk **Gestalten des Glaubens**, Culturgeschichtliches und Philosophisches von Prof. Dr. Adalbert Svoboda, soeben in zweiter, stark vermehrter Auflage erschienen.

Evangelisches Erwachen im katholischen Canada. Von P. J. L. Morin. (München. J. F. Lehmann. 1901.)

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke. (Berlin. Martin Warneck. 1902.)

Bauer! Versichere auch dich! Von Konrad Walcher. (Villach. Selbstverlag des Verfassers.)

Verlag Max Spohr, Leipzig: **Enthaltsamkeit** und außerordentliche Bedeutung des sittlich enthaltsamen Lebens für unser eigenes Wohl, wie das der Allgemeinheit. Von Norbert Grabowsky. **Die Magenleiden und ihre Bedeutung.** Von Norbert Grabowsky. **Die Lösung der Welträthsel.** Ein Reformbuch aller Religion, Wissenschaft und Kunst. Von Norbert Grabowsky. **Kant, Schopenhauer und N. Grabowsky.**

Das Recht der Laien gegenüber den Aerzten. Von Magnus Schwantje. (Berlin. Hugo Bermühler.)

Das Bedürfnis größerer Sauberkeit im Kleinvertrieb von Nahrungsmitteln. (Frankfurt a. M. Fr. Mahlau & Waldschmidt. 1901.)

Deutsche Export-Revue. Herausgegeben von Adalbert Blom. Jährlich erscheinen 4 Hefte. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Heilkunde der Waldheilkraft. (Fichtenlohcuren.) Von Franz Hoffmann. (Felsenstadt Wekelsdorf, Böhmen.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“.

T. G., Graz. Wohlthätigkeit steht über den Parteien. Wenn eine gegnerische Partei einmal etwas wahrhaft Gemeinnütziges plant und thut, so kann man, ohne seinem eigenen Parteistandpunkte untreu zu werden, getrost und freudig mitthun. Ansonsten wäre es ja gegnerischen Parteien möglich, uns lahmzulegen. Sie brauchte nur das Richtige zu thun, um uns die Ausübung desselben unmöglich zu machen. Es darf auch nie den Anschein haben als geschähe das Gute, das wir thun, nur aus Trotz gegen andere Parteien. Eine solche Trutzpolitik und Trutzwohlthätigkeit ist läppisch und bleibt ohne Segen. R.

P. F., Feldkirch. Der Deutsche zeigt sich überall als Herrenmensch, nicht als Herdenmensch. Er macht nicht gerne gemeinsame Sache mit anderen. Er siedelte sich seit jeher nicht in geschlossenen Dörfern an wie andere Völker, sondern in Einzelhöfen mit scharf umgrenztem Eigen. Der Deutsche baut nicht große Städte und wo in deutschen Landen solche entstehen, spielen fremde Völkerschaften mit. Der Deutsche bildet nicht gern ein großes gemeinsames Reich, sondern gefällt sich in Kleinstaaten, in denen sich die Sonderheiten der einzelnen Stämme besser entwickeln können. Damit hängt nun auch das deutsche Dienstbotenelend zusammen; niemand will dienen, jeder sein eigener Herr sein. Die deutsche Uneinigkeit ist eine nationale Eigenschaft und entspringt dem persönlichen Freiheitssinne.

Zur Rettung Dalmatiens. Der „Heimgarten“ hat in einer Reiseplauderei (Jahrgang XXIV, Seite 762) erzählt, dass es in Ragusa — Türken gäbe. Darob sind croatische Blätter ganz außer sich, sie ziehen mit Spieß und Sporen aus, um den hochverrätherischen Reiseplauderer zu vernichten. Um dem großen Volke der Südslaven seinen nationalen Frieden und seine innere Ruhe wiederzugeben, sagen wir halt, dass es in Ragusa außer den Tabakskrämer-Türken keinerlei Türken gibt! Die Türken sind hinten in der Türkei — links um die Ecke. Die in Ragusa als Türken umhergehen, sind lauter verkleidete — Crawaden.

A. L., Wien. Es gibt jetzt nur eine Partei, die wirklich und stramm aristokratisch ist. Das sind unsere Socialdemokraten. Denn sie folgen blindlings ihren Führern und lassen sich von ihnen beherrschen.

J. H. Riesengebirge. Lesen Sie den Aufsatz „Vertragen sich Naturforschung und Kirchenglauben?“ von Wilhem Bölsche in der „Zeit“, 13. Juli 1901. Der todte, buchstäbliche Bibelglaube wird auch dort verurtheilt, die tiefe, symbolische Bedeutung und Kraft der Schrift aber nicht geleugnet.

J. A., Innsbruck. Solange man noch nicht schreiben und lesen konnte, war es schon deshalb angezeigt, Dichtungen in gebundener und gereimter Rede zu verfassen; solchergestalt blieben sie besser im Gedächtnis. Gebundene Büschel trägt man leichter als lose.

B. F., Wien. Wer sich auf sein Gedächtnis nicht verlassen kann, der muss besonders streng wahrhaftig sein in Wort und Leben, sonst ist des Widerspruchs kein Ende. Haben Sie denn ganz vergessen, was Ihr Schreiben vom 19. September 1900 enthält?

S. B., Berlin. Ich dichte wie ich kann, und Sie recensieren wie Sie wollen. R.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Juli 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

Und nun muss das Schelmenstück erzählt werden.

An Feierabenden, nach vollbrachtem Tagewerk, gieng Jakob gerne hinab in die Mädchenschule. Da gab's immer Schalkereien und Gesang und neckisches Geflüster. Auch andere Burschen der Nachbarshöfe fanden sich ein und thaten mit. Einmal sangen sie just aus der „Schönen Helena" das Abschiedslied des Königs Menelaus, da er nach Kreta geschafft wird, als Jakob eintrat. Ob er nicht etwa der Prinz Paris wäre, fragte ihn Helene schelmisch. Er verstand nicht und antwortete, er sei nie in Paris gewesen. — Sie betrachtete ihn glosend. Sie war schon im Reinen. Anstatt des andern wolle sie diesen nehmen. Denn einer der Hausler gebüre ihr entschieden. Hatte Sebald sie verstoßen, so wolle sie ihm dafür seinen Liebling rauben. Eine heroische Rache.

Und einfältig war er zum Küssen.

Auf ihre Ermahnung, artig zu sein, fragte Jakob, wie man denn das anfange? Statt aller Antwort blickte sie ihn verliebt an. Er schmunzelte, dass an seinen braunen Wangen zwei Grübchen entstanden. Dann drehte er mit zwei Fingern an dem Bartflöckchen herum, das über dem Mundwinkel stand und flüsterte ihr ins Ohr, sie möge ihre

Digitized by Google

Sachen zusammenpacken und an einem Frühmorgen oben beim Steinkreuz auf ihn warten. Das erstemal, als er so sprach, traute sie ihren Ohren nicht. Als er jedoch mit großer Ernsthaftigkeit versicherte, dass er wirklich den ganzen „Krempel" im Stich lassen und mit ihr in ein schönes Land ziehen wolle, umarmte sie ihn so plötzlich, dass er nicht mehr vorzubeugen vermochte und auf ja und nein sein Gesicht voll Puder hatte.

Und mitten im Sommer, da man glaubte, Jakob würde alle seine Hände hervorsuchen und arbeiten im Garten, auf der Wiese und auf dem Brandanger, sagte er zum Michel: „Sei so gut und schau einmal auf dem Hochkaser zu meinem Vieh, dass es was zu fressen hat. Ich werde die grüne Prinzessin entführen."

„Thust du's wirklich?"

„Hurra, hurra, hop, hop, hop, gehts fort im rasenden Galopp!" declamierte Jakob munter.

„Dem Lisele werde ich das nicht sagen dürfen?" neckte der Michel.

„Ich werde sie früher sehen als du."

Das steinerne Kreuz ist eine der alten Pestsäulen, wie man deren in der Gegend manche findet, als Buß- und Dankopfer aus Zeiten der Noth. Es steht am hinteren Raine, wo die Sesamböden aufhören und die Waldberge anheben. Von dort aus geht der Weg durch Forste und Strüppe, über Matten und Steinkare hinauf zum Bergjoch und jenseits desselben hinaus in das Rothwasserthal. An dieser Stelle also sind sie zusammengekommen, der Jakob und die Durassel. Es war noch die kühlfeuchte Morgendämmerung und in den Kesseln und Mulden von Sesam lag weißer Nebel. Ein paar Vöglein waren schon wach, sonst alles still und feierlich. So feierlich, dass Jakob, als er noch allein am Rain entlang gieng, den Hut abzog und seinen Morgensegen betete, wie ihm Mutter Kirchner einst gelehrt hatte und wie er stets that des Morgens, wenn er an die Arbeit gieng. Wegen der Arbeit, die ihm heute bevorstand, war ihm ein wenig unheimlich. Er hätte lieber auf der Wiese Heu gemacht, oder den Rest des Brandangers gerodet, auf dem er im Herbst Korn säen wollte. Aber — das heutige Tagewerk war nothwendiger. Das Halbsonntagsgewand hatte er an, wie sie es tragen auf Wallfahrten und weiteren Wegen. Sollte das doch eine Reise werden mit ihr — ins schöne Land! Dort an der Säule stand sie, den grünseidenen Mantel hatte sie von oben bis unten zugeknöpft und den Cylinder mit einer rothen Schleife unterm Kinn festgebunden. Das röthliche Haar umwucherte reich ihr Gesicht, das heute dem Jakob schmal und blass und schmachtend vorkam. Am Arm trug sie ihr Bündel, das Jakob ihr sofort abnahm und am Stock über die Achsel legte.

„Ich danke dir, mein Theurer", hauchte sie und hieng sich in seinen Arm.

„Nichts zu danken“, sagte Jakob und führte sie bergan durch Forst und Strupp.

Sie unterhielten sich nicht gerade schlecht unterwegs, aber auch nicht extra gut. In den ersten Stunden philosophierten sie. Der Mensch sei für Freuden erschaffen, darüber waren sie einig. Dann jedoch giengen die Meinungen auseinander. Jakob zählte zu seinen Freuden die milchende Kuh, den jungen Lindenbaum, den er vor dem Hochkaser gepflanzt hatte, und Kohlköpfe, recht schöne, große, buttergelbe Kohlköpfe. Die Durassel war verwundert, dass ein junger Mensch sich über solche Sachen freuen könne, sie wisse etwas ganz anderes. Sie warf Scheiter in den Ofen, aber es wollte nicht brennen. Sie brach Steinnelken und schmückte damit sein Knopfloch. „Das ist mein Hausorden, den verleihe ich dir in Gnaden. Verdient hast du ihn bisher nicht.“

Ihm fiel das Lisele ein, das trutzige. Wenn d i e so wäre! Nein — Kirschen, die selber vom Baum fallen, die lässt man liegen, und die ganz oben am Wipfel sind die besten. Als es heiß geworden war, schlug sie vor, auf der Matte zu rasten. Sie legte ihren Hut hin, lehnte ihr Haupt an seine Schulter, zupfte an seinem Ohrläppchen und fragte ihn, ob er das liebe. Er fand das Rasten verfrüht, da sie noch nicht müde wären. Die Durassel hatte immer mit ihrem Mantel zu schaffen, mit ihrem Haar, an ihren Schuhen und war schwer weiter zu bringen.

„Wohin führst du mich?“ fragte sie ihn liebevoll.

„Du wirst staunen!“ sagte er. „Denke zuerst gerade einmal ins Rothwasserthal, dort ist ein gutes Wirtshaus zum Ausruhen. Nachher fort in die schöne weite Welt.“

„Hast du Geld mit?“

„Wo frägt ein Liebespaar nach Geld!“

„Sei nicht geschmacklos, Jakob.“

„Ganz unbesorgt, Maid, wir haben nichts zu verlieren.“

„Alles ist mir recht, weiß ich nur, dass du mich liebst. Nicht wahr, Jakob?“

„Aber davon spricht man gar nicht“, wies er ernsthaft zurecht.

Damit war sie einverstanden. Der glühenden Liebesversicherungen hatte sie genug erfahren. Sie halten nicht lange warm. Stumme Liebe ist verlässlicher.

Es war schon hoher Mittag, als sie auf den Pass kamen, wo das Jochwirtshaus steht. Dieweilen Jakob vor dem Hause stand und in die schroffen Berge des Rothwasserthals hinüberschaute, an deren Scharten und Karen die Nebel hereinhiengen, hatte die Durassel sich im Wirtshause umgesehen. Es gefiel ihr und sie wollte gleich eine Stube aufnehmen. Dann setzten sie sich in das dumpfig mürfelnde Gastzimmer und bestellten zu essen und zu trinken.

Nun war in diesem Jochwirtshause ein junger, etwas verknitterter Mensch vorhanden. Der hatte noch keinen Schnurrbart und schon eingefallene Wangen. Hingegen war sein braunes Haar auf den Glanz gefettet und über den Ohren sichelförmig nach vorne gestrichen. Es war der Kaufmannssohn aus Oberbusch, Ladislaus, auch der schöne Lausel genannt. Jakob war mit ihm schon von einer lustigen Kirchweih her kameradschaftlich. Er genoss den Ruf eines lustigen, leichtlebigen Burschen jener Gattung, die Unglück im Spiel und Glück in der Liebe haben. Der nun machte sich bald an die neuen Gäste, und auf Jakobs Frage, wohin seine Reise gehe, gab er zur Antwort, das wolle er erst sehen. Einstweilen ruhe er sich über die heiße Mittagszeit im Wirtshaus aus. Die Wirtshäuser seien ihm nämlich zur Buße auferlegt worden. Im vorigen Jahre auf einer Wallfahrt habe ihm der Beichtvater aufgetragen, doch ja die schlechten Wirtshäuser zu meiden. So müsse er nun alle Wirtshäuser daraufhin studieren, ob sie schlecht oder gut wären. Zum Beispiel das Staudenhansel-Wirtshaus sei schlecht, da frage der Wirt gleich allemal vorhinein, ob man Geld im Sack habe. Solche Frage sei nachgerade sittenverderberisch, denn sie verleite zum Lügen. Das Jochwirtshaus hingegen sei gut, weil er diesmal keinen Credit brauche. Zum Belege dafür zeigte er seine gespickte Brieftasche auf. So fröhlich plauderte der Ladislaus, dieweil er aus großem Glas abgestandenes Bier trank und an einem Cigarrenstumpfe sog, der nicht recht brennen wollte. Er hatte sich der Durassel gegenübergesetzt; unter dem Tisch die Beine ausspreizend, über den Tisch vorgebeugt, so begann er der „fürnehmen Dame“ den Hof zu machen. Die Durassel ward sichtlich angeregt und zog sich für ein kurzes Weilchen auf die Stube zurück, um eilig Wangen und Augenbrauen zu restaurieren.

Während ihrer Abwesenheit sagte Jakob zum Ladislaus: „Freund, du könntest mir einen Gefallen thun.“ Dann rückte er nahe, um leiser sprechen zu können. „Ich bin eben daran, dieses Frauenzimmer über die Grenze zu befördern. Du weißt warum. Nit der Männer wegen ist es, aber der Weiber wegen. Bist eh' einverstanden, gelt? Jetzt, denk dir, ich hab' hart Zeit, hätt nothwendig auf der Alm zu thun. Sei fesch, Lausel, nimm sie mir ab und speditier sie weiter. Freut's dich, so kannst dich bezahlt machen. Von mir kriegst extra was.“

Der Ladislaus sann einen Augenblick, dann sagte er: „Es gilt. — Wohin soll ich sie denn bringen?“

„Wohin du willst. Nur recht weit fort.“

„Wenn ich sie aber dann nicht loskriege?“

„So gibst sie bei der Polizei ab. Ich hätt's auch so gemacht. Dann kommt sie auf den Schub in die Hauptstadt, wohin sie gehört. Ist's recht?“

„Recht ist's."

„Gut, dann hebe ich mich sofort auf die Socken. Vergnügte Reise!"

Als die Durassel in frischem Glanz wieder in die Gaststube zurückkam, war Jakob davon. Anfangs vergoss sie Thränen, dann klagte sie ihren Schmerz dem Lausel, gerieth in Zorn und versicherte, so grundfalsch wie diese Hauslerbrut sei nichts, von der ersten bis in die neunte Hölle hinab. Der Lausel pflichtete theilnehmend bei, tröstete sie und machte sich erbötig, ihr Ritter sein zu wollen. Hernach aßen und tranken sie miteinander und wurden so vergnügt, dass sie beschlossen, die Reise gemeinsam miteinander zu machen. Ladislaus gestand, schon lange vorgehabt zu haben, einmal in die Stadt zu reisen, diese gute Gelegenheit und liebenswürdige Reisegesellschaft wolle er sich nicht entgehen lassen. Er sei überhaupt im Begriff, endlich einmal recht brav zu werden. Dann beglich er die Zeche, gab der Kellnerin ein gutes Trinkgeld, nahm das Bündel seiner neuen Begleiterin an den Stock, ähnlich wie es früher Jakob gemacht hatte. Hernach machten sie sich auf den Weg niederwärts gegen den Rothwassergraben.

Und Jakob — als er hingieng über die grünen Matten — schlänkerte die Arme aus, wie ein befreiter Vogel, der die Flügel blädert. Aufkreischen musste er vor Lust, er konnte gar nicht anders. Allerdings fiel dann dieser Gang auf die Alm anders aus, als er sich gedacht hatte. — Er gieng über die Höhen hinan, einen Fußsteig entlang, der von Rinderklauen ausgetreten war. Erlbüsche und Wachholdergesträuche bedeckten den Berghang. Dazwischen gieng er hinan. Einen alten Wurzner begegnete er:

„Geht's hier recht nach der Rauschalm, wo die Sesamhütten stehen?"

„Recht geht's schon, aber weit ist's."

„Wie weit?"

„Kunnt's nit genau sagen. Wer gut geht, kommt früher hinauf."

„Dank schön für die Auskunft."

Gestrüppe, steiniger Boden und immer so fort. Dann begann kahler Almboden, von den Kuppen nieder flogen leichte Nebelschleier. Die ersteren kamen und verflogen, die weiteren Nachschübe waren dichter, dunkler und auf einmal fand Jakob sich in feuchten Nebel gehüllt. Nicht fünf Schritt sah er vor sich. Sachte kam auch die Abenddämmerung, die Jakob schon in der Almhütte zuzubringen gehofft hatte. Rascher setzte er seine Beine aus, die Viehsteige verzweigten sich, verloren sich, er schritt aufs geradewohl dahin. Im Nebel flackerte manchmal ein rother Schein auf, dem eine Art Röcheln folgte in der Luft. Im übrigen war es still, kein Lüftchen strich und der Nebel lag unendlich da. Es war so finster geworden, dass der Bursche über den ruppigen Rasenboden stolperte. Beim rothen Schein, der immer wieder auffflackerte, manchmal kurz und

scharf, manchmal sachte und matt, war es, als wandle er in einer kühlen, feuchten Glut dahin. Nie sah er einen Strahl, immer nur den Wiederschein, der auf Augenblicke alles durchglühte. Auf unbekannter Höhe, mitten in einer Wetterwolke. Jakob dachte nicht viel darüber nach, höchstens, dass es ihm hier immer noch lieber war als am Vormittag bei der Durassel. Er gieng und gieng. Seine Kleider waren feucht, obschon es nicht regnete.

Als er stundenlang umhergeirrt war in Nacht und Nebel, „die der Herrgott nur mit flüchtigen Streichholzzündern beleuchtete“, standen vor ihm im Feuerschein urplötzlich schwarze Riesengestalten. Es waren Schirmtannen. Bei den nächsten Schritten in der Finsternis prallte er an die Hüttenwand. Aber die rechte war es nicht. Einer jener Bretterschoppen war es, in welchen das Bergheu gesammelt und aufbewahrt wird. Er tastete rings um die Wand und kam zum Thürchen. Es war halb offen. Er kroch hinein und grub sich ins Heu, dass nur der Kopf frei blieb. Und wie er sich wohlgemuth dachte: das macht sich ja und morgen werd' ich die Richtige schon finden! Da vernahm er vom andern Winkel her ein Geräusch.

„Wer ist da?“ rief er mit scharfer Stimme.

„Das habe ich gerade auch fragen wollen“, antwortete es drüben.

„Ich gehe zu den Almhütten hinauf und will hier schlafen“, sagte Jakob.

„Wohl auch ein Tourist?“ fragte jener drüben mit merklichem Behagen. Vielleicht war es ihm lieb, in dieser Bergeinsamkeit eine mitfühlende Seele gefunden zu haben.

Jakob stutzte. Es war ihm, als kenne er die Stimme.

„Tourist? Nein, ich nit. Ich geh' nur hinauf nachschauen,“ antwortete er.

„So, Sie sind von der Gegend,“ sprach der in der Ecke und begann Missmuth zu entladen: „Na, ich muss schon sagen, etwas gastfreundlicher wenn euere Senninnen wären, das ist ein indolentes Volk. Mit der Stallgabel hat mich so eine Hexe bedroht, da drüben in den Hütten, als ich um Nachtquartier ersuchte. Und das nennt man Bauerngemüthlichkeit. Wenn sie wirtschaftlich zugrunde gehen, diese Hottentotten, so geschieht ihnen recht!“

Diese Stimme! Diese Stimme! musste Jakob immer denken. Es war ihm, als habe er diesen Laut oft schon mit Widerwärtigkeit empfunden. War es nicht — sann er weiter und spannte seine Erinnerung an — war's nicht auf Finkenstein? Gottsheilig und wahrhaftig ja, das ist der Frank, das ist der durchgegangene Gutsverwalter Frank! — Der lang Verfluchte und Gesuchte, dort in der Ecke liegt er. — — Was ist jetzt zu machen? Jetzt heißt's gescheit sein. Allein kann er mit ihm

nicht anbinden. Und während er Helfer sucht, fliegt der Geier ab. Locken muss man ihn, locken mit Hühnern. Aber die Stimme verstellen. Und lügen, was das Zeug hält.

„Bei der Schoder-Hütte sind Sie wohl nicht gewesen?“ fragte er mit leicht verstellter Stimme, eine schalkhafte Lüsternheit spielend. „Wer ein gutes Nachtlager sucht, der muss bei der Schoder-Hütte vorsprechen. Die Schoder-Sennin, die versteht auch einen kleinen Spass, wissen Sie. Allgemein bekannt.“

„Hat wohl auch eine Stallgabel?“ fragte jener angeregt.

„Haben thut sie schon eine. Hat aber die Spitzen umgebogen und Haken daraus gemacht, zum Angeln — verstehen Sie?“

„Wo ist denn diese Schoder-Hütte?“

„Gar nicht weit von der Rauschalm — gleich dahinter. Na, mir ist's gleich, und jetzt will ich schlafen.“

Jakob sagte kein Wort mehr, schlief aber nicht, sondern lauerte. Der andere hatte sich ein paarmal umgedreht im knisternden Heu, dann war er ruhig und fieng an zu schnarchen. Und Jakob wachte. Jetzt, dachte er, wenn mir der Spitzbub nicht auskommt, kann's eine Wendung nehmen. Beim ersten Tagesschimmer wollte er auf und davon, um Leute zu holen. Aber wo findet er ihrer? Wo sind die Hütten? Der Riesleut-hofer soll jetzt seine Hütte eindecken auf der Rauschalm. Da sind sicherlich Männer oben. Oder könnte man's nicht allein wagen? — Der Bursche hieng diesem Gedanken lange nach, kam aber doch zum Entschluss, Helfer zu suchen, die ihn festnehmen. Eher als erwartet, begann durch die Bretterfugen der Morgen zu schimmern. Jakob kroch aus dem Heu hervor, in dem er ganz trocken geworden war. Den andern hörte er tief schnarchen. Leise mit aller Vorsicht kroch er über das gehäufte Heu, es war schon so licht, dass er ihn liegen sah. Aber der Mensch lag auf dem Bauch, das Gesicht aufs Futter gelegt, dass es nicht zu erkennen war. Er war angekleidet, hatte die eine Hand auf dem Rücken liegen, die andere an der Seite. Wenn man — fiel dem Jakob ein — ihm die Hände jetzt auf den Rücken bände, während er schläft? Aber wenn er's am Ende doch nicht ist! — Mit dem Knie griff der Bursche aus und schwang sich noch näher hin, so nahe, dass er genau den Kopf und das rothblonde Haar sehen konnte, und das eine Ohr mit dem platt-gebogenen Oberrand. Er war es, der Frank! Er war es ganz bestimmt. — Jakob hörte auf zu denken und begann zu handeln. Leicht ergriff er am Schlummernden die Hand, die auf dem Heu lag und bog sie sanft und sachte über den Rücken hin. Einmal zuckte sie. Er wartete ein Weilchen und lauerte, ob der Mann fest weiter schliefe. Dann nahm Jakob neuerdings die Hand und legte sie sachte, ganz sachte kreuzweise über die andere. Sie blieb liegen, wie er sie hingelegt. Nun löste Jakob

seinen Leibriemen los, steckte ihn sehr vorsichtig unterhalb der Hände durch, schlang ihn um sie, schnallte ihn ein und zog langsam aber sicher zusammen. Der Schlummernde zuckte mit den Armen. Jakob zog den Riemen mit scharfem Ruck fest, der Mann schnob, bewegte sich, wollte sich aufrichten — aber die Hände waren auf den Rücken gebunden, Jakob drückte ihn ins Heu zurück und sagte: „Guten Morgen, Herr Frank!"

Die Augäpfel des Erwachten drehten sich um sich selber über. Die Überraschung war so gewaltig, dass er in ein Wimmern ausbrach, welches bald in ein Schnauben grenzenloser Wuth übergieng. Rasend arbeitete er, um los zu kommen, die Arme renkte er sich aus, der Riemen blieb fest. Seinen mit Eisen beschlagenen Bergstock sah er in der Hand des Feindes. Als er Jakob erkannte, seinen Erbfeind seit jeher, stieß er einen schrillen Laut aus, ein abscheulicher Fluch konnte es gewesen sein. Jakob verstand ihn nicht und fragte auch nicht nach. Dann gab der Gefangene sich einstweilen auf und sagte kein Wort mehr. Er war eine zu praktisch angelegte Natur, um nicht zu wissen, dass in solcher Lage Geschrei und Widerstand zwecklos ist.

Der Morgen war sonnig, die Berggipfel ragten klar und scharf in den Himmel auf. Bei der Hüttenthür heraustretend, wollte Frank sich hinter her ducken. Da sagte Jakob: „Bitte, mein Herr, nach Ihnen! Sie müssen vorausgehen und so gut sein, mir den Weg nach der Rauschalm zu zeigen. Und sollten Sie etwa davonlaufen wollen, so kriegen Sie Ihren eigenen Stecken an den Kopf. Heut bin ich der Verwalter."

Noch andere Scherze fielen ihm ein, die er aber nicht zur Anwendung brachte, er wollte die polizeiliche Würde wahren, die ihm so unerwartet zugefallen war. Frank war in einem braunen Touristenanzug, am Lodenhut eine hochgeschwungene Hahnenfeder. Auch einen Rucksack hatte er bei sich gehabt, der war einstweilen im Heuschoppen geblieben. Wie ruhig schritt er dahin, als hätte er das beste Gewissen. Aber seine Gedanken und Augen zuckten hin und her, um die Möglichkeit zum Ausreißen zu erspähen. Doch er erwog, welcher der beiden im Berglaufen wohl geübter sein mochte und versuchte nichts, sondern gieng gefügig den Rauschalm-Hütten zu.

Diese lagen bald vor ihnen, am Fuße einer steinigen Kuppe. Bunte Herden mit ihrem Geschelle belebten den Hochboden. Auf einem der Hüttendächer saß ein Mann und nagelte Bretter fest. Ein anderer stand auf der Erde und reichte sie ihm hinauf. Das war der Riesleuthofer.

„Nit schlecht, dass gleich der Gemeindevorsteher da ist," rief ihm Jakob zu. „Da bring' ich einen Herrn, der ins Zuchthaus g'hört, bisher irrthümlich frei herumgegangen ist und Leut' betrogen hat. Oha!" Das letzte Wort galt dem Frank, der plötzlich einen Seitensprung ge-

macht hatte, gegen den Berghang hin. Jakob hatte ihn schon am Arm erfaſst und hielt ihn fest. Sie führten ihn in die Hütte, wo er sich auf den Trog eines Schleifsteins setzen sollte. Der Riesleuthofer setzte sich an den Herd, der Zimmermann mit den bockigsteifen Lederschurz auf die Bank, der Hochkaserer, wie Jakob genannt wurde, auf einen umgestürzten Kübel, und das Gericht begann. Jakob erzählte die Geschichte vom ungetreuen Verwalter auf Finkenstein. Sie machten nicht viel Umstände, sondern verurtheilten den Gutsverwalter Lebrecht Frank zu zwei — Gendarmen. Nach diesen wurde sofort ein Halter hinabgeschickt nach Rothwasser. Den Delinquenten wollten sie mit Milch und Brot bewirten; da er solches Mahl aber nicht eigenhändig zum Munde führen konnte, die angebotene Löffelzufuhr Jakobs aber zurückwies, so wurde nichts draus. Dann haben sie ihn in einen Stall gesperrt.

„Das hast wohl fein angestellt, Hochkaserer! Das hast tapfer gemacht!" lobte der Vorsteher.

„Wenn's aber der rechte nit ist?" gab der Zimmermann zu bedenken, „wenn's ein falscher ist?"

„Grad weil's ein falscher ist, ist's der rechte!" lachte Jakob, der freilich allen Grund hatte, gut gelaunt zu sein. Sollte er an diesem Tage der Gerechtigkeit einen Dienst geleistet und seinem Compagnon Sebald Hausler das veruntreute Gut vermittelt haben, so durfte er nun füglich auch an seinen eigenen Vortheil denken.

Vor der Riesleuthofer-Hütte war ein Auflauf entstanden. Alle Halter und Almerinnen der Hütten waren zusammengekommen, den Eingefangenen zu sehen, der umso interessanter war, als niemand recht wuſste, welches Verbrechen er begangen hatte. Nur eine der Almerinnen war nicht zu sehen, und sie hatte doch so nahe von ihrer Hütte her, die dort auf der Matte stand. Jakob hatte sicher erwartet, sie werde kommen und seine Heldenthat bewundern, vor der er selbst erstaunte. Lob war ihm sonst zuwider, er fand Genüge am Werk allein; aber diesmal dürstete er nach Beifall aus ihrem Munde, schier als ob er seiner Sache nicht ganz sicher wäre. Aber das Lisele kam nicht herüber. So fand auch er es nicht für nöthig, mit einem Besuche bei ihr sich zu beeilen. Er wollte thun, als ob er wichtigere Dinge zu verrichten hätte und schleppte sich ein paar Stunden lang mit der ungeheuersten Langweile herum, bis er jähling mit großen, schnellenden Sprüngen über den Moorboden hinlief und vor ihr stand.

„Mädel, jetzt bin ich da! Aber, so lang' mir doch dein Pratzerl her und sag': Grüß' dich Gott, mein Schatz!"

Sie barg ihre Hand unter die Schürze und that trutzig. Auf seine schalkhafte Anfrage, ob sie keinen Melker und Käser brauche, antwortete sie, er wäre nicht der erste, dem sie mit der Stallgabel den Weg zeige.

Und sie sei so schlimm, weil sie halt nicht zu der grünen Nähterin in die Schule gegangen wäre. So tränkte sie ihm sein damaliges Verbot ein. Ihr derbes Gehaben machte ihn schier zaghaft, und erst als er demüthig und kleinlaut vor ihr dastand, wurde sie zuthunlicher und fragte ihn, ob er Hunger habe.

Da kam von der Riesleuthof-Hütte ein Halter gelaufen. Der Hochkaserer möchte doch schnell hinüber gehen, es seien die Gendarmen da und sie wollten den Gefangenen frei lassen, denn es wäre nicht der richtige, es wäre ein ganz anderer! — Als Jakob hinüberkam, hörte er aus der Hütte schon die laute, wüthende Stimme. Der Verwalter ward just verhört, und wenn er vorhin stumm und dumpf hingebrütet hatte, so entwickelte er jetzt eine mächtige Beredsamkeit, um sich zu rechtfertigen und seine Entrüstung gegen den gewaltsamen Überfall und den bübischen Eingriff in seine persönliche Freiheit auszulassen. Er habe sich über den beispiellosen Schurkenstreich anfangs gar nicht fassen können, nun aber verlange er selbst das Gericht, um beweisen zu können, dass er nicht Lebrecht Frank heiße, niemals Gutsverwalter auf Finkenstein gewesen wäre, sondern der Johann Krenn, Grundbesitzer an der Grübau an der Lehm sei. Er wäre ins Gebirge gegangen, um Jungvieh zu kaufen, und wie man in dieser Gegend arglose Wanderer bei Nachtzeit meuchlings überfällt, das werde noch Aufsehen machen im Lande.

„Mit dem haben wir uns geschnitten!“ munkelte der Zimmermann dem Riesleuthofer zu, und dieser war dafür, den Mann sofort frei zu lassen. Da kam Jakob, schaute dem Verwalter Frank, dem rothhaarigen Menschen, in sein von feinen Blutstriemchen durchzogenes Gesicht und sagte mit aller Sicherheit: „Nur zum Gericht mit ihm, ich fürcht' mich nit. 's ist der Frank, der uns mit dem Geld durchgegangen ist.“

Der Gefangene wandte sich an den Bauer: „Herr Gemeindevorstand — diesem verrückten Menschen gegenüber verliere ich kein Wort —, ich mache nur aufmerksam, dass Sie Unannehmlichkeiten haben werden!“

Sagte der Zimmermann: „Aha, jetzt redet er schon anders. Jetzt verlangt er nit mehr zum Gericht.“

„Nur fort mit ihm,“ sagte der Riesleuthofer zu den Gendarmen. Diese fesselten ihn regelrecht und führten ihn thalwärts gegen Rothwasser.

— — —

Hätte Jakob mit seinem zweiten Besuch in der Lindwurm-Hütte sich etwas mehr beeilt, so würden sie nicht so in der eitlen Nacht haben nebeneinander sitzen müssen auf der Bank vor der Thür. Zum Glücke war die Luft mild und stand am Himmel der weiße Mond, der das junge Paar nicht aus den Augen ließ. Das Lisele schien soweit ausgesöhnt zu sein, hatte nichts dagegen, dass er seine Finger in die ihrigen

verschlungen hielt. Er erzählte ihr mancherlei aus dem Sesam herauf, besonders aber die Auswanderung der grünen Prinzessin und nun die Abfassung des Gauners Frank. Den letzteren Bericht behandelte er ausführlicher als den ersteren, und es war die Rede vom Schlosse Finkenstein, von Sebald Hausler und seinen Sonderbarkeiten.

Das Lisele hob den Athem, als ob es etwas sagen wollte — that's aber nicht.

„Was wollt'st du sagen?" fragte er und lehnte seine Achsel an die ihrige.

„Aber du drückst mich ja ganz auf die Seite," beschwerte sie sich. „Was ich sagen wollte? Ich hab' dich schon lang' einmal fragen wollen, Jakob, wie stehst du denn eigentlich mit dem Sebald Hausler? Ist das dein Bruder, oder wie?"

Der Bursche antwortete: „Lisele, mir ist's recht, dass wir davon reden. Aber denk' dir, wie das närrisch ist: Ich weiß selber nichts rechtes. Es ist etwas, aber ich kann nit drauf kommen. Er hat oft angefangen darüber zu reden, ist aber allemal stecken geblieben. Er kann's nit sagen, oder will's nit sagen — ich komm' nit drauf. Zuerst hat er mich als Kutscher aufgenommen, nachher auf Finkenstein — das muss ich dir einmal alles genau erzählen. Dass er mich an Kindesstatt angenommen hat, hab' ich dir schon gesagt. Weil ich ein Findelkind bin. Das einemal haben wir uns wie Vater und Sohn angeredet, nachher wieder als Brüder, und so. Ich kenn' mich selber nit aus, weiß kaum, wer ich bin und wie ich heiß'. Hausler oder Kirchner oder wie. Meinetwegen, ich bin halt **ich** und nix weiter. Gelt! Gelt, das ist spassig! — Wie noch das Vermögen da war, hat er für mich gesorgt, und jetzt sorg' halt ich für ihn. Er hat ja sonst niemand. Sein Vater lebt noch, ist aber ganz mit ihm übers Kreuz, weißt."

„Sag' mir, Jakob, hast du ihn gern?"

Da gestand er: „Es ist ein Fehler von mir. Er hat mir's gewiss gut gemeint. Aber — es geht gegen meine Natur. Er ist so ganz anders. So ganz anders ist er. Ich versteh' ihn nit und er mich nit. Und doch wieder das Erbarmen. Er ist halt krank und wird mit Jahr und Tag schlechter. Und sonst auch — wie's halt geht, wenn einer verdorben worden ist. Schon in der Jugendzeit. Und wieder andere verdirbt. Kein Vertrau'n kann ich haben. Ist eine Zeit gewesen, wo er hat Gutes thun wollen und ist allemal zum Schlechten gerathen. Ist grad, als ob er alles thät anstecken. Ein lauteres Elend mit ihm."

„Ist es wahr, dass er den Herzschwamm hat?" fragte das Mädel.

„Ins Arbeiten haben wir ihn bringen wollen," entgegnete Jakob. „Ich hab' gemeint, das Arbeiten könnt' ihm gut thun. Aber wenn's halt widerwillig geschieht, hilft's auch nix. Nur dass er mir den Brandanger rodet."

Darauf sie: „Das hab' ich mir gedacht. Just wie du's gesagt hast, so hab' ich mir's gedacht. Mir ist es gar nit recht, dass du neben seiner bist."

„Das macht mir soweit nix. Mich macht er nit besser und nit schlechter als ich bin. Schon eher deinetwegen. Muss dir's wohl sagen, Lisele, das damals auf der Haferfuhr, das kann ich nit vergessen!"

„Fürcht' dich nit, ich derwehr' mich! Lang wird er's wohl eh nimmer machen?"

„Es kann auch eine andere Veränderung nehmen," sagte Jakob. „Wenn er jetzt etwan sein Geld wieder kriegt, dann geht er ja fort — ins Stadtleben, wohin er gehört, und wir zwei," der Bursche legte seinen Arm um ihren Nacken, „wir zwei sind allein, Lisele — ich wart' schon hart auf dich." Er lispelte ihr's ins Ohr.

Jetzt stand auf ihr wieder das Trotzköpfel: „Was denkst denn eigentlich? Hast mich schon einmal ernsthaft gefragt, ob ich dich gern hab'?"

„Ist nit nöthig, weil ich's eh weiß," antwortete er ganz gelassen.

„Wenn du's schon für gewiss sagst, so wirds auch richtig sein," gab sie ebenso gelassen bei. „Ich bin dir mein Lebtag lang gut gewesen."

„Dein Lebtag lang kennst mich ja gar nit," lachte er.

„Ich kenn' dich mein Lebtag lang. Einen Mann, den ich gern haben kunnt, hab' ich mir nie anders vorgestellt als du bist. — So, jetzt weißt es und jetzt geh! Gute Nacht!"

Da war er doch verblüfft. — „Geh? Gute Nacht? Aber Lisele! Wenn du mich gern hast, wie kann denn das sein?"

„Morgen, wenn die Sonn' scheint, reden wir weiter."

„Da braucht's keine Sonn' und braucht's kein Reden . . ." hauchte er mit stockendem Athem, mit heißem Athem, und suchte ihr Haupt an seine Brust zu drücken. Da stand sie rasch auf und sagte scharf und bestimmt: „Bübel! Wir stehen heut' nit anders miteinander als gestern. Wenn wir im Herbst zueinander in die Kirche gehen werden, will ich dir die Treue mitbringen — verstehst du? Will dir jetzt nit untreu werden mit dir selber. Wirst froh sein später, wenn du weißt, dass du dich auf mich verlassen kannst."

„Aber schau, Lisele," schmeichelte er, „wir haben uns ja schon versprochen."

„Versprochen, aber nit gegeben!"

Sie huschte in die Hütte und schlug hinter sich die Thür ins Schloss. Jakob war nicht der Mann, sich von dem ersten Misserfolg abschrecken zu lassen. Er wartete ein Weilchen ganz ruhig, dann kniete er

auf die Bank und zwängte den Kopf zum engen Fensterchen hinein. Es gieng bis knapp an die Achseln und weiter nicht. Sie drinnen im Gefühle ihrer Sicherheit packte ihn an beiden Ohren, drückte ihr Gesicht an das seine und gab ihm einen herzhaften Kuss. Dann gieng sie in ihre Nebenkammer. Der Bursche zog seinen Kopf mit den heißen Ohren und Lippen zurück. Also, kein Erbarmen! — Er gieng zur Nachbarshütte, suchte auf dem Heu ein Lager und schluchzte vor Freude und Ärger.

Der Mond lächelte vergnügt. —

Am andern Morgen war auch Jakob vergnügt. Erstens, weil er gut geschlafen, und zweitens, weil er ein so tapferes Mädel hatte. „Schön Dank, Lisele!“ rief er noch zu ihrem Fenster hinein. Sie ahnte es wohl, das war der Dank für die geschlossene Thür, und in ihrem Herzen war es freudig.

Jakob hüpfte thalwärts, frisch wie eine Gemse, seinem Hochkaser zu. Dort im Stall war der Michel und fütterte das Vieh. „Ist der Bruder da?“ fragte Jakob hastig.

„Bruder Anton ist gestern nach Oberbusch übersiedelt. Denke dir, er hat dort schon zwei Patienten.“

„Aber den Sebald meine ich doch! Eine Neuigkeit für ihn. Den Frank haben wir!“

„Den Frank habt ihr? Und den Sebald suchst du? Aber der ist ja gar nit da. Der ist ja fort!“

„Wie fort? Wo fort? Wann fort?“

„Wir haben doch gemeint, dass er euch nach ist, dir und der Grünen?“

Die Stube war leer. Auf dem Tisch der Milchtopf, im Winkel ein paar schiefgetretene Stiefel, in der Lade alte Wäsche und Schriften. Obenan lag ein Blatt, flüchtig und wirr geschrieben:

„Es ist nichts. Der Apfel fiel zu weit vom Stamm. Also, auch hier betrogen. Und von wem? Es ist klar, klar, klar. Wenn du zu einer andern Todesart zu — bequem bist. Sebald Hausler, nun kannst du dich todt *lachen*. Das *letztemal* sterben, lachend. — Aber vorher Rechnungsabschluss Hausler und Compagnie.“

Als Jakob diese Zeilen gelesen, war ihm unheimlich zumuthe. „Wir müssen eilig dran, ihn zu suchen,“ sagte er und der Michel stellte sich dazu bereit.

Als im Baue des Hochkaser alles durchspäht war, suchten sie im Schachen, in der Schlucht, auf dem Brandanger. Dort stak der Spaten im Rasen und reckte seinen Stiel quer auf. Sie fragten in allen Häusern von Sesam, sie fragten in Oberbusch, im Rothwasserthal, in Gug, im Schlosse Finkenstein umher. Sie muthmaßten, dass er von der Verhaftung

Franks gehört und sich beim Kreisgericht eingefunden haben könnte. Aber nirgends eine Spur von Sebald Hausler. Auch Anfragen bei Herrn Leo Hausler in der Hauptstadt ergaben keine Anhaltspunkte.

Dann ließ man amtlich suchen mit Gendarmen, mit Steckbriefen und öffentlichen Kundmachungen. Hernach stand in den Zeitungen zu lesen, dass Herr Sebald Hausler sich im Kreisgericht Riedburg einfinden möge, zu einer bevorstehenden Gerichtsverhandlung gegen einen Johann Krenn, recte Lebrecht Frank, gewesenen Gutsverwalter auf Finkenstein. Alles vergebens. Hausler erschien nicht und keine Spur von ihm war zu erforschen. Die Leute schüttelten ihre Köpfe und riethen nur noch auf die Wassertümpel. Der alte Lindwurm ließ dem Jakob sagen, so lange, als dieses Geheimnis nicht aufgeklärt sei, müsse die Hochzeit verschoben werden. Da gieng es dem jungen Hochkaserer heiß und kalt über den Rücken — das erstemal im Leben.

Jakob wurde zur Gerichtsverhandlung in Riedburg vorgeladen. Dabei kam allerhand zur Sprache, im übrigen gieng es ziemlich einfach her. Lebrecht Frank wurde verurtheilt zu acht Jahren Zuchthaus. Von einem Ersatze der Veruntreuung auf Finkenstein keine Rede. Außer etlichen hundert Kronen Tagesschulden besaß der Mann — nichts.

Im Herbst kam ein Urlauber aus der Hauptstadt zurück nach Sesam. Der erzählte, er hätte den Sebald Hausler gesehen. In einem Unterhaltungslocal der Vorstadt. Die grüne Lehrerin habe er bei sich gehabt, auf dem Kopf schief gesetzt einen hohen Cylinder, im Mund eine lange Cigarre und in einem Auge ein Zwickglas. Jakob meinte, nun könne man wohl das Suchen einstellen und die Hochzeit veranstalten. Da kam eine andere Nachricht. Professor Dr. Berthold schrieb an seinen Bruder Michel über einige Familienangelegenheiten und wusste nebenbei auch etwas von dem verschollenen Hausler. Der sei in eine Irrenanstalt geworfen, eines Tages aus derselben entflohen, in die Wohnung seines Vaters, des alten Rentiers Leo Hausler gedrungen. Dort habe er die Jagdflinte ergriffen und, weil der Alte abwesend, auf dessen Marmorbüste geschossen. Die Kugel sei zurückgeprallt an seinen eigenen Hals, habe die Schlagader verletzt, so dass der unselige Mensch noch an demselben Tage gestorben sei.

Näheres hat man nie erfahren können. Den Tod des Mannes bestätigte auch das Gericht, dieweilen Jakob, der Hochkaserer, eine behördliche Zuschrift erhielt mit der Frage, ob dieser die Erbschaft seines Adoptivvaters Herrn Sebald Hausler antreten oder darauf verzichten wolle.

Der Hochkaserer bestätigte seine Verzichtleistung mit der eigenhändigen Unterschrift: Jakob Kirchner. — —

Die Doppelhochzeit war vorüber. Jakob mit seinem Lisele war zeitlich auf den Hochkaser gegangen. Michel mit der Seinigen aus

dem Riesleuthofe hatte einstweilen die Hinterstube im Lindwurmhof bezogen.

Die Verwandten saßen noch beisammen, träge, übernächtig und übersatt. Die Männer mit gerötheten Augen und hängenden Schnurrbärten, beim Sprechen lallend, beim Schweigen rülpsend. Aber zum Heimgehen schien es ihnen doch noch zu früh. Die Weiber drängten dazu, und weil das nichts half, so lehnten sich einige an die Wandwinkel hin und duselten ein.

Ein paar noch Regsamere saßen in der Nebenkammer. Sie hatten Karten gespielt und als das langweilig wurde, angefragt, ob nicht Bier vorhanden sei. Es waren der Mediciner und der Philosoph. Sie nahmen nun die Ledermappe vor mit Sebald Hauslers Tagebuchblättern. Diese hatten ihnen schon manchen „Spaſs" gemacht.

„Man sollte sie eigentlich drucken lassen," meinte Dr. Anton.

„Unsinn," brummte Professor Berthold.

„Natürlich, weil dieser Sebald an sich ein Unsinn war. Doch, unseres Schwagers Jakob halber. Der hat ja einen ganzen Roman durchgemacht. Vor dem darf man Respect haben."

„Allerdings, dem Schwächlichen entgegengestellt — der reine Übermensch."

„Wenn du die besondere Gefälligkeit hättest, Bruder, den Übermenschen aus dem Spiel zu lassen — ja? Ich sehe keinen. Bisher sind sie alle gehenkt worden. Schwager Jakob that, was wir auch thun — redlich arbeiten. Das hat ihn immun gemacht. Könnte im Buche ausgeführt werden zu Nutz und Heil."

„Die Moral hübsch abgesotten, wie deine Apothekertränklein."

„Also zu Schad und Unheil, wenn du willst. Das wäre eine Arbeit für dich."

„Danke ergebenst," sagte der Philosoph.

„Ich meine, für einen Literaturprofessor, der Sinn für Unsterblichkeit hat."

„Na — für einen Mediciner wäre das allerdings nichts. Aber das Geserres möcht ich hören! Dieser giftige Sebald Hausler mit seinem Herzschwamm. Und das grüne Frauenzimmer! Und etwa gar ein Doctor Berthold mit seinem ††† Übermenschen! Wäre denn nicht zu fürchten, daſs sie auch die frommen Seelen anstecken könnten?"

„Ich würde nur beantragen," sagte der Mediciner, „als Warnung auf das Titelblatt den Todtenkopf."

Johanniskäferchen.

Eine Sage aus den österreichischen Alpenländern von **Andrea Maria Birnbacher.**

In einem kühlen, schönen Thale stand eine große Mühle. Das Wasser des breiten Baches wurde eine Strecke oberhalb abgeleitet in einen ruhigen Canal, der dann die Räder trieb und später wieder in den Bach zurückgeführt wurde. Auf der kleinen Insel, die von den beiden Wasserarmen gebildet wurde, standen alte Bäume mit breiten, dichtbelaubten Ästen.

Da war's immer kühl, auch an den heißesten Tagen; vom Wasser wehte frischer Hauch, und von ferne klang das Stampfen der Räder, das Donnern der herabstürzenden Wassermassen.

Es war so recht ein Platz zum frohen Genießen; Tische und Bänke standen auf der grünen Wiese bereit, und an schönen Mai- und Juniabenden kam auch stets eine fröhliche Gesellschaft aus der Stadt herausgezogen. Denn der Wein des Müllers war sehr gut, und seine junge, schöne Gattin verstand es, die Fische, die der Bach lieferte, und das Wild aus dem anstoßenden Wäldchen gar schmackhaft zu bereiten.

Die Tische wurden dann mit weißem Linnen überdeckt, darauf standen alle die guten Gerichte, und der Wein glänzte in schweren Krystallflaschen. . . .

Die Müllerin schmückte die Tafel mit Blumen aus ihrem Garten, und auf den Baumzweigen wiegten sich rothe und blaue Laternchen, die sie magisch beleuchteten.

Das wurde nun ein frohes Treiben. Die Gesellschaft bestand aus jungen Männern der Stadt mit ihren Frauen und Schwestern und Freunden. Die waren alle voll überquellender Lebenslust und dachten nur daran, wie sie die schöne Jugendzeit nach Möglichkeit genießen könnten.

Die schöne Müllerin bediente. Sie trug die Gerichte herbei und schenkte den goldigen Wein in die Gläser. Und sie trank auch selber mit. Silbernes Lachen ertönte, die Augen blitzten und grüßten mit zu, dann stimmte wohl jemand ein Lied an, alle fielen ein, und der Gesang klang jubelnd hinaus in die Nacht, eine Botschaft allen einsamen Wanderern von Lebenslust und Glück.

Oder einer aus der frohen Schaar spielte zum Tanze auf, und auf dem weichen Rasen unter dem Laubzelt der Bäume wirbelten die

hellen Gestalten im flackernden Schein der Glühlämpchen. Dann und wann flog wohl ein Pärchen gar weit dahin, bis es erhitzt innehielt, sich allein sah in dem grünen Dämmer, und um sich abzukühlen, wandelten sie noch tiefer in die dunkeln Gänge hinein, in die nur hie und da bleicher Mondesschimmer fiel. Wenn dann der Tänzer seine glühende Partnerin an sich zog und auf den rothen Mund küsste — — war das Sünde?

Es gab aber Menschen, denen dieses Tafeln und Singen und Tanzen großes Ärgernis schien.

Am anderen Ufer des Baches, an der Berglehne, stand ein Kloster, das einer Gemeinschaft von Bettelmönchen gehörte.

Abends kamen die Brüder von ihren Bittgängen in den Dörfern heim und brachten dem Prior die gesammelten Gaben. Sie leerten ihre Säcke vor ihm aus und er musterte den Inhalt. Wenn er das trockene Brot, die kümmerlichen Kartoffeln, die paar Eier und das bisschen Butter sah, dann runzelte er finster die Brauen.

Durchs geöffnete Fenster klang das Lachen von der Mühle herüber. Da hob er den Arm empor und klagte über die sündige Menschheit, die für fromme Brüder nichts übrig hatte, aber ihr Hab und Gut in lasterhaftem Treiben verprasste.

Im Abendschein nahm er sein Brevier und schritt hinaus, um auf einem einsamen Spaziergange zu beten. Da sah man die hohe, massige Gestalt in der braunen Kutte den Bach entlang wandeln und eifrig im Buche lesen. Aber nicht einmal diese fromme Stunde blieb dem Prior ungestört.

Er murmelte lateinische Worte vor sich hin, — da drang ihm feiner Bratenduft in die Nase. Er blieb stehen und sog den Duft mit Wehmuth ein! Wahrhaftig, Rebhühner!

Wie lang war's her, dass er solche gegessen hatte. Ha! Da lief einem ja das Wasser im Munde zusammen. Die schöne Müllerin könnte ihm auch einmal solche zukommen lassen. Na — vielleicht ließ sich das bei der nächsten Gelegenheit einflechten.

Er stand und blickte mit Sehnsuchtsaugen auf die Insel hinüber! Dann raffte er sich auf: „Oh, diese Sündhaftigkeit, — diese Sündhaftigkeit!"

Hob voll Ärgernis die Arme zum Himmel empor und versenkte sich wieder in sein Buch.

Nach einer Weile zog's ihn doch zur Insel zurück: „Ich muss das böse Treiben ansehen, damit ich umso besser dagegen wüthen kann".

Die Müllerin goss gerade aus einer hohen Kanne Wein in die Pokale! Das war gewiss von dem guten Rothen, den der Müller nur

besonderen Gästen gönnte. Oh, das war ein Wein! Der Prior spitzte die Zunge und legte die Hand auf die Brust, als schlürfe er ihn ein.

Nur mühsam riss er sich wieder los. Aber immer verfolgte ihn das Lachen und Singen und die frohe Tanzmusik. Da wirbelten diese verderbten Menschen dahin, — — wie fest sie sich umschlungen hielten!

Er spähte neugierig hinüber, sein Brevier war vergessen, so sehr hatte ihn heiliger Zorn erfasst. Er sah einzelne Paare unter den Bäumen dahinwandeln, immer tiefer ins Dunkel hinein, bis dann wieder an einer mondbeglänzten Stelle. die hellen Kleider aufleuchteten. Und gerade an einer solchen Stelle mussten zwei sich küssen, — er konnte genau den zarten Nacken des Mädchens sehen, das sich zurückbog, ihre schlanken Arme, die sich um den Geliebten legten.

Die Lippen hielt sie seinen entgegen — er beugte sich herab und küsste sie, nicht einmal, — nein — wieder und wieder —

Der Prior stand auf den Zehenspitzen, vornübergebeugt, um ja nichts zu verlieren von dem Anblick. Seine Augen funkelten — ob das auch heiliger Zorn war? — sein Athem gieng rasch —

Armer Prior! Wie schrecklich, wenn man ausgeht, um in tiefer Andacht zu beten und wird durch solchen Teufelsspuk gestört.

Bis in die Träume hinein verfolgten ihn die bösen Bilder. Er schnalzte mit der Zunge, weil er von den herrlichen Rebhühnern träumte, und spitzte dann den Mund, denn nun erschien ihm in Gestalt eines holdseligen Engeleins ein Mädchen und er streckte ihr die Arme entgegen — natürlich nur in tiefer Demuth und Verehrung. — —

Und so gieng's ihm Tag für Tag, — alle Abend, wenn er sein Brevier betete, wurde er gestört, — er hätte zwar einen anderen Weg einschlagen können, um sich von Versuchung zu bewahren, aber er war so großmüthig, sich ihr auszusetzen, nur um nach gründlichem Studium des Lasters durch eine umso feurigere Bußpredigt die Menschen auf die rechte Bahn zurückzuführen.

So kam die Pfingstzeit heran. Am letzten Sonntag vor dem Feste hatte er in beweglichen Worten von dem schrecklichen Laster der Völlerei gesprochen.

„Meine lieben Brüder in Christo! Hütet euch vor dem Teufel und seinen Versuchungen, denen ihr leider zu oft erliegt. Hütet euch vor Völlerei! Wie oft bahnt sich der schreckliche Feind den Weg zu eurer Seele durch euren Magen! Lebet einfach! Statt dass ihr euer Geld hinwerft für sündhafte Gelage, opfert es dem Herrn und seinen Dienern — — u. s. w."

Er erwartete sich, da er auch die Höllenstrafen in schlimmen Farben geschildert hatte, für die Festtage wenigstens einen recht guten

Braten und ein Fässchen Wein. Das war ihm die Müllerin schuldig, der er in der letzten Beichte auch gehörig zugesprochen hatte.

Aber als die Brüder am Samstag abends von ihrem Sammelgang heimkehrten, da brachten sie nur ein paar magere Hühnchen, ein kleines Tönnchen Wein schickte die Müllerin auch wirklich, aber es war saurer Landwein. Da stieg im Herzen des Priors der heilige Zorn empor, wie noch nie. Sein Antlitz glühte, seine Augen blitzten, er reckte die Arme und drohte zornig mit den Händen nach der Insel hinüber. Dann unternahm er einen Spähergang am Bachufer entlang.

Würden die Lasterhaften auch heute, am heiligen Vorabend des Festes, sich nicht abhalten lassen? Richtig, da saßen sie ja schon um den Tisch herum und pokulierten.

Das Fastengebot hielten sie zwar ein, aber dafür hatte die Müllerin die schönsten Fische aufgetischt.

Die Leutchen waren heut noch toller als sonst. Die Becher klangen aneinander, der Wein floss über, ein frohes Lied ertönte nach dem andern, dann sprang ein Geselle auf, holte eine Fiedel, setzte sich auf den Tisch hinauf und begann aufzuspielen; und hin wirbelten die Paare.

Da tanzte ein schlanker Bursche mit der schönen Müllerin. Wie die Röcke flogen, wie die Wangen glühten, wie sie die volle Brust in seinen Arm hineinpresste! Dem Prior auf seinem Aufsichtsposten wurde ganz heiß.

Er schlich über das kleine Brückchen, das auf die Insel führte und verbarg sich dann im Gebüsch.

Da kam die Müllerin mit ihrem Tänzer daher; er hatte den Arm um ihre Taille gelegt und flüsterte ihr heiße Worte zu! Ihr Athem flog, als sie ihm lauschte.

Dann machte sie sich plötzlich los und stieß heraus aus übervoller Brust: „Ach was, und wenn's auch Sünde ist — ich hab' dich lieb!“ Und sie flog auf den Burschen zu, warf die Arme um seinen Hals und küsste ihn in wilder Leidenschaft.

Da wurde es dem Prior zu arg. Das war zu viel! Wie oft hatte er der Müllerin in der Beichte zugesprochen, sie sollte sich nicht zu den leichtfertigen jungen Männern halten, lieber Trost und Beistand bei frommen Brüdern suchen.

Er konnte seinen Zorn nicht mehr bemeistern und sprang mit dem Aufschrei: „Sündige Brut!“ hervor.

Die Beiden schrien auf und flohen.

Er eilte ihnen nach auf die Festwiese hin, so dass die tanzenden Paare erschreckt auseinander stoben, sprang auf den Tisch hinauf und sprach, das Kreuz seines Rosenkranzes in der Hand emporhaltend, einen schrecklichen Fluch:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, dessen Fest ihr schändet; ihr habt nur Sinn für die niedere Lust des Lebens, kriecht sündhaft auf der Erde, anstatt eure Gedanken zum Himmel zu erheben. Darum sollt ihr nun in Kröten verwandelt werden. Die Mühle aber soll zerfallen, der ganze Platz gemieden werden als eine Stätte böser Geister, und an lauen Sommernächten sollen eure Stimmen unheimlich erklingen als Mahnung für andere Menschen."

Sprach's, und weil ihm die Stimme zu fehlen drohte, denn er hatte mit aller Macht geschrien, ergriff er einen Pokal und trank ihn auf einen Zug aus. Dann kehrte er befriedigt heim.

Die armen, aufgestörten Leutchen standen wie erstarrt und konnten sich nicht vom Platze rühren; langsam schrumpften ihre Glieder ein, sie wurden kleiner und kleiner, nahmen eine häßliche Farbe an, und als der Pfingstmorgen strahlend aufstieg, da hüpften eklige Kröten auf dem Festplatz umher und stießen klagende Töne aus. —

Da wär's nun um die Armen schlecht bestellt gewesen, wenn nicht — —

Und das kam so.

Noch ein anderer frommer Mann hatte das Treiben mit Interesse beobachtet, und das war kein geringerer, als der heilige Petrus. Wenn er auf seinem Posten vor der Himmelsthüre saß und auf Seelen wartete, wurde ihm oft die Zeit lang, denn sie kamen sehr spärlich. Hin und wieder ein altes Mütterchen, oder ein alter Mann, eine gottselige Jungfrau, auch nicht mehr in den ersten Jahren — oder ein Kind. —

Die andern alle, die hübschen Frauen und stattlichen Männer, zogen auf der Höllenstraße dahin.

Das war nun für den guten, alten Petrus recht traurig, er sah lieber gar nicht hin und wandte seine Augen lieber der Erde zu. Da war ihm auch die frohe Tafelrunde auf der Müllerinsel aufgefallen, und manchmal gieng ihm gar sein Pfeifchen aus vor lauter Hinsehen. Es war ja auch zu toll.

Er schmunzelte immer wieder über die Leutchen und sein liebes Gesicht strahlte vor Wohlwollen. Manchmal schüttelte er aber auch erstaunt und unzufrieden den Kopf, wenn's gar zu übermüthig zugieng und brummte vor sich hin: „Sind nicht zu bessern diese Menschen, nicht zu bessern."

Auch unseren Prior faßte er ins Auge und trotz heiligem Eifer gefiel ihm der nicht recht. Er drohte ihm gar manchmal mit dem Finger: „Na, warte du!"

Auch am Abend vor dem Pfingsttag saß Petrus auf seinem Posten gar einsam; keines von den Engeln oder Heiligen hatte heute Zeit, ihm

Gesellschaft zu leisten, denn im Himmel war große Putzerei. Die Engerln flogen geschäftig bei der Himmelsthüre aus und ein und schüttelten ihre großen Tücher aus. Der Staub fiel auf die Erde hinab, — — senkte sich auf Bäume, Sträucher und Wiesen, dass sie aufleuchteten in hellen Farben.

Im Vorbeifliegen nickten sie ihm zu, dann brachte ihm eines einen Teller mit frischgebackenem Festgebäck, einen Krug mit Wein dazu und ließ ihn wieder allein. So hatte er Muße, sich der Beobachtung zu widmen. Er schüttelte immer wieder und wieder den Kopf, es wurde ihm auch ein bisschen zu toll. Als er gar sah, wie die Müllerin den Burschen küsste, da sprang er zornig auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, dass es dröhnte: „Ah! das ist denn doch — Na, wartet nur" — Da erstarb ihm das Wort im Munde, und er blieb unbeweglich stehen; so verblüfft war er über das Auftreten des Priors. Erst als der seinen Fluch beendet hatte, kam wieder Leben in den Alten, aber nun war es zu spät. Nun konnte er den Fluch nicht mehr ungeschehen machen, denn gegen etwas, was im heiligen Zorn im Namen Gottes geschehen war, hatte er keine Macht.

Als er sah, wie die jungen Gestalten da unten sich in Kröten verwandelten, wurde ihm aber ganz traurig zu Muthe.

Sündhaft war ihr Treiben ja gewesen — besonders das mit der Müllerin — na — aber — solche Strafe hatten sie doch nicht verdient.

Ja — aber was war nun zu thun? —

Und der Heilige versank in tiefes Sinnen, die Krapfen und den Wein rührte er gar nicht an, so sehr nahmen ihn die Gedanken gefangen. Erst als die Engerln herausgeflogen kamen, um die Sterne auszulöschen, riss er sich los.

Denn nun war ihm ein Einfall gekommen. Ganz gut machen konnte er nicht mehr, aber doch ein wenig helfen. Dann warf er sich schnell in sein Sonntagsgewand, denn es begann das Fest im Himmel. Erst gegen Abend konnte er sich losmachen. Bei der Tafel, als Gott Vater recht gütig aussah, da hatte er ihn um Erlaubnis gebeten, den Armen helfen zu dürfen. Gott Vater hatte sie ihm gewährt, denn der heilige Petrus ist ihm einer der liebsten.

Und so vertauschte der heilige Petrus sein Festkleid mit dem Pilgermantel, nahm einen Stock in die Hand, ließ sich den Heiligenschein befestigen und stieg auf die Erde hinab, direct auf die Insel zu.

Da bot sich ihm ein trauriger Anblick. Noch stand die gedeckte Tafel, auf der die Überreste der Speisen verdarben, und um sie herum hüpften eklige Kröten. Die Mühle lag finster und todtenstill.

Der Heilige rief die Kröten an sich heran, und sie saßen um ihn herum und glotzten zu ihm auf.

„Meine Lieben," begann er, „Strafe habt ihr verdient, das ist gewiss, aber — der Prior hat's doch ein bisschen zu arg gemacht. Widerrufen kann ich den Fluch nicht mehr, aber unser lieber Herrgott hat mir erlaubt, dass ich euch eine schönere Gestalt verleihe. Ich hab' mir schon was ausgedacht für euch. Alle Jahre, wenn die Maienzeit kommt und die lauen Nächte, dann sollt ihr zu einem kurzen, aber frohen Leben erwachen. Als leuchtende, kleine Käferchen sollt ihr da zwischen den Büschen herumtanzen, dass sich die einsamen Wanderer freuen an euch, so wie sie sich an eurem Lachen und Singen erfreut haben.

Unser lieber Herrgott will ja gar nicht, dass auf seiner schönen Welt alle traurig herumgehen, als hätte er ihnen das Lachen nicht geschenkt. Wenn die Menschen jung sind, sollen sie sich des Lebens nur freuen, können ja trotzdem noch gute Menschen sein. So, lebt wohl!"

Und als er die Arme hob, da verschwanden ganz plötzlich die ekllen Kröten und zierliche, leuchtende Käferchen umtanzten den Heiligen.

Eine Zeit lang sah er dem Spiele zu, dem Wirbeln und Leuchten im Busch und auf der Wiese und nickte befriedigt.

Als er dann heimwärts gieng, da sah er über die Brücke ein Liebespärchen kommen. Als das Mädchen die tanzenden Lichtchen erblickte, blieb es überrascht stehen: „Schau nur, schau, als ob die Sterne vom Himmel gefallen wären."

Da nickte der Heilige befriedigt und freute sich! So sollte es sein. Und mit einem frohen Lächeln kehrte er in den Himmel zurück.

Allabendlich tanzen nun die Leuchtkäferchen auf der verlassenen Insel, sie funkeln an den Büschen wie Diamanten und liegen wie Sterne am Wiesenrand.

Die Pärchen aus der Umgegend gehen am liebsten dorthin. Die Mädchen haschen nach den Würmchen und setzen sie sich ins Haar und die Burschen bewundern sie dann in ihrer Pracht. Und wenn ein Wanderer auf der nächtlichen Straße dahinzieht, so bleibt er wohl einen Moment lang stehen und freut sich über die zierlichen, leuchtenden Pünktchen im Gebüsch. „Johanniskäferchen" nennt sie das Volk, weil sie um Johanni herum ihr tanzendes Treiben beginnen.

Auch zum Kloster hinab fliegen sie und umgaukeln den Prior auf seinen abendlichen Spaziergängen. Aber er mag sie nicht leiden.

Denn entzückend sind die Johanniskäferchen anzusehen, wenn man die Liebste im Arm hält, oder einsam dahinwandelnd von ihr träumt, — aber wenn man alt und mürrisch ist und kein Verständnis hat für Jugendglück, dann hat man auch kein Auge mehr für dieses anmuthige Spiel der Natur.

Nun gar, wenn man ein solcher Prior ist! — — —

Seel-Weck.

Ein Geschichtlein aus dem obern Mühlkreis von **Louise Seidl-Derschmidt.**

Ein einsames Häuslein auf fahler Herbstwiese, ein kahler Kraut- und Kartoffelacker, worauf nackte Strünke und welke Blätter als Rückstand der Ernte liegen geblieben sind, einige besenartige Mostäpfelbäume daneben, etwas ferner der immergrüne, ansteigende Fichtenwald, durchsetzt von Granitfelsengruppen — so lag das Heim des „Wetzelsberger Hans" auf einer der welligen Hochflächen des Mühlviertels.

Der Hausvater weilte aber nicht daheim, der war den ganzen Sommer über „drenta der Donau" beschäftigt als Maurer. In der engen, ärmlichen, doch sauberen Stube seines Häusleins aber wohnte ein düstrer unheimlicher Gast, der sich einen bleibenden Platz hier suchen wollte — die Sorge.

Man merkte zwar den rothbackigen, zahlreichen Kindern nichts an, welche im bunten Gewimmel die Stube füllten — aber desto schwerer drückte sie auf das Gemüth des noch jungen Weibes, welches mit einer Flickarbeit beschäftigt war und der sechzehnjährigen Tochter nebenbei Anweisungen gab.

„Du musst schon angreifen, Nani," sagte sie, „siehst ja wohl, dass ich krank bin und nicht kann. Jetzt bring' die Erdäpfel in den Keller, dann weichst die Wäsche ein, dass d' am Abend waschen thust — und danach putz' das Geschirr von Mittag und lass' mir fein kein' Ruß am Pfandl!"

„Ja, Mutter."

„Und schau, dass d' heut noch die Stuben hinauswaschen magst. Leicht kriegen wir allerhand Leut' herein, dann soll's doch sauber ausschauen."

„Wer soll denn kema, Muatta?"

Die Ältere fragte es und die Jüngeren horchten auf. In mannigfaltiger Form gieng nun die Wiederholung der Frage aus neugierigem Kindermunde:

„Wer kommt denn?"

„Fragt's nicht! — Sind übrigens heilige Tage zu erwarten, da muss man doch ausputzen! Morgen ist Allerheiligen-Fasttag, da könnt's ihr Kleinen um Seel-Wecken gehen."

Darob herrschte großer Jubel.

Die Sitte des „Seel-Wecken"- oder „Allerheiligen-Stritzel"-Spendens ist beim Landvolke noch sehr gebräuchlich, zumal an der Grenze gegen

Baiern, wo unsre wahrhafte Geschichte spielt. Es ist ein Act des Wohlthuns und der Nächstenliebe, den ich trotz des Geschrei's der Weltverbesserer nicht missen möchte, welche über das „Bettelvolk" schimpfen.

Geben ist seliger als Nehmen.
Wer viel hat, gebe demjenigen, der wenig hat.
Was ihr dem Geringsten meiner Brüder thut,
Das sehe ich an, als wäre es mir selbst gethan.

Bethätigt nicht das Volk durch seine Brotspenden an Arme auf das schönste diese frommen Sprüche, welche wohl in aller Mund, aber nicht in aller Herzen sind?

Käme dieser Brauch ab, wie es der Wunsch mancher ist, die von Armut nur nach dem Hörensagen wissen, wie schwer träfe man da die armen Leute!

Es gibt kinderreiche Familien, welche den ganzen Winter an dem Brotvorrath zehren, der ihnen zu Allerheiligen gespendet wird. Werden die vielgestaltigen Wecken, Stritzeln und Laibchen gleich hart — in der Suppe und in der Milch erweichen sie schon wieder — und überdies macht hartes Brot gesunde, weiße Zähne.

So giengen auch des Wetzelsbergers Kinder am frühen Morgen des Allerheiligen-Fasttages von Haus zu Haus und sagten ihr Sprüchlein:

„Thät recht gar schön bitten um einen Seel-Weck!
I bitt um ein langen — ein kurzen kann i nöt glangen.
I bitt um ein weißen — ein schwarzen kann i nöt beißen."

Das weiße Leinensäckchen dick gefüllt, kamen die Kleinen des Abends wieder heim, die Wangen vom scharfen Herbstwind wie Äpflein geröthet, die Stimmen ein wenig heiser vom „Seelweckbitten".

Doch als sie fröhlich ins Zimmer stürmen wollten, wehrte es ihnen die große Schwester schon an der Hausthür.

„Stad seid's — und heraußt bleibt's! D' Muatta is krank und der Doctor is bei ihr drinn."

Das Mädchen führte die kleinen Geschwister schluchzend in ein Kämmerlein und hieß sie ihre Brotvorräthe ablegen. Die erst so muntern Kinder hockten nun scheu und traurig nieder und wagten nicht, sich zu rühren.

„Der Vater kimmt a," erzählte Nani flüsternd, „i hab das Telegramm af d' Post tragen müssen, weil's g'fährli is. Aus is, was fangen wir an, wenn d' Muatta stirbt."

Da erschien in der Kammerthür ein Weib: „Nani, sollst einigehn!"

Und leise setzte sie hinzu: „Därfst nimmer verzagt sein, die größer' Gefahr is vorbei. Der Doctor sagt, wenn's obacht gibt, wird's schon wieder recht."

„Gott sei Dank!" sagte Nani, die Hände faltend und setzte flehend hinzu: „Bitt' Enk gar schön um Christi willen, Gasteigerin, thut's uns

mit der Zahlung zuwarten, wir haben kein' Kreuzer Geld im Häusl und der Vater — —"

„Sei nur stad, Dirndl, es wird nöt so schier! Wir machen enk kein' große Roat. Und dö Weiber von der Nachbarschaft, dö hab'n g'sagt, sö zahl'n z'samm für'n Doctor. Aber hiazt geh eini, kriegst a Menge Arbeit."

Als Nani ins Zimmer und ans Bett der Mutter trat, lächelte diese.

Die Gasteigerin aber legte dem Mädchen ein in Windeln gewickeltes Knäblein in die Arme und sagte ein wenig schelmisch:

„So, Nani, da hast auch einen Seel-Weck!"

In der Extrastube des nächsten Dorfwirtshauses war wenige Stunden später eine kleine Gesellschaft versammelt und unterhielt sich, wie gewöhnlich an den langen Spätherbstabenden, durch gemüthliches Plaudern.

Der Lehrer des Ortes, der Doctor, die „Herren von der Grenzwach", sowie die Frauen aller dieser waren anwesend.

Da kam die Wirtin mit der Nachricht:

„Jetzt sinds mit dem Kind da zum Taufen. So ein arm's, klein's Wuzerl. Der Wetzelsberger hat g'flennt, wie er mir's zeigt hat. Der arme Mann hat eh schon den Schübl daheim und doch sagt er, Gottlob, weil's nur gesund is und das Weib davonkommt." — Der weibliche Theil der Gesellschaft eilte gleich ins „Gastzimmer", um das „arme, kleine Wuzerl" anzuschauen, während einer der Lehrer sagte:

„Ja die Wetzelsbergerin, das ist ein ordentliches Weib. Die Kinder kommen rein und nett zur Schule, trotz der großen Armut — besser als von manchem begüterten Bauern- oder Bürgerhaus."

„Der Mann", fuhr die Wirtin fort, „kann nicht genug verdienen mit aller Müh' — schuldig sind's auch auf's Häusl, und seine Verwandten sind so hartherzig und neidig, dass sie ihm nichts geben, obwohl es ihnen gut geht. Ich will der Wetzelsbergerin jetzt alle Tage eine Suppe hinaufschicken. Ihr Dirndl soll's holen, wenn's von der Schul' heimgeht."

„Da thun wir auch was," rief einer von der Gesellschaft, „hier eine Krone für die arme Frau!"

Und er gab das Geldstück der Wirtin.

„Hier auch — und da auch — und da!"

So gieng's in der Runde der Stammgäste.

„Wetzelsberger!" sagte die Wirtin, als sie ins Gastzimmer zurücktrat, wo die Hebamme, der Vater und der Taufpathe des neuen, am Nebentische schlummernden Weltbürgers beisammen saßen, „Wetzelsberger, jetzt da schau her!"

Und sie schüttete das Häuflein Silber- und Nickelgeldes auf dem Tisch vor den Erstaunten, fast Sprachlosen. „Ja, dein ist's! Geh' nur hinein und bedank' dich bei den Herren."

„O du lieber Herrgott im Himmel, was gibt es doch noch für gute Leut'! Gasteigerin, jetzt mag ich dich auch gleich zahlen. Und der geistliche Herr hat mir auch nichts genommen für's Taufen, der Mesner auch nicht; hätt' eh nicht g'wusst wie ich's füreinand bring'."

Am nächsten Schultage nach dem Unterrichte giengen die Wetzelsberger Kinder fröhlich heim, trotzdem sie vollauf zu schleppen hatten an dem, was ihnen die Wirtin mitgegeben.

Das eine trug ein „Häferl" Krankensuppe, während die andern verschiedene „Binkerl" angehängt hatten, die von den gestern anwesenden Frauen aus dem Entbehrlichen des eigenen Haushaltes zusammengesucht worden waren: Esswaren, alte Kleider und Leinen für Windeln.

Als sie am Heimatshäuschen ankamen und mit leisen vorsichtigen Schritten das Krankenzimmer betraten, als sie die Gaben vor die erfreute Mutter hinlegten und Nani den Vater herzurief, der draußen Holz machte, sagte dieser:

„Kinder, seids dankbar unserm Herrgott und den Wohlthätern! Jetzt mögen wir schon wieder klöcken, und ich arbeit was ich mag, dass keine Noth einreißt und wir euer Brüderl aufbringen.

Und der graue Schatten der Sorge, welcher in dem Häuschen lange quälend geherrscht, schwand lautlos.

Wo Menschenliebe, Erbarmen, treuer Familiensinn und festes Gottvertrauen weilen, ist kein dauernder Platz für solche finst're Gäste.

Nietzsches Werk.

Von **Dr. Alois Riehl.**[1]

In den Schriften Nietzsches gibt sich die moderne Seele zu erkennen; jede ihrer Regungen spiegelt sich in diesen Schriften wieder, jede ihrer Stimmungen kommt darin zu Worte. Selbst die aphoristische Form, das Aufleuchten der Gedanken Nietzsches in Gestalt plötzlicher Eingebungen, erscheint wie ein Symbol der Hast und inneren Unruhe der Zeit und ihres Mangels an einheitlicher, geschlossener Anschauung der Dinge und des Lebens. Zwar bekämpft Nietzsche das moderne Bewusstsein in dessen wesentlichsten Richtungen, er stellt den Idealen der Zeit seine Gegenideale gegenüber; aber noch aus diesem Gegensatz heraus redet das moderne Bewusstsein. Die Waffen dieses „Kämpfers gegen seine Zeit" sind ihm von der Zeit selbst geliefert worden: der Atheismus Schopenhauers,

[1]) Aus der „Zukunft" drucken wir mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers diese klarste und hochherzigste Meinung ab, die wir über Nietzsche gelesen haben. Wir wollen dem starken, wenn auch irrenden Geiste im „Heimgarten" gerecht werden. Die Red.

Darwins Entwicklungslehre und, was man in der Philosophie den Positivismus nennt. Auch bekämpft man so leidenschaftlich nur, was dem eigenen Wesen zugleich entgegengesetzt und verwandt ist.

Eine Zeit lang hatte sich Nietzsche von den modernen Strömungen in Philosophie, Kunst und Politik ergreifen lassen. Er hat jede durchlebt, an ihr gelitten, sie bis an das äußerste Ziel verfolgt und sich aus allen befreit. Der Tiefe seiner anfänglichen Ergriffenheit entsprach die Plötzlichkeit, womit er sich losriss, und die Heftigkeit der schließlichen Gegnerschaft. Er begann mit schopenhauerischem Pessimismus und sah nur in der tragischen Kunst die Rettung vor der Verneinung des Willens und die Rechtfertigung des Daseins. Er schwärmte für Wagner und das „ältere" Griechenthum und setzte überschwängliche Hoffnungen einer „deutschen Wiedergeburt der hellenischen Welt" in das neue Deutsche Reich. Als eins der Werkzeuge dieser Culturerneuerung galt ihm die Zucht des preußischen Soldaten. Aus dieser Romantik seiner Jugend machte er sich mit jähem Ruck frei. Er wandte sich zur Aufklärung um und huldigte zeitweilig dem Geiste der Wissenschaftlichkeit. Im Erkennen schien ihm nun der Zweck des Lebens zu liegen, mit dem „großen Intellect" der Gipfel des Daseins erreicht zu sein. Nicht lange, — und er empfand, wie die Zeit selbst, Ungenügen am bloßen Wissen. Jetzt erst erwachte in ihm ein immer tiefer bohrender Argwohn gegen alle modernen Ideen, gegen deren Quellen und Grundlagen: das Christenthum, die herkömmliche Moral. Er hatte den „Weg zu sich selber" gefunden und dieser führte ihn immer ferner von den Zeitgenossen, über immer steilere Pfade, auf die einsamste Höhe — neben dem Abgrund.

Der Grundton der Philosophie Nietzsches ist schrankenlose, leidenschaftliche Liebe zum Leben; wie in die Farbe des Lebens selbst getaucht, erscheinen die Gedanken und Sentenzen dieser Philosophie.

Nietzsche verherrlicht das Leben, das große, mächtige, aufsteigende Leben, — das Leben, nicht nur, wie es war, wie es ist, sondern vor allem, wie es werden könnte, werden soll. Eine vornehme Rede seines „Zarathustra" lautet: „Was uns das Leben verspricht, das wollen wir dem Leben halten." Es hat im Alterthum einen Philosophen gegeben, den man den „zum Sterben Überredenden" nannte; Nietzsche ist der Philosoph, der zum Leben überreden will. Nichts ist vom Leben abzurechnen, nichts in ihm entbehrlich, am wenigsten aber das große Schicksal, das große Leiden; alles dient, alles soll zu seiner Steigerung und Erhöhung dienen. Hat nicht die Zucht des Leidens allein, des g r o ß e n Leidens, alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen? fragt Nietzsche. Der tapfere und stolze Muth, womit er das eigene Leiden ertrug und bezwang, beweist, wie ernst es ihm war mit dieser Wertschätzung des Leidens in der Gesammtschätzung des Daseins. Nietzsche kehrt den Pessi-

Digitized by Google

mismus der Lebensverneinung in den Heroismus der Lebensbejahung um; er ist der äußerste Gegensatz eines pessimistischen Philosophen. Er gibt dem Pessimismus das Thatsächlichste, worauf sich dieser beruft, zu, zieht aber daraus entgegengesetzte praktische Consequenzen. Gerade in den pessimistisch gedeuteten schlimmen Seiten des Daseins sieht er die stärksten Anreize, das Leben zu bejahen, tiefer zu erfassen, umfänglicher zu gestalten. Er will es, auch für sich selbst, immer schlimmer und härter haben und nicht ohne Gefahr leben. Die Freude, die Zarathustra auf Erden pflanzen möchte, ist die Freude des Schaffenden, nicht die des Genießenden, die Freude des Furchtlosen und Unerschrockenen, der das Leben ehrt, weil es ihm den größten Widerstand entgegensetzt. Mit Sucht nach Genuss oder Trachten nach Behagen hat sie nichts gemein. Nichts lag der Natur Nietzsches ferner, nichts ist auch seiner Lehre so fremd wie jede Art von Zügellosigkeit. Wer ihn anders versteht und das Gegentheil aus seinen Schriften heraushören zu können meint, hat ihn falsch verstanden, falsch gehört.

Mit dieser Verklärung des Lebens, diesem Lebensenthusiasmus Nietzsches hängt auch die aristokratische, individualistische Tendenz seiner Philosophie wesentlich zusammen. Nur der große Mensch vermag das große Leben zu ertragen, das Leben groß zu führen. Und soll das Leben gesteigert werden, so ist die höchste Entfaltung des Individuums die Vorbedingung dazu. Das Leben braucht zu seiner vollen Entwickelung die Vielheit der Typen, die Ungleichheit, den Unterschied des Ranges. Das „Problem des Ranges" erschien Nietzsche eine Zeit lang als das wichtigste Problem, als das Problem des Lebens selber. Nicht um Glück oder Behagen: um Macht und Rang wird der Kampf des Lebens gekämpft; das Princip des Lebens ist der „Wille zur Macht". Man muss den Willen haben, selbst zu sein, sich abzuheben, man muss, um es mit dem Worte zu sagen, das Nietzsche dafür geprägt hat: das „Pathos der Distanz" haben. Nietzsche prophezeit einen neuen Adel, eine kommende Aristokratie, nicht des Standes, noch weniger des Besitzes, sondern des Geistes und des Charakters. „Das Beste soll herrschen, das Beste *will* auch herrschen! Und wo die Lehre anders lautet, da *fehlt* es am Besten." In der demokratischen Nivellierung sieht Nietzsche das Zeichen des Niederganges, des Verfalles nicht bloß des Staates, sondern des Menschen; und da er überzeugt ist, dass die Grundsätze der herrschenden Moral die demokratische Bewegung begünstigen und sanctionieren, so bekämpft und verwirft er diese Moral. Sein Kampf gegen die Moral entsprang nicht einem Hass gegen die Moral, sondern seiner Liebe zum Leben.

Nietzsche will die Moral nicht einfach nur verneinen, er will sie überbieten, durch eine, wie er dafürhält, höhere Lebensordnung ersetzen.

Es war nicht die Absicht des aristokratischen Denkers, die Menschen von Zucht und Autorität loszubinden, Sitte und Sittlichkeit, im gemeinen Sinne des Wortes, abzuschaffen. Nicht hinter die Moral zurück: über die bisherige Moral hinauf will sein Weg weisen. Die schon sprichwörtlich gewordene „blonde Bestie“ ist nicht ein Ideal Nietzsches, sondern sein Symbol für den Menschen vor der Cultur, den Menschen der Natur, sein Symbol für eine prähistorische, prämoralische Thatsache; was ihm daran anziehend erschien, ist die noch ungebrochene Kraft der Natur, nicht das Bestialische dieser Natur. Rousseaus Ruf: Zurück zur Natur! verwandelt sich in seinem Munde und nach seinem Sinne in ein: Hinauf zur Natur! Wohl mag er im Ungestüm des Angriffes das Ziel überflogen haben; aber, was er eigentlich beabsichtigte, ist für jeden, der sehen will, deutlich zu sehen. Der Moral der Gleichheit, der „Sclavenmoral“, wie er sie nennt, stellt er seine Moral der Ungleichheit, des Privilegiums und der Rasse gegenüber; und diese „Herrenmoral“ wendet sich mit ihrer höheren Pflicht und Verantwortlichkeit nicht an die Menge, die „Vielzuvielen“, sondern an die wenigen Einzelnen und Auserwählten, die sich von der Menge abheben, über sie erheben Dass es noch darüber hinweg eine allgemein-menschliche Moral gibt, übersah Nietzsche. Er kannte nur die moralischen Anschauungen seines „einzigen Lehrers“ Schopenhauer, mit dem Mitleid als Triebfeder, dem allem Leben hohnsprechenden neminem laede als Grundsatz, und außerdem noch das Princip des allgemeinen Nutzens, der gleichen Wohlfahrt aller, das heißt: des Unrechts gegen die Ungleichen. Die Moral des durch die Vernunft autonomen Willens dagegen kannte er nicht. Das heißt: er wusste wohl davon, hatte sie aber nicht durchlebt. Eine „Umwertung aller Werte“ ist ein unmögliches, der Geschichte widersprechendes Unterfangen; in Wahrheit handelte es sich auch bei Nietzsche nur um eine Neuordnung der Werte.

In den Ernst und die Schwere seiner Betrachtungen mischt der Dichterphilosoph leichte, hohe Töne. Zu einem „Spiel der Gedanken“ wird ihm dann die Verkettung der Erlebnisse; die Nothwendigkeit nimmt die Maske der Grazie vor. Nietzsche will dem Dasein ästhetische Bedeutung geben, unseren Geschmack daran mehren. Die moralischen Urtheile verwandeln sich ihm unter der Hand in ästhetische Urtheile. Er will sich den „Anblick“ des Bösen nicht verleiden lassen. Und wenn er sogar den Wert der Wahrheit „umwerten“ möchte, so redet aus ihm die Vorliebe des Künstlers für die Illusion. Seinen Idealen gegenüber ist Nietzsche ohne allen Fanatismus.

Indem Nietzsche die Forderungen des Lebens immer höher trieb und den Blick auf künftige Möglichkeiten des Lebens hinausschweifen ließ, gerieth er zuletzt über die Grenzen der Menschheit hinaus. Auch

der größte Mensch musste ihm nun zu klein erscheinen, die aufs höchste gespannten Forderungen zu erfüllen, den Überreichthum jener Möglichkeiten auszuschöpfen. Nur ein übermenschliches Wesen vermöchte über alles Leid, alle Schwere des Lebens zu triumphieren und, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist", in seinem Selbst zu umfassen, ohne zu zerscheitern.

So entwickeln die wesentlichen Gedanken Nietzsches: der aristokratische Individualismus, die neue Herrenmoral, das Übermenschenthum, alle nur das eine Grundthema seiner Philosophie: die Verklärung und Vergötterung des Lebens.

Die Aufgabe des Philosophen, wie Nietzsche sie erfasste, verlangt, dass er Werte schaffe, Ideale schaffe, das Wohin? und Wozu? des Menschen bestimme. Nietzsches Ideal heißt der „Übermensch". Den Namen mag Nietzsche unbewusst von Goethe (der ihn zweimal gebrauchte) entlehnt haben; er selbst will ihn „vom Wege aufgelesen" haben. In seiner Philosophie hat der Glaube an den Übermenschen die Stelle des Gottesglaubens zu vertreten; er ist der eine der beiden Glaubenssätze Nietzsches und seine „höchste Hoffnung". Eine Art Begründung dafür entnimmt Nietzsche dem Darwinismus. Warum sollte die Entwickelung in der Natur beim Menschen haltmachen, warum muss der Mensch „die Ebbe dieser Flut sein"? Haben nicht alle Wesen bisher etwas über sich hinaus geschaffen? Erwägungen wie diese müssen sich auch Guyau aufgedrängt haben, der es beinahe selbstverständlich findet, dass die organische Entwickelung zu Lebeformen führen wird, ja, auf anderen Wohnstätten des Lebens schon geführt haben muss, die wir im Vergleich zu der menschlichen als göttliche bezeichnen würden. Zur Zeit der Conception des „Zarathustra" zeigt sich Nietzsche ganz erfüllt, ganz beseligt von dem Glauben an den Übermenschen, die Verkündung Zarathustras. Später, im „Antichrist", muss er diesen Glauben wieder verloren haben; hier ist der Mensch „ein Ende" und von der Überart des Menschen nicht länger die Rede. Wie von der Decke der Sixtina Gestalten, über das Maß des Menschlichen hinaus gesteigert, still und erhaben niederschauen, so zeigen sich in der Vision Zarathustras die künftigen Herren der Erde, die Übermenschen und Götter.

Nietzsche möchte die Entwickelung des Menschen zum Übermenschen abgekürzt, beschleunigt sehen; sie soll nicht der unmerklich langsamen und wie zufälligen Wirkung der natürlichen Zuchtwahl überlassen bleiben, sondern durch die auslösende Kraft eines übermächtigen, überwältigenden Glaubens planvoll herbeigeführt werden, — durch die Kraft des Glaubens an „die ewige Wiederkunft". In dem Kreislauf aller Dinge kehrt auch dieses unser Leben ewig wieder, dieses nämliche Leben: unser Leben — ein ewiges Leben. So lautet Nietzsches zweiter Glaubenssatz, die neue

Unsterblichkeitslehre und zugleich die „höchste Formel der Bejahung" des Lebens. Zwar irrte Nietzsche in dem Glauben, der erste zu sein, der diesen „mächtigsten" Gedanken, den Gedanken der Gedanken, wie er ihn nennt, gelehrt habe. Der Ursprung dieses Gedankens ist wahrscheinlich im Orient zu suchen und seit den Pythagoräern taucht er in der griechischen Philosophie immer wieder auf. Wohl aber ist Nietzsche der Erste, der von diesem Gedanken erschüttert wurde und mit ihm rang, bis er ihn sich „einverleibt" hatte und nun selbst nach ihm begehrte, als nach der „letzten und höchsten Bestätigung und Besiegelung" seiner Liebe zum Leben. Beweisbar oder auch nur in irgend einem Grade wahrscheinlich zu machen ist die „ewige Wiederkunft" nicht; aus der Bemessenheit der Summe der Kraft in Verbindung mit der Unendlichkeit der Zeit, worin Nietzsche ihren Beweis suchte, kann sie nicht gefolgert werden, weil auch der Raum unendlich ist. Aber mag sie wahr sein oder nicht: schon der Gedanke ihrer Möglichkeit genügt nach Nietzsche, den, der an sie glaubt, zu verwandeln. Die Frage bei allem, was wir thun: Ist es so, dass wir es unzähligemale thun wollen? ist das „größte Schwergewicht", das auf unser Handeln gelegt werden kann. Der Glaube an die ewige Wiederkunft schafft den Willen, jedem Augenblick unseres Lebens ewigen Gehalt zu geben. Nietzsche sieht schon im Geiste durch den neuen Glauben ein stärkeres Geschlecht gezüchtet werden und aus diesem den Übermenschen hervorgehen. Nur, wer sein Leben für ewig wiederholungsfähig hält, behauptet er, bleibe übrig; die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben. Der Glaube an die ewige Wiederkunft ist die Brücke zum Übermenschen, nur der Glaube an den Übermenschen macht den Gedanken der ewigen Wiederkunft erträglich; so hängen bei Nietzsche die beiden Glaubenssätze zusammen. Über seinen hohen Traum der Gottwerdung des Menschen vergaß der Philosoph, an die Gebundenheit alles menschlichen Lebens zu denken. Aber es ist nicht möglich, sich den Eindruck der religiösen Stimmung in der Zarathustra-Dichtung zu verschließen. Denn im Grunde war Nietzsche eine religiöse Natur; er war zur Ehrfurcht geneigt und opferte sich seinem Werke; auch noch sein Atheismus hat religiöse Farbe und Glut.

So berührt sich Nietzsche mit allen Tendenzen der Zeit, auch wo er ihnen entgegentritt oder über sie hinausstrebt. Die Geschichte des geistigen Lebens im letzten Drittel des Jahrhunderts kann nicht geschrieben werden, ohne dass man seine Schriften als unmittelbare Quelle zurathe zieht. Es ist leicht, seine Irrthümer zu sehen, ihm seine Widersprüche vorzuhalten, über die Schroffheit und Feindseligkeit mancher seiner Aussprüche Entrüstung zu zeigen; es mag auch nützlich sein, vor Missverständnissen zu warnen, und mehr noch, dem Missbrauch seiner Sätze entgegenzuwirken. Mehr und mehr aber wird man lernen, ihn aus dem

Ganzen seiner Anschauungen heraus zu verstehen: als den, welchen die Zeit nöthig hatte. Ihren Mängeln hält er seine Ideale entgegen. Er stellte ihr vor allem den Grundwert der Individualität, der starken, selbsteigenen Persönlichkeit, vor Augen und führte ihr die Gefahren des Gleichschätzens und Gleichmachens eindringlich zum Bewusstsein. Er, der Leidende, musste sie erst wieder Liebe zum Leben lehren, zu allem, was darin stark und groß ist, und gab ihr zugleich ein heldenhaftes Beispiel dieser Liebe. Die Tragik seines Lebens wird überstrahlt von der hochgemuthen Stärke seines Willens, der Heiterkeit seiner künstlerischen Seele. Sein Leben ist der einzige wahre Commentar seiner Lehre. Und endlich: man wird ihn lesen und wieder lesen als einen der zwei bis drei ganz großen Stilisten unserer Sprache.

Über den Volkshumor in den Alpen.[1]

Ihr habt mich eingeladen, dass ich euch etwas erzählen soll von dem Humor der Wald- und Gebirgsbewohner in den deutschen Alpen. Das kann ich, ich bin dort daheim, bin Kind gewesen mit den Kindern des Waldbauers, des Holzschlägers und Kohlenbrenners, bin jung gewesen mit dem Almhalter, mit der Sennin, mit dem Jägerburschen, mit dem Wurzelmann, mit dem Soldatenflüchtling und mit dem Wildschützen.

Dass es so gewesen, es ist freilich kein Verdienst, aber es ist ein Glück. Mit keinem von euch, die ihr da sitzt, tausch' ich meine Jugend. — Wir Waldleute sind einfältig, und das ist unsere Weisheit, wir sind arm, und das ist unsere Ruhe. Sind wir in Freuden, müssen wir schreien vor lauter Lust, müssen jodeln und jauchzen; sind wir im Elend, so machen wir einen Spass darüber. Mit unserm Herrgott sind wir auf du und du, mit dem Teufel auch — und das ist unser Humor.

Menschen, die in den Städten beisammen wohnen, können es kaum glauben, wie es da oben im Hochgebirg ausschaut.

Finstere Bergwälder, lichte Gletscher. Auf den Wiesen Moorgrund, auf den Feldern Steine. Keine Eisenbahn, kein Telegraph. In den Tiefen liegen die Dörfer, auf Hängen und Höhen stehen vereinzelte Hütten. Dort rauscht der Wildbach, dort klingt ein Kuhreigen, dort knallt der Schuss eines Jägers, dort donnert eine niederfahrende Lawine. Vom spitzen Kirchthurm zittert der Ton eines Glöckleins, von der Alm herab schallt das Jauchzen der Sennin.

---

[1]) Eine Vorlesung nach Roseggers Schriften, gehalten in verschiedenen Städten Deutschlands.

Die Bergriesen halten Hochwacht. Die Felswände stehen trotzig, gewaltig, bilden die Grenzen der Welt. Auf unwirtlichen Gründen gräbt mühsam der Bauer sein Brot. In den Häusern und Hütten regen und bewegen sich Menschen — junge und alte, lebensfreudige, lebensmüde. Sie weben und streben, jauchzen und klagen, ringen und ruhen, werben und sterben und — werden wieder geboren.

Eine Welt, fix und fertig für sich. Und über den Schroffen und Höhen ziehen die Wolken hin, und die Sonnen- und Sternenwagen fördern Tag und Tage, Jahr und Jahrhunderte vorüber, und Segen und Unheil in buntem Wechsel schauert nieder zu den Bewohnern der Wälder und des Gebirges.

Wenn die Alpenleut' ihren Humor nit hätten, das schöne Gebirg macht ihnen keine Freud', wenigstens nit, so lang' sie's haben.

„Was s' nur mach'n, de Leut'!" sagt der Almhiasl, wenn er einen Touristen sieht, „da steig'n s' um und schau'n die Wänd an. Habn leicht noch kein Steinhaufn gsehn? Hau, saggerisch schön wär die Aussicht ban uns! I dank! Warum bleibts denn nit da? I wollt, 's wär schön ebn, i brauchad kan Berg, das wär weit a bessere Aussicht für mich!"

Derselbe Almhiasl wird auf das Flachland verschlagen. Ach, da wird ihm wind und weh:

„Auf der Ebn, da is ma d Welt viel z breit,
Der Himmel viel z hoch obn.
Jetzt kann ich mirs scho denkn, zwe s' die Berg so lobn!"

Das Heimweh ist das einzige Leid, bei dem ihn der Humor verlasst — da wird er still, singt nix und sagt nix — und muss sterben.

Oft wird — und besonders in unseren Alpen — Humor mit Gemüthlichkeit verwechselt; ist aber leicht voneinander zu unterscheiden.

Gemüthlichkeit lauft Jedem nach, und zwar in Hemdärmeln, ist mit Jedem gut Freund, trinkt aus eines Jeden Glas und isst mit eines Jeden Löffel. Sie nennt sich treuherzig, ist aber im Unglück nicht mehr zu haben und schon in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf.

„Heut' ist's lustig!" schreit der Bauer auf der Kirchweih, „heut' muss gerauft werden!" Und wenn er einen halb todtgeschlagen hat, so sagt er: „Musst nit bös sein, 's ist nit so gemeint gewest."

Da ist mir die Gemüthlichkeit des Holzknecht Franz schon lieber. Der geht in der Nacht vom Wirtshaus heim und führt folgendes Selbstgespräch: „Du Mond! Ein Musterkerl bist, vergleichs meiner! Ein Mu —. Du bist alle Monat einmal voll. Ich alle Täg. Tralala — wie ist die Welt so wunderschön! — Herrgotts Vater, der Weg ist schmal! Sonnwendkäferl, wann du nit weggehst unter mein'

Füßen! Na, na, todttreten nit! Bist eh a lieber Kerl mit dein Laternl. Hätt ih dei Laternl! zum Heimleuchten. Weil i a Lump bin, a ganz niederträchtiger. — Was Dummheiten! Ernsthaft sein auf dera traurigen Welt. Tralala, tralala!"

Der eigentliche Humor kommt erst mit größerem, wiederholtem Missgeschick oder mit dem Unglück. Mancher, der bei kleinen Unfällen schauderlich poltert und flucht, wird im Unglück ganz witzig, beißend, höhnisch, oft scheinbar ganz lustig.

Als dem Reid-Michel die Kornfuhr das erstemal umfiel, da stieß er einen centnerschweren Fluch auch. Als die Kornfuhr das zweitemal umschlug, da sagte er: „Ah, geht richtig auch der Texel paarweis!" Als sie das drittemal fiel, lachte er: „Ist schon recht, alte Kraxen. Itzt kannst selber aufstehen, ich leg' mich auch ins Gras."

Ein anderes vom alten Häusler Natz. Der baute Korn an und machte eine Wallfahrt auf die Meinung, dass es wachsen sollt! Aber, als die Zeit um war, stand die Frucht schlecht. „Das Beten hilft auch nichts mehr," klagt er dem Pfarrer. „Aber, lieber Freund," sagt der Pfarrer, „ihr werdet halt nicht gut gedüngt haben!" — „Ja!" ruft der Bauer, „wann ich Mist hätt', brauchet ich unsern Herrgott nit!"

Der Humor ist eine Spätfrucht und bei den Jungen seltener zu finden als bei den Alten. Bei Reichen seltener als bei Armen, bei schön gewachsenen Personen seltener als bei missgestalteten, kurz, im Glücke seltener als im Elend und in der Verlassenheit. Selbst wo das tiefgetroffene Gemüth aufschreit in Weh und Schmerz, ist ein zarter Saitenklang von Schalkheit und Humor dabei.

Als dem alten Maxhofer das Weib gestorben war, gieng er unstet im öden Haus umher und sagte nichts als: „Nur einmal noch! Wenn sie mich nur einmal noch wollt' auszanken, meine Cilla!"

Das geistige Leben des Alpenbauers kommt aus kirchlichen und religiösen Sachen. Der Herrgott ist ihm nicht zu hoch, er macht einen Spass. Die biblischen Darstellungen übersetzt er in seinen Wald; bei der Geburt Christi erscheinen die Hirten in steirischer Gebirgstracht mit Hirschlederhosen und Federhut und die Engel singen: Gloria in excelsis deo, dulieh, dulieh, dulieh!

In den Salzburger Bergen ist ein alter Wurzelgraber umgegangen, den sie den Bibelreiter geheißen haben, weil er beständig von der Bibel gesprochen und sie nach seiner Weis erklärt hat. Ich hab' von diesem Mann einmal die Geschicht' vom Noe und der Sindfluth gehört und will sie als Beispiel von seinem Humor wiedergeben, so gut sie mir noch in Erinnerung ist.

Das ist beiläufig so gewesen:

Der Noe hat sich beim Herrgott beklagt, dass er das Korn in Ähren wachsen lasse, und nicht gleich die Semmel auf dem Halm — hätt der Mensch um eine Müh weniger.

Der Herrgott ist eh nit gut aufgelegt gewest, die Red hat ihn verdrossen. „Noe!" sagt er, „werd nit keck! Du kannst dich g'wiss nit beklagn! Bist a brav gwest, so weit, und dich nimm i aus, wann i sag: 's Menschengschlecht hat mir noch wenig Freud' gmacht! A schöne Welt han i ihna gebn, z' essn und zu trinkn gnuag, dass 's zfriedn solln sein. Ja, Schneggn, ein Verdruss um den andern machen s mir. Lüagn und betrüagn thuns. Eins bringt s andere um!"

„I bitt," sagt der Noe, „ich kann nix dafür."

„Will euch schon noch helfn, ihr Undankbaren!" fahrt der Herrgott auf, „dersaufen will ich euch wie die jungen Hund! — Na, dich nehm i aus, Noe, mit dir fang ich noch einmal an. Bin heut desweg da, will dirs sagn, dass d a Haus sollst baun, das auf dem Wasser schwimmen kann."

Wie das Haus fertig ist, muss er es mit Thieren füllen, die im Wasser nicht leben können. Da beklagt sich sein Weib: „Zu was brauchst denn die Schwaben? Und die Flöh und die Wanzn? Beißen solln s' dich, gschieht dir scho recht!"

„Aber schau Weiberl," sagt der Noe, „der Herrgott hat mirs noch extra auftragn, sagt er: „Vergiss mir d Wanzn und d Schwabn und die Gäns und d bösn Weiba nit!"

Da wird der Himmel trüb. Sagt der Noe: „Schau, der Gott Vater hängt scho sein Wettermantel um!"

„Mach jetzt kein Spass, Noe," sagt der Gottvater, „ich fang an!"

Also jetzt ist sie kommen, die Sündflut. D Leut auf der Welt haben gflucht über den Herrgott, und warum er d' Leut so sündhaft erschaffen hätt', wenn er sie nachher wieder wegen der Sündhaftigkeit dersaufen wollt. Auf die Berg seins gstiegn, abers Wasser hats wieder ins Thal griffn, und grauscht hats und kracht, und die ganze Welt is finster gwest vor lauter Nebel und Regn.

Der Noe in der Arche, der schaut zum Fenster naus und sagt: „Das is a Sauwetter!"

Nach einer Weil is die Sündflut glücklich vorbei gewest. Die Arche ist festgestanden auf einem Berg, und die neugewaschene Welt ist wieder schön gewest. Der Noe macht ein Dankgebet: „Großer himmlischer Herr, du hast mich beschützt und bewahrt. Vergelts Gott dafür!"

Der Herrgott ist wieder bei Laune. „Noe," sagt er, „alles ist hin bis auf dein Haus. Jetzt schau, dass d Welt wieder voll Leut wird!"

Sagt der Noe: „Bin halt a schon ein alter Schippel!"

Auf das gibt ihm der Herr a Sträußl: „Das pflanzest. Was drauf wachst, macht dich wieder jung!"

Trauben sind dran gewesen. Die hat der Noe presst, und den Wein trunkn.

„Nau," sagt er, „da will ich nit schimpfn, das lasst sich trinkn!" Er trinkt und trinkt. „He saggera mei! I bin a noch da und a Schneid han i a! Bin allerweil a lustiger Bua und s schönst Dirndl han i und heut geh i nit heim!"

Steht auf einmal der Gottvater da.

„Grüaß dich Gott!" schreit der Noe, „bist d a, Brüderl! Na, ich sag dirs, Alter, heut wird Bruderschaft trunkn. Mir zwei habn beim Wasser zsammghaltn, mir thuns a beim Wein!"

A finsters Gsicht hat er gmacht, der Gottvater. „Noe!" sagt er, „das Wasser hast überstandn, der Wein wird dich werfn! —"

Und ähnlich so hat wohl auch jener Wurzelgraber die ganze Bibel aufgefasst, und ähnlich so übersetzt der Alpenbauer alles, was er hört aus fremden Reichen, in seine kleine, gemüthliche Welt.

Gerne macht er sich lustig über seine eigenen Gebrechen — ist auch das beste Mittel, sich darüber zu trösten. Die Steirer sind bekannt, dass sie Kröpfe haben, und zwar so große, dass die Himmelsthür zu klein wird und Sanct Petrus eine neue Pforte hat müssen ausbrechen lassen, benannt: Die Steirerluken, durch die jeder Steirer in den Himmel eingeht.

Nur von einem jungen Burschen wird erzählt, dass er nicht durch die Steirerluken wollte. Führt ihn Sanct Peter zu der gewöhnlichen Himmelsthür, da will er auch nicht hinein.

„Na, was ist denn das?" fragt Sanct Peter.

„A schöne Bitt hätt ich, Herr Thürwartl!" sagt der junge Steirer. „I hätt noch wen bei mir, den möcht i halt a gern mitnehmen eini in Himmel. A liabs — a feins — a jungs Dirnderl hätt i bei mir!"

„Was Teufel!" ruft Sanct Peter aus, „na, na, da wird nix draus. Liebschaften können wir im Himmel nit brauchen!"

Da draht sich der Bursche langsam um, will wieder hinabsteigen gegen die Erden: „Wann — wann ich mei Dirnderl nit mitnehmen darf eini in Himmel, aft nachher mag ich selber a nit eini. Nit bös sein!"

Sanct Peters Herz ist nicht von Stein, und seither ziehen die Steirer nur paarweis in den Himmel.

Da geht ein Sprüchel:

„Der Adam hat d Liab aufbracht,
Der Noe den Wein,
Der Davidl s Zitherschlagn,
Müaßn Steirer gwest sein."

Und so wären wir jetzt dort, wo der Älpler eine ganz besondere Art von Humor entwickelt — und zwar in seinem Liebesleben.

In diesem ist er religiös oder leichtsinnig, beides mit Humor. Zu Gott selber haben die Leute nicht viel Vertrauen, der ist ihnen zu streng und zu gerecht, und dass sie mit ihrer Sache nicht immer im Recht sind, das wissen sie recht gut. Da stecken sie sich hinter die Heiligen, die haben selber was erlebt, die wissen, wie es einem gehen kann auf dieser Welt. Mit besonderer Vorliebe halten sie sich an die Mutter Gottes. Das ist ein Weib, bei der greift das Bitten an und sie setzt viel durch. Sind sie in einer Krankheit oder anderen körperlichen Gefahr, so rufen sie die Mutter Gottes. Drohen Hochgewitter, Wassergüsse, Lawinenstürze, so rufen sie die Mutter Gottes. Brechen Räuber ins Haus oder Wölfe in die Herde — sie rufen die Mutter Gottes. In Schreck, in Glück und plötzlicher Lust — sie rufen die Mutter Gottes. Im Sterben und im Geborenwerden, im Sündigen und in stiller Herzenspein der Liebe — sie rufen die Mutter Gottes.

Jener Schafdieb hat der Mutter Gottes in Mariazell zwei Opferkerzen versprochen, wenn der Diebstahl gelingt. Und als er beim Diebstahl erwischt worden ist, sagt er: Die Zeller Mutter Gottes ist auch schon lutherisch worden, weil sie auf geweihte Opferkerzen nichts mehr thut halten.

Da ist mir jenes Dirndel schon lieber, das sich in ihrer heimlichen Liebespein im Wald an ein Frauenbildnis gewendet hat. Ein curioses Gebet hat sie gethan.

Einen Blumenstrauß hat sie dem Bildnis verehrt: „Liebe Jungfrau Maria! Nit weil ich von Dir was haben will, sag' ich's: Wie Du bist, gibt's keine Schönere im Himmel und auf Erden. Meinem Vater getrau' ich's nit zu sagen, und weil mir so viel angst und bang ist, komm' ich zu Dir. Zu tausendmalen bitt' ich Dich, du sollst reden mit Deinem göttlichen Sohn meinetwegen. Dir wird er's nit abschlagen. Dir nit! Und wenn er schon so viel hat gethan, dass er am heiligen Kreuz ist gestorben unsertweg', so wird er sich über meine Bitt' auch nit aufhalten. — Verboten hat er's freilich wohl, verboten. Aber weil er's halt doch einmal derschaffen hat durcheinander, die Büabeln und die Dirndln, so — gelt, Du liebeste Jungfrau Maria, Du bist nit bös, wenn ich's sag': der Peter liegt mir im Sinn!"

Ein wunderthätiges Bild ist's gewesen, auf der Stell' ist sie erhört worden, denn hinter'm Baum war der Peter versteckt gewesen, der hatte alles gehört und nun gewusst, wie er dran ist.

Übrigens geschehen solche Wunder im Walde öfter, aber nicht immer mit derselben Frömmigkeit.

Wo es sich um Liebessachen handelt, da ist der Bauer überaus witzig, und in der Form, wie er Unsagbares anzudeuten weiß, nachgerade geistreich.

Erst im vorigen Sommer habe ich — erzählt der Vorleser — in einer Samstagnacht ein Gespräch belauscht am Fenster einer Dorfschönen. Eine Todtengräberstochter war's, welcher der Bursch seinen Besuch zugedacht, und als ich über den Kirchhof gieng, hatt' ich auch alles eher erwartet als ein solches Liebesgespräch.

Der Bursch' klettert an einem Grabkreuz hinan zu ihrem Fensterl. Das wird aufgethan und sie flüstert heraus: „Mach' kein' Lärm!"

Sagt der Bursch': „Drum sein ja die Knochen mit Fleisch und Blut überzogen, dass sie nit klappern können."

„Stehst fest?" fragt sie.

Und er: „Ich steh' auf dem Todtenkreuz, weil ich mir denk': Wann schon der Mensch so oft das Kreuz muss tragen, so soll das Kreuz auch einmal den Menschen tragen."

„Wann's aber bricht?" sagt sie.

„So lieg' ich unten," sagt er.

„Wollt doch lieber daheim bleiben und auf dem Strohsack liegen, als in solcher Gefahr sein", sagt sie.

„Mich tragen die Engel daher", sagt der Bursch'. „Hab' schon geschlafen. Da weckt mich der Schutzengel auf: ich sollt' zum Dirndel gehen."

„So?" drauf sie, „der meinige, der hat gesagt, ich sollt' Thür und Fenster gut zusperren."

„Ganz recht. Aber erst wann ich drinnen bin, wird er gemeint haben."

Ich habe mich nicht in den Handel gemischt und bin davongegangen hin über die Gräber und habe gedacht bei mir: Mein Gott, die Frühlingsstürme! Und die da unten — haben Rast und Ruh'. —

Freilich gibt es in unseren Alpen auch viel unfreiwilligen Humor. Ich komme eines Tages in ein entlegenes Hochgebirgsdorf. An der Berglehne hockt ein weißköpfiges Männlein in abgenützter Hirschlederhose und einem braunen Lodenjöppel. Er führt eine Ziege am Strick; die Ziege frisst Gras, das Männlein pflückt Heidelbeeren. Ich frage es, ob im Ort auch ein Pfarrer wäre?

„Ja", antwortet er, „'s ist einer."

Ob er jetzt wohl zu Hause wäre?

„Nein, jetzt ist er nit zu Haus."

Wann er vielleicht am besten zu sprechen wäre?

„Bin schon da", sagt das Männlein und hupft vom Hang auf den Weg herab. „Was wollt's denn von mir?"

Derselbe Pfarrer war so arm, dass er in der Stube bleiben musste, wenn er seine Stiefel zum Flickschuster gab. Als ihm einmal ein Tourist einen Wunsch freistellte, war er ganz verlegen und meinte, ihm fehle nichts, die Gemeinde brauche dieweilen auch nichts, aber

wenn er schon um was bitten dürfe: der Ortsfriedhof habe keine Schutzwehr und thäten im Frühjahre allemal die Schneelawinen herabfahren und so viel die Kreuze niederdrucken.

Den einzigen Wunsch — für die Todten. —

Gemüthliche Leute sind auch die Klosterbrüder, die im Land umgehen und milde Gaben für ihre Klöster sammeln. „Gelobt sei Jesu Christ“, sagen sie eintretend zur Bäurin, „der heilige Antoni (oder wie der Patron des Klosters heißt), lasst dich schön grüßen, du mudelsaubere Schmalzbäurin, du rechtschaffene, und fragen, was dir's Christkindl soll bringen — an braven Mann, oder a faiste Sau, oder a Henn und an Hahn, oder a schneeweißes Büaberl, a kleins mit krausem Haar, alle Jahr eins oder a paar. Und dass ih nit vergess', lasst dih bitten, leicht kunnst ihm a Stückel Butter verehrn, oder a Wutzerl Flachs, oder a Schwarterl Speck, dem heiligen Antoni. Dass er sich a Pfaidel kunnt machen und sein Süppel kunnt schmalzn, der heilige Antoni ....“

Ihr könnt's euch denken, der Klosterbruder geht nicht leer hinweg.

Auch die Hausierer, als der Pechölmann, der Klampferer, der Siebmacher, der Bandelkramer, der Glaserer, wie sie von Haus zu Haus gehen mit ihren Waren, haben ihre schalkhaften Sprücheln, mit denen sie an die Eitelkeiten und Schwächen der Leute klopfen.

Da ist ein alter Krüppel, er ist über und über verbogen. Das Unwetter auf der Alm, und die Gicht hat ihn so arg zugerichtet. Er kann nicht mehr arbeiten, will aber auch nicht kurzer Hand betteln, sondern geht zu den Häusern umher — bringt dort ein armvoll Brennholz mit, dort ein Sträußel Tannenreisig, dass sie sich einen Besen können binden, dort ein Krügel mit Waldbeeren, womit er der Hausfrau oder den Kindern ein Geschenk macht. Da kriegt er nun was zu essen; den Griesbrei, er vertilgt ihn so gründlich aus der Schüssel, dass er dieselbige jetzt hoch aufhebt und zur Hausfrau sagt: „Bäurin, rath' einmal, was ist da drinnen g'west!“

„Hast leicht zu wenig gehabt?“ fragt sie.

„Beileib nit, Bäurin, beileib nit, aber gelt du bist so gut und a bissel ein' Zwirn schenkst mir. Vom Leibel da ist mir der Knopf ausgesprungen, muss ihn wieder einhängen, den Saggra!“

Das Ding ist in Ordnung. Den übrig gebliebenen Zwirnknäuel steckt er in seinen Sack. Jetzt wendet er sich wieder an die Hausfrau: „Ja du, was ich dich noch fragen hab' wollen, du kreuzsaubere Bäurin du, gelt, ein Löffel voll Mehl wirst mir nit gern schenken? Weißt, ich möcht' mir gern einmal a Sterzel kochen. — Schau, das hab' ich ja gewusst. Vergelt's Gott! Gar zwei, drei Löffel voll gibst mir! Alls z'gut thust mir's meinen. Vergelt's Gott!“

Die Gaben senkt er in den Grund seines Korbs, und wie er diesen will auf den Buckel heben, sagt er ganz leise wie für sich: „Schau du, jetzt fallt mir grad was ein. Du Bäurin, du wirst mir's sagen können: Muss zu einem Sterzl nit a Stückel a Schmalz sein? Ja? Schau du, mir ist so was fürgangen. Aber jetzt. Das ist! Das ist! Jetzt weiß ich nit, wo ich a Schmalz werd' hernehmen. Du vahöllte Sau! Muss viel sein? Nit viel, meinst, nur a so a nussgroßes Patzerl!"

Natürlich schenkt ihm die Hausfrau auch das zum Sterz nöthige Rindschmalz, worauf er sich bedankt mit „tausend vergelt's Gott bis im Himmel auffi, und oben bleiben, alleweil oben bleiben und a Freud' wird er haben, der lieb' Herrgott, über so a kreuzbrave, mudelsaubere Bäurin!"

Damit humpelt er zum nächsten Haus. Dort macht er's wieder so. Der Mann leidet keine Noth.

Einen alten Bettelmann habe ich gekannt, der war voll von Sprücheln und launigen Einfällen. Wenn er seinen Bettelsack sorgfältig zuband, sagte er: „So, so, dass mir mein Elend nit davonläuft." Wenn er im Gewitter obdachlos umirrte und endlich einen Baum fand, unter den er sich hinkauerte: „Wie mancher wurd' froh sein, wann er so ein Unterstand hätt'!" Wenn er einen reichen Schlemmer sah: „Ist halt gut eingerichtet auf der Welt. Jeder Mensch hat sein Gschäftl; der ein' thut prassen, der ander' thut fasten."

„Aber lieber", sagte er ein andermal, „lieber ist's mir doch, ich möcht's und hab's nit, als wie, ich hätt's und möcht's nit."

Ein blinder Mann war in unserer Gegend, der suchte jahrlang ein paar Augen, um seinem Brot nachjagen zu können. Endlich verband er sich mit einem lahmen Waisenknaben. Diesen nahm er auf den Arm, ließ sich von ihm Weg und Steg weisen von Haus zu Haus, und hatte also ein paar Augen gefunden.

Bei Aussee lebt noch heute ein alter Steinbrecher, der hat die Gewohnheit, jeder Standesperson, wenn sie irgend was Ernsthaftes sagt, eins zu versetzen. Sagt z. B. der Pfarrer bei der Christenlehre: „Gott ist gegenwärtig überall", so setzt der Steinschlager bei: „Nur nit in Rom, denn dort hat er seinen Statthalter." — Wenn der Dorfrichter ermahnt: „Alles mit Maß!" so sagt der Steinbrecher: „Dasselb' hat auch der Schneider gesagt, wie er sein Weib mit der Ellen todtgeschlagen hat." Macht ihm der Aufseher Vorwürfe, dass er schon wieder müßig gehe, so antwortet er: „Besser müßig gehen als wie faullenzen." —

Einen gar lustigen Humor haben die Senninnen auf der Alm. Im Frühjahre ziehen sie mit ihren Herden hinauf, im Spätherbst, wenn die ersten Schneestürme um die Felswände brausen, fahren sie wieder

zu Thal. Es sind nicht allemal die jüngsten und saubersten, die der Bauer auf die Alm gibt; er wär' auch nicht gescheit. Aber frisch und munter sind sie, oder werden es oben in den sonnigen Lüften. „Auf der Alm gibt's ka Sünd'!“ heißt's, aber der Sammerbub sagt: „Wann's ka Sünd' gibt, ist's nit lustig.“

Die Holzer steigen gern hinauf der schönen Aussicht wegen; die Jäger steigen gern hinauf der Gamsen wegen; die Wildschützen steigen gern hinauf, dass sie einen Schlupfwinkel finden in der Hütten. Auf solche gibt's Spottliedeln:

„Wia höher die Alm,
Und wia frischer das Kraut,
A jed's Dirndel is a Narr,
Das ein' Jager z'viel traut.“

Der verspottete Bursch' nimmt Rache:

„Ih kenn' immer a Dirndl,
Hat a Strickel ban Bett,
Dass's die Buabn kann derhalten,
Sunst bleibn's ihr ja net.“

Solche Vierzeilige und Standliedel, wie bei uns die Schnaderhüpfeln heißen, sind im Gebirg' zahlreich wie die Vögerln in den Lüften. Aus dem Stegreif springen sie hervor wie der Funke aus dem Stein bei einem Hammerschlag, wenn das Gemüth bewegt ist — sei es in Lust oder Leid, in Zorn oder Trotz, in Spott oder Scherz — in diesen Standliedln lebt das echt Menschliche, das Volksgemüth, das jauchzende, sehnende, sündigende, weinende. Will hier einige anführen:

„Ih weiß a schön's Dirndl,
Gar reich is 's just nit.
Was hilft mir der Reichthum,
Das Geld halſ' ih nit.“

„Gelt, Dirndel, liabst mih,
Wannst mih liabst, kriagst mih,
Wannst mih treu liabst,
Kannst mih hab'n — wannst mih kriagst.“

„An Büabel hab' ih kennt,
Der kein Dirndel hat gliabt,
In Himmel is er kemmen,
Aber — Schläg' hat er kriagt.“

„Dreizehn Dirndl thua ih liabn,
Alle sans in an Kranz,
Wann der Teufel ane holt,
Bleibts Dutzend noh ganz.“

„Ih thua dih wohl liabn,
Aber sagn därffst es net,
Wanns d Leut amal wissn,
Aft mag ih dih net.“

„Wer a Kellnerin liabt,
Is längst scho betrogn,
Wanns zehnmal thuat schwörn,
Is s eilfmal derlogn.“

Aber nicht minder ausdrucksvoll, als übermüthige Spottlieder, sind die des Herzwehs:

„Ih weiß s noh, wia heunt,
Hat der Mond so schön gscheint.
Sie hat s Köpferl auf mih glegt,
Hat bitterlih gweint.“

Oder:

„Draußen im Wald
Is a Wasserle trüab,
Hast ein andern Buabn ghalsn,
Bist nix mehr so liab —

Hast an andern Buabn ghalsn,
Bist nix mehr so liab
Kannst dih hundertmal waschn,
Rinnt s Wasserle trüab.“

Aber bald wird der unglücklich Liebende Philosoph:

„Dirndl, dein Schönheit
Geht ah wohl zum End,
Wia s Bleamel aufm Feld,
Wanns der Reif hat verbrennt."

Der Herrgott meints guat,
Hat die schön' Dirndln aufbracht.
Und da Teufel, der Teufel
Hat die alten Weiber draus gmacht."

Selbst der finstere Wildschütz, nicht bloß der Bauer, der Holzarbeiter, der an Feiertagen und in den Nächten mit Leidenschaft wildert, sondern auch der arbeitslose Geselle, der Flüchtling, der es vielleicht nur noch heute vorzieht, sich an dem Thiere des Waldes als an dem Menschen zu vergreifen — selbst der Wildschütz ist nicht ohne Humor. Er hat seinen Hass gegen Jäger und seine Rachgier, er hat seinen unheimlichen Aberglauben mit den geweihten Such- oder Schickkugeln, mit den Geieraugen, mit den Wurzeln und Kräutern, die er zum Zaubern benutzen will, aber er hat auch wieder jene eigenthümliche Weichheit und Beweglichkeit des Gemüthes, die den Bewohner der Ostalpen überhaupt charakterisiert.

Da ist der Kohlenbrenner Hans auf der Lauer nach dem Auerhahn. Es ist früh morgens, in der Dämmerung schleicht ihn der Jäger Josef an. Mit gespanntem Stutzen steht er vor dem Wildschützen und sagt: „Guten Morgen, Hans!"

Der Andere ist überrascht, versucht aber weder eine Gegenwehr, noch die Flucht, sondern bleibt stehen und sagt trotzig: „Guten Morgen."

„Was willst denn da?" fragt der Jäger.

„Den Hahn will ich schießen", sagt der Wildschütz.

„Wirst mir deinen Stutzen geben müssen," sagt der Jäger.

Der Wilderer macht eine rasche Wendung, sein Gewehr knallt, aber der Jäger fällt nicht, sondern gibt mit dem Kolben seines Stutzens dem Wilderer eins aufs Haupt. Dieser taumelt zu Boden.

„Hast genug?" fragt der Jäger.

„Aber — gar so schlagen," stöhnt der Wildschütz.

„Steh auf," sagt der Jäger.

„Ich wart' auf dich," sagt der Wildschütz.

„Wie meinst das?"

„Wir stehen miteinander auf — am jüngsten Tag . . . ."

Dieser Sieg über den Wildschützen verursacht dem Jäger viel Herzeleid, denn er hat einen armen Familienvater erschlagen.

Was er wert ist, der echte Humor, das zeigt sich in der höchsten Noth — im Sterben.

Das Sterben können sie besser, da draußen in den Waldbergen, als die feinen, weltgebildeten Herrschaften in den Städten, so die fromme Ergebenheit eingebüßt haben, sich rasend vor dem Tod entsetzen oder aus Verzweiflung eigenmächtig in denselben hineinspringen.

Der Bergsohn schiebt das Altwerden hinaus, so lange als möglich — ist oft mit achtzig Jahren noch jung. Und wenn's sein muss, fügt er sich drein.

Als kleiner Bub bin ich einmal zu einem alten Waldhäusler gerufen worden. Der lag im Sterben und wollte noch einmal das Evangelium von der Mutter Gottes hören. Er hatte sich sonst um kirchliche Sachen sein Lebtag nicht viel gekümmert, aber die Mutter Gottes war alleweil seine Freude gewesen.

Wo er auf seinen Waldwegen ein Bildnis der heiligen Jungfrau gefunden, da hat er es gern geziert mit einem Blumenstrauß. Nun im Sterben hat er die liebliche Kunde noch einmal hören wollen, und weil sonst niemand hat lesen können im Waldland, so bin ich gerufen worden.

Da ist er gelegen auf seinem schlechten Stroh, mit seiner Joppen zugedeckt, und das blasse alte Gesicht unter dem schneeweißen Haar hat mich freundlich angeschaut. Ich habe hernach eine Weile gelesen, bis er eingeschlafen ist. Aber ein scharfes Husten hat ihn wieder aus der Ruh' gerissen.

„Das ist, das ist!" sagt er, und das ist seine ganze Klage. Wendet sich alsdann zu seinem Weib und sagt: „Testament machen, das thu' ich nit. 's ist alles dein, Anna, wirst es leicht dertragen, dein und den Kindern. Thu' sie nit aufwecken, lass sie schlafen, ich hab' im Gedanken schon von ihnen Urlaub genommen. Den Buben lass ich sagen: Nur nit zum Wildern anheben. Nur das nit. Das Sagfeilen sollt' einer lernen. Verdient sich oft einen Groschen damit. — Und sonst weißt eh, die Erdäpfel am Zaunacker anbauen. Und im Mai. Sagen ja die Erdäpfel: Baust mich an im April, komm ich wann ich will, baust mich an im Mai, komm' ich gleih. So Sprüchel thuts euch merken."

„Frei zu viel reden thut er mir", sagt sein Weib zu mir, „es ist ein schlimmes Zeichen."

Wie jetzt wieder ein harter Anfall kommt, will sie die Sterbekerze anzünden.

„Das nit, Anna", sagt der Kranke, „das noch nit. Aber ein Schlückel Wasser. — So, so. Vergelt dir's Gott, Weibel. Das frisch' Wasser, das ist halt doch wohl gut. Schön auf dem Hausbrunnen Obacht geben. — Ja, und dass ich nit vergess', die schwarz' Hosen thust mir an, und das weiß' Pfaidel. Hinter der Thür dort, auf die Bank legt's mich. Aber nit zu nah' beim Ofen. Der Holzjosel, wann er kommt, hilft mich anlegen. Ich lass' ihn bitten. Was unten in der Pfarrkirchen geschehen soll, das weißt schon. Nit zu lang bimmeln. Kostet Geld und hilft nix. Mein' Joppen da, die schenkst einem Armen. — Musst nit weinen, Anna, musst nit. Du bist mein alles gewest. Dank dir Gott.

Kein Mensch kann's vergelten, was du mir bist gewest. Wann mir unsere liebe Frau beisteht, ich gedenk' dir's im Himmel."

„Seppel", sagt das Weib, „stirb doch nit gar hart."

„Beileib nit", sagt er, „bei mir ist's so, wie bei meinem Vater, leicht gelebt und leicht gestorben. Leg dir's halt auch du nit hart. Zusammengehören thun wir doch, allzwei, und will dir im Himmel schon ein Platzel aufheben an meiner Seiten. — Jetzt — jetzt zünd' das Licht an!"

Das ruft er mit heller Stimme.

Sie thut's und sagt: „Jesus, Maria, jetzt hebt er an zu sterben!"

Er nimmt noch den Wachsstock in die Hand und sagt nichts als wie: „Unsere liebe Frau!"

Das Weib ist scheinbar ganz ruhig und betet: „Ihr Heiligen Gottes, steht ihm bei! Um dein heiliges Leiden, o Jesu! Um dein heiliges Herz, o Maria! Heiliger Schutzengel sein, wann die Seel vom Leib muss scheiden, führ' sie ein zu den himmlischen Freuden."

Ohne Klage betet sie, ohne Thräne. Sie ist ganz die Fürbitterin — sie ist die Heldin.

Jetzt thut er noch einen schweren Athemzug — jetzt wird der Athem langsamer.

„So behüt dich Gott, mein Seppel!" ruft sie ihm zu, „thu' mir meine Eltern und die ganze Freundschaft grüßen in der Ewigkeit ..."

Jetzt ist's so still, dass man den Holzwurm kann nagen hören in der Wand. Das Weib hält das Kerzenlicht vor seinen Mund. Es brennt friedsam und zuckt nimmer.

Jetzt thut sie einen Schrei und hebt an ein herzzerreißendes Weinen. — So sterben sie da oben im Wald. Der Gedanke an die frauliche Milde, an die himmlische Huld, an die Mutter des Herrn ist ihr Letztes. Darüber schlafen sie ein.

Und wie es die Überlebenden tragen, davon weiß ich auch eins.

Auf einem meiner Waldgänge sah ich einen Ameisen- und Kräutermann vor seiner Hütten sitzen. Er beißt in sein Pfeifenspitzlein, bohrt seine Augen in den Boden ein und sagt: „'s ist zum Lachen!"

Was denn zum Lachen wäre? ist meine Frag.

„'s ist zum Lachen!" sagt er, schaut mich aber nicht an. „Im Büchel steht's, der Tod ist der Sold der Sünde. Aber von dem Sold kann keiner leben. — Aber jetzt muss ich meiner Alten die hölzerne Pfaid anmessen lassen. — Vor einer halben Stund bin ich ein alter Witiwer geworden."

„Nein!" sage ich verwundert.

„Ja!" sagt er, „wollt ihr den heiligen Leib sehen? Da drin liegt sie, macht ein ganz freundliches Gesicht. Die Seel' ist schon ausgeflogen."

Mit dem Leib macht er keine Umstände.

„Das ist ein störrisches Zeug gewesen", erzählt der Kräutermann, „sie hat ihr Kreuz mit ihm gehabt. Und ich freilich wohl auch. Achtundvierzig Jahr' sind wir beisammen gewest, aber das muss ich sagen, in dieser langen Zeit, wenn ich zur Beicht gangen bin, hab' ich halt nit eineinzigmal mein Gewissen zu erforschen 'braucht — sie hat mir jeden lieben Tag all meine Sünden vorgehalten. Die erste Zeit probiert man's mit dem Prügeln. Mein Gott, man gibt's bald wieder auf. Dem Weib schlagt der Mann drei Feiertag, sich selber drei Fasttag."

Ob in dieser Gegend jeder Ehemann seinem Weib eine so schöne Leichenred' hält? Ist meine Frage.

„Schwerlich", sagt der Mann, „jeder hat die Seinige nit so gern gehabt wie ich. Die Weiber — muss man wissen — sind halt geborne Engel, drum ist kein Menschenverstand von ihnen zu verlangen. Und man sollt' meinen, die Weiber wären unsterblich, weil sie den Geist nit aufgeben können. — Die „meinige", so fährt der wunderliche Alte fort, „sechs Wochen wird's jetzt aus sein, ist dir auf einmal so lammgeduldig worden. Dass ich noch sag' zu ihr: Brigitta, Brigitta! Du kommst mir nit recht für! — Und richtig, lang' hat sie's nit ausgehalten. — Im Gottesnamen, wär' das auch vorbei."

Wer begreift den Gesellen? Die Augen standen ihm voll Wasser.

„Aber jetzt", sagt er, und fährt sich mit der Hand über's Gesicht, „jetzt muss ich sie in die Erden thun, sonst macht sie mir wieder andere Umständ'."

Am Begräbnistag hat mich derselbe Mann gefragt, ob ich ihm nicht was Lustiges kunnt rathen. „Was Lustiges muss ich jetzt anheben, sonst, sonst kommt die Verzagtheit über mich. Bin sie höllisch gewohnt worden, die Brigitta."

Was Lustiges will er anheben, der alte verwaiste Mann. Und wir — wenn uns ein lieber Mensch hinstirbt — stecken uns mit Gewalt auch in eine auswendige Traurigkeit, als ob die inwendige nicht genug wäre. —

„Ist nur gut", sagt der Waldbauer, „dass das Sterben auf die letzt kommt; „denkts euch, wann's anfangs thät kommen, was wär' das?!" Wer möcht' da Mensch werden? Kein Mensch!

Endlich begleitet in jenen entlegenen Gegenden der Humor den Menschen auch noch über's Grab hinaus. Ob er bewusst oder unbewusst ist, das wäre in manchen Fällen schwer zu entscheiden.

Der Gebirgsreisende kennt es ja, dieses endlose Sterberegister von Verunglückten, auf das wir noch einen letzten Blick werfen wollen. Er kennt die Tafeln an Bäumen und Pfählen und Crucifixen. Je wildromantischer die Gegend, desto mehr solcher Erinnerungszeichen an Men-

schen, die zur Stelle zumeist durch der Elemente Gewalt eines unnatürlichen Todes gestorben sind. Martertafeln heißt man sie. Durch eine höchst unbehilfliche und oft geradezu komisch wirkende Malerei ist die Todesart dargestellt, darüber allemal das Bildnis der heiligen Dreifaltigkeit, der Mutter Gottes oder eines Heiligen. Über dem Haupte des dem Tode Geweihten ist stets ein rothes Kreuzlein gemalt. Unten hin stehen die Inschriften, in oft rührender Naivität die Todesart erzählend und schließlich bittend um ein Vaterunser für die arme Seele.

So steht an einer Brücke der oberen Murgegend auf einem Martertaferl zu lesen:

„Frommer Christ, schau in diesen Fluss hinein, da musste das Leben der Maria Reger, vulgo Allerwirtin in Kreuth zu Ende sein. Sie ist über den Steg geglitten und thut um ein Vaterunser bitten."

Auf einem Martertaferl in Tirol steht zu lesen: „Hier ist am 10. März 1861 eine Lawine niedergangen und hat sechs Personen und drei Böhm' derschlagen."

Anderen Sinnes ist jenes Martertaferl, welches ich in der Nähe eines Städtchens in Kärnten gefunden habe. Auf demselben sind sieben aufgebahrte Leichen gemalt, darüber der heilige Lazarus, der seine Strahlen auf die Todten wirft, und darunter folgende Inschrift: „Ich und mein Weib und meine fünf Kinder, das Sterben thut weh, das Verhungern nicht minder. Bin der Schneider Zecke, Haus Numero siebzehn; ich arbeite billig und nehm auch zum Flicken."

In einem Dorfe an der Traun erzählt eine Tafel treuherzig:

„1840 in den Hundstagen
Hat mich der Blitz derschlagen,
Und seitdem bin ich todt."

In derselben Gegend ein anderes Martertaferl, Denkmal eines vom Baum gefallenen Bauers, darauf steht:

„Auffig'stiegn'n,
Abigfall'n,
Hin g'west,
Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit."

Ich schließe meine Erzählungen und Beispiele, mit denen ich Euch ein Bild vom Volksherzen des Alpenbewohners zu geben versucht habe. Es sind nur Tropfen aus dem Meere — Thautropfen — Blutstropfen. Und dieses Meer selbst, es beginnt sich zu ebben.

Die Waldungen lichten sich, durch die wilden Schluchten braust das Dampfross, über die Berge sind gespannt die Saiten des elektrischen Telegraphs — und auf diesen Saiten singt die Welt den Waldleuten und Hirten ein neues Lied.

Ein Sirenenlied — es lockt sie in die weite Welt hinaus zu Städten und Fabriken, wo dieses warme, einfältige, und in seiner Einfalt weise

und glückliche Seelenleben zugrunde geht. Und zu jenen, die im Gebirge bleiben, gesellen sich die Fremden, und wie sie früher den Kampf um's Dasein nur gegen die Elemente geführt haben, so müssen sie ihn jetzt führen gegen die Menschen. Da ist die Ergebung und die innere Heiterkeit nicht mehr am Platz, da müssen andere Waffen sein; das Gefühl wird zur Berechnung, die Weisheit zur Schlauheit, der Humor zum Witz — der Kopf siegt über das Herz.

Es ist ja wahr, dass der Alpenbauer heute besser wohnt, besser isst, sich besser kleidet, mehr Geld verdient und mehr braucht. Aber inwendig ist etwas nicht mehr so, wie es war. Der Zeitgeist hat auch an ihm das seine gethan. Mehr Geld und mehr Elend. Viel Witz und wenig Humor.

Nach Gelde strebt doch Alles.

Von einem armen Poeten.

Gesetzt den Fall, wir wären unsichtbar wie die Göttin Muse, die sein Haupt umschwebt. Das Haupt des Herrn Rochus Ätherkern. Wenn er an schönen Tagen spazieren geht und der Landmann ihn belehren will über die liebe Scholle Erde, hebt er frei sein Haupt und baut Schlösser in die blaue Luft hinein. — Dann wieder sitzt er am Pulte; er schreibt an seinem größten Werke. Manches Pfund, das er nicht vergraben wie der ungerechte Haushalter, prangt in Goldschnitt und Goldrücken auf dem Pulte. Rochus Ätherkern ist umworben von Wochenblättchen, die in den Provinzen erscheinen. Gefällig, wie der Musenliebling ist, sucht er alle Wünsche zu erfüllen.

Wohl beginnt Rochus allmählich an die Redactionen zu schreiben: „In allfälliger Zuerkenntnis eines Honorars erlaube ich mir, meine Adresse, u. s. w.“, oder: „Vielleicht wäre es einer verehrlichen Administration gefällig, mein kleines Guthaben gelegentlich richtig zu stellen“; oder: „Meine Verhältnisse zwingen mich leider, auch die pecuniäre Seite schriftstellerischer Thätigkeit berücksichtigen zu müssen, daher, u. s. w.“

Aber die verehrlichen Wochenblätterredactionen halten derlei Zuschriften nicht für druckfähig und lassen sie in den Papierkorb sinken.

Hält sich dann Rochus Ätherkern an bündigere Formen: „Hochverehrter Herr werden hiemit unterthänigst ersucht, für meine Artikel: „Der blinde Krebs“ und die „Todtenuhr“, die Sie selbst für treffliche Producte zu erklären die Güte hatten, mir gefälligst das kleine Honorar zuzuschicken“, oder: „An unser Aller Erbsünde, nämlich an Geldmangel leidend, wage ich es, u. s. w.“; oder: „Zu meiner Beschämung muss

ich Ihnen, geehrter Herr, meine Lage gestehen. Der Winter ist vor der Thür, man will einen Überrock haben; wollten Sie mir durch die wohlthätige Wärme Ihres großmüthigen Herzens mein bescheidenes Honorar anweisen lassen."

Vergebens, der Geldbriefträger klopft nicht an. Lässt Rochus sogar die Thür ein wenig offen und ruft dem Genannten leutselig zu: „Guten Morgen, Herr!"

„Morrn!" ist die brummende Antwort und der treffliche Mann eilt vorüber.

Da schreibt Ätherkern der Redaction: „Herr! ich will mein Geld haben!"

„Ah, ja so!" meint die verehrliche Redaction, „ja, das hätten Sie gleich sagen können, wozu sich echauffieren!"

Wenige Stunden später hat Herr Ätherkern die Nachricht: „Geld angewiesen, erhalten es nächster Tage."

Geld! da dehnt sich auch eines Ätherkerns irdische Brust. Geld! endlich haben seine Schriften auch materielle Anerkennung gefunden. Geld! neuer Schaffensmuth, neue Kraft. Und die Tage der Prüfung sind zu Ende.

Es klopft. Offenbar der Geldbriefträger.

„Nur immerhin herein!"

Ein behendiges Männlein kommt hereingetorkelt; ist Aushilfsbeamter in der oder der Kanzlei; in acht Tagen feiert der Herr Chef seinen Namenstag. Thäte daher bitten, wenn — es brauchten ja nur wenige Zeilen zu sein — für ein Transparent . . ."

„Mein Herr, es thut mir leid!"

Am zweiten Tage zur selben Stunde klopft es wieder.

Der Geldbriefträger? „Herein!"

Zwei elegante Herren verbeugen sich.

Da schaut eine Ehre heraus! denkt Rochus. „Was wünschen die Herren?"

— Sind eine Deputation des Vereines „Achherrjerum"; kommen ergebenst zu bitten; — der Verein begeht nämlich über kurz sein dreivierteljähriges Jubiläum, und da — so ein kleines Festgedicht von dem so beliebten Rochus Ätherkern — brauchte gar nicht lang zu sein . . ."

„Muss leider sehr bedauern", entgegnet der theils enttäuschte, theils geschmeichelte Musenliebling, „doch bin ich momentan mit einer größeren Arbeit —, somit nicht in der Stimmung —, leider auch sonst überhäuft; muss dankend die Ehre ablehnen.

Am dritten Tage klopft es wieder.

— Nun endlich. „Herein!"

Ein sehr behäbiger Mann kommt angeschnauft, muss sich fortweg mit dem blauen Sacktuch den Schweiß von der Stirne wischen, guckt mit den kleinen Äuglein unstätt drein, frägt endlich mit grunzender Stimme: „Herr von Ätherkern, nicht wahr? Nun, sehen Sie, Herr von Ätherkern, man hat mich zu Ihnen gerathen. Wissen Sie, ich bin der Ochs von der Margarethen-Vorstadt, heißt das, der Besitzer des Hotels ‚zum goldenen Ochsen'. Nun gebe ich morgen einen Fleischhauerball, und weil man das zu jetziger Zeit gern hat, so einen Festspruch, oder so was über der Hausthür anbringen; und das soll heut noch sein. Der Herr von Ätherkern wissen schon selber am besten. In zwei Stunden, wenn ich dürft' herschicken; und die Schuldigkeit wollt' ich gleich jetzt entrichten."

Schon wühlt die rechte Hand des Bittstellers in der linken Brusttasche, da fährt Herr Ätherkern drein: „Mein Herr! für wen halten Sie mich? Bin ich ein Reimschmied?"

„Aber die Leut' sagen 's ja", versetzt der Ochsenwirt, „hören Sie: wenn ich Stiefel brauch', so geh' ich zum Schuster, und brauch' ich was Gedichtetes, so werd' ich wohl zum Dichter gehen; nicht?"

„Gehen Sie, wohin Sie wollen. Ich wünsche, dass Sie ihren Mann finden."

Nachträglich macht sich Rochus aber doch einigen Scrupel, die Gunst des Ochsenwirtes verscherzt zu haben; insonderheit ist es sein Magen, der ihm darüber Vorwürfe hält.

Es klopfen an denselben Tagen noch manche Besucher an des Poeten Thür. Hochzeitsgedichte, Grabschriften, Neujahrswünsche, Ess- und Trinksprüche aller Art werden erbeten. Freilich erfolglos. Schließlich kommt auch ein schämiges Mädchen, das vertraut dem Musenliebling erröthend, sie hätte ein silbernes Herz, das wollte sie halt einem guten Bekannten verehren, früher aber möchte sie was drauf schreiben lassen; — er — der Herr Ätherkern — wisse schon beiläufig, was.

Dieser einzigen Bittstellerin ist gewährt worden. Ein silbernes Herz! ein silberner Grund für einen Vers ist doch Grund genug, den Vers zu dichten.

„Jungfrau!" sagt der Poet, „wollen Sie mir diese vielleicht ungeziemende Anrede vergeben; ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Thut aber nichts. Sie sollen auf Ihr Herz was geschrieben bekommen. Doch stehe ich nicht gut für das Silber; meine glühenden Liebesverse schmelzen jegliches Metall."

„Das macht nichts!" rief die Beglückte, „nur recht heiß, wenn's auch brennt."

„Aber dableiben müssen Sie, Jungfrau; wir wollen zusammen dichten. Haben Sie das Herz bei sich?"

„Freilich, und hab's recht gut eingewickelt", entgegnet das Mädchen und beginnt an ihrem Busen zu kramen.

Da klopft es.

„Teufel, wer ist denn schon wieder draußen!" ruft Herr Ätherkern.

Der Geldbriefträger tritt ein. Rasch ist der Empfangsschein unterschrieben; der schwere, fünfmal versiegelte Brief liegt auf dem Pulte.

„Wollen Sie ein andersmal kommen, Fräulein; wie Sie sehen — Postarbeit!"

Das Mädchen huscht zur Thür hinaus. Rochus Ätherkern verschließt die Thür, setzt sich aufathmend in einen Sessel und wird nun den Brief öffnen.

— Drei Thaler und fünf Silbergroschen.

„W—a—s?! Das ist das Honorar für meine Aufsätze? Und damit soll auch meine epische Dichtung ‚Die Todtenuhr' honoriert sein? — Schmach!"

Bebend reißt er ein Blatt Papier aus der Lade und mit wilder Hast — als schriebe ein Selbstmörder sein Testament — wirft er einige Zeilen auf das Blatt.

Am anderen Tag ist in der Stadtzeitung folgende Annonce zu lesen:

„Rochus Ätherkern, wohnhaft Rosenstraße 25, empfiehlt sich als Erzeuger von Gelegenheitsgedichten aller Art, als: Festgrüßen, Sinnsprüchen, Weihnachts- und Neujahrsgedichten, Grabschriften, Anagrammen ꝛc. ꝛc. zu den billigsten Preisen."

Was die Vogtezer bei ihren Taufen und Trauungen treiben.

Von Th. Just.

Nicht weit von Eisenach sucht sich die Werra in nordwestlicher Richtung durch waldige Berge ihren Weg nach Hessen. Wenn man den Fluss bei Treffurt oberhalb der mächtigen Ruine Normannstein überschritten hat, tritt man bald in den schattigen Hainichwald, dessen wellige Höhen die Wasserscheide zwischen Werra und Unstrut bilden. Mühelos gelangt man auf den tief zerklüfteten Winterstein, der eine vortreffliche Fernsicht auf die basaltischen und trachytischen Bergkegel des Rhöngebirges und auf den höhlenreichen, breitrückigen Meißner darbietet; vom gegenüberliegenden Sommerstein hat man eine prachtvolle Aussicht auf das ganze Panorama des Thüringer Waldes mit der Wartburg im Vordergrund. Der den Winterstein umgebende Buchenwald gehört den „Laubgenossen", d. h. den mit allen Erbgerechtigkeiten ausgestatteten Hofbesitzern der drei Dörfer Oberdorla, Niederdorla und Langula, der

— „Vogtey“, wie sie noch heute zusammenfassend genannt werden, — die ehemalige „Gauerbschaft Treffurt“ [1]) im Kreise Mühlhausen in Thüringen. Die drei Dörfer sind uralte volkreiche Siedelungen, und man erklärt ihre Namen wohl als „oberes“, „niederes Dornloh“ und „langes Loh“. Durch ihre natürliche Lage (im Westen und Süden Wald, im Osten ehedem Sumpf, im Nordosten [eine Meile entfernt] die alte durch prächtige Kirchen geschmückte Reichsstadt Mühlhausen) waren die Dörfer vom Strome des Verkehrs abgelegen, und so konnten sich manche gute Sitten und Gewohnheiten erhalten, die anderswo längst achtlos weggeworfen sind.

Es sei mir gestattet, auf Grund kurzer Aufzeichnungen meines Vaters (aus dem Jahre 1874), der in Langula fast fünfunddreißig Jahre lang (von 1864 bis 1899) Pfarrer war, und aus eigener Anschauung die Sitten und Gebräuche der Vogteyer bei Taufen und Trauungen zu schildern.

Beginnen wir mit dem Eintritt des Vogteyer Kindes ins irdische Dasein. Innerhalb zwei bis vier Wochen, oft auch früher, wird das Kind zur Taufe getragen, welche regelmäßig, wenn nicht besondere Gründe vorliegen, im Nachmittagsgottesdienste stattfindet. Tags vorher — in der Abendstunde — kommt der Taufvater in seinem Sonntagsanzuge zum Pfarrer und bestellt die Taufe mit den stehenden Worten: „Einen guten Abend von meiner Frau, und der liebe Gott hat uns mit einem Söhnchen (Töchterchen) gesegnet, und wir sind gesonnen, es morgen zur Christenheit tragen zu lassen!“

Der Pfarrer trägt bei dieser Gelegenheit das Nöthige in seine Acten ein. Der Kindtaufvater dagegen geht zum „Gevatter Lustig“, d. h. er benachrichtigt den Betreffenden oder die Betreffende, welche er zu Taufpathen erkoren hat. Der Abend wird hoch gefeiert und doch in allen Ehren. Ladet der Taufvater den erwählten Pathen (immer nur einen), so geschieht es mit der stehenden Rede: „Einen guten Abend von meiner Frau — und der liebe Gott hat uns mit einem Sohn (Tochter) gesegnet — und wir wollten Euch bitten, unserm Kind zur heiligen Taufe zu helfen. Wir wollen auch herzlich gern Euch und Euern Kindern gleichen Dienst erweisen!“ Zwischen Vor- und Nachmittagsgottesdienst ladet alsdann die Gevatterin oder, wenn es ein Gevatter ist, dessen Frau oder Schwester, nachdem sie der Wöchnerin eine Flasche Wein und Semmeln gebracht hat, die Gäste ein. Sie begibt sich zuerst in das Pfarrhaus, und zwar in schmuckem Festgewand; ist es eine Jungfrau: in kurzen Ärmeln, Mieder, grünbesetztem kurzen Rock und auf dem Kopfe die gewöhnliche Vogteysche Sonntagsmütze, während sie

[1]) Gauerbe, Miterbe, insbesondere ehedem Mitinhaber einer Gemeinbesitzung mit dem Recht zum Eintritt in die Verlassenschaft aussterbender Mitglieder.

bei der Taufe und danach die „Schnürheit“ trägt. Die Herstellung eines Schnürheits erfordert viel Mühe und — Wehthaten: Das Haar wird auf der Mitte des Kopfes zusammengefasst und mit einer Goldtresse fest umwickelt; dann wird das mittelkopfs aufgebaute Haar mit kleinen, bunten, künstlichen Blumenzweigen verdeckt, und der ganze Aufbau findet seinen Abschluss nach vorn in einer weißen steifen Spitzenschnurre, die das Gesicht umrahmt und durch eine geblümte seidene Schleife unter dem Kinn geschlossen wird. Das Schnürheit ist bereits in den letzten Jahrzehnten ein seltener Anblick geworden und musste der gewöhnlichen Bändermütze weichen, die mit ihren schwarzen gesteiften Spitzen und dem grünen künstlichen Kranz — ähnlich dem Brautkranz — nicht minder kleidsam ist. Dem Pfarrer oder vielmehr der Pfarrfrau bringt die Gevatterin ein Viertelpfund Zucker und für die Kinder Zuckerschachteln. Dann setzt sie ihren Weg zu den Kindtaufsgästen, die geladen werden sollen, weiter fort — über dem Arm die „Haandswäölln“ (Handwolle?), ein Handtuch aus Wolle oder Baumwolle mit symbolischen Stickereien, die sich auf die Taufe beziehen — gewöhnlich die Taube mit dem Ölzweig im Schnabel. Ladet zuvor den Pfarrer und „de Frai Pastern“ nicht auch der Kindtaufsvater zur Taufe ein, so ist die Einladung der Gevatterin nichts als eine Höflichkeitsform, der weiter keine Folge gegeben wird. Die Taufgäste ziehen mit in die Kirche, wo die Gevatterin im Pfarrstuhl, der Gevatter im Altaristenstuhl Platz nimmt. Die Taufe wird in der allgemein üblichen Form vollzogen. — Ist der Gottesdienst vorüber, so übergibt die Hebamme den Täufling, den sie bisher getragen und bei dem Taufact gehalten, der Gevatterin oder der Assistentin des Gevatters; das Kind wird in den Mantel genommen und darüber von der Hebamme mit Feierlichkeit der sogenannte Johlappen (Ja-Lappen) festgesteckt, auf dem dann bis zum nächsten Tage das Köpfchen des Kindes im Bettchen ruht, dann wird er der Gevatterin oder Assistentin von den Eltern des Täuflings mit einer Kanne Bier zurückgestellt. Sodann zieht die Taufgesellschaft — die Gevatterin mit der Hebamme voran — in Procession nach dem Taufhause..

Zu bemerken ist noch, dass die Gevatterin, bevor sie an den Taufstein tritt, oder die Assistentin des männlichen Gevatters im Mantel eine sogenannte „Gewürzdüte“ trägt, worin sich gestoßener Pfeffer, Ingwer, ein Schächtelchen mit Safran, ein eingewickeltes Geldstück und der Seifengroschen oder ein Stück Seife befindet — gewöhnlich in einem Umschlag von Goldpapier; — offenbar eine sinnige Nachbildung der Gaben der heiligen drei Könige: Gold, Weihrauch und Myrrhen; der Seifengroschen weist hin auf das Wasserbad der Taufe und die Reinigung von aller Untugend.

Das Amt des Pathen mit seinen Pflichten, Rechten und Ehren ist hoch gehalten und wird der Blutsverwandtschaft völlig gleich geachtet.

Pathenpflicht ist nach Vogteyer Sitte außer den allgemeinen Christenpflichten bezüglich des Taufpathen, daſs das Pathenkind bedacht wird mit allerlei ortsüblichen Bekleidungsgegenständen; im zehnten Lebensjahre erhält es das Gesangbuch mit dem Namen des Pathen, im dreizehnten Jahre zu Weihnacht Schürze und Jacke für Mädchen, zu Weihnacht vor der Confirmation des Mädchens die Staatsmütze, der Knabe die Confirmationsweste, vier Wochen vor der Confirmation erhält das Mädchen von der Frau Pathin die Abendmahlsmütze, Handschuhe und Knüpftuch, der Knabe Hut, Hemd, Handschuhe. Dagegen müssen folgende Gegengeschenke gegeben werden: Der Knabe schenkt ein seidenes Halstuch oder eine Weste, das Mädchen Zeug zu einer Jacke. Steht das Pathenkind zum erstenmal Gevatter, so wird der Älterpathe eingeladen und schenkt Geld — mindestens einen Thaler.

Verheiratet sich das Pathenkind, so hat der oder die Pathe den Ehrenplatz neben der Braut und schenkt einen Bettüberzug oder eine Bettdecke.

Stirbt das Pathchen als kleines Kind, so schenkt der oder die Pathe das Sterbekleid und läſst mit den Eltern zusammen den Leichenstein setzen.

Das Pathenrecht fordert nach der Sitte, daſs die Kuchenportionen an den Ehrentagen des Pathenkindes dem Pathen doppelt zugemessen werden und daſs er beim Ableben der Eltern, wenn es nöthig ist, des verwaisten Pathenkindes sich väterlich und mütterlich annimmt oder die Vormundschaft übernimmt. Wie schon gesagt, kommt dem Pathen der Ehrenplatz an der Hochzeitstafel neben der Braut zu; bei anderen Familienfesten, darunter nicht zuletzt beim Schlachtefest (!) darf der Pathe keinesfalls fehlen. Stirbt der Pathe, so wird ein volles Jahr um ihn getrauert. — Zu bemerken ist noch, daſs diejenigen, welche sich bisher „Du" genannt haben, sobald sie Gevatterleute werden, einander mit Dei und Uch (Ihr und Euch) anreden. — —

Verheiratet sich ein Vogteyerkind in Ehren und lassen es die Mittel zu, so wird große Hochzeit gefeiert. An den Aufgebotssonntagen zieht das Brautpaar, der Bräutigam mit seinen Freunden, die Braut mit ihren Genossinnen und weiblichen Verwandten, die sich zum „Schmücken" eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst einstellen, in großer Procession zur Kirche. Die Braut trägt das „Schnürheit", die Brautkrone aus Goldflittern, bunten Bändern und künstlichen Blumen. Tritt der Pastor vor den Altar oder auf die Kanzel, so erheben sich der Bräutigam und die Braut und bleiben stehen — ebenso, wenn das Aufgebot geschieht. Nach dem Gottesdienste zieht das Brautpaar wieder unter derselben Begleitung heim. An diesem ersten Aufgebotssonntage sind die nächsten Anverwandten im Hause des Bräutigams zu Kaffee und Abendbrot geladen

und wird dabei die sogenannte „Lobde" (Verlobung) gefeiert; am zweiten Aufgebotssonntage sind sie im Hause der Braut zu Gaste und feiern die sogenannte „Bäte", denn bei dieser Gelegenheit wird von den beiderseitigen Verwandten festgestellt, wer zur Hochzeit gebeten werden soll. Am Donnerstag vor der Hochzeit laden ein Bursche aus dem Hause des Bräutigams, sowie einer aus der Verwandtschaft der Braut die Gäste zur Hochzeit, und zwar schreiben sie mit Kreide an die Stubenthür die Zahl der nach der Sitte zu Bittenden. Wird z. B. ein Pathe eingeladen, so müssen nach der Sitte erstens der Pathe, zweitens dessen Frau und drittens zwei Kinder aufgefordert werden. Sind letztere nicht vorhanden, so müssen sie aus der Verwandtschaft „geborgt" werden, haben aber alle die Pflicht, ein Hochzeitsgeschenk zu machen. — Bei ihrem Umgang tragen die Hochzeitsbitter den „Betsteckel" (Bittstock), einen Heroldsstab mit Buchsbaumstrauß gekrönt, in der Hand. — Am Freitag wird vielerlei ins Haus der Braut gebracht: Milch, Rahm, Eier, Butter — in der Gewißheit, eine „Ecke" Kuchen wiederzuerhalten. — Am Trauungstage zieht das Brautpaar unter Vorantritt der Väter in die Kirche, und zwar ordnet sich der Brautzug in dieser Weise: 1. der Vater des Bräutigams; 2. der Bräutigam; 3. der Vater der Braut; 4. die Braut; 5. die Pathenkinder des Bräutigams und der Braut; 6. die Altpathen; 7. die übrigen Hochzeitsgäste. Der Bräutigam trägt in der Hand einen vergoldeten Rosmarin, am Hut und am Arm einen Strauß von künstlichen Blumen. Die Braut geht im Abendmahlsanzug mit Mantel und geschmückt mit dem Mahlschatz; letzterer — ein Halsschmuck — besteht aus Silber- und Goldmünzen von oft beträchtlichem Wert, da er schon von den Ahnmüttern bei Ehrentagen getragen wurde. Das Haupt der Braut ist mit der Brautkrone geschmückt, in deren Mitte ein Sträußchen von Rosmarin nicht fehlen darf.

Nach der Trauung geht die Procession in derselben Ordnung wie vorher nach dem Hause des Bräutigams. Dort nimmt die Braut den Ehrenplatz, die sogenannte „Brautecke" ein, während der Bräutigam sich des Sonntagsrockes entledigen und — auftragen muss. Er darf sich nicht setzen und darf nur essen, was ihm die Braut reicht. Das Hochzeitsmahl wird mit Tischgebet eröffnet und besteht gewöhnlich aus einer Fleischbrühsuppe mit Semmel, Rindfleisch mit dickem Reis, Kortoffel- und Rettigsalat, Backobst nebst einem Liqueur, der in einem Glase die Runde passiert. Nach beendigtem Mahle geht es an die Vertheilung des Hochzeitskuchens, der so hoch aufgegangen sein muss wie die Klinge eines Tischmessers — lang ist; ein jeder Gast erhält die sogenannte „Klemme", d. h. ein Stück trockenen Kuchen und ein ebenso großes Stück Rahmkuchen, als Zugabe ein Stück Schweinebraten, der kalt — oben auf dem Kuchen liegt. Der Braut werden doppelte Kuchenportionen vorgesetzt

und eine Fleischportion mit Buchsbaum ausgeputzt, doch erhält nicht die Braut diesen Antheil, sondern die sogenannte „Schmückerschen", d. h. diejenige Person, welche die Bräute zu schmücken pflegt. Den Schluss bildet der Gesang: „Nun danket alle Gott" (ebenso bei Tauffesten). Der Bräutigam pflegt darauf die Gäste vor der Hand mit den Worten zu verabschieden: „Wer von Euch sich nicht satt gegessen, der möge sich am Trunk erholen — ; und stellt Euch alle bei Zeit wieder ein!" Die Gäste tragen nunmehr ihre Klemme heim. Jetzt werden die Kinder bewirtet, deren Zahl bei großen Hochzeiten fünfundzwanzig übersteigt; bis zu diesem großen Augenblick waren sie in einem Nachbarhause untergebracht gewesen; im Nu nehmen sie die soeben von den Erwachsenen verlassenen Plätze ein, bekommen die von diesen benutzten und noch nicht gereinigten Teller, Messer und Gabeln und vertilgen ihren nicht geringen Antheil am Festmahl mit Wohlbehagen. — Die Erwachsenen ziehen sich daheim um und kommen dann mit ihren Hochzeitsgeschenken, welche die Brautleute, hinter einer langen leeren Tafel sitzend, in Empfang nehmen. Die kleinen Pathchen schenken — der Knabe dem Bräutigam einen Fleischkessel, das Mädchen der Braut einen Kaffeekessel — beides von Kupfer und im Werte von etwa 15 Mark. Sind sämmtliche Geschenke abgeliefert, so zieht die ganze Hochzeitsgesellschaft mit Musik und Juchhe auf den Tanzsaal.

Am zweiten Hochzeitstage ladet früh neun Uhr die Braut im festlichen Kleid die Hochzeitsgäste zum „Warmbier" ein, das sich je nach Vermögen zu einem Gabelfrühstück gestaltet. Danach Tanz bis vier Uhr nachmittags und sodann Kaffee im Hause der Braut, von wo aus sich die Gesellschaft unter Vortritt der Ortsmusikanten mit den obligaten Brautkuchen in das Haus des Bräutigams begibt, wo das Abendbrot eingenommen wird, das mit dem Lied: „Sei Lob und Ehr' . ." schließt. Darauf abermals Tanz. Die „Brautkuchen", welche von jungen Mädchen (d. h. so viele Kuchen so viele Mädchen) auf dem Kopfe gleich nach der Musikbande mit Stolz getragen werden, vertheilt nun die Braut eigenhändig an die Hochzeitsgäste; doch besteht diesesmal die „Klemme" nur aus einem Stück überaus dickem Butterkuchen ohne Schweinebraten.

Als besondere Vogteyer Kurzweil ist der Gebrauch zu erwähnen, dass — wenn noch ein Brautpaar zugegen ist — der Braut ein Schuh und dem Bräutigam der Hut entwendet und darauf meistbietend unter allgemeinem Jubel verkauft werden, wobei es sich der betreffende Bräutigam ein gut Stück Geld kosten lassen muss. Am dritten Tage wird dafür eine besondere Mahlzeit hergestellt, wobei — wie die Leutchen sagen — die „lederne Hose" des Bräutigams, d. h. die wohlzubereiteten Kaldaunen des Hochzeitsrindes verzehrt werden.

Zu erwähnen ist noch, dass die Braut am Nachmittag vor dem Hochzeitstage den „Brautkuchen", der sich durch besondere Größe, Höhe und Güte auszuzeichnen pflegt, in die Pfarre bringt; die begleitende Brautjungfer trägt zwei Kannen Bier. Außerdem überreicht die Braut dem Pfarrer nach der Trauung am Altar das „Brauttuch" nebst Eingebinde, d. h. einem Geldstück (Gold), Rosmarin (Weihrauch) und Muscatnuss (Myrrhen).

Die Kranken, Wöchnerinnen und Armen werden beim Hochzeitsmahl reichlich bedacht.

Wie bereits erwähnt wurde, spielt der Tanz am ersten und zweiten, womöglich auch noch am dritten Hochzeitstage eine große Rolle. Selbstverständlich gebürt der erste „Rei'n" (Reigen) dem Brautpaar. Ebenso gebürt dem Koch und dem Metzger in weißer Schürze mit der Köchin ein besonderer Rei'n, wobei ihnen bunte Tücher, die ihnen die Braut hinten angesteckt hat, nachflattern. Diese Tücher dürfen die beiden behalten. Ein unehrenhaftes Mädchen wird beim Rei'n auf keinen Fall geduldet; wollte es sich dennoch mit einem Tänzer, der sich übrigens kaum finden würde, unter die Paare wagen, so würde man ihr sofort und solange mit dem Besen nachkehren, bis sie den Platz räumt.

So viel — für diesesmal von den eigenartigen Sitten der Vogteyer aus der alten Gauerbschaft Treffurt. Als 1874 mein Vater, der Pfarrer Just seine Aufzeichnungen machte, welche diesem Artikel zugrunde liegen, waren die meisten der oben beschriebenen Sitten noch im Gebrauch, besonders die Tracht wurde nur ganz ausnahmsweise verleugnet. Jetzt ist das sehr zum Nachtheil der Vogteyer anders geworden; bald wird die Tracht gänzlich verschwunden sein, oder man wird sich höchstens gelegentlich in die theuern, noch immer stattlichen Prachtgewänder der Großmütter „verkleiden". Gerade am Schlusse des Jahrhunderts hat sich in dieser Beziehung leider viel geändert; auch ein gut Theil der ehrenfesten Bauernsitten ist morsch geworden. Wer doch dem Volke die Sitte und die Tracht erhalten könnte! Aber — Mode und Zeitgeist sind übermächtige Feinde, deren Zerstörungswuth nur der Chronist einigen Abbruch thun kann, indem er im Vertrauen auf eine bessere, verständigere Zukunft erzählt — aus der guten alten Zeit. „Das Land."

Wanderbilder aus der Jugendzeit.

Der Haberknüpfer.

In den Ferien des Jahres 1866 machte ich eine Fußreise über die obersteirischen Alpen. Nach dem längeren Aufenthalt in der Stadt kam mir der rauschende Tannenwald, das kühn anstrebende Felsenhaupt, der tosende Waldbach vor wie eine geheimnisvolle Gestaltenwelt aus dem Wunderreiche des Märchens. Die reine, belebende Alpenluft sog ich gierig ein, wie den Liebeskuss einer freundlichen Fee.

„O dieses Ennsthal ist ein Stück gelobten Landes", rief ich selig aus, als ich, um einen Bergrücken biegend, das herrliche Thal mit seinem fließenden Silberbande, seinen frischgrünen und goldigen Wiesen und Feldern, mit seinen friedlichen Menschenwohnungen, eingerahmt und geschützt von hohen, glühenden Felsmassen, im Abendsonnengolde vor mir liegen sah.

Einzelne Holzhauer verließen eben mit ihren blinkenden Beilen den harzduftenden „Schlag", in welchem die neu gefällten und entrindeten Baumstämme in Kreuz und Quer dalagen, wie die Gefallenen nach einer unglücklichen Schlacht, an ihren Wunden verblutend.

Von den nahen Almen hörte man einzelne „Juhezer" und, wenn die Luft just leise herüberzog, das harmonische Glockengeläute heimziehender Heerden. Ich stützte mich auf meinen Stock und, in Nachdenken versunken, horchte ich diesen Tönen; mir war es schier, als seien d i e s e Glocken da oben die rechten Concordia-Glocken. —

Im Thale war es dunkel geworden. Die letzten, verspäteten Schnitter hatten sich Kornblumen um die breitkrämpigen Strohhüte geschlungen und wandelten schäkernd dem Dorfe zu. Von der Kirche klangen drei Glocken zusammen, und das machte das „Dängeln" der Sicheln in den Gehöften verstummen, die Leute stiegen im Halbsonntagsgewand die Anhöhe zum weißübertünchten Gotteshaus hinan, aus dessen Fenstern Kerzenschimmer und Orgelton drangen. Es war der Festabend vor Maria Himmelfahrt und stille Feier wehte durch das ganze Thal.

Mir selbst war zu Muth, als wandle ich im Reiche der Seligkeit und ich gieng durch den süßen Friedensabend dem nahe Dorfe zu.

Plötzlich bemerkte ich der Straße abwärts auf dem Schnittfelde zwischen den „Haberdeckeln" eine Gestalt sich bewegen und eifrig sich

bücken. Es war ein alter Mann mit langen, wild herabwallenden weißen Haaren in halb militärischer Kleidung. „Macht Feierabend, Vetter!“ rief ich ihm über den Straßengraben zu. Der Greis blickte etwas überrascht auf, doch ohne meinen Gruß zu entgegnen, setzte er seine Arbeit fort. Jetzt erst merkte ich mit höchstem Staunen, worin seine Arbeit bestand. Statt bloß die zerstreuten Halme zu sammeln, wie ich anfangs glaubte, war er bestrebt, jeden einzelnen Halm wieder an seinen Wurzelhalm, den Stoppel — anzuknüpfen.

Längere Zeit sah ich dieser sonderbaren Arbeit zu, während ich den Mann ein- um das anderemal fragte, was er doch mache, bis er mir endlich in dumpfen Worten bedeutete, dass diese Haberhalme alle wieder wachsen und reif werden müssten, sonst bekomme er sein Gretle nicht.

Du hast es mit einem Geisteskranken zu thun, dachte ich mir und gieng kopfschüttelnd meines Weges.

Am Eingang des Dörfchens steht ein hölzernes, schindelbedecktes Haus, über dessen Thür neben einem Tannenreisig die Worte aus der Bibel stehen: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden.“

Dort sprach ich ein und bat um Nachtherberge, welche mir der Wirt gleich zusagte.

Nachdem ich mich bei einem Gläschen Bier und Schwarzbrot im traulichen, sorgfältig gescheuerten Stübchen bequem gemacht hatte, erwähnte ich meinem Gastgeber gegenüber des räthselhaften Mannes auf dem Felde.

„Habt ihr ihn auch bemerkt, den Josi?“ sagte der Wirt, sich auf die Bank setzend — „ja, ja, es ist eine eigene Geschichte, und wenn ihr mir zuhören wollt, so mag ich sie euch schon erzählen. Mädl, trag' mir vorerst ein Krügl herauf, bring' auch für'n Herrn — da noch eins mit; — man weiß nicht, wie man euch heißen soll. — Ein Student seid ihr; ist recht schön; und da seht ihr euch jetzt in den Vacanzen die Welt ein Bißl an? Nu, wie g'fällt's euch bei uns da? Morgen schaut euch auch die Kirche da oben an, die hat der reiche Wiedenhofer vor zwei Jahren ganz neu herrichten lassen, weil der kinderlose Mann mit seinem Reichthume sonst nirgends hin gewusst hat. Und seht! — daß wir auf den Josi kommen, gerade der Wiedenhofer hängt mit ihm zusammen. Die Geschichte hat sich vor vierzig Jahren zugetragen und war so:

Die Reithäuslerin, — ihr Häusl ist schon längst verfallen, ihr könnt morgen nur noch den Steinhaufen sehen, wo es gestanden, — hatte einen Sohn, dem sie nach ihres Mannes Tod das Häusl übergeben wollte. Aber da kamen die Kriegsjahre und der Josef, der groß und stark wie ein Fuhrbaum war, musste Soldat werden. Sechs Jahre

blieb er aus und brachte dann eine Schusswunde und ein Ehrenzeichen nach Haus. Aber sein Mutterl fand er nicht mehr, die haben wir drei Wochen früher begraben. Ich war damals ein Bursch' wie Eisen und musste das arme Weib auf den Kirchhof tragen helfen. Das gieng nun dem guten Josef tiefer als die Franzosenkugel und er gieng im Dorf herum, als suche er sich selbst.

Er hielt mit Niemandem Kameradschaft und trat auch nirgends in den Dienst. Die Leute schickten ihm mitleidig Kost in das Häusl oder luden ihn zu Tisch, wozu er aber nie erschien. Der reiche Wiedenhofer — sein Hof lag hinter der Kirche, jetzt ist er an die Herrschaft da drüben verkauft — der Wiedenhofer sag' ich, ließ ihm die Wäsch' versorgen und zeitweilig kam Josef in dieses Haus, und von der Zeit an wurde es mit seinem Grame besser. Aber endlich bemerkten es die Leute; der Josef sah des Bauers Tochter, die Gretl, gern, und das war's, was ihn wieder zu einem frischen Burschen machte. Die Gretl war euch aber auch ein Teufelsmädl; alle Burschen, wie wir damals im Dorfe waren, balgten uns um sie herum, und da ist deswegen auf dem Kirchplatz bei der Linde oben einmal so gerauft worden, dass der ganze Platz hernach von Neuem hat eingeweiht werden müssen. Die Gretl hat aber gar keinen von uns mögen, nur mit dem Josef hat sie gesprochen, bis sie ihr Vater einmal beisammen in der Futterkammer erwischt und sich es geschworen hat, dass dieser Keuschler, wie er Josef genannt, das Mädl nie und nimmer bekommen werde. Nicht etwa, weil er ein Kleinhäuslerssohn sei, sondern weil er in seinem Leben nichts thun wolle und wie ein rechter Tagdieb durch das Dorf strabanze und er jetzt schon betteln gehen müsste, wenn nicht das Häusl noch ein paar Gulden wert wäre.

Seit der Zeit war's aus mit der Liebschaft und Josef konnte Gretl nur mehr über den Zaun sehen. Wir andern Burschen schleckten uns darüber alle zehn Finger ab und waren froh, aber den Josef kriegten wir immer seltener zu sehen und endlich kam er gar nicht mehr in's Dorf. Der gieng derweil mit ganz etwas Besonderem um und er beschloß, ein anderer Mensch zu werden. Der Gretl schrieb er einen Brief, in welchem stand, dass er für sie alles thun wolle und ihr Vater und das ganze Dorf solle sehen, dass er kein Faullenzer sei, und dass er, wenn er nur wolle, allein so viel Dünger aus dem Stall werfe und Korn dresche, wie andere drei, dass er schon selber imstande sei, für sich und Weib und Kind Brot zu verdienen und gewiss vor keiner Thür um ein Stücklein anhalten werde. — Das war gerade im Hochsommer und die Haberfelder waren so reich und grün und die Wiesen so voll von Futter, wie man's sonst selten bei uns erlebt. Es war ein gesegnetes Jahr und der stolze Wiedenhofer

gieng mit verschränkten Armen durch seine Haberfelder; besonders das Stück Acker hinter dem Haus der Wies' entlang war so prächtig aufgegangen und waren die grünen Halme so lang, dass wir alle sagten: So ein Haber wie der des Wiedenhofer sei in der Gemeinde noch nicht gebaut worden. Der Wiedenhofer hatte seine wahre Freude daran und konnte schon nicht die Zeit erwarten, wo die herrlichen Halme reif sein würden. Aber auch die Bachwiese daneben war heuer eine prächtige Heimse für Wiedenhofers Viehstand. Jakobi war gekommen und der Bauer ließ die Sensen dängeln zur Wiesenmahd. Und am nämlichen Abend, als man im Wiedenhofe die Sensen schärfte, geschah's auch im Reithäusl drüben, aber durch einen Wetzstein, damit man's im Dorf nicht höre.

Wie's nun finster geworden war und die Thurmuhr zehn schlug, verließ Josef mit der scharfen Sense das Häusl und nahm den Weg gegen die Wiese des Wiedenhofers. Es war eine finstere Nacht und einzelne Tropfen fielen vom Himmel. Aber das sollte Josefs Werk nur noch sicherer machen, und — auch viel leichter zu schneiden sei ein nasses Gras. Der Mann hatte sich's nämlich in den Kopf gesetzt, dass die Knechte vom Wiedenhofe den andern Morgen, wenn sie sich an die Wiese machen wollten, dieselbe bis auf den letzten Halm abgemäht finden sollten. Und wer hat das gethan in dieser Nacht? soll dann das ganze Dorf fragen, und dann wolle er, der Josef, zum Wiedenhofer treten und ihm sagen: Ich allein hab's gethan, Bauer, damit ihr wisst, was ich für ein Faullenzer bin und auch mein' Sach' angreifen kann. Und nun gebt mir euer Mädl! — Das sollte denn ein Sieg sein, glänzender noch, als der, den er bei Leipzig mit erfochten, und dann sollten ihm alle Männer im Dorfe die Hand schütteln und sagen, du gehörst ganz zu uns und machst uns Ehre, und die Weiber sollten sich denken: Die Margretl hat's mit ihrer Auswahl verstanden! — Derlei Gedanken machten ihm die Arme stark wie Eisen und schwirrend rauschte die Sense durch das hohe Gras. Josef hat's später einmal erzählt, wie leicht ihm war, und dass ihm noch keine Arbeit so geschlaunt als diese. Er achtete es gar nicht, wenn er mitunter in einen Stein schlug, dass die Funken flogen. Wenn er auch für Augenblicke ausruhte, um die Sense zu wetzen, so bemerkte er doch nicht, wie es regnete; war er ja ohnehin nass vor Schweiß. Oft musste er sogar die Augen anstrengen, um die Mahden unterscheiden zu können, aber Josef war unermüdlich und Liebe und Stolz leiteten die Sense in ihrem trägen Halbkreis, wenn sie in die Erde zu wachsen schien. Endlich, noch vor dem Taggrauen war die Wiese ab und erschöpft sank der Mann unter einer triefenden Eiche nieder. — Den andern Tag in aller Früh gieng der Oberknecht hinter den Hof hinaus nachsehen, ob's zum

Mähen heute doch nicht etwa zu nass sei, kehrte aber ganz erschrocken in's Haus zurück, weckte den Bauer und schrie: „Baur! 's ganz' Haberfeld hinterm Stall is ruiniert, abg'mäht; kein Halm steht mehr!" Bald war alles Volk hinter dem Wiedenhofe und bedauerte, und fluchte über den Frevler und meinte, das hab nur der Neid gethan. — Ich selbst bin n'übergsprungen und hab mir die G'schicht angeschaut; ich sag euch, 's Herz hat ein'm weh 'than, wie der ganze, schöne Haber g'legen und vom Regen einbaschlt und verdorben gewesen ist. Der Wiedenhofer hat heilig geschworen, den Bösewicht, wenn man ihn finde, hängen zu lassen. „Und wer soll's g'wesen sein!" schrie er, „ich hab kein' einzigen Feind im ganzen Dorf als — — aber der kann's nicht 'than haben, der wär' z'faul g'wesen dazu und er war sonst doch kein schlechter Mensch." Er meinte den Keuschler Josef. Es ist kaum fünf Minuten angestanden, hat man den unter der Esche g'funden, wie er noch die Sens' in der Hand hält. Wie wilde Thiere sind jetzt d'Leut über ihn hergfall'n und wie der Josef erwacht, hat er gar nicht gewusst, wo er ist, und ist erst zur Vernunft kommen, wie sie ihn g'stoßen und geschlagen haben, und als er das ruinierte Haberfeld gesehen hat und die Wies', wo das Futter noch stand wie gestern — da hat er einen fürchterlichen Schrei 'than und ist rücklings zu Boden g'fallen. Aber, wir haben noch immer g'glaubt, der Josef hab's dem Wiedenhofer aus Rache than, weil er ihm seine Tochter versagt; wie's aber der Keuschler vor dem Dorfrichter und dem Pfarrer heilig geschworen hat, dass er die W i e s e abmähen wollen, damit's die Leute sähen, dass er kein Faullenzer sei und dass er die Gretl bekomme; dass er sich in der Finsternis geirrt und so wider Willen das Haberfeld verdorben habe; da glaubten wir's erst dem armen Josef. Der Wiedenhofer aber war so sehr beleidigt, und trotz alles Zuredens des Dorfrichters, dass der Josef doch sonst immer ein braver, fleißiger Bursche gewesen und er's wohl auch bleiben werde sein Leben lang und dass er, der Bauer, als reicher Ehrenmann, die jungen Leute, wenn sie sich gar so gerne hätten, doch nur in Gottesnamen zusammengeben möge; trotzdem that der Bauer einen Eid, dass der Keuschler seine Tochter nicht eher bekommen sollte, b i s j e d e r a b g e s c h n i t t e n e H a l m w i e d e r a u f s e i n e r W u r z e l s t ä n d e. — Das gieng nun dem armen Josef schier bis ans Leben und die Erschütterung dieses Vorfalles warf ihn aufs Krankenbett für viele Wochen. Währenddem verheiratete der Wiedenhofer seine Tochter an einen Viehhändler, den sie nie und nimmer gerne haben konnte. Herr! das war eine unglückliche Ehe, welche aber bald aus worden! Die Geburt ihres ersten Kindes war ihr Tod. Wenn ihr morgen zur Kirch n'aufkommt, dort, wo das schwarze eiserne Kreuz mit dem Kettlein am Nagel zum küssen hängt, liegt sie mit ihrem

Kind begraben. Der Wiedenhofer hatte nun noch viele Jahre gewirtschaftet, aber nie mehr ist der Haber hinter'm Stall so schön geworden als in jenem Sommer. Mit der Wirtschaft gieng's abwärts, als ob kein Segen Gottes dabei gewesen wäre, und weil der Bauer kinderlos war, hat er das Grundstück endlich dem Baron Hornbach, der da hinter den Bergen sein Schloss hat, verkauft. Zwei Hinterstuben hat sich der Bauer zur Ausnehmung behalten und dort wohnt er nun mit dem Josef, der sich mit ihm alt gelitten hat, zusammen. Der letztere aber, den wir nun den Josi nennen, mäht auch keinen Haber mehr. Er ist arm genug; seit seiner damaligen Krankheit ist er irrsinnig. So oft man's ihm auch schon gesagt, dass die Gretl todt, so glaubt er's nicht und bildet sich ein, der Wiedenhofer habe sie irgendwo verborgen und gäb' sie ihm erst, wenn die abgeschnittenen Halme auf dem Haberfeld wieder auf ihren Wurzeln ständen, um zu reifen. — Der Wiedenhofer thut dem Unglücklichen alles, was er ihm aus den Augen absehen kann, dafür ist der Kranke auch gutmüthig und ehrt den Bauer wie einen Schwiegervater. Oft aber lag er schon vor ihm auf den Knieen, und bat ihn unter Thränen, ihm seine Braut nicht länger mehr fern zu halten. — Im Frühjahr, wenn das Haberfeld grünt, scheint sich Josi's Zustand immer zu bessern; da geht er Tagelang um dasselbe herum, es zu bewachen. Immer aber verschlimmert sich seine Krankheit im Schnitt, wenn die Halme fallen; da bringt er dann oft Tag und Nacht auf dem Felde zu, sammelt die verstreuten Halme und knüpft sie mit aller Emsigkeit eines Jünglings an die Wurzel. Erschöpft kehrt er dann in seine Stub' zurück, aber es ist ihm wohl. So macht er's seit Gretls Tod alle Jahre und die Leute lassen ihm's machen, wie er will; er schadet ja niemandem und ihm ist's der einzige Trost. Man nennt den Josi, so weit man ihn kennt, den H a b e r k n ü p f e r. Ihr habt ihn heut' gesehen, Herr, 's ist bedauerlich ihm zuzuschaun. Josi ist sonst ein ganz frommer, christlicher Mann und theilt selbst den Armen von seinem Brot. „Ich bin ja der jung' Wiedenhofer!“ sagt er. In letzterer Zeit steht er öfters sinnend oben im Kirchhof vor dem eisernen Kreuz; schüttelt aber dann jedesmal ungläubig den Kopf und wankt in das Feld hinaus — haberknüpfen.“

Mein Gastgeber schwieg. Ich ebenfalls und reichte ihm stumm dankend die Hand.

Die Leute kehrten vom „Segen“ zurück, standen um den gedeckten Tisch herum, sprachen laut das Tischgebet und setzten sich fröhlich zur Schüssel.

Ich bat um mein Zimmer und der Wirt sagte mir ein trautes „Gut' Nacht!“

Den andern Tag führte mich mein freundlicher Erzähler im Dorfe

herum, zur Kirch' hinauf und zeigte mir alle Denkmale der gestrigen Geschichte.

Als ich, von ihm herzlich Abschied genommen, das Dorf verließ, sah ich neben der Straße auf dem Haberfeld jenen Mann wieder, dem nichts übrig geblieben war von seinem Leben als die Hoffnung, aus todten Stoppeln sprießend, als ein an zerschnittenen Strohhalmen hängendes Glück. —

Übers Jahr besuchte ich die Gegend zum zweitenmale und kehrte wieder bei meinem Wirte ein. Das Nächste war, mich um den Haberknüpfer zu erkundigen.

„Der hat Feierabend gemacht, lieber Herr", antwortete der Mann „'s war noch im letzten Jahr, als man ihn draußen unter den Haberdeckeln todt gefunden hat. Er hatte sich einen Strohkranz um die weißen Locken gewunden, mit dem man ihn auch oben neben dem schwarzen Kreuz begrub. — Wenn ihr morgen hinter den Wiedenhof geht, so schaut euch das Haberfeld an; die Halme steh'n so dick und hoch und voll, wie vor einundvierzig Jahren; und der Josef hat die Gretl bekommen."

Heut' g'freut's mich.

Wenn über dem triften-, wald- und felsenreichen Hochland ein klarer, blauer Sommertag liegt, so wacht in allen Wesen, die im Hochlande sind, ein freudiges Leben auf. Und wenn gar ein Mensch, der den größten Theil seiner Zeit in düsteren, dunstvollen Städten hinbringt — dabei aber doch eine Seele hat, die bei jeder Schönheit, welche das Zusammenleben gebildeter Menschen in den Städten hervorbringt, und bei jedem Blumenstengel und bei jedem frischen Grashalm und bei jedem Sonnenfaden, den ihm die Natur zwischen die Mauern hinein sendet, in Entzücken aufzittert — wenn ein solcher an einem klaren, blauen Sommertag durch das Hochland zieht, so verliert er sich fast und meint, er sei in einer anderen Welt!

Durch den Theil des Hochlandes, den ich am liebsten besuche, weil er alles in sich faßt, was wir schön, romantisch und wunderbar nennen, und jene Menschen hervorgebracht, von denen wir so tausenderlei lernen könnten, weil sie von uns noch nichts gelernt haben — geht jetzt der Dampfwagen.

Mir ist das unangenehm, weil der Steinkohlenrauch die reine Luft und den wohligen Duft verdirbt, weil das Brausen und Pfeifen der Maschine die erhabene Stille stört oder den Gesang der Vögel und Menschen verwüstet, und endlich, weil durch den Dampfwagen und die große Welt, die auf demselben durch das Land zieht, die Menschen selbst

andere werden, als sie sonst waren, was oft sehr zu ihrem Nachtheile ist. Aber ich gehe doch nicht mehr zu Fuß, seitdem die Eisenbahn ist, ich fahre und begnüge mich, daß ich zum Fenster hinaussehe auf die unbeschreiblichen Herrlichkeiten des Hochlandes.

Da ist euch denn so eine Dampfmaschine das allerprosaischeste Ding; sie steht nicht still, wenn ein Punkt kommt, der mehrere Stunden angesehen und bewundert werden müßte, sie bringt kein Lied zustande, wie das Posthorn, das sie verdrängt hat; sie dampft und braust und pfeift nur und stürmt vorwärts, wie ein großer Theil der jetzigen Welt, an manchem Schönen und Edlen vorüber.

Den Menschen, die in den Bergen daheim sind, war anfangs das Dampfross kein willkommener Gast, einmal aus Gründen, die ich schon angeführt habe und dann noch aus vielen anderen; weil ihnen nun aber ihre Rinder, die jetzt in fremde Länder wandern, und ihre Wälder, die nun fallen müssen, besser bezahlt werden als früher, und weil ihnen der Dampfwagen viele nothwendige und angenehme Dinge um billiges Geld aus der Stadt bringt, so sind sie zufrieden und setzen sich gar selbst in die fahrenden Häuser.

Zuerst thaten das nur die Tollkühnen, denn es gieng das Gerücht im Volke, dass diese Reihe Häuser mit all' ihrem Inhalte — eine ungeheuere Last, die sich ohne ein einziges Pferd, oder sonstiges Zugvieh, in rasender Geschwindigkeit fortbewegt — vom Gottseibeiuns gezogen werde. Und dieser thue natürlich so was auch nicht umsonst, er nehme sich dafür von den Menschen und anderen Dingen, die durch die Eisenbahn befördert werden, den zehnten Theil. Da belehrte aber einmal ein lustiger Bahnwächter die Bauern im Wirthshause, dass nach den neuen Gesetzen der Zehent längst aufgehoben sei, und dass auf denselben weder der Pfarrer noch der Teufel Anspruch habe. Seitdem fahren alle auf der Eisenbahn und sind lustig.

Auch an jenem Tage, von dem ich heute eigentlich was erzählen will, waren viele Bauern im Waggon. Sie sprachen von wirtschaftlichen Dingen, scherzten mit den Weibern, die auch mit uns fuhren, und trieben allerhand Kurzweil miteinander. Nur ein jüngerer Mann fiel mir auf, der auch Bauernkleider trug, aber mit den andern nicht sprach und nicht scherzte. Er saß mir gegenüber und blickte gern in das Freie hinaus, wie ich. Er lugte so unter seiner breiten Hutkrämpe hervor, dann pfiff er einen Jodler und dann sah er wieder zum Fenster hinaus, schnalzte mit den Fingern, und jauchzte halb für sich her: „Heut g'freut's mich!" — Aber es war, als ob das in ihm nicht jene Heiterkeit wäre, wie die draußen im frischen Sommermorgen und wie in den Anderen, und als ob er sich seiner heimlichen Lustigkeit fast schämte. Nur wenn er den Kopf durch das Fenster hinaussteckte,

rief er laut: „Heut g'freut's mich!“ und endlich hub er gar zu singen an:

„Heut g'freut's mih, heut g'freut's mih,
Ih geh hoam in mei Haus,
Ih geh hoam zu mein Weiberl,
„Geh neamamehr aus!“

Man soll einen Menschen in seiner Seelenlust eigentlich so wenig stören, als in seinem Seelenschmerz, aber ich gewann 's nicht über mich — ich zupfte den Mann ein wenig am Ellbogen und sagte: „Heut g'freut's euch?“

Und wie er das Wort gehört hatte, zog er seinen Kopf vom Fenster zurück, schlug mir seine Hand lustig auf die Achsel: „Meiner Seel, heut' g'freut's mich!“

„'s ist aber auch ein wunderschöner Tag heut'.“

„Schöner Tag hin, schöner Tag her, schöne Tage giebt's wohl mehr! Aber heim zu geh' ich, und zu meinem Weiberl komm ich wieder, und mein kleines Micherl seh' ich, und mein Häuserl hab' ich wieder, und heut' g'freut's mich!“

Der Mann drehte sein Schnurrbärtchen und dann warf er seine flachen Hände auf meine Knie: „Geht's wohl auch heim, he?“

„Habt es errathen. Und mich g'freut's auch, wenn ich die lieben Berge wieder sehe.“

„Ei was, Berge hin, Berge her, Berge gibt's wohl mehr. Habt's ein Haus, frag' ich, und habt's ein Weib und habt's ein Kind? Gelt, das habt's nicht! Aber ich hab's und ich bin schon fünf Tag nicht daheim gewesen, 's hat mich ein wenig versucht, aber Gott sei Lob und Dank, dass es so gut ausgangen ist. Bin ein Flösser von da oben und wir thun Holz hinabschwemmen in die Stadt. 's ist ein Elend in der Stadt und ich könnt' nicht sein drin, aber, wenn man einen ganzen Tag auf dem Wasser ist, so ist man doch recht froh, wenn man den Schlossberg sieht, und wenn man zum Holzplatz anfährt, springt man wohl gleich hinaus und denkt: 's ist ein Glück, dass man da ist. Aber für mich war's letzthin ein Unglück; wie ich vom Floß springen will, verklemm ich mir den Fuß da zwischen zwei Bäume, ich fall', es schnalzt und macht einen tollen Bremsler. Teufel, denk' ich, jetzt ist der Fuß ab! Und richtig, ich kann euch nicht weitergehen, sie müssen mich in ein Haus tragen. Da lieg' ich nun vier Tag und vier Nächt' unter weltfremden Leuten und dem Doctor muss ich alles Geld geben, was ich für's Holz eingenommen hab'. Aber gut ist's doch geworden, der Fuß war nicht ab und heut' brauch ich ihn schon wieder. Meine Nandl wird aber schau'n, wenn ich komm, wer weiß, was sie ihr von mir schon vorgesagt haben. Ist eine gute Haut, meine Nandl; 's ist g'rad zwei Jahr jetzt, dass ich das Haus 'kauft und sie geheirat' hab'. Und

— nein, aber heut', wenn ich heimkomm', schlag' ich mich wohl gleich auf die Ofenbank hin und die Nandl muſs mir einen Sterz kochen. Dem Micherl wird's doch wohl gut gehen — a halt ja! Das wär' ein Jammer gewesen, ihr Herr, wenn ich mir den Fuß abbrochen hätt', wer thät denn was verdienen! Reich sind wir nicht, just daſs wir 's Haus auszahlt haben, aber wenn wir gesund sind zusammen, so fürcht' ich mich nicht. Ich tausch' mit keinem in der Stadt und wenn ihr ein Graf seid, so sag' ich euch in's Gesicht, ich tausch' nicht mit euch. Ich hab' das, was ich brauch', und ich hab' noch mehr, und ich krieg' noch mehr und wir richten es uns so ein, daſs wir in nichts einen Abgang haben. Wenn der Herrgott im Himmel nur mein Micherl gut aufwachsen läſst! a halt ja, 's wird schon sein und — nein, aber heut' g'freut's mich!"

„Wo ist denn hernach euer Daheim, lieber Mann?" fragte ich, denn ich hör' nichts lieber in der Welt als Worte vom häuslichen Glück.

„Wo? Werden just nicht mehr weit haben hin", sagte er, „gleich bei der nächsten Station steig' ich aus und dann geh' ich noch so eine Viertelstund' zu Fuß und um die Mittagszeit bin ich daheim. Ihr fahrt vorbei an meinem Haus. Links steht's, so einen Büchsenschuſs weg von der Eisenbahn, 's ist gemauert und hat ein neues Schindeldach; vor dem Haus ist ein Garten und hinten stehen drei große Tannen; 's ist kein anderes Haus so, ihr kennt es leicht. Heut', wenn ich heimkomm, thu' ich aber auch den ganzen Tag nichts, als erzählen, ja, heut' halt' ich ganz Feiertag und da sitzen wir zusammen auf der Gartenbank; das einemal hutsch ich 's Micherl auf den Händen, 's anderemal wieder 's Weiberl. Und wenn die Sonn' hinab rutscht, so kocht die Nandl eine gute Milchsupp' und wir setzen uns zusammen und essen rechtschaffen. Ich mein', ich seh's jetzt schon, wie wir zusammensitzen und danach die Nandl das Micherl in die Heidl (Wiege) legt, und dann machen wir uns wohl auch in's Nest — Herrgott, heut' g'freut's mich!"

Der Zug hielt, der Schaffner rief die Station aus, der freudige Mann zog sogleich ein Bündel unter der Bank hervor, sagte mir, daſs ich glücklich reisen möge, rüttelte an der Thür und stieg heiter lächelnd aus.

Ich sah noch, wie er die Fahrkarte abgab und dann einen Fußsteig längs der Bahn einschlug. Ich sah noch, wie er ein grünes Kraut und ein paar Mohnblumen abpflückte und sich den Strauß auf den Hut steckte, dann war der Zug vorüber und ich blickte wieder in das Hochgebirge, über welchem der klare, blaue Sommertag lag.

Ich vergaß aber auch nicht, mich nach einem gemauerten Hause umzusehen, das ein neues Schindeldach hat und unter drei großen Tannen steht.

Wir fuhren eine Strecke, es wollte nicht kommen; doch endlich sah ich die drei Tannen, allein — diese waren versengt und unter denselben stand ein halb eingestürztes, geröthetes Mauerwerk und um dasselbe lag Schutt und Gebrände und hie und da lohte noch ein rothes Flämmlein und aus allem stieg der Rauch auf.

Noch sah ich, wie ein paar Männer die Brände auseinanderzogen und ich sah noch, wie drei andere Männer auswärts gegen das Dorf auf einer Holztrage eine zugedeckte Last trugen, dann war der Zug vorüber und ich blickte wieder in das Hochgebirge, über welches der klare, blaue Sommertag lag.

Im Thal bei Seewiesen.

Noch heute sehe ich das Weiblein wandern auf der staubigen Poststraße.

Es war im Thale bei Seewiesen. Ich schlenderte ruhig dahin in der stillen Alpennatur, blickte auf die zerrissenen Felsen der Schwabenkette und sang: Hoch vom Dachstein!

Lange hinkte, gestützt auf einen Pilgerstock, ein Weiblein vor mir her, alt, arm und mühselig. Ein graues, blaugestreiftes, kurzes Kittelchen trug es und ein Jöpplein aus verblichener Leinwand. An den Rücken hatte es einen mächtigen Bündel geschnürt, um den Kopf trug es ein weißes Tüchlein — die Haare, die unter demselben hervorlugten, waren noch viel weißer.

Ich hatte die greise Pilgerin nicht beachtet, denn derlei Erscheinungen gibt es eine Unzahl auf den Straßen in der Umgebung von Mariazell. Als das Weiblein nun aber seitwärts wankte und sich erschöpft auf einen Schotterhaufen setzte, rief ich ihm zu, ob's denn nicht mehr gehen wolle. Da seufzte es und richtete sein Gesicht zu mir auf. Freunde, ich hab' unter den Lebenden noch kein solches Antlitz gesehen. Nicht die zahllosen, tiefen Furchen, die der Pflug eines kummervollen Lebens hier aufgewühlt hatte, haben mich so sehr ergriffen — die fahlen, vertrockneten Lippen, das erloschene Auge habe ich gesehen . . . sonst sagt das Volk, man sehe kein Gespenst, wenn man nicht daran glaube!

Nein, es war ja doch kein Gespenst, es war ein unglückseliges, lebendes Menschenkind.

Es war aus dem Lande Krain zu Fuß hereingewandert in seinem vierundneunzigsten Jahre. Es war schwach und krank und allein und musste den Löffel warmer Suppe erbetteln. Wie lange es schon auf der Wanderung war, das wusste es selbst nicht mehr recht, es hatte seitdem oft in Scheunen geschlafen und im Freien, unter Bäumen und Garben. Nach Mariazell gieng die Reise.

Das erzählte mir das Weiblein, als ich neben ihm saß; ich hatte Mühe, dass ich die Worte aus zahnlosen Lippen verstand, aber ihr Erzählen gieng mir an's Herz. Vorurtheil und Aberglauben richten so Ungeheuerliches an im Volke — es ist ein Elend mit den armen Menschen.

„Ach, warum, um Gotteswillen, diesen weiten, weiten Weg jetzt in euren alten Tagen?" fragte ich fast entrüstet.

„Wenn ich nicht sterben kann, wenn ich sonst nicht sterben kann!" antwortete sie mit tonloser Stimme und starrte auf die Steine. Dann erzählte sie mir die Geschichte, die ich hier möglichst wortgetreu mittheilen will.

„Siebzig Jahr ist's jetzt vorbei", begann sie, „seitdem ich im Steirischen war bei der Zellermutter. Wenn man vierundzwanzig zählt, ist man wie ein Röselein schön und fein — aber kindisch noch und vorwitzig. Ich war wie ein Röselein und von Gottschee bin ich gekommen nach Mariazell und hab' eine Wallfahrt verrichtet, damit ich einen Mann bekäm', wie 's mein Herz begehrt, — drei Stunden vor Mariazell — das wird der Vetter wissen — ist eine Steinwand hoch oben auf dem waldigen Berg, und auf derselben sitzen drei versteinerte Männer und thun mit einander ein Kartenspiel seit undenklichen Jahren; weil sie einst im Leben mitten in der Christnacht auf den Felsen gestiegen sind, um zu spielen, so hat der Herrgott sie zu Stein gemacht und da müssen sie spielen bis zum jüngsten Tag. Um einen solchen Mann hab' ich nicht gebetet am Hochaltar zu Zell und von diesen will ich auch nicht reden. Was anders ist in dem Felsen, auf dem die Spieler sitzen — der Vetter wird's wohl auch wissen; — der Stein hat ein Loch und der Wallfahrer, der, von Zell zurückkommend, von der Straße aus durch das Loch den blauen Himmel sieht, der kommt seiner Tage noch einmal nach Zell, und das ist heilig und gewiß, alte Leut' in meiner Heimat haben's oft und oft gesagt. Wie ich nun zurückkomm' von der Zellermutter und vorbei an der Stelle, sagen meine Gefährten: Mina, schau' hin auf jenen Felsen dort, siehst du das Loch im Stein? — Ja, rief ich vorwitzig, den blauen Himmel seh' ich durch. So preise Gott den Herrn, sagen alle, Mina, du kommst deiner Tage noch einmal nach Zell. Andere, die hinter uns gegangen sind, haben die Öffnung nicht mehr gesehen. Ja, so war's und so komm' ich zurück in's Heimatland. Vetter, das Kirchlein ist schon zerfallen, in welchem ich mit meinem Wendelin in den heiligen Ehstand getreten bin. Ach, so lang', so lang' ist das her — 's ist schon bald nimmer wahr. Dann sind Zeiten gekommen gute und schlechte, und alle sind wieder vergangen. Ich habe Kinder gehabt und Enkel — 's wächst schon lang der grüne Rasen über ihnen. Was hab' ich für Freud und Pein gehabt in meinem

Herzen von der Stund' an, wo ich sie das erstemal an die Brust gedrückt habe, bis zur Zeit, wo sie hinabgerollt sind in die tiefe Grub'. Ich dank' dem Herrgott, wenn's aus ist mit mir, dass ich ruhen kann, aber ich thät gerne noch einmal die Jahre all' durchwandern und durchkümmern, wenn ich sie wiedersehen könnt' im Garten spielen meine Kinder. Ein einziger Urenkel ist mir geblieben und ist mir gefolgt herein über den letzten Winter. 's war ein Büblein in die sechzehn Jahr und frisch wie das Leben mit goldfarbenem Haar; ich hab's geliebt und mich hat's geliebt, und noch einmal hätt' ich mit ihm mögen durch das lange Leben gehen. Da ist der Lenz gekommen, der liebliche Lenz — mein Junge hat mir noch das erste Veilchen gebracht. — 's war ein scharfer Winter gewesen; auf dem Teiche lag noch Eis. Wie es kam, dass es geschah — gesehen hab' ich's nicht, -- eingebrochen war das Eis und meinen Jungen haben sie herausgezogen aus dem Teich . . . warum, das weiß ich nicht — etwa, dass es mir das Herz durchschneide — sie haben ihn doch gleich wieder versenkt in die Erde . . .

Und seitdem bin ich allein in dieser Welt, hab' kein Kind und keinen Freund, bin übrig geblieben über mein Geschlecht hinaus. Jesus und Maria, wie hab' ich gebetet Tag und Nacht, dass ich erlöst werde, dass ich sterbe und ruhe bei den Meinen! — Vetter, wie hat mir da in einer Nacht so wunderlich geträumt. Die Zellermutter steht vor mir — sie hat wohl an ein schneeweißes Kleid und auf dem Haupte trägt sie fein einen Kranz von Rosen. Da fall' ich nieder auf die Knie: Gegrüßt seist du, Himmelskönigin! — da hab' ich sie nicht mehr gesehen. Aber wie ich die Augen auf zum Himmel wende, da seh' ich eine Steinwand hoch oben auf dem waldigen Berg und auf derselben sitzen versteinerte Männer und unten durch den Stein ist das Loch — ich blicke hindurch und seh den blauen Himmel. Gleich wach' ich auf und da weiß ich's heilig und gewiss: du kannst nicht sterben, du kannst nicht sterben, vor siebzig Jahren hast du durch jenen Felsen gesehen — du kommst deiner Tage noch einmal nach Zell; — und du bist seit jener Zeit nicht dort gewesen, aber jetzt musst du hin, zu beten um Ruhe, um Erlösung. — So ist's gewesen, Vetter, und ich hab' mein Gut in ein Tuch gethan, hab' noch Weihwasser gegossen auf das liebe, junge Grab und bin fortgewandert gegen das ferne Zellerthal. Was thät ich noch länger auf dieser Welt?"

Lallend, wie im Entschlummern hatte das Weib die letzten Worte gesprochen. Auf den Höhen klang ein Alpenhorn.

„Ihr seid nun nicht mehr weit von jenem Felsen", sagte ich nach einer Weile, „wie, wenn ihr aber wieder durch das Loch seht?"

Da lächelte das Weiblein. „Ihr freilich“, meinte es, „ihr seht noch frisch und mögt noch lange leben; doch, mein Augenlicht ist schwach, kaum, dass ich den Weg noch finde und das Zellerthal. Ich schau auch nicht mehr auf, was fliegt — Unsereins sieht den Boden an, was kriecht. Dann such' ich mir in diesem Thal auch noch einen Rasen auf.“ —

Eine kleine Gabe reichte ich der Armen, die aus der Ferne in das stille Alpenthal kam, um zu sterben, weil ihr die Ruh' versagt, bis sie den Bann des Aberwitzes lösen sollte, der siebzig Jahre auf ihrer Seele lastete. Mit tausend Wünschen dankte sie mir — sie wollte beten für mich in Mariazell, dass ich lange lebe, aber nicht allein — nicht verlassen und vergessen. — Die Pilgerin ahnte wohl nicht, dass ich hingehen und dem ganzen Lande von ihr erzählen würde.

Und warum habe ich euch die Geschichte erzählt? — Fragt mich nicht, lange genug trug ich sie verschlossen in mir herum, sie ist doch gar zu betrübt!

Heute wird das arme Weib wohl die Ruhe schon gefunden haben, — wir aber wollen heiter sein.

Heinzelmänner.

Aus unsern Bitternissen, unsern Leiden,
Die unbesiegbar uns geschienen, sehen
Wir nun ein reines, hohes Glück erstehen,
Das nie geahnt, geträumt ward, von uns beiden.

Ein Glück, das sie uns alle hämisch neiden,
Vor dem sie mit den falschen Blicken stehen, —
So komm, wir wollen ihm entgegengehen —
Und lass uns von der Nacht der Qualen scheiden.

Mit heißen Küssen will ich dir bedecken
Die Lider, denn du sollst nicht um dich schauen
Und grübeln, — sollst dem Wunderwerk vertrauen.

Wenn es vollendet erst, will ich dich wecken —
Man darf die Heinzelmänner nicht erschrecken
Die heimlich still an einem Glücke bauen.

Anna Besser.

Kleine Laube.

Die Familie ohne Autorität.

Das Haus des Abgeordneten Roysand war berufen in der ganzen Stadt — und zwar wegen der Eigenthümlichkeiten dieser Familie. Zehn Kinder, theils erwachsen, theils unerwachsen, bildeten die Bewunderung und den Ärger der Leute. In Roysands Haus gieng es ganz anders zu, als in anderen Häusern. Da gabs Leben und Kampf und Liebe zwischen den Mitgliedern — immer wurde gestritten, nie gezankt, immer gab es Gegnerschaft, nie Trotz, überall Gegensätze und überall Harmonie. Die Eltern glichen sich nicht und lebten in Eintracht, die Kinder glichen sich nicht, jedes war anders, jedes gieng seinen besonderen Neigungen nach und doch blieb alles in einem einheitlichen Kreise, indem es viele Gestalten und nur einen Geist gab. Zwischen Eltern und Kindern burschikose Kameradschaft. Dieses Haus mit seiner Ehrfurchtslosigkeit und seiner Liebesfrische war eine heitere Anarchie. Den Pädagogen zum Kopfschütteln, den Pietisten zum Ärgernis, dem Weltmanne zur Freude. Und zum Neide allen, die bei größter Genauigkeit und Strenge in ihrem Hause ein solch treues Familienleben nicht zuwege brachten.

Und eines Tages wurde Roysand mit Fleiß befragt, wie er es denn mache, seine Familie so zu erziehen.

Aber, mein Herr, meine Familie erziehe ich ja gar nicht.

Nein, es muss im Hause doch eine Autorität sein.

Gewiss. Und sie ist auch.

Wer hat bei Ihnen die Autorität?

Jeder hat sie. Jeder für sich. Wir sind demokratisch und haben keinen König, wir sind protestantisch und wollen keinen Papst. Bei uns gibts keinen Zwang, als den der Umstände, denen sich jeder fügen muss. Zehn Kinder sind mir verliehen, keinem habe ich Gebote gegeben: so musst du es machen, oder das musst du meiden. So lang sie noch schwach und dumm waren, wurden sie schweigend geführt, aber nicht von vorne, sondern von hinten, so dass sie zwar nicht in den Abgrund fallen, wohl aber dass sie anstoßen konnten. Wenn sie gefehlte Schritte machten, so mussten sie es selbst fühlen und einsehen. Waren sie erwachsen, so überließ man sie ihrer Wege. Kamen sie mit Wunden heim, so wurden sie nicht ausgescholten und nicht bedauert, sie mussten ihre Sache selber leiden. Kamen sie mit Erfolg heim, so freuten wir uns gemeinsam. Das, was Sie Autorität nennen, habe ich selbst nie erfahren, hätte sie auch nicht ertragen. Trotz allen meinen Abhängigkeitsverhältnissen hatte ich das Gefühl: du musst nicht, du kannst es ändern. So habe

ich ausgehalten. Dann noch das: Wer eine fremde Autorität hat, und wäre sie auch gleich Vater und Mutter, der verläſst sich auf diese Autorität und ist geneigt, ihr die Verantwortung zuzuschieben. Gelingt etwas, so glaubt man selber das Verdienst zu haben, misslingt es, so kommt's auf die Autorität. — In wichtigen Punkten halte ich meine Kinder schon fest — aber sie dürfen es nicht merken. Sie müssen glauben, daſs alles, was sie thun, freiwillig geschieht.

Wer sagt Ihren Kindern, was recht und unrecht ist?

Die redende Autorität gewiſs nicht. Nur das Vorbild. Die Gebote muſs man den Kindern und Untergebenen nicht vorsagen, sondern vorleben. Und wenn sie sehen, daſs die Erfüllung derselben immer zum Vortheil führt, so begehrt es schon ihre Klugheit, denselben Weg zu wandeln. In allen haben sie Freizügigkeit, nur nicht — nach dem Schlechten hin. Dort setzt die Weltordnung ihnen Schranken. Den natürlichen Willen des Kindes soll man gütig zügeln, aber nicht ertödten. Wer nicht in die Schule gehen will, wird zu Hause gelehrt, wer nicht zu Hause lernen will, der geht in die Schule.

Und wer überhaupt nicht lernen will?

Der wird so lange liebevoll dazu eingeladen, so unablässig freundlich zur Schule geschoben, bis er annimmt. Allerdings, es ist auch ein Zwang, aber einer, den das Kind nicht merkt, der es nicht kopfscheu macht. Nie habe ich ein Kind körperlich gezüchtigt, so sind mir auch seine Fehler nie verheimlicht worden, ich sah diese Fehler und konnte ihnen nach meiner Weise entgegenwirken mit Rath und Vorbild.

Und hat das Vorbild nie versagt?

Wenn das Vorbild versagt, mein Freund, dann versagt die Gewalt erst recht. Nämlich im sittlichen Sinne, den meinen wir doch. Eine Autorität, die selbst kein Vorbild ist nach dem Rechten, wirkt geradezu demoralisierend. Die Kinder sollen sich entwickeln und ausbilden je nach Naturanlage. Jedes hat einen besonderen Charakter, jedes wählt sich einen besonderen Beruf und jedes — denke ich — füllt seine Stelle aus.

Aber wenn die Unerfahrenen rathlos sind —

Das sind sie natürlich sehr oft, dann kommen sie zu mir. Ich schreibe ihnen nicht vor wie ein Herrscher, sondern rathe ihnen wie ein Freund. Dabei wird in ihnen kein Freiheitsgefühl beleidigt, kein Trotz erweckt und selbst die eigensinnigsten Kinder, die den Befehl schlecht und mit Widerwillen erfüllen, befolgen den freundschaftlichen Rath mit Einsicht und Freude.

Zugegeben, daſs solches bei gutgearteten Kindern am Platze ist, welches Durcheinander aber im Hause, wenn jedes thut, was es will?

Jedes thut durchaus nicht, was es will, denn es merkt sehr bald, wie weit es hierin gehen darf, ohne anzustoßen und sich selbst zu schädigen. Und wenn in kleinen, harmlosen Dingen jedes seine Besonderheit hat — was verschlägts? Es macht das Haus nur mannigfaltig, es führt eine Menge Gesichtspunkte und Aufgaben ins Haus, dieses wird dadurch zu einer Welt im Kleinen, zu einer Vorbereitungsschule für die große Welt.

Wenn nun aber unter Ihren zehn Kindern ein mißrathenes wäre, das nur durch Gewalt gebändigt werden könnte, damit es den übrigen nicht zum Schaden würde?

Wenn ein miſsrathenes Kind dabei wäre, angenommen, dann wäre mit Güte allerdings nichts auszurichten, aber auch nicht mit Gewalt. Gewalt erzieht nicht, sie verhärtet. Auch bei dem Miſsrathenen ist es am besten, man überläſst ihn sich selber. Aber wohlgemerkt, nachdem man alle Liebe an ihm versucht hat.

Das harte Leben ist wohl auch keine Autorität in Ihrem Sinne, aber es hat, ich rede nicht von Arrest und Siechenhaus, doch einen erziehlichen Einfluss auch auf solche Naturen, die wir die missrathenen nennen, bei denen wir aber recht oft die misskennenden sind!

Herr Roysand, so sagen Sie mir doch, was hält bei solchen Grundsätzen Ihr Haus zusammen?

Was die ganze Welt zusammmenhält — die Liebe. Liebe macht vielleicht manches junge Herz zu heiß zu leidenschaftlichem Streite, zu begeisterter Vertheidigung persönlicher Ideale aufgelegt, aber besser ein heißes Herz, als ein kaltes. Sie sehen, mein Herr, dass meine Kinder nach allen vier Himmelsrichtungen auseinanderstreben. Sollen nur davonflattern, allemal kommen sie zurück aus Heimweh. Die Freude lockt sie davon, das Leid, wenn in ihnen oder im Elternhause eines ist, zieht sie heimwärts und je ferner sie gewesen waren, je größer ist die Liebe zu Eltern und Geschwistern gewachsen. Gewiss, es ist eine Autorität, die sie zwingt, treu und innig an den Ihrigen zu halten, dem Vorbilde der Eltern nachzustreben und den frohen ehrgeizigen Concurrenzkampf mit den Geschwistern aufzunehmen, es ist eine Autorität, die erzieht und der gehorcht wird — diese Autorität heißt Liebe.

Und woher nimmt man die Liebe?

Sehen Sie, sagte Abgeordneter Roysand, diese letzte Frage erklärt mir Ihre vorhergegangenen. Sie wissen nicht, woher die Liebe ist. Ich schweige. R.

Allerlei Denkzettel.

Von Josef Wichner.

Es genügt nicht, einem die Krücke zu nehmen; man muss auch machen, dass er gehen kann.

* * *

Die Menschen sind weit eher zum Mitleid geneigt als zur Mitfreude; es gibt sogar mitleidige Seelen, die sich heiß darnach sehnen, dass ihrem Mitmenschen ein Leid zustoße . . . nur damit sie ihn recht aus Herzenslust bedauern können.

* * *

Dichter und Baumeister sollen einander nicht ins Handwerk pfuschen; denn der eine lebt von seinen Einfällen, der andere geht daran zugrunde.

* * *

Sehr viele Mädchen verdanken ihre Zukunft der Dummheit der Männer; wenn die Männer gescheiter wären, würden jene nie Frauen, die nicht zu Hausfrauen erzogen wurden.

* * *

Viele Damen lernen offenbar nur deshalb mehrere Sprachen, um ihrem Redebedürfnisse zu genügen; eine Sprache ist ihnen zu wenig!

* * *

Wer Kinder hat, wird nochmal so alt wie der alleinstehende Mensch; denn er lebt sein eigen Leben und das seiner Kinder.

* * *

Ein Weib, die Ariadne, gab dem Theseus den Zwirnknäuel, dass er sich im Labyrinth zurechtfinde, und das war gut, weil den Weibern der Faden nie ausgeht.

Nicht umsonst weiß die Sage wohl vom Manne im Monde, nicht aber vom Weibe im Monde zu berichten; in letzterem Falle würde niemand singen: „Guter Mond, du gehst so stille!“

* * *

Es gibt Menschen, die gleichen den Saiteninstrumenten: man muss sie fortwährend „aufziehen“, sonst sind sie verstimmt.

* * *

Kinder sind das lebendige Gewissen der Eltern; diese können sich vor ihnen nie genug inacht nehmen.

* * *

Manch ein Sarg verdient die gleiche Überschrift wie etwelche Postsendung, nämlich: „Verschiedenes ohne Wert“.

* * *

Die Vegetarianer sterben jedenfalls am leichtesten, weil sie gerne ins Gras beißen.

* * *

Der Mensch stammt nicht vom Affen ab, wohl aber der Affe vom Menschen, wenn er nämlich des Guten zuviel gethan hat.

* * *

Vergiss nie, wem du gehörst: Gott, dem Vaterland und deinem Volke und als Mensch deinen Brüdern!

* * *

Letzthin begrüßte mich eine zwanzigjährige Schöne: Küss d' Hand! . . . da fühlte ich, dass ich alt werde.

* * *

Das „Erkenne dich selbst!“ am Tempel zu Delphi war ein bewunderungswürdiger Kniff der Priester; da kehrten die Weisen wieder um und die dummen Kerle waren leicht anzuschmieren.

* * *

Das Edelweiß findet man nicht bei den Edelleuten, sondern bei den Bauern.

* * *

Mit den Frauen hat's eine ähnliche Bewandnis wie mit den Zwiebeln... wer mit ihnen zu thun hat, muss weinen und hat sie doch gerne.

* * *

Wie glücklich die Vögel doch sind, da die Natur den Weibchen die Stimme versagt hat!

* * *

Es gibt Menschen, die sind furchtbar in ihrem Hasse, aber noch furchtbarer in ihrer Liebe.

* * *

Wer viel spricht, ist dumm, wer viel schweigt, scheint dumm: lieber will ich dumm scheinen als dumm sein.

Poetenwinkel.

Unbewusstes Thun.

Die Quelle rinnt und weiß es nicht,
Wohin sie geht;
Der Garten blüht und weiß es nicht,
Dass er in Blüten steht;
Der Sturmwind braust und weiß es nicht,
Wohin er jagt:
So spricht der Mund und weiß oft nicht,
Was er — gesagt.

F. Gschmeidler.

Zwei Seelen ...

Zwei Seelen von gleichem Feuer,
Zwei Herzen von gleichem Schlag,
Die bleiben sich ewig theuer,
Was immer auch kommen mag.

Wo aber äußerer Flimmer
Zwei Menschen im Leben vereint,
Die nur ein täuschender Schimmer
Des Glücks verlockend bescheint.

Da welken die Knospen der Liebe
Bevor sie noch aufgeblüht,
Und alle sinnlichen Triebe
Sind balde, balde verglüht.

Nur einmal können wir walten
Im Segen oder im Fluch,
Drum sollen wir froh gestalten
Das Leben nach diesem Spruch:

Zwei Seelen von gleichem Feuer,
Zwei Herzen von gleichem Schlag,
Die bleiben sich ewig theuer,
Was immer auch kommen mag.

Hans von der Schwarzau.

Ohne Liebe.

Was ist all dein Ringen, Streben,
All dein Kampf und Leiden wert
Ohne Liebe, die das Leben,
Sonnig überstrahlt, verklärt?

Deine Arbeit, deine Mühe,
Deine Lust und deine Pein? —
Nicht ein Thau der Frühlingsfrühe,
Nicht des Regenbogens Schein.

Nicht ein Hauch des Maienwindes,
Der in jungen Blüten rauscht,
Nicht das Lächeln eines Kindes,
Das dem Märchenmunde lauscht.

Nicht der Zauber eines Liedes,
Einer einz'gen Blume Pracht —
Nur ein banges, leidenmüdes
Sterben einsam in der Nacht.

Hans Mittendorfer.

Und weiter braust der Zug.

Es blitzen die Laternen
Der alten grauen Stadt.
Er denkt der Zeit, der fernen,
Vom Leben müd' und matt.

Hier hat er es genossen,
Das jugendtolle Glück.
Die Zeit, sie ist verflossen
Und kehrt nicht mehr zurück.

Er denkt der schönen Stunden
In frohem Freundeskreis.
Die Zeit, sie ist entschwunden,
Die Haare werden weiß.

Auf jener Höhe droben
Das alte Haus noch steht.
Der Kreis, er ist zerstoben,
Die Jugendlust verweht.

Er konnte nichts erreichen
Und nahm so hohen Flug! —
Es schallt das Glockenzeichen,
Und weiter braust der Zug.

Franz Floth.

Warum es in den Bergen so viel regnet.

Von Friedrich Bierlein.[1])

Abend war es, als ich unter strömenden Regen der traulichen Villa zueilte. Die wohlgezählten 111 Stufen beim Hotel „Vier Jahreszeiten" zu Berchtesgaden herunter, über den Bahnhofsteg hinweg zur Adelgundenbrücke und dann unter die schützenden, herrlichen, alten Bäume der Straße nach Königssee.

Vom „Lesezimmer" kam ich, vollgepfropft von geistiger Ausbeute; aber die Ohren klangen mir noch von den Klagen, die ich dort hatte hören müssen; es war des Jammerns kein Ende gewesen ob des langen, traurigen, schnöden Regens.

Auf einmal schritt vor mir ein kleiner, vierschrötiger Bursche her.

Ich holte ihn ein und band mit ihm an.

Und dabei kam es zu folgendem Zwiegespräch:

„Wo gehst denn hin, Kleiner?"

„Zu mei'm Vatta!"

„Wem gehörst denn?"

„Mei'm Vatta!"

„Wer ist den nachher dein Vatta!"

„Der Watzmann!"

„Potz Blitz! Oho!" sagte ich darauf.

Er schaut mich sehr kritisch an.

„Glaubst's vielleicht net?" meint er dann; „kennst net die Ansichtskarten, wo die „Watzmannfamilie" drauf is? Wartet nur, ihr braucht uns nicht zu uzen! Uns hinmalen wie kleine dicke Russen! Und dem Vatta a Pelzmützen aufsetzen! Und hinten purzelt einer 'nunter, als wenn ihn der Vatta 'nunterg'worfen hätt'! Als wenn mir Jemandem was thäten! Mir! Aber wartet nur" — der kleine Kerl wurde ganz erregt und gestikulierte lebhaft darauf los — „mir mögen nimma, mir thun nimma mit! Grad schütten soll's, was vom Himmel schütten kann!"

Jetzt wurde ich neugierig.

Am Ende wußte der kleine Kerl die Ursachen des gegenwärtigen Landregens.

---

[1] Geschenke des Abends. Gesammelte Skizzen von Friedrich Bierlein. Wesel. Karl Hermann Düms.

„Du, Kleiner", fing ich an, „sag' mir doch, weshalb regnet es denn gar so lang? Wir Berchtesgadener und Königsseer und Schönauer und wie die Landschaften um euch herum alle heißen, wir vergehen schier vor Regen und werden fast tiefsinnig!"

„Is eh recht!" knirschte er, „is eh recht! Mit uns Bergen thät alles grad, was es möcht! Alle Jahre schreibens in die Zeitungen: „Die Berge haben wieder mehrere Opfer verlangt!" Als wenn mir Opfer wollten! Mir!" (Er legte in dieses „mir" eine Skala von Entrüstung, Schmerz und Ironie.) „Wenn die Leut' zu unvorsichtig beim Steigen sinn, dann heißt's, mir wollen ein Opfer! Wenn sie net aufpassen, san mir schuld! Als wenn mir dafür könnten, dass uns der Herrgott so g'schaffen hat, dass net alle aufi können und, dass wenn einer zu verwegen is, er abifallt! Der Vatta sagt eh imma, es is a Wunder, dass net mehr passiert! Dass sie net auf der „Mittelspitz" Schuhplattln thäten, fehlt grad noch, so verrückt san manche, wenn s' droben san. Statt dass sie sich ruhig hinstellen und schauen, schauen und vielleicht die Händ' falten thäten!"

Er athmete tief auf — es kam ihm vom Herzen, was er sagte.

Ich musste ihm ja Recht geben; aber was hatte das mit dem Regen zu thun?

„Das stimmt alles", entgegnete ich; „wieso hängt denn das aber mit dem Wetter zusammen? Und was soll das heißen, ihr möget nimmer mitthun?"

„Du bist net neugierig", antwortete der kleine Kerl schnippisch, „aber sagen muss ich's doch einmal ei'm von euch! Dass ihr's wüsst: mir lassen tüchti regnen! Tüchti! Der Untersberg und der Göll hab'n rübertelephoniert, dass sie auch nimmer mögen und tüchtig regnen lassen! Da is neulich in die Zeitung hineindruckt worden, wie in Berchtesgaden a Fest g'wesen is, dass der Watzmann, mei Vatta, nach zwei Tagen no Freudenthränen vergossen hätt', weil das Fest so schön soll g'wesen sein! I bitt di, mei Vatta und Freudenthränen! Des reimt si! Mit uns Bergen treiben's zuletzt noch Schindluderles! Mir wollen net in die Zeitung hinein! Mir san ehrliche Leut, mir vom Watzmann! Kreuz—"

Ich packte ihn beim Arm.

„Nicht fluchen, Kleiner, das steht dir wirklich gar nicht! Sag mir lieber noch, wie ihr das macht, dass es in einem fort gießt?"

Er lachte grimmig in sich hinein.

„Des is sehr einfach: da telephonieren mir dem Untersberg und dem Göll und unserm Nachbar, dem Hochkalter — die Kleinen haben eh keinen Telephon — sie soll'n jed's Wölkle, des am Himmel is, anziehen und festhalten. Und wo ein Wölkle hingeht, da laufen die andern gleich nach — und in ein paar Minuten is der schönst' Landregen ferti! Aber" — er kraute sich hinterm Ohr, — „jetzt kenn' i mi bald selber nimma aus! I glaub' mir hab'n z'viel Wölkle derwischt! Auf der Österreicher Seiten san no schiach viel Wolken — bis die all' ausg'leert san" —

„Da regnet es wohl noch lange?" jammerte ich ihn an. „Schau, es ist ja trostlos, alle Tage nichts als Regen und nichts als Regen zu sehen. Wir Sommerfrischler spüren allerdings elende Frische, aber nichts vom Sommer! Berchtesgaden ist ja recht schön, sehr schön sogar, aber für einen Landregen selbst in Berchtesgaden können wir uns nicht recht begeistern. Curhaus, Curcapelle, Wandelbahn und wie die Curhaus-Annehmlichkeiten sonst noch heißen, harren hier leider erst der Verwirklichung — was sollen wir also anfangen? Siehst, Kleiner, grad komm' ich vom Lesesaal, statt dass ich dir tagsüber einen Besuch gemacht hätte! Könntest denn nicht die Wölkle auf der Österreicher Seite drüben lassen oder hinunterstoßen? Wir haben jetzt schon gesehen, was ein Landregen in Berchtesgaden ist. Geh zu,

Kleiner — wie heißt du denn eigentlich? — Thu mir den Gefallen und schieb die Regenwölkle hinüber zu den Österreichern, ja?"

Der Kleine sah mich nach dieser langen Rede durchdringend an. „Is ja recht menschenfreundlich der Wunsch!" sagte er. „Übrigens, i heiß Wasso — dass du's weißt. Aber schau — warum kommt Ihr denn alle jetzt im Juni scho? Im September und October is imma 's schönste Wetta. Im Mai klettern's scho zu uns aufi, wenn mir no mitten im Schneeräumen san! I that halt warten, wenn i an Eurer Stell' wär! Schauch eine im Herbst — wirst's eh selber merken!"

„Was hilft mich das, Wasso?" klagte ich. „Es kann halt nicht jeder im Herbst kommen. Meinst nicht, dass es bald besser Wetter werden könnt'? Dann thät' ich dich besuchen — und mit meinem Benehmen auf der Mittelspitze sollst auch zufrieden sein können! Geh', Wasso!"

Da blieb er mitten auf dem Weg stehen, reichte mir die weiße, weiche Hand und sagte:

„I' will' mit mei'm Vatta red'n! Vielleicht hilft's was!"

Und verschwunden war er — — — —

Nun hat Wasso offenbar Wort gehalten und seinen Watzmann-Vatta um besseres Wetter gebeten. Ihm sei eine Dankes-Hekatombe geweiht!

Steirisches

vom alten Zither- und Hackbrettmann.

Schlechts Geld.

A Groschn hot drei Kreuzer ghobb,
Und ih hon a treu's Dirndl ghobb.
Und 's Dirndl, 's treui Dirndl hot
Gonz hoamler a drei Büabla ghobb.
A Groschn is a schlechtes Geld,
Und dena noh drei Kreuzer wert,
A Dirndl, däs drei Büabla hot,
Is — gor nix wert.

Schreibfedern.

Ih hon mei leppa scha viel gschriebn;
Und wos ih mit dem Zeug hon triebn!
Und bol is 's zdumm und bol is 's zschlecht,
Und bol is s dem und dem nit recht.
Ich glaubs nit, dass ih rappeln sult,
Ih moan holt, as sein d Federn Schuld.
Ma kriagg wul grechn koani ah,
De oan grod recht für d Finger wa.
Versuach ihs mit an Ganselstiel,
So schnoderls lei in Leutn zviel,
Und mocht dar aus a Kloanigkeit
A Gschroa daher für longi Zeit.
Und nim ih d Federn von a Taubn,
So muaß ma's Schnobeln ihr derlaubn.
Und is s aus Stohl, is s ah nit guat,
Weils gor ja krotzt und stechn thuat.
De hot da so a schorfi Schneid,
Daß an iada Leser auweh schreit.

Bücher.

Über Franz Goldhanns Alpenbüchlein schreibt der „Tagesbote aus Mähren“: **„Alpenzauber“.** Naturbilder und Wanderskizzen von Franz Goldhann. Verlag von Friedr. Irrgang. Das Buch des jungen Autors, eines Verwandten des verewigten Dichters Dr. Ludwig Goldhann, hat nach seinem Erscheinen im Vorjahre in literarischen Kreisen lebhaftes Interesse erweckt. Die deutsche Presse zollte dem Werke in reichem Maße Anerkennung, die Blätter heben einmüthig die vollendete Meisterschaft hervor, die der Verfasser bei der Schilderung von Land und Leuten bekundet, und sind einig darüber, dass dieses von Poesie durchhauchte Bändchen wertvoller ist, als manches umfangreiche Reisewerk. Die lebhafte Nachfrage nach dem interessanten Buche hat es bewirkt, dass dessen erste Auflage nahezu vergriffen ist und eine zweite Auflage vorbereitet wird. Das Werkchen ist freundlicher Beachtung und Würdigung wert.

Leoben. Wanderung durch Stadt und Umgebung nebst geschichtlichen Streifzügen von Dr. Max Reich. (Ludwig Nüßler. Leoben. 1901.) Ein treffliches Handbuch für Freunde der schönen Bergstadt und deren herrlicher Umgebung. Mit einem guten Situationsplan, in dem auch die angrenzenden Ortschaften miteinbezogen sind.

Büchereinlauf.

Brave und schlimme Frauen. Moderne Geschichten von Paul von Schönthan. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Neue Ausseer G'schichten von Hans Fraungruber. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Weinlandler Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich von J. G. Frimberger. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Juda, der Unberühmte. Roman von Thomas Hardy. Aus dem Englischen von A. Berger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Im Spiel der Sinne. Novellen von Marie Stona. (Breslau. Schlesische Verlagsanstalt.)

Das neue Dorf. Schauspiel von Josef Hafner und Oskar Weilhart. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Um den Schreckenstein. Eine Dichtung aus der Hussitenzeit von Bruno Schönfelder. (Varel. Ad. Allmer's Verlagsanstalt.)

Wellenträume. Von E. O. Hörsting. (Leipzig. G. Gräbners Verlag. 1901.)

Von Fried. Benz sind **„Ausgewählte Gedichte“** und vom gleichen Autor: **„Dunkle Wege“** in 2. Auflage im Verlag Schröder, München. erschienen.

Allerlei Ernstes und Heiteres. Von Otto Klein. (Braunschweig. Richard Sattler. 1901.)

Wald und Feld-Brevier. Ein Schock Liebeslieder. Wien. L. W. Seidel und Sohn.)

„Burenlieder“ von Rudolf Bunge. Dem tapferen Heldenvolke und seinem würdigen Staatspräsidenten gewidmet. (Dresden. E. Pierson's Verlag.)

Ich werde nicht sterben sondern leben! Festpredigt von Heinrich Roehling, evangelischen Pfarrvicar in Graz. (Graz. Commissionsverlag von Franz Pechel. 1901.)

Grundriss der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Ein Leitfaden für den altkatholischen Unterricht von Wilhelm Schirmer. (Münster Advena.)

Ernstes und Heiteres für die Jugend. Ausgewählt von Fr. Wiesenberger. (Linz. Lehrerhausverein. 1901.)

Katzensilber. Erzählung von Adalbert Stifter. (Linz. Lehrerhausverein. 1901.)

Englands Politik und die Mächte. Von Prof. Dr. Graf Du Moulin-Eckart. (München. J. F. Lehmann's Verlag.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft im Format von 45:30 cm mit ca. 24 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Heft IV 20 Folioseiten und 2 Doppelseiten, Heft V 24 Folioseiten. (München. Vereinigte Kunstanstalten A.-G.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Blatt 7 bis 12. (München. Der Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.**

Postkarten des „Heimgarten“.

J. H. W., Dresden. Wenn ein fremdes Literaturwerk in die Worte unserer Muttersprache übersetzt wird, so glauben wir es schon zu verstehen. Und wir verstehen es nicht. Es müsste denn auch in unseren Vatersgeist übersetzt werden. Und das kommt selten vor. Das würden die Schulmeister eine „schlechte“ Übersetzung nennen. Was jedoch sein müsste: Ein Werk so zu übertragen, umzuformen, anzupassen, dass das Allgemeine desselben auf uns, die Fremden, genau dieselbe Wirkung erzielte, als es in seiner Ursprache auf sein Volk geübt hat. Deshalb ist es nicht genug, dass der Übersetzer Sprachkundiger ist, er muss auch Geist- und Herzenskundiger, er muss Dichter sein. Nun ahnen Sie wohl, weshalb wir Ihre Übersetzungen nicht brauchen können.

R. G., Mürz. Lyrische Gedichte, wie: „Ich bereue nichts“, sind Stimmungen. Solche haben auch ihre Berechtigung ausgesprochen zu werden. Es wäre eine Art Fälschung des Poeten, wenn er nur immer seine „Tugenden“ hervorkehren, seine gegentheiligen natürlichen Anwandlungen stets verschweigen wollte. Übrigens müssten gerade Protestanten, die an Prädestination glauben, für „Ich bereue nichts“ eine Entschuldigung haben.

A. A., München. Gegen den Vorwurf der „Vielschreiberei“ vertheidigt sich ein geborner Schriftsteller nicht. Nur in des Dilettanten Belieben steht es, viel oder nicht viel zu schreiben.

B. L., Wien. Das missverstehen Sie. Ich denke immer, das Wort „büßen“ komme von „bessern“. Thuet Buße, thuet Besserung. Daraus schon ersieht man, dass es nicht mit Beten, Fasten, Kasteiung und anderer Art Ascese abgethan ist. Christliche Buße ist ein positives Sichbessermachen, eine thatsächliche Werterhöhung der Person für andere und für sich selbst.

W. J., Wien. Im Verlage von Otto Hendel in Halle a. S. erscheint die ausgezeichnete „Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes“, in der Sie Ihr Buch finden.

An unsere geehrten Leser!

Mit diesem Hefte vollendet der „Heimgarten“ seinen 25. Jahrgang — ein in Österreich bei Monatsschriften nicht oft vorkommendes Ereignis.

Der „Heimgarten“ trachtete seinen Lesern stets vom Besten das Beste zu bieten und wird dies auch in der Folge so halten. Rosegger gibt im „Heimgarten“ was er hat und was er ist und soll in fortwährender Entwickelung auch der nächste Jahrgang dem Ideale einer Volks-Zeitschrift entsprechen.

Von dem Gründer und langjährigen verdienstvollen Leiter dieses Blattes geben wir diesem Hefte das wohlgetroffene, neueste Porträt Roseggers mit dessen Facsimile bei und glauben dadurch einem von vielen Lesern vielleicht schon lange gehegten stillen Wunsche zu begegnen.

So wollen wir denn mit neuem Muthe und mit Zuversicht weiter arbeiten und hoffen, unseren geehrten bisherigen Lesern, sowie manchem neuen Leser im 26. Jahrgange unseres „Heimgartens“ zu begegnen.

Die Verlagshandlung „Leykam“.

(Geschlossen am 15. August 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 042855534

Digitized by Google

Digitized by Google